DEUTSCHLAND IM ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERT

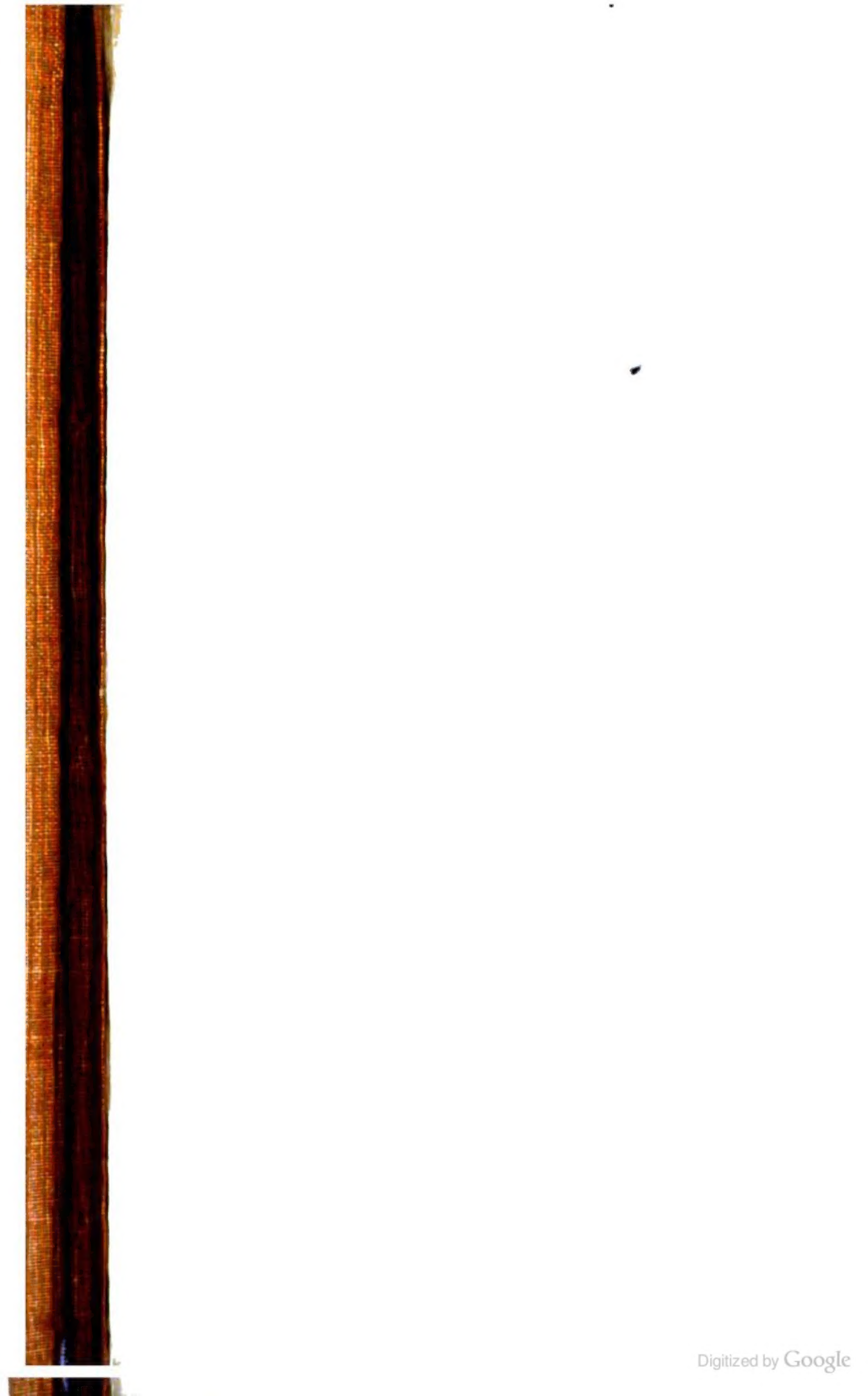
Karl Biedermann






REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA





Deutschland

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Biedermann,

Ordentlichem Honorarprofessor an der Universität Leipzig.

Zweiter Band.

Geistige, sittliche und gesellige Zustände.

Erster Theil: Bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1740).

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Leipzig,

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1880.

Deutschlands

Geistige, sittliche und gesellige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Biedermann,

Ordentlichem Honorarprofessor an der Universität Leipzig.

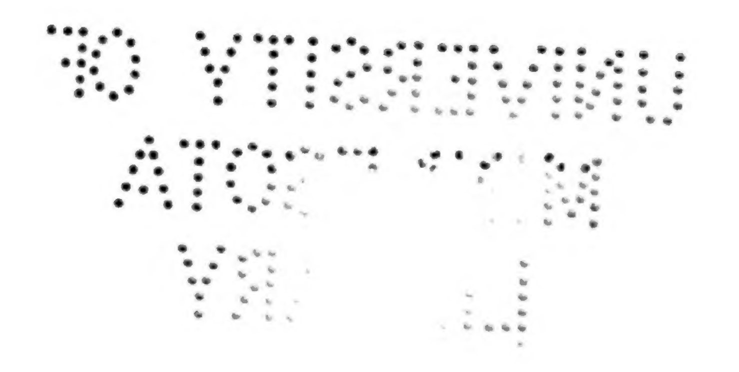
Erster Theil: Bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1740).

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Leipzig,

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1880.



Vorrede zur ersten Auflage.

Es mag ungewöhnlich sein, dem zweiten Bande eines Werkes, das schon bei seinem ersten Erscheinen durch eine Vorrede eingeführt wurde, nochmals eine solche mit auf den Weg zu geben. Dennoch kann ich diese neue Abtheilung meines „Deutschland im 18. Jahrhundert" nicht ohne einige begleitende Worte hinausgehen lassen.

Vor allem fühle ich mich verpflichtet, die ungewöhnlich lange Verspätung dieser Fortsetzung meines Buches zu rechtfertigen. Zum Theil tragen äußere, persönliche Umstände daran die Schuld. Meine Uebersiedelung von Leipzig hierher, der Eintritt in ganz neue Verhältnisse, die Uebernahme einer, der strengeren wissenschaftlichen Sammlung nicht immer günstigen Berufsthätigkeit — alles dies brachte mancherlei Störungen in den Fortgang meiner Arbeiten; wie sehr ich auch andererseits dankbar anerkennen muß, daß eben diese Veränderung meiner Lebenslage, sammt den vielen anregenden und wohlthuenden Beziehungen, in welche ich dadurch versetzt ward, wesentlich dazu beigetragen hat, mir die zur Vollendung der so schwierigen Aufgabe erforderliche geistige Frische und Ausdauer zu bewahren.

Der Hauptgrund jedoch des verzögerten Erscheinens dieses zweiten Bandes liegt in der Natur des Unternehmens selbst, dessen Schwierigkeiten, schon beim ersten Bande nicht gering, doch erst bei diesem zweiten in ihrer ganzen, von mir selbst im voraus nicht so geahnten Größe hervortraten. Was zunächst die Beschaffung des Materials betraf,

so war zwar hier auf manchen Gebieten mehr, als beim ersten Bande, vorgearbeitet; dagegen fehlte es auf anderen und gerade den wichtigsten — so namentlich in Bezug auf das sittliche, geistige, häusliche und gesellige Leben der bürgerlichen Stände oder der sogenannten Mittelklassen — beinahe an allen nur irgend ausreichenden und zuverlässigen Unterlagen zur Feststellung allgemeingültiger culturgeschichtlicher Resultate.

Ich habe keine Mühe gescheut, die Lücken, welche in dieser und andern Beziehungen die bisherigen Forschungen gelassen hatten, soviel möglich durch Zurückgehen auf Geschichtsquellen erster Hand auszufüllen. Ich habe eine ziemliche Anzahl Chroniken von großen und kleinen Städten durchgemustert. Ich habe Lebensbeschreibungen, Briefwechsel und Tagebücher, gedruckte und ungedruckte, soviel ich deren nur habhaft werden konnte, studirt. Ich habe bewanderte Kenner dieses Literaturfaches um Rath gefragt, und ich verfehle nicht, den geehrten Vorständen und sonstigen Beamten der Bibliotheken von Leipzig, Dresden, Göttingen, Weimar, Jena und Halle, sowie des Germanischen Museums in Nürnberg, hiermit meinen aufrichtigsten Dank für die Bereitwilligkeit abzustatten, womit sie bei meinen Nachforschungen mich unterstützt und die Benutzung der ihnen anvertrauten Schätze mir erleichtert haben. Ich bin endlich so weit gegangen, in öffentlichen Aufforderungen Alle, die im Besitze urkundlicher Quellen der angedeuteten Art sich befänden, um Mittheilungen daraus für meine Zwecke zu ersuchen. Aber weder auf diesem Wege — obwol einzelnes Brauchbare mir zugegangen ist, wofür den freundlichen Einsendern ich mich tief verpflichtet bekenne —, noch auf jenen früher bezeichneten hat es mir gelingen wollen, mehr als unzureichende und unzusammenhängende Notizen über den fraglichen Gegenstand zu gewinnen.

Hoffentlich glückt es dem Verein für deutsche Culturgeschichte (dessen Inslebentreten und fröhliches Gedeihen mir zwar keine materielle Förderung mehr für diesen, schon zu weit vorgerückten Theil

meiner Arbeit, wohl aber einen erwünschten Sporn zur rüstigen und freudigen Vollendung desselben darbot), durch gemeinsame Anstrengungen das zu erreichen, was dem einzelnen Schriftsteller, auch bei noch so redlichen Bemühungen, immer unerreichbar bleiben wird, und somit künftigen Arbeiten ähnlicher Art die Mittel größerer Vollständigkeit und Anschaulichkeit culturgeschichtlicher Darstellungen zu gewähren, deren ich mich bei meiner Arbeit nur zu häufig beraubt sah.

Nicht geringer, als die der Herbeischaffung, waren die Schwierigkeiten der Anordnung des Materials. Was bei dem ersten Bande ausreichend und zweckmäßig erscheinen mochte, die einfache Gruppirung der verschiedenen Seiten des Culturlebens nach einzelnen Abschnitten, mit leichten Andeutungen ihres Zusammenhanges untereinander, das konnte hier nicht genügen. Vielmehr galt es hier, bei der Schilderung des geistigen Lebens der Nation, vor allen Dingen das Entwickelungsgesetz aufzufinden und anzuwenden, kraft dessen sich dieses Leben als eine organische Einheit, als ein stetiger Fluß, kurz, eben als etwas Lebendiges darstellt. Es konnte mir nicht beifallen, etwa nur eine Nebeneinanderstellung der kirchlichen, wissenschaftlichen, literarischen und sonstigen Culturerscheinungen jener Zeit, nach einzelnen Gebieten gruppirt, zu geben; es konnte mir ebensowenig beifallen, blos chronologisch zu verfahren und die ganze Masse verschiedenartigster Aeußerungen des Culturlebens, etwa von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, in ihrer ganzen Breite und ihrer zum Theil gleichförmigen Wiederkehr auseinanderzulegen. Vielmehr glaubte ich als die wahre Aufgabe einer culturgeschichtlichen Darstellung das zu erkennen, daß sie die Mannigfaltigkeit der vielen innerhalb einer und derselben Zeit sich theils kreuzenden, theils verbindenden Lebensrichtungen ebensowol in ihrem organischen Zusammenhange, wie nach der besonderen Eigenthümlichkeit jeder einzelnen, ebensowol nach ihrem Hervortreten und ihrem beherrschenden Einfluß in einem bestimmten Zeitpunkte, wie in ihrem Fortwirken und gleichsam Mittönen neben anderen her auch in den übrigen

Abschnitten der ganzen Periode, klar zu erfassen und anschaulich zu schildern wisse, — so ungefähr, wenn mir dieses Bild gestattet ist, wie das geübte Auge des Schiffers auf dem Rheine die einzelnen Nebenflüsse, die sich in den großen Hauptstrom ergießen und darin verschmelzen, noch eine Zeit lang jeden in seiner eigenthümlichen Färbung und Strömung zu erkennen glaubt, oder wie in einem Musikstücke die verschiedenen Stimmen und Tonweisen eine nach der andern ein- und hervortreten, alle aber mit einander zu einer großen Harmonie zusammenklingen.

Ob es mir gelungen ist, diesen Gedanken in meiner Arbeit zu verwirklichen, darüber steht mir kein Urtheil zu; daß aber nur auf diesem Wege das Ziel einer wahren, ihrer Idee entsprechenden Culturgeschichtschreibung zu erreichen sei, das ist meine feste Ueberzeugung.

Jenes oberste Entwickelungsgesetz nun, welches wie ein rother Faden sich durch die ganze Reihenfolge culturgeschichtlicher Gestaltungen hindurchzieht und dieselben zu einer organischen Einheit verbindet, bot sich mir für die vorliegende Periode ungesucht und in augenfälligster Weise dar. Es ist das Wiederaufstreben des deutschen Geistes aus dem Zustande der Unselbständigkeit, Unnatur und Verkümmerung, worin er durch ein einseitiges Kirchen- und Gelehrtenthum lange Zeit gehalten worden war, zu neuer Frische, Thätigkeit und freier Bewegung. Es ist zugleich die Wiedererhebung des bürgerlichen Elementes zu selbständigem Dasein und Bewußtsein — gegenüber dem aristokratischen, welches nicht blos sich selbst, sondern auch das Bürgerthum, ja die ganze Nation in geistiger und sittlicher Hinsicht in eine ebenso entwürdigende, als entnervende Abhängigkeit vom Auslande gestürzt hatte.

Um diesen Fortschritt recht anschaulich zu machen, mußte ich zuvor die ganze Trostlosigkeit des Zustandes geistiger und sittlicher Verbildung schildern, worin das deutsche Volk sich lange Zeit befunden hatte. Ich mußte zurückgehen bis zur Reformation, um das allmälige Herabsinken des deutschen Nationallebens von der Höhe, die es dort erreicht hatte, zu schildern — bis zu jener tiefsten Stufe der Erniedrigung, worin wir dasselbe in und nach dem dreißigjährigen Kriege erblicken. Ich mußte

von da an, dem Gebote der Thatsachen nachgebend, die ganze Nation in zwei große Klassen zertheilen, deren eine — Höfe und Adel — gänzlich versunken in ausländischer Sitte oder vielmehr Sittenlosigkeit und gänzlich abgewendet von den Fortschritten nationaler Bildung, gleichsam abgelöst von dem eigentlichen Nationalkörper erscheint, während die andere — der Rest der Nation — theils in träger Erstarrung, ohne Leitung und ohne inneren Schwung, ein dumpfes Dasein führt, theils dem verlockenden Beispiele der höheren Klassen unterliegt. Ich mußte sodann die Elemente des wiedererwachenden nationalen und bürgerlichen Bewußtseins aufsuchen, und ich fand dieselben zunächst in der Neubelebung des wissenschaftlichen Geistes, insbesondere auf den Gebieten der sogenannten exacten Wissenschaften und der Philosophie; ich fand sie nach einer andern Seite hin in der Umgestaltung des religiösen und sittlichen Lebens durch die Pietisten; ich fand sie weiter in der Ausbreitung dieser wissenschaftlichen und religiös sittlichen Bewegung in immer weiteren Kreisen des Volkes; ich fand sie endlich in den Anfängen einer neuen, natürlicheren und lebenswärmeren Poesie. Ich habe diese verschiedenen, zu dem geistigen Culturfortschritte des deutschen Volks zusammenwirkenden Richtungen um einzelne hervorragende Persönlichkeiten, als ihre Träger und Vertreter, gruppirt und so die Charakteristiken eines Leibnitz, Spener, Thomasius, Wolf, Gottsched zu Mittelpunkten der einzelnen Abschnitte gemacht.

Zuletzt endlich habe ich versucht, das gemeinsame Ergebniß aller dieser Culturbestrebungen zu einer Gesammtanschauung der Bildung und Gesittung des deutschen Volkes, namentlich aber des häuslichen und geselligen Lebens der Mittelklassen, als des von jetzt an wieder entschiedener in den Vordergrund tretenden Theils der Nation, zusammenzufassen und damit die Schilderung dieser ersten Periode des geistigen Lebens Deutschlands im 18. Jahrhundert, die ich bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen (1740) erstrecke, abzuschließen.

Diese kurze Uebersicht des Stoffes, den ich zu verarbeiten hatte, und des Ganges, den ich genommen, wird die Schwierigkeiten deutlich

machen, die dabei zu besiegen waren. Nicht weniger bot deren die Darstellung des Einzelnen dar. Wer jemals den Versuch gemacht hat, wissenschaftliche, philosophische, theologische und ähnliche Resultate in allgemeinfaßlicher und womöglich anziehender Form für Nichtgelehrte darzustellen, wird leicht ermessen können, welche Arbeit es war, die Speculationen eines Leibnitz und Wolf, die Gegensätze zwischen Pietismus und Orthodoxie, zwischen Reformirten und Lutheranern, oder die literarischen Kämpfe Gottsched's und der Schweizer nicht blos jenes gelehrten Anstrichs zu entkleiden, welcher den Laien zurückschreckt oder ermüdet, sondern sie auch aus der Abgeschlossenheit, worin die fachwissenschaftliche Behandlungsweise dergleichen Themata zu halten pflegt, herauszulösen und unter den höheren und allgemeineren culturgeschichtlichen Gesichtspunkt zu bringen.

Diesen so großen und so vielfältigen Anforderungen, welche die Natur meiner Aufgabe an mich stellte, habe ich nach besten Kräften zu entsprechen versucht. Ich kann versichern, daß kein einziger Abschnitt dieses zweiten Theiles meines Werkes anders, als nach drei- bis vierfacher, mancher erst nach sechs-, acht-, ja noch mehrmaliger Ueberarbeitung dem Drucke übergeben worden ist. Sollte dennoch, wie ich freilich wol fürchten muß, das angestrebte Ziel immer nur annähernd und unvollständig erreicht erscheinen, so wird eine billige Beurtheilung nicht meinen guten Willen, sondern die Schwierigkeiten des Unternehmens selbst und die Unvollkommenheit alles Menschlichen dafür verantwortlich machen.

Und so übergebe ich denn vertrauensvoll dem Publicum und der Kritik auch diesen zweiten Theil eines Werkes, dessen erster Theil bei Beiden eine so freundliche, weit über all mein Erwarten günstige Aufnahme gefunden hat. Begründete Ausstellungen und sachkundige Rathschläge werde ich gern und dankbar entgegennehmen und für die weitere Fortsetzung meiner Arbeit gewissenhaft benutzen, wie ich dies auch schon in diesem Theile mit manchen Winken der Kritik beim ersten Bande gethan habe. Die Culturgeschichte ist eine noch so junge Wissen-

schaft, daß selbst die älteren Meister derselben sich in Bezug auf das Material wie auf die Methode als keineswegs schon fertig, vielmehr der Vervollkommnung fähig und daher auch fremder Unterstützung und Belehrung zugänglich werden bekennen müssen — um wieviel mehr wir jüngeren!

Als ich — vor mehr als drei Jahren — die Vorrede zum ersten Bande schrieb, durfte ich die culturgeschichtliche Behandlung unserer vaterländischen Vergangenheit nur erst als ein noch in seinen Anfängen stehendes, obschon hoffnungsreiches Beginnen bezeichnen. Heute dagegen ist die deutsche Culturgeschichte, wenn auch in ihrer Entwickelung noch immer mangelhaft und manches weiteren Fortschrittes bedürftig, doch nach ihrer Idee und ihrer Bedeutung beinahe allseitig und ausnahmelos anerkannt und gewürdigt. Ich hoffe und wünsche, daß dieses fortgeschrittene Bewußtsein über Wesen und Aufgabe der Culturgeschichte auch in der vorliegenden Fortsetzung meiner Arbeit, im Verhältniß zu deren erstem Theile, überall erkennbar sei!

Weimar, am 11. November 1857.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erster Abschnitt. Allgemeine Physiognomie der Gesellschaft in Deutschland am Anfange des 18. Jahrhunderts. — Schroffe Absonderung der vornehmen Stände von den bürgerlichen Klassen in Bildung und Sitte, und theilweiser Verfall der letzteren. — Rückblick auf die Entwickelung dieser Zustände von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege 3

Allgemeine Charakteristik der beiden Elemente der Gesellschaft in Deutschland am Anfange des 18. Jahrhunderts 3
Die vornehmen Kreise 3
Die bürgerlichen Stände 4
Das Verhältniß beider Klassen zu einander in älterer Zeit 4
Ansehen und Einfluß des reichsstädtischen Bürgerthums vom 13. bis ins 16. Jahrhundert 5
Wachsende Macht des Gelehrtenstandes 5
Bürgerlicher Charakter der Reformation 6
Gleichartigkeit der sittlichen Zustände bei den verschiedenen Klassen der Gesellschaft in der damaligen Zeit 6
Wetteifer der vornehmen Stände mit den bürgerlichen in Bildung und Gelehrsamkeit 7
Beginnende Sonderung der Stände 7
Einfluß der veränderten politischen Machtverhältnisse der Fürsten auf ihre gesellschaftliche Stellung zum Volke 8
Entstehung eines Hof- und Beamtenadels 8
Verminderter Einfluß der Theologen an den Höfen 8
Wachsender Verkehr deutscher Fürsten mit auswärtigen Höfen 10
Reisen ins Ausland 10
Anfängliche gute Folgen dieser Reisen 12

Seite
Fortdauernde Einfachheit vieler deutscher Fürstenhöfe bei gesteigerter Bildung . . . 14
Allmälige nachtheilige Einwirkungen des Verkehrs der vornehmen Klassen mit dem Auslande . . . 16
Erschlaffung des Geistes der bürgerlichen Stände . . . 17
Sinken der Macht und des Ansehens der Reichsstädte . . . 18
Verschlechterter Zustand der Universitäten. Trennung des Gelehrtenstandes vom Volke . . . 18
Entartung der Religion: in den protestantischen Ländern; . . . 19
in den katholischen . . . 19
Einreißende Sittenverderbniß . . . 20
Zurücktreten der volksthümlichen Kunst . . . 22
Spuren noch erhaltener Selbständigkeit des bürgerlichen Geistes . . . 23
Entgegenkommen eines Theils der vornehmen Stände zur Wiederbelebung des volksthümlichen Geistes, besonders in der Sprache . . . 24
Einwirkung des längeren Friedens auf den Nationalgeist . . . 25

Zweiter Abschnitt. Der dreißigjährige Krieg und seine Wirkungen auf die gesellschaftlichen und die sittlichen Zustände Deutschlands . . . 27

Allgemeine Wirkungen der Religionskriege auf den Charakter eines Volks 27
Specielle des 30jähr. Krieges: Mangel einer eigentlichen religiösen Begeisterung; Vermischung von Politik und Religion . . . 28
Materielle Drangsale und Leiden des deutschen Volkes im 30jähr. Kriege. Verwüstung und Entvölkerung der Länder . . . 30
Störungen des kirchlichen Lebens und der Jugenderziehung . . . 33
Die sittlichen Folgen des 30jähr. Kriegs, verglichen mit denen der neuesten Kriege . . . 34
Schwächung des Nationalgefühls durch die religiösen Spaltungen . . . 35
Beschleunigte Entwickelung des politischen Sondergeistes . . . 36
Deren sittliche und gesellschaftliche Folgen: Ertödtung des nationalen Gemeinsinnes, Entfremdung der Fürsten vom Volke, Verdrängung der heimischen Sitten durch ausländische . . . 38
Die ratio status . . . 40
Der Adel . . . 42
Das Volk. Einfluß des Krieges auf die Schwächung des sittlichen Gefühls und des bürgerlichen Muthes . . . 43
Fortdauer dieser Wirkungen im Frieden . . . 44
Verstärkung derselben durch andere mitwirkende Verhältnisse . . . 44
Ansteckung der bürgerlichen Klassen durch die Sittenverderbniß der höheren Stände . . . 46
Die falsche Ehrsucht oder „Reputation“ als gemeinsamer Grundzug aller Klassen . . . 47
Luxus und Schwelgerei . . . 48

Seite

Vermehrter Einfluß des ausländischen Wesens auf die Sitten und die Gesellschaftszustände Deutschlands . . . 49

Dritter Abschnitt. Vollendung der begonnenen Sittenveränderung an den deutschen Höfen. — Der Hof Ludwig's XIV. von Frankreich und sein Einfluß auf Deutschland . . 54

Bestimmender Einfluß der Höfe auf die Sitten der Nation seit dem 30jähr. Kriege . . . 54
Ueberwiegend schädliche Folgen dieses Einflusses . . . 54
Beispiele guter Fürsten bald nach dem 30jähr. Kriege . . . 55
Beispiele der entgegengesetzten Art . . . 57
Zunehmende Verderbniß an den Höfen in den folgenden Jahrzehnten . . 59
Einfluß der Wiedereinsetzung der Stuarts auf den englischen Thron und der Thronbesteigung Ludwig's XIV. von Frankreich auf diese Verhältnisse 60
Nachahmung Ludwig's XIV. an den deutschen Höfen . . . 63
Uebermäßige Ausdehnung des Hofstaats . . . 64
Rang- und Titelstreit . . . 64
Selbsterniedrigung deutscher Fürsten gegenüber Ludwig XIV. . . . 66
Die öffentliche Meinung und ihr Verhalten gegenüber dem Treiben der Höfe 66
Die Gelehrten und ihr Verhalten gegen die Großen: V. v. Seckendorf, Leibnitz, Chr. Thomasius u. a. . . . 67
Einfluß der hugenottischen Einwanderung auf die Ausbreitung des französischen Geschmacks und der aristokratischen Neigungen in Deutschland . 70
Vortheile und Nachtheile der ausländischen Bildungseinflüsse, besonders in den höheren Klassen . . . 71
Allgemeines Bild von der Erziehung der vornehmen Jugend Deutschlands in dieser Periode . . . 73

Vierter Abschnitt. Fürsten, Höfe und Adel im 18. Jahrhundert 81

Vollendung des im 17. Jahrh. begonnenen Umschwunges in den Sitten und den Gesellschaftszuständen Deutschlands beim Eintritt des 18. Jahrh. . 81
Umfang und Dauer dieser neuen Zustände . . . 82
Unterscheidender Charakter derselben in der ersten und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts . . . 84
Allgemeine Betrachtungen über die Sittenlosigkeit der Höfe und ihre Rückwirkungen auf das Volk . . . 85
Erstes Auftreten und weiterer Verlauf der französischen Richtung an den deutschen Höfen. Die Romantik der Liederlichkeit und ihr Rückschlag . 87
Kampf zwischen dieser neuen und den Resten der alten Sitte. Fortdauernde Spuren von Rohheit im Umgangstone der Höfe . . . 90
Die „Wirthschaften“ neben den Festen im ausländischen Geschmack . . 91
Zuziehung des Volks zu den Vergnügungen der Vornehmen . . . 91
Das unmäßige Trinken an den Höfen . . . 92

Seite

Einflüsse dieser Unmäßigkeit einzelner Höfe auf die Sitten des Volks, verglichen mit denen der französischen Ueberfeinerung der andern . . . 95
Schilderung dieser letztern: die leichtfertige Behandlung der Eheverhältnisse 96
Die fürstlichen Gemahlinnen und ihr Verhältniß zu der einreißenden Sittenlosigkeit 96
Das häusliche Leben der deutschen Fürsten in früherer Zeit 98
Die Ebenbürtigkeitsgesetze und ihr Einfluß auf die Sittlichkeitsverhältnisse der Fürsten 99
Anfänge und rasche Entwicklung des Mätressenwesens 100
Dessen Einfluß auf den Charakter und die Handlungsweise der Fürsten . 102
Allgemeine Umgestaltung der Höfe nach französischem Zuschnitt . . . 106
Bild der Lebensweise und der Beschäftigungen an diesen Höfen 107
Der Fürstenberuf und seine Auffassung an den Höfen und im Volke selbst . 109
Angeblich günstige Cultureinflüsse des französischen Hoflebens. Die Höfe in ihrem Verhältniß zu den Künsten und Wissenschaften 112
Die Umgebungen der Fürsten 118
Allgemeines Bild des Hofadels jener Zeit 120
Specielle Charakteristik der Sitten des sächsischen, brandenburgischen, würtembergischen, österreichischen Adels 124
Hohes Spiel und Verschwendungssucht des Adels 126
Beispiele von Ehrlosigkeit und Gesetzesverachtung unter dem Adel . . . 126
Adlige Abenteurer und Glücksritter 129
Die geistige Bildung des deutschen Adels in der damaligen Zeit . . . 133
Gesellschaftliche Stellung des Adels zu den übrigen Klassen 137
Physischer und geistiger Verfall der Aristokratie als Folge ihrer Demoralisation 138
Zusammenhang der sittlichen Haltung der Höfe mit ihrer politischen Stellung; Charakteristik der verschiedenen Höfe nach dieser doppelten Beziehung 141
Die Glaubenswechsel deutscher Fürsten eine Ursache wachsender Sittenverderbniß an den Höfen 143
Die kleineren weltlichen und die geistlichen Höfe 146
Der Kaiserhof und der Hof zu Berlin 149

Fünfter Abschnitt. Die bürgerlichen Klassen und ihre allmälige geistige und sittliche Wiedererhebung. — Die gelehrten und die praktischen Wissenschaften. — Die Philosophie. Leibnitz 177

Allgemeines Bild des geistigen und sittlichen Zustandes der bürgerlichen Klassen beim Beginn und im Verlaufe der ersten Hälfte des 18. Jahrh. 177
Rückblick auf das wissenschaftliche Leben Deutschlands vor dem 30jährigen Kriege 179
Veränderung dieser Zustände durch den 30jährigen Krieg 180

Seite
Gleichzeitiger Aufschwung der Wissenschaften in andern Ländern . . . 182
Anfänge eines neuen wissenschaftlichen Lebens in Deutschland nach dem 30jährigen Kriege 185
Vergleichung der wissenschaftlichen Zustände Deutschlands zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit denen anderer Länder: Mangel an Originalität und Selbständigkeit bei den deutschen Forschern 189
Specifischer Antheil der Deutschen an dem allgemeinen Fortschritte der exacten Wissenschaften in dieser Periode 195
Die allgemeine Bewegung der Ideen im 17. Jahrh. und ihr Charakter . 197
Leibnitz als Vertreter dieser Epoche geistigen Lebens in Deutschland . . 207
Grundzug der Geistesrichtung und Wirksamkeit Leibnitzens 207
Abriß seiner Entwicklungsgeschichte. Erste Anregungen und früheste Richtung seiner geistigen Thätigkeit 208
Uebergang Leibnitzens aus den gelehrten Kreisen in die große Welt . . 211
Leibnitz am Hofe zu Mainz. Mannigfaltige Wirksamkeit. Hinlenkung auf politisch-vaterländische Ziele. Anknüpfung mit Ludwig XIV. . . . 211
Sein Aufenthalt in Paris und London: mathematische, mechanische und andere Studien 216
Leibnitz in Hannover. Praktische Geschäftsthätigkeit. Wirken im Dienste particularistisch-dynastischer Interessen. Nochmalige Annäherung an Ludwig XIV. 218
Rückkehr Leibnitzens zu seinen großen nationalen, wissenschaftlichen und weltbürgerlichen Plänen 222
Unterstützung dieser Richtung Leibnitzens durch seine Beziehungen zu Ernst August von Hannover 222
Hauptzüge der universellen Geistesthätigkeit Leibnitzens 224
Rückblick auf das Leben und die Wirksamkeit Leibnitzens 231
Die wahre culturgeschichtliche Bedeutung der praktischen Thätigkeit Leibnitzens 235
Leibnitz als Philosoph 237
Allgemeine Charakteristik seiner Philosophie. Einwirkung äußerer Einflüsse auf dieselbe 237
Verschiedenartige speculative Einwirkungen auf Leibnitz und sein Verhalten zu denselben 242
Die Monadenlehre Leibnitzens 243
Leibnitz über das Verhältniß der Seele zum Körper, die menschliche Freiheit und die göttliche Vorsehung. Sein System der prästabilirten Harmonie und seine Theodicee 251

Sechster Abschnitt. Die kirchlichen Verhältnisse und das religiöse Leben des Volkes. — Die katholische Kirche in ihrer Stellung zu der protestantischen: Proselytenmacherei; Unionsversuche. — Die protestantische Kirche

Seite

seit dem Abschluß der Concordienformel. Schroffer Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformirten. Bewegungen innerhalb des Lutherthums: Mystiker. G. Calixt. Spener und der Pietismus 269

Rückblick auf die Gestaltung des kirchlichen Lebens überhaupt im 17. Jahrh. Die katholische Kirche und ihr Verhältniß zu der protestantischen . . . 269
Der Katholicismus in Deutschland, verglichen mit dem französischen . . 270
Günstige Stellung der katholischen Kirche in Deutschland gegenüber der protestantischen 271
Proselytenmacherei der katholischen Kirche und deren Erfolge 273
Bestrebungen zur Zurückführung der Protestanten in Masse unter die Herrschaft Roms: Pläne einer Union zwischen beiden Religionstheilen . . 275
Scheitern der Unionsversuche 282
Bedrückungen und Verfolgungen der Protestanten durch die Katholiken . 283
Die protestantische Kirche. Versuch einer abschließenden Feststellung derselben durch die Concordienformel. Zweck und Tendenz dieser Bekenntnißschrift 285
Charakter des Lutherthums nach der Concordienformel und Stellung der andern Richtungen des Protestantismus zu demselben 288
Umsichgreifen der reformirten Kirche in Deutschland und dadurch entstehende Spaltung unter den Protestanten 290
Versuche zur Vereinigung beider protestantischen Religionstheile und deren Scheitern 291
Neue Versuche einer Union zwischen Lutheranern und Reformirten und deren abermaliges Scheitern 295
Reformatorische Bewegungen innerhalb des Lutherthums 303
Die Vertreter eines wahrhaft praktischen Christenthums 304
Mystiker und Schwärmer 305
Wissenschaftliche Opposition G. Calixt's 307
Zusammenstellung Calixt's mit den Jansenisten 308
Calixt's Bestrebungen für Praktischmachung der Theologie 309
Versuch der Orthodoxen, durch eine neue Bekenntnißschrift die Lehre Calixt's zu unterdrücken 310
Mißlingen desselben 311
Phil. Jac. Spener 312
Sein Charakter 313
Sein reformatorisches Wirken 314
Die Collegia pietatis 316
Ausbreitung der Spenerschen Ideen in Schriften. Seine Pia desideria . 317
Angriffe und Beschuldigungen der Orthodoxen gegen Spener und seine Anhänger. — Aufkommen der Namen: Pietismus und Pietisten . . . 319
Verhalten der Regierungen zu diesen Streitigkeiten 321
Theologische Kämpfe Spener's mit den Orthodoxen 322

Seite

Der Pietismus auf dem Katheder . . . 325
Das collegium philobiblicum zu Leipzig, H. A. Francke, Anton, Schade 326
Vertreibung der Spenerianer von Leipzig; Begründung der Universität Halle durch sie und Chr. Thomasius . . . 327
Allgemeiner Charakter des Pietismus. Seine sittlichen und socialen Wirkungen . . . 328
Bürgerlicher Charakter des Pietismus . . . 331
Bedenkliches Verhältniß des Pietismus gegenüber den vornehmen Klassen 336
Ursache dieses Mißverhältnisses: die politische Stellung des Pietismus und deren Folgen . . . 338
Vergleichung des Pietismus in diesem Betracht mit dem englischen Puritanismus . . . 339
Verhalten des Pietismus zu den Fragen der Kirchenverfassung . . . 340
Die Herrnhuter . . . 344

Siebenter Abschnitt. Die Anfänge der sogenannten Aufklärung: Chr. Thomasius . . . 346

Anfänge der sogenannten Aufklärung in Deutschland . . . 346
Ihr Verhältniß zu der allgemeinen Bewegung der Ideen im 17. Jahrhundert . . . 347
Chr. Thomasius. Seine erste Bildung und akademische Wirksamkeit . . 348
Sein erster Angriff auf die todte Gelehrsamkeit und den übermäßigen Gebrauch der alten Sprachen . . . 351
Seine „Monatsgespräche“. Thomasius als Begründer des deutschen Journalismus . . . 352
Thomasius in Halle. Seine Bemühungen für sittliche und wissenschaftliche Hebung der studirenden Jugend . . . 359
Sein Antheil an der Erhebung Halles zur Universität und an der Besetzung der Lehrerstellen daselbst . . . 360
Seine größeren wissenschaftlichen Schriften über Philosophie, Moral und Naturrecht . . . 361
Religiöser Standpunkt des Thomasius . . . 364
Seine Bestrebungen für Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und für Gewissensfreiheit . . . 366
Seine Wirksamkeit für Abschaffung der Hexenprocesse . . . 368
Seine Ansichten über die Folter . . . 374
Vergleichung zwischen Thomasius und Leibnitz . . . 375
Allgemeine Charakteristik der Bestrebungen des Thomasius und der von ihm ausgegangenen sogenannten „Aufklärung“ . . . 380

Achter Abschnitt. Weitere Ausbreitung und Entwickelung der Grundsätze der „Aufklärung“. Arnold, Dippel, Edelmann u. a. — Chr. Wolf und seine Bemühungen, die

Seite

Philosophie zugleich zu popularisiren und zu systematisiren. Seine Stellung zur positiven Religion; seine Kämpfe mit den Halleschen Pietisten und den Orthodoxen. — Sittliche Seite der Wolfschen Philosophie 384

Weitere Ausbreitung und Entwicklung der Grundsätze der „Aufklärung". Arnold, Dippel, Edelmann u. a. 384
Verbreitung freidenkerischer Ansichten in den vornehmen und den untern Klassen 391
Ebenso im Mittelstande 392
Auftreten Chr. Wolf's 394
Dessen Bildungsgang und Strebeziel 394
Charakter und Einfluß der Wolfschen Philosophie, erklärt aus dem Wesen der deutschen Bildung 395
Stellung der Wolfschen Philosophie zur Religion 400
Wolf und die Pietisten zu Halle 401
Charakter des Halleschen Pietismus. Das Franckesche Waisenhaus und die Verbindung religiöser und realistischer Elemente in demselben 402
Verhältniß des Pietismus zur Philosophie 405
Kampf der Halleschen Pietisten gegen Wolf 405
Dessen Vertreibung aus Preußen 407
Fortgesetzter Kampf der Theologen gegen die Wolfsche Philosophie 408
Entgegengesetzte Einflüsse 409
Wolf's Rückkehr nach Halle 411
Wolf's philosophischer Standpunkt, verglichen mit dem Leibnitzens 412
Seine Ansichten über die Stellung der Philosophie zur Theologie 412
Seine Kritik des Wunder- und Offenbarungsglaubens 413
Seine Ansichten von dem Verhältniß der Seele zum Körper 415
Culturgeschichtlicher Werth des Wolfschen Systems von seiner moralphilosophischen Seite 419

Neunter Abschnitt. Anwendung der neuen philosophischen Ideen auf das Leben und die Gesellschaft: die Moralischen Wochenschriften. — Anfänge einer allgemeinen ästhetisch-literarischen Bewegung. Die Verirrungen der gelehrten Dichtkunst und der Rückschlag dagegen: die Satiren Neukirch's, Wernicke's u. a. — Wiedererwachen einer natürlicheren Dichtweise: Günther, Brockes, Richey, Hagedorn, Haller. — Die Versuche zur Herstellung einer nationalen Poesie im großen Stile: J. Chr. Gottsched. Sein Kampf mit den Schweizern 427

Wachsendes Bedürfniß der gebildeten Klassen nach sittlichen und geselligen Verbesserungen 427

	Seite
Die Moralischen Wochenschriften: ihre Entstehungsweise und ihr Charakter	429
Ihre Bedeutung als Organe des Bürgerthums	431
Vergleichung der deutschen Moralischen Wochenschriften mit den englischen.	434
Wiedererwachen der nationalen Dichtung	438
Rückblick auf die Geschichte der deutschen Poesie. Die bürgerliche Dichtung des 16. Jahrhunderts	438
Absterben derselben. — Ihre letzten Spuren im 17. Jahrhundert, und Unterschied dieser Dichtungen von denen des 16. Jahrhunderts . . .	438
Die geistliche Dichtung	439
Mangel poetischer Motive aus dem Leben und dessen Folgen für die volksthümliche Dichtung	440
Anfänge einer gelehrten Dichtkunst und deren Charakter	442
Vergleichung der verschiedenen Stadien dieser gelehrten Dichtung mit einander. Die erste und die zweite schlesische Schule	443
Die höfische und conventionelle Poesie. Das Gelegenheitsgedicht . . .	446
Anfänge einer natürlicheren Poesie	452
Die Satire: Neukirch und Wernicke	452
Die Lyrik. Chr. Günther	453
Die Hamburger und Schweizer, Brockes, Haller, Richey, Hagedorn u. a.	457
J. Chr. Gottsched und sein Versuch der Schaffung einer „deutschen Nationalliteratur“.	461
Gottsched's vielseitige Wirksamkeit in Leipzig	462
Gottsched als literarischer Tonangeber Deutschlands	463
Seine Bestrebungen für Verbesserung der Sprache	464
Gottsched's Idee einer deutschen Nationalliteratur. — Warum Deutschland noch nicht, wie Frankreich, eine solche haben konnte	465
Gottsched's Wirksamkeit für die Bühne und ihre Erfolge	467
Der damalige Zustand des deutschen Theaters. Die Wandertruppen. Die Hauptstaatsactionen und die Possenspiele	467
Die Neubersche Truppe und Gottsched's Anknüpfungen mit ihr	469
Einführung von Dramen im höheren Stil auf der deutschen Bühne durch Gottsched	470
Die Resultate der von Gottsched durchgeführten Theaterreform	471
Lessing's und Möser's Ausspruch über die Verdrängung des Volksschauspiels	472
Gottsched als Kritiker	473
Gottsched's Ansichten von der Dichtkunst	474
Sein Streit mit den Schweizern	475
Zehnter Abschnitt. Allgemeines Bild der geistigen, sittlichen und geselligen Zustände des deutschen Volks in der Zeit bis 1740.	479
Allgemeiner Charakter der geistigen Wiedererhebung des deutschen Volkes im 18. Jahrhundert	479

Seite

Volksthümlicher Ursprung dieser Bewegung, Mangel eines centralisirenden Ausgangspunktes und einer Initiative der Höfe 480
Tonangebender Einfluß der Universitäten und der großen Handelsstädte . 482
Fortentwickelung der Bildung in diesem Zeitraume von der strenggelehrten zur encyklopädischen und populären 483
Zustand des öffentlichen Unterrichtswesens. Das Volksschulwesen auf dem Lande und in den Städten 485
Die gelehrten Schulen 486
Die Universitäten 491
Ziele und Resultate des allgemeinen Bildungsstrebens dieser Zeit . . . 495
Sittliche Folgen der wachsenden Aufklärung: Entstehung eines gebildeten Mittelstandes 496
Gesinnungslosigkeit der oberen Klassen 509
Mangel an Selbstachtung in den bürgerlichen Ständen: Rang- und Titelsucht; Ceremoniell und Formenwesen 510
Allmäliger Sieg der wachsenden Bildung über diese und ähnliche Uebelstände 514
Versuch einer Schilderung des häuslichen Lebens in Deutschland während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts 517
Sittliche Zustände in den Familien 518
Die häusliche Erziehung 521
Weibliche Bildung 524
Verfahren der Aeltern in Bezug auf Berufswahl und Verheirathung der Kinder 527
Allgemeine Zeitansichten über die Ehe 527
Formalitäten bei der Eingehung von Ehen 528
Die Geselligkeit in und außer dem Hause 529
Die Familienschmäuse 530
Veränderungen in den herrschenden Sitten seit Anfang des 18. Jahrh. 531
In Bezug auf die Wohnungen 531
In Bezug auf die Tracht 534
Folgen des übertriebenen Luxus der Mittelklassen 535
Physiognomie der Hauptorte Deutschlands in Bezug auf Luxus . . . 536
Geselligkeit 540
Allgemeiner Zustand der Künste in Deutschland zu jener Zeit. Die bildenden Künste 542
Anfänge einer nationalen Richtung in der Musik. S. Bach und Händel als Meister der Hausmusik 543

Deutschlands

Geistige, sittliche und gesellige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Physiognomie der Gesellschaft in Deutschland am Anfange des 18. Jahrhunderts. — Schroffe Absonderung der vornehmen Stände von den bürgerlichen Klassen in Bildung und Sitte, und theilweiser Verfall der letzteren. — Rückblick auf die Entwickelung dieser Zustände von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege.

Allgemeine Charakteristik der beiden Elemente der Gesellschaft in Deutschland am Anfange des 18. Jahrhunderts.

Was einem Beobachter der Gesellschaftszustände Deutschlands am Anfange des 18. Jahrhunderts zuerst in die Augen fällt, Das ist der schroffe Gegensatz, welcher sich in Bezug auf Sitte und Lebensweise, gesellschaftliche Ansprüche und moralische Anschauungen zwischen den vornehmen Kreisen — den Höfen und dem Adel — mit wenigen Ausnahmen, und dem übrigen Volke oder den sogenannten bürgerlichen Klassen kundgiebt.

Die vornehmen Kreise.

Nicht genug, daß jene sich auf jede Weise, in der Gesellschaft wie im Staate, über diese erheben, diese zurückstoßen und verachten — es hat geradezu das Ansehen, als gehörten beide nicht einem und demselben Volke an, so groß ist die Kluft, welche in ihrer ganzen Bildung und Gesittung die einen von den andern trennt. Die vornehmen Klassen (wir sprechen natürlich immer von der tonangebenden Mehrheit) erscheinen durch und durch französisch in Sitten, Gewohnheiten, Tracht, Sprache und geselligen Formen, mit allen ihren Neigungen und Empfindungen, mit ihrem Geschmack und ihrem Bildungsstreben lediglich dem Auslande zu- und von dem vaterländischen Wesen abgekehrt. Und es ist nicht eine zufällige, persönliche Liebhaberei, was ihnen diese Vorliebe für das Fremde und diese Verachtung des Heimischen eingiebt, sondern sie glauben damit einen natürlichen Beruf ihrer gesell-

schaftlichen Stellung zu erfüllen; sie halten es für ihre Pflicht, zwischen sich und den andern Klassen eine tiefe Kluft zu befestigen, und meinen, dies nicht besser thun zu können, als indem sie das Beispiel jener Aristokratie nachahmen, welche in Bezug auf die Absonderung vom Volke damals das Höchste leistete — der französischen. Sie verachten die heimische Bildung und Gelehrsamkeit, die heimische Wissenschaft und Kunst — nicht blos, weil französischer Witz und italienische Melodien ihre Phantasie und ihr Ohr angenehmer kitzeln, als die noch ungefügeren Formen deutscher Dichtung und die einfacheren und ernsteren Klänge deutscher Musik, sondern fast mehr noch darum, weil sie es gemein finden, dasselbe zu treiben und zu lieben, womit das „Volk" oder der „Pöbel" (wie sie die übrigen Stände nennen) sich beschäftigt und vergnügt. Sie verletzen die Gesetze bürgerlicher Sitte und Ehrbarkeit, aber sie verletzen sie nicht blos, sondern verhöhnen sie auch, indem sie die Scheu davor als eine Albernheit, als das Zeichen einer unedelmännischen und unmodischen Gesinnung verlachen und bespötteln, indem sie aus der Zuchtlosigkeit einen Ehrenpunkt und ein Privilegium für sich machen.

Die bürgerlichen Stände.

Die bürgerlichen Stände ihrerseits erscheinen, dieser ausländischen Verderbtheit der höheren Kreise gegenüber, beim Beginne des Zeitraums, den wir schildern, nur als unzulängliche Vertreter der nationalen Bildung und Gesittung. Ein Theil von ihnen ist von der Vorliebe für das Ausländische angesteckt oder strebt doch bewundernd und neidisch den tonangebenden Klassen nach. Ein anderer Theil ist in Rohheit versunken und dient dadurch jener blendenden Modebildung zur erwünschten Folie. Die besseren Elemente fangen nur eben erst an, aus der Erstarrung und Verdumpfung, in welche unglückliche Zeitereignisse und eine mißleitete Entwicklung des nationalen Geistes sie gestürzt hatten, sich emporzuarbeiten, aber noch fehlt ihnen der rechte Zusammenhang unter einander, noch fehlt ihnen das kräftige Selbstgefühl ihres Werthes und das klarbewußte Ziel ihres Strebens.

Das Verhältniß beider Klassen zu einander in älterer Zeit.

In keiner andern Periode der deutschen Geschichte war die Sonderung der Stände so auffallend und in ihren Wirkungen so verhängnißvoll gewesen. In den früheren Zeiten des Mittelalters hatte die gleiche Einfachheit und Rohheit der Sitten die beiden, wenn auch politisch getrennten, Theile der Nation gesellschaftlich und moralisch einander genähert und die Grenze zwischen beiden oft bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Später, um die Zeit des

Interregnums, als die größten und glänzendsten fürstlichen Geschlechter durch lange innere Kämpfe gebrochen, der Adel durch eine Periode der Gesetzlosigkeit zum großen Theil verwildert war, hatte das Bürgerthum, repräsentirt in einer Anzahl blühender und mächtiger Städte, sich in Bildung, Sitte und gesellschaftlichen Formen nicht nur von den Höfen und dem Adel unabhängig gemacht, sondern sogar eine Art von tonangebender Stellung über beiden errungen. Städte wie Nürnberg, dessen Bürger nach dem rühmenden Zeugniß eines Ausländers „besser lebten und stattlicher wohnten, als die Könige Schottlands", oder wie Augsburg, dessen fürstliche Kaufleute, die Fuggers, eine Pracht entfalteten, welche selber einem Karl V., dem Herrn der reichsten Länder der Erde, ein bewunderndes Staunen abnöthigte, waren damals vollgültigere Musterstätten edler Sitte und feiner Weltbildung, als die Mehrzahl der Edelsitze und der Fürstenhöfe Deutschlands. Während von dem Adel und sogar von den Landesherren ein großer Theil sich noch kaum über die rohen Sitten des mittelalterlichen Ritterthums und die knappe Dürftigkeit einer mehr als einfachen Lebensweise erhob, war unter den Bevölkerungen der großen Freien Städte bereits ein behaglicher und solider Luxus in Wohnung, Kleidung und Lebensgewohnheiten, eine veredelte Geselligkeit und ein reges Streben nach geistiger Bildung verbreitet. Durch die Handelsbeziehungen, welche die meisten dieser Städte mit den wichtigsten Stapelplätzen des Auslandes unterhielten, kam die Kunde von allen Fortschritten in Kunst und Wissenschaft am frühesten dorthin, und selber in der Geschicklichkeit diplomatischer Verhandlungen und dem feineren Umgangstone der vornehmen Kreise Europas konnte mancher Bürger Nürnbergs oder Lübecks mit manchem Edelmann an einem deutschen Hofe sich messen*).

Ansehen und Einfluß des reichsstädtischen Bürgerthums vom 13. bis ins 16. Jahrhundert.

Wachsende Macht des Gelehrtenstandes.

Eine andere Quelle wachsender Macht des Bürgerthums wurden die Universitäten, deren Zahl und Bedeutung gegen das Ende des Mittelalters immer mehr zunahm. Der Gelehrte, der Träger einer Bildung, welche je länger je allgemeiner gesucht und geschätzt ward, erhob sein Haupt eben so stolz wie der Edelmann und

*) Vergl. den Aufsatz „Albrecht Dürer und seine Zeit", von Stark, in der „Germania, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation", 1851—52, 2. Bd., und die Biographie Christoph's v. Scheurl, 1854.

machte diesem den Platz im Rathe des Fürsten, auf den Sesseln der Richter, bei den wichtigsten diplomatischen Unterhandlungen streitig. Aus dem Schooße der juristischen Facultäten gingen Geheime Räthe und Kanzler hervor, und die Doctoren der Rechte erhielten adeligen Rang trotz der Proteste, welche der Geburtsadel dagegen erhob*).

Bürgerlicher Charakter der Reformation.

Die Reformation hatte dieses Uebergewicht des Bürgerthums über die höheren Stände in gewisser Hinsicht vollendet und befestigt. Sie ging von Männern des Bürgerstandes, von schlichten Gelehrten und Geistlichen aus. Die Fürsten und Edelleute, welche sich der Bewegung anschlossen, ein Friedrich von Sachsen und ein Philipp von Hessen, ein Hutten und ein Sickingen, sahen zu jenen schlichten Gelehrten und Geistlichen wie zu ihren Führern und Gewissensräthen empor, holten deren Gutachten nicht blos in geistlichen, sondern auch in weltlichen Angelegenheiten ein und unterwarfen sich ihrem Richterspruche in Fragen der Moral wie der Politik. Und die Reformatoren wußten die ihnen eingeräumte Autorität wohl zu gebrauchen. Sie maßen mit dem gleichen sittlichen Maßstabe Hohe und Niedere und forderten von den ersten Fürsten des Reichs ebenso gut Unterwerfung unter die richtende und strafende Gewalt der Kirche, wie von dem Niedrigsten aus dem Volke. Hohe Geburt oder ausgezeichnete gesellschaftliche Stellung war in ihren Augen kein Freibrief, um sich von der Rücksicht auf die allgemeine Sitte und von dem Gehorsam gegen das für Alle gegebene Moralgesetz loszusagen.

Gleichartigkeit der sittlichen Zustände bei den verschiedenen Klassen der Gesellschaft in der damaligen Zeit.

Die herrschenden Leidenschaften und Ausschweifungen waren damals so ziemlich allen Klassen der Gesellschaft gemein. Unmäßigkeit im Essen und Trinken, Völlerei und Sittenrohheit war die gewöhnliche Untugend ebensowohl des Edelmannes und Fürsten, wie des Bürgers und Bauers. Leichtfertigkeiten in der Liebe kamen in diesen wie in jenen Kreisen vor und trugen hier wie dort den gleichen Stempel eines rohen, ungebändigten Naturtriebes: von den künstlichern, verfeinerten Formen, unter denen eine spätere Zeit derartige Verhältnisse wie ein Privilegium und einen Schmuck der vornehmen Gesellschaftskreise behandelte, war damals noch keine Rede.

---

*) Urkundliche Quellen aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts bei Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus“ (1853—54), 1. Theil, S. 47 u. 154.

Wetteifer der vornehmen Stände mit den bürgerlichen in Bildung und Gelehrsamkeit.

Der allgemeine Aufschwung des geistigen Lebens, welchen die Reformation erweckt hatte, bemächtigte sich auch der herrschenden Klassen und trieb sie zu einem edlen Wetteifer mit den bürgerlichen an. Die früher weit verbreitete Meinung, daß es für einen Mann von adeliger Geburt nicht anständig sei, sich mit Büchergelehrsamkeit zu plagen, und daß es selber für einen Fürsten hinreiche, seinen Namen unterschreiben und sein Brevier buchstabiren zu können, wenn er nur in ritterlichen Künsten wohl geübt sei, verlor immer mehr an Ansehen und Geltung. Junge Prinzen und Edelleute strömten zu den neuaufblühenden Schulen und Universitäten und suchten, von einem edlen Ehrgeiz entflammt, nicht blos die für ihren nächsten Beruf nothwendigen Kenntnisse, sondern auch möglichst viele Elemente einer allgemeinen Bildung sich anzueignen. Der junge Landgraf Moritz von Hessen war so wohl unterrichtet, daß er in seinem fünfzehnten Jahre eine öffentliche Prüfung vor den Professoren zu Marburg im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, in Poesie, Logik, Ethik, Geschichte und allen Gebieten der Theologie mit großer Auszeichnung bestand, und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig erregte ebenfalls schon in seiner Jugend wegen seines vielseitigen Wissens und seines regen Geistes die Bewunderung der Gelehrten, deren eifriger und einsichtiger Gönner er in seinem reiferen Alter ward*).

Dieser glückliche Zustand einer Vereinigung aller Klassen des Volks in dem gleichen Streben nach Bildung, der gleichen Achtung vor dem bürgerlichen Sittengesetz, der vorwiegenden Ehrbarkeit und Einfachheit Lebens war leider nur von kurzer Dauer. Die Reformation, wie sehr sie auf der einen Seite der Kräftigung des bürgerlichen Geistes und der Verbreitung einer gleichmäßigen Bildung und Gesittung über alle Stände günstig gewesen war, hatte doch nach einer andern Seite hin den ersten Anstoß zur Entwicklung von Zuständen ganz entgegengesetzter Art gegeben. Die deutschen Landesherren, durch jene Bewegung und die ihr folgenden Ereignisse mit einer viel größeren Machtvollkommenheit bekleidet, als sie jemals besessen**), kamen all-

Beginnende Sonderung der Stände.

---

*) Vehse, „Deutsche Höfe", 27. Bd. S. 52; Henke, „Georg Calixt und seine Zeit", 1. Bd. S. 39.

**) S. den 1. Band dieses Werkes, S. 69, wo ebenso die politischen und staatsrechtlichen, wie hier die sittlichen Folgen dieser Veränderung auseinandergesetzt sind.

mälig und beinahe unvermerkt auf den Gedanken, daß es sich für sie wohl schicken möchte, auch in Sitte, Lebensweise und äußerem Ceremoniell einen veränderten Ton anzunehmen und von der Masse des Volks sich mehr, als bisher, zu scheiden. Zugleich gab ihnen diese Machtvermehrung die Gelegenheit an die Hand, mit größerer Leichtigkeit als zuvor sich die Mittel eines gesteigerten Wohllebens zu verschaffen.

Einfluß der veränderten politischen Machtverhältnisse der Fürsten auf ihre gesellschaftliche Stellung zum Volke.

Entstehung eines Hof- und Beamtenadels.

Der Adel, durch die Reformation aus dem Genusse reicher Pfründen vertrieben, suchte Entschädigung dafür in der Besitzergreifung einträglicher und einflußreicher Aemter, verdrängte allmälig das Bürgerthum aus einer dieser Stellen nach der andern und nahm zuletzt fast alle Plätze um die Person des Fürsten und in seiner Nähe für sich in Beschlag. Auch das Band, welches zwischen Adel und Bürgerthum die gemeinsame Vertheidigung gemeinsamer Rechte auf den Landtagen geknüpft hatte, lockerte sich im Laufe der Zeit, da theils das ständische Institut, der erstarkten fürstlichen Macht gegenüber, immer ohnmächtiger ward, theils auch der Adel selbst nach und nach es immer mehr vorzog, seine ständische Stellung zur Erlangung von Sonderrechten für sich zu benutzen, statt mit dem Bürgerstande Hand in Hand gegen die Uebergriffe der landesherrlichen Gewalt zu kämpfen. So trat allmälig in den meisten Ländern an die Stelle einer auf ihre eigene Unabhängigkeit und auf die allgemeinen Landesrechte eifersüchtigen Ritterschaft ein Hof- und Beamtenadel, der, nach oben unterwürfig, nach unten brutal und rangstolz, sich immer schroffer von den übrigen Ständen absonderte, immer enger an die Person des Fürsten anschloß.

Verminderter Einfluß der Theologen an den Höfen.

Der Einfluß der Theologen auf die Fürsten, in den Zeiten der Reformation ein so wichtiges Element der Annäherung der Stände an einander und der Erhaltung bürgerlicher Sitte auch in den herrschenden Kreisen, verlor in dem Maße an Kraft, wie die Religion in den Augen der Fürsten mehr und mehr zu einem Mittel der Politik, unter den Händen der Theologen selbst aber zu einem Gegenstande der Schule, statt des Lebens, des gelehrten Gezänkes um Bekenntnißformeln, statt der sittlichen Veredlung des Menschen, herabsank. Wenn früher die weltlichen Machthaber nicht nur ihr Privatleben, sondern sogar ihre Politik nach den Ermahnungen ihrer geistlichen Rathgeber eingerichtet hatten, so trat, je weiter man sich von der Reformationszeit entfernte, immer häufiger der Fall ein, daß die letzteren ihre sitt-

lichen, bisweilen sogar ihre religiösen Ansichten den Wünschen und Interessen ihrer gebietenden Herren anbequemten und aus Gewissensräthen der Fürsten Schmeichler derselben und feile Höflinge wurden*). Um den Preis einer Unterstützung durch den weltlichen Arm der Fürsten bei der Verfolgung Andersgläubiger (was je länger je mehr das Hauptgeschäft auch der protestantischen Geistlichkeit ward) zeigten sich die Theologen bereit, auch die gröbsten sittlichen Ausschweifungen der hohen Herren zu verzeihen und zu entschuldigen, und während sie gegen das „gemeine Volk" die strafende Gewalt der Kirche ungemildert aufrecht erhielten, ja wo möglich verschärften, ließen sie in ihrer Sittenstrenge gegen die vornehmen Klassen merklich nach, sei es aus persönlicher Schwäche und Eigensucht, sei es, weil sie den Verfall ihres geistlichen Ansehens selbst erkannten und lieber freiwillig auf dessen Ausübung verzichten, als durch fruchtlose Ermahnungen sich und ihr Amt bloßstellen wollten**). Bisweilen berief sich wohl auch ein protestantischer Fürst,

*) Der Hofprediger Johann Georg's I. von Sachsen, Hoë von Hohenegg, veranstaltete 1631 auf den Befehl des Kurfürsten ein Religionsgespräch mit den Reformirten, weil der Kurfürst deren Hülfe nöthig zu haben glaubte, und schloß den Bericht darüber mit den salbungsvollen Worten: „Der Gott des Friedens gebe Gnade, daß wir alle in ihm Eins werden!" Drei Jahre darauf, als der Kurfürst von dem Heilbronner Bündniß mit den Reformirten gern wieder los sein wollte, donnerte derselbe Hoë: „Den Calvinisten zu ihrer Religionsübung helfen, ist wider Gott und Gewissen, und nichts Anderes, als, dem Urheber der calvinischen Greuel, dem Teufel, einen Ritterdienst leisten". (A. Menzel, „Neuere Gesch. der Deutschen", 8. Bd. S. 224.)

**) Ueber die parteiische Nachsicht der Theologen gegen die Vornehmen klagt schon Moscherosch in seiner satirischen Schrift: „Philanders von Sittenwald Gesichte" (1642), 1. Bd. S. 401. Auch Keyßler in seinen „Neuen Reisen durch Deutschland" (1738), S. 106, spricht von fürstlichen Beichtvätern, „welche zu schmeicheln wissen". Eins der stärksten Beispiele solcher Schmeichelei liefert folgende Geschichte, welche, nach Büsching's Zeugniß, Bülau in den „Geheimen Geschichten", 6. Bd. S. 481 erzählt. Ein Graf von Schaumburg-Lippe hatte aus Versehen einen Menschen, den er für ein Stück Wild gehalten, durch einen Schuß getödtet. Der Geistliche, den er zu seiner Gewissensbeschwichtigung kommen ließ, redete ihm ein: er möge sich keine Scrupel machen, da er ja ohne Absicht gehandelt habe, „außerdem aber auch Herr über das Leben seiner Unterthanen sei". Das überbietet noch jene Aeußerung des Beichtvaters Ludwig's XIV., welcher dem König, der einmal über eine neue Belastung des Volks sich Bedenken machte, zum Troste sagte: er sei Herr über alles Vermögen seiner Unterthanen, und es sei eine besondere Gnade von ihm, wenn er denselben nur einen Theil davon nehme und das Uebrige lasse. Selber der Graf

um den unbequemen Mahnungen eines gewissenhafteren Beichtvaters zu entgehen, nach dem Beispiele Heinrich's VIII. von England auf sein Recht als oberster Landesbischof und behauptete mit herrischem Trotze, für sein sittliches Verhalten Niemandem verantwortlich zu sein, als seinem eigenen Gewissen*).

Wachsender Verkehr deutscher Fürsten mit auswärtigen Höfen.

Die Religionskämpfe, welche aus der Reformation entsprangen, hatten die deutschen Fürsten in lebendigere Beziehungen zu ausländischen Mächten versetzt. Die katholischen Fürsten suchten ihren Stützpunkt in der Verbindung mit Spanien; die protestantischen fühlten sich zu Frankreich und England, als den natürlichen Gegnern der habsburgischen Macht, hingezogen. Verhandlungen mannigfacher Art fanden zwischen fremden und deutschen Höfen statt. Diplomatische Agenten reisten von den einen zu den andern hin und wieder. Diese immer häufiger werdenden Besuche deutscher Cavaliere an auswärtigen, fremder Cavaliere an deutschen Höfen konnten nicht ohne Einfluß auf die Gewohnheiten und Ideen der deutschen Fürsten und des sie umgebenden Adels bleiben. Auch die deutschen Kriegsschaaren, die, theils geworben, theils von den protestantischen Fürsten ihren Glaubens- und Bundesgenossen zur Hülfe gesandt, nach Frankreich und den Niederlanden zogen, brachten fremde Sitten von dort nach Deutschland mit.

Reisen ins Ausland.

Die allgemeine geistige Bewegung, welche seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften Europa ergriffen hatte, äußerte ihre Wirkungen unter Anderem auch darin, daß sie die verschiedenen Länder einander mehr näherte und eine gewisse Gemeinsamkeit der Ideen und der Bestrebungen in der ganzen civilisirten Welt hervorrief. Ein lebhafterer Verkehr der gebildeten Stände von Land zu Land war davon die natürliche Folge. Reisen in fremde Länder wurden allmälig ein unentbehrliches Mittel, wie für die wissenschaftliche Ausbildung des Gelehrten, so für die welt- und staatsmännische des künftigen Regenten, Diplomaten oder Hofmannes. Deutschland besonders sah seine Gelehrten,

---

fühlte das Unwürdige jenes theologischen Trostgrundes und schickte nach einem andern Geistlichen, der allerdings seine Pflicht besser versah.

*) Dies that z. B. Eberhard Ludwig von Würtemberg, als ihm sein Hofprediger Vorstellungen wegen seines Verhältnisses zu dem Fräulein v. Grävenitz machte. (Spittler, „Geschichte Würtembergs", Anhang, S. 13.)

seine Prinzen und Edelleute nach allen Richtungen hin ins Ausland pilgern, um ihre Kenntnisse zu vermehren, ihre Sitten zu verfeinern und sich den Ruf zeitläufiger Bildung zu verschaffen, wozu ein Aufenthalt in fremden Ländern ein wesentliches Erforderniß war. Diese Reisen wurden um so häufiger, als wie Deutschland, welches eine Zeit lang an der Spitze der geistigen Bewegung Europas gestanden hatte, diesen Vorzug immer mehr einbüßte und hinter andern Staaten in Wohlstand, Bildung und Glanz des Lebens zurückblieb.

Ein gewöhnliches Ziel solcher Pilgerschaft waren die Niederlande, dieser junge Freistaat, der durch seine raschen Fortschritte in Handel und Gewerbfleiß, durch die kräftige Entwicklung seiner Schifffahrt, durch den Glanz und die Zierlichkeit seiner Städte, durch den hohen Aufschwung seiner Universitäten, durch die rührige Thätigkeit seiner Bevölkerung je mehr und mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und den Neid so manches Fürsten erregte, dem es „beschämend für die Monarchien schien, den Preis des Wohlstandes und der Bildung einer Republik zu überlassen" *).

Nach anderer Seite hin und mit andern Reizen lockte den Reisenden das Land der ehemaligen Römerzüge deutscher Kaiser, Italien. Dort prunkten mit den Resten alter Pracht und Ueppigkeit die adelsstolzen Republiken Venedig und Genua; dort bewährten noch immer ihren alten Ruf eifriger Pflege der Kunst und Wissenschaft die glänzenden Höfe der Medicis und der Farnese; dort strahlte in unvergänglicher Herrlichkeit, zwei Weltalter in sich verschmelzend, das ewige Rom, das Ziel der Sehnsucht ebenso für den glaubenseifrigen Katholiken wie für den Bewunderer des classischen Alterthums. In jenen gesegneten Gefilden lachte froher sinnlicher Lebensgenuß, gewürzt durch Kunst und feine gesellige Sitte, und, duldsamer, als der oft finstre Protestantismus des Nordens, wußte der phantasievolle Glaube des Südens die Formen einer strengen Andacht mit den Freuden einer heitern Weltlichkeit zu vereinigen.

Auch das unter seiner großen Königin in Gewerben und Künsten mächtig aufblühende England und der glänzende Hof Elisabeth's und ihrer Nachfolger, der Stuarts, blieben selten unbesucht. Vor Allem je-

*) Worte des Landgrafen Moritz von Hessen (Vehse, „Deutsche Höfe", 27. Bd. S. 53). Vergl. Tholuck a. a. O. 2. Bd. S. 204.

doch ging der Zug der deutschen Fürsten und Cavaliere schon seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unaufhaltsam nach Frankreich. Die dortigen Hochschulen, Hauptsitze des römischen Rechts, welches auch in Deutschland je mehr und mehr das altherkömmliche einheimische vollends verdrängte, zugleich Pflanzschulen feiner Sitten und galanter Fertigkeiten (während die deutschen Universitäten immer tiefer in Rohheit und Pedantismus versanken), lockten die studirende Jugend der höheren Stände Deutschlands schaarenweise an sich. Der französische Hof suchte eifrig politische Anknüpfungen mit den deutschen Fürstenhäusern, um durch solche Bündnisse ein Gegengewicht gegen die Macht des Hauses Habsburg zu bilden, und wenn diese Beziehungen nur vereinzelte und schwache waren, so lange die Valois in Frankreich herrschten, so wurden sie dagegen außerordentlich lebhafte und ausgebreitete, als in Heinrich IV. ein Anhänger und Beschützer des reformirten Bekenntnisses den französischen Thron bestieg und die Sympathien und Hoffnungen aller glaubensverwandten Höfe Deutschlands an sich fesselte*).

Anfängliche gute Folgen dieser Reisen.

Eine Zeit lang erwiesen sich die Wirkungen dieses Verkehrs deutscher Fürsten mit dem Auslande als überwiegend wohlthätige und nur in einzelnen Fällen als nachtheilige. Die Fürsten und ihre Umgebungen schienen nur das Gute der Fremden nachzuahmen, ohne sich von ihren Fehlern verführen zu lassen; sie veredelten ihre Bildung, ihren Geschmack, ihre Geselligkeit durch die besseren Muster des Auslandes, ohne die Einfachheit und Biederkeit der alten heimischen Sitte, das zutrauliche Verhältniß zu ihren Völkern oder die Anhänglichkeit an ihre Muttersprache aufzugeben. Ludwig von Anhalt-Köthen, der Stifter der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, hatte von seinen fast vierjährigen Reisen eine so feine Bildung mitgebracht und dabei doch den deutschen Grundzug seines Wesens so unverkümmert erhalten, daß ein ausländischer Besucher deutscher Höfe im Jahre 1609 von ihm rühmt: „man finde Nichts an ihm, was vom Italiener abwiche, dessen Tugenden, nicht dessen Laster er darstelle; wunderbar verbinde er die leichte italienische Anmuth mit der deutschen Ernsthaftigkeit“ **). Die „Fruchtbringende Gesellschaft“ selbst wäre schwerlich entstanden ohne die per-

*) Barthold, „Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft“, S. 11 ff.; Henke, „Calixt und seine Zeit“, 1. Thl. S. 41.

**) L'Ermite: Iter germanicum, bei Barthold a. a. O. S. 37.

sönliche Anschauung des wohlthätigen Einflusses der italienischen Akademien, welche Ludwig und mehrere Mitbegründer jener Gesellschaft auf ihren Reisen kennen gelernt hatten. Die Fürsten von Hessen und Anhalt zogen italienische Baumeister an ihre Höfe und schmückten ihre Residenzen mit geschmackvollen Bauwerken ohne überladenen Prunk. Johann Georg I. von Sachsen sandte eigens Cavaliere nach Italien, um die dortige reinere Musik nach Deutschland zu verpflanzen und dadurch den mangelhaften heimischen Geschmack zu verbessern. Dresden und Kassel sahen englische Komödianten und lernten durch sie, wenn auch wahrscheinlich in ziemlich roher Darstellung, die unsterblichen Dramen Shakespeare's kennen. Moritz von Hessen stiftete, um dem Adel seines Landes und des übrigen Deutschlands eine bessere Bildung zu verschaffen und ihn „der bäuerlichen Rohheit, der Ränke- und Duellsucht und des Junkerübermuths" zu entwöhnen, eine Ritterakademie zu Kassel, in welcher die ernstern Studien mit der Uebung weltmännischer Fertigkeiten, die classischen mit den modernen Sprachen Hand in Hand gingen, welche sogar im Auslande eines hohen Rufs genoß und von vornehmen Jünglingen aus Frankreich, den Niederlanden und England besucht ward *).

Im Gefolge der ins Ausland reisenden deutschen Fürsten und Adligen befanden sich häufig Gelehrte oder doch Männer von allgemeiner Bildung, welche dadurch Gelegenheit erhielten, ihre Kenntnisse zu vermehren und mit den auswärts gemachten Erfahrungen nach ihrer Rückkehr ihre Wissenschaft und ihr Vaterland zu bereichern **).

Den vornehmen Reisenden selbst war es in jener Zeit größtentheils wirklich um einen soliden Gewinn, nicht um einen bloßen flüchtigen Genuß bei ihren Weltfahrten zu thun; sie wollten Kenntnisse einsammeln, ihren Charakter bilden, ihren Geschmack veredeln, nicht blos in den Zerstreuungen und Genüssen fremder Länder schwelgen. Ihr Reiseaufwand und ihre Lebensweise waren mäßig, die Zahl ihrer Begleiter und Diener gering, ihr ganzes Auftreten einfach und bescheiden. Im 16. Jahrhundert pflegte man wohl einen jungen Herrn von Stande, „wenn er groß

---

*) Barthold a. a. O. S. 47 ff., 55 ff. — Devrient, „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", 1. Bd. S. 141 ff., 271 ff. Kiesewetter, „Gesch. der Musik", S. 78 ff. Vehse, „Deutsche Höfe", 27. Bd. S. 55.

**) Tholuck a. a. O. 1. Bd. S. 305.

und bengelhaft geworden" *), mit einem „reisigen Knecht" auf Reisen zu schicken und ihm für den Aufwand eines ganzen Jahres nicht mehr als 100 Thlr. mitzugeben **). Noch zu Anfange des 17. Jahrhunderts finden wir Prinzen aus den ersten Fürstenhäusern Deutschlands statt alles Gefolges lediglich von ein paar Cavalieren, die ihnen als Führer und Aufseher dienen, und von einem einzigen Pagen begleitet ***).

Fortdauernde Einfachheit vieler deutscher Fürstenhöfe bei gesteigerter Bildung.

So fanden sich denn auch die meisten jener reisenden Großen nach ihrer Rückkehr leicht wieder in die alten, einfachen Gewohnheiten ihrer Heimath. Bei manchen blieb sogar von den auswärts gewonnenen Bildungseinflüssen weniger zurück, als man für sie selbst und für ihre Länder hätte wünschen mögen. In Pommern waren trotz mehrfacher Reisen dortiger Fürsten nach Italien und wiederholter Berührungen mit Frankreich nach wie vor Jagd, Trinkgelage und die plumpen Späße ungeschlachter Schalksnarren die einzigen Ergötzungen der Höfe, und der kunstsinnige Herzog Philipp von Stettin stand als eine vereinzelte Erscheinung unter seinen Vettern da. Johann Georg von Sachsen war zwar für einzelne Liebhabereien eines verfeinerten Geschmacks empfänglich geworden, fand aber doch sein Hauptvergnügen immer noch, gleich seinem Bruder Christian, in wüsten

---

*) Worte einer Reiseinstruction aus jener Zeit: s. Keyßler a. a. O. S. 84.

**) Ebenda.

***) Die Reise, welche der nachmalige Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen als Kurprinz im J. 1601 unternahm, wird von Glasey („Kern der Geschichte des hohen kurfürstlichen Hauses zu Sachsen", 2. Aufl., 1737, S. 257) folgendermaßen beschrieben: „Damit der Prinz auch auswärtiger Potentaten und Republiken Höfe, Regierungsart, Sitten und Gebräuche erkundigen möchte, hat er, nach wohlergriffenem Fundament der Gottesfurcht und Wissenschaften, im 16. Jahre seines Alters mit Rudolphen Vitzthum und Georgen v. Nischwitz, auch dem Leibpagen Chr. R. aus dem Winkel sich aufgemacht und also die Reise durch Thüringen, Franken, Schwaben, Würtemberg, Baiern und Tyrol, fürder in Italien durch Venedig, Rom, Neapel, Florenz, Padua, Verona, Mantua, Savoyen, Mailand u. a. Orte, verrichtet. Weil er nicht zärtlich, sondern frisch erzogen worden, hat er die Reiseungelegenheiten leichtlich erduldet, so lieb auf Stroh und Bänken als in Betten geschlafen, auch, als incognito reisend, seinen Leuten fast mehr, als sie ihm, aufgewartet, also daß man die Gegenwart eines so großen Herrn nicht hat verspüren können". — Wegen einer Krankheit, die ihn in Mailand befiel, nahm er von da die Rückreise nach Hause und unterließ, Frankreich, England und die Niederlande zu besuchen, wie anfänglich die Absicht gewesen.

Trinkgelagen und Parforcejagden und hatte für ernste wissenschaftliche Beschäftigungen keinen Sinn *).

An manchen Höfen dagegen erblickte man eine dem Auslande abgewonnene höhere Bildung mit unveränderter Einfachheit und Volksthümlichkeit der fürstlichen Lebensweise in wohlthuendem Verein. So bei jenen Herzögen von Schlesien, die, obwohl an solcher Bildung wenigen Fürsten ihrer Zeit nachstehend, gleichwohl die „alte gute Sitte ihres Hauses“ beibehielten, „die Unterthanen an den Ergötzungen der Obrigkeit theilnehmen zu lassen“, die Bürger ihrer Residenz aufs Schloß baten, die Feste der Stadt besuchten und mit den Frauen und Töchtern der Rathsmänner lustig tanzten. Moritz, der Freund und Vertraute des in seinen Sitten so leichtfertigen Heinrich's IV., blieb einfach und sittenstreng, und selber die Prachtliebe, die er an seinem Hofe entfaltete, entsprang mehr politischen Rücksichten als seinem persönlichen Geschmacke. An dem brandenburgischen Hofe bemerkte ein Reisender der damaligen Zeit „würdevolle Einfachheit bei gefälligen Sitten“. Während an der Tafel des Kurfürsten französische Conversation mit deutscher wechselte und das unmäßige Zutrinken und Nöthigen der Gäste verbannt war, indem Jeder nach eignem Belieben — „alla Francese“ nannte man es — sich selbst einschenkte, sah man die jungen Prinzen in ihrer Kleidung mehr als einfach gehalten, weil, wie die Kurfürstin sagte, „man dennoch wohl wisse, daß sie Kurfürstenkinder seien, denen die Tugend und Gottesfurcht viel größere Zier, als die Kleidung, gebe“ **).

Noch andere Höfe freilich zeigten sich schon in dieser Zeit von der Verführung ausländischer Beispiele zu einem ausschweifenden Leben und zu vornehmer Verachtung der ehrbaren deutschen Sitte fortgerissen. In Düsseldorf stritt bereits im 16. Jahrhundert, unter dem schwachen Johann Wilhelm III. und seiner verrufenen Gemahlin Jacobäa von Baden, italienische Ueppigkeit mit französischer Leichtfertigkeit um den Vorrang, und in der Pfalz, wo schon unter Friedrich III. die bis dahin kaum bemerkbare Grenze zwischen Fürst, Adel und Volk viel schärfer gezogen worden war, ging unter seinen Nachfolgern das frühere patriar-

*) Barthold a. a. O. S. 55 ff.

**) Stenzel, „Gesch. des preuß. Staats“, 1. Bd. S. 536. Vehse u. Barthold a. a. O.

chalische Verhältniß vollends unter in der immer höher gesteigerten Nachahmung französischen Wesens *).

Allmälige nachtheilige Einwirkungen des Verkehrs der vornehmen Klassen mit dem Auslande.

In der That konnte es kaum anders kommen, als daß die von Jahr zu Jahr vervielfältigten Beziehungen zwischen den deutschen und den fremden Höfen und die immer häufiger werdenden Reisen deutscher Großen ins Ausland auf die Sitten, den Geschmack und die ganze Anschauungsweise dieser Letzteren mit der Zeit einen überwiegend nachtheiligen Einfluß üben mußten. An allen den Punkten, wohin sich solche Reisen vorzugsweise richteten oder mit denen solche Verbindungen am lebhaftesten unterhalten wurden, waren in Bezug auf das Verhältniß der Regierenden zu den Regierten, der höheren Klassen zu dem eigentlichen Volke Ansichten und Gewohnheiten im Gange, welche mit denen, die bisher in Deutschland gegolten hatten, im schroffen Widerspruche standen.

In Spanien sah man die Majestät des Herrschers mit allem Pompe weltlicher Grandezza und allem Nimbus religiöser Weihe bekleidet. In Frankreich war schon längst das Königthum bemüht gewesen, alle Stände des Volks unter seine Füße zu werfen und sich mit dem Glanze unumschränkter Machtvollkommenheit zu umgeben, hatte schon längst der Hof sich zum Mittelpunkt des ganzen geselligen Lebens und zum Strebeziel aller ehrgeizigen Talente gemacht. In Italien zeigte sich sowohl in den aristokratischen Republiken als in den Monarchien der Einfluß jener Maximen, welche schon Machiavell als die Signatur seiner Zeit erkannte. Das englische Volk schien unter seiner großen Königin seinen alten Freiheitsstolz vergessen zu haben, und die Stuarts brachten sogar auf den englischen Thron die bis dahin dort unerhörte Lehre vom absoluten göttlichen Rechte der Könige mit. Ja selber in dem niederländischen Freistaate kämpften eben damals aufstrebende Herrschergelüste eines fürstlichen Statthalters siegreich gegen den Widerstand der strengrepublikanischen Partei.

Die Anschauung solcher Zustände konnte nicht ohne einen, wenn auch langsam, doch sicher wirkenden Einfluß auf die Gemüther der deutschen Fürsten und ihrer Umgebungen bleiben. Die politischen Verhältnisse daheim, wie sie seit der Reformation sich gestaltet hatten, boten so manche verführerische Anknüpfung für die Annahme von Grundsätzen, welche

*) Barthold a. a. O. S. 17 ff.

man in den mächtigsten und blühendsten Staaten Europas in praktischer Geltung erblickte.

Die deutschen Landesherren, die sich bisher immer nur als Stände des Reichs betrachtet hatten, fanden sich von den ersten Souveränen Europas hervorgezogen und beinahe als Ihresgleichen behandelt. Der Adel lernte von seinen Standesgenossen in Frankreich und Italien die schroffere Geltendmachung des Ranguntersсhieds und die Verachtung der „Canaille“. Die freieren Sitten, denen die vornehmen Klassen anderer Länder huldigten, untergruben durch ihr bestechendes Beispiel unvermerkt die strengeren Begriffe von Ehrbarkeit und Zucht, die bis dahin auch unter der Aristokratie in Deutschland noch geherrscht hatten. Die Einen redeten sich ein, daß die pedantische Sittenstrenge zu der freieren Geistesbildung nicht passe, welche der Fortschritt der Zeit verlange; die Andern fanden dieselbe unverträglich mit dem weltmännischen Ton, durch welchen, nach ihrer Ansicht, die höheren Stände sich vor den niederen auszeichnen mußten. Genug, man begann in diesen Kreisen, sich immer mehr von dem übrigen Volke abzusondern; man begann, bürgerliche Moral als Etwas, was wohl für den gemeinen Haufen gut und nützlich sei, auf die Vornehmen aber keine Anwendung leide, gering zu achten; man begann, die vaterländische Sitte, welche von einer solchen Unterscheidung Nichts wußte und mit dem gleichen Maße Vornehme und Geringe maß, als altväterisch und beschränkt zu bespötteln, die ausländische Mode dagegen, welche die Sonderung der Stände und die privilegirte Stellung der Fürsten und des Adels auch in sittlicher und gesellschaftlicher Hinsicht sanctionirte, als ein Resultat fortgeschrittener Bildung zu rühmen und zu vertheidigen.

Erschlaffung des Geistes der bürgerlichen Stände. Die Gefahr dieser Hinneigung der höhern Stände Deutschlands zu den Sitten und Ideen des Auslandes wäre minder groß gewesen, wenn in den bürgerlichen Klassen jene innere Kraft und jenes stolze Selbstbewußtsein sich lebendig erhalten hätte, wodurch dieselben bis zur Reformation und noch eine Zeit über diese hinaus die Aristokratie in den Schranken der Mäßigung, ja in einer gewissen geistigen Abhängigkeit von sich erhalten hatten. Allein unglücklicherweise trafen gerade um eben diese Zeit mancherlei Umstände zusammen, welche jene achtunggebietende Stellung des Bürgerthums untergruben, seinen Geist schwächten oder verderbten und es theils widerstandslos unter die Macht der vornehmen Kreise beugten, theils in die gleiche

Sinken der Macht und des Ansehens der Reichsstädte.

Entartung mit diesen hineinzogen. Die großen Handelsstädte, lange Zeit die kräftigsten Pflegerinnen bürgerlichen Kunst- und Gewerbfleißes, nationaler Sitte und altherkömmlicher Lebensgewohnheiten, waren schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in ihrer Macht und Bedeutung mehr und mehr zurückgekommen. Wenn auch ihr Wohlstand noch nicht sichtlich gelitten hatte, ja zum Theil gerade um den Anfang des 17. Jahrhunderts durch eine größere Entfaltung äußerlicher Pracht seinen unverminderten Fortbestand bethätigen zu wollen schien, so waren doch die Grundlagen jener beherrschenden Stellung, welche diese Sitze eines freien, kräftigen Bürgerthums längere Zeit hindurch im Deutschen Reiche eingenommen hatten, bereits erschüttert. Wie die gesteigerte Fürstengewalt ihren politischen, so begannen die aufstrebenden Residenzen ihren sittlichen und gesellschaftlichen Einfluß zu neutralisiren.

Verschlechterter Zustand der Universitäten. Trennung des Gelehrtenstandes vom Volke.

Von den Universitäten war jener höhere Schwung, welcher sie im Zeitalter der Reformation an die Spitze der nationalen Bewegung gestellt hatte, bis auf wenige, schwache Spuren wieder gewichen. Nur auf einzelnen, z. B. auf der, 1576 neu begründeten, zu Helmstedt, fand noch der freiere und lebendigere Geist des Melanchthon'schen Humanismus Zuflucht und Pflege; die Mehrzahl war zu Tummelplätzen orthodoxer Beschränktheit, pedantischer Buchstabengelehrsamkeit und scholastischer Spitzfindigkeiten ausgeartet. Die Gelehrten, welche eine Zeit lang aus ihrer Abgeschlossenheit heraus und mitten unter das Volk getreten waren, hatten sich wieder in ihre einsamen Studirstuben und auf ihre erhabenen Katheder zurückgezogen, lehrten eine Wissenschaft, welche für das Leben wenig brauchbar war, und vertauschten die vaterländische Sprache, welche kaum erst Luther zu Ehren gebracht hatte, aufs Neue mit einem todten Idiom, welches sie noch dazu selten gewandt und anmuthig zu handhaben wußten.

Von jener begeisterungathmenden akademischen Jugend, welche das kräftigste Werkzeug der Reformation gewesen, war wenig mehr zu spüren. Rohe Unflätherei und läppische Zierlichkeit in Putz und Lebensweise hatten auf den meisten Universitäten den Ernst geistiger und sittlicher Bestrebungen verdrängt*), und die Professoren selbst gaben nur zu häu-

*) Tholuck a. a. O. 1. Bd. S. 32 ff. Bechstein, „Deutsches Universitätsleben"

sig ihren Schülern das böse Beispiel der Gemeinheit, Unmäßigkeit und Ausschweifung *).

Entartung der Religion: in den protestantischen Ländern;

Das religiöse Leben, welches die Reformation neu entzündet hatte, war, selber in dem protestantischen Theile Deutschlands, fast allerwärts wieder in Verfall gerathen und hatte einem dürren Buchstabenglauben und einem äußeren Formendienste weichen müssen. „Man kümmerte sich", wie einer der wenigen höhergesinnten Theologen jener Zeit schreibt, „weit mehr darum, wie Gott von Ewigkeit her, als er die Menschen erwählt, gehandelt, als um Das, was die Menschen nach der deutlichen Vorschrift Gottes thun sollen **)." Je fanatischer man die „Reinheit der Lehre" verfocht, um so getrübter erschien das sittliche Leben des Volks und sogar der Geistlichkeit ***).

in den katholischen.

Was die katholischen Länder betrifft, so war die günstige Rückwirkung, welche die Reformation anfänglich auch auf diese zu äußern schien, nur zu bald fast überall wieder ver-

(„Germania, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des deutschen Volks", 1851, 1. Bd., S. 491 ff.). — Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (1562 ff.) ergingen wiederholte Verbote wider die „Pluderhosen" und die „mühsam gesteppten Kleider" der Studenten. Gegen die Rohheiten des Pennalismus kämpften durch das ganze 17. Jahrhundert die Landesgesetzgebungen und sogar die Reichsgesetzgebung vergebens.

*) Specielle Verbote richten sich gegen das ausschweifende und liederliche Leben der Professoren. Eine Verordnung von 1562 verbietet den Professoren, „mehr als 120 Personen bei den Hochzeiten ihrer Kinder zu setzen". Eine andere schärft den Facultäten ein, „keine versoffenen Professoren zu wählen". Die Protokolle des Ehegerichts von Tübingen von 1580—1620 weisen die ärgsten Scandale in der dortigen Professorenwelt nach. Tholuck, welcher verschiedene Specialitäten daraus mittheilt (a. a. O. 1. Bd. S. 145), bemerkt dazu: „es sei Dies ein furchtbares Bild sittlicher Verwilderung gerade zu einer Zeit, wo Tübingen mit Wittenberg im Rufe reiner Lehre wetteiferte".

**) Calixt in seiner Einleitung zu den von ihm herausgegebenen Acten des Thorner Religionsgesprächs (s. A. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen", 9. Bd. S. 109).

***) „Religio expirare penitus videtur", klagt Val. Andreä. „Dolendum est, id semper agere Satanam, ut, ubi vita lucet, doctrina caliget, ubi doctrina pura, vita sordeat" (s. Richter, Gesch. der evangel. Kirchenverfassung", S. 200). „Unsere Lehre ist von Menschen und Menschenbüchern, und unser Lebenswandel ist vom Teufel, denn Hoffahrt, Eigennutz, Faulheit, damit jetzige Zeit fast alle Theologen besessen sind, kommt nicht von Gott, sondern vom Teufel", sagt Weigel in seiner „Kirchen- und Hauspostille", 1. Bd. S. 124.

schwunden. Die römische Kirche zog es vor, statt durch eine gründliche Heilung ihrer innern Gebrechen sich die Vortheile jener Bewegung anzueignen und vielleicht den Weg zu einer Wiederaussöhnung der getrennten Religionsparteien zu bahnen, die von ihr Abgefallenen theils mit Hülfe weltlicher Gewalt zu bekämpfen und zu verfolgen, theils durch äußere Reizmittel, durch den blendenden Schimmer eines prunkvollen Cultus und einer spitzfindigen Gelehrsamkeit zu sich zurückzulocken. In diesem Geiste starrer Abgeschlossenheit und Unfehlbarkeit der Kirche, welchen das Concilium von Trient bekräftigt und gleichsam verewigt hatte, wirkte vor allen der um die Mitte des 16. Jahrhunderts begründete Orden der Jesuiten. Wenn man der protestantischen Orthodoxie oft schuld geben konnte, daß sie über der Sorge für die Reinheit der Lehre allzu sehr die viel wichtigere für die Reinheit des Lebens ihrer Pflegbefohlenen vernachlässigte, so traf jene Gesellschaft, welche sich den Namen des Stifters der christlichen Religion anmaßte und in seinem Geiste zu handeln vorgab, der viel schlimmere Vorwurf, daß sie nicht selten die Gebote der Moral geringachtete und verletzte, wo es galt, der Kirche und sich selbst einen Vortheil zuzuwenden.

Einreißende Sittenverderbniß.

So arbeitete man von beiden Seiten, der protestantischen wie der katholischen, darauf hin, die sittlichen Triebfedern in der Nation zu schwächen und das geistige Streben derselben zu ersticken. Die Folge war eine immer weiter um sich greifende sittliche Verwilderung und geistige Verdumpfung des Volks. Finsterer Aberglaube, Sittenrohheit und Lasterhaftigkeit zeigten sich nicht blos in den untersten, sondern auch in den sogenannten gebildeten Klassen. Vergebens suchten einzelne fromme und begeisterte Männer durch Wiederbelebung des religiösen und sittlichen Geistes dem einreißenden Verderben zu steuern. Nur in kleinen, abgeschlossenen Kreisen gelang es ihnen, einen besseren Sinn zu wecken oder zu erhalten. Die Mehrzahl des Volks hatte den höheren Schwung, welchen die Reformation den Herzen und Geistern verliehen, gänzlich wieder eingebüßt und fand ihr Genügen in der Befriedigung roher sinnlicher Begierden und dem eitlen Schimmer eines oft ebenso geschmacklosen als geistlosen Luxus. Ein üppiges, verschwenderisches Leben — fast immer der Vorbote sittlichen Verfalls und das Anzeichen eines Mangels an höheren geistigen Interessen — nahm in allen Ständen überhand. Wie die Vornehmen sich unter einander in Pracht und Nachahmung ausländischer Sitte über-

boten, so begann auch schon das Bürgerthum ihnen darin nachzueifern, und selber die untersten Klassen drängten sich heran und suchten den Unterschied, welcher bisher in Tracht, Lebensweise und Vergnügungen sie von den gebildeteren Ständen gesondert hatte, durch Nachahmung nicht der besseren, sondern der schlimmeren Seiten dieser zu verwischen. Die wiederholt ergangenen und immer von Neuem eingeschärften Verbote gegen Kleiderluxus und unmäßige Verschwendung bei Gastmahlen und Familienfesten*) beweisen die Größe und Hartnäckigkeit des Uebels,

*) Die Zahl der Polizei-, Kleider-, Gast- und Hochzeitordnungen, die seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in allen Theilen Deutschlands ergingen, ist sehr groß. In Nürnberg erschien 1554 ein Verbot der Pluderhosen, 1562 eine Aufhebung des Frauenhauses (Bordells), 1557 eine Verordnung gegen die Trunkenbolde, 1582 und wieder 1589 eine Hochzeitordnung (Lochner, „Nürnbergs Vorzeit und Gegenwart", S. 121). In Augsburg, wo das letzte Luxusverbot 1441 ergangen war, finden wir zuerst wieder ein solches im J. 1582 — „wegen der dermalen überhand genommenen Kleiderpracht u. a. Ueppigkeit" —, und eine neue Hochzeitordnung im J. 1599 (Stetten, „Geschichte Augsburgs", S. 659 u. 753). In Leipzig beginnt die Reihe der neuen Polizei- und Kleiderordnungen ebenfalls in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Dolz, „Gesch. Leipzigs", S. 281). Im Jahre 1612 ward eine allgemeine Kleider- und Hochzeitordnung für das Kurfürstenthum Sachsen erlassen. In Braunschweig ergingen Kleider- und Hochzeitordnungen für Land und Stadt: 1594, 1604, 1610, 1618, 1623, 1624. Endlich wurde sogar „auf kaiserlichen Specialbefehl" im J. 1616 ein Luxusverbot für das ganze Deutsche Reich verkündigt („Altenberger Chronik", S. 422; Spittler, „Geschichte von Hannover", S. 237; Carpzov, „Histor. Schauplatz der Stadt Zittau", 3. Thl. S. 177). Man ersieht aus diesen Verordnungen und aus Zeugnissen zeitgenössischer Schriftsteller, wie hoch bereits der Luxus in allen Städten gestiegen war. In einer kleinen Stadt Sachsens (Delitzsch) ist schon 1613 die Rede von „goldnen Kränzen, mit denen die Jungfrauen zur Kirche gehen", von „Sammetaufschlägen und breiten seidnen Borten" auf den Mänteln der gewöhnlichen Bürger (Chronik der Stadt Delitzsch, herausg. von Schultze, 2. Thl. S. 71). In der Leipziger Kleiderordnung von 1626 wird von den Bürgerfrauen gesagt, sie trügen sich „nicht auf ehrbare deutsche, sondern auf ausländische Manier" — mit mehrfachen goldnen Ketten, Handschuhen mit Gold und Perlen gestickt, goldnen Dolchen durchs Haar, „in Summa so, daß es nicht adeligen, sondern gräflichen und höhern Standespersonen gleich ist". Selbst Tagelöhnerstöchter gingen des Sonntags in Doppeltaffetröcken (Dolz a. a. O.). Bei einer adeligen Hochzeit im Braunschweigischen wurden 80 Eimer Wein ausgetrunken, während sich 60 Jahre früher, auf dem Reichstage zu Worms, der Herzog selber mit Eimbeckischem Bier begnügt hatte (Spittler, „Gesch. von Hannover", S. 234). Kaum 30 Jahre, nachdem die Königin Elisabeth von England die ersten seidenen Strümpfe getragen hatte, fand man solche bei den Amtmannsfrauen im Braunschweigischen. Selber die Mägde

welches weder durch obrigkeitliche Verfügungen und Strafandrohungen, noch durch die freien Vereinigungen und Verabredungen, welche hier und da einzelne verständigere Kreise unter sich zu Stande brachten*), in seiner Ausbreitung gehemmt werden konnte.

Zurücktreten der volksthümlichen Kunst.

Die volksthümliche Dichtung, welche noch einmal, unter den Händen des poetischen Schusters von Nürnberg, aufzuleben geschienen, verklang bald wieder und machte einer gelehrten Dichtkunst Platz, welche ihre Muster von dem Auslande entlehnte. Das

---

trugen „Florkragen um den Hals und ausgezackte Tripp- und Klippschuhe an den Füßen". Gastgebote zu 240 Personen wurden bei großen Hochzeiten polizeilich erlaubt (Ebenda S. 267). In welchem Maßstabe in ganz kurzer Zeit — in den letzten Jahrzehnten des 16. und den ersten des 17. Jahrhunderts — Prunksucht und Luxus beim Adel in manchen Gegenden gestiegen waren, dafür führt Moser in seinem „Patriot. Archiv", VIII. Bd. S. 237, folgendes Beispiel von zwei Herren von Schömberg, Vater und Sohn, aus der Pfalz an. Der Vater, der auf dem Hugenottenzuge reiche Beute gemacht hatte, hinterließ an Silbergeräth eine Kanne, einige Becher, zwei Salzfässer und etwas über zwei Dutzend Löffel; der Sohn brachte auf seine Erben an verarbeitetem Silber (Leuchtern, Toiletten u. s. w.) 632 Mark. Der Vater besaß, außer zwei goldenen Ehrenketten, etwa 1/2 Dutzend Ringe und einiges Perlengeschmeide; bei dem Sohne füllte das Verzeichniß der Perlen allein zwei enggeschriebene Bogen. Des Alten Garderobe enthielt ein paar seidene Wämser und sammetne Hosen, das Uebrige von Wolle, höchstens mit Sammet oder Seide besetzt; die Kleiderrubrik des Sohnes — 22 vollständige Prachtanzüge — fand auf 10 Bogen Raum, ungerechnet die Hüte mit Federn, die gestickten Gürtel und Degengehenke, die vielerlei Strümpfe, die Schuhe mit Rosen, die gold- und silbergestickten Handschuhe. Statt der einfach getäfelten Zimmer und der Holzstühle, womit sich sein Vater begnügte, hatte der junge Schömberg buntgewirkte seidene oder vergoldete Ledertapeten und gepolsterte Sammetsessel. Die Bibliothek des älteren Sch. enthielt eine Bibel, einen deutschen Livius, Postillen von Luther und Melanchthon, Fronsperger's Kriegsrecht, einige Chroniken und ein altes Turnierbuch; die des Sohnes zeigte schon englische und italienische Bibeln, Wörterbücher fremder Sprachen, Montaigne's Essais, französische Uebersetzungen von Classikern, kriegswissenschaftliche Werke, jedoch noch keine französischen Romane oder Poesien.

*) Im J. 1618 vereinigten sich im Braunschweigischen mehrere adelige Familien zur Einschränkung des Luxus unter sich. Keiner sollte den Anderen bei Zusammenkünften mehr als acht Essen zu einer Mahlzeit geben; Keiner sollte ein Kleid tragen, das über 200 Thlr. werth sei; vor die Kutschen sollten nicht mehr als 4 Pferde gespannt werden (Spittler a. a. O. S. 269). In der Pfalz ward 1601 ein Mäßigkeitsorden gegen das zu viele Trinken gestiftet, aber der Hof des Kurfürsten, welcher Patron des Ordens war, trank nach wie vor übermäßig (Barthold a. a. O. S. 17).

Volksschauspiel, wie es sich in den Bürger- und Bauerkomödien, den geistlichen Dramen und den Aufführungen alter Stücke in den Schulen entwickelt hatte, dauerte zwar fort, ward aber immer seltener und schwächer, trat immer mehr zurück vor einer gewerbsmäßigen Schauspielkunst. Nur die Musik, als das Organ frommer Andacht in der Kirche und traulicher Geselligkeit im Hause, in jenem einfachen, volksthümlichen Geiste, welchen Luther ihr eingehaucht hatte, lebte noch im Schooße der Familien und in zahlreichen Genossenschaften fort, in denen Mitglieder aller Stände zu ihrer Pflege sich vereinigten*).

Spuren noch erhaltener Selbständigkeit des bürgerlichen Geistes.

Gänzlich war überhaupt der Geist der Selbständigkeit in den bürgerlichen Klassen und der Gemeinsamkeit der verschiedenen Stände in dieser Zeit — um das Ende des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts — noch nicht erloschen. Mancherlei altherkömmliche Lustbarkeiten, welche den Zusammenhang aller Klassen des Volks vermittelten, die Abschließung der höheren Stände in conventioneller Steifheit, das Versinken der unteren in gänzliche Rohheit verhinderten, erhielten sich noch und schlossen hier und da selber die Höfe in ihre Kreise ein**). Trotz des veränderten Militärsystems hatte sich das Volk nicht ganz des Gebrauchs der Waffen zur eigenen Vertheidigung entwöhnt. Die Schützengilden und andere freie Einigungen der Bürger zur Uebung in den Waffen, welche fast in allen Städten bestanden, waren damals noch mehr als ein bloßes Spiel. Die Vertheidiger Magdeburgs, Freibergs und anderer Orte im dreißigjährigen Kriege, die Vertheidiger Wiens gegen die Türken am Ende des 17. Jahrhunderts gingen aus diesen Schulen bürgerlicher Waffenfähigkeit und Wehrbarkeit hervor. Das Bürgerthum hielt noch Etwas auf seine Rechte und vertheidigte dieselben gegen Fürsten und Adel zuweilen sehr mannhaft. Selbst ganz kleine Städte, wie Delitzsch, scheuten sich nicht, Verletzungen

*) Solche Musikvereine oder sogenannte „Cantoreien" scheinen, nach mehrfachen Andeutungen in den Chroniken jener Zeit, an den meisten Orten Deutschlands bis zum dreißigjährigen Kriege, zum Theil auch noch während desselben, bestanden zu haben. Nicht blos die berufsmäßigen Pfleger der Kirchenmusik, die Cantoren und ihre Gehülfen, sondern auch andere Personen nahmen daran theil, in Wurzen z. B. der Kanzler und die Räthe der Stiftsregierung.

**) Im J. 1615 fanden in Dresden noch Hoffeste statt, welche einen gänzlich volksthümlichen Charakter trugen und bei welchen alle Klassen Zutritt hatten (Barthold a. a. O. S. 55).

ihrer bürgerlichen Ordnung, die sich einzelne übermüthige Glieder des benachbarten Landadels erlaubten, durch Verhaftung der Schuldigen zu strafen, und das reiche Zittau setzte es (1613) durch, daß der letzte Sproß eines adeligen Geschlechts, welcher einen Bürger der Stadt im Trunke tödtlich verwundet hatte, auf offenem Markte den Tod durchs Schwert leiden mußte, trotz der gemeinsamen Anstrengungen des ganzen lausitzischen Adels zu seiner Befreiung und trotz des angebotenen hohen Wehrgeldes zu seiner Loskaufung von der Strafe *).

Entgegenkommen eines Theils der vornehmen Stände zur Wiederbelebung des volksthümlichen Geistes, besonders in der Sprache.

Von der andern Seite schienen die Bessergesinnten unter den vornehmeren Ständen selbst die Gefahr der Abwendung von der volksthümlichen Sitte und Sprache, in welche sie die Mehrzahl ihrer Standesgenossen und sogar einen Theil der bürgerlichen Klassen verfallen sahen, recht wohl zu begreifen, und sie versuchten, durch ihr Ansehen und Beispiel eine Besserung der Zustände herbeizuführen. Was die Crusca und andere Gesellschaften ähnlicher Art für Italien waren — Organe zur Belebung des nationalen Geistes durch Pflege der heimischen Sprache und Literatur —, Das sollte die, im Jahre 1617 gegründete, „Fruchtbringende Gesellschaft“ für Deutschland werden. Man wollte die in Verfall gerathene deutsche Sprache und Dichtkunst wieder heben; man wollte einen Mittelpunkt edler Geselligkeit und Sitte schaffen, gleich weit entfernt von der üppigen Leichtfertigkeit ausländischen Wesens, wie von der ungeschlachten Rohheit der in den meisten heimischen Kreisen herrschenden Lebensweise; man wollte die vornehmen Stände durch das Vorangehen in so löblichen Bestrebungen den übrigen Klassen der Nation wieder näher bringen **). Daß diese gute Absicht so wenig Erfolg hatte, daß,

*) „Chronik von Delitzsch“ und Carpzov, „Historie von Zittau“ IV. 301.

**) Die Gesellschaft schloß sich daher auch, obschon zunächst aus dem Schooße des hohen Adels hervorgegangen, gegen bürgerliche Elemente nicht ab, nahm vielmehr „Gelehrte von Ruf“ in ihre Mitte auf. Daß ihrer Stiftung ein nationaler Gedanke und eine gewisse, wenn auch nicht bestimmt ausgesprochene, Opposition gegen das übermäßige Eindringen fremdländischen, besonders französischen Geistes zu Grunde lag, geht am Deutlichsten aus dem Charakter des im gleichen Jahre von einer Fürstin von Anhalt-Bernburg, offenbar im Gegensatze zur F. G., zu Amberg gestifteten Frauenordens „La noble Académie des Loyales“ oder „l'ordre de la Palme d'or“ hervor. Hier waren Titel und Devisen französisch, wie bei der F. G. deutsch, hier war die Aufnahme in den Orden auf fürstliche, gräfliche und adelige

trotz der namhaften Zahl und des laut bekundeten Eifers der Mitglieder jener Gesellschaft*), weder auf dem Gebiete der Literatur, noch auf dem des allgemeinen nationalen Lebens durch sie ein neuer Aufschwung erreicht oder auch nur der fortschreitende Verfall aufgehalten ward, daß der ernste Anlauf der Gesellschaft sich größtentheils in eitle Spielereien verlief und der von ihr gegebene Anstoß so schwachen Anklang in den bürgerlichen und namentlich den gelehrten Kreisen fand**). Das beweist, wie groß schon damals der Mangel lebendiger, treibender Kräfte in der Nation, wie allgemein die Erschlaffung war, welche nach der Erhebung im Reformationszeitalter sich der Gemüther wieder bemächtigt hatte. Wo war aber auch noch, wie in jener großen Zeit, ein gemeinsames, begeisterndes Ziel des Handelns, um die Herzen zu entflammen und alle Fibern des Volksgeistes anzuspannen?

Einwirkung des längeren Friedens auf den Nationalgeist.

Was half es, daß ein langer Friede das Gedeihen des Gewerbfleißes begünstigte und ein ziemliches Wohlleben unter allen Klassen verbreitete? Die deutsche Nation hatte seit den Religionsspaltungen im 16. Jahrhundert aufgehört, als Ganzes eine Rolle in den großen Welthändeln zu spielen. Durch die Wandlung der allgemeinen Handelsverhältnisse war nun auch die Macht jener großen Städtebündnisse erschüttert, welche den deutschen Namen so lange im Auslande geehrt und gefürchtet gemacht hatten. Nach keiner Seite gab es mehr für den Nationalgeist große, erhebende Strebeziele, und so verzettelte er sich in kleinlichen Kirchthurminteressen und inneren Spaltungen. Die Blüthe des Handels und Gewerbfleißes — mehr eine Wirkung augenblicklicher günstiger Umstände, als eines kräftigen Aufschwunges nationaler Thätigkeit — diente ebendeshalb mehr dem Egoismus, als dem Gemeingefühl zur Nahrung und verführte häufiger zu sinnlichen Ausschweifungen und Eitelkeiten, als daß sie einen großartigen Unternehmungsgeist geweckt

---

Mitglieder beschränkt und auch der Confessionsunterschied, den man dort bei Seite ließ, betont (s. Barthold a. a. O. S. 115).

*) Binnen fünfzig Jahren zählte der Orden 806 Mitglieder, darunter 1 König, 3 Kurfürsten, 49 Herzöge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen, 35 Freiherren und 600 Adelige und Gelehrte. Gervinus, „Geschichte der deutschen Dichtung", 3. Bd. S. 188 (4. Ausg.).

**) Eigentliche bürgerliche Gelehrte waren im Orden kaum 100, Geistliche in den ersten dreißig Jahren nur zwei (Gervinus a. a. O.).

und dadurch eine sittliche und geistige Erhebung des Volkes vorbereitet hätte.

Das waren die Zustände Deutschlands beim Ausbruch jenes furchtbaren Krieges, welcher bald nach dem Beginne des 17. Jahrhunderts über Deutschland hereinbrach und dasselbe ein volles Menschenalter hindurch mit Blutvergießen, Verwüstung und Greueln aller Art anfüllte.

Zweiter Abschnitt.

Der dreißigjährige Krieg und seine Wirkungen auf die gesellschaftlichen und die sittlichen Zustände Deutschlands.

Man hört vielfach von den verderblichen Wirkungen des dreißigjährigen Kriegs auf den Wohlstand, die Bildung und die Sittlichkeit des deutschen Volkes, als von einer bekannten und ausgemachten Sache, sprechen; allein noch niemals ist, unsers Wissens, der Versuch gemacht worden, diese Wirkungen in ihrer ganzen Ausdehnung und ihrer besonderen Eigenthümlichkeit zu schildern. Und doch ist es unmöglich, ohne eine solche specielle Anschauung der furchtbaren Verwüstungen, welche jener Krieg, wie in den politischen und materiellen, so in den sittlichen und geistigen Zuständen Deutschlands angerichtet, die merkwürdigen Veränderungen zu begreifen, welche am Ende des 17. und beim Beginn des 18. Jahrhunderts in den Sitten und Gewohnheiten, der Denk- und Empfindungsweise des deutschen Volkes im Vergleich zu den Zeiten der Reformation und selber zu den dem dreißigjährigen Kriege unmittelbar vorangegangenen Jahrzehnten allerwärts hervortreten.

Allgemeine Wirkungen der Religionskriege auf den Charakter eines Volkes.

Jeder Bürgerkrieg übt einen mehr oder weniger entsittlichenden Einfluß auf den Geist einer Nation aus. Das Gemeingefühl wird erstickt, der Sinn für Recht und Billigkeit geht unter in dem wirren Treiben der sich auf Leben und Tod bekämpfenden Parteien. Unedle Privatleidenschaften nehmen die Maske allgemeiner Interessen an und führen das öffentliche Urtheil irre.

Religiöse Kämpfe bringen solche Wirkungen in erhöhtem Maße hervor. Der Fanatismus gegenseitiger Erbitterung nimmt hier den Schein eines gottgefälligen Werkes an. Jedes Mittel scheint erlaubt, durch welches man dem Feinde seines Glaubens schaden kann. Priester, die berufenen Prediger des Friedens und der allgemeinen Menschenliebe, schüren die Flammen des Hasses und autorisiren die grausamsten Thaten — zur Ehre Gottes, wie sie sagen.

Wenn es eine unterdrückte Minderheit ist, die ihren Glauben gegen die despotische Uebermacht einer herrschenden Kirche vertheidigt, so pflegt wenigstens ein solcher Kampf neben den wilderen Leidenschaften auch viele edle Gefühle in Thätigkeit zu setzen. Ein innigeres Zusammenhalten gegen den auf Allen lastenden Druck, ein erhöhter sittlicher Muth, eine entsagende Geringschätzung äußerer Güter und selbst des Lebens giebt sich bei Denen kund, die für ihre heiligsten Ueberzeugungen kämpfen, und versöhnt wenigstens einigermaßen mit den roheren Ausbrüchen des religiösen Fanatismus. Diesen Charakter tragen zum größeren Theil die Religionskriege des 15. und 16. Jahrhunderts. Sogar die wilden Jünger des Huß hatten mitten unter den blutigen Greuelthaten, die sie verübten, doch durch die heldenmüthige Aufopferung, mit welcher sie dem Tode entgegengingen, Bewunderung und Theilnahme erregt.

Specielle des 30jähr. Kriegs: Mangel einer eigentlichen religiösen Begeisterung; Vermischung von Politik und Religion.

Dem dreißigjährigen Kriege fehlt, bis auf seltene und vereinzelte Spuren, ein solches veredelndes Element. Er zeigt uns alle die furchtbaren Wirkungen eines Religionskampfes, aber wenig mildernde Lichtseiten daneben. Das Geschlecht, welches hier auf die Bühne tritt, wird durch den angerufenen Namen der Religion zwar vielfach zu den scheußlichsten Verbrechen, aber nur selten zu großen Thaten oder zu großen Opfern entflammt. Der Glaubensfanatismus erzeugt Unmenschen in Menge, aber wenig Helden und Märtyrer. Wenn wir die mannhafte Vertheidigung Magdeburgs durch seine Bürger und einige andere, minder berühmt gewordene Kämpfe ähnlicher Art ausnehmen, so wurde der dreißigjährige Krieg von beiden Seiten fast nur durch Söldlinge geführt, welche, gleichgültig gegen das eigentliche Motiv des Kampfes, ihre Dienste Dem anboten, der ihnen den besten Lohn oder die reichste Beute versprach.

Auch bei den Leitern des Kampfes war das religiöse Interesse zum

großen Theile nur ein untergeordnetes oder scheinbares. Man sah im Verlaufe dieses, angeblich um der Religion willen unternommenen Krieges protestantische Stände mit einer katholischen auswärtigen Macht Bündnisse eingehen gegen ihren Kaiser. Man sah andere protestantische Stände mit eben diesem katholischen Kaiser Sonderverträge abschließen und die gemeinsame Glaubenssache im Stiche lassen. Man sah fremde Bundesgenossen, vorgeblich zum Schutze des Protestantismus nach Deutschland gekommen, mit schlecht verhehlter Lüsternheit nach dem Besitze deutscher Länder trachten. Man sah soldatische Abenteurer den Krieg auf eigene Hand führen und in den Gebieten kleiner und großer Reichsfürsten die Herren spielen. Nirgends zeigte sich inmitten der namenlosen Noth und Verwirrung den verzweifelten Gemüthern ein großes nationales oder religiöses Hoffnungsziel, selten ein hoher und reiner Charakter, für den das Volk sich begeistern, an dem es seinen sinkenden Muth hätte aufrichten können. Die Sache des Katholicismus befleckte sich durch blutige Verfolgungen und eine maßlose Reaction, die Sache des Protestantismus ward verrathen durch schwache, engherzige und eigensüchtige Fürsten.

Der Friede, welcher endlich den langen, furchtbaren Krieg schloß, vollendete die zersetzenden Wirkungen, welche dieser auf alle edleren Gefühle des Volkes ausgeübt hatte. Von einem Interesse der Nation war bei demselben nicht die Rede, von einem Interesse der Religion nur insofern, als dieses mit einem politischen Interesse der Landesherren zusammenfiel. Deutsche Stände riefen die Fürsprache des Auslandes an, um auf Kosten des Reichs wie ihrer eigenen Völker ausschweifende Herrscherrechte zu erlangen. Wichtige Grenzländer wurden preisgegeben, um dynastische Vortheile dafür einzutauschen. Genug, Deutschland, durch den Krieg bereits bis aufs Aeußerste erschöpft, erschien beim Friedensschlusse nur als die gemeinsame Beute, in welche Alle sich theilten, von welcher Jeder, der Einheimische wie der Fremde, der Katholik wie der Protestant, ein möglichst großes Stück davonzutragen suchte.

Erst eine spätere Zeit hat die ganze Schmach dieses Friedens von Osnabrück und Münster, den ganzen Umfang seines vernichtenden Einflusses auf den deutschen Nationalgeist einsehen und empfinden gelernt. Damals, im Augenblicke seines Abschlusses, war das Gefühl der beendigten Kriegsnoth und der nach so langer Zeit zum ersten Male

wieder vorhandenen Sicherheit des Lebens und Eigenthums in den meisten Kreisen des deutschen Volks, wie es scheint, überwiegend. Die Chroniken sprechen nur von dem allgemeinen Jubel, von Freuden- und Dankesfesten wegen des endlich wiederhergestellten Friedens. Und es begreift sich, wie diese Empfindung damals alle anderen verdrängen konnte. Denn die Verwüstungen, welche der dreißigjährige Kampf allerwärts in Deutschland hervorgebracht hatte, waren furchtbar*). Es ist fast unmöglich, sich heutzutage auch nur annähernd eine Vorstellung von der ganzen Größe des Elendes zu machen, welches unser armes Vaterland ein volles Menschenalter hindurch auszustehen hatte. Auch in den erbittertsten Kriegen der neueren Zeit sehen wir ein Gesetz der Menschlichkeit walten, von welchem man in jener Periode der Cultur noch nichts wußte. Die geworbenen Söldlinge, aus denen der größte Theil der damaligen Heere bestand, waren in der Regel der Auswurf der Gesellschaft. Von keinerlei höherem Interesse für die Sache beseelt, der sie ihren Arm und ihr Leben weihten, fanden sie die einzige Entschädigung für die Mühseligkeiten, die sie ausstanden, und für das Blut, welches sie auf den Schlachtfeldern vergossen, in der zügellosesten Befriedigung ihrer rohen Begierden auf Kosten der wehrlosen Bevölkerung der Länder, die sie durchzogen oder in denen sie Rast hielten. Die Führer konnten oder wollten auch wohl diesem Wüthen nicht Einhalt thun. Die gräßlichsten Mißhandlungen wurden an friedlichen Bürgern verübt theils aus rohem Muthwillen und viehischer Leidenschaft, theils um verborgene Schätze, die man vermuthete, zu erpressen. Weder die hülflose Kindheit, noch das ehrwürdige Alter blieb verschont, und das zarte Geschlecht reizte die Wüthriche nur zu verdoppelter Brutalität**).

Materielle Drangsale und Leiden des deutschen Volks im 30jähr. Kriege. Verwüstung und Entvölkerung der Länder.

*) Nach ihren materiellen Wirkungen für Bevölkerung, Landwirthschaft, Gewerbe u. s. w. sind diese Verwüstungen bereits im 1. Bd. 6. Abschnitt, geschildert worden; sie müssen aber auch hier wenigstens wieder erwähnt werden, weil aus ihnen sich zu einem nicht geringen Theil die sittliche Verkümmerung und Verderbniß erklärt, die in und nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland einriß.

**) Wir können uns nicht versagen, hier eine der vielen Schilderungen wörtlich einzurücken, welche die Chroniken jener Zeit von den Greuelscenen des dreißigjährigen Kriegs liefern. Sie betrifft die Plünderung der Stadt Kempten im J. 1633 und ist der „Oberländischen Jammer- und Strafchronik" von 1660 entlehnt (S. 67 ff.):

„Sobald sie die Stattmauer erstiegen und in die Statt kommen alle Mann und

Dutzendweise verschwanden ganze Dörfer unter den furchtbaren Streichen dieser Kriegsfurie, und in den Städten lagen Hunderte von

---

Weibs Personen, so sie in den Gassen ersehen Jämmerlich Niedergemacht, folgens der gantzen Statt und Vorstat alle Häuser rein Außgeplündert auch der Herren Predigern und Kirchen so gar nicht verschonet, also daß mancher nicht ein alt parr schuech mehr darin gefunden, die Burger so sich in die Häuser versteckt und zu salviren vermeint, sein erbärmlich mit Beilen und Hammern zu Tod geschlagen worden, inmassen dem Herren Burgermeister Zachariä Jentischen geschehen, deme etliche Soldaten in daß Haus geloffen, gelt an jhnen begehrt und alß er ihnen Küsten und Kästen auff geschlossen, und alles Rauben und Plündern, auch einen Trunck auff tragen lassen, hat jhme bey demselben ein Soldat hinderwarts mit einem Beil in Kopff geschlagen, daß Er alß balden seiner Haußfrauen (die auch von jhnen übel verwundt und tractieret worden) in gegenwarth seines ainigen Töchterleins in armen Todts verschiden, ebenmässig haben sie auch Herrn Martin Geigern Statt Ammann und deß geheimen Rahts alß Er sich auff die Burghalden Reterieren wollen, aber seines hochen und 74. Jährigen alters halber nit eilen könden, mit einem Beihl zu Tod geschlagen: viel Burger denen sie quartier geben und Gefangen genommen, haben sie umb etlich hundert, theils umb etlich tausend Gulden ranzioniert, jhnen Pistol und blosse Wöhr an daß Hertz gesetzet strick umb die Hälsse geleget, und sie genötiget anzuzeigen wohin sie gelt und gelts wehrt verborgen, alle Trucken, Küsten und Kästen, wan schon die schlüssel dran gesteckt, auff gehauen und zerschlagen, die Bett zerschnitten und alles in grund Verderbt, vil Frawen und ledige Weibs-Personen inn und ausser der Statt ja so gar Schwangere Frawen geschändt, einer Schwangern Fraw die Brust vom Leib gerissen, eine andere Frauen genötiget und gezwungen daß sie Jhren aignen Ehemann mit einer Axt zu Todt schlagen müssen, in Summa sie haben keines standts Alters noch Jugend verschonet, einen alten 70. Jährigen Prediger ohne alle gegebene Vrsachen 3. oder 4. mal mit einem strick vom Boden auff gezogen, und jämmerlich ermordet, ein Mägdlein von 12. Jahren biß auff den Todt geschändt, und so gar eine Frauen die nahent 100. Jahr alt gewesen geschwächt, Einer Fürnemmen Frauen gelt an Heimblichen Orthen gesucht, also das sie auß schrecken, forcht und scham Gestorben, einem Burger vor dessen augen sein Eheweib und junges Töchterlein Geschwächt und fortgeführt, den Mann aber zu Todt geschlagen, auch einen andern Burger sein Weib in dessen beysein geschändet, sie 3. Tag in Quartier behalten, und dieselbe hernacher jhrem Ehemann gegen bezahlung 4. Thaler wider folgen lassen; einer andern ehrlichen Burgers Frauen so erst auß der Kindtbet gangen, haben sie in einer Nacht zum 6. mal einander zu kauffen geben, einen Barbierer der etliche krancke Soldaten verbunden, haben sie mit denselben zu Todt geschlagen, sein deß Barbierers Tochter geschändt, hernacher die Augen außgestochen und mit ihrem Ermordeten Vatter zum Fenster hinab auff die Gassen geworffen: Item einen andern Burger bei den Füessen auffgehenkt, Eine Fürnemme Frau so in Kindsnöthen auff dem Stuel gesessen, ist von einem Soldaten herab gerissen und mit blossem Degen Genötiget worden ihme Gelt zu zeigen und zu

Gebäuden in Schutt und Asche. In Würtemberg waren im Jahre 1641 von 400,000 Einwohnern noch 48,000, in Frankenthal von 18,000 noch 324, in Hirschberg von 900 noch 60 übrig. In der ganzen Pfalz zählte man im J. 1636 noch 200 Bauern. Im Nassauischen gab es Ortschaften, die bis auf eine oder zwei Familien, andere, die gänzlich ausgestorben waren. Manche Häuser hatten so lange leer gestanden, daß Obstbäume vom Feuerherde aus durch den Schornstein gewachsen waren und über dem Dache ihre Aeste und Zweige ausbreiteten. In Wiesbaden war der Marktplatz dergestalt mit Hecken und Sträuchern bewachsen, daß Hasen und Feldhühner darin nisteten. In Brandenburg und Schlesien sah man mehr Wild als Bauern*). Auf viele Meilen weit waren oft weder Menschen noch Vieh zu finden. Die Felder blieben unbebaut, weil es an den nöthigen Zugkräften fehlte, oder weil die Besitzer aus Angst geflohen waren. Ein gräßlicher Mangel an dem Nothwendigsten trat ein. Die unnatürlichsten Nahrungsmittel mußten dienen, den Hunger zu stillen; selbst die Körper der Gestorbenen blieben nicht unberührt. Verheerende Krankheiten, die Folgen der maßlosen körperlichen und geistigen Martern, vollendeten die Verödung der Länder und die Verzweiflung der Bevölkerungen. In Dresden starben von 1631—34 so viele Menschen an der Pest, daß kaum noch der fünfzehnte Hauswirth übrig war**). Entstellt und bleich von Hunger, Ermattung, Furcht und Schrecken, ja zum Theil, wie die Chronikenschreiber erzählen, „schwarz im Gesicht, als wären sie vom Feuer verbrannt", schlichen die Menschen taumelnd, wie Träumende,

---

geben, darauff sie das Kind in Schrecken und Forcht stehender Gebähren müessen. Etlichen Weibern haben sie die Händ abgehauen, einer Frawen so warm Wasser gesotten, erstens die Händ abgeschlagen, sie hernacher underüber sich in das siedige Wasser in Kessel gestürtzt, darauff dieselbe wider herauß gezogen, ihr den Kopf Abgehauen, und also vollendes jämmerlich Hingericht.". U. s. f. Aehnliche Schilderungen finden sich aus andern Orten, z. B. in der „Wurzenschen Kreuz- und Marterwoche", 1637 (vergl. Schöttgens, „Historie der Stadt Wurzen", S. 589 ff.); ferner im „Simplicissimus" an verschiedenen Stellen.

*) Wachsmuth, „Europ. Sittengeschichte", 5. Bd. 1. Abth. S. 313; Keller, „Die Drangsale des nassauischen Volks und der Nachbarländer im 30jähr. Kriege" (1854), S. 473; Stenzel, „Gesch. des preuß. Staates", 1. Bd. S. 525 ff.; Spittler, „Geschichte von Würtemberg", S. 255; Tholuck a. a. O. 2. Bd. S. 270; W. Menzel, „Geschichte der Deutschen" (5. Aufl.), 3. Bd. S. 304 ff.

**) Weck, „Dresdner Chronik", S. 550.

umher. Wer noch fliehen konnte, floh und ließ die Todten und Kranken unversorgt, so daß diese nicht selten von Hunden und Katzen benagt oder von den Wölfen, welche wieder überhand nahmen, aufgefressen wurden*).

Manche tödteten sich selbst, um den namenlosen Peinigungen, mit denen jeder neue Tag sie bedrohte, auf einmal zu entfliehen. Andere versanken in Schwermuth und wähnten sich vom Teufel verfolgt oder versucht. Sogar fromme Geistliche hatten Anfechtungen dieser Art, da sie selber die Tugendhaften so namenlos leiden, so rettungslos untergehen sahen**).

Störungen des kirchlichen Lebens und der Jugenderziehung.

Die tröstende Stimme der Religion war an vielen Orten gänzlich verstummt. Eine große Zahl von Kirchen

*) Schöttgen a. a. O. S. 582 ff. Eine Ausmalung dieses gräßlichen Elends bis ins Einzelnste findet sich u. A. in Betkins' „Excidium Germaniae" (bei W. Menzel a. a. O. S. 352). Daselbst heißt es: „Wie jämmerlich stehen eure großen Städte? Da zuvor Tausend Gassen gewesen sind, sind nun nicht mehr Hundert. Wie elend stehen die kleinen Städte, die offenen Flecken: da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gesparr, Thüren oder Fenster zu sehen ist. Wie sind sie mit den Kirchen umgangen? Sie haben sie verbrannt, die Glocken weggeführt, zu Cloacken, zu Pferdeställen, Marquetender-Häusern und Huhren-Winkeln gemacht, und auf den Altären ihren Mist gelegt. — Ach Gott! wie jämmerlich stehts auf den Dörfern! Man wandert bei 10 Meilen, und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und Kind, oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voller todten Leichname und Aeser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesind, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben und unter einander von der Pest und Hunger erwürgt, voller Maden und Würmer, und von Wölfen, Hunden, Krähen, Raben und Vögeln gefressen worden, weil Niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat. — Erinnert euch, ihr Städte, wie Viele in ihrer großen Mattigkeit starben, welchen ihr nicht ein Bette von euren vielen übrigen zugeworfen, welche euch aber hernach vor eurem Angesichte sind weggenommen worden. Ihr wisset, wie die Lebendigen sich unter einander in Winkeln und Kellern gerissen, geschlachtet und gegessen: daß Eltern ihre Kinder, und die Kinder ihre todten Eltern gegessen: daß Viele vor den Thüren nur um einen Hund und eine Katze gebettelt: daß die Armen in den Schindergruben Stücken vom Aaß geschnitten, die Knochen zerschlagen und mit dem Marke das Fleisch gekochet, das ist voll Würmer gewesen." W. Menzel citirt a. a. O. noch mehrere ähnliche Schilderungen aus Chroniken. Das Elend war, wie man aus den mitgetheilten Thatsachen ersieht, keineswegs auf einzelne Ortschaften oder Gegenden Deutschlands beschränkt, sondern über alle deutsche Länder, mit wenigen Ausnahmen, nahezu gleichmäßig verbreitet.

**) Keller a. a. O. S. 132, 277 (nach handschriftl. Quellen); Menzel a. a. O.

lag zerstört oder war ihrer Altäre, ihrer Kanzeln, ihrer heiligen Gefäße beraubt; ein Theil der Geistlichen war umgekommen, ein anderer geflohen; die erledigten Stellen blieben Jahre lang unbesetzt oder wurden jungen, kaum der Schule entwachsenen Leuten anvertraut*). Die Universitäten, die Gymnasien und die Landschulen der Gegenden, welche die Geißel des Kriegs traf, wurden entweder geschlossen oder standen, von ihren Schülern und Lehrern verlassen, verödet da**). Ganze Geschlechter wuchsen auf beinahe ohne eine geordnete Erziehung, ohne die Anschauung eines geregelten bürgerlichen Lebens und einer gesicherten friedlichen Thätigkeit, im täglichen Anblick der Zügellosigkeiten und der Greuel eines ununterbrochenen Kriegszustandes***).

Die sittlichen Folgen des 30jährigen Kriegs, verglichen mit denen der neuesten Kriege.

Der furchtbaren Größe des Elends und der Verwüstung, von der wir hier nur ein schwaches Bild in wenigen allgemeinen Zügen geben konnten, entsprach vollkommen die tiefe sittliche Verderbniß, die Zerstörung des Nationalgeistes

---

*) In Würtemberg verloren sich binnen wenigen Jahren über 300 Kirchendiener. In der Pfalz waren von 350 reformirten Pfarrern nach dem Kriege nur noch einige 30 übrig. Die Geistlichen waren gewöhnlich der erste Gegenstand der Verfolgungswuth der Soldaten (Spittler a. a. O. S. 257; Häusser, „Geschichte der Pfalz", 2. Bd. S. 599; Keller a. a. O.; „Mittweydasches Denkmal" von Hermann, u. A.).

**) Die akademischen Gymnasien zu Steinfurt, Hanau, Herborn, so wie das Collegium illustre zu Stuttgart gingen ein; die Universität Heidelberg hatte 1626 noch zwei Studenten; von Helmstedt waren sämmtliche Professoren (ausgenommen Calixt) entflohen; in Jena war die Zahl der Inscriptionen von 300 auf 100 gefallen u. s. w. (Tholuck a. a. O. 2. Bd. S. 307 ff.). — Aehnlich schildert den Zustand der niedern Schulen z. B. in Sachsen das „Bedenken der Universitäten an den Kurfürsten beim Landtage 1640" (s. Weiße, „Neueste Gesch. des Königreichs Sachsens", 1. Bd. S. 70).

***) Der Theolog Rabener schreibt darüber: „So oft ich mein Leben zurückdenke, muß ich mich wundern, daß noch etwas aus uns geworden ist. Denn unsere Kindheit fiel in die wildeste Kriegszeit, wo unsere Vaterstadt geplündert ward. Nur auf kümmerliche Weise fanden wir Lebensunterhalt. Sechs Jahre lang entbehrten wir eines erziehenden Vaters und war unsere Erziehung nur unserer Mutter überlassen, die, von Kummer und Thränen überwältigt, der Last kaum gewachsen war. Die Schule feierte, weil die Gehalte ausblieben. Dabei boten sich dem Auge nur die schlimmsten Beispiele soldatischer Zügellosigkeit dar". (Tholuck a. a. O. 1. Bd. S. 259.)

und die Zersetzung aller gesellschaftlichen Verhältnisse, welche der dreißigjährige Krieg in seinem Gefolge hatte.

So wenig das verwüstete und verödete Deutschland, welches die schwedischen und französischen Heerhaufen bei ihrem Abzuge hinter sich ließen, dem blühenden und volkreichen glich, in welches sie einst den Fuß gesetzt hatten, so wenig war in dem halb verwilderten, halb verweichlichten, in seinen Sitten und selber in seiner Sprache entarteten Geschlechte, welchem endlich die Sonne des Friedens aufging, dasjenige wiederzuerkennen, welches zuerst in diesen Kampf eingetreten, geschweige jenes, welches die große Zeit der Religionsbewegungen des 16. Jahrhunderts durchlebt hatte.

Zu andern Zeiten hat man die Erfahrung gemacht, daß widerwärtige Schicksale und ein harter äußerer Druck, wie für das Individuum, so für die ganze Nation eine gute Schule des Charakters, ein kräftiger Hebel sittlichen und geistigen Aufschwunges wurden. Noch in unsern Tagen sahen wir das deutsche Volk mit verweichlichten und durch leichtfertige Nachahmung des Auslandes verderbten Sitten, mit geschwächtem und beinahe zerstörtem öffentlichen Geiste, mit tiefklaffenden Spaltungen unter seinen einzelnen Stämmen, wie unter den verschiedenen Gesellschaftsklassen, in einen Krieg hineingezogen, der, wie es schien, seine Kraft vollends erschöpfen und seine Selbständigkeit auf immer zerstören mußte. Und doch sahen wir dasselbe Volk mit verjüngter Kraft, mit veredelten Sitten, mit erhöhter Wärme der religiösen und der patriotischen Empfindung aus diesem Kampfe hervorgehen!

Schwächung des Nationalgefühls durch die religiösen Spaltungen.

Unseren Vorfahren im dreißigjährigen Kriege fehlte das einmüthige Gefühl des Unterdrücktseins durch eine fremde, feindliche Gewalt und der daraus sich erzeugende einmüthige Widerstand gegen diese Gewalt, und darum war der Einfluß des so langen und so blutigen Kampfes auf den Nationalgeist — jene reiche Quelle der edelsten Tugenden eines Volkes — nicht ein einigender, sondern ein auflösender, nicht ein kräftigender, sondern ein erschlaffender und zerstörender. Der deutsche Protestant, dem Beispiel seiner Fürsten und dem Drange der Noth folgend, begrüßte in dem Schweden, welcher die Fluren seines Vaterlandes verwüstete, in dem Franzosen, dem alten Erbfeinde Deutschlands, willkommene Bundesgenossen wider die innern Gegner seines Glaubens. Der deutsche Katholik sah theilnahmlos, wenn nicht schadenfroh, den Bedrückungen

zu, welche die wilden Kroaten und die fanatischen Castilianer gegen seine protestantischen Landsleute übten, denn diese Bedrückungen geschahen unter dem Zeichen seiner Kirche. Als aber endlich, unter dem Uebermaße des Druckes und der Schmach, welche man erlitt, einzelne kühne und patriotische Männer den lauten Mahnruf zur allgemeinen Erhebung gegen die fremden Eindringlinge ertönen ließen, da waren Kraft und Muth der Nation schon gebrochen, und ihre Stimme verhallte ungehört *).

Beschleunigte Entwickelung des politischen Sondergeistes.

Je weniger aber der dreißigjährige Krieg irgend ein Element erzeugte, welches die schon dahinschwindende sittliche Kraft der Nation wieder zu stärken, das geschwächte Gemeingefühl neuzubeleben vermocht hätte, um so sicherer und unaufhaltsamer drängte, mit immer beschleunigter Schnelligkeit, der, namentlich in den oberen Schichten der Gesellschaft längst schon rege Trieb der Absonderung und Spaltung seinem verhängnißvollen Ziele entgegen. Die Auflösung des Reiches vollendete sich, nicht blos in den äußeren Thatsachen, sondern auch in den Gemüthern des Volks. In den ersten Stadien des Krieges (1626) hatte noch der edle und hochsinnige G. Calixt, obgleich Protestant, mitten unter den Verwüstungen eines Vernichtungskampfes, den das Haus Habsburg gegen seinen Glauben und seine engere Heimath führte, den Gedanken an die Nothwendigkeit eines einigenden Bandes der deutschen Nation nicht aufgegeben und in einer akademischen Rede voll patriotischer Wärme von „kaiserlicher Majestät Würde und Ansehen" gesprochen **). Allein der unglückselige Verlauf dieses endlosen Kriegs, der starre Glaubenseifer Ferdinand's III. und die eigensüchtige Politik der größeren Stände brachten es dahin, daß allmälig auch die letzte Spur der alten Anhänglichkeit an „Kaiser und Reich" verschwand und der Particularismus, wie in den Cabinetten und an den Tafeln der Friedensconferenzen, so auch in der öffentlichen

---

*) Wir haben hier weniger jene Mahnungen des österreichischen Gesandten, Grafen Trautmannsdorf, an die deutschen Stände beim Beginn der Friedensunterhandlungen im Auge: „alle deutschen Stände möchten nun gegen die Ausländer zusammenhalten" — denn hier konnte die Quelle, aus der dieser Rath kam, Verdacht erwecken —, als vielmehr die damals erschienenen Flugschriften, in denen „eine allgemeine Vereinigung des Volkes zum Hinauswerfen der Fremden" gepredigt ward (s. W. Menzel, „Gesch. der Deutschen", 3. Bd. S. 345).

**) Henke, „Georg Calixt und seine Zeit", 1. Bd. S. 388.

Meinung Deutschlands triumphirte. Wie schon während des Kriegs der fanatische Gegner des Habsburgischen Hauses, Hippolithus a Lapide, die Ansicht verfocht, daß nicht beim Kaiser, sondern bei den Ständen die Kraft und Autorität des Reiches zu suchen sei*), so sehen wir wenige Jahrzehnte nach dem Frieden deutsche Gelehrte vom ersten Range, denen man aufrichtige Vaterlandsliebe nicht absprechen kann, die gleiche Ansicht vertreten und ihren Scharfsinn und ihr Ansehen der Vertheidigung und Vergrößerung fürstlicher Macht und Hoheit widmen**).

*) In der Schrift: „De ratione status in imperio Romano-Germanico", 1640. Der Verfasser hieß eigentlich Chemnitz und war ein Schwede.

**) So Pufendorf in seinem berühmten Werke: „Monzambano, de statu imperii Germanici", 1667, und Leibnitz, zuerst in seinen: „Bedenken, welchergestalt securitas publica und status praesens im Reich, jetzigen Umständen nach, auf festen Fuß zu stellen", 1670 (s. Dessen „Deutsche Schriften", herausg. v. Guhrauer, 1. Bd. S. 154 ff.), dann wieder in der Schrift: „Caesarini Furstenerii tractatus de jure suprematus ac legationum principum Germaniae", 1677 (Dessen „Opp. Omn. ed. Dutens", 4. Bd., S. 329), endlich in der „Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, nebst beigefügtem Vorschlag einer deutschgesinnten Gesellschaft", einer Abhandlung, deren Abfassung ihr Herausgeber, Grotefend, ins Jahr 1679 setzt. In dieser letzten Schrift sagt Leibnitz u. A. S. 5: „Ist nicht die Menge der fürstlichen Höfe ein herrliches Mittel, dadurch sich so viele Leute hervorthun können, so sonst im Staube liegen mußten? Wo ein ohnbeschrenktes Haupt, da sind nur Wenige der Regierung theilhaftig, von deren Gnade die Andern alle leben müssen, da bei uns hingegen, wo Höfe, allda auch hohe Bediente seyen, so etlichermaßen den königlichen selbst an die Seite treten dürfen und ganz eine andere Figur in der Welt machen, als Die, so im Namen bloßer Unterthanen sprechen. Daher denn abzunehmen, daß Diejenigen, so dafür halten, die deutsche Freiheit beruhe nur in Wenigen, denen die Uebrigen dienen müssen, und betreffe also die Unterthanen nicht, auch zu weit in ihrer Meinung gehen".

Wenn in der ebengedachten Schrift, und noch mehr in jener de suprematu, daneben auch von der „Majestät des Kaisers und der deutschen Nation Hoheit" die Rede ist, wenn namentlich der Kaiser als „das weltliche Haupt und der oberste Schiedsrichter der Christenheit" neben dem Papste bezeichnet und also scheinbar sehr hoch gestellt wird, woraus die neuesten Geschichtschreiber des Philosophen, Guhrauer und K. Fischer, ableiten wollen, daß Leibnitz kein Particularist, sondern vielmehr aufrichtig bemüht gewesen sei, die Einheit und Herrlichkeit des Reichs mit der Selbständigkeit der einzelnen Stände in harmonischen Einklang zu bringen, so sind solche Stellen theils nur ein Compliment, welches Leibnitz als guter Hofmann dem Kaiser machte (wie der Herausgeber der L.'schen Werke, Dutens, in einer Anm. zu dem Tract. de supr., a. a. O. S. 329, selbst andeutet, indem er sagt: Autor noster, personam Furstenerii accipiens, principibus cultum suum prae-

Deren sittliche und gesellschaftliche Folgen: Ertödtung des nationalen Gemeinsinnes, Entfremdung der Fürsten vom Volke, Verdrängung der heimischen Sitten durch ausländische.

Wir haben es hier weder mit der geschichtlichen Berechtigung, noch mit den politischen Folgen dieser Erscheinung zu thun*), wohl aber mit ihren sittlichen Wirkungen auf den Geist und die Denkweise der Nation. Jene verhängnißvolle Umwälzung in den Sitten und in den gesellschaftlichen Zuständen Deutschlands, welcher wir an der Schwelle des 18. Jahrhunderts begegnen, die Spaltung der Nation in eine herrschende Klasse und eine von dieser verachtete und sich vor ihr demüthigende Masse des Volks, sammt der Verdrängung der heimischen

---

bebat, eodem tempore per nomen Caesarini innuebat, se non minus Imperatori cultum suum praebere), theils beweist gerade dieser Umstand, wie wenig sogar ein Leibnitz die wahre Ursache des Verfalls der deutschen Nation und das wahre Bedürfniß ihrer Wiedererhebung begriff, da er die Bedeutung des deutschen Kaiserthums in Dingen suchen konnte, die längst eine leere und werthlose Form geworden und schlechterdings nicht im Stande waren, den Verfall des Reiches aufzuhalten oder auch nur zu verbergen; theils endlich haben jene Aeußerungen — namentlich die in der Schrift de supromatu — eine ganz entgegengesetzte Tendenz von der, welche man ihnen beilegen will: Leibnitz stellt nämlich nur darum das Kaiserthum auf eine so ideale Höhe, um zu zeigen, daß die Unterordnung der deutschen Fürsten unter dasselbe der Hoheit und Unabhängigkeit dieser keinen Eintrag thue, indem ja (wie er nach der alten, freilich längst zerstörten Fiction annimmt) eigentlich alle christliche Souveräne in einem ähnlichen Unterordnungsverhältnisse zu dem deutschen Kaiser ständen (s. „Opp. Omn.", 4. Bd. S. 330). Wie sehr Leibnitz überall und vor Allem nur die Macht und Selbständigkeit der Fürsten im Auge hatte, selber auf Kosten des Reichs und mit gänzlicher Hintansetzung des nationalen Verbandes, erhellt nicht blos aus der unverholenen Freude, welche er darüber äußert, daß die deutschen Fürsten seit dem westphälischen Frieden an den fremden Mächten einen immer bereiten Schutz gegen Beeinträchtigungen ihrer Souveränetätsrechte hätten und daß selber Reichstagsbeschlüsse gegen sie nicht anders als mit Waffengewalt („wie gegen Feinde, nicht gegen Unterthanen des Reichs") vollstreckt werden könnten (S. 399), sondern noch mehr aus den Mahnungen, die er an die Könige von Frankreich und England richtet, „doch ja sich der Würde und Freiheit der deutschen Fürsten anzunehmen, damit diese nicht genöthigt würden, sich lieber ganz dem Hause Oesterreich hinzugeben, als eine Zurücksetzung vom Auslande zu erdulden", endlich aus den Anpreisungen der „guten Gesinnungen", welche die deutschen Fürsten gegen die auswärtigen Herrscher hegten (S. 338 ff.). Wir machen dem Philosophen persönlich keinen Vorwurf aus diesen seinen particularistischen Ansichten, wir sehen darin nur den schlagendsten Beweis des nun auch schon im Volke, und zwar in dessen höchsten geistigen Schichten, mehr und mehr absterbenden nationalen Einheitsgefühls.

*) Ueber letztere vergl. den 1. Bd. S. 14 ff.

Sitte durch die ausländische, war zum großen Theile eine Wirkung der durch den dreißigjährigen Krieg zur vollsten Entwickelung gelangten und im westphälischen Frieden besiegelten Sonderpolitik der deutschen Fürsten. Diese Sonderpolitik, indem sie die Zersplitterung Deutschlands in eine Masse von Einzelstaaten vollendete, ertödtete, was von Gemeingefühl noch in der Nation übrig war, und erstickte damit die kräftigsten Keime der sittlichen und geistigen Wiedererhebung; sie beschleunigte die Entfremdung des Fürsten von seinen Unterthanen, die Entwöhnung der Höfe von der alten väterlichen Sitte und ihre völlige Hingebung an den verderblichen Einfluß des Auslandes *). Derselbe fürstliche Egoismus, welcher politische Bündnisse schloß und löste aus Gründen dynastischer Vergrößerungssucht und persönlichen Ehrgeizes, ohne danach zu fragen, ob das Reich deutscher Nation darunter zu Grunde gehe, erröthete auch nicht, im Ueberflusse zu schwelgen, während das eigene Volk im Elend schmachtete **), oder die Erschöpfung der Unterthanen zur Steigerung ihrer Lasten und zur Schmälerung ihrer Freiheiten auszubeuten ***).

*) Wir befinden uns bei dieser Auffassung im Widerspruche mit der Ansicht eines unserer größten Geschichtschreiber, Gervinus, der in seiner „Gesch. der deutschen Dichtung", 3. Bd. S. 198, es als eine günstige Folge des dreißigjährigen Kriegs darstellt, daß derselbe, „als eine Revolutionszeit, alle Stände gemischt, den Fürsten seinen Unterthanen, den Prediger seiner Gemeinde durch gemeinsame Noth nähergestellt und dadurch, indem er zwar im Allgemeinen Alles aufgelöst, in engeren Kreisen desto mehr verbunden habe". Wir bedauern, diese Ansicht nicht theilen zu können. Im Einzelnen mag die erwähnte günstige Wirkung hier und dort eingetreten sein (wir selbst werden solche Beispiele im nächsten Abschnitte anführen); im Ganzen und Großen (worauf allein es doch bei der Charakteristik einer Culturepoche ankommt) war gewiß die entgegengesetzte Erscheinung die überwiegende. Den Beweis dafür, und zwar einen auf urkundliche Thatsachen gestützten, werden wir in diesem und den folgenden Abschnitten führen.

**) So führte Georg Wilhelm von Preußen, während das Volk verhungerte und viele hundert Dörfer verödeten, „ein wüstes und heidnisches Wohlleben in Fressen, Saufen, Huren, Spielen und anderer Ueppigkeit, mit Banketten, Ringrennen, Maskeraden, Ballets, Komödianten u. s. w." („Gleichzeitiger Bericht des Kanzlers von dem Borne" und „Versuch einer histor. Schilderung von Berlin", I., 231. — bei W. Menzel a. a. O. 3. Bd. S. 331).

***) Dem Magistrate zu Delitzsch ward durch einen Willküract der Regierung das Patronatsrecht entzogen („Chronik von D.", S. 136); in den meisten kursächsischen Städten maßte sich die Landesregierung (wie man aus einem amtlichen Actenstück bei Weiße, „Neueste Geschichte Sachsens", 1. Bd. S. 345, ersieht) allmälig das Recht an, „nach Befinden", die Anzahl der „Rathsfreunde" zu mehren

Derselbe Leichtsinn, welcher deutsche Landesherren ihren öffentlichen Pflichten und bisweilen sogar ihrem Glauben untreu machte, gewann auch in ihrem Privatleben immermehr die Oberhand über die alte, ehrbare Sitte, welche früher ebenso an den Höfen der Fürsten, wie in den Häusern der Bürger die Herrschaft geführt hatte. Die einschmeichelnde Stimme ausländischer Lehrmeister fand nicht blos in der Politik, sondern in Bezug auf die ganze Denk- und Lebensweise dieser Kreise immer mehr Eingang und Gehör. Der Rang und die Würde europäischer Souveräne, welche die deutschen Fürsten so sehnsüchtig erstrebt und nun endlich im westphälischen Frieden erreicht hatten, schienen nicht zu gestatten, daß sie noch länger das einfache, patriarchalische Leben in der Mitte ihrer Unterthanen führten, welches ihnen als bloßen Ständen des Reichs wohl angestanden hatte. Die würtembergischen Stände hatten diesen Zusammenhang zwischen der Politik und der gesellschaftlichen Stellung des Fürsten zu seinem Volke wohl begriffen, wenn sie beim Regierungsantritt Eberhard Ludwig's im Namen des Landes den Wunsch aussprachen: „man wolle keinen Helden und Staatsmann, sondern einen guten Hausvater zum Landesherrn haben" *). Die Völker mußten den neuen Glanz, welchen ihre Beherrscher um sich verbreiteten, fast immer durch gesteigerte Lasten und außerdem noch gewöhnlich durch die größere Vornehmheit und Abgeschlossenheit, in welche jene sich nun zurückzogen, büßen, und für Verluste oder Entbehrungen, welche der Fürst an seiner Person erlitt, pflegte er sich abermals auf Kosten der Unterthanen zu entschädigen **).

Die ratio status. Ein politischer Grundsatz von ganz neuer Erfindung, die ratio status oder das sogenannte Staatswohl, mußte Alles recht-

oder zu mindern, auch „die Räthe, Bediente, Syndicos, Stadtschreiber" u. s. w. ein- und abzusetzen. — Daß die Rechte der Landstände in den meisten deutschen Staaten im dreißigjährigen Kriege vollends verkümmert wurden, ist bekannt. Von der Bedrückung der Unterthanen durch erhöhte Lasten, nicht um wirklicher Nothdurft, sondern um der Verschwendungen der Fürsten willen, wird im nächsten Abschnitte speciell die Rede sein.

*) Spittler, „Geschichte Würtembergs", S. 293.

**) In den „Ungedruckten Schreiben u. s. w. von Val. Andreä, v. 1633—1654" (abgedruckt in K. Fr. von Moser's „Patriot. Archiv", 6. Bd. S. 294 ff.) heißt es von Eberhard III. von Würtemberg: „er habe sich für sein Exil (er war eine Zeit lang aus dem Lande vertrieben) an den Resten des Wohlstandes seines Volkes erholt".

fertigen*). Das Staatswohl gebot es, sich vom Reiche loszusagen und mit dem Auslande Bündnisse zu schließen, denn dadurch kam der Staat, d. h. der Fürst, zu Ansehen und Bedeutung. Das Staatswohl erheischte einen fürstlichen Luxus, einen zahlreichen und glänzenden Hofstaat, prächtige Feste und kostbare Bauten, Gesandtschaften an fremden Höfen und ein stehendes Heer, denn nur durch solche Mittel konnte man die gewonnene Stellung würdig behaupten und zugleich sichern. Wo das Staatswohl gebot, da galt kein Einspruch der Stände, keine Rücksicht auf die zerrütteten Finanzen und die erschöpfte Steuerkraft des Landes. Eine neue Moral verbreitete sich über die Höfe und die Kanzleien. Von jetzt an galt es für ein unverzeihliches Verbrechen, der Willkür und Zügellosigkeit von oben herab durch Gegenvorstellungen Einhalt thun zu wollen; dagegen ward es der sicherste Weg zur Gunst, „das Volk zu schinden, den Lüsten zu fröhnen, die Gewissen einzuschläfern"**). Wer gegen diesen Zug des Zeitgeistes ankämpfte, ward als „Enthusiast" verschrien oder als Pedant verlacht***). Die Stimme der alten, berufstreuen Beamten, welche an die Pflichten des Landesherrn und das Wohl der Unterthanen zu mahnen wagten, ward übertäubt von den leichtfertigen Reden eines neuen Geschlechts von Höflingen, welchen das Volk nur eine zum Dulden und Zahlen geschaffene Masse, die Gunst des Fürsten aber und der eigene Vortheil Alles war. „Sie richten sich", wie ein Sittenschilderer jener Zeit

*) In dem bekannten satirischen Zeitgemälde, „Philander's Gesichte", von Moscherosch (1644), handelt ein ganzer Abschnitt von der ratio status. In einer, 1655 von dem Gen.-Sup. zu Wolfenbüttel Dr. Lütkemann gehaltenen „Regentenpredigt" (s. K. Fr. v. Moser's „Polit. Wahrheiten", 2. Bd. S. 283 ff.) heißt es: „Ratio status ist ihrem Ursprunge nach ein herrlich, trefflich und göttlich Ding. Aber was kann der Teufel nicht thun? Der hat sich auch zu R. st. gesellt und dieselbe also verkehrt, daß sie nun nichts mehr, als die größte Schelmerei von der Welt ist, daß ein Regent, der r. st. in Acht nimmt, unter derselben Namen frei thun mag, was ihm gelüstet" u. s. w. Seckendorff in seinem „Deutschen Fürstenstaat" (1656) sagt in der Vorrede: „Fast keine Untreu, Schandthat und Leichtfertigkeit wird zu nennen sein, die nicht an etlichen verkehrten Orten mit dem Staat, ratione status oder Staatssachen, entschuldigt werden will". Auch in anderen Schriften dieser und der nächstfolgenden Periode ist immerfort viel von dieser ratio status die Rede, z. B. in der Vorrede zu Balth. Schuppius' „Regentenspiegel" (1700), in der Genealogia Nisibitarum (1716), S. 14, u. s. w.

**) Val. Andreä a. a. O.

***) Ebend. S. 319.

klagt, „nach dem Oberhaupte, der Sonne; ehe sie den König um der Ehre Gottes willen verließen, ehe verließen sie Gott um des Königs willen“ *).

Der Adel. Der Adel, durch den Krieg in seinen Vermögensverhältnissen zerrüttet**) und seiner Mehrheit nach wenig geneigt, zu den zerstörten Rittersitzen, auf die verwüsteten Fluren, in die Mitte verarmter und verwilderter Unterthanen zurückzukehren, drängte sich immer massenhafter in den Hofdienst, suchte hier Entschädigung für das Verlorene, Bereicherung und Ehrenauszeichnungen, und machte daher mit dem Fürstenthum in der Aussaugung des Landes und der Verachtung der bürgerlichen Sitte immer entschiedener gemeinsame Sache. In den Verhältnissen zu seinen Unterthanen ahmte er das von oben gegebene Beispiel nach, strebte, seinen Vortheil und seine Machtbefugniß auf Kosten derselben zu erweitern***), versuchte wol auch bis-

*) Moscherosch in seinem, 1643 erschienenen, „Christlichen Vermächtniß“. Unter „König“ scheint M. jeden Landesherrn zu verstehen; daß die Stelle auf Deutschland zielt, geht daraus hervor, daß diesem Zustande in den monarchischen Ländern der in den Reichsstädten (als etwas, doch nur um Weniges, besser) gegenübergestellt wird. — Val. Andreä (a. a. O. S. 332) erzählt (aus dem Jahre 1641), wie die treuen Räthe und Geistlichen von der fürstlichen Tafel entfernt worden seien unter dem Vorwande der Ersparniß. Andreä selbst ward wegen seines Freimuthes seines Amtes entlassen, ebenso der alte Rath des Fürsten Borck. Aehnliche Beispiele aus der Zeit nach dem Kriege finden wir mehrere. So berichtet Moser, „Patr. Archiv“, 12. Bd. S. 500, von einer „wehmüthigen Vorstellung“ des Präsidenten und der Räthe eines Grafen von Hanau an diesen (v. J. 1669), worin sie sich darauf berufen, daß sie schon zweimal, 1652 und 1661, ähnliche Vorstellungen, aber vergebens, an Se. Gnaden gerichtet. Ebendort, S. 522, wird erzählt, wie in einem andern deutschen Staate zwei alte pflichttreue Beamte, ein Rath Fabricius und ein Rentmeister Engelschall, dem Fürsten „wegen der täglich schlimmern Bilanz der Kammer“ Vorstellungen machten, wie darauf der Fürst erwiderte: er wisse das wol, aber es sei nicht zu helfen, und wie eine ähnliche leichtsinnige Antwort auch vom Minister und vom Hofmarschall ihnen ertheilt ward.

**) Die weimarische Ritterschaft klagte 1640: sie sei „bis aufs Hemd ausgezogen“, müsse sich mit „Haferbrod und Covent“ behelfen; dadurch sei auch ihr Ansehen so geschädigt, daß „kein Hundebub sie mehr grüße“. (Handschriftliche Geschichte der weimarischen Stände, nach den ständischen Acten von Kuhn.)

***) Es ist bekannt, daß viele Frohnen, namentlich sogenannte ungemessene, in und nach dem dreißigjährigen Kriege entstanden, wo die Bauern in ihrer Hülflosigkeit sich Alles gefallen ließen; daß vieler Orten die großen Grundbesitzer die von ihren Eigenthümern im Drange der Noth verlassenen Bauergüter an sich rissen u. s. w. Vergl. den 1. Bd. 5. Abschnitt.

weilen, auf seinen Rittersitzen (so oft er diese besuchte) mit Luxusbauten und steifem Ceremoniell den Souverän im Kleinen zu spielen*). Schon während des Kriegs sah man Edelleute, statt sich ihrer bedrängten Unterthanen anzunehmen, den fremden Bedrückern den Hof machen und an ihren Spielen und Gelagen theilnehmen**).

Das Volk. Einfluß des Kriegs auf die Schwächung des sittlichen Gefühls und des bürgerlichen Muthes.

Die Masse des Volks war durch den langen, furchtbaren Druck des Elends bis zur gänzlichen Erschlaffung entkräftet und dadurch entsittlicht. Das Gemeingefühl, welches in den höchsten Angelegenheiten der Nation unter der Trostlosigkeit der öffentlichen Zustände verlorengegangen war, hielt auch in den engeren Kreisen des Lebens nicht Stand vor den überwältigenden Leiden und Gefahren, welche jeder neue Tag brachte. Die Eigensucht, die in den obersten Sphären der Gesellschaft das Scepter führte, drängte sich auch in den tieferen Schichten in alle, selber die heiligsten Verhältnisse ein, und sie hatte hier weit öfter, als dort, das schwere Gebot der Noth zu ihrer Entschuldigung. Die furchtbare Todesangst, in welcher jeder Einzelne fast fortwährend schwebte, machte unempfindlich gegen die Leiden und Gefahren der Anderen, und die Entfesselung aller wildesten und zuchtlosesten Leidenschaften, von der sich ein Jeder täglich umgeben und selber bedroht sah, zerstörte allmälig in den Herzen der Meisten die sittliche Scham und den Abscheu vor dem Verbrechen. Wenn in der Regel gemeinsame Noth die Menschen einander näher bringt und die edelsten gesellschaftlichen Tugenden entwickelt, so trat hier das gerade Gegentheil ein unter dem Drucke eines Elends, dessen furchtbare Gewalt und endlose Dauer alle sittlichen Triebfedern zerbrach und alle Spannkraft des Geistes erlahmen machte. Mit Schaudern lesen wir in den Berichten aus jener Zeit, wie der Nachbar den Nachbar, der Glaubensgenosse den Glaubensgenossen, ja der Blutsverwandte den Blutsverwandten theilnahmlos und stumpfsinnig vor seinen Augen verschmachten sah***); wie einer den Andern verrieth, um

---

*) Nach mündlichen Mittheilungen des Prof. Brückner in Meiningen auf Grund urkundlicher Ermittelungen über thüringische Zustände.

**) Keller a. a. O.

***) Schöttgen in seiner „Historie der Stadt Wurzen", S. 583, erzählt: es sei viel armes Landvolk in die Städte hereingeflüchtet, dort aber meist auf den Gassen, in Ställen oder auf Misthaufen umgekommen, habe auch große Noth an Brod und Getränken gelitten; er setzt hinzu: „So sind auch die Leute sehr unbarmherzig über

sich zu retten, oder auch um schnöden Gewinnstes willen*); wie Beamte die ihrer Obhut anvertrauten Unterthanen und selber Geistliche ihre Gemeinden im Stich ließen; wie Einheimische mit den Fremden in Grausamkeit und Härte gegen ihre eigenen Landsleute wetteiferten**); wie sogar Viele sich selbst und ihr Theuerstes, Weib und Kind, widerstandlos mißhandeln ließen, „gleich dem unvernünftigen Vieh, das sich schlagen läßt und nicht einmal nach dem umschaut, der es schlägt" ***).

Fortdauer dieser Wirkungen im Frieden.

Diese entsittlichenden Einflüsse des Kriegs auf den Charakter des Volks, die Zerstörung des Gemeinsinns, die Entfesselung des Eigennutzes, vor Allem aber die gänzliche Entwurzelung des Selbstvertrauens und des bürgerlichen Muthes in den Einzelnen, trugen sich auch in die Zeiten des Friedens und die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens über und bewirkten hier eine verhängnißvolle Wandelung. Wie der Deutsche sich vor den fremden Gewalthabern gebückt hatte, so bückte er sich bald auch vor den heimischen; wie er jenen geschmeichelt hatte, um mit einer Last oder einer persönlichen Unbilde verschont zu werden, so schmeichelte er diesen, um eine Gunst oder eine Bevorzugung zu erlangen; wie unter dem Drucke der Noth und in der Stunde der Gefahr jeder nur an sich gedacht und die andern preisgegeben hatte, so blieb auch bei wieder geordneten Zuständen noch langehin ein Geist der Vereinzelung, der Gleichgültigkeit gegen das Allgemeine und der Feigheit in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens ein vorherrschender Charakterzug der Deutschen †).

Verstärkung derselben durch andere mitwirkende Verhältnisse.

Andere Verhältnisse, gleichfalls durch den Krieg erzeugt, wirkten dazu mit, den Zusammenhang des Volks und namentlich der bürgerlichen Klassen zu lockern, den Gemeinsinn und das Selbstbewußtsein, welches sie bisher, den höheren Ständen

---

das arme Volk gewesen. Gott verzeihe es ihnen!" Vergl. auch oben S. 33, Note*).

*) Brückner in seinem Aufsatze: „Die Bettler zu Effelder i. J. 1667", in der „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte", 1856, Januarheft, führt mehrere obrigkeitliche Verordnungen aus dem Jahre 1634 an, worin über „der Unterthanen Verräthereien unter einander", und „daß Einer des Andern Gut an die Soldaten verrathe", geklagt wird.

**) Keller a. a. O.

***) Ebenda nach handschriftlichen Urkunden.

†) Vergl. den 1. Bd. 3. Abschnitt.

gegenüber, bewahrt hatten, zu untergraben. Die Noth der Zeit zerstörte nicht blos an den meisten Orten die gemeinsamen Waffenübungen, in denen sich so lange die Wehrbarkeit des Bürgerthums und das Recht des Selbstschutzes der Städte lebendig erhalten hatte*), sondern auch den größten Theil der altherkömmlichen öffentlichen Lustbarkeiten, wichtiger Einigungspunkte des Volks, bedeutsamer Kundgebungen eines frischen und kräftigen Volksgeistes. Selber die schönste Blüthe der zu Ernst und Frohsinn verbundenen Gemeinschaft aller Stände, die Gesangvereine, konnten dem Drange der Umstände nicht widerstehen und gingen fast allerwärts ein**). Mit den letzten Spuren der öffentlichen und volksthümlichen Rechtspflege, welche in eben dieser Zeit vollends verschwinden, ging wieder ein wesentliches Stück des lebendigen Rechtsgefühls und der Anhänglichkeit des Volks an seine alte Sitte verloren, und das immer planmäßiger über alle Verhältnisse ausgespannte Polizei- und Verwaltungsregiment des Staates, durch die dringliche Nothwendigkeit, die moralisch wie materiell aus allen Fugen gegangene Gesellschaft möglichst bald geordneten Zuständen zurückzugeben, gerechtfertigt und gewissermaßen geboten, erstickte gänzlich das, schon durch den Krieg so tief herabgestimmte Selbstgefühl der bürgerlichen Klassen. So darf man sich nicht wundern, wenn ein

*) Barack, „Das frühere Schützenwesen der Deutschen", in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, 1856, Märzheft, S. 210; „Delitzscher Chronik", 2. Bd. S. 155. Der allmälige Verfall des alten deutschen Schützenwesens wird am besten ersichtlich aus der verminderten Zahl der größeren Schützenfeste. Nach einer in der Allg. Zeitg. v. 26. Juni 1862, Beil., enthaltenen, aus dem Stadtarchiv zu Frankfurt a. M. entnommenen Angabe ergingen daselbst Einladungsschreiben zu Schützenfesten in den Jahren 1432, 1485, 1497, 1527, 38, 56, 60, 64, 67, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 86, 96, 99, 1603, 11, 54, 66, 1700, 1, 47, 56, 63, 64, 69, 1803, also im 16. Jahrh. im Ganzen 16, im 17. 4, im 18. 7. Vgl. auch G. Freytag, „Neue Bilder aus der Vergangenheit des deutschen Volks", S. 116 ff. Wo sich solche Schützengilden erhielten (wie z. B. die Armbrustgesellschaften in Leipzig und Weimar), oder wo sie später wiederhergestellt wurden, hatten sie doch die alte Kraft und Bedeutung verloren.

**) Lochner, „Nürnbergs Vergangenheit und Gegenwart", S. 117 und 127; Schöttgen, „Historie der Stadt Wurzen", S. 529; Kamprad, „Leißniger Chronik", S. 547; „Delitzscher Chronik", 1. Th. S. 268; 2. Th. S. 86. Rücksichtlich der Gesangvereine oder „Cantoreien" (s. oben S. 23) sei hier beiläufig bemerkt, daß solche unter allen deutschen Ländern am meisten noch in Thüringen theils erhalten, theils wiederaufgelebt sind. Selber auf den meisten Dörfern giebt es dort solche Vereine, welche besonders Kirchenmusik und Kirchengesang systematisch pflegen.

Geist der Abhängigkeit, um nicht zu sagen der sclavischen Unterwürfigkeit, der untern gegen die obern Klassen, des Bürgerthums gegen die Fürsten und den Adel sich fast allerwärts — etwa einige große Reichsstädte ausgenommen, deren vereinzeltes Beispiel aber den allgemeinen Zug der Zeit nicht aufzuhalten vermochte — schon während des Kriegs und noch mehr nach demselben zeigt, ein Geist, der seinen verderblichen Einfluß eben so sehr in den gesellschaftlichen und sittlichen, wie in den politischen Verhältnissen äußert; man darf sich nicht wundern, wenn die, einst auf ihre Freiheiten so eifersüchtigen Städte sich eines ihrer Rechte nach dem andern fast widerstandlos rauben lassen, und wenn das bürgerliche Verdienst vor dem Nimbus des Ranges und der Geburt sich bereits so sehr demüthigt, daß z. B. derselbe Moscherosch, der in seinen satirischen Schriften so oft den Adel wegen seiner Selbstüberhebung und des Mißbrauchs seiner Stellung angreift, seinen Söhnen den Rath ertheilt: sie möchten gegen den freien Reichsadel und die Ritterschaft sich „demüthiglich" benehmen und, wenn sie neben dem Adel in Herrendiensten gebraucht würden, dies jedesmal für eine „große Gnade" achten, nicht etwa in „thörigter Einbildung" sich „den Junkern gleich halten", sondern bedenken, „daß der ungeschickteste Junker dem Stande nach mehr sei, als sie" *).

Ansteckung der bürgerlichen Klassen durch die Sittenverderbniß der höhern Stände.

Aber alles Dieses würde die so rasche und so vollständige Umwandlung der Sitten und der gesellschaftlichen Verhältnisse, welche wir alsbald nach dem dreißigjährigen Kriege und zum Theil schon während desselben sich entwickeln sehen, noch nicht erklären, wenn nicht die bürgerlichen Klassen selbst von der Sittenverderbniß der höhern Stände angesteckt und in den gleichen Taumel des Leichtsinns, der krankhaften Sucht nach Neuem und Fremdem, des Prunkens mit leerem Schein beim Mangel innerer Solidität und des eitlen Haschens nach äußeren Auszeichnungen, anstatt der alten, ehrenfesten Genügsamkeit im Bewußtsein eignen Werthes, hineingerissen worden wären **).

*) „Christliches Vermächtniß", S. 76.

**) Logau, in seinen „Deutschen Sinngedichten" (herausg. unter dem Namen: Sal. v. Golaw, 1654) singt:

„Weiland war das Sein
Werther, als der Schein:
Nunmehr ist der Schein
Werther, als das Sein."

Die falsche Ehrsucht oder „Reputation" als gemeinsamer Grundzug aller Klassen.

Wie jede Zeit für ihre Verirrungen einen beschönigenden und wohlklingenden Ausdruck zu erfinden pflegt, so verschanzte die damalige sich hinter dem hochtönenden Namen der „Reputation", des ausländischen Zerrbildes der guten, alten deutschen Ehrenhaftigkeit. Dieser „hundsföttischen Reputation", wie sie Moscherosch im patriotischen Zorne nennt*), opferten die Fürsten die Ruhe ihrer Völker, den Frieden und Wohlstand des Reichs, der Adel seine ehrenhafte Unabhängigkeit, das Bürgerthum seine alte Ehrbarkeit und Sittenstrenge. Um der „Reputation" willen strebten die Fürsten nach dem Range europäischer Souveräne und stritten Jahre lang um leere Titel und eitle Vorzüge der Etikette. Der „Reputation" zu Liebe gab der Adel die ehrenvolle Stellung, die er vordem an der Spitze des Volks und als Vertheidiger der gemeinsamen Landesrechte behauptet hatte, gegen die glänzende Dienstbarkeit an den Höfen auf. Die „Reputation" war es, welche den Gelehrten und selber den Geistlichen zu Schmeichlern der Fürsten machte und den unabhängigen Kaufmann verführte, in einem von oben verliehenen Titel oder einem Adelsdiplom eine größere Ehre zu erblicken, als in dem selbstgeschaffnen Wohlstande und dem achtungsvollen Zutrauen seiner Mitbürger**). Der „Reputation" opferte der kleine Handwerker und der arme Tagelöhner sein Letztes, um durch bunten Modeflitter oder verschwenderische Ueppigkeit bei Familienfesten den Nachbar zur verdunkeln, ließ es dafür sich und den Seinen an dem Nothwendigsten fehlen, oder suchte durch leichtfertige, betrügerische Handlungsweise die Mittel solchen Wohllebens zu gewinnen, welche herbeizuschaffen die alte, solide Erwerbsweise nicht ausreichen wollte***).

„Altes Geld und alter Wein
Pflegen noch beliebt zu sein:
Sonst acht't man alte Dinge
Wo nicht nichts, doch gar geringe."

„Deutsche haben zwo Naturen, denn die Mode schaffet an,
Daß man, was man gleich nicht wäre, durch die Mode werden kann."

*) S. „Philanders Gesichte", in den Kapiteln: „Weltleben", „Pflaster wider das Podagra" u. a.

**) Beispiele dazu und Klagen darüber finden sich in den mehrfach angeführten Briefen Val. Andreäs, sowie in der Biographie des Chronisten Lucä von Fr. Lucä (1855).

***) Ueber die im Handel und Wandel eingerissene Unsolidität klagen Moscherosch, „Christl. Vermächtniß"; Spener, „Pia desideria", u. A.

Luxus und Schwelgerei.

Kaum giebt es ein widerlicheres Schauspiel, als den Anblick des ausschweifenden Luxus, dem sich mitten in den Zeiten der ärgsten Noth wetteifernd fast alle Stände des Volks, natürlich mit vielen ehrenwerthen Ausnahmen, aber doch in ihrer großen Masse, ergaben. Die Spitzen und Tressen, Perlen und Edelsteine, sammtne und seidne Kleider, die Schleppen und der andre Plunder, wovon die zahlreichen Kleiderordnungen, welche fast in allen Ländern und namentlich in den größern Städten in rascher Folge, aber immer vergeblich, sich wiederholen*), die Schwelgereien bei Hochzeiten und Kindtaufen, das übermäßige Trinken und das üppige Wohlleben jeder Art, wovon andre zeitgenössische Quellen berichten**) — das Alles erscheint uns fast wie eine Verhöhnung des allgemeinen Elends oder wie das Anzeichen eines Wahnsinnes, dessen ansteckende Kraft die Menschen um ihren gesunden Verstand gebracht hat. Wir wollen nicht sagen, daß dieser Luxus um

---

*) In Leipzig folgten sich solche in den Jahren 1626, 1634, 1640, 1652, dann wieder 1661, 1664, 1673, 1674, 1680, 1698. („Der Stadt Leipzig Ordnungen", 1701, S. 452, Dolz, „Geschichte Leipzigs", S. 281, — vergl. oben S. 21). 1699 citirte man die Mägde, die gegen das Verbot Spitzen, Tressen, Schleppen u. s. w. trugen, aufs Rathhaus und ließ ihnen daselbst durch den Rathsvogt „den Plunder abtrennen", nahm auch eine gleiche Besichtigung und Operation bald nachher mit den Handwerkerfrauen und endlich sogar mit den vornehmen Kaufmannsfrauen vor — aber Alles half Nichts. (S. Vogel's „Annalen", S. 918.) In Nürnberg hören gegen das Ende des 17. Jahrh. die Kleiderordnungen auf, schwerlich weil sie als überflüssig, wohl aber, weil sie als wirkungslos erschienen. (Lochner a. a. O. S. 155.) In der Hamburger Kleiderordnung von 1652 wird gegen das Tragen von Perlen und Edelsteinen bei den Frauen der Rathsherren und Kaufleute, gegen die Kleider von Sammt, Seide, Atlas, die seidenen Strümpfe, die breiten Sammtbesätze bei den Frauen der Rathssubalternen, der Handwerker, Brauer und Schiffer, und gegen den Gebrauch von Seidenzeugen selber im Stande der Tagelöhner, der Knechte und Mägde geeifert. Aber trotz der Wiedereinschärfung dieses Verbots schon 1654 hatte dasselbe doch keinen Erfolg. (Benecke, „Hamburger Geschichten", S. 314.) In Baiern ergingen Verordnungen gegen den Kleiderluxus und die „schamlosen Entblößungen" 1651 und 1653. (Zschokke, „Bair. Gesch.", 3. Bd. S. 346) u. s. w.

**) Moscherosch, „Philanders Gesichte", 1. Bd. S. 401. Dess., „Vermächtniß", S. 111; Gallus, „Handbuch der brandenburg. Geschichte", S. 194; Spener, „Pia desideria", S. 37 und das angedruckte „Bedenken", S. 180. Die weimarischen Stände beriethen auf dem Landtage von 1634 über Maßregeln zur Beschränkung des Luxus, weil, wie dabei erklärt wurde, „trotz der schlechten Zeitläufte die Leute bei Hochzeiten u. s. w. sich nicht einschränkten" (Kuhn a. a. O.).

Vieles größer war, als er in andern Zeiten, namentlich seit der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts, gewesen. Auch damals schon folgten sich Verbote über Verbote gegen den Luxus; auch damals schon gab es maßlose Gastgebote und einen ausschweifenden Kleiderprunk nicht blos in den höheren, sondern bis zu den untersten Ständen hinab*). Was aber unser Erstaunen erregt und uns mit tiefem sittlichen Ekel erfüllt, ist die Beobachtung, wie dieser prunkende, schwelgerische, in Saus und Braus dahinlebende Leichtsinn sich unmittelbar neben Scenen des Jammers und des Schreckens spreizt, die, sollte man meinen, jeden Gedanken an solches Wohlleben hätten ersticken müssen. Gern mögen wir, um an der menschlichen Natur nicht irre zu werden, uns einreden, daß die Verzweiflung selbst einen solchen Leichtsinn geboren, daß die Unsicherheit aller Glücksgüter den Trieb erzeugt, zu genießen, so lange man noch könne, daß die gewohnte Sorgfalt des Sparens und Zurathehaltens aufgehört habe Angesichts der unberechenbaren Schicksalsfälle, welche der Krieg mit sich führte, der hier ein mühsam angesammeltes Vermögen mit einem Schlage zerstörte, dort unerwartete Quellen plötzlichen Reichwerdens erschloß.

Schon von den Augenzeugen jenes Rausches hatten manche eine solche Entschuldigung bereit, und selber Geistliche stellten die Ansicht auf, „daß man dies Alles nicht blos dulden und den Unglücklichen zum Troste gewähren, sondern sogar unterstützen und selbst an hohen Festtagen gestatten müsse" **).

Wie man auch über diese Rechtfertigung des damaligen Geschlechts urtheilen möge, so viel bleibt gewiß, daß ein Volk, welches in so schwerer Zeit so leichtfertig denken und handeln konnte, in einem tiefen sittlichen Verfall begriffen war.

Vermehrter Einfluß des ausländischen Wesens auf die Sitten und die Gesellschaftszustände Deutschlands.

Einen wesentlichen Antheil an diesem Verfall hatten die durch den dreißigjährigen Krieg ganz außerordentlich vermehrten Berührungen Deutschlands mit dem Auslande. Die Verbindungen Deutschlands mit den fremden Höfen waren in Folge der politischen Verhältnisse immer inniger geworden; die Reisen der Männer vom Stande und der Gelehrten ins Ausland hatten sich in demselben Maße vervielfältigt, wie die wachsende Rohheit der

*) Vergl. oben S. 19, 21.

**) Vgl. Andreä's, „Briefe", a. a. O. S. 314.

Sitten und der Verfall der wissenschaftlichen Anstalten daheim das Aufsuchen auswärtiger Bildungsquellen oder die Erholung im Anschau'n geordneterer Zustände allen strebenden Geistern zum Bedürfniß machte; der Adel verkehrte mit den Officieren, der Bürger und Bauer mit den Kriegsknechten der aus aller Herren Ländern hier zusammenströmenden Soldateska, und bis in das innerste Heiligthum des Hauses und der Familie drängte sich fremde Sitte, fremde Sprache, fremde Denk- und Bildungsweise ein und unterdrückte mit offener Gewalt oder zerstörte mit der stillen Macht der Verführung die Anhänglichkeit an das Alte und Vaterländische.

Unter andern Verhältnissen hätten diese Wechselbeziehungen des deutschen Volkes mit anderen Völkern fruchtbare Elemente für dessen geistiges und sittliches Leben werden können — zum Theil wurden sie es auch, wie wir im weitern Verlaufe dieser Darstellung uns überzeugen werden. Allein der nächste und überwiegende Einfluß war ein verderblicher. Wie im kranken Körper die von außen zugeführten Stoffe, die den gesunden genährt und gekräftigt haben würden, nur die Krankheit steigern, weil er sie nicht verarbeiten, nicht das Schädliche von dem Heilsamen ausscheiden kann, so nahm das deutsche Volk, entnervt, verweichlicht und zerrüttet in seinen moralischen und gesellschaftlichen Zuständen, wie es bereits war, von dem Auslande jetzt ebenso das Schlimme, wie früher das Gute an und büßte zugleich, im Zusammenstoß mit Nationalitäten, die in sich viel abgeschlossener und fertiger waren, vollends den letzten Halt geistiger Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit ein. Es war nicht mehr wie damals, als der freisinnige Ludwig von Anhalt oder der gelehrte Moritz von Hessen italienische und französische Cultur als ein fruchtbares Element der Veredelung des zu rohen deutschen Wesens zu benutzen verstanden, als noch in den kräftigen und gebildeten Bürgerschaften Augsburgs und Nürnbergs die alte deutsche Denkungsart und Sitte auch beim lebhaftesten geistigen Verkehr mit fremden Ländern sich ungeschwächt behauptete*). Nein! Deutschland erschien jetzt, dem Auslande gegenüber, nach dem bittern, aber wahren Ausdrucke eines Satirikers der damaligen Zeit, nur noch wie „ein Diener, der seines Herrn Livrée trägt"**)!

---

*) S. oben S. 5, 12, 13.

**) Logau a. a. O. Die Stelle lautet vollständig so:

Deutsche Edelleute, Studenten und Bürger ahmten die Trachten und Manieren der fremden Kriegsleute nach, ließen ihr Haar in Zöpfen gekräuselt hinter den Ohren herabhängen und stolzirten bald in genesteltem Wams und zierlichem Spitzenkragen, bald in kriegerischem Lederkoller, mit Schärpe und Sarras, einher. Frauen und Mädchen vertauschten die züchtige und kleidsame heimische Tracht mit den koketten Entblößungen der französischen oder der unschönen Steifheit und den künstlichen Umpolsterungen der spanischen Mode*). Die kräftigen Laute eines Luther und Hans Sachs wurden mit Bestandtheilen der Sprachen aller Länder zu dem abenteuerlichsten Kauderwelsch vermengt**), und selber die Acten des deutschen Reichstags „füllten sich mit Worten, deren sich unsre Vorfahren geschämt haben würden" ***).

Was nicht ausländisch, fremdartig oder, wie man es nannte, à la mode war, galt für unfein, pedantisch, altfränkisch; je öfter

---

„Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverey;
Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Knechterei!"

*) S. Moscherosch, „Philanders Gesichte", 1. Bd. S. 412, 760 u. a.; „Der abenteuerliche Simplicissimus" S. 66 u. a.; die Satiren von Logau, Lauremberg, Rachel u. s. w.; Tholuck, „Vorgesch. des Rationalismus", 1. Bd. S. 134; Jac. Falcke, „Monsieur Alamode, der Stutzer des 30jährigen Krieges", in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, 1857, Märzheft, S. 157 ff. Lauremberg in seinem Gedichte: „Von alamodischer Kleidertracht" (vorgedruckt der Ausgabe von Rachel's Gedichten von 1707), sagt:

„Tucht und Schamhaftigkeit is mit weggeschneden,
Mit halff blotem Lyve komen sie hergetreden."

Ebendort wird gegen die dicken Wülste geeifert, welche die Frauen um die Hüften befestigten, um die Röcke bauschig zu machen (die Vorläufer der spätern Reifröcke) und für welche es besondere Spottnamen gab, wie: Weiberspeck, Verdugadin, Cachebastard. Ferner spottet der Dichter über die Schuhe mit Hörnern bei den Männern, (man trage die Hörner nicht mehr am Kopf, sondern an den Füßen), die „Halskragen um die Stiefeln" (Stiefelmanchetten), die balais de trougaleux (Schleppen) u. s. w.

**) Eine Probe ebensowol der Sprache wie der Denkweise damaliger Zeit enthält folgende Phrase aus einem zur Feier des westphälischen Friedens erschienenen „Freudenspiel" (S. 79): „Ein cavalier ist, welcher ein gut courage hat, maintenirt sein état und réputation und giebt einen politen courtisanen ab". Andre Beispiele finden sich in dem Horribilicribrifax von A. Gryphius und sonstigen Lustspielen, ferner in den Complimentirbüchern jener Zeit (s. Weimar. Jahrbuch, 1. Bd. S. 322).

***) Leibnitz, „Deutsche Schriften", 1. Bd. S. 446.

jemand die Mode wechselte, je abenteuerlicher in Wahl und Zusammenstellung der Farben und Formen seiner Kleidung, je kauderwelscher in seiner Sprache, je gezierter oder bombastischer im Drechseln von Redensarten und Complimenten er auftrat, desto mehr ward er bewundert.

Mit Recht haben die ernsteren Geister jener und der nächstfolgenden Zeit gegen Nichts so sehr, als gegen diese in allen Klassen des Volks verbreitete Vorliebe für das Ausländische geeifert, haben die Satiriker die schärfsten Pfeile ihres Spottes gegen diese Ausartung des Nationalgeistes gerichtet*).

---

*) So vor Allen Moscherosch a. a. O. an zahlreichen Stellen, u. A. in der oft citirten: „O Ihr mehr als unvernünftige Nachkömmlinge! Welches unvernünftige Thier ist doch, das, dem andern zu Gefallen, seine Sprache und Stimme änderte? Hast du je eine Katze, dem Hunde zu Gefallen, bellen, einen Hund, der Katze zu Liebe, mauchzen hören? Nun sind wahrhaftig ein deutsches festes Gemüth und ein schlüpfriger wälscher Sinn anders nicht als Hund und Katze gegen einander geartet, und gleichwohl wollt Ihr, unverständiger, als die Thiere, ihnen wider allen Dank nacharten? Hast du je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeifen hören? Und Ihr wollt die edle Sprache, die Euch angeboren, so gar nicht in Obacht nehmen in Eurem Vaterlande? Pfui Dich der Schande!" — In dem Thesaurus paternus von G. v. Limburg (Moser's „Patr. Archiv", 11. Bd. S. 332 ff.) heißt es: „Sonderbarer Sitten und Kleidung halber sich in fremde Lande zu begeben, ist eine große Thorheit und noch ein größerer Schaden und Unehr unserer Teutschen, daß wir dergleichen nit selbsten anzustellen wissen sollten. Vor Jahren hat man junge Leute fein zur Teutschen Ernsthaftigkeit und Tapferkeit gewiesen, auch absonderliche Leute gezogen, welche reuten und reden und zu Kriegs- und Friedens-Zeiten mit Nuzen in ihrem Vaterland haben gebraucht werden können; jezund will man nur wackere und höfliche, ja nach dem fremden Modell gemachte Leute, das ist zu teutsch: leichtfertige, weibische und närrische haben, und läßt sich's ein Merkliches kosten, bis sie zur Vollkommenheit in solchen Dingen gelangen". Endlich sagt Leibnitz in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" (Deutsche Werke, 1. Bd. S. 457): „Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unsere junge Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre eigene Heimath nicht gekennt und deswegen alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzet, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der Teutschen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bey zuwachsenden Jahren und Verstand behenken blieben. Und, weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelanget, haben solche Franz-Gesinnte viele Jahre über Deutschland regieret".

Die Scenen der Verwilderung und Gesetzlosigkeit, worin manche Geschichtschreiber die schlimmste Folge jenes langen Kriegszustandes zu erblicken scheinen, verhalten sich zu dieser Verweichlichung und Verkünstelung der Sitten wie ein Geschwür auf der äußeren Oberfläche des Körpers zu der Krankheit, welche das innere Mark und die edelsten Organe desselben ergriffen hat. Jenes mag durch seinen Anblick größeren Ekel erzeugen; diese aber verdirbt alle Säfte des Körpers, zehrt dessen ganze Kraft auf und greift zuletzt das Leben selbst an. Die Rohheit, welche sich der unteren Klassen bemächtigt hatte und theilweise selbst zu den mittleren und höheren heraufgestiegen war, ward durch die wiederhergestellte Autorität des Gesetzes und der Obrigkeit gebändigt und unschädlich gemacht, durch die Wiederbefestigung des religiösen und des Familienlebens gemildert und allmälig verdrängt; aber es bedurfte eines langen Zeitraumes, der vereinten Anstrengungen unserer größten Geister und neuer, schwerer Prüfungen, ehe die Nation von dem Gifte der fremden Ansteckung und von der allgemeinen Verderbniß ihrer Säfte, welche jene Unglückszeit ihr als traurige Erbschaft hinterlassen hatte, nur einigermaßen geheilt ward.

Dritter Abschnitt.

Vollendung der begonnenen Sittenveränderung an den deutschen Höfen. — Der Hof Ludwig's XIV. von Frankreich und sein Einfluß auf Deutschland.

Bestimmender Einfluß der Höfe auf die Sitten der Nation seit dem 30jähr. Kriege.

Durch die tiefeinschneidenden Veränderungen, welche der dreißigjährige Krieg in den Gesellschaftszuständen und den Sitten der deutschen Nation hervorgebracht hatte, die Steigerung der fürstlichen Macht zu einem bis dahin noch nicht gekannten Grade, die höfische Unterwürfigkeit des Adels, die Erschlaffung und Verweichlichung des Bürgerthums, die über alle Stände ausgebreitete Vorliebe für die ausländische, besonders die französische Sitte, welche den tonangebenden Einfluß der höhern Klassen sanctionirte — durch alles dies war in die Hände der Fürsten und ihrer Umgebungen eine große Verantwortlichkeit für die geistige und sittliche Zukunft der Nation gelegt. Sie konnten entscheidend wirken ebensowol für eine kräftige Wiedererhebung, als für einen noch tieferen Verfall des gesunkenen Volksgeistes.

Ueberwiegend schädliche Folgen dieses Einflusses.

Die Mehrzahl der deutschen Fürsten betrat leider diesen letzten Weg. Durch das von ihnen gegebene Beispiel der Zügellosigkeit, der Mißachtung aller Gesetze bürgerlicher Moral, der unwürdigsten Nachäffung des Auslandes vollendeten sie, so viel an ihnen war, die sittliche Verderbniß der Nation, die Zerstörung der altherkömmlichen Ehrbarkeit und die Entwickelung jenes Leichtsinns, dessen erster Keim, gleichfalls nicht ohne ihre Schuld, in den Zeiten der allgemeinen Auflösung gepflanzt worden war. Durch den blendenden Schimmer unnahbarer, übermenschlicher Hoheit, in den sie sich hüllten,

erstickten sie die letzten Reste von Unabhängigkeitssinn und Bürgerstolz, welche die vorausgegangenen Kriegsstürme noch verschont hatten, gewöhnten sie ihre Völker an eine sclavische Unterwürfigkeit und eine feile Selbsterniedrigung; durch die Seichtigkeit ihres Geschmackes und die Oberflächlichkeit ihrer Bildung gaben sie ihren Umgebungen das Signal zu einer vornehmen Verachtung ernsterer Beschäftigungen, und durch ihre kleinliche Eitelkeit und ihre rücksichtslose Eigenliebe ermunterten sie dieselben zur Anwendung aller jener verächtlichen Mittel der Schmeichelei und Liebedienerei, durch welche die Niederträchtigkeit zu erlangen sucht, was dem wahren Verdienste versagt wird.

Beispiele guter Fürsten bald nach dem 30jährigen Kriege.

Zwar unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege zeigten sich manche deutsche Fürsten aufrichtig beeifert, durch ihr Beispiel wie durch weise Veranstaltungen den sittlichen Geist ihrer Völker wieder zu heben, ihre Bildung zu veredeln, wahre Religiosität zu pflegen und dem fanatischen Hasse der verschiedenen Glaubensbekenntnisse gegen einander zu steuern. Mit dem Nestor der deutschen Fürsten, August von Braunschweig-Wolfenbüttel, dem „göttlichen Greise", wie ihn die verehrungsvolle Dankbarkeit seiner Zeitgenossen nannte, wetteiferte an bürgerlicher Einfachheit der Sitten und ächt landesväterlicher Sorgfalt für das Beste seines Volkes der „fromme" Ernst von Sachsen-Gotha *). In Hessen waltete ein würdiger Enkel des erlauchten Moritz, besonders eifrig bemüht, die getrennten Parteien der Protestanten zu versöhnen und religiöse Duldung zu verbreiten **). Den wichtigen Posten eines Erzkanzlers des heiligen römischen Reichs bekleidete damals Joh. Phil. von Schönborn, ein ebenso aufgeklärter als patriotisch gesinnter Fürst, die Seele aller Bündnisse deutscher Staaten gegen die drohende Eroberungssucht Ludwig's XIV., ein Freund und Kenner der Wissenschaften, der Gönner und Beschützer des aufstrebenden Geistes unseres großen Leibnitz ***). In Preußen führte der jugendliche Friedrich Wilhelm, das Gegenbild seines verschwenderischen, üppigen und charakterlosen Vaters, eine vollständige Wandlung in dem Geiste der Regierung und den Sitten des Hofes

*) A. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen", IX. Bd.; Schulze, „Leben des Herzogs Friedrich II. von Sachsen-Gotha" (1851).

**) Hering, „Gesch. der kirchl. Unionsversuche", 2. Bd. S. 133.

***) Guhrauer, „G. W. v. Leibnitz", 1. Bd. S. 49 ff.

herbei. Er war schon als Prinz, kaum dem Knabenalter entwachsen, so sehr erfüllt von der Würde und Verantwortlichkeit seines hohen Berufs, daß die ärgste Verführung machtlos an ihm abprallte*). Auch Carl Ludwig, der Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz, obgleich in seiner Jugend zum Theil an dem leichtfertigen Hofe Carl's I. von England erzogen und auch als Mann nicht tadellos in seinem Familienleben, hielt doch eigentliche Schwelgerei und Sittenlosigkeit von seinem Hofe fern, schätzte und förderte Wissenschaften und Künste, huldigte einer religiösen Freisinnigkeit, wie sie damals kaum anderswo in Deutschland zu finden war**), und führte ein schlichtes, prunkloses Leben im zutraulichsten Verkehr mit seinen Unterthanen***).

---

*) Von ihm wird erzählt, daß er während seines Aufenthalts in den Niederlanden einmal bei einem nächtlichen Gastmahl in dem prächtigen und üppigen Haag zu Ausschweifungen habe verführt werden sollen. Obgleich von Natur dazu geneigt, habe er sich doch überwunden und sei mit den Worten: „Ich bin es meinen Eltern, meiner Ehre und meinem Lande schuldig", plötzlich aus dem Haag hinweg in das Lager des Prinzen Heinrich gereist, der, als er den Grund dieser Flucht des Jünglings erfahren, ihn auf die Achsel geklopft und gesagt habe: „Eine solche Flucht ist heldenmüthiger, als wenn ich Breda erobere. Ja, Vetter, Ihr habt das gethan, Ihr werdet Mehr thun. Wer sich selbst besiegen kann, ist zu großen Unternehmungen fähig". (Stenzel, „Geschichte des preuß. Staats", 2. Thl. S. 14.)

**) Er gestattete den Socinianern den Aufenthalt in seinem Lande, berief Spinoza nach Heidelberg, baute in dieser Stadt eine Kirche, welche er den drei Confessionen gemeinsam widmete, u. s. w.

***) Häusser, „Geschichte der Pfalz", 2. Bd. S. 669, entwirft ein sehr anziehendes Bild von dem leutseligen, einfachen, dabei hochgebildeten Wesen des Kurfürsten. Derselbe nahm theil an den Vogelschießen der Bürger zu Heidelberg, zahlte seine Einlage und schoß gleichwie jeder Andere. Auch auf Jahrmärkten und Kirchweihen vergnügte er sich mitten unter dem Volke. Wenn in dem Hause eines seiner Beamten ein Familienfest stattfand, sandte er ein Geschenk hin, ließ seine Töchter in Bürgerfamilien Gevatter stehen und zahlte für sie das herkömmliche Eingebinde. Fischer brachten ihm den Ertrag ihres Fischzugs, Bauerfrauen Erdbeeren, Landmädchen Blumen auf sein Schloß, und die Buben sangen ihn zu Johannis um Holz zum Johannisfeuer an; mit Allen unterhielt er sich leutselig und zutraulich. Prachtvolle und kostspielige Feste liebte er nicht, wohl aber geistvolle Gespräche über griechisches und römisches Alterthum, alte und neue Geschichte. Gelehrte Leute und Beamte aus der Stadt fanden sich zu zwangloser Unterhaltung bei ihm zusammen. An seinem Hofe wurden englische Dramen, aber auch die Stücke von Gryphius aufgeführt; desgleichen liebte er musikalische Genüsse. Die Schattenseite seines Lebens, sein Ver-

Beispiele der entgegengesetzten Art.

Allein schon gleichzeitig mit diesen besseren Fürsten begegnen uns andere, welche, unbekümmert um ihrer Länder Wohlfahrt, nur den persönlichen Zwecken ihres Ehrgeizes nachjagen oder leichtsinnigen und verschwenderischen Neigungen fröhnen. Eberhard III. von Würtemberg, welcher doch noch selbst das furchtbare Gericht des dreißigjährigen Krieges miterlebt hatte und dessen Land bis zur völligen Erschöpfung darniederlag, führte ein lustiges und üppiges Leben, trieb leichtfertige Liebeshändel und gestattete sich und seinen Hofleuten einen so verschwenderischen Luxus, daß schon 1640 das Consistorium ihm ernstliche Vorstellungen machte und ein Bild der eingerissenen Verderbniß vor seinem Blick entrollte, welches selbst seinen Leichtsinn erschreckte und ihm das Versprechen einer Abhülfe entlockte, die aber nur unvollständig und nicht von Dauer gewesen zu sein scheint. Denn wenige Jahre nach geschlossenem Frieden (1653) klagt der Hofprediger des Herzogs, der fromme Val. Andreä*), daß ein unerhörter Luxus des Hofes verzehre, was dem armen, bereits bis aufs Mark ausgesaugten Lande noch immerfort abgepreßt werde.

In Kursachsen, wo der geistesträge Johann Georg I., zufrieden mit dem, was der Krieg ihm selbst und seinem Hause eingetragen, wenig oder nichts zur Linderung der Noth des Landes und zur Wiederbelebung des gesunkenen Wohlstandes gethan, vielmehr nur seinen rohen Vergnügungen, der Jagd und dem übermäßigen Trinken, gefröhnt und seine Hofleute fast unbeschränkt hatte schalten lassen**),

---

hältniß zur Degenfeld (die er sich förmlich antrauen ließ, nachdem er seine Gemahlin verstoßen hatte) entschuldigt Häusser (a. a. O. S. 713) mit dem unverträglichen und unleidlichen Wesen dieser Letztern. Jedenfalls wird man Häusser darin Recht geben müssen, daß jenes Verhältniß nicht entfernt den frivolen und entsittlichenden Charakter gehabt haben könne, welchen die spätere Mätressenwirthschaft anderer deutscher Fürsten hatte; sonst würden die Töchter des Kurfürsten, Elisabeth Charlotte (die bekannte Herzogin von Orleans) und die Raugräfin Luise, schwerlich eine so tüchtige und makellose moralische Bildung gehabt und würde die Erstere (die Tochter der verstoßenen Kurfürstin) nicht mit so viel Anhänglichkeit und Achtung von der Nebenbuhlerin ihrer Mutter und von ihren Stiefgeschwistern gesprochen haben. — (Vergl. auch K. Fr. v. Moser's „Patriot. Archiv", 11. Bd. S. 209—230.)

*) Dessen „Ungedruckte Schreiben" in dem „Patr. Archiv", 6. Bd. S. 321, 357. Vergl. auch Spittler, „Geschichte Würtembergs".

**) Dies deutet selbst Glasey, der doch immer nur Gutes von den Fürsten, deren Geschichte er schreibt, zu erzählen weiß, in den Worten an: „Seine Bedienten konnten

begann sein Sohn Johann Georg II. alsbald mit glänzendem Soldatenspiel, rauschenden Festen, Jagden und Thierhetzen, italienischen Opern und prächtigen Feuerwerken, dem Sammeln von Kunstwerken und kostspieligen Raritäten aller Art ein so verschwenderisches Treiben, daß schon 1657 die Stände sich gedrungen fühlten, zu Gunsten des, unter der Last der Abgaben fast erliegenden Volkes ihm vorzustellen: „Se. Durchlaucht wolle den kümmerlichen Zustand seiner, zu Sumpf und Boden getriebenen Unterthanen zu Herzen nehmen, aus treuer landesväterlicher Huld und Liebe gegen sie der unwiderstehlichen Noth in Etwas nachgeben, die Bedürfnisse der Regierung über des Landes Vermögen nicht erstrecken, insonderheit bei seinem Hofstaat einziehen und selbigen nach dem Beispiel seiner Vorfahren, welche ihn bei Weitem so kostbar nicht geführt, da des Landes Zustand doch viel besser gewesen, gnädigst einrichten" *). Ferdinand Maria von Baiern, der Sohn jenes Maximilian, welcher aus Großmannssucht, um den seinem Vetter von der Pfalz entfallenen Kurhut sich aufzusetzen und eine Rolle neben Oesterreich zu spielen, sein Land mit Schulden belastet hatte, schien zwar anfangs, durch die wahrgenommene Zerrüttung der Finanzen erschreckt, einem Systeme weiser Sparsamkeit huldigen zu wollen; allein bald, verleitet von seiner italienischen Gemahlin, welche den Geschmack für Künste und die Neigung zu kostspieligem Luxus aus ihrem Vaterlande mitgebracht, ergab er sich einer unerhörten Prachtliebe und Verschwendung. Schon 1658 entstand in München ein italienisches Schauspielhaus nach dem Muster desjenigen von Vicenza; die Schlösser und Parks von Nymphenburg und Schleißheim ahmten den prunkenden Geschmack der Schlösser und Gärten von Versailles und Marly nach, und ein ungeheurer Schatz von kostbaren Schmucksachen und Geräthschaften aus Gold, Silber und Edelsteinen, welche der Kurfürst und die Kurfürstin in ihren Gemächern anhäuften, lag als todtes Capital müßig da, während dem ausgesogenen Lande die Mittel zur Wiederaufhülfe der zerstörten Gewerbe und der darniederliegenden Landwirthschaft mangelten **).

---

sich auch wohl bei ihm wärmen; wiewohl dessen, als gewöhnlich, Mancher mißbrauchet" („Kern der Gesch. des hohen Kurhauses Sachsen", S. 177).

*) Weiße, „Neueste Gesch. Sachsens", 1. Thl. S. 186.

**) Zschokke, „Bairische Geschichten", 3. Bd. S. 383. — W. Menzel, „Gesch. der Deutschen", 4. Bd. S. 3, berichtet: an der Stickerei des kurfürstlichen Paradebettes seien allein 2 Centner 19 Pfd. Gold verschwendet gewesen. Ebenso erzählt

Zunehmende Verderbniß an den Höfen in den folgenden Jahrzehnten.

Je weiter wir uns sodann von den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs entfernen, desto allgemeiner verbreitet, desto höher gesteigert, desto ungescheuter hervortretend erscheint an den deutschen Fürstenhöfen die Leichtfertigkeit der Sitten, die Lust an eitlem, prunkendem Luxus, die Verachtung der heimischen und die Nachahmung der fremden Sitte. Schon der nächste Nachfolger des ehrwürdigen und gelehrten August von Braunschweig-Wolfenbüttel, Rudolph August, welcher jenem 1666 in der Regierung folgte, war zwar ein tapferer, aber auch ein sehr lebenslustiger und prachtliebender Fürst, der, so viel seine kriegerischen Unternehmungen ihm Zeit ließen, gern den Carneval Venedigs besuchte und die Vergnügungen, die er dort kennen lernte, in seine nordische Residenz verpflanzte*). Die Vettern Augusts, die Herzöge Georg Wilhelm und Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg waren schon während des dreißigjährigen Kriegs (von 1641 an) an den Höfen von England, Frankreich und Italien umhergezogen. Zur Regierung gelangt — eben an der Schwelle des wiederhergestellten Friedens (1648) — litt es Georg Wilhelm nicht lange im eigenen Lande; die Verwaltung desselben seinen Räthen überlassend, eilte er von Neuem der üppigen Lagunenstadt zu, bezahlte die Ehre, ins goldene Buch der venetianischen Nobili eingetragen zu werden, mit hohen Summen, die er im Spiele verlor, und brachte italienische Musik und italienische Tänzerinnen mit sich heim**). Seinem Bruder Johann Friedrich kosteten die Reisen nach Italien, deren er fünf unternahm und auf deren letzter er im fremden Lande starb, noch viel mehr. Denn schon bei seinem zweiten Aufenthalte daselbst (1651) ließ er sich durch die überlegene Geistesgewandtheit römischer Gelehrten und die geheimnißvollen Gaukeleien wunderübender Patres verführen, seinen väter-

---

Wernicke, „Gesch. der Neuzeit“, 1. Abthl. S. 442, die Kurfürstin habe fünf Schränke voll Tafelgeschirr besessen, aus Krystallen geschnittene Kannen u. a. Gefäße, große Achate, in Gold und Edelsteine gefaßt, Wasserbecken aus Gold, so schwer, daß sie ein Mann kaum mit zwei Armen in die Höhe heben konnte, Diamanten von 40—50 Karat, einen Smaragd, groß wie ein Hühnerei u. s. w. — das Ganze im Werthe von vielen Millionen.

*) Vehse, „Deutsche Höfe“, 18. Bd. Vergl. auch Rommel, „Briefwechsel zwischen Leibnitz und dem Landgrafen von Hessen-Rheinfels“, 3. Bd. S. 236. Der Landgraf tadelt den Herzog, daß er in so bedrängter Zeit so viel Aufwand für Opern u. dgl. mache.

**) Vehse, 18. Bd.

lichen Glauben abzuschwören und in den Schooß der heiligen Kirche zurückzukehren — ein Schritt, für den er leider in der nächsten Zeit nur zu viel Nachfolger unter seinen fürstlichen Standesgenossen in Deutschland fand*)! In Hessen-Darmstadt folgte auf eine Reihe mäßiger und für das Landeswohl thätiger Fürsten im Jahre 1678 der ehrsüchtige und prachtliebende, baulustige und im Schuldenmachen rücksichtslose Ernst Ludwig, und die von ihm betretene Bahn ward von seinen Nachfolgern durch das ganze folgende Jahrhundert hindurch nicht wieder verlassen**). In der Pfalz begann nach den nüchternen und landesväterlichen Regierungen Carl Ludwig's und seines Sohnes ein flotteres Leben unter der katholischen Linie Neuburg, und in Baiern ward die, zwar übertriebene, aber solide Prachtliebe Ferdinand's bei Weitem verdunkelt durch die ausschweifenden Verschwendungen Max Emanuel's, während die einfachen und züchtigen Sitten, welche im Uebrigen unter jenem Kurfürsten am Hofe geherrscht hatten, einem Strudel der tollsten Liederlichkeit weichen mußten***). In Sachsen steigerten sich der Prunk des Hofes, die Vorliebe für ausländisches Wesen und die Frivolität von einer Regierung zur anderen, bis sie unter August dem Starken, am Ende des Jahrhunderts, ihren Höhepunkt erreichten, und in Würtemberg, wo „der Väter alte Sitte" am zähesten dem eindringenden Verderben Widerstand leistete, wo Landstände, Consistorium und eine kleine Zahl alter treuer Räthe den jugendlichen Leichtsinn des Fürsten noch eine Zeit lang in Schranken hielten, siegte doch allmälig der französische Hofton mit dem steifen Ceremoniell und den lockern Sitten, dem vielgliederigen Hofstaate und den kostspieligen Hoffesten, der eingebildeten Göttlichkeit der fürstlichen Persönlichkeit und der rücksichtslosen Entfesselung aller ihrer menschlichen Schwächen und Leidenschaften†).

Einfluß der Wiedereinsetzung der Stuarts auf den englischen Thron und der Thronbesteigung Ludwig's XIV. von Frankreich auf diese Verhältnisse.

Zwei Ereignisse von allgemein europäischem Charakter trugen dazu bei, diese Entwickelung der Dinge in Deutschland zu beschleunigen: die Wiedereinsetzung der Stuarts und die Thronbesteigung Ludwig's XIV. von Frankreich. Im Jahre 1660 ward Carl II. durch

*) Seine Bekehrungsgeschichte ist es wahrscheinlich, die dem Schiller'schen Romane: „Der Geisterseher" zu Grunde liegt.

**) Walther, „Gesch. von Hessen-Darmstadt" (1854).

***) Zschokke a. a. O.

†) Spittler, „Gesch. Würtembergs", S. 278 ff.

Beschluß des Parlamentes auf denselben englischen Thron zurückgeführt, den zwölf Jahre zuvor sein Vater, zugleich mit seinem Leben, eingebüßt hatte. Nicht gewarnt durch dessen Schicksal, vielmehr übermüthig gemacht durch die kaum noch erwartete günstige Wendung seines Geschickes, suchte er für die lange Entbehrung der Macht durch um so schrankenloseren Genuß aller Mittel und Reize derselben sich zu entschädigen. Schon Carl I. hatte französischer Sitte und Lebensweise gehuldigt; sein Sohn, der die Jahre der Verbannung an dem glänzenden und schlüpfrigen Hofe der Bourbons zugebracht, überbot an Pracht, Feinheit, aber auch Leichtfertigkeit der Sitten nicht nur seinen Vorgänger, sondern beinahe seine Lehrmeister selbst. „Alles an seinem Hofe athmete", wie ein zeitgenössischer Schriftsteller bemerkt, „nur Freude, Genuß und jene Pracht und Verfeinerung, wie sie nur die Neigungen eines zärtlichen und galanten Fürsten hervorrufen können" *). „Es gab keine Ausschweifung", bestätigt Macaulay, „welche nicht durch die zur Schau getragene Lasterhaftigkeit des Königs und seiner Lieblingshöflinge ermuthigt worden wäre**)."

Es hat uns nicht gelingen wollen, bestimmte und unmittelbare Anzeichen des Eindruckes zu entdecken, welchen dieses von England aus gegebene Beispiel auf die herrschenden Kreise Deutschlands hervorgebracht; wir können indeß kaum daran zweifeln, daß ein solcher Eindruck stattgefunden und daß er zu der Vollendung des schon begonnenen Umschwunges in den Sitten und Ideen dieser Kreise nicht wenig beigetragen habe. Der Hof der Stuarts war von jeher ein gern gesuchter Aufenthalt des hohen deutschen Adels gewesen. Noch im dreißigjährigen Kriege hatte Carl Ludwig von der Pfalz sich für die Leiden seiner Verbannung an den Lustbarkeiten von Whitehall erholt, welche damals gerade in ihrer höchsten Blüthe standen, und seinen alten, sittenstrengen Räthen hatte es nicht wenig Kummer gemacht, zu sehen, mit welchem Leichtsinn der junge Fürst sich den Verführungen der „sybaritischen Insel" (wie sie das damalige England nannten) hingab***). Die beiden Prinzen von

---

*) Mémoires de Grammont, bei Hettner, „Gesch. der engl. Literatur von 1660—1770", S. 99.

**) „Geschichte von England", 1. Bd. 2. Kapitel (S. 194 der Beseler'schen Uebersetzung).

***) Rusdorff, „Epistolae", bei Moser, „Patriot. Archiv", 11. Bd. S. 216.

Braunschweig-Lüneburg, Georg Wilhelm und Johann Friedrich, waren Zeugen der beginnenden Katastrophe gewesen*), die mit der Vertreibung jenes lustigen und glänzenden Hofes und mit der strengen Herrschaft der Puritaner endete. Man darf annehmen, daß sowohl das unglückliche Schicksal Carl's I., als die Wiedereinsetzung seines Sohnes auf den englischen Thron das lebhafteste Interesse an den deutschen Höfen erregte, daß die deutschen Fürsten in jenem Ereigniß eine gemeinsame Schmach, in diesem einen gemeinsamen Triumph aller europäischen Dynastien (zu denen seit dem westphälischen Frieden auch sie sich rechneten) erblickten, daß der deutsche Adel die Verdrängung des finstern Puritanerthums durch das Wiederemporkommen der flotten Zügellosigkeit der Cavaliere an Carl's II. Hofe als einen Sieg des edelmännischen Wesens überhaupt feierte, und daß in dem Ideenkreise dieser Leute, sympathetisch mit ihren Standesgenossen in England, sich unwillkürlich die Vorstellung einer lockern Lebensweise und einer übermüthigen Verachtung der herrschenden Moral mit dem Bewußtsein cavaliermäßiger, loyaler Gesinnung, das Bild puritanischer Sittenstrenge dagegen mit dem Gedanken an Revolution, Königsmord und Umsturz der ganzen Staatsordnung verwebte.

Ungleich entscheidender freilich wirkte das Beispiel Ludwig's XIV. von Frankreich. Hier war ein jugendlicher Monarch, von der Natur mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers geschmückt, um zu glänzen, zu bezaubern und zu imponiren, ebenso glücklich und kühn auf dem Felde der Diplomatie und der Waffen, wie auf dem der Galanterie, ebenso unermüdlich in der Verfolgung großartiger Pläne der Weltherrschaft, wie in der Aufsuchung immer neuer Quellen des Vergnügens für sich und seine Umgebungen. Man sah diesen jungen Fürsten, fast noch als Knabe, mit dem ersten Schritt auf die Stufen seines Thrones die widerspenstigen Parteien unter seine Füße treten und dem auf seine alten Rechte pochenden Parlamente von Paris mit der Reitpeitsche in der Hand Gesetze dictiren. Man sah den alten und glänzenden Adel Frankreichs, der noch eben erst in den Kriegen der Fronde das Haupt so stolz erhoben hatte, demüthig die königliche Hand küssen und um einen gnädigen Blick aus dem Auge der Majestät buhlen. Man sah Gelehrte

*) „Leben Herzog Joh. Friedrich's", von Leibnitz, in Dessen Schriften, herausg. v. Pertz, 1. Bd. S. 6.

und Dichter sich zu dem Hofe dieses neuen Augustus drängen und seine Verdienste um Kunst und Wissenschaft verherrlichen. Man sah die ganze Nation sclavisch dem allmächtigen Beherrscher huldigen, der, indem er sie im Innern erniedrigte und knechtete, sie nach außen groß und gebietend machte. Man sah Paris und Versailles von der Hand dieses prachtliebenden Monarchen mit kostbaren Gebäuden und Kunstwerken aller Art geschmückt; Europa hallte wieder, wie von seinen Siegen und Eroberungen, so von dem Zauber seiner Feste, dem Glanze seiner Hofhaltung, der Schönheit der Frauen und der Tapferkeit der Cavaliere, welche sich um ihn drängten, der Anmuth und Feinheit der geselligen Formen, wie der strengen Hoheit des Ceremoniells, womit er sich umgab.

Der Eindruck, den diese Erscheinung auf alle Höfe Europas machte, war groß und zaubergleich — nirgends so verhängnißvoll, wie in Deutschland.

Nachahmung Ludwig's XIV. an den deutschen Höfen.

Durch Ludwig's verführerisches Beispiel ermuntert, wagten nun erst die meisten deutschen Fürsten, die Souveräne im vollen Sinne des Worts zu spielen und die Lehre von der göttlichen Erhabenheit des Monarchen und dem Aufgehen des ganzen Staates in ihm — eine Lehre, welche in Ludwig's Persönlichkeit und seinen Handlungen so glänzend verkörpert erschien — auch bei sich in ihrer Weise und nach ihren Kräften zur Anwendung zu bringen *). Gänzlich vergessend, daß, was dem Beherrscher eines mächtigen Reichs erlaubt und wohlanständig sein mochte — ein königlicher Luxus und der imponirende Pomp der Majestät —, auf einem Gebiete von wenigen Quadratmeilen nachgeahmt und aus den Mitteln armer und erschöpfter Bevölkerungen bestritten, zugleich eine Lächerlichkeit und ein Frevel war, ohne die Fähigkeit und meist auch ohne den Willen, den Mißbrauch fürstlicher Gewalt zur Befriedigung persönlicher Leidenschaften, den sie Ludwig XIV. ablernten, wenigstens durch große Schöpfungen im Innern und große Thaten nach außen zu sühnen, wie jener König that, fand ihre schwachsinnige Eitelkeit sich darin befriedigt, das Ceremoniell des Hofes von Versailles mit kleinlicher Genauigkeit nachzubilden und die fürstliche Person mit dem leeren Gepränge von Formen und Titulaturen, denen der Inhalt reeller Macht fehlte, und eines Hof-

*) Spittler, „Geschichte Würtembergs", S. 278.

staates, dessen Zahl und Glanz in grellem Mißverhältniß zu der Kleinheit der Länder stand, komödienhaft herauszuputzen. Während die größeren Reichsstände mit Kammerherren und Kammerjunkern, mit Ceremonienmeistern und Hofmarschällen, mit Stall- und Jägermeistereien, mit Adjutanten und anderen Hofchargen, sammt einem ganzen Troß von Livréebedienten, Jägern, Heiducken, Läufern u. s. w., einen Aufwand trieben, der die Kräfte ihrer Länder und die Hülfsquellen eines geordneten Haushaltes weit überstieg*), wollte auch der kleinste Reichsgraf seinen Hof haben und sein „Lever" nach dem Muster Ludwig's XIV. halten, wenn auch, statt alles Hofstaates, nur ein Stallmeister und ein Amtmann dabei erschienen**), wollte sein „Recht der Waffen" durch ein paar Soldaten, die er vor seinem Schlosse paradiren ließ, und sein „Recht der Gesandtschaften" durch einen Geschäftsträger an dem oder jenem fremden Hofe, besonders am französischen, ausüben, mit einem Worte, auf seinem Territorium, welches oft nicht viel größer war, als ein großes Rittergut, den „Souverän" ebenso gut spielen, wie Se. Allerchristlichste Majestät von Frankreich***).

Uebermäßige Ausdehnung des Hofstaats.

Der lächerliche Streit um Rang und Titel, der schon bei den Verhandlungen zu Osnabrück und Münster die deutschen Fürsten dem Spotte des Auslandes ausgesetzt und den Abschluß des von der Nation so schmerzlich ersehnten Friedens um Monate verzögert hatte, entbrannte heftiger, seitdem jeder Fürst sich ein Ludwig XIV. im Kleinen dünkte und seine Würde nicht blos gegenüber seinen deutschen Mitständen, sondern auch vor den Augen jenes Monarchen, als des von ganz Europa anerkannten Schiedsrichters der Etikette (von dem er sich natürlich beachtet hoffte und wünschte), aufrechterhalten zu müssen glaubte. Im Jahre 1670 nahmen die Kurfürsten für ihre

Rang- und Titelstreit.

*) Vergl. den 1. Bd. 4. Abschnitt, wo die finanzielle Seite dieses Unwesens hervorgehoben ist.

**) Ritter v. Lang, „Memoiren".

***) Il n'y a pas jusqu'au Cadet d'une ligne apanagée, qui ne s'imagine d'être quelque chose de semblable à Louis XIV; il batit son Versailles, il a ses maitresses, il entretient ses armées, sagt Friedrich der Große in seinem „Antimacchiavell". Bekannt ist von Friedrich d. Gr. die Anekdote, daß, als ein solcher winziger Reichsstand ihn bei der Durchreise durch sein Gebiet mit großem Pompe empfing und seine Freude aussprach, den König von Preußen in „seinen Staaten" begrüßen zu können, der König lächelnd erwiderte: „Voilà deux souverains, qui se rencontrent".

Gesandten und wirklichen Geheimen Räthe den Titel Excellenz an, was bisher nur die Könige gethan. Darüber geriethen die „altfürstlichen" Häuser in große Aufregung, und die Frage: ob nicht ihnen das gleiche Recht zustehe, schien wichtig genug, — nachdem kein Geringerer, als Leibnitz, sie zum Gegenstande einer gelehrten staatsrechtlichen Untersuchung gemacht hatte*) — einer eigens dazu berufenen Versammlung von Bevollmächtigten dieser Häuser vorgelegt zu werden. Wirklich fand eine solche Vereinigung im Jahre 1700 statt, und sie entschied nicht blos jene inhaltschwere Frage bejahend, sondern faßte auch den nicht weniger wichtigen und welthistorischen Beschluß: daß inskünftige auch die altfürstlichen Häuser, gleich den kurfürstlichen, sich nicht mehr mit bloßen Kammerjunkern begnügen, sondern Kammerherren halten wollten**).

Von ähnlichen verhängnißvollen Fragen ward Deutschland seit dieser Zeit noch öfters bewegt. Die kurfürstlichen Gesandten am Reichstage genossen das Vorrecht, daß ihre Stühle auf den Teppich gestellt wurden, auf welchem der kaiserliche Principalcommissar unter einem Baldachin saß, so oft er den Gesandten der Stände Audienz gab. Es war kein geringer Triumph für die, auf jenes Vorrecht der Kurfürsten eifersüchtigen Fürsten, als es ihren beharrlichen Anstrengungen gelang, so viel zu erreichen, daß wenigstens die vordern Füße der Stühle ihrer Gesandten auf den Franzen des Teppichs stehen durften***)! Zwischen dem königlichen und dem herzoglichen Hause von Gottorp-Holstein ward ein langer Streit darüber geführt, ob in den gemeinschaftlichen Regierungspatenten auch der Name des Herzogs, oder nur der des Königs mit Fracturschrift geschrieben werden solle. Der Herzog verweigerte die Mitunterzeichnung des Landgerichtspatents bis zum Austrag dieses Streites und hinderte dadurch acht Jahre lang die gemeinschaftliche Justiz in den Herzogthümern, bis endlich (1710) ein förmlicher Verzicht des Herzogs, im Hamburgischen Vergleich, dem Lande die geordnete Rechtspflege und dem Könige die Beruhigung, nur seinen Namen in Fractur geschrieben zu sehen, zurückgab†).

---

*) In der schon oben, S. 37, erwähnten Schrift: De suprematu principum.

**) Schlözer, „Staatsanzeigen", 18. Heft.

***) Keyßler, „Reisen durch Deutschland", 2. Bd. S. 1249.

†) Hojer's „Chronik", 1. Bd. S. 71. Bei Br. Bauer, „Geschichte der Politik u. s. w. des 18. Jahrh.", 1. Bd. S. 56.

Selbsterniedrigung deutscher Fürsten gegenüber Ludwig XIV.

Ludwig XIV. machte sich diese Eitelkeit der deutschen Fürsten für seine Absichten zu nutze. Seine Gesandten schwärmten an den Höfen der „Herren Vettern" umher, und die Gesandten dieser, oder sie selbst und ihre Prinzen, wurden mit wohlberechneter Auszeichnung in Versailles empfangen. Für die deutschen Fürsten, die im frischen Genusse ihrer erst unlängst (im westphälischen Frieden) öffentlich anerkannten Souveränetätsrechte schwelgten, waren diese Beziehungen zu dem mächtigen Beherrscher Frankreichs ein Gegenstand wetteifernden Ehrgeizes. In wenig Jahren war Deutschland mit französischen Emissären überschwemmt*), welche durch ihre Schmeicheleien die kleinen deutschen Souveräne in der Eitelkeit ihres Herrscherdünkels bestärkten und durch die mit freigebiger Hand gespendeten Subsidien ihre Genußsucht zugleich befriedigten und zu immer größeren Ausschweifungen reizten. Nur mit Erröthen kann der Patriot daran zurückdenken, wie zu derselben Zeit, wo Ludwig mit trotzigem Uebermuth deutsche Provinzen an sich riß und blühende Grenzländer verwüstete, die Blüthe des hohen deutschen Adels eben diesem Ludwig durch Nachahmung seines Geschmackes, seiner Etikette, seiner Sprache und nicht am wenigsten seiner Ausschweifungen ihre schmeichlerischen Huldigungen darbrachte und sich hochgeehrt fühlte, wenn der niedrigste Höfling des allbewunderten Königs diesen äffischen Bemühungen gnädigen Beifall zulächelte.

Der Reichstagsbeschluß von 1689, der das Herumreisen französischer Agenten in Deutschland, sowie das Halten französischer Bedienten an den deutschen Höfen verbot**), blieb, wie so viele Reichstagsbeschlüsse, ohne Erfolg.

Die öffentliche Meinung und ihr Verhalten gegenüber dem Treiben der Höfe.

Selbst ein noch so kräftiger Widerspruch der öffentlichen Meinung (oder dessen, was man für jene Zeit so nennen möchte) würde diesem Zuge, der sich der herrschenden Kreise bemächtigt hatte, schwerlich Einhalt gethan haben. Einzelne Versuche eines solchen mäßigenden Einflusses, deren sich auch jetzt noch hier und da ein pflichttreuer Geistlicher oder Beamter oder eine gewissenhafte Landschaft unterfing, wurden mit immer größerer Schroffheit zurückgewiesen, nicht selten an den Urhebern selbst streng geahndet. Wie

*) K. Fr. v. Moser, „Polit. Wahrheiten", 1. Bd. S. 103.

**) W. Menzel, „Gesch. der Deutschen", 4. Bd. S. 52.

Val. Andreä in Stuttgart, so büßte Jac. Phil. Spener in Dresden den Eifer, womit er gegen die Ausschweifungen des Hofes die strengen Pflichten des geistlichen Gewissensrathes zu üben gewagt, mit dem Verluste seines Amtes und der gezwungenen Entfernung aus dem Lande*). Von dem Stamme der ehrenwerthen bürgerlichen Beamten, welche so lange das vereinte Wohl des Fürsten und des Landes berathen hatten, verschwindet der letzte Rest um den Anfang des 18. Jahrhunderts, und die neuen „Minister", welche an die Stelle der alten „Räthe" treten, bringen meist mit dem französischen Titel auch französische Regierungsmaximen und Hofsitten mit**). Landstände aber, welche mit Bewilligungen kargen, werden in Ungnaden entlassen und manchen Orts gar nicht wieder berufen***).

Leider müssen wir aber auch beurkunden, daß ein solcher Widerstand des sittlichen und des vaterländischen Geistes gegen die wachsende Entartung der herrschenden Kreise immer seltener wird, daß vielmehr die Nation sich immer mehr mit der Richtung, welche jene einschlagen, zu befreunden scheint. Die Folgen der Entartung des Bürgerthums, deren Ursachen wir im vorigen Abschnitt zu schildern versuchten, traten in erschreckender Weise hervor. Das Beamtenthum fand es bequemer, das von oben gegebene Beispiel nachzuahmen, als durch eine Gewissenhaftigkeit, die längst für altväterisch galt, sich unbequem und verhaßt zu machen†). Ein großer Theil der Geistlichen legte mehr Gewicht auf die Gunst des Hofes, als auf die Pflichten ihres seelsorgerischen

Die Gelehrten und ihr Verhalten gegen die Großen: V. v. Seckendorf, Leibnitz, Chr. Thomasius u. A.

Amtes††). Gelehrte vom ersten Range schmeichelten dem Souveränetätsdünkel der Fürsten und ihrer Ueberhebung über das bürgerliche Sittengesetz, oder wagten doch keinen entschiedenen Einspruch dagegen. Der ehrwürdige Hans Veit von Seckendorf, ein Staatsmann und Gelehrter vom alten Schrot und Korn, legte wenigstens einen stillschweigenden Protest gegen die an den Höfen eingerissene Sittenverderbniß ein durch seine beiden

*) Hoßbach, „Spener und seine Zeit". Vergl. Spittler, „Gesch. Würtembergs", S. 281 ff.

**) Moser, „Patriot. Wahrheiten".

***) So in Baiern seit 1669. Vergl. Zschokke, „Bair. Gesch.", 3. Bd. S. 383.

†) S. den 1. Bd. S. 87, 93.

††) Moser's „Patr. Archiv", 6. Bd. S. 321.

berühmten Werke: „Der deutsche Fürstenstaat“ (1652) und „Der Christenstaat“ (1686), in denen er den Fürsten, dem Adel und der ganzen Nation einen Spiegel vorhielt: wie sie sein sollten und wie sie ehedem gewesen*). Andere huldigten rückhaltlos dem neuen Zeitgeiste. Wir bedauern, an der Spitze dieser letzteren den ersten Gelehrten jener und beinahe aller Zeiten, den berühmten Leibnitz, nennen zu müssen. Zwar eiferte derselbe mit einer, gewiß aufrichtigen Heftigkeit gegen die Hinneigung der Deutschen zu ausländischem Wesen, aber er selbst fühlte sich mächtig angezogen von jener schimmernden Atmosphäre Ludwig's XIV., welcher mit derselben Hand, mit der er das Deutsche Reich mißhandelte, deutschen Gelehrten (durch das Mittel seiner großartigen wissenschaftlichen Anstalten) Auszeichnungen zuertheilte, die das eigene Vaterland in stumpfsinniger Gleichgültigkeit ihnen versagte, und seine Schuld war es sicherlich nicht, wenn der „größte König“, wie er ihn nannte, seinen Versuchen einer Annäherung sich nicht günstiger erwies**). Das Bewußtsein der eigenen Würde aber, welches dem Gelehrten, gegenüber den Großen, ziemt, verleugnete dieser glänzende Geist so sehr, daß es kaum etwas im Bereiche der Fürstenpolitik gab, was er nicht entweder stillschweigend gutgeheißen oder öffentlich vertheidigt hätte***). Die Herausgeber der Acta Eruditorum, des damals

---

*) In der Vorrede zur 3. Aufl. des „Deutschen Fürstenstaates“ (1664) sagt er: „Sollte Jemand gedenken, daß nach der Art, wie die Beschreibung fordert, vielleicht wenig oder keine Länder in Deutschland regiert werden, der wolle erwägen, daß es viel nützlicher sei, das Gute, als das Böse, aus jedem Dinge anzumerken. Die Gebrechen und Laster der Höfe sind mir, leider, der ich die meiste Zeit meines Lebens an Höfen zugebracht, so wenig, als Anderen, verborgen, und wird freilich die Unordnung jetziger Zeit so groß, daß es wol heißen mag: „Difficile est, satiram non scribere“.

**) In einem Briefe an Huet (1679), s. Guhrauer, „G. W. v. Leibnitz“, 1. Bd. S. 363.

***) Das obige, vielleicht etwas hart klingende Urtheil über den großen Philosophen ist nicht ein bloßes Echo jener Stimmen, die sich schon im vorigen Jahrhundert, also in einer dem Leben und Wirken Leibnitzens viel näher liegenden Zeit, zum Theil weit stärker über ihn aussprachen — wie des Abts Mosheim, welcher sagte: „Leibnitz war Alles, was man haben wollte“ (Danzel, „Gottsched und seine Zeit“, S. 26), oder Herder's, welcher L.'s politische Schriften „zum Theil gar zu treu, hold und gewärtig den damaligen Zeitumständen“ nennt („Adrastea“, 3. Bd. S. 128) und über seine Bestrebungen für eine Union der Katholiken und der Protestanten so urtheilt: „Daß dieser Weg zu dem gehofften Resultate schwerlich führe, war ihm viel-

einzigen und allgemein anerkannten Organs der deutschen Gelehrtenwelt, erklärten unumwunden, daß sie nichts ihrer Kritik unterziehen würden, was die Rechte oder die Handlungen der Fürsten betreffe*). Die Juristenfacultät zu Halle, welche unter ihren Mitgliedern einen Chr. Thomasius, Gundling, Ludewig und andere berühmte Ge-

leicht ebenso klar, als gleichgültig". — „Manche Fürsten, die ihn zu Unterhandlungen anregten, waren dem Katholicismus gewogen, und Leibnitz, er selbst, wo konnte er mehr Ehre und einen größeren Wirkungskreis finden, als in der katholischen Kirche?" (Ebenda S. 117 ff.) —, sondern es gründet sich auf bestimmte Handlungen und Aeußerungen des Philosophen. Wenn derselbe z. B., um die Bemühungen des katholischen Pfalzgrafen von Neuenburg um die polnische Krone zu unterstützen, in einer Denkschrift dem polnischen Adel schmeichelt und die Alleinberechtigung des katholischen Glaubensbekenntnisses, nicht blos für diesen bestimmten Fall, sondern als allgemeingültige Wahrheit, im Wege der Demonstration zu erweisen sucht (Opp. Omn. IV. Bd. 2. Thl. S. 530 ff.), oder wenn er im Auftrage des Herzogs von Hannover Unionsverhandlungen einleitet, weil dieser den Kaiser sich verbinden will, sie aber sofort abbricht, als die eröffnete Aussicht auf die englische Krone jede Hinneigung zum Katholicismus bedenklich erscheinen läßt, und sich dabei so ausspricht: „man müsse alles vermeiden, wodurch man (in Hannover) gegen die Römischkatholischen lau erscheinen würde" (Guhrauer a. a. O. 1. Bd. S. 238); wenn er an einen Freund des Bischofs Spinola (mit welchem er über die Union unterhandelte) schreibt: „Weil ich in Wahrheit sagen kann, daß auch ich Gelegenheit gehabt, etwas Nützliches dabei zu thun, so möchte ich wol wünschen, daß solches am rechten Orte einigermaßen bekannt wäre. Der Ruhm ist nicht allemal dasjenige, so ich suche, — nichtsdestoweniger ist bisweilen nöthig, daß hohen Personen unser gutes Gemüth bekannt sei, damit uns Gelegenheit gegeben werde, solches ferner zu üben" (Ebenda S. 360); wenn er in seinen pädagogischen Winken (in der Methodus nova disc. jur., Opp. Omn. IV. Bd. 2. Thl. S. 178 ff.) die Erlernung solcher Fertigkeiten und Künste empfiehlt, welche „die Grundlagen des Fortkommens heutzutage" seien und „durch welche man eher, als durch Gelehrsamkeit, sein Glück bei Hofe mache" — so wird man wenigstens den Ausspruch gerechtfertigt finden, daß Leibnitz mehr von der Geschmeidigkeit des Hofmannes, als von der selbstbewußten Würde des Gelehrten gehabt und dem Bestreben, seinem Scharfsinn eine Wirkung zu sichern, die er freilich unter den damaligen Zeitverhältnissen (wie Pertz im „Leibnitzalbum" zu seiner Rechtfertigung bemerkt) fast nur durch den Anschluß an die Höfe und den Adel erzielen konnte, allzusehr die Unabhängigkeit der Wissenschaft geopfert habe. Uebrigens steht Leibnitz mit dieser Schwäche in der damaligen Zeit nicht allein; ein anderer großer Geist aus jener Culturperiode, der Engländer Baco, unterliegt einem ähnlichen, sogar noch viel zweifelloseren Vorwurfe.

*) In der Widmung des 4. Bandes (1684) S. IV. — Vergl. Prutz, „Gesch. des deutschen Journalismus", 1. Thl. S. 279.

lehrte zählte, gab ein Rechtsgutachten ab, worin wörtlich steht: „das **odium in concubinas** muß bei großen Fürsten und Herren cessiren, indem diese den **legibus privatorum poenalibus** nicht unterworfen, sondern allein Gott von ihren Handlungen Rechenschaft geben müssen, hiernächst ein **Concubina** Etwas von dem **Splendeur** ihres **Amanten** zu überkommen scheint" *). Und Chr. Thomasius selbst, der sich persönlich von den Höfen und der Gunst der Fürsten weit mehr, als Leibnitz, fernhielt und in seinen politischen Grundsätzen so freidenkend war, daß er „die Majestät von Gottes Gnaden" nicht anders gelten lassen wollte, als unter Hinzutritt der „Zustimmung des Volks" **), half gleichwohl eine der letzten Schranken der täglich wachsenden Zügellosigkeit der Höfe, das moralische Ansehen und die geistliche Strafgewalt der fürstlichen Gewissensräthe, der Hofprediger, vollends zerstören, indem er — vielleicht mehr noch aus Haß gegen den geistlichen Hochmuth der Mehrheit der Theologen seiner Zeit, als aus Nachgiebigkeit gegen die Ueberhebung der Großen über die bürgerliche Sitte — nachstehenden, von dieser Seite her natürlich begierig aufgenommenen und benutzten Ausspruch that: „Da nun ein Hofprediger so unverschämt sein sollte, daß er gegen seinen Fürsten den Bindeschlüssel brauchen oder selbigen nur damit bedrohen wollte, würde solches ebenso unverschämt, ja noch unförmlicher herauskommen, als wenn ein armer **Praeceptor**, den ein ehrlicher Bürger angenommen, ihm und seinen Kindern die Postille zu lesen, sich eines Strafamts gegen diesen ehrlichen Mann, der ihm alle Augenblicke die Schippe geben könnte und dem er seine Subsistenz zu danken hätte, unterfangen, ihn hofmeistern und reprimandiren wollte" ***).

Einfluß der hugenottischen Einwanderung auf die Ausbreitung des französischen Geschmacks und der aristokratischen Neigungen in Deutschland.

Wenn so die Gelehrtenwelt — damals der eigentliche Mittelstand, die tonangebende Klasse der bürgerlichen Kreise — sich zu dem Uebermuth, der Eitelkeit, der Leichtfertigkeit, dem ausländischen Wesen der vornehmen Stände theils schweigend und duldend, theils sogar zustimmend und beschönigend verhielt, so ward dem Treiben dieser Stände auch in die weiteren Schichten des Bürgerthums Bahn gebrochen von einer Seite

*) Chr. Thomasius, „Jurist. Händel", 3. Bd. S. 219.

**) Dessen „Monatsgespräche", 2. Bd. S. 762.

***) „Jurist. Händel", 4. Bd. S. 153.

her, wo man es auf den ersten Blick am wenigsten erwarten sollte. Die französischen Protestanten, welche Ludwig XIV. 1685 aus ihrer Heimath vertrieb und welche bei den ihnen glaubensverwandten deutschen Fürsten Aufnahme fanden, brachten zwar einen glühenden Haß gegen den Glaubensdespotismus des französischen Monarchen sammt den Grundsätzen religiöser Duldung mit; allein im Uebrigen theilten sie doch größtentheils mit ihren bisherigen Landsleuten die dieser Nation von Natur eigene und durch den ganzen Gang ihrer Geschichte noch mehr befestigte Neigung der Unterwürfigkeit gegen die obern Stände, der Sucht, zu glänzen, und des Leichtsinns der moralischen Lebensansichten. Schon durch ihre Schutzbedürftigkeit im Allgemeinen auf die Hülfe der Mächtigen angewiesen, hatten sie bald auch noch allerhand besondere Veranlassungen, sich um die Gunst der Fürsten und ihrer Umgebungen, sowie der Vornehmen und Reichen überhaupt zu bemühen. Die Einen wollten Fabriken gründen oder Handel treiben, und brauchten dazu Concessionen, Begünstigungen und Unterstützungen der mannigfachsten Art; Andere begaben sich, um ihr Fortkommen zu finden, in persönliche Dienste bei dem Adel oder den reicheren Familien des Mittelstandes. Ein großer Theil der Beschäftigungen, welche diese französischen Flüchtlinge ergriffen, war an sich der Art, daß er der Modesucht, dem Luxus, der Verschwendung Vorschub leistete. Die seidenen Stoffe, die goldenen und silbernen Borten, das Geschmeide, die kostbaren Tapeten und die sonstigen Verzierungen der Wohnungen, die man bisher von weither hatte beziehen müssen, boten sich jetzt in unmittelbarer Nähe, wohlfeiler und daher um so verführerischer, dem allgemeinen Gebrauche dar, und die französischen Köche, Haarkünstler, Fecht- und Tanzmeister waren beredte Anwälte französischer Feinschmeckerei, Putzsucht, Ueppigkeit und jener in Frankreich vom Hofe aus durch alle Schichten der Gesellschaft verbreiteten Lebensanschauung, welche mehr Werth auf ein zierliches Pas und ein tadelloses Compliment legte, als auf die gründlichste Bildung, leichter über eine Unsittlichkeit hinwegsah, als über einen Verstoß gegen die Gesetze der Mode oder die Begriffe cavaliermäßiger Ehre.

Vortheile und Nachtheile der ausländischen Bildungseinflüsse besonders in den höheren Klassen.

Keineswegs war der Einfluß der Hugenotten oder des französischen Wesens überhaupt auf deutsche Bildung und Sitten durchweg ein nachtheiliger. „Einige Beimischung des Fremden“, bemerkte ganz richtig Leibnitz, „konnte den deutschen

Ernst mildern und der Nation mehr Zierlichkeit geben *)". Chr. Thomasius, dieser eifrigste Vorkämpfer für Wiedereinsetzung der Muttersprache in ihre Rechte, empfahl nichtsdestoweniger der studirenden Jugend: „es zu machen wie die Franzosen und sich auf honnete Gelehrsamkeit, beauté d'esprit und galanterie zu befleißigen" **). Auch Friedrich der Große rühmt den verfeinernden Einfluß, den die eingewanderten Hugenotten namentlich in Preußen auf die noch wenig ausgebildeten Sitten und Kenntnisse der Nation gehabt hätten. Ein Gleiches galt von den Reisen der Fürsten und Vornehmen ins Ausland, welche in dieser Periode immer häufiger uud ausgedehnter wurden. Es war mehr als bloßer Vorwand, wenn Männer von Bildung aus den höhern Ständen sich angewidert erklärten von dem rohen Treiben ihrer Standesgenossen, wie es selber an vielen deutschen Höfen sich zeigte, von der geisttödtenden Einförmigkeit der daselbst herrschenden Beschäftigungen und Leidenschaften, des ewigen Trinkens oder der täglichen Parforcejagden, wenn sie feinere Vergnügungen und einen gewählteren Umgang suchten an den kunstsinnigen Höfen Italiens oder in den geistreichen Cirkeln von Paris und Versailles ***).

Nur leider ward dieser Vortheil einer feineren Bildung, die man bei ausländischen Lehrmeistern suchte, gewöhnlich durch die größeren Nachtheile, welche die Schüler an ihrem Charakter oder ihren Sitten erlitten, mehr als quitt gemacht. Und ganz besonders gilt dies von den Reisen der deutschen Vornehmen ins Ausland, welche in dieser Periode — anders als in einer früheren — für die nationale Sitte und Bildung beinahe nur bittere Früchte trugen.

Wir können uns für diese Behauptung auf das Zeugniß eines der wenigen deutschen Fürsten jener Zeit berufen, welche sich von der allgemeinen Ansteckung frei erhielten. Friedrich II. von Gotha, Ernst's des

---

*) Dessen „Deutsche Schriften", herausg. v. Guhrauer, 1. Bd. S. 453.

**) Luden, „Christ. Thomasius, nach seinen Schicksalen und seinen Schriften geschildert", S. 15. Prutz a. a. O. S. 288.

***) Der Landgraf von Hessen-Rheinfels rechtfertigt mit solchen Gründen in seinem Briefwechsel mit Leibnitz (herausg. von Rommel), 1. Bd. S. 34, seine häufigen Reisen nach Italien. Auch von einem Grafen von Schaumburg, der zu Ende des 17. Jahrh. lebte, wird in Bülau's „Geheimnißvollen Geschichten", 6. Bd. S. 477, erzählt, es sei ihm, wenn er einmal heimgekehrt, immer so eng und still gewesen, daß er sich allemal wieder bald nach Italien aufgemacht habe.

frommen Enkel, klagt in der Reiseinstruction für den Führer seiner Söhne, daß, „statt gehoffter fürtrefflicher Tugenden, einer gründlichen Staatsklugheit und Possidirung ausländischer Sprachen die jungen Prinzen oft den Kopf voll Atheisterei, Indifferentismus, Eitelkeit, angenommener Frechheit und Geringachtung ihres Vaterlandes, nebst einem ungesunden, durch Wollust ruinirten Leibe, anheimbrächten" *).

Allgemeines Bild von der Erziehung der vornehmen Jugend Deutschlands in dieser Periode.

Versuchen wir es, am Schlusse dieses Rückblickes auf die dem 18. Jahrhundert unmittelbar vorausgegangene Periode eine Schilderung der Erziehungsweise zu geben, welche unter dem Einfluß des ausländischen, besonders des französischen Geistes in den vornehmen Kreisen Deutschlands immer mehr überhandnahm! Wir werden dadurch zugleich ein Bild von dem geistigen und sittlichen Zustande dieser Klassen erhalten, wie er am Anfange des Zeitraums war, welchem sich nun, als ihrer eigentlichen Aufgabe, unsere Darstellung wieder zuwendet.

Früher, d. h. im Reformationszeitalter bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, war die erste Erziehung eines Sohnes aus gutem Hause einem gelehrten Magister oder einem Mönche übergeben worden. Die Beschränktheit und Einseitigkeit der Bildung, die er in dieser Schule gewöhnlich wohl erhielt, ward ausgeglichen durch die größere Weltkenntniß des erfahrenen Edelmannes, in dessen Führung der junge Zögling bei etwas reiferem Alter überging. Schon seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts waren an die Stelle jener deutschen Gelehrten oder Kaplane bei dem katholischen hohen Adel italienische oder spanische Jesuiten, bei dem protestantischen französische Abbés getreten**). Im Zeitalter Ludwig's XIV. ward die Wahl französischer Hofmeister in allen vornehmen Familien vorherrschend. Nach welchen Grundsätzen man dabei gewöhnlich verfuhr, lehrt uns ein Satiriker jener Zeit, Neukirch, in den nachfolgenden Versen***):

„Man suchet einen Mann, der in der Welt gewesen,
Der seine Weisheit nicht darf aus den Büchern lesen,
Der, was der Spanier und der Toskaner sagt,
Und was der Britte spricht und der Franzose fragt,

*) Schulze, „Leben des Herzogs Friedrich II. von Sachsen-Gotha", S. 23.

**) Moser, „Polit. Wahrheiten", 1. Bd. S. 111.

***) In der achten Satire: „Von der schlechten Erziehung der adeligen Jugend".

Bis auf den Grund versteht, geübt, nach Kunst zu singen,
Mit Fechtern umzugehn, nach der Cadenz zu springen,
Bei fremden Wirthen sich durch Witz bekannt gemacht
Und sieben Grafen schon halb durch die Welt gebracht."

Die Instructionen, worin der Gang des Unterrichts und der Erziehung dereinstiger Erben deutscher Fürstenhüte und Stände des heiligen römischen Reichs vorgezeichnet ward, waren ehedem der Gegenstand ernstester Erwägung von Seiten der fürstlichen Aeltern gewesen, und die Geschichte hat uns manches werthvolle Document dieser Art als ein rührendes Zeugniß der Sorgfalt aufbewahrt, womit damals auf die Ausbildung des Geistes wie des Herzens der jungen fürstlichen Zöglinge und auf das Wohl der einst von ihnen zu regierenden Länder Bedacht genommen ward. Die Grundsätze, welche der ehrwürdige Seckendorf in seinem „Fürstenstaate"*) für die Erziehung der vornehmen Jugend aufgestellt, hatten in den besseren Zeiten des deutschen Fürstenthums wirklich den Geist dieser Erziehung bestimmt. Dem Hofprediger war ein entscheidender Antheil, wie an der Wahl des Prinzenlehrers, so an der Leitung und Ueberwachung des von diesem ertheilten Unterrichts eingeräumt worden. Gottesfurcht, christliche Gesinnung, Schamhaftigkeit, Gerechtigkeit, Bescheidenheit und Freundlichkeit gegen Jedermann, sammt den „besondern Regententugenden", waren die wesentlichsten Stücke der Erziehung von ihrer moralischen Seite gewesen. Was die Gegenstände des Unterrichts betrifft, so fehlten weder solche, welche zu einem tüchtigen Regenten und Stande des Reichs, noch solche, welche zu einem Manne von gründlicher, allgemeiner Bildung überhaupt nothwendig schienen, und, wenn etwas Bedenken erregen konnte, so war es eher das Zuviel als das Zuwenig dessen, was von den jungen Prinzen gefordert ward. Daneben werden die ritterlichen Fertigkeiten oder „anständigen Leibesübungen" nicht vernachlässigt, auch „geziemende Ergötzlichkeiten", wie Ballspiel, Jagd, Fischerei, Gespräche mit Verwandten und Reisen, wol gestattet, „jedoch ohne Versäumniß der Studien". Den fremden modernen Sprachen wird eine Stelle eingeräumt „des Wohlstandes und des Verkehrs mit den Benachbarten willen", aber erst nach den Uebungen in der Muttersprache und in dem ernsteren Latein.

*) S. 164 ff., 567, 720.

Aber derartige Instructionen wurden seit dem Zeitalter Ludwig's immer seltener, und nur etwa diejenige, welche der fromme und deutschgesinnte Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit eigener Hand für die Erziehung seines Thronerben, des nachmaligen Königs, entwarf, oder die oben erwähnte Friedrich's II. von Gotha und einige wenige ähnliche möchten die Probe jener Seckendorf'schen Grundsätze aushalten.

In der französisch geschriebenen Instruction, nach welcher Herzog Carl Eugen von Würtemberg und seine Brüder erzogen wurden*), ist zwar der herkömmliche Ton solcher Documente beibehalten, es wird viel und mit Salbung von den Pflichten der Frömmigkeit und der Moral und von allerhand löblichen Eigenschaften und Fertigkeiten gesprochen, zu welchen die fürstlichen Zöglinge angeleitet werden sollen, aber daneben tritt doch die Rücksicht auf die herrschende Modebildung und die Bevorzugung des Scheins vor dem Wesen vielfach sichtbar hervor. Den Sprachen, „die am meisten in der großen Welt gelten“, wird auch hier ein unbedingter Vorzug gegeben; Latein soll nur der Erbprinz lernen, und auch dieser nur so viel, als ihm unentbehrlich, „weil er bisweilen davon ein paar Sätze verstehen müsse“. Die cavaliermäßige Ausbildung im Tanzen, Fechten, Reiten u. s. w. tritt in den Vordergrund, und selber das Kartenspiel soll, „als gesellschaftliche Unterhaltung“, ein Gegenstand regelmäßiger Uebung sein.

Man kann sich denken, daß die französischen Hofmeister, denen die Erziehung der jungen Herren von Stande anvertraut ward, sich beeilten, diesen letzten, für sie am wenigsten schwierigen und für ihre erlauchten Zöglinge am leichtesten anziehend zu machenden Theil ihrer Aufgabe zuerst zu lösen, daß sie dagegen den andern, der ihnen mehr Kopfzerbrechen und den verwöhnten jungen Herren Langeweile verursachte, nur sehr beiläufig und oberflächlich betrieben. So blieben diese letzteren unwissend in ihrer Muttersprache, aber sie lernten freilich vortrefflich französisch, vielleicht auch etwas italienisch, spanisch oder englisch plappern; sie erfuhren wenig oder nichts von dem, was zu der Regierung eines Landes gehört oder was zu wissen einem Stande des Deutschen Reiches geziemen mochte, dagegen waren sie mit allen Einzelheiten am Hofe Ludwig's XIV. vertraut, kannten jedes neue Liebesabenteuer dieses galanten Königs, wußten jedes zierliche Couplet und jeden zweideutigen

*) Abgedruckt bei Moser, „Patr. Archiv“, 11. Bd. S. 269.

Scherz aus dem Mercure galant auswendig; sie waren nicht im Stande, über irgend einen Punkt der Staatshaushaltung oder irgend eine Rechtsfrage, welche das Reich anging, einen begründeten Bescheid aus eigenem Nachdenken zu geben, aber sie konnten mit ihrem französischen Fechtmeister um die Wette stoßen, ein wildes Pferd zu zierlichen Courbetten zwingen, schmelzend Flöte spielen und die Herzen der Damen am Hofe erobern*).

Nach dem früheren Herkommen, welches noch bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Geltung bestand, hatten die vornehmen Jünglinge nach vollendeter häuslicher Erziehung, gleich den Söhnen des Bürgers oder des Gelehrten, die gemeinsamen nationalen Bildungsanstalten, die Universitäten, besucht und hier gründlich und angestrengt den Wissenschaften obgelegen. Herzog August von Braunschweig war auf drei deutschen Universitäten, zu Rostock, Tübingen und Straßburg, gewesen, hatte dann noch ein paar italienische besucht und zuletzt durch eine Reise nach Holland, England und Frankreich seine Bildung vollendet**). Carl Ludwig von der Pfalz studirte zu Leyden alle ernsten Wissenschaften, Theologie, Jurisprudenz, Geschichte, Staatsrecht und Mathematik, und erlangte einen solchen Ruf der Gelehrsamkeit, daß Manche ihm sogar einen Antheil an den Werken seines Lehrers Pufendorf zuschrieben. Seinen Sohn glaubte er keinen geringeren Händen, als denen der ersten Gelehrten seiner Zeit, eines Pufendorf

*) Neukirch (a. a. O.) räth einem solchen Prinzenerzieher, der mit seinem Zögling auf Reisen ist:

— „Schreib' seinem Vater zu: „Nun ist Ihr Sohn vollkommen,
Zehnmal hat er den Preis im Fechterspiel gewonnen,
Es ist kein wildes Pferd, sobald er es besteigt,
Das nicht gehorsamlich ihm guten Willen zeigt.""
Und seiner Mutter schreib': „„Ich muß das Reisen enden,
Sonst reißt man Ihren Sohn noch gar aus meinen Händen.
Wenn er zu St. Germain auf seiner Flöte spielt,
So ist kein Damenherz, das nicht Empfindung fühlt,
Madame d'Orleans nennt ihn nur ihr Vergnügen,
Und die von Conti sucht ihr schmeichelnd obzusiegen."" —

„Sie lernen anderes, als sie brauchen; nur das nicht, was ihnen und dem Lande am nützlichsten wäre" („Gutachten des Kanzlers Ludewig über Prinzenerziehung", 1719 — s. Moser's „Patr. Archiv", 5. Bd. S. 502).

**) Scherr, „Gesch. der deutschen Cultur", S. 329; Vehse, „Deutsche Höfe", 22. Bd.

und eines Spanheim, übergeben zu dürfen*). Noch nach dem dreißigjährigen Kriege finden wir zwei Prinzen von Weimar als Studenten zu Jena, und der älteste davon, der nach altem Brauch mit dem Rectorate der Universität bekleidet ward, wußte den glückwünschenden Professoren in zierlichem Latein zu antworten**).

Aber seitdem verlor sich diese gute alte Sitte immer mehr, und fast hundert Jahre lang — bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts — verschwinden (einige nachgeborene Söhne kleinerer fürstlicher Häuser ausgenommen) die künftigen deutschen Regenten beinahe gänzlich von den deutschen Universitäten***). Was aber noch etwa von der vornehmeren Jugend Deutschlands solche Anstalten besucht, beschäftigt sich daselbst weniger mit den ernsten Wissenschaften, als mit jenen leichteren Künsten, deren möglichst vollkommene Uebung man in diesen Kreisen je länger je mehr als das erste und unentbehrlichste Erforderniß eines Cavaliers nach der Mode ansah. Zu einer Zeit, wo der berühmte Pufendorf den Lehrstuhl des Staatsrechts und der Geschichte in Heidelberg einnahm (um 1660), erzählt ein zeitgenössischer Schriftsteller von den daselbst studirenden jungen Edelleuten: sie hätten sich mehr der Exercitien als der Studien wegen dort aufgehalten, denn die Universität habe treffliche Sprach-, Fecht- und Tanzmeister bestellt; sonderlich wären die meisten dem berühmten Universitätsbereiter zu Gefallen gekommen†). Und beinahe hundert Jahre später mußte ein anderer, nicht weniger ausgezeichneter Staatsrechtslehrer, J. J. Moser, die gleiche schmerzliche Erfahrung machen. Als er 1746 eine „Staats- und Canzleiakademie zur Einführung junger Standespersonen in die Geschäfte" errichtete, kamen zahlreiche Anfragen an ihn: „ob auch eine Reitbahn und andere Exercitienmeister dabei seien?" und wehmüthig bemerkt er: „Hätte ich es dahin bringen können, so würde ich, zuverlässigen Nachrichten zufolge, einige Prinzen und manche Grafen bekommen haben — so aber war freilich die Anzahl nicht groß" ††).

*) Häusser, „Gesch. der Pfalz", 2. Bd. S. 544.

**) Bechstein, „Deutschlands Universitätsleben" (in der „Germania", 1. Bd. S. 500).

***) Pütter's „Selbstbiographie" (1798), S. 730.

†) „Der Chronist Fr. Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts." Von Dr. Fr. Lucä (1855), S. 18.

††) „J. J. Moser's Leben, von ihm selbst beschrieben", 2. Bd.

Auch das hielt man nicht mehr für nöthig, daß ein künftiger Stand des Reichs sich eine Kenntniß des Geschäftsganges und der Gesetze dieses Reichs durch einen Aufenthalt am Kaiserhofe oder am Sitze des Reichskammergerichts erwerbe, während man es sich nicht vergeben hätte, wenn der junge Prinz ohne eine persönliche Anschauung des Ceremoniells und der Sitten an den vornehmsten Höfen Europas, vor Allem dem französischen, geblieben wäre. Denn ein junger Mann von Stande galt bei der Mehrzahl seiner Standesgenossen für blödsinnig, wenn er nicht einige Zeit in Versailles gewesen war*), und nur einzelne verständigere Fürsten hegten Zweifel darüber: „ob wol ein solcher junger fürstlicher Reisender von jenseit des Rheins gescheiter zurückkomme, und ob es nicht für einen deutschen Reichsstand geziemender wäre, länger in Wien, als in Paris, zu verweilen" **)?

Eine Zeit lang war der Dienst im Feldlager, bei den Heeren des Reichs oder des Kaisers für viele deutsche Prinzen und Grafen eine gerngesuchte Gelegenheit, um eine praktische Kenntniß des Kriegswesens zu erwerben, ihren Körper zu stählen und den Tribut der Tapferkeit dem Reiche oder dem Hause Habsburg abzutragen. Noch August der Starke von Sachsen und Max Emanuel von Baiern dienten unter den Fahnen Oesterreichs gegen die Ungläubigen, und im spanischen Erbfolgekriege fand sich eine ganze Schaar von Söhnen des reichsunmittelbaren deutschen Adels im Lager Eugen's zusammen, um unter der erprobten Leitung dieses berühmten Feldherrn Lorbeeren zu erringen und strategische Talente zu entwickeln, zu deren Anwendung freilich den wenigsten von ihnen ihre künftige Regentenlaufbahn Aussicht bot.

Aber auch diese Gewohnheit kam mehr und mehr ab, und wenn ja deutsche Prinzen noch Dienste nahmen, so war es weit häufiger in der französischen, als in einer deutschen Armee. „Jeder noch so hochgestellte deutsche Offizier", sagte Carl Ferdinand von Braunschweig, der Zeitgenosse Friedrich's II., zu einem Franzosen, „rechnet sich's zur Ehre, in der französischen Armee zu dienen, mit den Franzosen Feldzüge

*) Friedrich d. Gr. in seinen „Denkwürdigkeiten zur Gesch. des brandenburger Hauses", S. 273.

**) Eine Aeußerung des Fürstbischofs von Bamberg, Grafen von Schönborn, welche Büsching a. a. O. 2. Bd. S. 38 anführt. Vergl. die früher citirte Stelle des Thesaurus paternus von H. v. Limburg.

zu machen und in Paris zu leben." Sogar noch nach dem siebenjährigen Kriege drängten sich Söhne und Vettern regierender deutscher Häuser in die Reihen der französischen Armee und fanden sich nicht in ihrer Würde gekränkt, wenn der erste beste Glücksritter von Franzosen, vielleicht von sehr zweideutigem Adel, sie als Seinesgleichen behandelte, sich an ihnen rieb oder Satisfaction von ihnen verlangte*). Von einem Deutschen freilich, der nicht ihres Standes war, hätten sie so etwas sich nicht bieten lassen!

Doch, wir sind unserem Gegenstande vorausgeeilt!

Ihre letzte Vollendung erhielt also die Erziehung der fürstlichen und adeligen Jugend in der Zeit, von der wir jetzt sprechen, durch den Aufenthalt an fremden Höfen, vor allem an dem Hofe von Versailles, diesem bewunderten Musterbilde adeliger und moderner Sitte, diesem Brennpunkte der ganzen vornehmen Welt von Europa.

Eben dieser Hof von Versailles erreichte gegen das Ende der Regierung Ludwig's XIV. und noch mehr unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans den höchsten Grad sittlicher Auflösung und Fäulniß. Die eigene Mutter des Regenten, die Herzogin von Orleans, eine deutsche Prinzessin, der man ebensowenig eine falsche Ziererei, als eine Voreingenommenheit gegen Frankreich schuldgeben kann (wennschon sie mitten in jenem Pfuhl der Liederlichkeit und sybaritischen Weichlichkeit die kräftige Einfachheit und Unverdorbenheit ihrer heimathlichen Sitten beibehielt**)), entwirft von dem damaligen Leben zu Versailles ein Bild, welches in seiner ganzen gräßlichen Nacktheit wiederzugeben, eine deutsche Feder heutzutage sich sträubt***). Die gewöhnlichen Ausschweifungen einer regellosen Liebe erscheinen in diesem Bilde noch wie Aeußerungen einer unverdorbenen Natur im Vergleich zu den mehr als

---

*) Barthold, „Geschichtl. Charaktere aus Casanova's Memoiren", 2. Bd. S. 130; Schlosser, „Gesch. des 18. Jahrh.", 2. Bd. S. 355.

**) Dies ging soweit, daß sie weder von den französischen Ragouts, noch von den neuen künstlichen Getränken: Thee, Kaffee, Chocolade etwas wissen wollte, vielmehr allen diesen Genüssen ihre von Haus aus gewohnten Gerichte, Kaltschale und Biersuppe, Kohl und Sauerkraut, vorzog. S. deren „Briefe an die Raugräfin Luise", abgedruckt in der „Bibliothek des literar. Vereins zu Stuttgart", VI. Bd. S. 165, und „Bekenntnisse der Prinzessin El. Charl. v. O." (1791), S. 96.

***) Die stärksten Stellen finden sich in den „Briefen", S. 96, und in den „Bekenntnissen", S. 83, 89.

viehischen Gemeinheiten einer unerhört raffinirten Wollust, mit denen die abgeschwächte und doch nimmersatte Lüsternheit sich zu immer neuen Reizungen aufzustacheln suchte. Die ärgsten Scenen am römischen Kaiserhofe, die Zeiten einer Messalina und Faustina können Schlimmeres nicht geboten haben. So allgemein verbreitet war die beispiellose Sittenverderbniß, daß, nach der Versicherung eben jener fürstlichen Schriftstellerin, nicht sechs Menschen am ganzen Hofe zu finden sein mochten, welche nicht einem oder dem andern der zur Mode gewordenen unnatürlichen Laster ergeben gewesen wären.

Das war die hohe Schule der Bildung, zu welcher von Jahr zu Jahr massenhafter deutsche Fürsten, Grafen und Edelleute sich drängten*), welche nicht besucht zu haben für eine Schande galt! Dort bereiteten die künftigen Regenten deutscher Länder, die künftigen Stände des Reichs deutscher Nation sich auf ihren hohen Beruf vor! Dort lernten sie die Tugenden, durch die sie einst die Wohlfahrt ihrer Länder befördern, ihren Unterthanen das Beispiel alles Guten und Löblichen geben und der Nation, deren hoher Adel sie waren, zur Zierde gereichen sollten!

Kann man sich wundern, wenn diese Nation am Anfange des vorigen Jahrhunderts ein so trauriges Bild sittlicher Auflösung und Verkommenheit darbietet?

---

*) Im Jahre 1699 zählt die Herzogin von Orleans 7 deutsche Prinzen, 4 deutsche Grafen und sonst noch viele deutsche Cavaliere als gleichzeitig am französischen Hofe befindlich auf. „Wir waren 21 Deutsche in meiner Kammer", sagt sie. Im J. 1716 waren einmal 29 deutsche Fürsten, Grafen und Edelleute bei derselben Herzogin versammelt (deren „Briefe", S. 34 u. 237).

Vierter Abschnitt.

Fürsten, Höfe und Adel im 18. Jahrhundert.

Wir kehren jetzt von der langen Abschweifung in frühere Zeiten zu der Schilderung des 18. Jahrhunderts, dem eigentlichen Gegenstande unserer Betrachtung, zurück. Wir haben dort die Keime einer neuen Ordnung der Dinge beobachtet, die wir hier aufgegangen und in voller Blüthe stehend erblicken. Wir haben das Bürgerthum in seiner zunehmenden Erschlaffung und sittlichen Ohnmacht, die höhern Stände in ihrer fortwährend steigenden Zügellosigkeit, ihrer wachsenden Entfremdung vom Volke und ihrer immer unbedingteren Hingebung an die verderbliche Herrschaft des Auslandes verfolgt. Wir stehen jetzt vor dem Punkte, wo diese Wandlung so weit vollendet ist, daß sie der ganzen Physiognomie der Gesellschaft ihren Stempel aufdrückt, wo der Sieg des aristokratischen und das Unterliegen des bürgerlichen Elements in der öffentlichen Sitte und der Meinung des Tags entschieden ist, wo das erstere seinen Sieg mit einer Keckheit und Rücksichtslosigkeit ausbeutet, die vielleicht nur von der Feigheit und Erbärmlichkeit übertroffen wird, womit die Besiegten sich in die ihnen zugewiesene Rolle gesellschaftlicher Parias schicken und mit sclavischer Demuth die Hand küssen, welche sie mißhandelt und erniedrigt.

Vollendung des im 17. Jahrh. begonnenen Umschwunges in den Sitten und den Gesellschaftszuständen Deutschlands beim Eintritt des 18. Jahrhunderts.

Dieser Punkt fällt nahezu mit dem Eintritte des 18. Jahrhunderts zusammen. Die Erhebung Preußens zu einem Königreich (1701) und der um diese junge Krone verschwenderisch ausgegossene Glanz, die fast gleichzeitige Erwählung des Kurfürsten von Sachsen zum König von

Polen (1697), womit für Sachsen eine Periode noch viel ausschweifenderer Pracht und Ueppigkeit begann, waren das entscheidende Signal für die völlige Entfesselung der, bis dahin noch einigermaßen schüchtern aufgetretenen Verschwendungs- und Vergnügungssucht der deutschen Höfe.

Dieser letzte Durchbruch des neuen Geistes der Zeit muß plötzlich und auffallend gewesen sein, da selbst eine so gute Beobachterin, wie die Herzogin von Orleans, sich davon überrascht und fast betroffen bezeigte*).

Umfang und Dauer dieser neuen Zustände.

Alles gerechnet, hat der Taumel der Genußsucht, der Verschwendung, der Abkehrung von der einfachen volksthümlichen Sitte und der Nachahmung fremder Thorheiten und fremder Laster, der nach und nach fast alle deutschen Höfe in seine Wirbel hineinriß, über ein volles Jahrhundert angedauert. Wenn wir die ersten Anfänge desselben bald nach dem dreißigjährigen Kriege, ja zum Theil schon inmitten seiner Verwüstungen auftauchen sehen, so berühren sich seine letzten Ausläufer nahezu mit dem Uebergange aus dem 18. ins 19. Jahrhundert; einzelne Spuren davon streifen selbst noch weiter an die Gegenwart heran. Derselbe Leichtsinn, welcher auf den noch vom dreißigjährigen Kriege her öde und wüst liegenden Fluren und ein paar Jahrzehnte später im Angesichte der von Ludwig's Mordbrennern in Brand gesteckten Städte ungescheut seine Orgien feierte, schien von manchem deutschen Hofe auch da noch nicht weichen zu wollen, als schon die ersten drohenden Vorzeichen des „großen Erdbebens von Versailles“ über die Häupter aller Monarchen Europas dahin grollten.

*) Noch 1699 schreibt die Herzogin an ihre Schwestern in Deutschland: sie beneide dieselben um die natürlichen und einfachen Vergnügungen, an denen man sich dort ergötze, um die zwanglosen Gesellschaften, bei denen allerhand Spiele gespielt, lustig geschwätzt und ohne Scheu gelacht werde, während man bei den großen Festen zu Versailles sich des Lachens enthalten und „gar stammig“ sein müsse; um die „Einladungen zu einer kalten Milch und was der Löffel noch mehres hergiebt“, die „ländlichen Mahle mit guten Freunden im grünen Gras an einem Brunnen“, und was sonst ihr jene von ähnlichen unschuldigen Freuden berichten mochten („Briefe der Herzogin von Orleans“, S. 33, 37, 42). Aber nur wenige Jahre darauf (1704) glaubt sie aus den Schilderungen ihrer Verwandten zu erkennen, „daß es nun so toll in Deutschland zugehe, als wenn die Deutschen keine Deutschen mehr wären“, und ruft schmerzlich bewegt aus: „Wie ich davon höre, kenne ich nichts mehr, und alles muß unerhört geändert sein!“ (Ebenda S. 81.)

Die Mittelklassen hatten schon längst durch eigene Kraft, trotz des von oben gegebenen Beispiels, die Herrschaft des Auslandes in Kunst und Wissenschaft und zum Theil auch in den Sitten wieder abgeschüttelt und ein neues, geistig kräftigeres und sittlich reineres Leben begonnen, als noch immer ein großer Theil der Fürsten und des Adels in der unwürdigen Abhängigkeit von fremder Sprache und Sitte und in dem Schlendrian einer geistlosen und steifen, oder üppigen und leichtfertigen Lebensweise beharrte. In derselben Zeit, wo Klopstock's Dichtungen und Gellert's edle Moralvorschriften die Herzen der Deutschen entflammten und erwärmten, wo Lessing's unerbittliche Kritik die Geister wach rief, wo in einem allgemeinen Gähren und Drängen sich eine neue, großartige Epoche der nationalen Literatur ankündigte, wo ein J. Möser den Ernst der alten deutschen Sitte zu erneuern, ein K. Fr. v. Moser den erstorbenen Nationalgeist wieder zu erwecken bemüht waren, wo das glänzende Beispiel unermüdlicher Regententhätigkeit und einer bürgerlich einfachen Lebensweise, von einem der ersten Throne Deutschlands aus gegeben, die bewundernden und erfreuten Blicke der Völker und die beschämten so manches kleinen Sultans auf sich zog, wo selber in Frankreich schon ein mächtiger Rückschlag gegen die Zügellosigkeiten des Zeitalters Ludwig's XIV. und XV. eingetreten war — in dieser Zeit fehlte es dennoch nicht an deutschen Fürsten, welche die alte tolle Wirthschaft mit der vollen Schamlosigkeit, wie zuvor, ja zum Theil mit gesteigerter Frivolität fortsetzen, während andere nur halb und zögernd, oder gezwungen durch die Macht der Verhältnisse, ihren ausschweifenden Neigungen zu Prunk und Verschwendung und ihrer vornehmen Abgeschlossenheit vom Volke entsagen, und nur eine geringe Zahl aus wirklich aufrichtiger Gesinnung und in verständiger Erfassung der veränderten Zeitverhältnisse einen besseren Weg betritt*).

Sogar noch hart an der Schwelle des neuen Jahrhunderts, mitten unter den Donnern des Strafgerichts, welches in Frankreich über eine ähnliche Periode des Leichtsinns und der Sittenlosigkeit hereingebrochen war, auf derselben Stätte, welche der Philosoph von Sanssouci durch ein nur seinem Volke und den edelsten geistigen Vergnügungen gewid-

*) Vergl. im 1. Bande den Abschnitt von den Finanzen und im gegenwärtigen Abschnitt denjenigen Theil (weiter unten), welcher die einzelnen Fürstenhöfe nach ihren Sittlichkeitszuständen classificirt.

metes Leben geweiht hatte, sehen wir noch einmal jenen bacchantischen Wirbeltanz sich erneuern, gleich als sollte das Jahrhundert, wie es im Rausch begonnen, so auch im Rausche enden, und alles, was dazwischen lag von hohen und ernsten Bestrebungen edler Geister, von Thaten und von Leiden des Volks, von Erfahrungen und Versprechungen der Fürsten, wiederum leichtsinnigem Vergessen preisgegeben sein!

Unterscheidender Charakter derselben in der ersten und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Dennoch nehmen wir in Bezug auf diese Zustände einen wesentlichen Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, oder, genauer ausgedrückt, zwischen der Zeit vor und der Zeit nach dem Auftreten Friedrich's d. Gr. wahr. In der ersten dieser beiden Perioden sehen wir den aristokratischen Uebermuth und die leichtfertige Nachahmung des Auslandes noch beinahe unbeschränkt und in rücksichtslosester Entfesselung die vornehmen Kreise beherrschen, die andern Stände tyrannisiren; wir sehen den Widerstand des in diesen letztern theilweise noch fortlebenden bessern Geistes fast ohnmächtig gegen die Uebermacht oder die Verführung jenes schlimmeren; und nur der sich wieder regende Drang selbständiger wissenschaftlicher Forschung, das in einzelnen Kreisen wieder stärker auflebende sittliche und religiöse Gefühl und das, zunächst von dem Boden der Literatur aus, sich ankündigende neue Gemeinbewußtsein der Mittelklassen bietet uns einige Hoffnung auf eine Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände Deutschlands. Mit dem Auftreten Friedrich's beginnt eine Reaction des bürgerlich sittlichen Bewußtseins gegen die vornehme Sittenlosigkeit, des selbstbewußten geistigen Aufstrebens der Mittelklassen, der Träger einer solidern Bildung, gegen die fade Oberflächlichkeit der bisher tonangebenden Kreise. Ermuntert durch das Beispiel und den Beifall des großen Königs, fängt das Bürgerthum, obwol politisch und selber in gewisser Beziehung gesellschaftlich nach wie vor in der Zurücksetzung gegen den Adel erhalten, dennoch an, in seinen sittlichen Begriffen und seinen geistigen Bestrebungen sich von den höhern Ständen mehr und mehr zu emancipiren, gewinnt sogar allmälig wieder ein Uebergewicht über diese und bringt ihnen seine Gesetze der Moral und seine Ansichten von Bildung als maßgebende auf. Der siebenjährige Krieg bezeichnet in dieser Hinsicht einen ähnlichen, wenn auch vielleicht nicht ganz so entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des sittlichen und geistigen Lebens der deutschen Nation, wie ein Jahrhundert vorher der dreißigjährige. Wie der letztere den Sieg

des aristokratischen Geistes über den demokratischen auf gesellschaftlichem Gebiete, der sittlichen Zügellosigkeit, als eines Vorrechts der Vornehmen, über die für Alle gleiche Unterordnung unter das bürgerliche Sittengesetz, der oberflächlichen höfischen Bildung im französischen Style über den gründlichen Ernst deutscher Wissenschaft vollendet hatte, so gab der siebenjährige Krieg mit seinen lebhaften Erregungen des so lange unterdrückten Nationalgefühls, mit der weithin emporflammenden Begeisterung für den Helden von Roßbach und Leuthen, in welchem man ebenso sehr den Vertreter protestantischer Geistesfreiheit und Bildung, wie den Besieger der, vor der Ueberlegenheit deutschen Geistes zum Spott gewordenen Franzosen verehrte, das entscheidende Signal zu einer Umkehr dieser ganzen Bewegung, zur Befreiung der Nation von der sclavischen Unterwürfigkeit gegen das Ausland, zur Wiederbelebung des Selbstbewußtseins in den bürgerlichen Kreisen, welche in den Erfolgen des aufgeklärten und in bürgerlicher Einfachheit regierenden Monarchen den Sieg ihrer eigenen Sache feierten. Wenn die Sittenlosigkeit und der Uebermuth der vornehmen Klassen sich noch nicht sogleich überall verlor, so verlor sich doch die leidende Demuth der andern Stände, und, was man vor Friedrich dem Großen als selbstverständliche Regel hingenommen, durch bewunderndes Anstaunen ermuntert und nur selten einmal schüchtern zu bekritteln gewagt hatte, das erschien nun schon der öffentlichen Meinung als ein Verstoß gegen die allgemein geltende und berechtigte Sitte und erfuhr von allen Seiten unverholene Mißgunst, von vielen offenen Tadel.

Allgemeine Betrachtungen über die Sittenlosigkeit der Höfe und ihre Rückwirkungen auf das Volk.

Es ist eine unerfreuliche Aufgabe, an die wir jetzt Hand anlegen, die Schilderung des wüsten, verweichlichten, ausschweifenden, von keiner höhern geistigen Idee durchleuchteten, von keiner edleren Empfindung durchwärmten Lebens der vornehmen Kreise, unerfreulich für den Culturgeschichtschreiber wie für den Patrioten. Leider hat sich das deutsche Volk — und wir nehmen auch die gebildeten Kreise davon nicht aus — seit lange her daran gewöhnt, die Scandalchronik seiner fürstlichen Häuser und seiner adeligen Familien mit einer gewissen schadenfrohen Selbstbefriedigung zu lesen, und es hat nicht an solchen gefehlt, welche diesem Kitzel überreiche Nahrung boten, indem sie die schmutzigsten Blätter der Geschichte jener Kreise mit geschäftiger Hand dem grellsten Lichte der Oeffentlichkeit bloßstellten.

Man darf sich darüber nicht wundern. Die Mittelklassen rächen sich durch diese Schadenfreude für die wegwerfende Verachtung, womit die vornehmen Stände sie so lange Zeit behandelt haben; sie lassen dieselben jetzt das Uebergewicht der wieder zur Herrschaft gelangten bürgerlichen Moral ebenso fühlen, wie vordem Höfe und Adel ihre Sitten der ganzen Nation aufzwangen und jede Regung dagegen von Seiten des bürgerlichen sittlichen Gefühls als unberechtigt verhöhnten. Die letzteren haben daher kein Recht, sich zu beklagen, wenn ihnen jetzt Gleiches mit Gleichem vergolten wird; aber im Interesse der ganzen Nation ist zu bedauern, daß die Entwickelung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse dahin führen mußte, die Aristokratie, statt zu einem Gegenstande edler Nacheiferung und neidloser Bewunderung, zu einem Gegenstande der Mißachtung und des schadenfrohen Spottes für die übrigen Klassen zu machen und den aristokratischen Sinn im Volke zu ertödten, statt ihn durch rechte Leitung zu einem fruchtbaren Elemente nationaler Veredlung und Kräftigung zu erheben. Wenn ein Volk aufhören muß, die zu achten, denen zu gehorchen es doch nicht aufhört, so verliert es allemal zugleich an Selbstachtung und sittlicher Tüchtigkeit; es wird entweder niedrig gesinnt, wenn es die Ausschweifungen der herrschenden Klasse sclavisch erträgt, oder frivol, wenn es selbst daran theilnimmt. Man sollte niemals vergessen, daß, so oft man die Zeiten einer bodenlosen Sittenverderbniß an den deutschen Höfen und in den Kreisen des deutschen Adels schildert, man damit zugleich die Erinnerung an eine Periode tiefsten sittlichen Verfalles der Mittelklassen erneuert.

Es möge uns erlassen bleiben, das unerquickliche Bild jener Zeit in allen seinen Einzelheiten auszumalen. Unser Zweck ist ein ernsterer, als der, der bloßen Neugierde oder Scandalsucht zu dienen. Für unsern Plan genügt es, wenn wir in wenigen großen Zügen den allgemeinen Charakter der Epoche zeichnen und aus der Masse der sich darbietenden Thatsachen die schlagendsten herausgreifen. Auch werden wir uns in diesem Theile unserer Schilderung nicht streng an die Eintheilung binden, die wir im Uebrigen unserer Darstellung der geistigen und sittlichen Zustände Deutschlands im 18. Jahrhundert zu Grunde gelegt haben: wir werden die Farben zu unserer Skizze ebensowol aus der zweiten, als aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts entnehmen und die ganze Gruppe von Erscheinungen, auf welche wir jetzt den Blick des Lesers hinlenken, in einem ununterbrochenen Zuge an ihm vorüber-

führen. Wir ersparen dadurch ihm, wie uns, den Ekel, noch einmal auf diese dunkelste Seite unserer vaterländischen Culturgeschichte zurückzukommen, und werden dennoch Gelegenheit genug finden, die einzelnen fortwirkenden Spuren jener sittlichen Verderbniß auch in den späteren Abschnitten dieses Zeitraums nachzuweisen.

Erstes Auftreten und weiterer Verlauf der französischen Richtung an den deutschen Höfen. Die Romantik der Liederlichkeit und ihr Rückschlag.

Auf ihrem Höhepunkte, am Anfange des Jahrhunderts, trägt jene Zeit der Ausschweifungen wenigstens den Stempel einer gewissen Unbefangenheit und Frische an sich. Die Liederlichkeit umgiebt sich mit einer Art von Romantik; die Weichlichkeit, wenn auch innerlich marklos, prangt doch im Schimmer einer gewissen Ritterlichkeit und vergeudet eine Fülle von Kraft, freilich nur in kleinlichen, oft läppischen Beschäftigungen. Der Typus dieses ritterlich aufgeputzten Sybaritenthums, dieser Romantik der Liederlichkeit ist August der Starke, der erste sächsische König von Polen. Gleich Ludwig XIV. einer der schönsten Männer seiner Zeit und wegen seiner außerordentlichen Körperkraft das Wunder von ganz Europa, besaß er eine Ausdauer und Unermüdlichkeit im Dienste der Liebe, eine Beweglichkeit im Aufsuchen und Durchkosten immer neuer Freuden des Lebens, eine Unerschrockenheit bei galanten Abenteuern und eine Feinheit in der Erreichung seiner ausschweifenden Wünsche, die einer besseren Sache werth gewesen wären. Der Taumel ewig wechselnder Vergnügungen war für ihn ein Bedürfniß seines überkräftigen Naturells, welches er nicht, nach dem Beispiel würdigerer Zeitgenossen, eines Peter von Rußland und eines Karl von Schweden, in großen und ernsten Unternehmungen anstrengte und ermüdete, sondern nur in den leichten Kämpfen der Liebe und in anmuthigen Spielen der Phantasie zu immer neuen Genüssen anregte. Zugleich aber meinte er durch die Verbreitung feenhaften Glanzes um seine Person und durch die Anhäufung aller nur erdenklichen Lebensgenüsse in seiner Umgebung eine Mission seines königlichen Amtes zu erfüllen*). Daher betrieb er

*) Daß dieser Glaube bei August und anderen Fürsten seinesgleichen wirklich vorhanden war, erkennen wir an den Schmeicheleien der Hofpoeten, welche natürlich das Echo der in den höchsten Kreisen herrschenden Ansichten waren. So heißt es in einer Lobschrift des Herrn von Besser „an königl. Majestät von Polen über die vielen und herrlichen Festivitäten, die bei dem Beilager Sr. Hoheit des königl. Prinzen vorgegangen“: „Er (der Dichter) wolle die Frage beantworten, welche während der Festivitäten von Vielen unter den Zuschauern aufgeworfen worden. Denn, nach-

alles, was dahin gehörte, mit einem Ernst und einer Hingebung, auf welche freilich Fürsten ächteren Gepräges, wie die obengenannten beiden, der eine der Bundesgenosse, der andere der Besieger dieses kleinen sächsischen Sultans, mit lauter oder schlechtverhehlter Verachtung herabblicken mochten. Eine ähnliche Naivetät und Stärke der Leidenschaft finden wir noch bei einigen Zeitgenossen August's des Starken, z. B. bei Max Emanuel von Baiern und bei jenem Sultan von Carlsruhe, der, inmitten eines Serails von schönen Mädchen, von denen er stets umgeben war, sich, wie Reisende aus jener Zeit erzählen*), „ein David oder Salomon dünkte".

Später verliert sich diese sprudelnde Kraftfülle und diese Unbefangenheit des fürstlichen Lebensgenusses mehr und mehr. Die Nachahmer eines August des Starken und eines Max Emanuel erscheinen zu ihren Vorbildern ungefähr in einem ähnlichen Verhältniß, wie der fünfzehnte Ludwig zu dem vierzehnten. Der Taumel der Vergnügungen dauert zwar fort, aber er hat nicht mehr den frischen Reiz der Ursprünglichkeit; er bedarf eines größeren Aufgebots künstlicher Mittel, um nicht zu ermatten. Die außenstehenden Kreise des Volks folgen dem Treiben der Höfe nicht mehr mit der ganzen ungetheilten Hingebung und Bewunderung, wie früher. Die moralische Kritik fängt schon an, sich zu regen, und man ist genöthigt, sie entweder zu unterdrücken, oder

---

dem Einige die überschwengliche Schönheit solcher Festivitäten und Andere deren Mannigfaltigkeit und Menge bewundert, in der loyalen Ueberzeugung, daß bei diesem einzigen Beilager fast alle Lustbarkeiten des ganzen menschlichen Lebens vorhanden gewesen, so sind noch Andere, von allen diesen Umständen bewogen, auf die Frage gerathen: wie es denn zugegangen, daß Ihro Majestät bei einer so schweren und mühsamen Regierung, als wie die Regierung des polnischen Reiches ist, so viele Zeit und Lust gewinnen mögen, alle diese wunderswürdigen Dinge zu erfinnen und auszuführen". — „Vor allem Andern", fährt er dann fort, „müsse man wissen, daß Magnificenz einem Fürsten nothwendig sei, da er der Statthalter Gottes sei, Gott aber seine Magnificenz in allen seinen äußerlichen Werken zu erkennen gebe. Gott beweise sich als groß und mächtig in seinem mächtigen Weltgebäude, in seiner strahlenden Sonne, seinem schrecklichen Donner und Blitz, nebst der steten Abwechselung seiner unbegreiflichen Witterungen; so müsse der Fürst auch in allen seinen äußerlichen Werken strahlen und glänzen." — („Besser's Schriften", II. Bd. S. 455; Br. Bauer, „Gesch. der Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts", 1. Bd. S. 265 ff.)

*) Keyßler a. a. O. S. 106.

sich mit ihr abzufinden. August der Starke konnte noch, als eine seiner Mätressen sich beschwerte, daß der protestantische Hofprediger auf der Kanzel gegen sie eifere, lachend erwidern: sie möge doch den Mann reden lassen, es sei ein Recht der Prediger, wöchentlich einmal auf der Kanzel ihrem Herzen Luft zu machen. Diese Frivolität, welche auf das Vorrecht der Majestät, wie dem Volke, so selber dem Himmel gegenüber trotzte und sich ebenso wenig darum kümmerte, ob ihre Thaten mit den Forderungen der Religion, als ob sie mit dem Wohl des Landes und den Pflichten des Regentenberufs übereinstimmten, machte bei späteren Fürsten einer affectirten Frömmigkeit Platz, durch welche dieselben entweder den Himmel mit ihren Sünden aussöhnen, oder doch die öffentliche Meinung blenden zu wollen schienen. Carl Albert von Baiern, Carl Eugen von Würtemberg, Carl Theodor von der Pfalz huldigten mehr oder weniger einer solchen Scheinheiligkeit *), und selber ein Brühl fand für nöthig, den Devoten zu spielen, ließ sich gern in seiner Hauskapelle auf den Knien betend antreffen und schrieb in eigner Person ein Buch unter dem Titel: „Die wahre und gründliche Gottseligkeit aller Christen" **), worin er die Stirn hatte, zu sagen: „Unsere ganze Wohlfahrt besteht darin, wenn es uns in dieser Welt übel geht. Die Scheingüter dieser Erde sind nur für solche Leute, welche keine besseren hoffen und keine wahrhafteren suchen".

Die Fürsten selbst zogen sich immer mehr in einen durch Etikette und Herkommen eng abgegrenzten Kreis zurück. Wenn August der Starke gern die ganze Residenz, ja das Land weit umher an seinen glänzenden Festen theilnehmen ließ, so schloß sich sein Sohn nicht blos von jeder Berührung mit dem Volke, sondern selbst mit seinen höfischen Umgebungen so viel als möglich ab durch die Schranken eines strengen, feierlichen Ceremoniells, — zum Theil aus Neigung und eignem Temperament (denn er war ein steifer und gravitätischer Herr und hatte nichts von der unerschöpflichen Lebendigkeit und persönlichen Liebenswürdigkeit seines Vaters), zum Theil auf Betrieb des allmächtigen

*) Vergl. die schon citirten Werke von Zschokke, Häusser, Vehse, „Schubart's Leben" von Strauß, u. A.

**) Dasselbe erschien zuerst 1740, in 2. Aufl. 1743 — zwar ohne Namensnennung, aber so, daß Jedermann den Verf. ahnte. Vehse, „Deutsche Höfe", 33. Bd. S. 368.

Ministers Brühl, der den König von aller Welt abgesperrt zu halten suchte, um ihn ganz allein zu beherrschen*).

Jener erste polnische König erinnert bisweilen in der Maßlosigkeit seiner Ausschweifungen und seiner Verschwendung, sowie durch seinen überall persönlich eingreifenden Despotismus, an die römischen Imperatoren (freilich mehr an die Nachfolger des Augustus, als an diesen selbst, mit welchem ihn gern die feile Schmeichelei gunstbuhlender Poeten verglich); sein Nachfolger dagegen ähnelt beinahe einem jener letzten Sprößlinge aus dem Hause der Merovinger, deren schwächliche Lüsternheit und Geistesträgheit von allmächtigen Hausmeiern in der feierlichen Abgeschlossenheit ihrer königlichen Paläste, hinter den steifen Formen eines prunkenden Ceremoniells verborgen gehalten ward, oder jenen Beherrschern des großen Reichs der Mitte, die, von ihren Mandarinen und einer unantastbaren Etikette bewacht, fast regungslos, nur den eitlen Schimmer der Macht ohne die Macht selber genießen.

Kampf zwischen dieser neuen und den Resten der alten Sitte. Fortdauernde Spuren von Rohheit im Umgangstone der Höfe.

Noch in anderer Beziehung zeigt sich ein merkwürdiger Contrast zwischen dem Anfange des vorigen Jahrhunderts und der späteren Zeit. Wie üppig auch gerade in jener ersten Epoche die fremde Saat französischer Leichtfertigkeit und Eleganz emporschoß, so vermochte sie doch nicht so rasch die Keime ursprünglichen deutschen Wesens zu ersticken, welche selber in den vornehmen Kreisen tiefe Wurzeln geschlagen hatten, und, als die besseren nationalen Eigenschaften den Verführungen des Auslandes das Feld geräumt hatten, waren es die nationalen Untugenden und Rohheiten, welche denselben hier und da noch den Sieg streitig machten. So erscheinen noch lange mitten unter den feinzugespitzten Epigrammen und Madrigalen, die man dem **Mercure galant** entlehnte oder selbst mühsam nachzubilden versuchte, die derben Späße der Hofnarren**) und die gereimten und ungereimten Zweideutigkeiten, mit

*) Vehse, „Deutsche Höfe", 33. Bd. S. 298. — Derselbe erzählt von Friedrich August II.: er habe den größten Theil des Tages träge auf seinem Zimmer zugebracht, Tabak rauchend und von Zeit zu Zeit an Brühl die phlegmatische Frage richtend: „Brühl, habe ich Geld?" worauf Brühl jedesmal dienstbeflissen geantwortet: „„Ja wohl, Ew. Majestät!"" Dabei dürfte wol etwas Erdichtung sein.

**) Besonders bekannt ist der Lustigmacher am Hofe August's des Starken (wenn auch nicht eigentlich in der Rolle eines Hofnarren), v. Kyau, von welchem zahlreiche Anekdoten und Witze der derbsten Art existiren. Die eigentlichen Hofnarren, wie

denen man gern die jüngeren Damen des Hofes zum Erröthen, die schon eingeweihten älteren zu lautem Gelächter zwang.

Die „Wirthschaften" neben den Festen im ausländischen Geschmack.

Auch einzelne harmlosere Vergnügungen aus dem früheren einfachen Hofleben hatten sich in das neue schwelgerische hinübergestohlen und bildeten in der fremdartigen Umgebung einen merkwürdigen Contrast, der aber vielleicht gerade durch das Pikante, was er hatte, die verwöhnte Lüsternheit reizte. Abwechselnd mit „italienischen Nächten", „Saturnusfesten" u. dergl. sah man — selbst an dem prunkvollen Hofe August's des Starken — von Zeit zu Zeit, namentlich in der Fastnacht, jene „Wirthschaften" aufführen, welche damals, nach dem Zeugnisse der Markgräfin von Baireuth*), ein nur in Deutschland bekannter Zeitvertreib waren**), Darstellungen des Volkslebens, bei denen der Fürst und seine Gemahlin — oder auch seine Mätresse — als „Wirth und Wirthin" erschienen, Herren und Damen vom Hofe als Bauern und Bäuerinnen oder als Handwerker aller Art mit ihren Frauen, den Wirthen Geschenke bringend und von ihnen auf ländliche Weise bewirthet, Alles von dem Vortrag beziehungsreicher Verse (und zwar ausnahmsweise in der Muttersprache) begleitet, denen natürlich die Würze derber, leichtverständlicher Anspielungen nicht fehlen durfte***).

Zuziehung des Volks zu den Vergnügungen der Vornehmen.

Die früher weit verbreitete Sitte, das Volk an den Vergnügungen des Hofes theilnehmen zu lassen†), behauptete sich noch hier und da, selber ein Stück ins

Schmiedel, Leppert, Saumagen, Fröhlich, die zum Theil in das Hofleben unter dem zweiten Friedrich August hinüberreichen, waren matte Gesellen. Das Institut hatte sich überlebt und paßte weder mehr zu der allgemeinen Zeitbildung, noch speciell zu dem zierlichen französischen Wesen der Höfe. Dennoch erhielt es sich bis 1763, wo der letzte deutsche Hofnarr in der Person des sogenannten „bairischen Fröhlich" ausstarb. (Vehse a. a. O. 33 Bd. S. 142 ff.)

*) „Denkwürdigkeiten", 2. Bd. S. 80.

**) Unter Ludwig XVI. finden wir sie auch am französischen Hofe — ob durch deutsche Prinzessinnen dorthin verpflanzt, wissen wir nicht.

***) In „Besser's Schriften" (herausg. von König), S. 443, ist uns eine ganze Reihenfolge solcher Verse aufbehalten, welche bei einer Wirthschaft in Berlin 1690 von einer der mitspielenden Personen in der Rolle eines „Scheerenschleifers" an die auftretenden Masken (Römer und Römerin, Schiffer und Schifferin, lithauische Bauern, Gärtner u. s. w. mit ihren Frauen) gerichtet wurden. Es kommen darin die ärgsten Zweideutigkeiten vor.

†) S. oben S. 15.

18. Jahrhundert herein, freilich nicht selten in einer Weise, die mehr einer Verhöhnung des Volks durch aristokratischen Uebermuth, als einer Bezeigung patriarchalischer Liebe zu demselben glich. Man gestattete den bürgerlichen Ständen huldreichst den Zutritt zu den Maskenbällen des Hofes, aber man wies ihnen einen besonderen, mit Schranken umgebenen Raum an, den sie nicht überschreiten durften*). Man commandirte die subalternen Beamten mit ihren Frauen und Töchtern zum Erscheinen auf dem Carneval**), um dem Fürsten und seinen Höflingen die Augenweide frischer bürgerlicher Schönheiten und den Pariser Moden des Adels die Folie der, wahrscheinlich etwas altfränkischen Toiletten der Frauen und Mädchen der „Rotüre" zu geben. Man lud die Landleute der Umgegend zur Theilnahme an den Mummereien und Fastnachtsscherzen in den Straßen der Residenz ein und hatte seine Kurzweil daran, wenn die ungelenken Bursche bei Fehlstößen im Ringstechen durch eine verborgene Maschinerie mit Wasser überschüttet wurden, wenn die zuschauenden Dirnen unversehens auf durchlöcherte Deckel geriethen, aus denen unter ihren Füßen Wasserstrahlen emporspritzten, oder wenn solche, die in der Freude über das ihnen widerfahrene Glück, auf königliche Kosten bewirthet zu werden, sich ein Räuschchen getrunken, zur Strafe dafür öffentlich auf hölzernen Eseln reiten mußten***). Das Volk, schon gewöhnt, als Staffage oder Werkzeug für derartige noble Passionen der vornehmen Klassen zu dienen, drängte sich bei jeder solchen Gelegenheit massenhaft herzu und dünkte sich überglücklich, wenn es nur die „Herrschaft" und ihre Umgebungen in der Nähe sehen und bewundern durfte.

Das unmäßige Trinken an den Höfen.

Am längsten trotzte der eingedrungenen französischen Zierlichkeit und Galanterie jene älteste, auch in den höchsten Kreisen weitverbreitete nationale Leidenschaft des unmäßigen Trinkens. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fand ein englischer Reisender, Lord Chesterfield, diese Sitte an den Höfen von Mainz und Trier in so hohem Grade herrschend, daß er, nach seiner Erklärung, sich an die Hofstatt eines gothischen oder vandalischen Königs zurückversetzt glaubte†). Die Memoiren des Baron von Pöllnitz, welcher

*) Vehse a. a. O. 32. Bd. S. 29.

**) S. den 1. Bd. 3. Abschnitt.

***) Vehse a. a. O. — nach den Schilderungen des Herrn v. Loën.

†) Meiners, „Geschichte der Frauen", 3. Bd. S. 361.

etwa zwanzig Jahre früher die meisten deutschen Höfe bereiste, sind angefüllt mit Schilderungen von Scenen solcher Art, von Heldenthaten und Niederlagen beim Becher*).

Den ersten Rang hierin behaupteten, wie natürlich, die geistlichen Höfe (namentlich die am Rhein und Main), wo theils der edle Stoff in vorzüglicher Güte und Fülle vorhanden war, theils der Mangel einer feineren, durch den Umgang mit Frauen gewürzten Geselligkeit die lebenslustigen Würdenträger der Kirche auf solche rohere Ergötzungen von selber hinwies. Den Preis des Saufens (die unerbittliche Wahrheit zwingt uns, diesen unschönen Ausdruck für eine Sache zu gebrauchen, von welcher das Wort: Trinken nur eine schwache und unrichtige Vorstellung geben würde) theilt Herr v. Pöllnitz dem bischöflichen Hofe von Fulda zu**), eine Auszeichnung, die man erst dann ganz zu würdigen vermag, wenn man von demselben Reisenden erfährt, daß er am Hofe von Würzburg während seines mehr als achttägigen Aufenthalts fast keine Stunde nüchtern wurde und die bischöfliche Tafel niemals anders, als im Zustande völliger Bewußtlosigkeit verließ***). Aber auch andere Höfe blieben nicht zurück. Nicht umsonst nannte der Kurfürst von der Pfalz das weltberühmte Faß zu Heidelberg und die an köstlichen Weinen so reichen Hügel der Haardt sein. Dort war es, wo der Baron von Pöllnitz, dieser nur in den Künsten französischer Galanterie bewanderte Hofmann, sein trübseligstes Abenteuer erlebte. Man führte ihn zu dem bekannten großen Fasse. Als Willkomm ward ihm hier ein ungeheurer Pokal voll Wein gereicht. Pöllnitz überstand diese erste Probe glücklich, indem er einen Theil des Inhalts hinter dem Rücken des Kurfürsten vergoß. Aber immer stärker ward ihm zugesetzt. Die Damen nippten von dem Weine und veranlaßten so die Herren zum Trinken. Pöllnitz, der seine Kräfte schwinden fühlte, versteckte sich unter das Faß. Aber der Kurfürst, der seinen Gast bald vermißte, befahl, den Flüchtling zu suchen und „todt oder lebendig" zurückzubringen. Ein Page entdeckte den Unglücklichen, der nun im Triumph hervorgezogen und vor den Kurfürsten geführt ward. Dieser ernannte seine Tochter und deren Damen zu Richterinnen, um dem

*) Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd. S. 219, 224 ff., 2. Bd. S. 16 ff.

**) Ebenda S. 219.

***) Ebenda S. 224 ff.

Ausreißer den Proceß zu machen. Trotz seiner Vertheidigung ward er einstimmig verurtheilt, „so lange zu trinken, bis der Tod erfolge“. Der Kurfürst erklärte, als Landesherr das Urtheil dahin mildern zu wollen, daß Pöllnitz stehenden Fußes vier große Gläser, jedes von einem halben Maß, leeren solle. Er verlor dadurch zwar nicht das Leben, aber Sprache und Besinnung. Als er wieder zu sich kam, erfuhr er zu seiner Genugthuung, daß es seinen Anklägern nicht viel besser ergangen sei, als ihm selbst, und daß Alle das Gewölbe in einem wesentlich andern Zustande verlassen hätten, als in welchem sie dasselbe betreten *).

Sogar an dem galanten Hofe August's des Starken ward mitten zwischen Liebesabenteuern und zierlichen Festen mitunter tüchtig gezecht, besonders wenn es galt, die Ehre der sächsischen Cavaliere im Wettstreite mit den Herren aus Polen zu retten und diesen letzteren den Aufenthalt am Hoflager zu Dresden angenehm zu machen.

Bis nahezu an die Mitte des vorigen Jahrhunderts galt es in den meisten Kreisen der sogenannten guten Gesellschaft in Deutschland für einen Ehrenpunkt, keinem im Trinken das Feld zu räumen und einem jeden auf sein Vortrinken Bescheid zu thun, und für einen besonderen Beweis der Artigkeit und der Hochachtung, jemandem so lange zuzutrinken, bis er unter den Tisch fiel oder für todt vom Platze getragen werden mußte. Selbst den Damen ward ein kleiner Rausch nicht hoch angerechnet **). Wie in den Zeiten des Mittelalters fahrende Ritter im Lande umherzogen, um mit ihresgleichen eine Lanze zu brechen, so konnte man in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Edelleute sehen, Meister in der Kunst des Trinkens, welche ihren Ruhm darin suchten, von Hof zu Hof zu reisen und ihre Standesgenossen förmlich auf einen Kampf mit dem Becher herauszufordern ***). Ein paar tüchtige Trinker gehörten daher zu den unentbehrlichen Requisiten jedes

*) Pöllnitz a. a. O. 2. Bd. S. 16 ff.

**) Meiners a. a. O. 3. Bd. S. 353; Galletti, „Allgem. Culturgeschichte der drei letzten Jahrhunderte“, 1. Bd. S. 314.

***) Keyßler in seinen „Reisen durch Deutschland“ (aus dem Jahre 1729) erzählt, S. 84, von einem Würzburger Geheimen Rath, der nach Stuttgart kam und alle Herren des dortigen Hofes im Trinkkampfe besiegte, indem er zehn Maß Burgunder in einem Tage zu sich nahm. Nach der Versicherung dieses Helden des Bechers gab es am Würzburger Hofe noch fünf so starke Trinker wie er.

wohlgeordneten Hofstaates*), und sogar das ehrwürdige Reichskammergericht zu Wetzlar forderte von seinen Assessoren, daß sie nicht blos den Reichskammergerichtsproceß und die Reichsgesetze innehaben, sondern auch die Kunst des Trinkens verstehen müßten, um vorkommenden Falls dem hohen Collegium keine Schande zu machen**).

Einflüsse dieser Unmäßigkeit einzelner Höfe auf die Sitten des Volks, verglichen mit denen der französischen Ueberfeinerung der andern.

Unstreitig bietet diese Erscheinung einer aus den vornehmsten Kreisen Deutschlands bestehenden Gesellschaft, in der man keine andere Ergötzlichkeit zu kennen scheint, als, sich gegenseitig um den Verstand zu trinken, und wo man den einen Rausch nur darum ausschläft, um so bald als möglich in einen zweiten zu fallen, kein besonders anmuthiges Bild dar. Und dennoch sehen wir darin fast noch eine Lichtseite der Sittengeschichte jener Zeit im Vergleich zu den widerlichen Zuständen von Schamlosigkeit und von Auflösung aller sittlichen Bande, welchen wir an andern deutschen Höfen begegnen. Die Schlemmerei und Trunksucht, worin ein Theil der tonangebenden Klassen sich gefiel, war zwar gewiß kein wünschenswerthes Vorbild für Bevölkerungen, welche kaum erst den Folgen einer ähnlichen Verwilderung im dreißigjährigen Kriege wieder entwachsen waren und eben anfingen, edlere Sitten anzunehmen; aber sie lehrte dieselben wenigstens nicht neue Laster, sondern bestärkte sie höchstens in einem längst angewöhnten und, so zu sagen, erblichen, während die nach dem Muster von Versailles gebildeten Höfe die bürgerlichen Klassen mit einer Sittenlosigkeit ansteckten, von der man bis dahin in Deutschland kaum einen Begriff gehabt hatte. Jene roheren Ausschweifungen entfremdeten die Fürsten und ihre Umgebungen nicht dem Volke, da vielmehr beide Theile sich auf dem gleichen Boden einer ihnen gemeinsamen nationalen Untugend zusammenfanden; die raffinirte Ueppigkeit französischer Modelaster begünstigte die Abschließung der vornehmen Klassen von den bürgerlichen, theils weil das Bürgerthum in seiner Mehrheit doch zu viel gesunden moralischen Sinn besaß, um die

*) Nach Keyßler, a. a. O., hielt man in Stuttgart, als die allgemeine Sitte des Trinkens abkam, doch noch immer auf einige starke Trinker, welche im Stande wären, Fremden gehörig Bescheid zu thun und Stand zu halten. Man scheint indeß, wie das in der vorigen Note angeführte Beispiel zeigt, diesen Zweck nur unvollkommen erreicht zu haben.

**) „J. J. Moser's Leben, von ihm selbst beschrieben", 1. Bd.

ganze Leichtfertigkeit der höhern Stände in Bezug auf die heiligsten Lebensverhältnisse nachzuahmen, theils weil die höheren Stände selbst diese Leichtfertigkeit als ein Vorrecht ihrer gesellschaftlichen Stellung und als ein neues Mittel, sich vor der „Canaille" auszuzeichnen, betrachteten. Der täglich wachsenden geistigen Bildung und sittlichen Veredelung des Volks mußte die Gewohnheit der Unmäßigkeit und Völlerei, die noch hier und da an den Höfen herrschte, bald zum Ekel werden, konnte ihr keinesfalls auf die Länge widerstehen; die moralische Fäulniß dagegen, die in dem falschen Glanze der Genialität schillerte, auf das Beispiel des Auslandes pochte, mit einer gewissen Eleganz der Formen und einer gewissen Geschliffenheit des Geistes gepaart war, hatte für die halbgebildeten Kreise des Mittelstandes etwas Bestechendes und drang mit dem wachsenden Triebe nach Verfeinerung gerade erst recht in alle Schichten der Gesellschaft ein.

Schilderung dieser letztern: die leichtfertige Behandlung der Eheverhältnisse.

Den Mittelpunkt dieses nach französischem Zuschnitte geregelten Hoflebens bildete fast immer die leichtfertige Behandlung des heiligsten aller Lebensverhältnisse, der Ehe- und Familienbande. Wo immer wir in der damaligen Zeit einen Fürsten die Achtung und Treue gegen seine rechtmäßige Gemahlin unverletzt erhalten sehen (leider eine täglich seltener werdende Ausnahme), da finden wir auch in der Regel die Sitten des Hofes geordneter, die Verschwendung minder ausschweifend, die Gewohnheiten und Vergnügungen des regierenden Hauses weniger verkünstelt, wir möchten sagen, bürgerlicher. Wir dürfen den fürstlichen Frauen jener Epoche das ehrende Zeugniß nicht versagen, daß nicht sie es waren, welche ausländischen Luxus, ausländische Leichtfertigkeit und Ueppigkeit zum herrschenden Ton der vornehmen deutschen Kreise machten. Anderwärts und zu anderen Zeiten haben wol fürstliche Frauen das Signal zu solcher Sittenverschlimmerung gegeben. Katharina und Maria von Medicis brachten italienische Laster nach Frankreich, Henriette von Frankreich, des ersten Carl Stuart Gemahlin, französische nach England. Ein solcher Vorwurf trifft von den deutschen Fürstinnen in der Periode, von der wir hier sprechen, so viel uns bekannt, keine. Wenn das Jahrhundert der Reformation eine Jacobäa von Baden gesehen, so steht dieses Beispiel glücklicherweise nicht blos in jener, sondern selber in der folgenden, wennschon so sehr verderbten Zeit ziemlich vereinzelt da. Züge von Leichtfertigkeit oder Gemeinheit

Die fürstlichen Gemahlinnen und ihr Verhältniß zu der einreißenden Sittenlosigkeit.

finden wir wol hier und da auch bei fürstlichen Frauen, aber entweder stehen diese Frauen doch nur an zweiter Stelle, so daß ihr Einfluß kein weitreichender ist, wie jene, „debauchirte" Fürstin von Nassau-Siegen, von welcher die Herzogin von Orleans*), und jene schamlose Markgräfin von Culmbach, von welcher die Markgräfin von Baireuth erzählt**), oder die Verirrungen, deren noch höhergestellte sich vielleicht schuldig machten, entzogen sich wenigstens so weit der Oeffentlichkeit, daß selber die Wahrheit der Beschuldigung nicht zweifellos erscheint — so bei den geistreichen Fürstinnen Sophie von Hannover und ihrer Tochter Sophie Charlotte von Preußen.

Andere Fürstinnen jener Zeit, wie August's des Starken und Eberhard Ludwig's von Würtemberg Gemahlin, standen ihrer ganzen Bildung und Neigung nach dem ausländischen Wesen fern und faßten die Sitte des Hofes und das Verhältniß der fürstlichen Gatten fast noch in der alten, bürgerlich-familienhaften Weise auf. Sie behaupteten ihr gutes Recht gegen die Anmaßungen begünstigter Buhlerinnen, so lange sie konnten, und zogen sich, als ihnen das nicht gelang, so viel möglich aus den Kreisen des Hofes in die Stille ihrer engsten Cirkel zurück***).

Vielleicht könnte man versucht sein, zur Entschuldigung der fürstlichen Galanterien des vorigen Jahrhunderts auf den Contrast hinzuweisen, der zwischen dem schlichten, fast etwas hausbacknen Wesen, welches damals noch vielen Fürstentöchtern eigen war, und der durch Reisen ins Ausland und durch den Aufenthalt an den glänzendsten Höfen Europas gewonnenen Weltbildung der männlichen fürstlichen Jugend bestand. Es ist wahr, der Kurfürst von der Pfalz ward hauptsächlich durch das geistvolle Gespräch des Fräulein von Degenfeld, dem selber der Reiz eines Anflugs classischer Gelehrsamkeit nicht fehlte, an sie gefesselt, und Aurora von Königsmark war nicht blos durch seltne Körperschönheit ausgezeichnet, sondern auch durch eine ebenso seltne Fertigkeit in ausländischen Sprachen und in allen jenen Künsten, welche die Mode der guten Gesellschaft verlangte.

---

*) „Briefe" u. s. w.

**) „Denkwürdigkeiten", 2. Bd.

***) La Saxe galante; Pöllnitz, „Memoiren", 1. Thl.; Spittler, „Gesch. Würtembergs.".

Aber in der Mehrzahl der Fälle trifft selber diese Entschuldigung nicht zu. Das Fräulein von Grävenitz, welcher die edle und charaktervolle Herzogin von Würtemberg weichen mußte, hatte weit mehr Frechheit, als Geist; die meisten Geliebten August's des Starken werden zwar wegen ihrer körperlichen Reize, nicht aber wegen hervorragender Eigenschaften des Verstandes oder des Gemüths gerühmt; die Gräfin von Platen konnte sich nicht entfernt an Geist oder Liebenswürdigkeit mit der Gemahlin Ernst August's von Hannover messen*), und gegen die feine Bildung ihrer genialen Tochter Sophie Charlotte hätten die gemeinen Sitten einer Frau Kolbe, der Geliebten Friedrich's I. von Preußen, nimmermehr in die Schranken treten können, wäre wirklich das Bedürfniß geistiger Befriedigung, nicht blos sinnliche Lüsternheit und nebenbei der Stachel der Eitelkeit, es andern Souveränen gleichzuthun und der Mode des Tags zu huldigen, die eigentliche Triebfeder jener unordentlichen Leidenschaften so vieler deutschen Fürsten gewesen. Ja von dem ersten König von England aus dem Hause Hannover sagt ein englischer Geschichtschreiber**): „er habe bei allen seinen Liebschaften mit der größten Sorgfalt darauf gesehen, daß er nicht die überlegenen Erörterungen einer gelehrten Dame zu ertragen brauche". Und in der That hatten weder die Herzogin von Munster, noch die Gräfin von Darlington ein besonderes Maß von Geist oder Bildung aufzuweisen.

Das häusliche Leben der deutschen Fürsten in früherer Zeit.

Ehedem hatten deutsche Landesherren ihren Völkern meist das Beispiel häuslicher Tugenden und ehelicher Treue gegeben. Aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts leuchteten als Musterbilder eines deutschen Fürstenpaares in fast bürgerlicher Herzlichkeit und Innigkeit des häuslichen Lebens Vater August und Mutter Anna von Sachsen herüber, und noch am Schlusse desselben Zeitraums hatte Baiern ein ähnliches Beispiel ehelicher Treue und Zärtlichkeit in seinem Kurfürsten Ferdinand Maria und dessen liebenswürdiger Gemahlin, Adelheid von Savoyen, gesehen. An Ausnahmen hatte es freilich auch damals, ja schon im Zeitalter der Reformation nicht gefehlt. Luther selber beklagte sich, daß die Fürsten „zum Theil den Holzweg gingen" und dadurch auch die andern Stände

---

*) „Briefe der Herzogin von Orleans", S. 121.

**) Lord Mahon, „Gesch. Englands", 1855, 1. Bd. S. 243.

verführten, dies nicht für Sünde zu halten, und das bekannte Gutachten der Reformatoren zu Gunsten der Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen berief sich darauf, „daß solche Nebenverhältnisse bei Fürsten nicht ungewöhnlich seien" *). Allein das waren und blieben doch immer Ausnahmen, und die herrschende Sitte duldete höchstens diese Ausnahmen, erklärte sie aber nicht für berechtigt, noch weniger für nachahmungswerth.

Die Ebenbürtigkeitsgesetze und ihr Einfluß auf die Sittlichkeitsverhältnisse der Fürsten.

Die Gesetze der Ebenbürtigkeit bei fürstlichen Heirathen waren bis in das 17. Jahrhundert minder streng und gestatteten wol auch dem Hochgeborenen, wenn seine Neigung sich auf Tugend oder Schönheit unterhalb seines Standes richtete, den Gegenstand seiner Wahl zu sich emporzuheben und in vollkommen rechtsgültiger Ehe sich zu verbinden **). So hatte Ferdinand von Tyrol seinerzeit die schöne Augsburgerin Welser geehelicht; so verband sich noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Fürst Leopold von Dessau mit einer liebenswürdigen Apothekerstochter, und diese Ehe wird als das Muster einer glücklichen und tugendhaften Verbindung gepriesen ***).

Seitdem jedoch die deutschen Fürsten, besonders nach dem dreißigjährigen Kriege, ein gesteigertes Gefühl ihrer Würde und Hoheit angenommen hatten, ward auch der Grundsatz der Ebenbürtigkeit immer strenger gehandhabt; die Kluft zwischen den souveränen Fürstenhäusern und allen übrigen Klassen der Gesellschaft erschien so groß,

*) Diss. de concubinatu, praeside Ch. Thomasio defensa, in der „Einleitung zur Praxis der gerichtl. Processe", 1712, S. 43.

**) Erst im 17. Jahrhundert ward die Ebenbürtigkeit bei Fürstenheirathen, welche, obschon dem ältesten germanischen Rechte entsprechend, lange Zeit, in Folge des Uebergewichts der römischen Rechtsideen, in Abgang gekommen war, allmälig wieder zu einem feststehenden Grundsatze des deutschen Staatsrechts. (Chr. Thomasius, „Juristische Händel", 2. Bd. S. 107 ff.) Die Wahlcapitulation Carl's VII. (1741) ist die erste, in welcher dieser Grundsatz ausdrücklich erwähnt wird. (Wachsmuth, „Europ. Sittengeschichte", 5. Bd. 2. Abth. S. 178.) Noch am Anfange des 18. Jahrh. schrieb ein jüngerer Prinz an seine Verwandten zur Rechtfertigung einer unebenbürtigen Ehe, die er eingegangen: „er habe lieber eine reine Ehe, als ein unzüchtiges Leben oder ein Gott verhaßtes Concubinat erwählet" (Chr. Thomasius a. a. O. S. 114).

***) Die Herzogin von Orleans erwähnt in ihren „Briefen" dieses Verhältniß, aber spottweise; auch sie war in dem allgemeinen Vorurtheile befangen.

daß kein gesetzliches Band und keine, auch noch so herzliche Neigung dieselbe zu überbrücken im Stande war. Nur der regellosen Leidenschaft blieb es verstattet, diese Kluft rücksichtslos zu überspringen, und während die Tochter einer noch so achtbaren Familie, ja selbst eine Fürstin aus einem nichtregierenden Hause für unwürdig gehalten ward, die Gemahlin eines Fürsten zu werden, erschien es nicht entwürdigend für einen solchen, mit seiner Neigung bis zu der leichtfertigsten Balletttänzerin oder Opernsängerin herabzusteigen, diese zu seiner beständigen Gesellschafterin und Lebensgefährtin auf kürzere oder längere Zeit, zum Gegenstande der gezwungenen Huldigungen seines Hofes und seiner Staatsdienerschaft zu erheben. „Die zarten Gefühle heben jeden Rangunterschied auf", sagte König August der Starke zu der französischen Sängerin Duparc, als diese ihn auf den großen Abstand zwischen seiner Hoheit und ihrer Niedrigkeit aufmerksam machte*).

Anfänge und rasche Entwicklung des Mätressenwesens.

Nichts ist so sehr geeignet, uns die furchtbare Macht des von oben gegebenen Beispiels kecker Hinwegsetzung über die hergebrachte Sitte und das allmälige Umsichgreifen einer lasterhaften Gewohnheit vor Augen zu stellen, als die Geschichte der Mätressenwirthschaft an den deutschen Höfen. Als zuerst einzelne Fürsten, halb schüchtern noch, ihren unordentlichen Neigungen in dieser Richtung freien Lauf ließen, da zeigte sich die öffentliche Sitte dadurch aufs Höchste empört. Die ersten fürstlichen Geliebten wurden, wie ein Schriftsteller aus dem vorigen Jahrhundert erzählt**), vom Volke mit Koth beworfen. Die protestantische Geistlichkeit hielt sich in ihrem Gewissen verpflichtet, den Fürsten ernstliche Vorstellungen wegen der Sünde zu machen, die sie durch solche Ausschweifungen begingen. Ein Dresdner Geistlicher versagte der Geliebten Johann Georg's IV., Fräulein von Neidschütz, die Absolution, und das Consistorium zu Stuttgart ging so weit, dem Herzog Eberhard Ludwig wegen seines Verhältnisses zu der Grävenitz ernstlich ins Gewissen zu reden und ihm die Frage vorzulegen: „ob er wagen wolle, in diese Verbindung verflochten das heilige Abendmahl zu genießen"***)? Auch die weltlichen Rathgeber der Fürsten versuchten anfangs, dieselben

*) La Saxe galante, S. 350.

**) Schlözer, „Staatsanzeigen", 18. Heft.

***) Spittler, „Gesch. Würtembergs"; A. Menzel, „Gesch. d. Deutschen", 8. Bd.

von solchen ungesetzlichen Verbindungen zurückzuhalten, deren schädlichen Einfluß auf die öffentliche Moral wie auf die Verwaltung der Länder sie wohl voraussahen. Aber dieser Widerstand war in der Regel nur kurz und ohnmächtig. An der Stelle sittenstrenger Theologen fanden sich andere, welche minder scrupulös waren. Die Beamten oder Hofdiener, welche sich dem Einfluß einer Mätresse nicht beugen oder ihr die gebührende Ehrerbietung nicht erweisen wollten, wurden durch gefügigere ersetzt. In Würtemberg zwang man selbst die Frauen der Beamten, dem Fräulein v. Grävenitz förmlich Cour zu machen, und trotz der allgemeinen Empörung wagte Niemand, sich diesem Befehle zu entziehen. Das Volk verlernte allmälig seine anfängliche sittliche Entrüstung gegen die fürstlichen Buhlerinnen und jauchzte am Ende selbst diesen zu, wenn sie an ihm im Glanze des mit seinem Schweiße bezahlten Schmuckes vorüberfuhren oder mit verschwenderischer Hand die goldenen Gaben ausstreuten, womit die Freigebigkeit ihrer fürstlichen Geliebten sie überschüttete. Zuletzt hatte sich die öffentliche Meinung so sehr an diese Mätressenwirthschaft gewöhnt, daß eine Mätresse als ein nothwendiger Bestandtheil jeder fürstlichen Hofhaltung, ihre Abwesenheit als ein fühlbarer Mangel erschien. „Nun fehlt unserem Fürsten nichts mehr, als eine schöne Mätresse!" rief gerührt ein Bürger der Residenzstadt eines kleinen Fürstenthums aus, als er seinen jungen Fürsten, mit seiner soeben angetrauten liebenswürdigen Gemahlin, von Zufriedenheit strahlend vorüberfahren sah. „Er war es", setzt der Erzähler dieser Anekdote hinzu, „an dem Vater und Großvater des Fürsten so gewohnt gewesen und dachte, das gehöre zur rechten fürstlichen Würde*)."

Die ersten Fürsten, welche das Beispiel dieser neuen Sitte gaben, begnügten sich mit einer einzigen Geliebten. Eine wirkliche, tiefe, wie auch immer mißleitete Leidenschaft hielt sie an einen Gegenstand ihr ganzes Leben lang, oder doch so lange, als überhaupt ihre Empfänglichkeit für diese zarteren Neigungen dauerte, gefesselt. Die Liebe Johann Georg's zur Neidschütz, die Liebe Eberhard Ludwig's zur Grävenitz glichen wirklichen Bezauberungen (und wurden auch von den Zeitgenossen dafür angesehen) — so leidenschaftlich, so unzugänglich allen Vernunftgründen, aber auch so ausschließend gegen jede andere Neigung

*) K. Fr. v. Moser, „Der Herr und der Diener", 1. Bd. S. 43.

ähnlicher Art traten sie auf. Aber schon der Nachfolger Johann Georg's, August der Starke, dieser königliche Don Juan, zählte seine Liebschaften nach Dutzenden und übertraf in der Mannigfaltigkeit und dem raschen Wechsel derselben sogar einen Ludwig XIV., und Carl Eugen von Würtemberg, dessen Regierung von der Eberhard Ludwig's nur durch den kurzen Zwischenraum von kaum mehr als zehn Jahren getrennt ist, vertheilte seine Gunstbezeigungen, neben den erklärten, officiellen Mätressen, an die sämmtlichen Sängerinnen und Tänzerinnen seiner Oper und seines Ballets, hatte auch außerdem noch häufige Liebschaften in den Residenzen und im Lande umher *).

In seinen politischen Folgen für die Verwaltung der Länder war jenes System einer einzigen, ausdauernden Leidenschaft des Fürsten in der Regel nachtheiliger, als dieses einer Reihefolge wechselnder Neigungen, denn bei dem letzteren konnte der Einfluß der einzelnen Mätresse selten so groß und tiefeinschneidend werden, als bei dem ersteren. Dagegen verrieth, moralisch betrachtet, dieser Zustand eines steten Forttaumelns von einer Leidenschaft zur andern eine viel größere Auflösung des sittlichen und überhaupt des männlichen Charakters und wirkte darum auch weit entnervender auf das Volk und dessen sittliches Bewußtsein zurück.

Dessen Einfluß auf den Charakter u. die Handlungsweise der Fürsten.

Der Einfluß, den diese ungeregelten Liebesneigungen auf das ganze Wesen der Fürsten übten, war ein tiefeingreifender und verhängnißvoller. Die meisten derselben vergaßen in den Armen ihrer Geliebten nicht blos die Pflichten des Regenten, sondern auch die Würde des Fürsten und des Mannes. Unähnlich darin ihrem Vorbilde, Ludwig XIV., der, wenn auch noch so ausschweifend in der Liebe, doch dadurch nicht verhindert ward, die größten Unternehmungen nach außen und die wichtigsten Verbesserungen im Innern seines Landes durchzuführen, ergaben sich diese deutschen Sultane zum größten Theil einer wirklich morgenländischen Weichlichkeit und Thatenlosigkeit, hatten fast nur Sinn für ihre Liebeshändel und die damit in Verbindung stehenden Lustbarkeiten und Zerstreuungen und behandelten die Erfüllung ihrer Regentenpflichten wie ein lästiges Nebengeschäft, dem sie sich so viel als möglich zu entziehen suchten. Ihr Beispiel verdarb ihre Diener. Gegen die Leidenschaft des Gebieters oder den Einfluß der

*) „Casanova's Memoiren", 6. Bd. S. 1 ff.

herrschenden Geliebten anzukämpfen, war ein undankbares und gefahrbringendes Geschäft, dieser Leidenschaft zu dienen und dieses Einflusses sich zu bemächtigen, eine einträgliche Sache. Der große Heinrich IV. von Frankreich, im Punkte der Galanterie ein ziemlich leichtfertiger Fürst, hatte doch bei einem Streite seiner Geliebten mit seinem Freunde und Rathgeber Sully sich ohne Bedenken auf die Seite des Letzteren geschlagen, weil, wie er sagte, er wol wieder eine Geliebte, nicht leicht aber einen zweiten Sully finden könne. So dachte die Mehrzahl der deutschen Fürsten im vorigen Jahrhundert nicht. Es giebt kaum ein lehrreicheres und abschreckenderes Beispiel von der furchtbaren Verblendung, in welche eine ungezügelte und verbrecherische Neigung einen von Haus aus nicht unedlen Charakter zu stürzen vermag, als das Verfahren des Herzogs Eberhard Ludwig gegen seinen Jugendfreund und treuen Diener Forstner, welchen er seiner Leidenschaft zur Grävenitz opferte. Forstner hatte diese Leidenschaft sogleich in ihrem Entstehen entdeckt. Er kannte den Charakter und Lebenswandel der Dame und wußte, durch welche Intriguen man den Herzog in eine Neigung für dieselbe zu verstricken suchte. Er machte ihn mit Freimuth darauf aufmerksam. Der Herzog bezeigte ihm seine Dankbarkeit und gab ihm sein Wort „als Freund und Fürst", daß er seine Dienste nie vergessen, ihn nie seiner Mätresse aufopfern werde. Aber nicht lange, so kündigte ihm der, von seiner Leidenschaft immer weiter fortgerissene Fürst an, daß er die Grävenitz zu heirathen und zur Herzogin zu erheben, seine Gemahlin aber zu verstoßen gedenke. Forstner bekämpfte mit aller Macht der Beredsamkeit einen so unheilvollen Entschluß, der, wie er dem Herzog vorstellte, ihm nicht nur die Liebe seiner Unterthanen, sondern leicht sein Land kosten könne. Vergebens. Der Herzog that den verhängnißvollen Schritt. Die Folgen ließen nicht auf sich warten. Eine kaiserliche Commission ward angemeldet. In höchster Verlegenheit nahm der Herzog seine Zuflucht wieder zu Forstner. Dieser brachte eine Aussöhnung zwischen ihm und der Herzogin zu Stande; die Grävenitz ward an einen Herrn v. Wurben vermählt. Allein ihr Einfluß auf den Herzog war dadurch um nichts vermindert. Bald beherrschte sie nicht blos den Hof, sondern das ganze Land. Ihre Verwandten und Creaturen nahmen die ersten Stellen ein. Die Herzogin ward beleidigt, der Erbprinz mißhandelt. Forstner, welcher allein sich jenem Einfluß nicht beugen wollte, sah sich zuletzt, seiner eigenen Sicherheit halber, genöthigt, zu

fliehen. Von Straßburg aus schrieb er an seinen ehemaligen fürstlichen Freund und suchte ihm noch einmal die Augen zu öffnen. Statt aller Antwort ließ man ihn zu Paris, wohin er sich indeß begeben hatte, mittels eines Verhaftsbefehls des Königs einsperren, in Stuttgart sein Bildniß durch den Scharfrichter verbrennen und sein Vermögen, soweit man dessen habhaft werden konnte, confisciren*).

Diener von der Unerschrockenheit, Beharrlichkeit und aufopfernden Treue für das wahre Wohl ihres Gebieters und ihres Landes, wie es Forstner war, gab es nur wenige. Der Troß der Hof- und Staatsbeamten, selber Personen von der höchsten Stellung und Geburt, buhlten sclavisch um die Gunst der fürstlichen Geliebten und suchten, weit entfernt, die ungeordneten Leidenschaften ihrer Herren zu bekämpfen, dieselben vielmehr zu ermuntern, zu unterstützen und für ihr eigenes Interesse auszubeuten. Und die Fürsten waren schwach genug, sich zum Gegenstand solcher Intriguen darzubieten und ihre Leidenschaften zum Werkzeug des Eigennutzes oder des Ehrgeizes ihrer Höflinge mißbrauchen zu lassen. August dem Starken ward bei einem Aufenthalte in Warschau von seinen Umgebungen, die ihn dem allmächtigen Einfluß der Cosel entziehen wollten, die Gräfin Dönhoff entgegengeführt, und August, obgleich er den Plan merkte und dadurch gegen die Dönhoff eingenommen ward, ließ sich doch am Ende durch die fortgesetzten Bemühungen der Dame und ihrer Verwandten bestricken, machte sie zu seiner Geliebten und bewilligte der Familie alle die unverschämten Forderungen, welche sie im Laufe dieses Liebeshandels an ihn stellte**).

Wie die Erfüllung der öffentlichen Pflichten, so litt auch die persönliche Würde der Fürsten unter einer Leidenschaft, welche bei der Wahl ihres Gegenstandes, wie der Werkzeuge und der Mittel ihrer Befriedigung, nicht selten jede Rücksicht, nicht blos der standesgemäßen Sitte, sondern selber der gewöhnlichsten Schicklichkeit aus den Augen setzte. Dieselben Fürsten, welche sich sonst mit aller Grandezza einer steifen Etikette umgaben, scheuten sich nicht, bei ihren Liebeshändeln zu den größten Vertraulichkeiten mit den niedrigsten ihrer Diener, ja mit Personen von der untergeordnetsten gesellschaftlichen Stellung und dem

---

*) Spittler, „Gesch. Würtembergs", S. 298, und die dort abgedruckte „Apologie de Mr. Forstner".

**) La Saxe galante, S. 368.

zweideutigsten Rufe herabzusteigen. August der Starke pflegte mit einer Anzahl junger Cavaliere vom Hofe, Leuten von ebenso lockeren Sitten wie er, in höchster Vertraulichkeit die gegenseitigen Liebesabenteuer auszutauschen und die Vorzüge der Geliebten eines jeden zu besprechen. Bei einer solchen Gelegenheit war es, wo Graf Hoym die Schönheit seiner jungen Frau rühmte, die er wohlweislich bis dahin vom Hofe ferngehalten hatte, und der Prinz von Fürstenberg, einer der Vertrautesten des Königs, dem Grafen eine Wette anbot, daß dem von ihm entworfenen Bilde seiner Gemahlin die Wirklichkeit nicht entspreche. Der unglückliche Graf, mehr wol, als durch die Aussicht auf Gewinn, durch seine aufgestachelte Eitelkeit verführt, ließ seine Gemahlin an den Hof kommen, die natürlich bald eine Beute der königlichen Leidenschaft wurde, und erhielt dafür als Entschädigung den Preis der Wette, tausend Ducaten, welche der König dem Verlierenden verzehnfacht wiedererſetzte. Ein anderes Mal hörte der König beim Lever seine Hofleute von einer neuentdeckten berühmten Schönheit sprechen; alsbald berief er den Urheber dieser Entdeckung in sein Cabinet, um die gefundene Spur weiter zu verfolgen. Als er sich in die Duparc verliebt hatte, ließ er beim Intendanten des Theaters für sich, die Duparc und einige andere Tänzerinnen ein Souper vorrichten, aß mit diesen Damen des Theaters zusammen, und befahl beim Fortgehen, jeder der Tänzerinnen ein Geschenk an Geld und Kleidern zu reichen *).

Solche und ähnliche Vertraulichkeiten, welche in jedem andern Verhältniß als eine Entwürdigung der Majestät gegolten hätten, erschienen gerechtfertigt durch diese mächtigste der Leidenschaften, welche allein das Vorrecht hatte, die Götter der Erde vollständig als Menschen erscheinen zu lassen und sie in ihrer größten Schwäche dem Volke zu zeigen, welchem von einer edleren Seite nahezutreten sie sich viel zu vornehm erachteten.

So allgemein anerkannt waren die zarten Verhältnisse der höchsten Personen, daß, als der König von Dänemark zum Besuch bei August dem Starken war, er mit diesem zu der damaligen Mätresse seines königlichen Wirthes, der Gräfin Cosel, fuhr und bei den Festen, welche ihm zu Ehren gegeben wurden, überall die Chiffre und Devise dieser Dame trug **)!

---

*) Alles Obige nach der „Saxe galante“.

**) La Saxe galante.

Allgemeine Umgestaltung der Höfe nach französischem Zuschnitt.

Je mehr die Fürsten sich dem freien Zuge der Liebe hingaben und je mehr der Geist der Galanterie den ganzen Ton der Höfe zu beherrschen anfing, desto rascher und üppiger entwickelten sich auch alle übrigen Keime eines leidenschaftlichen und leichtfertigen Lebensgenusses. Der bunteste Wechsel rauschender Vergnügungen aller Art, die reichste Entfaltung von Glanz und Pracht, ein ewiger Taumel geselliger Ergötzungen, das schien die nothwendige Würze eines Verhältnisses, welches doch hauptsächlich auf sinnliche Neigungen gebaut war, die würdigste Huldigung für die Gegenstände einer Leidenschaft, welche weit mehr der Phantasie, als dem Herzen entsprang. Die Zärtlichkeit der fürstlichen Liebhaber war rastlos bemüht, ihre jeweiligen Gebieterinnen fortwährend mit den seltensten und ausgesuchtesten Huldigungen zu umgeben, und der häufige Wechsel dieser Verhältnisse selbst ließ es an immer neuen Gelegenheiten zu solchen Verherrlichungen nicht fehlen. Der Ruf der Galanterie, den die einzelnen Höfe sich wetteifernd streitig machten, lockte aus den weitesten Kreisen der vornehmen Gesellschaft alles herbei, was durch Schönheit, Eleganz und Koketterie auf dieser Schaubühne des guten Geschmacks glänzen zu können hoffte, und das Zusammenströmen so vieler und so mannigfaltiger Elemente einer anmuthig schillernden Geselligkeit steigerte wiederum fort und fort den bunten Reiz dieses heitern und leichtfertigen Treibens. Ab- und zureisende Cavaliere*) vermittelten den Verkehr zwischen den verschiedenen Höfen und wurden die Verkündiger des Glanzes und der feinen Sitten des einen an den andern. In größerem Maßstabe verrichteten dasselbe Geschäft jene Zeitschriften, welche, wie der Mercure galant, der Mercure historique, das Theatrum Europaeum, das „Eröffnete Cabinet großer Herren" und andere, die Schilderung aller Vorgänge in der vornehmen Welt zu ihrer ausschließlichen oder doch bevorzugten Aufgabe machten, so wie jene poetischen und prosaischen Festbeschreibungen aller Art, in denen berufsmäßige Hofpoeten und Hofhistoriographen jedes Hoffest und jede fürstliche Reise mit bombastischer Weitschweifigkeit dem — wie sie wenigstens annahmen — gespannt aufhorchenden Europa verkündigten.

---

*) Im J. 1721 passirten in Dresden binnen acht Monaten nicht weniger als 400 Personen vom hohen Adel aus fremden Ländern ein (Iccander, „Kurzgefaßtes sächsisches Kernchronicon", 2. Bd. S. 12).

Bild der Lebensweise und der Beschäftigungen an diesen Höfen.

Das Leben in diesen Kreisen glich einem ewigen Rausche. Schon der alltägliche Lauf der Dinge bot einen steten Wechsel von Lustbarkeiten und Zerstreuungen dar. Bälle, Concerte, Spielgesellschaften, Maskeraden folgten sich an vielen Höfen Tag für Tag, nur etwa unterbrochen, je nach der Jahreszeit, durch Jagdpartien, Schlitten- oder Gondelfahrten, den Besuch der verschiedenen Lustschlösser und allerhand Festlichkeiten im Freien. Am Mittag vereinigte gewöhnlich eine reichbesetzte Tafel — an den größern Höfen bis zu 90 und 100 Couverts alltäglich — die fürstliche Familie mit den fremden Cavalieren (welche oft auch im Residenzschlosse selbst Wohnung erhielten), den Hofchargen und sonstigen Eingeladenen zu einem reichen und gewöhnlich langausgedehnten Mahle, und am Abend fand sich der glänzende Cirkel in der französischen Komödie oder der italienischen Oper wieder zusammen, wo nach damaliger Sitte die ganze vornehme Welt freien Eintritt hatte*). Häufige Besuche zwischen den zahlreichen, meist unfern von einander gelegenen Höfen, bisweilen größere Reisen, fast immer mit bedeutendem Gefolge und großem Prunke unternommen, bald in ein Bad, bald zu einer der Messen in Leipzig oder Frankfurt a. M. (beliebten Sammelpunkten der hohen Aristokratie), brachten weitere Abwechselung in das Leben dieser Kreise. Dazu kamen endlich die vielen außergewöhnlichen Feste, zu denen der Geburts- oder Namenstag des Fürsten oder seiner Mätresse, oder sonst eine Familienfeier, oder die Anwesenheit eines fremden Potentaten, oder auch wol irgend eine willkürlich herbeigeführte Gelegenheit Anlaß gab. Ein solches Fest mit seinen Vorbereitungen, seiner Ausführung und seinen Nachklängen setzte nicht blos Fürst und Hof, sondern die Residenz und beinahe das ganze Land Wochen und Monate lang in Bewegung. Wie einem weltgeschichtlichen Ereigniß sah man ihm lange voraus entgegen, hing man ihm lange hinterher noch in der Erinnerung nach. In Ermangelung würdigerer Gegenstände des patriotischen Wetteifers, kitzelte sich die Eitelkeit, nicht allein der Höfe, sondern auch der Bevölkerungen, mit dem stolzen Gedanken, daß ihr Fürst an Geschmack, Neuheit der Erfindung und Pracht der Ausführung den Sieg über andere davongetragen habe. Die Fürsten selbst schienen diesen Ruhm nicht selten

*) Häusser, „Geschichte der Pfalz", 2. Bd. S. 933; Pöllnitz, „Memoiren", 2. Bd. S. 77 ff.

höher anzuschlagen, als das Lob guter Landesväter und pflichteifriger Regenten. August der Starke fand, trotz der auf ihm ruhenden Doppellast der Regierung seiner Erbstaaten und seines polnischen Königreichs, Muße genug, um sich Monate lang in höchsteigener Person mit den Vorbereitungen zu den glänzenden Festen zu beschäftigen, mit denen er das Lustlager von Mühlberg (1730) umgab*), und der glänzende Kreis fürstlicher und adeliger Gäste, welcher diese Feste verherrlichte**), so wie das schmeichelhafte Lob des Mercure historique, der denselben den Preis sogar vor denen, die Ludwig XIV. einst bei gleicher Gelegenheit zu Compiegne gegeben, zuerkannte, war gewiß für den eitlen Monarchen eine so große Genugthuung, als hätte er eine Schlacht gewonnen oder einen glücklichen Friedensschluß erlangt. Jene Festlichkeiten selbst nahmen über einen vollen Monat in Anspruch. Fast ebenso lange dauerten die beim Einzug der Erzherzogin Josephine, der Braut des Kurprinzen (1719), und die bei der Anwesenheit Friedrich Wilhelm's I. und seines Sohnes, des spätern Friedrich d. Gr., in Dresden (1728), sämmtlich von dem Könige s lbst angegeben und geleitet. Ja bei der Vermählung des Prinzen Christian, des Sohnes Friedrich August's II., kamen Hof und Residenz drei volle Monate lang aus dem Taumel der Lustbarkeiten nicht heraus***). Alle Elemente und Naturreiche wurden bei solchen Gelegenheiten in Contribution gesetzt; allen Völkern und allen Zeiten entlehnte man Costüm, Idee und Anordnung der Aufzüge und der Decorationen. Da gab es Venusfeste in den Lustgärten, Dianenfeste in den Hainen, Nymphenfeste auf dem Flusse, Saturnusfeste in den Klüften und auf den Höhen benachbarter Felsgebirge. Der ganze Hof vermummte sich abwechselnd in Ritter und Sarazenen, in Gestalten des griechischen Götterhimmels und in Gestalten aus der nächsten Alltagswelt, Bauern und Bergleute, in französische Schäfer, italienische Fischer und nordische Jäger. Um den Reiz der Phantasie

---

*) Vehse a. a. O. 32. Bd. S. 58. La Saxe galante.

**) Nach Vehse a. a. O. 32. Bd. S. 61, waren dabei anwesend: König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nebst seinem Kronprinzen und dem alten Dessauer, außerdem 47 Herzöge und Fürsten, 15 Gesandte verschiedener Mächte, 69 Grafen, 38 Barone. Die Kosten werden verschieden, im Geringsten (ebenda) auf 1 Mill., von Keyßler („Reisen") auf 5 Mill. Thlr. angegeben.

***) Pöllnitz a. a. O.; La Saxe galante; Vehse, „Deutsche Höfe", 32. und 33. Bd. u. s. w.

und den Triumph des Außerordentlichen, Wunderähnlichen noch zu steigern, that man der Natur selbst Zwang an. August der Starke ließ beim Lustlager von Mühlberg durch 500 Bauern und 250 Bergleute ein ganzes Stück Wald ausroden, um besseren Platz für seine Anstalten zu gewinnen *). Carl Eugen von Würtemberg, nicht zufrieden mit den gewöhnlichen Lustbarkeiten, ließ auf Bergen Seen graben, diese mit Wasser füllen, und ergötzte sich daran, Hirsche darin zu jagen; er ließ ganze Wälder künstlich erleuchten, inmitten deren dann aus Grotten Heere von Faunen und Satyrn hervorsprangen und in der Mitternachtsstunde wollüstige Ballette aufführten **).

Ein Tourist jener Zeit, Herr von Loën, schildert einen Carneval unter August dem Starken mit folgenden Worten des Erstaunens ***):

„Dresden scheint ein bezaubertes Land, welches sogar die Träume der alten Poeten noch übertrifft. Man kann hier nicht wohl ernsthaft sein, man wird in die Lustbarkeiten und Schauspiele hineingezogen. Hier giebt es immer Maskeraden, Helden- und Liebesgeschichten, verirrte Ritter, Abenteuer, Wirthschaften, Jagden, Schützen- und Schäferspiele, Kriegs- und Friedensaufzüge, Ceremonien, Grimassen, schöne Raritäten u. dergl. m. Alles spielt; man sieht zu, spielt mit und läßt mit sich spielen."

Der Fürstenberuf und seine Auffassung an den Höfen und im Volke selbst.

Es war in der That ein lustiges, aber nichtsnutziges Treiben, in welchem sich diese Kreise Tag aus Tag ein bewegten. Die Fürsten selbst, fortwährend von Weihrauchwolken der Schmeichelei und Vergötterung umgeben, schienen sich jenen höheren Wesen des Epikur gleich zu dünken, welche weit über der Erde ein sorgloses und freudenvolles Leben führen. In einem ewigen Wechsel von Vergnügungen und im eitlen Genusse ihrer eigenen Erhabenheit schwelgend, unbekümmert um das, was tief unter ihnen, in der Sphäre der gemeinen Sterblichen, ihrer Unterthanen, vorging, warfen sie höchstens einmal aus ihrer Höhe einen Blick dahinab oder griffen mit einem Winke ihrer Allmacht, gewöhnlich ohne viel Vorbedacht, segnend oder strafend ein, kehrten aber immer so bald als möglich zu dem eigentlichen Mittel- und Zielpunkte aller ihrer Gedanken zurück,

*) Vehse a. a. O., 32. Bd. S. 58.

**) „Reisen eines Franzosen" (von Risbeck).

***) Vehse a. a. O., 32. Bd. S. 70.

der Verherrlichung ihres eigenen fürstlichen Selbst und der Befriedigung ihrer unersättlichen Genuß- und Zerstreuungssucht. August der Starke glaubte etwas Großes und Gemeinnütziges vollbracht zu haben, wenn er Hof und Residenz mit sich in einen wochenlangen Taumel von Vergnügungen versetzte, und er hatte Recht, so zu denken, da das Volk schon so entartet war, daß nicht nur der Pöbel, wie einst zu Rom, durch immer neue Spectakel, prunkende Augenweide und wilden Sinnentaumel sich hochbeglückt und befriedigt zeigte, sondern selber die Gebildeten in diesen Ton serviler Huldigungen einstimmten *).

---

*) Wir haben hierbei nicht die Lobhudeleien bezahlter Hofpoeten im Auge, sondern Aeußerungen scheinbar unabhängiger Männer von hohem Ansehen. Gottsched besang den Carneval zu Dresden 1732 in folgenden Versen („Gedichte", S. 560, **Curiosa Saxonica**, 3. Bd. S. 53):

„Nun hab' ich's selbst gesehn, nun weiß ich, wie es ist,
Mein König, wenn Dein Volk des Kummers ganz vergißt,
Indem es voller Lust nach Deinen Zimmern eilet
Und da die Fastnachtslust mit Deinem Hofe theilet. . . . .
— So thust Du auch, o Herr, in Kur- und Königreich,
Die Gnade für Dein Volk macht Dich dem Höchsten gleich,
So weit es möglich ist. — . . . .
— Es ist Dir nicht genug, daß Du mit Sorgfalt wachst,
Dein ganzes Land umher vor Feinden sicher machst, ...
— Nein, Deine Gnade geht bis auf die Lustbarkeit.
Dein Unterthan genießt bei Dir der goldnen Zeit,
Darin Saturn regiert. . . . .
— So, König, ist Dein Schloß, wo alle Freiheit blühet,
Von dessen Schwelle uns kein Wächter rückwärts ziehet,
Wo Fürst und Edelmann und Bürger sich vermengt,
Wohin der Pöbel selbst sich nicht vergebens drängt. . . . .
— Geprief'nes Sachsenland, erkenne doch Dein Glück!
Und sieh' die Fastnachtslust mit einem schärfer'n Blick!"

In dem Trauergedicht auf August's d. St. Tod preist er wieder das Glück, welches dem Lande durch die Prachtliebe des Königs zugeflossen („Gedichte", S. 17):

„So manchen Bau Du Held vollführt,
So manchen Aufzug Du gehalten,
So vielmal hat das Land Dein mildes Herz gespürt,
Nur in veränderten Gestalten. . . . .
— Es ward die halbe Welt nach Sachsen eingeladen,
Wie gern war Jeder Dresdens Gast;
Doch ist, wenn sich Dein Schatz den Strömen gleich ergossen,
Der Ueberfluß ins Land geflossen."

Von Carl Theodor erzählt der Geschichtschreiber Baierns, Zschokke, „er habe alles gehen lassen und sich nur um das gekümmert, was seine Einkünfte mehrte oder seinen natürlichen Kindern Vortheil brachte; eine gewisse Gutmüthigkeit habe ihn wol für Erleichterungen des Volks und für Verbesserungen der öffentlichen Zustände geneigt gestimmt, so weit das eine und das andere ohne Unbequemlichkeit für ihn selbst geschehen konnte".

Es gab Fürsten, welche ihre Thätigkeit und ihr Interesse zwischen den Zerstreuungen des Hoflebens und den ernsteren Regierungsgeschäften entweder wirklich theilten oder doch zu theilen den Schein haben wollten. Von dem Markgrafen von Baden-Durlach rühmt Pöllnitz*), daß er mitten aus den berauschenden Freuden seines Serails heraus mit seinen Räthen gearbeitet, seinen Unterthanen Audienz gegeben, außerdem auch mit wissenschaftlichen Studien sich beschäftigt habe. Der ausschweifende Carl Eugen von Würtemberg wollte Friedrich II. nachahmen, ließ sich von seinem Kammerdiener frühzeitig wecken und affectirte dann mehrere Stunden lang eine angestrengte Geschäftsthätigkeit. Aber man kann sich denken, mit welcher Hingebung und welchem eindringenden Verständniß solche Fürsten, kaum von einer Orgie ausgeruht und einer neuen entgegenlechzend, die oft so verwickelten, mühevollen und verdrießlichen Staatsgeschäfte betrieben haben mögen, und gewiß kommt Casanova's satirische Schilderung von der Ungeduld, womit der würtembergische Herzog Bauern, deren Streitigkeiten höchsteigen schlichten zu wollen er sich herabließ, wenn sie nicht sofort seine Vorschläge annahmen,

---

Wieder ein anderes Mal heißt es („Gedichte", S. 15):

— „Du freust Dich, Deinen Unterthanen
Den Weg zu lauter Heil zu bahnen;
Drum sitzen sie dem Glück im Schooß."

Als 1727 August, auf seiner Rückkehr aus Polen, seinen Geburtstag in Leipzig feierte, erschien eine Beschreibung der Festlichkeiten unter dem Titel: „Das frohlockende Leipzig". In einem Gedicht, welches die Universität bei gleicher Gelegenheit dem Könige überreichte, wird er „der Titus unserer Zeit" genannt und so angeredet:

„Du weißt, je mehr Du göttlich bist,
Den Menschen glücklich vorzustehen:
Und suchst, so hoch Dein Vorzug ist,
Auch niedrer Knechte Wohlergehen."

(„Das jetzt lebende Leipzig", von Sicul, S. 265.)

*) „Memoiren", 1. Bd. S. 406.

zornig zur Thür hinauswarf, während er die Vorbringen hübscher Bäuerinnen sehr gründlich „unter vier Augen" untersuchte, der Wahrheit näher, als die ernsthafte Lobeserhebung von dem Regenteneifer des Durlachers, welche der schmeichlerische Hofmann Pöllnitz anstimmt.

Die Ansicht von dem Berufe des Fürsten, seinem Verhältniß zum Lande und des Landes zu ihm, wie sie damals in den allermeisten deutschen Hofkreisen gäng und gäbe und selber im Volke — theils durch feile Liebedienerei, theils durch feige Unterwürfigkeit und erbärmliche Gedankenlosigkeit — weitverbreitet war, läßt sich nicht besser wiedergeben als durch den Vers, worin ein damals wohlangesehener Dichter, Pietsch, noch im Jahre 1740 mit beneidenswerther Naivetät dieselbe aussprach, wenn er frohlockend ausrief *):

„Der König ist vergnügt, — das Land erfreuet sich!"

Angeblich günstige Cultureinflüsse des französischen Hoflebens. Die Höfe in ihrem Verhältniß zu den Künsten und Wissenschaften.

Man hat sich bisweilen darin gefallen, die Zeit der französischen Bildung, der Prunkliebe und der Ausschweifungen an den deutschen Höfen als eine Zeit großartiger Förderung von Kunst und Wissenschaft, als eine Zeit der Entwicklung eines verbesserten Geschmackes und eines lebhafteren Geistes in der Nation darzustellen. Man hat hingewiesen auf die werthvollen Sammlungen theils von Kunstwerken, theils von Gegenständen des wissenschaftlichen Gebrauchs, welche damals entweder begründet oder vermehrt und vervollkommnet wurden, auf den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Bauten, womit die Residenzen prachtliebender Fürsten sich schmückten, auf den Glanz der Oper und Aehnliches mehr.

Es ist wahr, die Hauptstadt Sachsens verdankt ihre Gemäldegalerie sonder Gleichen, so wie den größern Theil ihrer übrigen Sammlungen für Kunst, Alterthumskunde, Naturwissenschaften u. s. w., den beiden polnischen Augusten, von denen namentlich der zweite als wirklicher Freund und Kenner der schönen Künste gerühmt wird **). Auch in Düsseldorf sammelte Johann Wilhelm von der Neuburgischen Linie mit Geschmack und Verständniß Werke der bildenden Kunst, und seine Nachfolger, bis hinab auf Carl Theodor, zeigten sich mehr oder weniger von dem gleichen ästhetischen Interesse beseelt ***). Und noch

*) In seinen „Helden- und Lobgedichten".

**) Hübner, „Katalog der Dresdner Galerie, Vorrede".

***) Pöllnitz, „Memoiren", 3. Bd. S. 275; Häusser, „Geschichte der Pfalz", 2. Bd. S. 840.

von manchen Fürsten jener Zeit wäre vielleicht Aehnliches zu rühmen.

Wir wollen ihnen diesen Ruhm nicht verkümmern. Das Bild der Fürsten und Höfe Deutschlands im 18. Jahrhundert enthält so viele dunkle Schatten, daß wir ihm einiges Licht wol gönnen mögen. Nur muthe man der unparteiischen Geschichte nicht zu, daß sie um dieses einen Verdienstes willen die großen und verhängnißvollen Gebrechen übersehe, die damit Hand in Hand gingen, oder daß sie aus diesem Grunde ihr allgemeines Verdammungsurtheil über jene Periode der Liederlichkeit und des Leichtsinns zurücknehme! Es wäre ein trauriges Armuthszeugniß ebensowol für die Kunst, als für den menschlichen Geist, wenn die Liebe zu jener und das Verständniß ihrer erhabenen Werke nur die Mitgift eines lockern Lebenswandels und leichtfertiger Ansichten von den heiligsten Verhältnissen des Menschen sein könnte. Wenn wir zugeben müssen, daß eine mehr sinnliche Auffassung des Lebens oftmals, und namentlich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, mit einer lebhaftern Hinneigung zur Kunst, ja selber mit einem gewissen tieferen Kunstinteresse gepaart erscheint, so leugnen wir doch entschieden, daß dieser Zusammenhang ein nothwendiger und unauflöslicher, oder daß eine erlauchte Gönnerschaft der Kunst um keinen andern Preis zu haben sei, als um den der Lossprechung der fürstlichen Mäcenaten von den Gesetzen und den Forderungen bürgerlicher Moral. Es giebt glücklicherweise ein Mittleres zwischen jenem herben Puritanerthum, welches die heitre Schönheit und ihre Verklärung durch die Kunst mit finsterem Fanatismus von sich stößt, und der sinnlichen Lüsternheit, welche, indem sie sich zur Beschützerin dieser Kunst aufwirft, deren keusche Hoheit durch ihre Berührung entweiht und den wahren Geist künstlerischer Schönheit — der nimmermehr ohne den Adel sittlicher Kraft und Reinheit bestehen kann — ertödtet, wie sehr sie auch durch die an die Kunst und die Künstler verschwendeten äußeren Gunstbezeigungen ihn zu fördern scheint. Auch hat es, dem Himmel sei Dank, in Deutschland allezeit Fürsten gegeben und giebt deren noch, welche für die Dienste, die sie den Künsten und Wissenschaften leisteten, sich nicht bezahlt machten durch eine zügellose Befriedigung sinnlicher oder despotischer Leidenschaften und ein ihren Völkern gegebenes verderbliches Beispiel.

Uebrigens war selber der Eifer, den manche deutsche Fürsten des vorigen Jahrhunderts für Kunst und Wissenschaft zur Schau trugen,

sowol seinem eigentlichen Wesen, als seinen Erfolgen nach oftmals ein sehr zweideutiger. Auf die Hunderttausende, welche die beiden sächsischen Auguste für Gemälde und Antiken verwendeten, kommen nahezu Millionen, welche das grüne Gewölbe, die Rüstkammer, die Sammlung japanischer Porzellaine und Aehnliches kosteten — Sammlungen, deren wissenschaftlicher oder Kunstwerth in keinem Verhältnisse zu dem ungeheuren Aufwande steht, der hier mit einer schwerfälligen und überladenen Pracht oder mit abenteuerlichen und oftmals geschmacklosen Curiositäten getrieben ist. Auch in Düsseldorf bestand neben der Gemäldesammlung ein „Raritätencabinet", welches jener erstern die Aufmerksamkeit der Besucher und das Interesse des Kurfürsten streitig machte *). Wo übrigens die fürstliche Prachtliebe und Freigebigkeit sich nicht darauf beschränkte, ältere Kunstwerke zu sammeln und aufzubewahren, wo sie selbst schöpferisch zu wirken unternahm, da verrieth sich fast immer die geistige Armuth und innere Hohlheit der äußerlich aufgeblähten und künstlich emporgeschraubten Bildung jener vornehmen Kreise. Die Schlösser, die man zum Theil mit ungeheurem Aufwand bauen ließ, die Parks und Lustgärten, die man einrichtete, die Statuen, mit denen man jene und diese ausschmückte, sind, mit seltenen Ausnahmen, redende Zeugen der Unnatur, der Vorliebe für äußern Prunk und leeres Formenwesen, des völligen Mangels an Originalität und an Sinn für wahre, einfache Schönheit, woran jene Zeit krankte. Die sclavische Nachahmung der Bauten und der Anlagen von Versailles, welche uns an der Mehrzahl der Schlösser und der Parks aus dem vorigen Jahrhundert entgegentritt, stimmt vollkommen zu der Abhängigkeit der Sitten und des Geschmacks, in welche sich die deutschen Höfe, dem französischen gegenüber, in allen Stücken begeben hatten. Die bald sinnlich lüsternen, bald theatralisch affectirten Formen und Stellungen, die wir an den meisten Werken der Bildhauerei derselben Epoche wahrnehmen, erinnern lebhaft an das ganze Treiben der Kreise, zu deren sinnlich-ästhetischer Ergötzung sie bestimmt waren, jener Kreise, welche ihr Leben zwischen üppigen Vergnügungen und Anreizungen der Phantasie und einem steifen Zwange conventioneller Sitte und Etikette theilten. Der überladene Prunk der Verzierungen sowol an dem Aeußern, als im Innern der fürstlichen Prachtbauten, die geschmacklose Vermischung von Kunstformen aller

---

*) Pöllnitz a. a. O.

Zeiten und aller Länder — (z. B. in Schwetzingen, wo türkische Kiosks und Minarets neben griechischen Tempeln und römischen Wasserleitungen, künstliche Ruinen mittelalterlicher Baukunst neben solchen von antikem Gepräge sich im bunten Wechsel, gleich Nürnberger Spielwaaren, an einander reihen) — die Unnatur und Einförmigkeit der auf fürstlichen Befehl angelegten Städte mit ihren schnurgeraden und gleichförmigen, bald fächerartig sich ausbreitenden, bald in regelrechten Vierecken sich kreuzenden Straßen (Carlsruhe, Mannheim, Ludwigsburg u. a.) — endlich nicht am wenigsten die merkwürdige Liebhaberei vieler Fürsten jener Zeit, ihre Residenzen aus den romantischen Naturumgebungen, in denen ihre Vorfahren sich wohl gefühlt, hinweg und in die ödesten, reizlosesten, eintönigsten Flächen zu verlegen, Heidelberg mit Mannheim und Schwetzingen, Stuttgart mit Ludwigsburg, Durlach mit Carlsruhe zu vertauschen*). — alles dies charakterisirt vollständig den Geist und die Bildungsweise einer Gesellschaft, welcher Prunk mehr galt, als Geschmack, ein zerstreuender Wechsel von bunten Erscheinungen mehr, als sinniger Ernst und edle Einfachheit, Künstelei mehr, als Natur, conventioneller Zwang mehr, als harmonische Freiheit.

Man sieht es diesen luftig geschwungenen Dächern und Giebeln, diesen phantastischen Kuppeln, diesen weithin glänzenden Dächern von Kupfer oder Zink, diesen willkürlich aneinandergereihten und doch steifen Schnörkeln, diesen allegorischen Figuren, die in theatralischen Stellungen herabblicken oder hingelagert ruhen, diesen sich weit ausladenden Rampen und diesen feierlichen Freitreppen, diesen hohen, steifen, streng verschnittenen Taxushecken und diesen Grotten mit Nymphen, Amoretten und verborgenen Wasserkünsten — man sieht es ihnen an, daß hier ein Geschlecht gewandelt ist, kunstreich frisirt und toupirt, in Escarpins und galonirtem Hofkleide, unter dem Arme den Chapeau bas und an der Seite den Galanteriedegen, in zierlichem Tanzschritt sich neigend und beugend, Complimente und Bonmots drechselnd, ein Geschlecht, das dem Schein huldigte und jedes tieferen Gehaltes bar war, das nur einer äußeren Convenienz gehorchte bei innerer Gesetzlosigkeit und Verachtung jedes höheren Ideals.

*) Auf diesen letztgedachten, sehr charakteristischen Umstand hat schon Häusser in seiner „Gesch. der Pfalz“ (2. Bd. S. 900) aufmerksam gemacht.

Demselben oberflächlichen Geschmacke eines fremden, des romanischen Genius huldigten die deutschen Höfe des vorigen Jahrhunderts auch in Bezug auf die Musik und das Theater. Italienische Oper, französische Komödie und französisches Ballet, die Kunstfertigkeiten eines Lotti, Jomelli und Noverre verschlangen das ganze Interesse der vornehmen Gesellschaft und wurden mit den ungeheuersten Kosten gepflegt, während deutsches Schauspiel und deutsche Musik — selbst als beide wieder einen frischeren Aufschwung zu nehmen begannen, — sich fast nirgends in diesen Kreisen einer ermunternden Beachtung zu erfreuen hatten. Es war keiner jener größeren, üppigen und glänzenden Höfe, sondern es waren zwei der kleineren, unscheinbaren, die zu Weimar und Arnstadt, — welche dem Altmeister der neuern deutschen Musik, Seb. Bach, die erste Anregung und Unterstützung zur Entfaltung seines herrlichen Talentes gaben, und es war ein bürgerliches Gemeinwesen, Leipzig, welches ihm eine bleibende Stätte seines Wirkens bot. Auch Händel's großer Genius entfaltete sich erst dann in seiner ganzen erhabenen Pracht und Hoheit, als er aus der beengenden und unfruchtbaren Sphäre des Hoflebens zu Hannover in die freien und großartigen Verhältnisse des englischen Volkslebens versetzt ward. Die Kunstfertigkeit Hasse's — des „göttlichen Sachsen", wie ihn bewunderungsvoll sogar seine italienischen Kunstgenossen nannten, ward zwar von dem Dresdner Hofe mit schwerem Gelde erkauft, aber nur, weil er eben ein Meister der Musik im italienischen Style und nebenbei der Gemahl der schönen und talentvollen Sängerin Faustina Bordoni war. Und man ließ ihn ungehindert wieder nach Italien ziehen, ja hielt ihn, wie die böse Welt sagt, absichtlich jahrelang dort von der Heimath entfernt, um inzwischen ungestörter sich des Besitzes seiner reizenden Gattin — der Geliebten des Königs Friedrich August's II., oder Brühl's, oder Beider — erfreuen zu können*).

Noch am Ende des 17. Jahrhunderts hatten manche der Fürsten, die sich im Uebrigen bereits der neueren, französischen Richtung zuneigten, doch auch den edleren Ergötzungen der Wissenschaft ihre Aufmerksamkeit nicht versagt, hatten deutsche Gelehrte an sich gezogen und unterstützt. Um den Besitz eines Leibnitz rivalisirten mit dem ernsteren

---

*) Barthold, „Geschichtliche Charaktere aus Casanova's Memoiren", S. 37 ff. — Vehse, „Deutsche Höfe", 33. Bd.

Hofe des Reichserzkanzlers von Mainz die leichtfertigern Höfe von Hannover und Berlin, und der Landgraf von Hessen-Rheinfels suchte wenigstens durch brieflichen Verkehr einen Antheil an dem Genie und dem Ruhme des Philosophen sich zu verschaffen. Anton Ulrich von Braunschweig versuchte sich sogar selbst, mitten unter den Zerstreuungen der italienischen Oper und der französischen Komödie, denen er nach dem allgemeinen Geschmacke huldigte, in Schöpfungen der deutschen Muse, und seine geistlichen Lieder wie seine Romane, wenn auch ihr dichterischer Werth nur ein zweifelhafter ist, bezeugen wenigstens ein ernsteres Streben des fürstlichen Verfassers.

Auf dem eigentlichen Höhepunkte jener Zeit der Liederlichkeit dagegen hielt man es nicht einmal der Mühe werth, seine Geringschätzung der gelehrten Studien und der Bestrebungen für Bildung des Volks zu verbergen oder zu beschönigen. In Dresden hatte man — zu derselben Zeit, wo ein einziges Fest Hunderttausende verschlang — kein Geld zur Errichtung einer „Akademie der Naturmerkwürdigkeiten", welche Leibnitz dringend anempfahl *), und der Zuschuß von 200 Thalern, welchen Professor Mencke in Leipzig für gelehrte Zwecke vom Hofe bezogen hatte, war, trotz der eifrigsten Verwendung Gottsched's zu Gunsten der neugestifteten Deutschen Gesellschaft, nicht wiederzuerlangen „wegen der Menge und Wichtigkeit so vieler andren Sachen", wie Gottsched's Correspondent von Dresden aus ihm schreibt **).

Der gesellige Ton an diesen Höfen war so, wie man nach allem Vorausgegangenen sich denken kann. Frivolität galt für Geist, Unverschämtheit für feine Lebensart, dagegen Gründlichkeit des Wissens und Ernsthaftigkeit des Wesens für Pedanterie und unweltmännische Steifheit. Man affectirte französische Zierlichkeit und französischen Witz und verachtete die heimische Bildung so sehr, daß man sich selbst der Muttersprache schämte ***), und doch brachte man es nicht über eine

*) Herder's „Adrastea", 3. Bd. S. 52. Tenzel's „Curiositätenbibl.", S. 45.

**) Gottsched's „Handschriftlicher Briefwechsel" (auf der Leipziger Universitäts-Bibl.), 2. Bd. S. 151.

***) Das stärkste Beispiel hiervon gab die bairische Prinzessin, welche den französischen Dauphin heirathete. Als diese in Straßburg von einer Deputation der dortigen Bürgerschaft deutsch angeredet ward, erklärte sie derselben: sie verstehe kein Deutsch mehr! (Meiners, a. a. O., 3. Bd. S. 355.) Die Herzogin von Orleans hält sich mehrmals über die Deutschen wegen dieser Verachtung ihrer Muttersprache

matte Nachahmung der Manieren, der Witzworte, der Zweideutigkeiten der Hofcirkel von Versailles hinaus, und wenn es auch gelang, diese an Schlüpfrigkeit der Sitten und Leichtfertigkeit der Reden zu erreichen, so mühte sich doch die deutsche Schwerfälligkeit vergebens ab, ihren Lehrmeistern an Witz und Geist nachzueifern.

Die Umgebungen der Fürsten.

Die Umgebungen der Fürsten an diesen nach französischem Zuschnitt eingerichteten Höfen waren ihrer Gebieter werth. Statt jener Spalatine und Carlowitze, welche einem Friedrich dem Weisen und einem Moritz von Sachsen als Freunde und Rathgeber zur Seite gestanden hatten, sah man jetzt an demselben Hofe ebenso leichtsinnige und charakterlose, als oberflächliche und jeder gründlichen Bildung ermangelnde Leute, allezeit bereite Genossen, Förderer und Anhetzer der ungeregelten Leidenschaften ihres gnädigen Herrn — man weiß nicht, ob mehr aus eigner lasterhafter Neigung, oder aus feiler Liebedienerei. An der Stelle der ernsten Gespräche über die heiligsten Angelegenheiten des Menschen und die höchsten Pflichten des Fürsten, welche einst hier gepflogen worden waren, hörte man jetzt frivole Spöttereien über Tugend und Unschuld, unwürdige Vertraulichkeiten zwischen dem Fürsten und seinen Günstlingen über Zahl und Dauer der beiderseitigen Liebschaften. Wie damals die gemeinsame Begeisterung für die edelsten Ziele der Wohlfahrt und des Seelenheils der Völker, so war jetzt die gemeinsame Leichtfertigkeit und Liederlichkeit das Band, welches den Monarchen an seine nächsten Umgebungen knüpfte.

Eine bunte Masse ausländischer Cavaliere und Glücksritter drängte sich fortwährend zu diesen Höfen herbei, um daselbst ihr Glück zu machen. Dresden wimmelte von Franzosen, Italienern, Polen, Schweden, dazu von Deutschen aus aller Herren Ländern. Die Schilderungen, welche zeitgenössische Schriftsteller aus jenen Kreisen selbst von den hervorragenderen Persönlichkeiten am Hofe August's des Starken entwerfen, bezeugen, wie sehr daselbst die Eigenschaften des Hofmannes und des Cavaliers nach der Mode die des Staatsmannes in den Hintergrund stellten. Denn in diesen Schilderungen ist weit mehr von den feinen Manieren, den gesellschaftlichen Talenten, den äußeren, körperlichen Vorzügen, der vornehmen Geburt oder den hohen Verbindungen, wo-

auf (z. B. „Briefe", S. 168). August dem Starken wußte seine Geliebte, die französische Tänzerin Duparc, keine größere Schmeichelei zu sagen, als: Vous êtes tout Français!

durch dieser und jener sein Glück bei Hofe gemacht, die Rede, als von solchen Tugenden, welche man bei denen zu finden wünschen möchte, denen die ersten Posten des Staats und die nächsten Plätze um die Person des Fürsten anvertraut waren*).

Auch waren es in der That meist ganz andere Verdienste, als die des Staatsmannes, des Feldherrn oder des gründlichen Kenners der Landesverwaltung, welche zu der Gunst des Monarchen den Weg bahnten. Der eine war für seine hohe Stellung der Protection eines schon befestigten Günstlings, ein anderer der Fürsprache einer Mätresse verpflichtet, und auch diejenigen, welche sich ohne fremde Hülfe emporgeschwungen, verdankten dies in der Regel nur den sehr zweideutigen Diensten, welche sie so glücklich gewesen waren den fürstlichen Launen und Leidenschaften zu leisten**).

In Würtemberg hauste, nachdem unter Eberhard Ludwig eine Mätresse, die Grävenitz, als Landhofmeisterin von Würben förmlich den Cabinetsminister gespielt, im Geheimenrathe den Vorsitz geführt und das Land souverän regiert hatte***), unter seinem Nachfolger Carl Alexander der vielberufene „Jud Süß", plünderte das Volk aus und mißbrauchte die Schwäche und Trägheit des Fürsten zur Befriedigung seiner Hab- und Herrschsucht ebenso, wie dies in Sachsen Graf Brühl that.

In München theilten sich in den Einfluß über den alternden und abgelebten Carl Theodor Jesuiten, Günstlinge, Mätressen und die zahlreichen natürlichen Kinder des Kurfürsten †).

Am Hofe zu Braunschweig war noch gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Menge der Fremden, und namentlich der Franzosen, welche den täglichen Umgang des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand bildeten, so groß, daß einer dieser letzteren die Unverschämtheit haben konnte, dem Fürsten ins Gesicht zu sagen: „es sei doch

*) Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd. S. 164 ff.; Vehse, „Deutsche Höfe", 32. Bd. S. 199 ff.

**) Brühl und Sulkowsky, Beide im Cabinette des Königs August II. von Polen, waren Pagen gewesen und hatten nie studirt. Hennicke, gleichfalls eine Zeitlang Minister, war früher Lakai. Damals erschien in Holland eine Spottmünze mit der Umschrift: „Wir sind unserer Drei, zwei Pagen und ein Lakai". Vehse a. a. O., 33. Bd. S. 347.

***) Spittler a. a. O.

†) Häusser, „Gesch. der Pfalz", 2. Bd. S. 934.

sonderbar, daß er (der Fürst) der einzige Ausländer in der Gesellschaft sei" *).

Führte auch einmal ein günstiges Geschick einem dieser Fürsten Männer von soliderer Bildung und gemeinnützigeren Absichten zu, wie jenem Carl Theodor den edlen Hompesch und den genialen Thompson **), so scheiterten doch deren ernste Bestrebungen an der Weichlichkeit oder Geistesträgheit des, nur für Sinnesgenuß und äußeren Prunk empfänglichen Herrschers und an dem allgemeinen Widerstande eines Hofgesindes, welches jede Störung seines lustigen, müßiggängerischen und verschwenderischen Lebens wie einen Frevel an der Majestät selbst betrachtete.

Allgemeines Bild des Hofadels jener Zeit.

Hier dürfte der Ort sein, von jener ganzen Gesellschaftsklasse, die sich zunächst um die Fürsten drängte, dem Hofadel, ein etwas ausgeführteres Bild zu entwerfen.

Es wäre schwer, zu sagen, ob mehr die Fürsten des vorigen Jahrhunderts den Adel, oder mehr der Adel die Fürsten verdorben habe. Gewiß ist, daß an Schamlosigkeit und Verleugnung jedes edleren Gefühls, ja sogar des gemeinsten Anstandes, beide nur zu häufig mit einander wetteiferten. Wie die Fürsten ungescheut ihre Höflinge zu Zeugen und Helfershelfern ihrer Schwächen und Ausschweifungen machten, so kamen diese ihrerseits den fürstlichen Gelüsten mit der schamlosesten Wegwerfung entgegen. Männer verkauften ihre Frauen für Geld und Titel an die Leidenschaft des Gebieters ***), und Frauen verließen ihre Männer, wenn sie das Glück hatten, der Aufnahme in das Serail eines

---

*) Vehse, „Deutsche Höfe", 22. Bd. S. 281. Wachsmuth, „Europ. Sittengeschichte", 5. Bd. 2. Abth. S. 478, erzählt dieselbe Anekdote von einem andern Fürsten dieses Hauses.

**) Lerchenfeld, „Geschichte Baierns", S. 4, sagt: „Die wohlmeinenden Versuche von Hompesch und Rumford (Thompson) waren von geringem Erfolge. Der Kurfürst, ohne tiefere Ueberzeugung von deren Nothwendigkeit, betrieb sie blos, um der allgemeinen Zeitrichtung zu folgen, und ließ beide fallen, als ihre Reformen zu tief in die Mätressen-, Pfaffen- und Beamtenwirthschaft eindrangen."

***) „Es gab", wie Herr von Wolframsdorf in seinem Portrait de la cour de Pologne (bei Vehse a. a. O., 32. Bd. S. 197) sagt, „eine eigene Klasse Leute an dem Dresdner Hofe, die, da sie aus eigenen Mitteln nicht leben konnten, ihre Frauen dem Vergnügen des Königs aufopferten, um sich in seiner Gunst zu erhalten". Wolframsdorf (selbst ein Adliger!) räth dem Könige, mit diesen Damen so zu verfahren: „leur donner un coup de pied après s'en être servi".

Sultans gewürdigt zu werden. Mütter beglückwünschten ihre Töchter über die Eroberung eines fürstlichen Herzens, und andere Mütter schalten die ihrigen, weil sie ein gleiches Glück durch ihr „zu unschuldiges Betragen“ verscherzt hatten. Die Stelle der Geliebten eines Fürsten war das Ziel des Ehrgeizes für junge adelige Damen von guter Familie und unabhängigem Vermögen und der Gegenstand fein angelegter Intriguen für ganze Familien von der höchsten gesellschaftlichen Stellung.

Die Annalen der Höfe jener Zeit sind überreich an Geschichten und Anekdoten, welche das hier in allgemeinen Zügen entworfene Bild weiter ausführen und bewahrheiten. Und man darf dabei nicht vergessen, daß diese Annalen fast ohne Unterschied von Männern oder Frauen des Adels selbst geschrieben sind, von denen nicht anzunehmen ist, daß sie auf Kosten ihres eigenen Standes dergleichen Schandgeschichten erdacht oder vergrößert haben sollten. Selbst die Art und Weise, wie diese Geschichten erzählt werden, bezeugt, wie weit man damals in den Kreisen jenes französisch gebildeten Hofadels sogar von dem einfachsten Gefühl für Sitte und Schicklichkeit sich entfernt hatte. „Le sang des rois ne souille pas“: dieser Grundsatz, welcher die Devise des Adels am Hofe Ludwig's XIV. geworden war, schien auch von dem deutschen Adel, in pflichtschuldiger Nachahmung alles dessen, was von dorther kam, angenommen zu sein*). Sehen wir doch Damen des höchsten Adels, Gräfinnen, ja Fürstinnen, ungescheut die Stellen königlicher Mätressen einnehmen und mit Töchtern von Weinhändlern und Tanzmeistern, mit Ballettänzerinnen und Schauspielerinnen um die Gunst des durchlauchtigen Gebieters rivalisiren. Weder das edle Blut der Königsmark, noch der alte Stammbaum der Platen bebte vor einer solchen Selbsterniedrigung zurück; die ersten Familien der polnischen und der sächsischen Aristokratie wetteiferten, ihre Töchter der Lüsternheit des königlichen Gebieters als Opfer darzubieten, und selbst der reichsunmittelbare Adel machte in diesem Handelszweige dem Landadel Concurrenz, oder sah doch ruhig zu, wie fürstliche Buhlerinnen und ihre Bastarde durch kaiserliche Freibriefe in seine Reihen eingeschwärzt wurden.

August der Starke ward in Wien von einem Grafen d'Esterle bei dessen Frau überrascht. Der Graf wollte sich beim Kaiser beschweren;

---

*) Lerchenfeld a. a. O. S. 30.

man stellte ihm vor: „in alter und neuer Zeit hätten die Männer sich es zur Ehre gerechnet, ihre Frauen dem Souverän zu überlassen". Auf die Bemerkung des Grafen, daß der Kurfürst von Sachsen nicht sein Souverän sei, rieth man ihm, um diesem Bedenken abzuhelfen, in sächsische Dienste zu treten, und wirklich beging der Graf die Selbstentwürdigung, sich bei dem Kurfürsten anzubieten. Dieser schloß einen Vertrag mit ihm, wonach der Graf seine Frau öffentlich und förmlich wieder zu Ehren annehmen, nie gegen sie das Geschehene erwähnen, sie nie wieder anrühren, sie nach ihrer Neigung auf Reisen schicken, endlich alle die Kinder, welche sie noch bekommen würde, als die seinen anerkennen, sie Namen und Wappen der d'Esterle führen lassen sollte. Dafür erhielt der Graf ein Jahresgehalt von 20,000 Gulden und den Titel als Oberhofmarschall*)!

Keine bessere Rolle spielte jener Graf Hoym, der sich durch eine Wette verleiten ließ, seine schöne Gemahlin (die spätere Gräfin Cosel) an den Hof August's des Starken zu bringen. Die Gräfin, nachdem sie die Liebeserklärung des Kurfürsten empfangen und sich von dem verliebten Monarchen eine jährliche Pension von 100,000 Thalern nebst dem Versprechen, nach dem Tode der Königin zum Range der wirklichen Gemahlin erhoben zu werden, ausbedungen hatte, begab sich zu ihrem Manne und überraschte diesen durch folgende entschiedene Anrede: „Der König liebt mich, und ich verhehle Ihnen nicht, daß ich entschlossen bin, die Ehre, die er mir erweist, anzunehmen. Damit Sie sich nicht beklagen können, biete ich Ihnen eine Scheidung an, welche Ihre Ehre sicherstellt. Bei Annahme dieses Anerbietens können Sie meiner Freundschaft versichert sein; Ihr Widerstand würde meinen Entschluß nicht ändern, aber niemals würde ich Ihnen vergessen, daß Sie meinem Glücke sich widersetzt hätten". Der Graf, der seine Frau wirklich liebte und, wie es scheint, auch durch dieses offene Geständniß nicht von seiner Leidenschaft geheilt war, wollte anfangs durchaus nicht darauf eingehen; da er jedoch die Gräfin zu allem entschlossen sah, machte er gute Miene zum bösen Spiel und verließ auf einige Zeit den Hof**).

Eine andere Mätresse August's des Starken, die Gräfin Dönhoff,

---

*) La Saxe galante, S. 227; Vehse a. a. O. 32. Bd. S. 128.

**) La Saxe galante, S. 278.

ward von ihren Verwandten förmlich zu dem Zwecke nach Warschau entboten, um den König in sie verliebt zu machen. Der Plan gelang, und als der Gemahl der Gräfin, von dem Geschehenen unterrichtet, ihr befahl, zu ihm zurückzukommen, antwortete ihm die Schwiegermutter: „wenn es ihm nicht anstehe, daß seine Gemahlin die Mätresse des Königs sei, möge er sich scheiden lassen" *).

Die adeligen Mütter jener Zeit scheinen überhaupt das Geschäftemachen in diesem Punkte besonders gut verstanden zu haben. August, der Held unerschöpflicher Romane, verliebte sich auch einmal in ein Fräulein von Dieskau und wandte sich (vielleicht weil das Mädchen selbst „zu unschuldig" war) mit seinen Wünschen an die Fürsprache der Mutter. Diese bezeigte sich „sehr geehrt von dem Vertrauen des Königs", versicherte: „ihre Tochter sei glücklich, von einem so großen Monarchen geliebt zu werden", und machte sich anheischig, dafür zu sorgen, „daß dieselbe den Gefühlen Sr. Majestät entspreche", verlangte aber zugleich eine ansehnliche Summe als Mitgift für ihre Tochter, welche August auch ohne Weiteres zugestand und auszahlen ließ. Ein großes Hoffest wurde veranstaltet, dessen Königin das Mädchen sein sollte. An dem bestimmten Tage ward dieses von der eigenen Mutter feierlich, wie zur Hochzeit, geschmückt und in der Rolle, die es zu spielen habe, unterwiesen! Jene andere Mutter, welche ihre Tochter schalt, daß sie nicht entgegenkommend genug gegen den König gewesen sei und sich so um das Glück, seine Geliebte zu werden, gebracht habe, war keine Geringere, als eine Fürstin von Hohenzollern, also eine Dame aus dem höchsten reichsunmittelbaren Adel Deutschlands! Die Gerechtigkeit verpflichtet uns, zu sagen, daß es auch Ausnahmen von dieser unter dem Adel weitverbreiteten Ehrlosigkeit gab. Die Prinzessin von Dessau, welcher der König den Vorzug vor der Prinzessin von Hohenzollern gegeben hatte, erwiderte ihm auf seine Anträge: „Sie sei sich ihrer Geburt zu wohl bewußt, um die Mätresse eines Fürsten zu sein", und zu der Fürstin von Teschen, der damaligen erklärten Geliebten des Königs, welche sich über diese neue Bekanntschaft beunruhigte, sagte sie: „Beruhigen Sie sich, Madame, wenn auch der König mir Liebeserklärungen macht; nicht alle Fürstinnen gleichen Ihnen" **). Diese Worte, welche

---

*) La Saxe galante, S. 368, 383.

**) Ebenda S. 267 ff.

uns heut als der natürliche Ausdruck nicht etwa eines besonders adeligen, sondern eines ganz gewöhnlichen sittlichen Bewußtseins erscheinen, haben gewiß damals in den adligen Cirkeln manches mitleidige Achselzucken und manchen frivolen Spott über so unweltmännische Gesinnungen erregt.

Das Glück, dem Fürsten einen Günstling oder eine Mätresse geliefert zu haben, war für viele adelige Familien eine Quelle des Reichthums, des Einflusses und der Macht. In Sachsen gab es, nach dem Berichte eines Zeitgenossen*), keine adelige Familie von bedeutenderem Vermögen, die nicht den Ursprung ihres Reichthums auf einen Minister oder eine Favoritin zurückführte. Personen vom höchsten Adel ließen sich zu Diensten herbei, welche weder ihrem Stande noch ihrer Stellung wohl anstanden, nahmen dafür aus der Hand des Gebieters förmliche Douceurs, gleich Bedienten, in Empfang und bezeigten ihre Erkenntlichkeit dafür auch auf wahrhaft bedientenhafte Weise. Bei jener Wette wegen der Gräfin Hoym erhielt der Prinz von Fürstenberg vom Könige den Preis der Wette, die er dem Grafen ausgezahlt, verzehnfacht zurück. Der Prinz nahm dies Geschenk höchst vergnügt an, küßte dem Könige die Hand und dankte ihm demüthig für seine Güte. Wir müssen hinzusetzen, daß dieser Prinz einer der höchsten Beamten des Staates und jedesmal während der Abwesenheit des Königs in Polen Statthalter von Sachsen war.

Specielle Charakteristik der Sitten des sächsischen, brandenburgischen, würtembergischen, österreichischen Adels.

Der sächsische Adel scheint zu Anfange des vorigen Jahrhunderts einer der verderbtesten in ganz Deutschland gewesen zu sein. So übel berüchtigt waren die Töchter des sächsischen Adels wegen ihrer lockeren Grundsätze in der Liebe und wegen ihrer verschwenderischen Gewohnheiten, daß Graf Hoym seine Gemahlin von auswärts, aus Holstein, holte, freilich, wie wir gesehen, mit keinem besseren Erfolge. Für weniger galant, als die Sächsinnen, galten die Damen am Hofe von Berlin; doch scheint es ihnen weniger an Neigung, als an Geschick oder natürlichen Gaben zu Liebesintriguen gefehlt zu haben, wie wenigstens das Beispiel der Gräfin Wartenberg beweist, die August dem Starken sehr unzweideutige, jedoch fruchtlose Beweise ihrer Liebe gab**). In Wien waren

*) „Vertrauliche Briefe über Leben und Charakter des Grafen Brühl", bei Vehse a. a. O. 32. Bd. S. 8.

**) La Saxe galante, S. 358.

unter den höheren Ständen von jeher ziemlich lockere Grundsätze herrschend gewesen. Schon Aeneas Sylvius, welcher Wien zu Anfange des 16. Jahrhunderts besuchte, sagte, keine Frau sei dort ihrem Manne treu. Dieses hatte sich im Laufe zweier Jahrhunderte nicht geändert. Lady Montague fand bei ihrem Aufenthalte in Wien (1717) die allgemeine Sitte herrschend, daß jede vornehme Dame neben ihrem Gemahle einen Liebhaber besaß. Es gehörte zum guten Ton und galt als ein Ehrenpunkt, von diesem letzteren, wenn er das Verhältniß löste, eine hohe Pension zu beziehen. Diese Verhältnisse (die übrigens gewöhnlich ziemlich lange bestanden, indem die vornehmen Frauen Wiens, wie es scheint, ihren Liebhabern treuer waren, als ihren Männern) wurden von den Damen selbst ganz unbefangen und offen eingestanden, und die Männer („die gutherzigsten Leute in der ganzen Welt", wie Lady Montague sich ausdrückt) „betrachteten die Liebhaber ihrer Frauen mit denselben Augen, wie andere Männer ihre Bevollmächtigten betrachten, welche den mühsamen Theil ihres Geschäfts ihnen aus der Hand nehmen". Natürlich entschädigten sie sich für diese Duldsamkeit dadurch, daß sie ihrerseits dieselbe Rolle von Nebenmännern bei anderen Frauen übernahmen. Es galt für eine angenommene Sache, daß jede Dame von Stande zwei Männer habe, „einen, der den Namen trug, und einen andern, der die Pflichten des Ehemanns erfüllte", und man würde es für eine schwere Beleidigung gehalten haben, wenn Jemand eine vornehme Frau zum Diner eingeladen hätte, ohne zugleich ihre beiden Cavaliere, Liebhaber und Mann, miteinzuladen, zwischen denen beiden die Dame dann, wie die Engländerin sagt, „mit großer Ernsthaftigkeit ihren Sitz nahm". Dagegen hätte es für eine unverzeihliche Koketterie gegolten, wenn eine Frau zwei Liebhaber auf einmal hätte haben wollen*). Wiederum fünfzig Jahre später (1765) waren, trotz der sittenstrengen Regierung Maria Theresia's, die schon fast ein volles Vierteljahrhundert gedauert hatte, die Sitten der vornehmen Welt in Wien im Wesentlichen noch immer dieselben. Sonnenfels, der damals seinen „Vertrauten" schrieb, sagt darüber: „Jede artige Frau hat ihre „Einsamkeit" (boudoir), wo ein Gemahl von Lebensart nie eindringt und nur der Liebhaber „vom Tage" (du jour) sie zu stören Erlaubniß hat**)". Eine große Sitten-

*) „Letters of Lady Montague", 1. Bd. S. 47 ff.

**) „Sonnenfels' Werke", 1. Bd.

losigkeit herrschte auch unter dem Hofadel beiderlei Geschlechts in Ludwigsburg. Der Dichter Schubart erzählt von sehr fühlbaren Erfahrungen, die er in diesem Punkte im Verkehr mit seinen adeligen Clavierschülerinnen gemacht habe*).

Hohes Spiel und Verschwendungssucht des Adels.

Neben den Ausschweifungen der Liebe war es die Leidenschaft des hohen Spiels, welche den Adel in seiner Mehrzahl beherrschte. In den adeligen Cirkeln Wiens galt hohes Spiel als eine Eigenschaft, welche selbst den Makel eines nicht ganz probehaltigen Stammbaumes verdeckte**). Die meisten Hofcirkel, Bälle und Gesellschaften des Adels begannen oder endeten mit Glücksspielen, an welchen Herren und Damen theilnahmen und wobei oft ungeheure Summen in Umlauf waren***). Selbst die geistlichen Höfe machten davon nicht immer eine Ausnahme. Casanova sah auf dem kurfürstlichen Balle in Bonn Damen und Herren Pharo spielen mit einem durchschnittlichen Einsatz von zehn bis zwölf Ducaten. Die Bank, welche er sprengte, enthielt sechshundert Ducaten†).

Beispiele von Ehrlosigkeit und Gesetzesverachtung unter dem Adel.

Bei diesem lockern Leben, welches der größere Theil des Adels, besonders in den Residenzen, führte, der maßlosen Verschwendungssucht, welcher er sich ergab, und der leidenschaftlichen Jagd nach rascher Wiederersetzung der Mittel, die er in einem oft weit über sein Vermögen gehenden Aufwande erschöpfte, mußten wol nicht blos jene strengeren Begriffe von Ehre, mit denen gerade dieser Stand sich so gern brüstete, sondern selber die gewöhnlichsten Grundsätze der Moral und des Anstandes dem Leichtsinn und der Genußsucht weichen. Casanova hat uns davon aus den Erfahrungen, die er auf seinen Abenteurerzügen gemacht, einige Beispiele berichtet, die einen tiefen Schlagschatten auf die sittlichen Zustände der damaligen vornehmen Gesellschaftskreise werfen. In Stuttgart, wohin er im Jahre 1760 kam, ward er von drei Offizieren von vornehmer Geburt, mit denen er bekannt geworden, in ein verrufenes Haus geführt, dort zum

---

*) Strauß, „Schubart's Leben", 1. Bd. S. 150.

**) Keyßler, „Reisen", S. 1214.

***) Keyßler a. a. O. erzählt, daß manche vornehme Damen zu Wien in einem Winter 20,000 Fl. verloren hätten, und ein anderer zeitgenössischer Schriftsteller, den Förster („Höfe und Cabinette Europas", 2. Bd. S. 92) anführt, spricht gar von 20—30,000 Fl., die in einer Woche von einer Person verspielt worden seien.

†) Casanova's „Memoiren", 5. Bd. S. 488.

hohen Spiele verleitet und bei halber Besinnungslosigkeit (man hatte ihn mit verfälschten Weinen betrunken gemacht) dahin gebracht, daß er nicht nur seine ganze Baarschaft, sondern auch noch eine große Summe auf Credit, im Ganzen viertausend Louisd'or, an sie verspielte. Dann überließ man ihn seinem Schicksal. Aus seinem Rausche erwacht, fand sich Casanova auch noch aller seiner Pretiosen, Uhren, Dosen rc. beraubt. Da er nicht Lust hatte, die ihm auf so niedrige Weise abgeschwindelten Verschreibungen zu bezahlen, suchte er ein Asyl im Hause des österreichischen Gesandten. Seine adligen Plünderer hatten wirklich die Frechheit, auf ihrer Forderung zu bestehen, sie gewannen sogar den Herzog für sich, der den Gesandten bitten ließ, Casanova aus seinem Hause zu entlassen, „damit die Gerechtigkeit freie Hand habe; es sollte ihm strenges Recht zu Theil werden". Casanova, dem der Gesandte dies mittheilte, verließ, um denselben nicht in Verlegenheit zu setzen, sein Asyl, erhielt aber in seiner neuen Wohnung sogleich Stubenarrest und eine Wache vor die Thür. Und nun beginnt eine Scene unbeschreiblicher Ehrlosigkeit. Die Offiziere kommen einzeln, einer nach dem andern, zu ihm; jeder sucht ihn zu bereden, ihm hinter dem Rücken seiner Kameraden das Geld zu geben, und verspricht dagegen, ihn alsdann aus der Verlegenheit zu ziehen. Da Casanova darauf nicht eingeht, feilscht man mit ihm um die Summe; der eine will mit vier-, der andere mit dreihundert Louisd'or zufrieden sein. An die versprochene Gerechtigkeit war nicht zu denken. Der Herzog hatte geäußert, sich nicht in die Sache mischen zu wollen, und der österreichische Gesandte, bei dem sich Casanova wieder Raths erholte, sprach gegen ihn die Befürchtung aus, daß diese Nichteinmischung des Herzogs für die Gerichte ein Wink sein werde, ihm kein Recht gegen die Herren vom Adel zu verschaffen. Ein Rechtskundiger, den er darum befragte, bestätigte diese Befürchtung. „Die Sentenz des Polizeirichters", sagte derselbe, „wird summarisch sein, denn als Fremder können Sie nicht verlangen, Ihre Sache auf den gewöhnlichen Weg der Chicane gebracht zu sehen. Man wird Ihre Effecten versteigern, und, wenn das daraus gelöste Geld nicht zur Zahlung Ihrer Schuld und der Gerichtskosten ausreicht, Sie unter die Soldaten stecken." Casanova ersparte der herzoglichen Justiz diesen letzten Beweis ihrer Gerechtigkeitsliebe, indem er sich seinem Arreste durch die Flucht entzog *).

*) Casanova's „Memoiren", 6. Bd. S. 12.

Wenn der Adel sich dergleichen Ehrlosigkeiten gegen einen erlaubte, den er als seinesgleichen ansah, so kann man sich denken, mit welcher Rücksichtslosigkeit er Leute ohne Geburt behandelte, wenn sie das Unglück hatten, mit ihm in Beziehungen ähnlicher Art zu kommen. Ein sächsischer Adliger beredete mehrere Schweizer Capitalisten, welche ihr Geld in sächsischen Steuercassenscheinen angelegt hatten, dasselbe darin zu belassen, obgleich er von dem bevorstehenden Bankerott der Steuercasse wußte, und erwarb sich durch dieses Meisterstück einer noblen Handlungsweise den Kammerherrnschlüssel *). Sonnenfels in Wien fand nöthig, als einen hauptsächlichen Zweck seiner freimüthigen Wochenschriften den hinzustellen, „das Bewußtsein des Bürgers und Handwerkers gegenüber den Vornehmen zu heben"; aber wie wenig ihm dies gelungen, bezeugt eine, fast dreißig Jahre später ebendort erschienene Schrift „Von der Obliegenheit des Landesregenten und der Landstände, den Druck des gemeinen Mannes zu erleichtern. Wien, 1791", welche von dem Verfahren des Adels gegen die bürgerlichen Klassen ein sehr unerfreuliches Bild entwirft. „Wenn ein angesehener Herr verlangt", heißt es darin, „daß ein Bürger ihm Geld oder Waaren borge, so darf es der gemeine Unterthan kaum abschlagen. Verlangt dieser nachher von jenem die Bezahlung, so hält es schwer, solche zu erlangen; selbst die Richter getrauen sich oft nicht, das, was die Rechte vorschreiben, zu bewerkstelligen. Wird ein gemeiner Mann von einem Angehörigen der Mächtigen gemißhandelt, so scheint die Justiz gleichsam nicht einheimisch zu sein."

Bei einer solchen Mißachtung bürgerlicher Gesetze und bürgerlicher Sitten von Seiten eines großen Theils des Adels und bei dem Vorherrschen einer Denkungsart in diesem Stande, die alles für erlaubt hielt, was nur mit einem Scheine äußern Anstandes oder einem Anstrich feiner Manieren geschah, kann es nicht Wunder nehmen, wenn einzelne Mitglieder des Adels, selbst aus den berühmtesten Familien, geradezu der öffentlichen Schande verfielen, andere wenigstens einem abenteuernden Leben von sehr zweideutiger Ehrenhaftigkeit sich ergaben. Ein ab-

*) Aus dem Tagebuch eines Hofmeisters in einem adligen Hause zu Dresden (handschriftlich auf der Gött. Un.-Bibl. 4 Hefte, 8.), 1. Heft. Ebendort heißt es: „Der Credit des Adels ist sehr gefallen. Man kann keinem rathen, sein Geld dem Adel zu geben". Daß der Bürgerstand leider in dieser Unsolidität dem Adel nachahmte, werden wir später sehen.

schreckendes Beispiel jener erstern Art war der Neffe des berühmten preußischen Feldmarschalls Schwerin. Nachdem dieser junge Herr ein Vermögen von sechszehntausend Thalern Renten im Spiele und auf andere Weise durchgebracht hatte, durchzog er die Hauptstädte Europas, indem er, wie Casanova erzählt, der ihm auf seinen Reisen begegnete, mit Betrügen, Stehlen, Flüchtigwerden und der Anfertigung falscher Wechsel sich fortzuhelfen suchte. Nach andern Berichten hätte er ein blutgetränktes Hemd oder Ordensband seines großen Oheims für Geld sehen lassen. Friedrich II., um die Ehre der Familie zu retten, bezahlte die falschen Wechsel, wegen deren ihm der Proceß gemacht werden sollte, setzte ihn aber auf Zeitlebens nach Spandau*).

Adlige Abenteurer und Glücksritter.

Wie es früher fahrende Ritter gegeben hatte, die sich durchs Leben schlugen, indem sie ihren tapfern Arm und ihr gutes Schwert jedem anboten, der davon Gebrauch machen wollte, so finden wir im vorigen Jahrhundert eine, wie es scheint, ziemlich zahlreiche Klasse von Glücksrittern aus dem Adelstande, welche an den Höfen umherzieht und durch ihre galanten Manieren, ein wenig Witz und viel Keckheit ihr Glück zu machen sucht. Ein solcher Glücksritter mußte natürlich die neuesten Moden von Paris oder Venedig in Tracht, Sprache und geselligen Umgangsformen völlig inne haben, er mußte hoch zu spielen, einen Ehrenhandel mit Anstand durchzuführen und galante Abenteuer mit Kühnheit anzuknüpfen wissen. Gewöhnlich brachte er von den Löwen des Versailler Hofes Empfehlungsbriefe an Personen von gesellschaftlich hervorragender Stellung an den verschiedenen deutschen Höfen, auch wol an die Fürsten selbst mit, und er konnte fast immer sicher sein, auf Grund dieser Empfehlungen erst bei einem, dann, wenn sein Ruf einmal gegründet und er in die Mode gekommen war, auch bei allen übrigen Höfen zuvorkommende Aufnahme, Artigkeiten aller Art und zuletzt irgendwo eine feste Anstellung zu finden. Einer der bekanntesten dieser adligen Glücksritter ist der Freiherr von Pöllnitz, dem wir, als Verfasser der vielgelesenen Memoiren, der Saxe galante und anderer ähnlicher Schriften, mancherlei schätzbares Material zur Sittengeschichte der vornehmen Kreise jener Zeit verdanken. Die Art, wie er diese schildert, die Naivetät, womit er die Ausschweifungen, die Frivolität, den gänzlichen Mangel an sittlichen Grundsätzen und an

*) Casanova, „Memoiren", 10. Bd. S. 273. Barthold, „Geschichtl. Charaktere aus C.'s Memoiren", 2. Bd.

höheren geistigen Interessen in diesen Schichten der Gesellschaft als etwas gleichsam sich von selbst Verstehendes zeichnet, ist ebenso charakteristisch und für das Verständniß jener Zeit lehrreich, wie dasjenige selbst, was er darüber mittheilt. Ueberall sehen wir ihn gut aufgenommen, überall scheint er durch seine gesellschaftlichen Talente, seinen Witz und seine französischen Manieren Glück zu machen. Er ist mehrere Tage lang der Gast des Landgrafen von Hanau in dessen Schlosse, er wird an den Bischofssitzen von Bamberg, Würzburg und Fulda, ebenso wie bei dem Kurfürsten von der Pfalz, durch tägliche Einladungen zur Tafel geehrt und wie eine Person von besonderer Distinction hervorgezogen. Und doch war er nichts als ein Abenteurer, der, ohne bestimmtes Lebensziel, ohne solide Kenntnisse, nach Durchbringung seines Vermögens unstät umherzog, mehrmals um seines Vortheils willen seine Religion wechselte und froh sein mußte, erst als Vorleser Friedrich's des Großen und zuletzt als Theaterdirector ein Unterkommen zu finden *).

Noch zahlreicher und gewöhnlich auch höher angesehen waren ausländische Abenteurer dieser Art. Die Residenzstädte und die Badeorte (neben jenen die Sammelplätze der vornehmen Welt), wie Aachen, Spaa u. s. w., wimmelten von solchen Leuten **). Die Bewunderung, die man in den eleganten Kreisen Deutschlands für alles Ausländische hegte, machte diese fremden Abenteurer von vornherein zum Gegenstande einer ganz besondern Aufmerksamkeit, und wenn sie überdies aus ihrer Heimath irgend eine neue Mode, ein neues Schönheitsmittel, wol gar das Geheimniß eines Elixirs zur Verlängerung des Lebens oder einer Tinctur zur Verwandlung unedler Metalle in edle mitbrachten, so konnten sie versichert sein, überall mit offenen Armen empfangen zu werden und als die Löwen der guten Gesellschaft eine vielbeneidete Rolle zu spielen. Von diesen fremden Abenteurern ist keiner berühmter geworden, als jener Casanova von Seingalt, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Europa durchzog. Ohne irgend ein anderes Verdienst, als den Ruf, welchen er sich durch einen lockern Lebenswandel ohne Beispiel, durch seine harte Gefangenschaft unter den Bleidächern von Venedig und sein wunderbares Entkommen daraus erworben hatte,

---

*) Als Friedrich der Große ihn in der erstern Eigenschaft, einer Indiscretion wegen, abgedankt hatte, schrieb er an seinen Gesandten zu Paris: Envoyez moi un autre perroquet! („Tagebuch", 1. Heft.)

**) Barthold a. a. O. 2. Bd. S. 204.

ward er am französischen und an verschiedenen deutschen Höfen, die er bereiste, mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen und mit einer auszeichnenden Aufmerksamkeit behandelt. Der erste Hof, den er in Deutschland besuchte, war der des Kurfürsten von Köln zu Bonn. Schon in Köln erregte er im Theater die Aufmerksamkeit der jungen Offiziere durch den ungewöhnlich feinen Geruch seiner Pomade. Sie drängten sich an ihn, suchten seine Bekanntschaft zu machen und waren glücklich, von ihm das Recept dieses wundervollen Parfüms zu erhalten. Auf einem Maskenball, den der Kurfürst in seinem Schlosse Brühl bei Köln gab, fand sich Casanova uneingeladen ein, spielte hoch und glücklich und zog dadurch die Aufmerksamkeit des Kurfürsten auf sich. Der Bankhalter, Graf Verita, dem er die Bank gesprengt, kam zu ihm und redete ihn in der schmeichelhaftesten Weise an: „Der Kurfürst weiß alles und wird Sie zu Ihrer Strafe morgen nicht reisen lassen". „„Also werde ich Arrest erhalten."" „Wahrscheinlich, wenn Sie ausschlagen sollten, an der Tafel des Kurfürsten zu speisen." Am andern Morgen ward Casanova dem Kurfürsten vorgestellt; er erkannte den hochwürdigsten Herrn nicht sogleich, weil er ihn in geistlicher Kleidung vermuthete, allein der Kurfürst zog ihn alsbald aus der Verlegenheit, indem er ihm „in unreinem Venetianisch" sagte, daß er als Großmeister des Deutschen Ordens gekleidet sei. Als Casanova ihm die Hand küssen wollte, zog er sie zurück, drückte ihm die seinige und kam sogleich auf sein Abenteuer in Venedig und seine Flucht zu sprechen. Er sei gerade während dieser Zeit in Venedig gewesen und wisse, welches große Aufsehen seine That gemacht habe. Sein Neffe, der Kurfürst von Baiern, habe ihm erzählt, daß Casanova auf seiner Flucht München berührt; wäre Casanova statt dessen nach Köln gekommen, so würde er ihn nicht fortgelassen haben. „Ich rechne darauf", damit verließ ihn der Kurfürst, „daß Sie mir nach der Tafel Ihre Flucht erzählen und Abends einer kleinen Maskerade beiwohnen, wo wir lachen wollen." „Ueber Tisch", so erzählt Casanova weiter, „sprach der Kurfürst jedesmal venetianisch mit mir und sagte mir die verbindlichsten Dinge." Am folgenden Tage stellte er ihm die Salons in seinem Schlosse zu Brühl zur Verfügung, wo Casanova den Herren und Damen von Köln, welche mit ihm auf dem Maskenball in Bonn gewesen, ein luxuriöses Frühstück gab, welches 200 Ducaten kostete, „gerade so viel, wie dasjenige, welches kurz vorher ein Herzog von

Zweibrücken daselbst einer Gesellschaft gegeben hatte". Bei der Verabschiedung vom Kurfürsten erhielt Casanova von diesem eine kostbare Dose geschenkt, auf deren Deckel sich inwendig das Portrait des Kurfürsten in der geistlichen Ordenstracht befand, worin er Casanova empfangen.

Eine ähnliche schmeichelhafte Huldigung sah Casanova seinem europäischen Rufe an dem Hofe des Herzogs Carl Eugen von Würtemberg gezollt. Eben erst in Stuttgart angekommen, wohnte er einer Oper im Theater bei und klatschte einem Castraten, dessen schöne Stimme und Kunstfertigkeit ihm gefiel, Beifall zu. Ein Offizier kam zu ihm und deutete ihm an, daß, wenn der Herzog im Theater sei, man nicht klatschen dürfe. Casanova, mit dem kecken Wesen des routinirten Mannes von Welt, erwidert: „Sehr wohl, so werde ich nur dann kommen, wenn der Herzog nicht da ist, denn, wenn mir eine Arie gefällt, so kann ich mich nicht enthalten, zu klatschen". Der Offizier überbringt diese Antwort nebst dem Namen des Fremden dem Herzog und kehrt alsbald zu Casanova zurück, um diesen zu Seiner Durchlaucht zu bescheiden. „Sie sind Herr Casanova?" redet der Herzog ihn an, und auf Casanova's Bejahung fragt er weiter: „Werden Sie lange bei uns verweilen?" „„Acht Tage"", entgegnet Casanova, „„wenn Eure Durchlaucht es erlauben."" „So lange es Ihnen gefällt, und es sei Ihnen auch erlaubt, zu klatschen." „Bei der folgenden Arie" — fährt Casanova fort — „klatschte der Herzog selbst, und alle Welt folgte dem Beispiel; da mir aber die Arie nicht gefiel, klatschte ich nicht."

So machten damals deutsche Fürsten sammt der ganzen sogenannten „guten Gesellschaft" fremden Abenteurern von der oberflächlichsten Bildung und dem zweideutigsten Rufe den Hof, während sie einheimisches Verdienst mit dem Rücken ansahen oder gar mit Füßen traten. Ein Fürst der Kirche empfängt und entläßt mit den ausgesuchtesten Schmeicheleien einen Menschen, dem der Ruf des frivolsten Wüstlings seiner Zeit vorausging und der sich mit diesem Rufe brüstete! Und ein Herzog von Würtemberg opfert eben diesem fremden Abenteurer nicht blos die sonst so streng aufrechterhaltene Etikette seines Theaters, sondern klatscht selbst ihm zu Gefallen und nimmt es ruhig hin, daß jener, durch solche Zuvorkommenheit übermüthig gemacht, sich herausnimmt, des Herzogs Geschmack zu corrigiren! Das ist derselbe Herzog, welcher einen Schubart einkerkerte und einen Schiller zur Flucht aus seinem

Lande zwang, weil sich der freie Geist dieser Männer seinem despotischen Walten nicht fügen wollte!

Die geistige Bildung des deutschen Adels in der damaligen Zeit.

Wir können diese Betrachtungen über den deutschen Adel in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht schließen, ohne einige Worte über den geistigen Bildungsstand desselben hinzuzufügen.

In Frankreich und England hatte sich der Adel, welches auch sonst sein Verhältniß zu den andern Klassen sein mochte, wenigstens an der Spitze der nationalen Bildung erhalten. Die Namen eines Montaigne und Fénélon, eines Herbert und A. Sydney, eines Bolingbroke, Shaftesbury und Chesterfield und noch viele andre Namen von aristokratischem Klange glänzen in den ersten Reihen der Schriftsteller, welche in jenen Ländern eine neue Epoche der Literatur, des Geschmacks, der philosophischen und socialen Ideen herbeiführten, oder sind wenigstens mit dem Rufe aufrichtiger Gönner und Beschützer der Künste und Wissenschaften geschmückt.

Der deutsche Adel war, seiner großen Mehrzahl nach, so weit entfernt, dieses Beispiel nachzuahmen, daß er nicht einmal Sinn und Verständniß für ernstere Studien verrieth, geschweige daß er sich an die Spitze der geistigen Bewegung gestellt hätte. Einzelne rühmliche Ausnahmen gab es freilich, und wir beeilen uns um so mehr, diesen Ausnahmen durch anerkennende Erwähnung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, je mehr dieselben durch ihre Seltenheit aus der aller höheren Bildung abgewandten Masse ihrer Standesgenossen jener Zeit hervorleuchten. Der Graf von Tschirnhausen bereicherte nicht nur selbst durch werthvolle Erfindungen und Entdeckungen die mathematischen und die Naturwissenschaften, sondern leistete ihnen auch indirect Vorschub durch die Anstalten, die er mit Hilfe seiner reichen Mittel ins Leben rief. Dem gelehrten Verfasser des „Fürstenstaats“, H. V. von Seckendorff, stellt sich würdig zur Seite der gründliche Bearbeiter der „Deutschen Kaiser- und Reichshistorie“, der Sammler wissenschaftlicher Bücherschätze, der Gönner Winckelmann's, H. von Bünau-Dahlen. Der Baron von Boyneburg, der zuerst Leibnitzens Genie in größere Bahnen wies, war selbst mit ernsten philosophischen und theologischen Fragen beschäftigt. In dem Grafen von Manteuffel lernen wir einen ebenso eifrigen wie einsichtsvollen Anhänger und Verbreiter der Wolffschen Philosophie und in dem Freiherrn von Münchhausen den hochgebildeten

Stifter und Pfleger der jungen Universität Göttingen kennen. Auf dem Gebiete der Dichtkunst machten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts adlige Namen — ein Logau, Hoffmannswaldau, Ziegler und Klipphausen — bürgerlichen den Rang streitig, und die Hofpoesie zu Anfang des 18. Jahrhunderts war fast gänzlich in den Händen adliger oder doch geadelter Dichter. Aber alle diese Beispiele (denen sich vielleicht noch einige andere, minder bekannte anreihen ließen) *) haben doch nur die Bedeutung lobenswerther Ausnahmen und können die Thatsache nicht umstoßen, daß im Allgemeinen der deutsche Adel von der Mitte des 17. bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts in wirklicher Bildung und wissenschaftlichem Streben nicht nur hinter den bürgerlichen Klassen in Deutschland, sondern auch hinter seinen eigenen Standesgenossen in anderen Ländern zurückstand. Von dem Landadel ist hier kaum zu sprechen; ihn schildern zeitgenössische Quellen selbst noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts **) als größtentheils roh und ungeschlacht in seinen Manieren, im gewöhnlichen Leben unflätig in seinen Ausdrücken, mit Verwaltern und Jägern um die Wette fluchend und schimpfend, trinkend und spielend, kaum in den Elementen des Wissens nothdürftig unterrichtet, dennoch bisweilen komische Anstrengungen machend, mit ein paar aufgeschnappten französischen Brocken und ein paar mühsam eingelernten steifen Complimenten moderne Bildung zu heucheln. Aber auch der Residenzadel brachte es über eine oberflächliche Scheinbildung selten hinaus. In einer satirischen Schrift ***) aus dem ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts begegnen wir einer Schilderung von der Erziehung der Kinder in den adligen Häusern, welche wir für übertrieben zu halten kaum berechtigt sein dürften angesichts der geringen Ansprüche, welche selbst an die fürstliche Jugend die damalige Zeit in Bezug auf Bildung stellte †). Schon von frühester Kindheit an mußten die jungen adligen Herrchen in jeder

---

*) Vgl. Büsching's Lebensbeschreibungen der Herren von Geusau und von Nüßler, des Herrn von Uffenbach „Reise durch Niedersachsen" u. A.

**) Vgl. die Romane „Siegfried von Lindenberg", und „Siegwart, eine Klostergeschichte", ferner die „Erinnerungen aus dem äußern Leben" von E. M. Arndt, 1. Bd. S. 17 ff. „Das sich selbst nicht kennende Sachsen", in Moser's „Patr. Archiv", S. 277, u. A. m.

***) Genealogia Nisibitarum (1716).

†) S. oben, am Schluß des 3. Abschnittes.

Gesellschaft ihren „serviteur“ machen, wie Papageien schwatzen und den Damen Galanterien sagen, ohne zu wissen, was die „amoureusen“ Worte zu bedeuten hatten, welche die gnädige Mama ihnen auf die Zunge legte. Eine ungraziöse Verbeugung ward härter bestraft, als eine Unart oder ein Verstoß gegen die Sittlichkeit. Man hielt die Kinder zeitiger zu Galanterien und zierlichen Redensarten an, als zum Beten, denn dieses, sagte man, mache „melancholische Lottfeigen“. Die kleinen adligen Gelbschnäbel fanden sich natürlich leicht in diese Art von Pädagogik. „Wir werden zu Staatskindern erzogen“, sagten sie, wenn ihnen eine ernstere Anstrengung zugemuthet werden sollte, „mit uns ists etwas anderes, als mit den Kindern der Canaille.“ Wollte der Hofmeister dagegen einreden, so ward er bedeutet: er verstehe das nicht, er sei auch „von gemeinerem Stoffe“ *).

Fast ein Menschenalter später finden wir diese Zustände ziemlich unverändert wieder. Es liegt uns das Tagebuch eines Hofmeisters in einer der ersten Adelsfamilien Sachsens aus dem Jahre 1744 vor, welches ein ziemlich getreues Bild von dem Adel Sachsens und der Nachbarländer aus jener Zeit enthält. Die Ansprüche an das Wissen der adligen Jugend waren zwar in Folge der allgemeinen Steigerung der Bildung einigermaßen gewachsen, aber sie waren noch immer sehr bescheiden, und nach wie vor ward ein größeres Gewicht auf äußere Tournüre und gesellschaftliche Formen gelegt, als auf gründliche Kenntnisse oder Tüchtigkeit des Charakters. Die häufigen Klagen jenes Hofmeisters über Störungen, welche sein Unterricht erfährt, bald durch einen vornehmen Besuch, dem seine adligen Zöglinge sich vorstellen und die Hand küssen müssen, bald durch allerhand fremdartige Dienstleistungen, für welche der gnädige Herr und die gnädige Frau ihn selbst in Anspruch nehmen, bezeugen, wie oberflächlich man in diesen Kreisen das wichtige Erziehungsgeschäft behandelte, wie gering man den Lehrer seiner Kinder taxirte und wie demüthig dieser selbst in der Regel seine Stellung auffaßte. Der studirte Hofmeister mußte den Einfluß auf seine Zöglinge nicht selten mit dem französischen Kammerdiener, Friseur oder Tanzmeister theilen und in Collisionsfällen diesen das Feld räumen. Ernstes Studium galt für bürgerliche Pedanterie, und wichtiger, als alles Wissen, schien für einen jungen Mann von Adel dasjenige, was

*) Genealogia Nisibitarum, S. 91.

nach den herrschenden Zeitbegriffen den vollendeten Cavalier ausmachte, d. h. Gewandtheit in der Erledigung eines Ehrenhandels, die Kunst des Umganges mit Frauen und eine gewisse Fertigkeit in allen gangbaren Glücksspielen, um nicht in der Gesellschaft den Kürzern zu ziehen und ausgelacht zu werden*). Wozu auch sich den Kopf mit Kenntnissen anfüllen, welche am Hofe — dem Endziel aller Wünsche der adligen Jugend — nichts galten im Vergleich zu einschmeichelndem Betragen und einem genauen Studium der Persönlichkeit des Fürsten und seiner Umgebungen?**) So darf es nicht Wunder nehmen, wenn, nach dem Zeugnisse unseres Gewährsmannes, „von tausend Cavalieren kaum einer es in den Wissenschaften zu etwas brachte***)". Einmal in die Hofkreise eingetreten, hatte der junge Cavalier natürlich noch viel weniger Zeit und Veranlassung zu ernsten Beschäftigungen. Die regelmäßige Lectüre des Mercure galant, um über die neuesten Vorgänge an den verschiedenen Höfen wohl unterrichtet zu sein, das Studium der Ceremonialwissenschaft, welche bereits eine solche Ausdehnung erlangt hatte, daß die Schriften darüber ganze Bibliotheken anfüllten †), vielleicht, wenn es hoch kam, die flüchtige Durchsicht eines jener politischen Tractate, in denen die Verwandtschaftsgrade und die Erbfolgetitel der vornehmsten europäischen Familien oder die Vorrechte der kurfürstlichen vor den fürstlichen, der altfürstlichen vor den neufürstlichen Häusern in Deutschland discutirt wurden ††), — dies und das Lesen ausländischer Romane füllte die Mußestunden aus, welche dem adligen Hofmanne der Dienst beim Fürsten, die Theilnahme an den zahlreichen Hoffesten und die, nicht zu entbehrenden, galanten Abenteuer übrig ließen. Aus den adligen Bibliotheken verschwanden fast überall jene ernsteren wissen-

*) „Tagebuch", 1. Heft.

**) v. Rohr, „Klugheitslehre" (1719), räth den jungen Cavalieren (S. 276), sich, sobald sie an den Hof kämen, genau über alle Charaktere zu informiren: ob ein Minister durch seine Meriten, „was selten der Fall ist", oder deshalb zu seiner Stelle gekommen, weil er die Mätresse des Fürsten geheirathet oder dem Fürsten Geld vorgeschossen u. s. w.

***) „Tagebuch", 1. Heft.

†) Der Herr v. Besser besaß eine solche Bibliothek, welche ihm der Dresdner Hof für 10,000 Thlr. abkaufte. v. Rohr in der Vorrede zu seiner „Einleitung zur Ceremonialwissenschaft für Privatpersonen" (1730) sagt: die französischen Schriften über Cer.-W. seien in aller jungen Cavaliere Händen.

††) Thomasius, „Monatsgespräche", 2. Bd. S. 721.

schaftlichen und religiösen Schriften, welche man noch im 17. Jahrhundert darin antreffen konnte*), und machten der leichten Literatur des Auslandes, den Mémoires de Gilblas, einer französischen Uebersetzung des Boccaccio, dem Espion turc, dem „Homme de qualité“ und ähnlichen Sachen Platz**).

Gesellschaftliche Stellung des Adels zu den übrigen Klassen.

Je weniger aber der Adel in dieser Zeit an reellen Vorzügen des Geistes oder an Verdiensten um die Wissenschaft und das Gemeinwesen die bürgerlichen Klassen übertraf oder auch nur ihnen gleichkam, desto anmaßender erhob er sich über sie und desto schroffer behauptete er sein gesellschaftliches Vorrecht. Im Jahre 1682 trug die Ritterschaft in Sachsen darauf an, daß ihre Söhne von denen der Bürgerlichen auf den Fürstenschulen gänzlich abgesondert würden, nicht blos, weil jene andere Dinge zu lernen hätten, als diese, sondern auch, weil die adlige Jugend durch den gleichen Zwang in den Sitten, dem sie mit der bürgerlichen zusammen unterworfen sei, dergestalt schüchtern gemacht werde, daß ihr davon auch im spätern Leben beständig etwas anhänge***). Selber die Gemeinschaft gottesdienstlicher Handlungen zwischen Adligen und Nichtadligen fand man ehrenrührig und beanspruchte deshalb für die erstern das Recht der Taufen und Trauungen im eignen Hause: „denn es wäre doch disreputirlich, wenn ein vornehmes Kind mit demselben Wasser getauft würde, mit welchem gemeine Kinder getauft sind“ †). Bürgerlichem Verdienste sich unterzuordnen, hätte dem Adel unerträglich geschienen (vielmehr betrachtete er es als selbstverständlich, daß seine Mitglieder alle einträglichen und einflußreichen Stellen im Staate in Besitz nahmen, die Arbeit davon den bürgerlichen Subalternen überlassend), aber ohne Erröthen bückte er sich vor Emporkömmlingen von der niedrigsten Geburt und dem zweideutigsten Charakter, wenn die Gunst des Fürsten sie emporgehoben und geadelt hatte. Mit Bürgerlichen gesellig zu verkehren, galt den meisten Adligen für eine besondere Herablassung, manchen sogar für eine Selbsterniedrigung ††); aber dieselben Leute bedachten sich keinen Augenblick,

*) S. oben den 1. Abschnitt, S. 21, Note.

**) „Tagebuch“, 1. Heft.

***) Weiße, „Neueste Geschichte von Sachsen“, 1. Bd. S. 313.

†) Gen. Nisiß. S. 38, 92.

††) Auch hier erkennt man die Regel am besten aus den einzelnen Ausnahmen gegentheiliger Art. So finden wir es als das Anzeichen eines „besonders groß-

in ihre Kreise Abenteurer und Glücksritter der schlechtesten Sorte aufzunehmen, deren Stammbaum vielleicht von sehr zweideutigem Ursprunge war, wenn sie nur hoch spielten, adlige Manieren affectirten und die Frechheit besaßen, sich in die sogenannte gute Gesellschaft einzudrängen *). Die Heirath eines Herrn von Stande mit einem Mädchen ohne Ahnen oder eines adligen Fräuleins mit einem Bürgerlichen galt für eine nicht zu duldende Mesalliance, aber die Bastarde einer fürstlichen Mätresse, und wenn sie nichts war als eine Tänzerin, wurden für ebenbürtig anerkannt, und die ersten Familien des Adels fühlten sich durch die Verbindung mit ihnen geehrt. Die Gräfin Orselska, August's des Starken Tochter, aber von mütterlicher Seite die Enkelin eines Weinhändlers, ward die Gemahlin eines Prinzen aus dem Hause Holstein-Beck; eine natürliche Tochter Carl Theodor's heirathete einen Prinzen von Isenburg, und drei andere natürliche Töchter desselben Fürsten von einer Schauspielerin machten ebenfalls vornehme Partien **).

So war, seiner großen Mehrzahl nach, der Stand beschaffen, welcher alle Stellen um die Person des Fürsten und alle wichtigeren Posten des Staates einnahm!

Physischer und geistiger Verfall der Aristokratie, als Folge ihrer Demoralisation.

Wir haben das Bild, welches von den Höfen des vorigen Jahrhunderts zu entwerfen wir unternahmen, nach allen Seiten hin so weit ausgemalt, als unser Plan und der beschränkte Raum dieses Werkes gestatteten. Was uns noch übrig bleibt, ist eine Andeutung der Folgen, welche ein so lange fortgesetztes Treiben der geschilderten Art für die geistige und selber die physische Verschlechterung dieser ganzen wichtigen Gesellschaftsklasse hatte, Folgen, welche uns aus zeitgenössischen Schilderungen — nicht etwa von grundsätzlichen Gegnern der Fürsten und des Adels, sondern von Personen

müthigen Herzens" gerühmt, daß der Freiherr von Canitz zwei jungen Bürgerlichen, mit denen er befreundet war, als sie ihm bei seiner Erhebung zum Geheimen Rathe in sehr demüthigen Redensarten Glück wünschten, dies „freundlich verwies". Zugleich ersieht man aber auch hieraus, daß das Bürgerthum an jener Ueberhebung des Adels ebenfalls seinen guten Theil von Schuld hatte durch den Mangel an Selbstgefühl, den es ihm gegenüber zeigte. (S. „Gedichte des Herrn v. C.", herausgeg. von König, und die daselbst befindliche Lebensbeschreibung des Dichters, S. 126.)

*) Keyßler in seinen „Reisen" erzählt ausdrücklich von Wien, daß dort hohes Spiel vor allem andern, selbst der adligen Geburt, ein Freibrief der Zulassung in die vornehmen Kreise sei.

**) Vehse und Häusser a. a. O.

aus den höchsten Kreisen der vornehmen Gesellschaft selbst — unverkennbar und zum Theil in erschreckender Gestalt entgegentreten. Wir hören von Fürsten und Fürstinnen, welche, in dem Zustande körperlicher und geistiger Zerrüttung von Paris heimgekehrt, an den Folgen ihrer Ausschweifungen zu Grunde gingen*), von ganzen Familien des allerhöchsten Reichsadels, denen, als Nachwehen eines unordentlichen Lebenswandels, der Stempel körperlichen Siechthums oder geistiger Stupidität aufgedrückt war**), von Beispielen sittlicher Gemeinheit und Verworfenheit, selbst bei fürstlichen Frauen, für deren rechte Bezeichnung uns Wort und Vorstellung gebricht***).

Nicht minder auffällig sind die zerstörenden Wirkungen, welche

*) „Briefe der Herzogin von Orleans", S. 53, 131, 520.

**) Die Markgräfin von Baireuth entwirft in ihren „Denkwürdigkeiten" (2. Bd. S. 171) folgendes Bild von der landgräflichen Familie von Hessen-Darmstadt, nach einem Besuche, den sie an diesem Hofe gemacht: „Der Landgraf antwortete keine Sylbe, seine Tochter lachte aus voller Kehle, der Sohn machte Verbeugungen. Der Landgraf war ausschweifend gewesen, hatte den Krebs an der Nase. Der Sohn war durch schlechte Gesellschaft ganz roh geworden. Die Tochter hatte durch Wein und Ausschweifungen sich häßlich und krank gemacht und litt an finstren Launen". — Ein Herzog von Sachsen-Merseburg war (nach den Mittheilungen Nüßler's, s. Büsching's „Lebensbeschreibungen", 1. Bd. S. 286 ff.) so kindisch, daß er auf den Gassen umherlief und sich von Straßenjungen und Bettlern, die ihn verfolgten, alles, sogar Perrücke, Hut und Handschuhe, abnehmen ließ. Seine größte Leidenschaft war, die Baßgeige zu spielen. Er wollte ein Kind, das ihm seine Gemahlin gebar, nicht anerkennen, bis man ihm sagte, es habe eine Baßgeige mit auf die Welt gebracht. Nichtsdestoweniger herrschte bei der Tafel dieses halbverrückten Fürsten dasselbe steife Ceremoniell, wie am Kaiserhofe zu Wien. In der Lebensbeschreibung Nüßler's (S. 280) ist auch von einer Gräfin v. Callenberg die Rede, welche ein liederliches Leben führte, Branntwein trank und allerhand Gemeinheiten und Gewaltthätigkeiten sich zu Schulden kommen ließ.

***) Vielleicht das Aergste dieser Art ist das, was die Markgräfin von Baireuth (2. Bd. S. 67, 121) von einer Markgräfin von Culmbach berichtet. Diese (so erzählt sie), eifersüchtig auf ihre Tochter, und um deren Heirath mit einem Prinzen, in den sie selbst verliebt war, zu hintertreiben, versprach einem Cavalier 4000 Ducaten, wenn er die Prinzessin in einen Zustand versetzen würde, welcher ihre Heirath unmöglich mache. Da dies durch Verführung nicht gelang, ließ das teuflische Weib beide zusammen einsperren und erreichte so ihren Zweck. Die Prinzessin gebar Zwillinge, welche dann die Mutter aller Welt mit Geschrei zeigte, um die Schande der Tochter offenkundig zu machen. Dieses Scheusal heirathete später einen Grafen Hodiz, der ihr alles abnahm, was sie besaß, so daß sie zuletzt in Wien von Unterstützungen des Adels leben mußte.

das leichtfertige Leben fürstlicher Familienhäupter auf den Bestand ihrer Dynastien selbst äußerte. Wir sehen an dem einen Hofe die legitime Nachkommenschaft eines solchen ausschweifenden Fürsten an körperlicher und geistiger Tüchtigkeit verkürzt gegen die Sprößlinge seiner unordentlichen Liebesneigungen, und wir sehen vieler Orten die regelmäßige Erbfolge in dem regierenden Hause gänzlich unterbrochen und Land und Volk dem mißlichen Schicksal eines Dynastiewechsels preisgegeben. Kaum dürfte eine andere Zeit und ein anderes Land so häufige Beispiele von Kinderlosigkeit der Fürsten und Aussterben ganzer Regentenfamilien aufzuweisen haben, als Deutschland im vorigen Jahrhundert. Nicht überall läßt sich mit Sicherheit als Ursache dieses Erlöschens fürstlicher Geschlechter eine bestimmte Verschuldung ihrer Stammhalter nachweisen, allein in vielen, ja den meisten Fällen kann darüber kaum ein Zweifel obwalten *). Ist es doch selber von Friedrich II. noch immer unentschieden, ob nicht die Folgen einer Verführung, welcher er angeblich als junger Prinz bei einem Besuche an dem liederlichen Hofe zu Dresden unterlag, ihn um die Freude und sein Volk um das Glück einer directen Nachkommenschaft des größten seiner Regenten betrogen haben!

Wir schließen diesen Theil unsrer Schilderungen mit einer Beschreibung, welche der schon erwähnte Graf von Manteuffel, ein Mann von vornehmer Geburt, der lange an den Höfen gelebt hatte, von der Mehrheit der deutschen Fürsten zu Anfange des vorigen Jahrhunderts entwirft. „Deutschland", sagt derselbe **), „wimmelt von Fürsten, von denen drei Viertheile kaum gesunden Menschenverstand haben und die Schmach und Geißel der Gesellschaft sind. So klein ihre Länder, so bilden sie sich doch ein, die Menschheit sei für sie gemacht, um ihren Albernheiten als Gegenstand zu dienen. Ihre oft sehr zweideutige Geburt als Centrum alles Verdienstes betrachtend, halten sie die Mühe, ihren Geist oder ihr Herz zu bilden, für überflüssig und unter ihrer Würde. Wenn man sie handeln sieht, sollte man glauben, sie wären

*) Schon Schubart in seiner „Deutschen Chronik" von 1775 machte auf die Kinderlosigkeit so vieler Fürsten aufmerksam und knüpfte daran Bemerkungen, die allem Vermuthen nach eine Hauptursache seiner gewaltthätigen Verhaftung und langen Gefangenschaft auf dem Asperge wurden.

**) In seinem Briefwechsel mit dem Philosophen Wolf (Handschrift auf der Leipz. Univ.-Bibl.), 1. Bd. (v. Jahre 1738), Blatt 7.

nur da, um ihre Mitmenschen zu verthieren (abrutir), indem sie durch die Verkehrtheit ihrer Ansichten und ihrer Handlungen alle Grundsätze zerstören, ohne die der Mensch nicht werth ist, ein Vernunftwesen zu heißen."

Zusammenhang der sittlichen Haltung der Höfe mit ihrer politischen Stellung; Charakteristik der verschiedenen Höfe nach dieser doppelten Beziehung.

Gewiß war es mehr als bloßer Zufall, daß die ärgste Sittenverderbniß und der maßloseste Leichtsinn sich gerade an den Höfen entwickelte, welche auch politisch ihr Gleichmaß und ihren ruhigen Halt am meisten verloren hatten und einem Zustande der Unsolidität und des Schwindels verfallen waren. Dies waren vorzugsweise die Höfe der Mittelstaaten. Sie hauptsächlich hatten seit dem westphälischen Frieden und vollends seit dem Zeitalter Ludwig's XIV. große Politik mit kleinen Mitteln zu treiben sich vermessen, hatten die Anlehnung an größere Mächte gesucht, um dadurch eine Bedeutung zu gewinnen, welche die natürlichen Hülfsquellen ihrer Länder ihnen versagten, oder hatten wol auch unternommen, zwischen solche vermittelnd hineinzutreten, um auf diese Weise eine gewisse Rolle zu spielen. Diesen Weg hatte Kursachsen während des dreißigjährigen Krieges, Baiern ebenda, dann wieder im spanischen und im österreichischen Erbfolgekriege betreten. Dazu kamen Standeserhöhungen, welche einzelne deutsche Fürsten zweiten Ranges gerade um diese Zeit theils wirklich erlangten, theils erstrebten, vor allem der verführerische Glanz auswärtiger Kronen, deren Besitz entweder sich ihnen darbot, oder von ihnen gesucht ward. Noch vor dem Ausgange des 17. Jahrhunderts sah man die jüngere braunschweigische Linie durch Erwerbung des Kurhutes sich über die ältere emporschwingen, und etwa zwei Jahrzehnte später war dieser neue Kurhut von der funkelnden Krone eines der ersten Reiche Europas umschlungen. Das Haus Sachsen nahm Besitz von dem Throne der Jagellonen und wußte sich durch zwei Generationen auf demselben zu behaupten, und die wittelsbachische Dynastie, welche schon zu Anfange des dreißigjährigen Krieges in der einen ihrer Linien einen Königstitel — freilich auch nur den Titel — besessen hatte, streckte in der andern Linie noch zweimal die Hand nach Kronen aus und wagte den Kampf mit den mächtigen Habsburgern. Würtemberg, das auch schon lange sich weit über seine wirkliche Größe hervorzuthun gesucht hatte, strebte, wetteifernd mit Hessen, nach einer zehnten Kur.

Alles, was wir von den Einflüssen einer dynastischen Politik auf

die Sitten und die Lebensweise der Höfe früher im Allgemeinen gesagt haben, findet seine vollste Anwendung auf diese Politik der Mittelstaaten. Eine gewisse krankhafte Unruhe, sich bemerklich zu machen, zu glänzen, eine Rolle zu spielen, hatte sich vor allem der Regenten dieser Staaten bemächtigt und trieb sie ebenso in ihrem Hofleben zu lächerlichen Uebertreibungen des Ceremoniells und zu aberwitziger Verschwendung, wie in ihrer Politik zu Bestrebungen, welche weder der Wohlfahrt ihrer Völker, noch der Würde und Sicherheit des Reichs zuträglich waren. Dem Taumel steter Aufregung, in welche ihre kleinliche Großmannssucht sie versetzte, entsprach vollkommen der Taumel ewigwechselnder Zerstreuungen, in dem sie nebst ihren Umgebungen Tag für Tag sich umhertrieben, und wie sie über ihren dynastischen Plänen für Vergrößerung und Auszeichnung gewöhnlich die Entwicklung der innern Kräfte ihrer Länder vernachlässigten, so stand ihnen auch in ihrer Lebensweise, ihrem Umgange und ihren Beziehungen zum Volke die einfache und bescheidene Rolle von Landesvätern am wenigsten mehr an, mit welcher ihre Vorfahren sich begnügt hatten und manche ihrer Mitfürsten sich noch begnügten.

Es ist nicht schwer, diesen innern Zusammenhang zwischen der Politik und der Lebensweise der Fürsten zweiten Ranges an der äußeren Zeitfolge der Thatsachen nachzuweisen. Mit Ernst August, dem ersten Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg, beginnt am Hofe von Hannover der Prunk und die Steifheit eines im großen Style und nach dem Muster der Königshöfe eingerichteten Lebens, und seinen Höhepunkt erreicht dieses Leben unter Georg, dem ersten Könige von England aus dem braunschweigischen Hause. In Sachsen war der Zauber feenhafter Pracht und ritterlicher Galanterie, den August der Starke um sich verbreitete, ebensowol eine Berechnung der Politik, um die prachtliebende und galante polnische Aristokratie an ihren neuen König zu fesseln, wie ein Ausfluß der persönlichen Neigungen dieses letzteren. In der Pfalz datiren ebensowol die ersten entschiedenen Anfänge der Wiederaufnahme einer Großmannspolitik (nach dem dreißigjährigen Kriege), wie die einer ganz auf französischen Fuß eingerichteten Hofwirthschaft von einem und demselben Fürsten, Carl Philipp. Für Max Emanuel von Baiern ward die Statthalterschaft der Niederlande, — seinen Hoffnungen und Absichten nach die Vorstufe größern Machterwerbes — der Anfang eines ausschweifenden Lebens, welches dann auch sein Sohn Carl Albert

(Kaiser Carl VII.) fortsetzte, und in Würtemberg geht die Steigerung des höfischen Ceremoniells und die wachsende Lockerung der Sitten Hand in Hand mit dem immer stärker hervortretenden Bestreben, sich unter den größern Staaten bemerklich zu machen und durch eine Politik der Anlehnung, bald an Frankreich, bald an Oesterreich, eine Rolle zu spielen.

Die Glaubenswechsel deutscher Fürsten eine Ursache wachsender Sittenverderbniß an den Höfen.

Auch die zahlreichen Glaubenswechsel deutscher Fürsten, welche gegen das Ende des 17. und den Anfang des 18. Jahrhunderts stattfanden, trugen nicht wenig zu der Lockerung der Sitten und der Entfremdung der Höfe von den übrigen Kreisen des Volkes bei. Schon an sich war ein solcher Wechsel des religiösen Bekenntnisses meist die Folge und das Symptom eines bedenklichen Uebergewichts von Eigennutz oder Leichtsinn in dem Gemüthe des fürstlichen Apostaten. Friedrich August I. von Sachsen schwor den väterlichen Glauben ab, um der Krone Polens theilhaftig zu werden. Anton Ulrich von Braunschweig veranlaßte erst seine Enkelin, um sie als deutsche Kaiserin zu sehen, zur Vertauschung ihrer angebornen Religion mit der ihres kaiserlichen Verlobten, und trat bald darauf, um die Gewissensbisse der gewaltsam Bekehrten zu beschwichtigen, selbst zum Katholicismus über*). Andere Fürsten wurden zu dem gleichen Schritte bewogen, indem man ihnen von Seiten der römischen Kirche allerhand Zugeständnisse in Bezug auf ihr sittliches Verhalten in Aussicht stellte**). Wieder ein anderes Mal war es dieselbe Uebermacht sinnlich geistiger Erregbarkeit, aus welcher die Hinneigung zu dem phantasiereichen Cultus der römischen Kirche und die Empfänglichkeit für die wollustathmenden Sitten des Südens entsprang***).

Der neue Glaube selbst bot manche verführerische Lockung für die Entfesselung von Neigungen, welche der kalte und strenge Protestantismus darniedergehalten, wenigstens nicht ermuntert hatte. Das glänzende und sinneblendende Ceremoniell, welches die Kirche Roms zu einem wesentlichen Bestandtheil der Verehrung des Uebersinnlichen

---

*) Vgl. Soldan, „Der Proselytismus in Braunschweig und Sachsen" (1845).

**) Dies wird u. a. ausdrücklich als Grund des Uebertritts angegeben bei einem Herzoge Christian von Mecklenburg und einem Grafen F. A. von Limburg. (Hoßbach, „Spener und seine Zeit", 1. Bd. S. 54.)

***) So z. Th. bei Johann Friedrich von Braunschweig (s. oben S. 59) und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (s. dessen Briefwechsel mit Leibnitz, herausgeg. von Rommel).

macht, schien eine ähnliche Verherrlichung der irdischen Majestät, welche sich ja als einen Abglanz der göttlichen darzustellen liebte, nahezulegen, und der feierliche Pomp, mit welchem gold- und juwelenstrahlende Bischöfe, umgeben von einem glänzenden Geleite anderer Geistlichen, bei den rauschenden Klängen italienischer Kirchenmusik, inmitten eines Lichtmeeres von hunderten von Wachskerzen, einen katholischen Fürsten einsegneten, war freilich etwas, dem der Protestantismus mit seinen nüchternen und, so zu sagen, bürgerlichen Formen nichts entgegenzustellen hatte. Die zahlreichen kirchlichen Feste und die häufigen Processionen des römischen Cultus gaben zu vielfacher Entfaltung von Pracht und Etikette erwünschte Veranlassung und begünstigten in eben dem Maße den aristokratischen Müßiggang, wie die Abneigung des Protestantismus gegen ein Uebermaß von Feiertagen die bürgerliche Werkeltagsthätigkeit ermunterte. Die bequeme Moral der Jesuiten ersparte den bekehrten Machthabern alle jene Conflicte, die sie doch dann und wann mit den schwerfälligeren Gewissen ihrer protestantischen Beichtväter zu bestehen gehabt hatten. Die Casuistik der Schüler Loyola's, welche für so vieles eine Rechtfertigung bereit hatte, war nicht verlegen, die zärtlichen Herzensneigungen verliebter Fürsten nicht blos zu beschönigen, sondern beinahe als etwas dem Himmel Wohlgefälliges darzustellen*), und noch viel leichter ward diesen gefälligen Gewissensräthen, bei der damals noch fast allgemeinen Unkenntniß in volkswirthschaftlichen Materien, der für verschwenderische Fürsten so beruhigende Beweis, „daß der Landesherr depensiren dürfe, so viel er wolle, wenn nur das Geld im Lande bleibe“**).

Die Kirche selbst, in der Freude über den Gewinn gekrönter Proselyten, ließ sich bereit finden, den reuigen Söhnen um solchen Verdienstes willen manche andere Schwachheit nachzusehen, und gebrauchte zu deren Gunsten ihren allmächtigen Schlüssel mit freigebiger Hand. Man löste Ehebündnisse, welche den Machthabern unbequem waren, und gestattete sogar, gegen das kanonische Verbot, den Getrennten eine neue Heirath, wenn dadurch die Erfüllung fürstlicher Wünsche erleichtert

---

*) Häusser, „Geschichte der Pfalz“, 2. Bd. S. 934.

**) Nach Häusser a. a. O. S. 909 ward dies ausdrücklich in einem Gutachten erklärt von dem Jesuiten Serdorf, dem Erzieher Carl Theodor's. Und Serdorf war, wie Häusser erwähnt, „ein wohlmeinender Mann“.

ward *). Katholische Klöster gewährten verabschiedeten fürstlichen Geliebten oder vornehmen Damen, welche ihre weltlichen Neigungen gern mit dem Schleier der Frömmigkeit bedecken wollten, ein bequemes Asyl **).

In mehr als einer Beziehung wirkte der Glaubenswechsel der Fürsten ungünstig auf die Sittlichkeit der Höfe ein. Im Geleite und unter dem Schutze italienischer Jesuiten und französischer Abbés kamen italienische und französische Abenteurer in größerer Masse an die deutschen Höfe, um hier ihr Glück zu versuchen, und brachten die üppigen und leichtfertigen Sitten ihrer Heimath mit. Die Umgebung des Fürsten ward je mehr und mehr eine durchaus katholische und schied sich und ihn immer schärfer von der protestantischen Bevölkerung ab. Das von oben gegebene Beispiel der Abschwörung des angeborenen Glaubens vermehrte den Leichtsinn und die Gesinnungslosigkeit der Höflinge, welche bald ebenfalls ihre religiösen Ueberzeugungen wie ihre moralischen Grundsätze als eine Waare behandelten, die sie unbedenklich losschlugen, sobald damit die Gunst des Fürsten und äußere Vortheile zu erkaufen standen. Ja selber bis in die bürgerlichen Kreise hinein drang der verwirrende und entsittlichende Einfluß einer Handlungsweise, die man, wie alles, was von den Machthabern ausging, in gewohnter unterthäniger Demuth vor deren Untrüglichkeit und Unverantwortlichkeit rechtfertigen zu müssen glaubte und doch mit gutem Gewissen nicht wohl rechtfertigen konnte ***).

---

*) So löste der Papst auf August's d. St. Wunsch die Ehe der Gräfin Lubomirska und gestattete beiden Theilen, sich wieder zu vermählen; ebenso die der Gräfin Dönhoff (La Saxe galante, S. 257, 383).

**) Eine Geliebte August's d. St., Fräulein von Osterhausen, lebte eine Zeit lang in einem Kloster zu Prag, von wo aus sie ungenirt die Gesellschaften, Bälle u. s. w. des dortigen Adels besuchte (La Saxe galante. Vehse, „Deutsche Höfe", 32. Bd.). Die Schwester der Kurfürstin Sophie von Hannover, Louise Hollandine, ward katholisch und darauf Aebtissin des Klosters zu Maubuisson, obgleich ihr Lebenswandel so wenig fromm war, daß sie sich selbst trotzig rühmte, vierzehn natürliche Kinder geboren zu haben. (Guhrauer, „Leibnitz", 2. Bd. S. 36.)

***) Höchst bezeichnend in diesem Betracht sind die Gutachten, welche bei dem Uebertritt der Prinzessin von Braunschweig, der Enkelin Anton Ulrich's, zur katholischen Kirche über die Rechtmäßigkeit dieses Schrittes von Theologen und Juristen abgegeben wurden. Sie finden sich zusammengestellt in Chr. Thomasius' „Jurist. Händeln", 2. Bd.

Die meisten Fälle von Uebertritten fürstlicher Personen zum Katholicismus kamen an den Höfen der Mittelstaaten vor. Eroberungen in diesen Kreisen waren natürlich der katholischen Propaganda, welche eben damals ihre ganze Thätigkeit aufbot, vorzugsweise werthvoll, und in der That gelangen ihr durch kluge Benutzung der Umstände gerade hier mehrfache Bekehrungen. Mit besonders schlauer Berechnung scheint sie sich an nachgeborene Söhne oder auch an entferntere Stammesvettern größerer fürstlicher Häuser gemacht zu haben, welche eine unmittelbare Aussicht auf die Nachfolge in der Regierung nicht hatten und durch Beförderungen zu hohen geistlichen oder weltlichen Würden, auch wol durch Geld, zu verlocken waren. Es gab eine geraume Zeit lang fast kein fürstliches Haus zweiten Ranges in Deutschland, welches nicht entweder in seinem regierenden Haupte oder doch in einem und dem andern seiner Glieder dem Bekehrungseifer Roms unterlegen hätte. Binnen eines Jahrzehnts gingen dem Protestantismus zwei seiner Hauptvorposten verloren, die Pfalz durch Erbfall an die katholische Linie Neuburg, Sachsen durch den Glaubenswechsel seines Kurfürsten. Die zwei Linien des Hauses Braunschweig sahen beide eine Zeit lang Apostaten an ihrer Spitze. Würtemberg stand weit über ein halbes Jahrhundert unter katholischen Fürsten, und ein Prinz des hessischen Hauses ward nicht blos selbst ein eifriger Katholik, sondern nahm sich auch des Proselytenmachens für seinen neuen Glauben eifrig an.

So traf in den Staaten zweiten Ranges alles zusammen, um dem lockern Treiben, dem ausschweifenden Prunke und der vornehmen Abschließung der Höfe vom Volke Vorschub zu leisten.

Die kleineren weltlichen und die geistlichen Höfe.

Ein glücklicheres Loos hatten in dieser Beziehung im Allgemeinen jene deutschen Länder gezogen, welche nicht groß genug waren, um ihren Beherrschern die Versuchung nahe zu legen, hohe Politik zu treiben und in Folge dessen auch in ihrem Hof- und Privatleben sich über Gebühr aufzublähen, aber doch auch nicht zu klein, um nicht denselben Beschäftigung und Befriedigung in stiller, landesväterlicher Thätigkeit zu gewähren und sie dadurch in engerer Verbindung mit ihren Unterthanen zu erhalten. In einzelnen dieser kleineren Länder — z. B. den sächsischen Herzogthümern, Baden-Baden, Anhalt-Dessau — geht durch eine ganze Reihe von Regenten ein gewisser Zug landesväterlicher Tüchtigkeit, wohlmeinender Sorglichkeit für

das Beste der Unterthanen und einer verhältnißmäßig einfachen, fast bürgerlichen Sitte, der sie und ihre Umgebungen wenigstens vor jenem wüsten Taumel der Liederlichkeit, der die Höfe der Mittelstaaten ergriffen hatte, bewahrt. Wennschon auch diese Höfe der allgemeinen Ansteckung nicht so ganz sich zu erwehren vermochten, daß nicht hier ein steiferes und prunkenderes Ceremoniell — wie in Gotha unter Friedrich II., — dort ein herrischerer Geist des Regierens — wie unter dem wilden Ernst August von Weimar, — bisweilen selbst etwas ausländische Leichtfertigkeit sich bemerkbar machte, so blieb doch im Ganzen immer ein Trieb zum Besseren und Edleren, ein Sinn für das Einfache und Vaterländische vorherrschend, der in spätern Zeiten, unter einer Amalie und einem Carl August von Weimar, einer Louise Dorothea und einem Ernst II. von Gotha, einem Carl Friedrich von Baden und Anderen herrliche Blüthen und Früchte zeitigte.

Was die geistlichen Höfe betrifft, so erhielten auch sie sich keineswegs von der allgemeinen Sittenverderbniß unberührt, und wenn französische Galanterie dort nicht ganz so verbreitet war, wie an den weltlichen, so war sie es doch sicherlich weit mehr, als die Würde und das Ansehen von Vertretern der Kirche und der Religion zu gestatten schien. Im Allgemeinen kann man sagen, daß zu einer Zeit, wo an vielen der größeren weltlichen Höfe Deutschlands das französische Wesen schon in üppigster Blüthe stand, die meisten geistlichen noch den einfacheren, freilich auch roheren Geschmack einer früheren Culturperiode beibehielten, dagegen ein freierer, bisweilen sogar sehr freier Ton hier gerade dann zu herrschen anfing, als jene zum Theil schon wieder davon zurückgekommen waren. Ueber das Mehr oder Weniger, das Früher oder Später des Eindringens französischer Leichtfertigkeit an die geistlichen Höfe entschieden theils geographische Lage und politische Beziehungen, theils die Persönlichkeit des gewählten Oberhauptes und die Traditionen, die dasselbe aus seinem Stammlande mitbrachte. Während am erzbischöflichen Hofe zu Salzburg der steife Pomp spanischen Ceremoniells, wie er zu Wien herrschte, nachgeahmt ward, neigten die geistlichen Kurfürstenthümer an der französischen Grenze sich früher, als andere, den freieren Sitten des Nachbarlandes zu. An den Hof zu Bonn brachten die beiden Wittelsbacher Johann Clemens und Clemens August den Sinn für Glanz und Ausschweifungen und die Hinneigung zu französischem Wesen mit, während später, unter einem österreichischen

Prinzen, der Ton daselbst wieder ein ernsterer ward. Am Hofe zu Trier herrschte bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts ziemliche Einfachheit der Lebensweise und der Etikette; erst der sächsische Prinz, dem später der geistliche Kurhut übertragen wurde, führte steifere Sitten ein, und seine Leidenschaft für die französischen Emigranten, welche sich massenweise unter seinen Schutz begaben, machte noch am Ausgange dieses Zeitraumes den Hof zu Coblenz zu einem Sammelpunkte des alten, legitimen Frankreichs mit seinen galanten und chevaleresken Manieren, aber auch seinen nichts weniger als reinen Sitten. Der Hof des Kurfürsten Erzkanzlers von Mainz war nach dem dreißigjährigen Kriege durch den würdigen Grafen von Schönborn ein Sitz edler Gesittung und ächt fürstlichen Strebens nach Förderung vaterländischer Bildung geworden. Wennschon er auf dieser Höhe sich nicht erhielt, so behielt er doch auch unter den folgenden Regierungen ein gesetzteres Wesen bei und blieb den Leichtfertigkeiten anderer Höfe ziemlich fremd. Allein im letzten Drittheil des 18. Jahrhunderts, unter dem geistreich-frivolen Carl Joseph von Erthal (dem Gegenbild seines ernsten, wahrhaft landesväterlichen Bruders Carl Ludwig, Bischofs von Würzburg und Bamberg), der zwar gern den Gönner der ernsten Wissenschaft, sogar der protestantischen, spielte, aber noch weit lieber mit seiner Freundin, der Baronesse von Coudenhoven, und mit anderen Damen von Welt, nach Anleitung des „Ardinghello", den sein Bibliothekar Heinse diesem Kreise vortrug, in den verführerischen Genüssen einer geistigsinnlichen Lebensanschauung schwelgte, riß auch am Mainzer Hofe ein leichtfertiger und üppiger Ton ein, in welchen die hochwürdigen Herren des Domcapitels mit rückhaltloser Hingebung einstimmten*).

Der Name Schönborn spielt in der Geschichte der geistlichen Fürstenhöfe Deutschlands im vorigen Jahrhundert eine wahrhaft denkwürdige, in hohem Grade ehrenvolle Rolle. Auf vielen und gerade den bedeutendsten Bischofssitzen, in Mainz und Trier, in Speier und Fulda, in Bamberg und Würzburg, finden wir Mitglieder dieser wenig begüterten, aber alten und durch treffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichneten Grafenfamilie aus dem Westerwalde, und fast

*) „Rhein. Antiquarius", 1. Bd. 1. Abtheilung; Wachsmuth, „Europ. Sittengeschichte", 5. Bd. 2. Abth. S. 190; Scherr, „Geschichte deutscher Cultur", S. 466; Pertz, „Stein's Leben", 1. Bd.; „Sömmering's Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen", von R. Wagner, 2. Bd. S. 48.

überall haben dieselben durch ihre edlen und einfachen Sitten, ihre persönliche Liebenswürdigkeit, ihr Streben nach Bildung, ihre Fürsorge für das Beste der ihnen anvertrauten Länder, ihre Wohlthätigkeit und ihre Vorliebe für geschmackvolle Verschönerungen, ohne übermäßigen Prunk, ein dankbares und gesegnetes Andenken hinterlassen*).

Der Kaiserhof und der Hof zu Berlin.

Die beiden größten deutschen Höfe, der kaiserliche und der brandenburgisch-preußische, wurden durch die politischen Verhältnisse der Staaten, die sie repräsentirten, und durch die Persönlichkeiten der Herrscher, welche während des größten Theils dieses Zeitraumes an ihrer Spitze standen, vor dem Versinken in eine ähnliche sittliche Zerfahrenheit und Frivolität, wie die Höfe zweiten Ranges, bewahrt. Die feindliche Stellung, welche sowol Oesterreich als Brandenburg gegen Frankreich gerade zu der Zeit einnahmen, wo Ludwig's XIV. Einfluß mit so verhängnißvoller Gewalt auf Deutschland drückte, setzte demselben nach diesen beiden Seiten hin Schranken, und wenn er dennoch theilweise eindrang, so vermochte er doch niemals hier ein so großes und so bleibendes Uebergewicht zu gewinnen, wie an den Höfen, welche auch politisch mehr oder weniger von Frankreich abhängig waren oder eine Anlehnung an diesen Staat suchten. Die natürliche Machtstellung und Bedeutung, welche Oesterreich schon lange, Brandenburg wenigstens seit seinem Großen Kurfürsten besaß, verlieh der Politik und dem ganzen Wesen beider Höfe einen gewissen Zug und Schwung wahrer innerer Größe, neben welchem weder die hohle Aufgeblasenheit eines ausschweifenden Flitterprunkes, noch die läppische Zerfahrenheit einer in ewigen Zerstreuungen sich berauschenden Thatenlosigkeit und Genußsucht auf die Länge bestehen konnte, und wenn einmal einzelne Fürsten sich leichtfertigeren oder verschwenderischeren Sitten zuwendeten, so kehrten doch ihre Nachfolger immer bald wieder zu einer ernsteren und gehalteneren Lebensweise zurück.

Der Hof zu Wien hatte seit Carl V. und den Ferdinanden das spanische Ceremoniell mit seiner ganzen steifen Würde und Grandezza angenommen. Joseph I., ein junger Fürst von lebhaftem Geiste, prachtliebend und galant, neigte sich zu der leichteren und heiterern

*) „Rhein. Antiquarius", 3. Bd. 1. Abth. S. 119, 208 u. s. w.; A. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen", 8. Bd. S. 322; Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd.; Pöllnitz a. a. O., u. A. m.

Weise Frankreichs hin, aber seine Regierung war nur kurz, und sein Nachfolger Carl VI. hielt an den Traditionen der alten Etikette in ihrer ganzen Strenge fest. Nur unter wiederholten Kniebeugungen, in genau vorgeschriebenen Entfernungen, durften dem Kaiser diejenigen nahen, welche einer Audienz gewürdigt wurden, selber die fremden Gesandten nicht ausgenommen. Kniend bedienten ihn bei Tisch die höchsten Würdenträger des Hofs — fast immer Personen des reichsunmittelbaren Adels, Mitglieder reichsfürstlicher oder reichsgräflicher Geschlechter. Niemand außer der kaiserlichen Gemahlin und den kaiserlichen Kindern — bei besonders feierlichen Gelegenheiten auch nicht diese — durfte an einer und derselben Tafel mit dem gesalbten Herrn der Christenheit Platz nehmen. Nicht einmal ein fremder Fürst, und wäre er von königlichem Range, konnte dieser Ehre theilhaftig werden. In solchem Falle wählte man wol den Ausweg, den hohen Gast „auf der Seite der Kaiserin" einzuladen. Dort war das Ceremoniell nicht so streng; dort konnte der Kaiser, ohne sich etwas zu vergeben, mit andern Personen von erlauchter Geburt zusammen speisen. An der eignen Tafel saß der Kaiser stets bedeckt. Um ihn her standen, ehrfurchtsvoll auf ein Wort aus kaiserlichem Munde harrend, die Gesandten der europäischen Mächte, — gleichfalls bedeckten Hauptes, als Vertreter ihrer Fürsten —, die Minister und die Spitzen des Hofstaates. Nach den ersten Gängen trank der Kaiser auf das Wohl der Kaiserin, wobei er das Haupt entblößte. Seinem Beispiel folgten die fremden Gesandten, die sich auch mit ihm zugleich wieder bedeckten. Dies war der Moment, wonach alle die Personen, welche den Majestäten bei der Tafel ihre Ehrerbietung bezeigt, sich zurückzogen, nachdem noch zuvor die Hofwürdenträger vom Kaiser und der Kaiserin die üblichen Befehle für den Rest des Tags empfangen hatten*).

Es muß zugegeben werden, daß dieses Ceremoniell in der Vergötterung der Person des Souveräns und der ängstlichen Fernhaltung desselben von jeder Berührung mit gemeinen Sterblichen ebenso weit, wenn nicht weiter ging, als das von Ludwig XIV. eingeführte und an den meisten deutschen Höfen nachgeahmte. Aber es muß auch zugegeben

*) Letters of Lady Montague, 1. Bd. S. 38 ff.; Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd. S. 290 ff.; Meiners, „Geschichte des weiblichen Geschlechts", 3. Band S. 540.

werden, daß die Anwendung eines solchen Ceremoniells, wenn irgendwo, bei einem Souverän gerechtfertigt war, welchen die einmüthige Ansicht aller Potentaten noch immer als den ersten Monarchen der Welt anerkannte und welchem ein uralter, niemals förmlich aufgehobener Grundsatz des europäischen Staatsrechts die Oberhoheit über alle christlichen Könige und Fürsten zusprach.

Die Tracht des Hofes war für gewöhnlich ziemlich einfach, dagegen um so prächtiger an den Galatagen, deren es sehr viele gab*). Bei großer Gala mußten nicht blos Hof und Adel, sondern auch die ganze Stadt Wien im Festschmuck erscheinen. Die Majestäten waren an solchen Tagen ganz mit Diamanten bedeckt; besonders die Kleidung der Kaiserin strotzte dergestalt von Edelsteinen, daß sie die Last kaum ertragen konnte. In feierlichem Zuge ging es dann in die Kirche des heiligen Stephan, voran zu Pferde die Ritter vom goldenen Vließ und die kaiserlichen Kammerherren: dann, in prachtvollem, schwervergoldetem, von acht Pferden gezogenem Wagen im Fond der Kaiser ganz allein, ihm gegenüber auf dem Rücksitz die Kaiserin; dahinter die Erzherzöge und Erzherzoginnen, die hohen Hofchargen, der päpstliche Nuncius und die Gesandten der weltlichen Fürsten, sämmtlich mit Gefolge, in je drei Wagen, jeder mit sechs Pferden bespannt. Eine Doppelreihe von Garden schloß den kaiserlichen Wagen ein; andere Abtheilungen folgten; den ganzen Zug umgaben Pagen und Kammerdiener zu Fuß mit entblößtem Haupt.

Die kaiserliche Gemahlin war von einem kaum viel weniger strengen Ceremoniell, als der Kaiser selbst, umgeben. Auch bei ihren Audienzen fanden die drei üblichen Kniebeugungen beim Eintritt wie beim Fortgehen statt. Der Besuch des Kaisers bei der Kaiserin ward

*) Recht gute Darstellungen der Trachten des Wiener Hofs aus dem Anfange des 18. Jahrh. enthält das Bilderwerk: „Neueröffnete Weltgallerie", 1703. Leopold I. erscheint daselbst noch in ganz spanischer Tracht, seine Gemahlin in reichgesticktem Unterkleid und halb zurückgeschlagenem Oberkleid, Spitzenärmeln, das Haar sehr einfach, eine Art Puffenscheitel mit einzelnen, lang auf die Schultern herabfallenden Locken und Blumen darin. Joseph I. ist im Brustharnisch, dazu aber in seidnen Strümpfen und Alongenperrücke, seine Gemahlin ähnlich der vorigen, Carl VI. im kleinen französischen dreieckigen Hut über der Alongenperrücke, gestickten Rock mit weiten Aermeln, Manchetten, Escarpins, Degen, Stock. Die beiden Feldherren Ludwig von Baden und Prinz Eugen sind ganz französisch gekleidet. Die Trachten der Damen erscheinen ebenso kleidsam als anständig.

jedesmal durch den Oberhofmeister angekündigt. Die Kaiserin empfing ihren Gemahl mit großer Förmlichkeit, umgeben von ihren Damen, an welche aber der Kaiser — so wollte es die Etikette — kein Wort richtete. Die zwölf Ehrenfräulein der Kaiserin — junge Damen aus den ersten Familien des hohen Adels, welche diese Stellen als Ehrenämter, ohne Gehalt, bekleideten — lebten am Hofe in einer Art von klösterlicher Zucht, nach spanischer Sitte, unter der Aufsicht einer Oberhofmeisterin, gewöhnlich einer verwittweten Dame vom höchsten Stande.

Starb der Kaiser, so durfte seine Wittwe die Trauer um ihn während ihres ganzen übrigen Lebens nicht ablegen. Ihre Zimmer, ihre Carossen, ihre Livréen trugen immerfort die Farbe des Schmerzes. Weder Schauspiel, noch Concert sahen jemals die kaiserliche Wittwe, die auf alle Freuden des Lebens verzichtete und sich gewöhnlich in ein Kloster zurückzog, nur mit Beten und Wohlthun beschäftigt.

Die Lustbarkeiten des Hofs boten wenig Abwechselung. Die gewöhnlichsten Erholungen Kaiser Carl's VI. waren die Jagd und das Scheibenschießen. Die Kaiserin pflegte ihn dabei zu begleiten. Auch die jungen Erzherzoginnen ergötzten sich öfters mit ihren Hofdamen am Schießen nach dem Ziele, wobei die Kaiserin die Preise austheilte und der Kaiser nebst den Herren vom Hofe die Zuschauer abgaben. Carl VI. und seine Gemahlin liebten beide die Musik. Der Kaiser spielte mehrere Instrumente, versuchte sich auch im Componiren. Eine seiner Opern ward vom Hofe aufgeführt: die Musiker wie die Sänger waren Personen von Rang; zwei Erzherzoginnen tanzten darin, und der Kaiser selbst spielte im Orchester mit. Oeffentliche Opern fanden nur wenige das ganze Jahr hindurch statt. Diese, ein Hofball, ein Carneval und eine Maskerade, meist eine Bauernhochzeit oder etwas dergleichen vorstellend, — das waren die seltenen Zerstreuungen, welche das, im Uebrigen streng abgemessene und einförmige Leben des kaiserlichen Hofes unterbrachen.

Die Paläste und Lustschlösser, welche der Hof bewohnte, waren weder prächtig, noch von modernem Styl. Joseph I. hatte den Bau eines Palastes zu Schönbrunn im Geschmacke von Versailles begonnen, allein Carl VI. zog den Aufenthalt in den engen und unwohnlichen Schlössern zu Laxenburg und in der Vorstadt Wieden vor. Die Ausschmückung dieser Schlösser verrieth ebensowenig Luxus. Zwar gab es Vorräthe von reichen Tapeten, kostbaren Meubeln und prächtigen

Bildern, welche viele Säle füllten; aber es schien Herkommen zu sein, sich derselben nicht zu bedienen; man ließ sie in ihrem Versteck und begnügte sich mit den alten und einfachen Einrichtungen*).

Unter Maria Theresia verlor sich zum Theil der allzusteife Ton des spanischen Ceremoniells. Männer von Verdienst durften an der Tafel der Kaiserin speisen**). Ihr Gemahl, Franz von Lothringen, brachte französische Sitte an den Hof mit und verschaffte der französischen Sprache, welche noch Carl VI. nicht geduldet hatte, neben dem herrschenden Italienisch Eingang. Fürst Kaunitz, Maria Theresia's erster Minister, hatte durchaus französische Manieren, auch die Leichtfertigkeiten der Galanterie nicht ausgeschlossen***). Die Kaiserin selbst war und blieb in Sprache und Manieren ihr Lebenlang eine ächte Oesterreicherin und that ihrer Natur nur so weit Zwang an, als ihr Rang und die Verhältnisse es durchaus zu fordern schienen. Das Unglück ihrer ersten Regierungsjahre hatte sie ihren Völkern, deren tapfrer Treue sie ihre Rettung verdankte, enger verbunden, und sie bewahrte das Andenken daran durch die ganze lange Dauer ihrer Regierung. Während viele Fürsten der damaligen Zeit, selbst von den kleinsten, vor jeder Berührung mit ihren Unterthanen wie vor einer Selbsterniedrigung zurückscheuten, betrachtete die mächtige Kaiserin, trotz der noch immer ziemlich strengen Etikette, welche das Herkommen und die Würde ihrer Stellung ihr auferlegten, ihre Völker als eine große Familie und sich als deren Mutter; sie kümmerte sich herzlich um die Angelegenheiten ihrer Umgebungen in den weitesten Kreisen und erwartete dagegen, daß diese ebenso warmen Antheil an den Leiden und Freuden des Kaiserhauses nähmen. Als sie die Nachricht von der Geburt ihres ersten Enkels (des ältesten Sohnes Erzherzogs Leopold) erhielt, eilte sie stehenden Fußes, im Nachtkleide, durch die Corridore des

*) Letters of Lady Montague a. a. O.; Pöllnitz, „Memoiren", a. a. O.; Galletti, „Allgem. Culturgeschichte der drei letzten Jahrhunderte", 1. Bd. S. 382; Förster, „Die Höfe und Cabinette Europas im 18. Jahrhundert", 2. Bd. („Der Kaiserliche Hof") S. 14 ff.

**) Meiners, „Geschichte des weiblichen Geschlechts", 3. Bd. S. 550.

***) Man erzählt: die in diesem Punkte sehr strenge Kaiserin habe ihm einmal darüber Vorstellungen machen wollen; der Fürst aber habe ihr kurz erwidert: „Majestät, ich bin gekommen, um über Ihre Angelegenheiten mit Ihnen zu sprechen, nicht über die meinigen". (Scherr a. a. O. S. 443.)

Schlosses ins Burgtheater und rief, weit über die Brüstung der Loge vorgebeugt, ins Parterre hinab: „Der Poldel hat an Buaba — und grad' zum Bindband auf mein' Hochzeitstag — Der ist galant*)!"

Das Familienleben am Kaiserhofe war zwar durch die steife Etikette einigermaßen der vertraulichen Herzlichkeit entfremdet, dagegen aber auch vor der Verflüchtigung in französische Leichtfertigkeit geschützt. Zwar hatten sowol Joseph I. als Carl VI. galante Verbindungen**); doch ward wenigstens der äußere Anstand beobachtet, und das Verhältniß der kaiserlichen Ehegatten erlitt keine sichtbare Veränderung. Eine eigentliche Mätressenherrschaft, wie am sächsischen, bairischen oder würtembergischen Hofe, hat es am Kaiserhofe nie gegeben. Maria Theresia — darin hocherhaben über manche andere Selbstherrscherin ihrer Zeit — war so weit entfernt, aus ihrem hohen Range ein Privilegium freierer Sitten für sich zu machen, daß sie vielmehr in ehelicher Treue und weiblicher Sittsamkeit ihren Völkern ein Beispiel gab, welches freilich gerade in ihrer nächsten Umgebung, in Wien, wenig Nachahmung fand. Wie sie ihren Gemahl rein aus Liebe gewählt hatte, so blieb sie ihm auch in ungetheilter und ungeschwächter Liebe bis zu seinem Tode treu und strebte, obschon eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, nie, einem andern Manne zu gefallen. Selbst seine kleinen galanten Abenteuer, von denen sie wußte und welche sie tief schmerzten, konnten weder ihre Liebe vermindern, noch sie zu einem Ausbruche gerechten Unwillens gegen einen Gemahl verleiten, der ihr so viel verdankte und so wenig nach Gebühr lohnte. Sie verbarg ihr verletztes Gefühl sowol vor ihrem Gemahl selbst, wie vor der Welt, und ging in ihrer Duldsamkeit so weit, daß sie die eine der kaiserlichen Geliebten an ihren Spieltisch zog, einer andern beim Tode des Kaisers ihr Mitgefühl über den Verlust aussprach, der sie beide betroffen habe***).

Kaiser Joseph II. lebte höchst einfach, fast bürgerlich, ebenso fern

---

*) Scherr a. a. O. S. 445.

**) La Saxe galante, S. 229; Scherr a. a. O. 439. Die Geliebte Joseph's war eine Gräfin Palffi, die Carl's eine Gräfin Althan.

***) „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben", von Caroline Pichler (1844), 1. Bd. S. 10 ff., 30 ff. (die Mutter der Verfasserin war Kammerdienerin der Kaiserin); Scherr a. a. O. S. 445. „Meine liebe Fürstin", soll Maria Theresia zur Fürstin Auersperg gesagt haben, „wir haben beide viel verloren!"

von spanischem Prunke wie von französischer Leichtfertigkeit. Er besaß einen zu ernsten Geist und zu viel Pflichtgefühl als Monarch, um an solchen Spielereien und Tändeleien Gefallen zu finden.

In Brandenburg war durch den Großen Kurfürsten dem ganzen Staatsleben eine entschiedene Richtung auf solide Größe und nachhaltiges Wachsthum von innen heraus gegeben worden. Zeuge der furchtbaren Schicksale, welche der dreißigjährige Krieg und die während desselben von seinem Vater verfolgte kurzsichtige und schwächliche Politik über das Land gebracht, war Friedrich Wilhelm in dieser Schule des Unglücks zu einem ernsten, thatkräftigen Charakter herangereift, an welchem die Verführungen, denen sonst so leicht junge Fürstensöhne unterliegen, machtlos abprallten. Dieser Charakter, von dem er schon als halbreifer Jüngling so entscheidende Proben abgelegt*), blieb sich auch in seinem spätern Leben unwandelbar treu. Wir besitzen dafür ein werthvolles Zeugniß in der Schilderung, welche sein Urenkel, Friedrich II., der ruhmreiche Vollender dessen, was jener ruhmreich begonnen, von den Sitten und der Lebensweise seines großen Vorgängers entworfen hat**). Wie er versichert, war Friedrich Wilhelm gegen die gefährlichen Verführungen der Liebe unempfindlich und wußte von keiner andern Leidenschaft, als gegen seine Gemahlin. Er liebte den Wein und die Gesellschaft, überließ sich jedoch auch darin keinen Ausschweifungen. Sein Hof war nicht ohne eine gewisse Pracht, allein nicht aus Eitelkeit oder Hang zur Weichlichkeit, sondern aus der nothwendigen Rücksicht auf das äußere Ansehen, dessen er bei seinem Streben nach Vergrößerung der Machtstellung seines Reichs nicht entbehren zu können glaubte. Verglichen mit dem seines Zeitgenossen und Gegners, Ludwig's XIV., repräsentirte der Hof zu Berlin ebenso die deutsche Mäßigkeit, wie der zu Versailles die französische Eleganz***). Friedrich Wilhelm war viel zu ernstlich mit der Wiederherstellung der zerrütteten Verhältnisse seines Landes, mit der Befestigung der Macht und des Ansehens Brandenburgs und mit der Verbesserung der allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands beschäftigt, als daß er für jene läppischen Zerstreuungen Zeit und Stimmung hätte finden sollen, womit manche seiner deutschen Mitfürsten beinahe ihr ganzes Leben ausfüllten.

*) S. oben S. 56.

**) „Denkwürdigkeiten zur brandenburg. Geschichte", S. 149.

***) A. a. O. S. 157.

Unter seinem Sohne Friedrich, dem ersten Könige von Preußen, trat eine wesentliche Veränderung ein. Der Grundzug des Charakters dieses Fürsten war eine kleinliche Eitelkeit, welche, wie sich sein Enkel ausdrückt *), mehr nach einem blendenden Glanze, als nach wahrer, solider Größe strebte. Sogar seine Anstrengungen, die königliche Würde zu erhalten, welche man bisweilen als den Ausfluß einer großartigen und voraussehenden Politik hat rühmen wollen, waren, nach dem Urtheil eben jenes königlichen Geschichtschreibers (welcher gerade hierüber wol der competenteste Richter sein dürfte), lediglich die Wirkung der Begierde, seinen Geschmack durch äußerliches Gepränge befriedigen und seine stolze Verschwendung durch einen scheinbaren Vorwand rechtfertigen zu können. Die Pracht, welche Friedrich I. liebte, war nicht das Resultat der weisen Berechnung eines Regenten, welcher durch einen wohlangebrachten Luxus den Gewerbfleiß seiner Unterthanen zu beleben und zu ermuntern sucht, sondern die Verschleuderung eines eitlen und verschwenderischen Fürsten. Sein Hof war einer der prächtigsten in Europa; in seinen Küchen, Kellereien und Ställen bemerkte man mehr einen asiatischen Stolz, als eine europäische Anständigkeit **).

Allerdings that Friedrich manches für die Künste und sogar für die Wissenschaften, allein auch nur, um seine Eitelkeit zu befriedigen, ohne wahre Neigung und noch mehr ohne tieferes Verständniß für die edleren Beschäftigungen des Geistes. Die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin war mehr das Werk der geistvollen Königin, als das seine, denn er selbst ward für die Genehmigung zur Ausführung des von Leibnitz auf den Betrieb seiner königlichen Freundin und Schülerin entworfenen Plans nur dadurch gestimmt, daß man ihm vorstellte, es sei schicklich für einen König von Preußen, ein eben solches Institut zu besitzen, wie Ludwig XIV. Dieser selben Nachahmungssucht verdankte auch die Bildhauer- und Malerakademie zu Berlin ihr Entstehen. Die Prachtliebe und Verschwendungssucht des Königs versammelte in seiner Residenz eine große Masse von Künstlern, unter denen manches nicht unbedeutende Talent sich hervorthat, und einige der großen

*) Denkwürdigkeiten zur brandenburg. Geschichte, S. 208.

**) Das Obige ist wörtlich dem mehrfach angezogenen Werke Friedrich's des Großen entnommen; ich glaubte keinen bessern Gewährsmann anführen zu können.

öffentlichen Bauten Berlins, wie das Schloß und das Zeughaus, so wie einige Denkmäler der Bildhauerei, besonders die Bildsäule des Großen Kurfürsten, entstanden auf seine Veranlassung. Allein so wenig verstand Friedrich I. den wahren Werth der Künste und der Künstler zu schätzen, daß er den bedeutendsten aller damaligen Künstler Deutschlands, den genialen Schlüter, gegen einen andern zurücksetzte, der ihm nichts entgegenzustellen hatte, als seine adlige Geburt.

Natürlich fehlten dem, ganz auf französischen Fuß eingerichteten Hofe des neuen Königs von Preußen weder die Frivolitäten einer ungescheut betriebenen Mätressenwirthschaft, noch die eitle Selbstvergötterung durch feile Hofpoeten, und ebenso wenig entging der beschränkte Geist Friedrich's I. den betrügerischen Vorspiegelungen, mit welchen damals Goldmacher und Schwarzkünstler aller Art verschwenderische und leichtgläubige Fürsten zu bestricken wußten. Einer der verschmitztesten und unverschämtesten unter diesen Betrügern, Namens Caëtano, ein Italiener, trieb sein Spiel jahrelang mit dem schwachen König. Die Geschichte dieses Menschen ist die Geschichte der Thorheit, Unwissenheit und blinden Gier nach Reichthümern, welche einen großen Theil der damaligen Fürsten beherrschten. Caëtano, nachdem er sein Wesen in Spanien getrieben, kam nach Deutschland und versuchte sein Glück zuerst bei dem, immer geldbedürftigen, Kurfürsten Max Emanuel von Baiern. Er wußte diesen durch seine Schwindeleien so zu verblenden, daß derselbe ihn mit Ehrenauszeichnungen und Geschenken überhäufte. Er ward zum Feldmarschall und Commandanten von München ernannt. Als jedoch die Leerheit seiner Versprechungen, Gold zu machen, sich offenbarte, ließ der Kurfürst ihn verhaften und ins Gefängniß werfen. Erst nach sechs Jahren, 1704, wurde er wieder frei, und wandte sich nun unter dem Namen eines Grafen Ruggiero zuerst an den Kaiser Leopold, dann an den Kurfürsten von der Pfalz, erhielt von beiden Vorschüsse, ward jedoch auch wieder entlarvt und gefangengesetzt, entkam abermals und verlegte nun den Schauplatz seiner Betrügereien nach Berlin, wo ihm die Schwachheit, Eitelkeit und Verschwendungssucht Friedrich's einen günstigen Boden für seine Schwindeleien versprach. Der König, obgleich bereits von auswärts vor ihm gewarnt, schenkte dem Betrüger dennoch Glauben. Zwar wollte er ihm anfangs die Summen, welche Caëtano zu seinen Versuchen nöthig zu haben vorgab, nicht bewilligen, weil, wie er meinte, ein Gold-

macher nicht erst von Andern Geld zu erhalten brauchte; als aber Caëtano, anscheinend gekränkt durch dieses Mißtrauen, mit stolzen Mienen ihn verließ, um, wie er vorgab, die Früchte seiner goldenen Kunst anderswohin zu tragen, wo man sie besser zu würdigen wisse, da ward dem schwachen Könige bange, daß der schon im Geiste gesehene Goldregen ihm entgehen und einem Andern zu Theil werden möchte. Mit den größten Versprechungen rief er Caëtano zurück, bewilligte ihm alle seine Forderungen und überhäufte ihn außerdem mit den schmeichelhaftesten Auszeichnungen; er schenkte ihm sein eigenes, mit Brillanten besetztes Bildniß und ernannte ihn zum Generalmajor der Artillerie. Als der freche Schwindler nun aber endlich seine Verheißungen lösen sollte, entfloh er. Man holte ihn ein, er entfloh von neuem. Nochmals zurückgebracht, wußte er wiederum den König durch einige gauklerische Proben seiner vorgeblichen Kunst für sich einzunehmen und sein völliges Zutrauen zu gewinnen. So zog er, unter immer wiederholten Versprechungen und Täuschungen, den König fünf volle Jahre hin. Endlich, mit vieler Mühe, gelang es dem Kronprinzen, seinen Vater zu überzeugen, daß er sich so lange von einem ganz gemeinen Betrüger habe narren lassen. Der König that nun, was kleine Seelen in solchen Lagen zu thun pflegen. Je blinder vorher sein Vertrauen gewesen war, um so größer war nun sein Zorn. Nachdem er durch die Leichtgläubigkeit, womit er jahrelang einem längst entlarvten Betrüger sein Ohr geliehen, sich lächerlich gemacht, entehrte er sich durch die Grausamkeit, womit er seine Schwäche an dem Elenden rächte. Caëtano ward zum Tode verurtheilt und, wie es damals Brauch war, an einem mit Goldpapier ausstaffirten Galgen, angethan mit einer ebenso verzierten römischen Kleidung, gehenkt*).

Auch Böttcher, der Erfinder des Porzellans, begann seine alchymistische Laufbahn am Hofe Friedrich's I. Die ersten Proben, die er anstellte, schienen gelungen; der König wollte ihn festhalten, aber Böttcher entfloh nach Wittenberg. Friedrich verlangte seine Auslieferung, und zwar so dringend und unter Beifügung solcher Drohungen, daß man in Sachsen fürchtete, er werde ihn mit bewaffneter Hand

*) Gallus, „Handbuch der brandenburgischen Geschichte", 4. Bd. S. 489; „Denkwürdigkeiten zur brandenburgischen Geschichte", S. 274; Kopp, „Geschichte der Chemie", 2. Bd. S. 200 ff.

holen, und deshalb die Garnison von Wittenberg verstärkte. Zur größeren Sicherheit ward Böttcher dann nach Dresden und endlich auf den Königstein gebracht. Dort enttäuschte er zwar die Hoffnungen auf die Gewinnung von Gold, mit denen auch August der Starke sich geschmeichelt hatte, aber er entschädigte diesen dafür durch eine Erfindung, welche in anderer Weise die Prachtliebe des Königs und seine Begierde nach Schätzen befriedigte, für die Industrie aber einen viel größern Werth hatte, als die angebliche Kunst der Goldmacherei *).

Wie schwach und eitel aber auch, wie verschwendungssüchtig und wie sehr ergeben jeder Art von Weichlichkeit und Ausschweifung Friedrich I. war, so hinterließ doch seine Regierung nicht jene tiefen, zerstörenden Spuren in dem Leben des Staates und dem Charakter des Volkes, welche anderwärts bei einer ähnlichen Lebensweise der Fürsten sich bemerkbar machten. Der dem preußischen Staate von dem Großen Kurfürsten gegebene Anstoß zu wirklicher, solider Größe war zu mächtig gewesen, um durch eine, wennauch in ganz anderem Geiste geführte Regierung von nicht zu langer Dauer sogleich wieder zu verschwinden; vielmehr pflanzte er sich trotz dieser Unterbrechung fort und ließ die von Friedrich eingeschlagene Richtung alsbald wieder in die entgegengesetzte umschlagen. Die Eitelkeit des ersten Königs von Preußen selbst mußte dazu dienen, seine Nachfolger auf den rechten Weg zu leiten. Die Krone, die er sich aufgesetzt, war keine ausländische, deren unsicherer Besitz nur zu raschem Genuß vorübergehenden Glanzes hätte locken, oder deren Behauptung ihren Träger von der Sorge für die Interessen des eignen Landes hätte ablenken können. Im Gegentheil gab die Vereinigung der getrennten Besitzungen des Hauses Hohenzollern unter diesem Symbole souverainer Macht und Größe der von dem Großen Kurfürsten eingeschlagenen Richtung auf Consolidirung des preußischen Staates nur neuen Schwung und Nachdruck, und wenn Friedrich I. sich damit begnügt hatte, in dem äußeren Glanze der neuen Krone zu schwelgen, so waren seine Nachfolger um so emsiger bemüht, für den materiellen Rückhalt der erworbenen Machtstellung und für deren würdige Behauptung durch Einfachheit der Sitten und Sparsamkeit im eignen wie im Haushalte des Staates zu sorgen. Die Höhe, auf welche die Beherrscher des brandenburgisch-preußischen Staates durch die Annahme

*) Kopp, a. a. O. S. 207.

des Königstitels sich stellten, entfernte sie nicht von ihrem Volke, verknüpfte sie vielmehr nur um so inniger mit diesem, welches dadurch befähigt und angewiesen ward, mit seinen Fürsten vereint eine große Rolle in der europäischen Politik zu spielen, während der bloße Schein von Macht, womit die sächsischen Auguste durch Annahme der polnischen Krone sich umgaben, weil er nur ihnen persönlich, nicht ihrem Stammlande zu Gute kam, sie diesem immer mehr entfremdete und zwischen Fürst und Volk eine immer weitere Kluft befestigte.

Der Gegensatz des Charakters und der Lebensweise, welcher zwischen Friedrich I. und seinem großen Vorgänger stattgefunden, war kaum so schroff, wie derjenige, welcher sich zwischen ihm und seinem Sohne zeigte, als dieser zur Regierung kam. Wir können die Wirkungen dieses Gegensatzes nicht treffender schildern, als mit den Worten Friedrich's II.: „Unter Friedrich I. war Berlin das nördliche Athen, unter Friedrich Wilhelm I. wurde es Sparta" *).

Wir müssen freilich hinzusetzen, daß die Aehnlichkeit Berlins mit Athen unter Friedrich I. mehr in dem schwelgerisch sinnlichen Lebensgenuß, als in der eigentlichen Verfeinerung der Sitten bestanden hatte, und daß die entgegengesetzte Denkweise, welcher Friedrich Wilhelm I. huldigte, wenigstens nicht die spartanische Verachtung aller friedlichen Beschäftigungen in sich schloß.

Allerdings war eine fast bis zum Aeußersten getriebene rauhe Einfachheit und Derbheit der Sitten der Grundcharakter Friedrich Wilhelm's I., und vergebens hatte seine geistvolle Mutter sich bemüht, ihm sanftere Gewohnheiten beizubringen **). Angewidert von der weichlichen und verschwenderischen Pracht am Hofe seines Vaters, Zeuge der tiefen Wunden, welche ein solches Leben nicht blos den Finanzen des Staats, sondern auch der Sittlichkeit des Volks geschlagen, verfiel er, in dem Eifer, diese Richtung zu vermeiden, beinahe allzu sehr in das entgegengesetzte Extrem. Aus Haß gegen das ausländische Wesen, welchem sein Vater gehuldigt, war er unempfänglich selber gegen die Vortheile, welche eine zweckmäßige Benutzung der Cultur des Auslandes für die Verfeinerung der Sitten und die Bildung des Geistes der preußischen Nation, die in beidem noch keineswegs weit vorangeschritten war, wol

*) „Denkwürdigkeiten zur brandenburg. Geschichte", S. 275.

**) Förster, „Fr. Wilhelm I.," 1. Bd. S. 104 ff.

gewähren konnte *). Die Künste und Wissenschaften, welche sein Vater, wenn auch nur aus Eitelkeit und mit beschränktem Sinne, gefördert hatte, verachtete er vollständig. Friedrich I. hatte zwar mit den Mitteln zur Ausstattung der neugestifteten Akademie gekargt, aber er hatte ihr wenigstens einen weithin strahlenden Glanz verliehen, indem er zu ihrem Präsidenten einen Leibnitz ernannte, der, nach dem Ausspruche Friedrich's des Großen, „für sich allein eine ganze Akademie war". Friedrich Wilhelm I. erklärte den großen Philosophen für „einen Kerl, der zu gar nichts, nicht einmal zum Schildwachestehen tauge" **); er verhöhnte die Akademie, indem er ihr seinen lustigen Rath Gundling zum Präsidenten gab, und würde sie wahrscheinlich ganz aufgehoben haben, wenn dieselbe sich nicht erboten hätte, durch Anlegung eines anatomischen Theaters ihm tüchtige Feldscherer für seine Armee zu liefern ***). Die Universitäten verspottete er, indem er die Professoren zu Frankfurt a. O. zwang, mit einem andern seiner lustigen Räthe, Morgenstern, öffentlich zu disputiren †), und von der zu Halle, durch deren Stiftung sein Vater, halb unbewußt vielleicht, den Keim zu einem freieren Aufschwunge der Wissenschaft und zu der darauf ruhenden Größe Preußens gelegt hatte, vertrieb Friedrich Wilhelm den bedeutendsten Vertreter dieser freieren Wissenschaft, Christian Wolf, weil man ihm weiß gemacht, die philosophischen Ansichten desselben, ins Leben übertragen, würden seine großen Grenadiere zur Desertion veranlassen ††). In seiner hausväterlichen Strenge

*) Komisch ist, daß dieser gründliche Hasser französischen Wesens sich dennoch der, damals zur Mode gewordenen und auch ihm anerzogenen Vermengung des Deutschen mit französischen Brocken so wenig entschlagen konnte, daß er z. B. bei der Zusammenkunft mit seinem Sohne in Cüstrin (nach dessen Verbannung dorthin) unmittelbar, nachdem er gesagt hatte: „er habe keine französischen Manieren, er sei ein deutscher Fürst und wolle als solcher leben und sterben", sich in dem folgenden Kauderwelsch gegen den Kronprinzen erging: „Wenn ein junger Mensch Sottisen thut im Courtisiren" u. s. w., solches kann man ihm als Jugendfehler pardonniren; aber mit Vorsatz Lacheteten und dergleichen garstige Action zu thun, ist impardonnable. (Preuß, „Friedrich's des Großen Jugend", S. 133.)

**) Scherr, „Culturgeschichte", S. 446.

***) Guhrauer, „Leibnitz", 2. Bd. S. 202; Förster, „Friedrich Wilhelm I.", 2. Bd. S. 351.

†) Förster a. a. O. 1. Bd. S. 296.

††) Ebenda, 2. Bd. S. 352. Erst gegen sein Lebensende, wo er überhaupt weicher und menschlicher ward, ließ er auch von dem früheren Widerwillen gegen alles Ideale etwas nach. „Der König hat von den Wissenschaften als etwas Löb-

ging er nicht selten bis zur Brutalität, und seine Verachtung aller feineren Bildung des Geistes und des Geschmackes, überhaupt alles dessen, was nicht unmittelbar für die militärischen Zwecke, die einzigen, die er anerkannte, nützlich und nothwendig erschien, ließ ihn auch in der Erziehung seiner Kinder ein System befolgen, welches, wenn es ihm gelungen wäre, dasselbe in ganzer Strenge durchzuführen, Preußen für lange Zeit in dem geistigen Aufschwunge gehemmt haben würde, zu dem es bestimmt war.

Welche großen Veränderungen in dem Hofleben Berlins durch einen solchen Regierungswechsel vor sich gehen mußten, läßt sich denken. Der Hofstaat, unter Friedrich I. einer der zahlreichsten und glänzendsten in Europa, ward unter Friedrich Wilhelm I. einer der eingeschränktesten; die großen Besoldungen hörten auf, der schwelgerische Luxus und der laute Lärm höfischer Feste wich dem einförmigen Leben einer großen Wachstube oder Kaserne, wozu der kriegerische König sein Schloß und beinahe die ganze Residenz umwandelte. Das steife französische Ceremoniell verschwand. Der König lebte wie ein einfacher Landedelmann und verlangte von seiner Familie dieselbe Einfachheit. Sogar den Rangstolz, diese allgemeine Untugend der deutschen Fürsten, ließ ihn sein patriarchalischer Sinn beinahe gänzlich aus den Augen setzen. Es war für seine Gemahlin, die darin nicht so dachte wie er, und für seine Töchter oft eine Ursache peinlicher Kränkungen, daß sie fremde fürstliche Personen nur in der Rolle der Frau und der Töchter vom Hause empfangen und ihnen, auch wenn sie geringeren Ranges waren, mit Beiseitesetzung alles herkömmlichen Ceremoniells den Vortritt lassen sollten*). Die Tagesordnung der königlichen Familie war die einfachste und regelmäßigste von der Welt. Täglich um 10 Uhr begaben sich die Prinzessinnen zu der Königin und mit dieser in die neben dem Zimmer des Königs befindlichen Paradezimmer. Hier saßen sie, selbst im Winter gewöhnlich ohne Feuer, und ohne sich die Zeit mit etwas vertreiben zu dürfen, bis zum Mittag; dann gingen sie in des Königs geheimes Kabinet, um ihm guten Morgen zu wünschen, worauf man sich an eine Tafel von vierundzwanzig Gedecken setzte, auf der, so lang und groß

---

lichem gesprochen", schreibt der Kronprinz hocherfreut im J. 1738 an einen seiner Vertrauten, und 1739: „Der König liest Wolf's „„Natürliche Theologie"". (Kugler, „Gesch. Friedrich's des Großen", S. 81, 83.)

*) „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth", 1. Bd. S. 39.

sie war, nur zwei Schüsseln standen: ein Gemüse, aus dem Wasser gekocht, auf dem ein bischen geschmolzene Butter und gehackte Kräuter obenauf schwammen, und eine Schüssel mit Kohl und Schweinefleisch; zwei andere Schüsseln folgten mit einem Hecht oder Karpfen, von denen jedes eine Nuß groß bekam; der Braten bestand meist aus einer Gans oder einem alten wälschen Hahn. Sonntags kam noch eine Torte dazu. Ein sehr langweiliger Mann saß mitten an der Tafel, dem Könige gegenüber, und erzählte Zeitungsnachrichten, über die er dann einen langen politischen Unsinn ergoß, der Allen, außer dem Könige selbst, tödtliche Langeweile machte. Nach der Tafel setzte sich der König neben den Kamin in einen Armstuhl und schlief. Die Königin und die Prinzessinnen saßen um ihn her. Das dauerte bis drei Uhr, wo der König spazieren ritt. Wenn der König um sechs Uhr zurückkam, malte er, oder besudelte vielmehr Papier, bis um acht Uhr, wo er in die Tabagie ging. Die Königin spielte indeß mit ein paar Hofdamen Tocadille. Um neun Uhr setzte man sich zur Tafel, die mehrere Stunden dauerte. Dieses Leben war so regelmäßig, wie das Exercitium der Soldaten, und alle Tage sich völlig gleich*). Die Tafel des Königs durfte nicht mehr als sieben Thaler täglich kosten, womit die Speisen für vierundzwanzig Personen, außerdem aber auch für die Hofdamen, Pagen, Lakaien 2c., bestritten werden mußten**). Nicht weniger sparsam und einfach war die ganze häusliche Einrichtung. In den Zimmern des Königs sah man nur hölzerne Schemel und Bänke; auch die Tische und die übrigen Meubels waren von dem einfachsten Stoff. Teppiche, Tapeten, Polstersessel und andern dergleichen Luxus gab es nicht. Um jedoch zu zeigen, daß es ihm nicht an Mitteln zu einer Prachtentfaltung mangle, welche nur die eigne Neigung ihm verbiete, ließ der König einmal sechs Säle mit dem größten Luxus ausschmücken und verwandte darauf, nach dem Zeugniß seiner Tochter, die für seine Sparsamkeit ungeheure Summe von sechs Millionen Thalern***), und bei festlichen Gelegenheiten prangte

*) „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth", 1. Bd. S. 342.

**) Seckendorf's „Journal secret", als Anhang zu den „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth" gedruckt. Etwas weniger kärglich, aber immerhin äußerst frugal erscheint die königliche Tafel in den Beschreibungen Faßmann's bei Förster a. a. O. 1. Bd. S. 196.

***) „Denkwürdigkeiten", 1. Bd. S. 243.

auf der königlichen Tafel ein Service von gediegenem Silber, dessen Werth man auf anderthalb Millionen Thaler schätzte*).

Die Vergnügungen des Königs waren der Einfachheit und Rauhheit seiner Sitten angemessen. Musik hielt er für ein Capitalverbrechen. Die Beschäftigung mit Künsten überhaupt oder mit Wissenschaften war in seinen Augen nicht viel besser als eine der sieben Todsünden. Nach seinem Willen sollte alle Welt nur Eine Sache im Kopfe haben, die Männer das Kriegswesen, die Weiber den Haushalt**). Die einzige Kunstfertigkeit, welche Gnade vor seinen Augen fand, waren die grotesken Luftsprünge der Seiltänzer, mit deren Vorstellungen auf dem Rathhause zu Berlin oder Potsdam er sich bisweilen einige Abendstunden vertrieb***). Seine liebste Zerstreuung war und blieb sein Tabakscollegium, welches er täglich besuchte und worin er gewöhnlich den ganzen Abend verbrachte. Er hatte dazu besondere Tabaksstuben in den königlichen Lustschlössern von Berlin, Potsdam und Wusterhausen einrichten lassen. Bier und Tabak waren die einzigen materiellen Genüsse, welche hier geboten wurden. Die Generäle und Minister des Königs mußten regelmäßig in diesem Collegium erscheinen, und auch die fremden Gesandten fanden sich veranlaßt, womöglich dabei nicht zu fehlen, denn manche Staatsangelegenheit ward hier gesprächsweise abgemacht. Selbst seine fürstlichen Gäste glaubte der König nicht besser zu ehren, als wenn er sie in sein Tabakscollegium einführte. Die Würze desselben waren die Späße Gundling's. Der Ton der ganzen Gesellschaft war mehr als zwanglos. Das Einzige, was von den Gästen gefordert wurde, war, daß jeder aus einer holländischen Pfeife rauchte und auf das allseitige Zutrinken fleißig Bescheid that. Wer nicht brav mittrank, ward als ein „Pinsel“ verspottet. Das Collegium endete daher selten ohne einen allgemeinen Rausch, der bisweilen die Gäste und den Wirth selbst unter den Tisch warf †).

Einen grelleren Contrast konnte es nicht geben, als zwischen diesem Hofe Friedrich Wilhelm's I., welcher die ganze Einfachheit, aber auch die

*) Förster a. a. O. 1. Bd. S. 219.

**) „Denkwürdigkeiten“, 1. Bd. S. 358.

***) Ebenda, 1. Bd. S. 28.

†) „Denkwürdigkeiten“, 1. Bd. S. 340. Eine sehr treue und lebendige Schilderung dieses Tabakscollegiums hat bekanntlich Gutzkow in seinem Lustspiel: „Zopf und Schwert“ gegeben.

ganze Rohheit der älteren deutschen Sitte auf das Strengste beibehielt, und dem überfeinerten, in allem Glanze, aber auch allen Lastern ausländischer Mode schwelgenden Hofe seines sächsischen Nachbars. Der preußische Soldatenkönig mag wol eine eigenthümliche Figur gespielt haben, als er im Jahre 1728 mit seinem Sohne, dem Kronprinzen, einen Besuch in Dresden abstattete. Nach gewohnter Sitte feierte August die Anwesenheit desselben durch eine Reihe üppiger Feste. Bei einem dieser Feste führte er seinen königlichen Gast, nachdem man zuvor weidlich gezecht hatte, auf eine Redoute. Im vertraulichen Gespräche durchschritten die beiden Fürsten ein Zimmer nach dem anderen, gefolgt von den übrigen Gästen, unter denen auch der Kronprinz von Preußen sich befand. Endlich gelangte man in ein großes, prächtig ausgeschmücktes Zimmer, welches von einer Unzahl von Kerzen tageshell erleuchtet war. Während der König von Preußen die Pracht dieser Einrichtung bewunderte, sank plötzlich eine Tapetenwand nieder, und eine Scene bot sich den Blicken der erstaunten Gäste dar, ähnlich jener, welche Goethe in seiner Schweizerreise so verführerisch geschildert hat. Ein Mädchen von tadelloser Schönheit zeigte sich, gänzlich unverhüllt, auf einem Ruhebette nachlässig ausgestreckt. Der König von Polen erwartete gespannt den Eindruck, den dieses Bild auf seinen königlichen Gast machen würde. Dieser aber hatte beim ersten Anblick der Venus sogleich seinen Hut dem Kronprinzen vors Gesicht gehalten, indem er ihm zugleich befahl, sich zu entfernen. Dann wandte er sich zu seinem Wirth und sagte trocken: „Sie ist recht schön“, worauf er fortging. Gegen seine Umgebungen aber erklärte er noch an demselben Abende sehr bestimmt: „er liebe solche Dinge nicht und möge sie nicht wieder sehen“ *).

Die rauhe Sittenstrenge Friedrich Wilhelm's I. war, selbst in ihren Uebertreibungen, ein wohlthätiger Gegensatz zu der asiatischen Verweichlichung so vieler deutscher Höfe dieser Zeit. Sie führte nicht blos seine Umgebungen und die Bevölkerung der preußischen Hauptstadt, welche unter Friedrich I. bereits angefangen hatte, sich einer gewissen Weichlichkeit und Leichtfertigkeit hinzugeben, zu einfacheren Sitten, den Adel des Landes, der sich eine Zeit lang in Verschwendungen überbot, zu größerer Sparsamkeit zurück, sondern sie wirkte auch wenigstens einigermaßen mäßigend auf das Treiben der übrigen deutschen Höfe

*) „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth“, 1. Bd. S. 77.

ein, weckte in manchen Fürsten den Trieb der Nachahmung und ließ die deutsche Nation doch nicht ganz ausschließlich unter dem Eindrucke jener, von nur zu vielen Punkten aus ihr zur Schau gestellten, ausländischen Frivolität. Allein die allzulange Fortdauer einer derartigen Lebens- und Regierungsweise wäre nicht weniger vom Uebel gewesen. Sie hätte das preußische Volk, dessen Sitten ohnehin noch wenig verfeinert waren, in völlige Rohheit und Barbarei zurückgestürzt und Preußen am Ende gänzlich von den Fortschritten der neuen Bildung, welche bereits im übrigen Europa durchzubrechen begann, ausgeschlossen. „Schon hatte", bemerkt Friedrich der Große*), „das preußische Volk aus einer gezwungenen Nachahmung eine saure Miene angenommen. Niemand in den ganzen preußischen Staaten hatte mehr als drei Ellen Tuch zu seinem Kleide, dagegen einen Degen an der Seite, dessen Länge nicht weniger als zwei Ellen betrug. Die Weiber flohen die Gesellschaft der Mannspersonen, und diese ersetzten solchen Verlust durch Wein, Tabak und Narrenspossen. Die Sitten der Preußen waren denen ihrer Nachbarn kaum noch ähnlich: sie waren Urbilder geworden."

Ein wie großes Glück es daher auch für Preußen gewesen war, daß auf die üppige Regierung eines Friedrich I. die nüchterne eines Friedrich Wilhelm I. folgte, so war es doch ein noch viel größeres Glück, daß des Letzteren Nachfolger nicht in allen Stücken ihm glich, zwar die Vorzüge seiner Einfachheit und Sittenstrenge beibehielt, aber damit einen größeren Schwung des Geistes, eine größere Freiheit und Vielseitigkeit der Lebensanschauung, feine Sitten und einen lebhaften Geschmack für geistige Genüsse verband. Derselbe natürliche Rückschlag, welcher Friedrich Wilhelm I., den Sohn eines weichlichen, eitlen, allen ernsteren Geschäften abgeneigten und nur in Vergnügungen lebenden Fürsten, zu einem pedantisch strengen Haushalter und Regenten und zu einem Manne von nicht blos einfachen, sondern fast rohen Sitten gemacht hatte, bewirkte in Friedrich II. eine ähnliche Abweichung von dem durch das Beispiel und den Befehl seines Vaters ihm vorgezeichneten Wege der Bildung. Der tödtliche Haß, den Friedrich Wilhelm I. gegen die schönen Künste, die moderne Literatur und die höhere Wissenschaft, die Philosophie, hegte, konnte nicht verhindern, daß sein Sohn sich gerade allen diesen Studien mit besonderer Vorliebe hingab, seinen

*) „Denkwürdigkeiten zur brandenb. Geschichte", S. 281.

Geist und Geschmack durch Musik, durch das Lesen der neueren französischen Literatur und durch das Studium der Wolf'schen Philosophie bildete und mit den hervorragenden Geistern der Franzosen, insbesondere mit Voltaire, einen lebhaften Verkehr unterhielt. Die Brutalität, womit der König dieses freiere Aufstreben des gewaltigen Geistes seines Sohnes zu unterdrücken suchte, bestärkte den letzteren nur noch mehr in der eingeschlagenen Richtung. Es folgten jene furchtbaren Scenen, welche den Charakter des Königs in seiner ganzen Wildheit zeigten und bei denen wenig fehlte, daß Friedrich Wilhelm seinem Sohne das Schicksal des unglücklichen Alexis von Rußland bereitet hätte, weil derselbe gleich diesem (nur in entgegengesetzter Richtung) die Pläne des Vaters zu durchkreuzen schien. Die Verbannung Friedrich's nach Cüstrin war die mildeste Lösung eines Conflictes, welcher bei längerem Beisammensein zweier so gänzlich ungleichartiger Naturen sich fort und fort erneuern und bis zum Unerträglichen steigern mußte. Dort und in Rheinsberg, wohin sich Friedrich, nach zu Stande gebrachter Aussöhnung mit seinem Vater, in Begleitung der von diesem ihm gegebenen Gemahlin zurückzog, begann der junge Prinz jenes Leben strenggeregelter Abwechselung zwischen pünktlichster Pflichterfüllung und heiterster Erholung in geistigen und geselligen Ergötzungen, zwischen Geschäften des Kriegers oder des Staatsmannes und Studien des Philosophen, des Dichters oder des Künstlers, zwischen Ernst und Laune, Arbeit und Genuß, welches er auch später, nach seiner Thronbesteigung, im Wesentlichen beibehielt. Während er mit peinlichster Genauigkeit die von seinem Vater ihm vorgeschriebene Lebensordnung befolgte, sein Regiment einübte und die Acten studirte, die ihm zur Bearbeitung zugestellt wurden, behielt er Zeit genug, nicht nur, um weit über diesen beschränkten Kreis mechanischer Beschäftigungen hinaus in das wahre Wesen der Kunst des Staatsmanns, des Regenten und des Feldherrn einzudringen und von den Verhältnissen seiner eignen künftigen Staaten, wie von denen des gesammten Europas sich eine ausgebreitete und gründliche Kenntniß zu verschaffen, sondern auch seinen Geist zu der Höhe der anbrechenden Aera der Philosophie hinanzubilden, seinen Geschmack für die schönen Künste zu entwickeln und zu befriedigen und außerdem noch dem jugendlichen Drange fröhlichen Sichauslebens in zwangloser Heiterkeit und übersprudelnder Lust genug zu thun. Hier vertiefte sich der Prinz abwechselnd in das Studium der Wolf'schen

Metaphysik und der kritischen Schriften Bayle's und schöpfte aus beiden hellere Ansichten über die Natur der Dinge und die Bestimmung des Menschen, als welche seine streng orthodoxe Erziehung ihm gewährt hatte. Hier bildete er seine Fertigkeit auf der Flöte aus. Hier übte er sich in ernsten und heitern poetischen Versuchen, bald in der Muttersprache, häufiger noch in der, ihm früh anerzogenen, französischen. Von hier aus unterhielt er bereits einen schriftlichen Verkehr mit Voltaire und andern französischen Gelehrten. Hier verfaßte er jene ersten politischen Schriften — die „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand von Europa“ und den „Antimacchiavell“ — worin er, der kaum vierundzwanzigjährige Prinz, die Fürsten Deutschlands an ihre Pflichten als „Diener ihrer Völker“ erinnerte und wegen ihrer leichtsinnigen und übermüthigen Lebensweise zur Rede stellte*). Hier endlich stiftete er — dem Hange der damaligen Zeit nach Verbindungen und Ceremonien nachgebend — einen „Bayardbund“ mit allerhand geheimnißvollen Formen und Bezeichnungen, ohne einen anderen Zweck, als den des Ergötzens an eben diesen Aeußerlichkeiten und der darin sich ausprägenden unbefangenen und heiter genialen Vertraulichkeit**).

Rheinsberg, der Ort dieser stillen Zurückgezogenheit des Prinzen, liegt, obwol in den wenig romantischen Ebenen Pommerns, doch ziemlich anmuthig an einem See, jenseit dessen sich ein Wald von Eichen und Buchen in Gestalt eines Amphitheaters erhebt***). Friedrich ließ das alte Schloß nach seinen eignen Angaben ausbauen und gab ihm ein anmuthigeres, mit den Umgebungen mehr harmonirendes Aussehen. Die innere Einrichtung zeigte eine bescheidene und geschmackvolle Pracht; die Bekleidung der Zimmer und der Meubles war von sanften

*) Kugler, „Geschichte Friedrich's des Gr.“, S. 78; Preuß, „Friedrich der Große“, 1. Bd. S. 107, 117.

**) Manche haben dem Bayardbunde gewisse geheimnißvolle Zwecke unterlegen wollen. Daß davon nicht die Rede war, bezeugen Preuß, „Friedrich's des Großen Jugend“, S. 243, Kugler, „Gesch. Friedrich's des Gr.“, S. 72. Die Verpflichtung der Bundesglieder lautete: „zu jeder edlen That“, insbesondre „zur Erlernung der Kriegsgeschichte und Heerführung“. Man legte sich romantische Namen aus dem Mittelalter bei, schrieb sich Briefe im altfranzösischen Ritterstil und „beobachtete auch noch später mit Ernst die Formen des Bundes, wie in der Zeit unbefangener Jugend“.

***) Das Folgende meist nach des Freiherrn v. Bielefeld „Freundschaftl. Briefen“, 1. Bd. S. 70 ff. Vgl. auch die angeführten Werke von Preuß und Kugler.

Farben, violett, himmelblau u. dgl., mit Silber; nur der Saal prangte in reicherem Schmucke und war mit einem schönen Deckengemälde von der Hand des berühmten französischen Malers Pesne verziert. Um das Ganze her zogen sich schöne Gärten. Der kleine Hof, den Friedrich hier um sich versammelte, bestand durchweg aus Personen von einfachen und anständigen Sitten, gefälligem Wesen, lebhaftem Verstand und aufrichtiger Neigung zu den schönen Wissenschaften und Künsten. Zu den Vertrautesten des Prinzen gehörte ein Baron von Knobelsdorff, ein äußerlich schlichter, fast mürrischer Mann, aber talentvoll und kenntnißreich, von gebildetem Geschmack in Malerei und Baukunst. Er war auf des Prinzen Kosten gereist und half diesem nun bei der Einrichtung seines Schlosses und seiner Gärten. Da war ferner ein Herr Jordan, eigentlich ein Theolog, aber ebenfalls den schönen Künsten und Wissenschaften ergeben, durch Reisen gebildet, selbst als Schriftsteller schon aufgetreten, gelehrt und witzig, dabei von sanftem Charakter und edlen Sitten; Herr von Chasot, ein Franzose, ein Mann von gefälligem Wesen und lebhaftem Verstande; sodann ein alter Major von Senning, des Prinzen Lehrer in der Mathematik; endlich der Hofmarschall von Wolden, ein einfacher, verständiger, redlicher Mann. Dazu kamen noch einige Officiere von des Prinzen Regiment, geschickte Militairs und zugleich Freunde der schönen Künste. Diese Künste selbst hatten noch überdies ihre besondern Vertreter in dem kleinen, aber auserlesenen Cirkel: die Malerei an zwei Franzosen, Pesne und Dubuisson, die Musik an dem berühmten Graun und seinem Bruder. In demselben Geiste, wie der Hof des Prinzen, war der seiner Gemahlin zusammengesetzt. Nicht sowol glänzende Vorzüge des Aeußern oder der Geburt, als edle Bildung und ein achtbarer Charakter waren die Eigenschaften, welche hier Zutritt verschafften. Außerdem wurden in diese Kreise von Zeit zu Zeit noch allerlei Damen aus Berlin gezogen, welche durch Geist und anmuthiges Wesen geeignet schienen, die Gesellschaft zu verschönern. Fremde, welche durch Bildung und geistige Vorzüge sich empfahlen, waren jederzeit willkommen, und es fehlte fast niemals an solchen. Ausländer von Ruf, wie Algarotti und Lord Baltimore, kehrten hier ein; andre, wie Voltaire, nahmen wenigstens brieflich an dieser geistig belebten Geselligkeit theil*).

*) Preuß, „Friedrich der Große", 1. Bd. S. 77.

Alle Bewohner des Schlosses genossen der vollkommensten Freiheit in ihrer täglichen Lebensweise; von einer abgemessenen Etikette oder einem steifen Ceremoniell war nicht die Rede. Den Morgen über trieb jeder, was er wollte, beschäftigte sich auf seinem Zimmer mit Musik, Malerei, Lectüre oder sonst einem nützlichen Zeitvertreib, oder lustwandelte in den Gärten und den Umgebungen des Schlosses. Den Prinzen und die Prinzessin sah man nur bei Tafel, bei den Bällen, Concerten und sonstigen Ergötzlichkeiten, welche die Gesellschaft vereinigten. Zur Tafel fanden sich die Gäste zusammen in sauberer Kleidung, doch ohne Pracht. Nach der Tafel begab man sich in das Zimmer derjenigen Dame, welche die Reihe traf, den Kaffee zu reichen. Selbst die fremden Damen waren von dieser Pflicht nicht ausgenommen. Der ganze Hof versammelte sich hier wieder, mit Ausnahme des Prinzen und der Prinzessin, welche den Kaffee auf ihrem Zimmer nahmen. Da ward geschwatzt, gescherzt, auch wol ein Spiel gemacht. Des Abends fand gewöhnlich eine musikalische Unterhaltung, bisweilen ein Ball statt. Zu den Concerten in des Prinzen Zimmer wurden nur die Auserwähltesten eingeladen. Der Prinz spielte dann gewöhnlich eine Sonate oder ein anderes Musikstück auf der Flöte, meist von seiner eignen Composition. Die Unterhaltung bei Tafel war lebhaft und witzig. Der Prinz erschien auf allen Feldern des Wissens bewandert, und seine Einbildungskraft brachte immer neue Gesichtspunkte herbei, um das Gespräch zu beleben. Er duldete nicht blos einen höflichen Widerspruch gegen seine Ansichten, sondern er suchte auch den Andern Gelegenheit zu geben, ihr geselliges Talent zu entfalten und ihren Witz zu zeigen. Er liebte es, zu scherzen und zu spötteln, doch ohne Bitterkeit, und eine witzige Antwort verletzte ihn nicht. Auch die Prinzessin, obgleich sie wenig sprach, zeigte Geist und Anmuth.

Selbst eine etwas ausgelassenere Art von Lustigkeit wies man nicht gänzlich ab, sondern betrachtete sie als eine angenehme Würze des gewöhnlichen, einfacheren und gehalteneren Lebens. Der Freiherr von Bielefeld, der selbst eine Zeit lang zu dem vertrauteren Cirkel von Rheinsberg gehörte, entwirft von einem solchen kleinen Bacchanal daselbst die folgende Schilderung*): „Wir hatten uns kaum zur Tafel gesetzt, als der Kronprinz den Anfang machte, viele wichtige Gesund-

*) „Freundschaftliche Briefe", 1. Bd. S. 66.

heiten, eine nach der andern, auszubringen, auf welche man nothwendig Bescheid thun mußte. Auf dieses erste Scharmützel erfolgte eine ganze Lage von scherzhaften und sinnreichen Einfällen, sowol von Seiten des Prinzen, als einiger Andern, die zugegen waren; die finstersten Stirnen heiterten sich auf; die Fröhlichkeit ward allgemein, und selbst die Damen nahmen theil daran. Nach Verlauf von zwei Stunden bemerkten wir, daß auch die größten Behältnisse nicht einem Schlunde gleichen, worein man ohne Aufhören flüssige Materien schütten kann, ohne ihnen wieder einen Ausgang zu verschaffen. Die Nothwendigkeit litt kein Gesetz, und die Ehrfurcht selbst, welche man der Gegenwart der Prinzessin schuldig war, konnte mehrere der Gäste nicht zurückhalten, aufzustehen, um im Vorgemach frische Luft zu schöpfen. Ich selbst war von dieser Zahl. Beim Hinausgehen befand ich mich noch ziemlich frisch. Aber, nachdem mich die Luft getroffen, spürte ich beim Hineingehen in den Saal eine kleine Umnebelung, welche mir den Verstand zu verdunkeln anfing. Ich hatte ein großes Glas Wasser vor mir stehen gehabt. Die Prinzessin, der gegenüber zu sitzen ich die Ehre hatte, war durch eine kleine Schalkheit bewogen worden, mir das Wasser ausgießen und das Glas mit Sillerywein, so klar wie Quellwasser, anfüllen zu lassen; überdies hatte man noch den Schaum davon abgeblasen. Auf diese Art, da ich schon das Feine im Geschmack verloren hatte, vermischte ich wider Willen meinen Wein mit anderm Wein, und statt der gehofften Abkühlung trank ich mir ein Räuschchen, das einem Rausche ziemlich nahe kam. Um mir völlig den Rest zu geben, befahl der Prinz, daß ich mich an seine Seite setzen sollte; er schwatzte mir viel von seinen gnädigen Gesinnungen vor; er ließ mich einen Blick in die Zukunft thun, so weit, als damals meine umnebelten Augen sehen konnten, und nöthigte mich dabei, ein gestrichenes Glas nach dem andern von seinem Lünelwein zu trinken. Indessen empfand die übrige Gesellschaft so gut als ich die Wirkung des Nektars, der an diesem Feste wie Wasser floß. Endlich, es sei nun durch Zufall, oder aus Vorsatz, zerbrach die Kronprinzessin ein Glas. Dies war gleichsam die Loosung für unsre ungestüme Freude und schien uns ein großes, der Nachahmung würdiges Beispiel. Im Augenblick flogen die Gläser in alle Winkel des Saals, und alles Krystall, Porcelain, Schaalen, Spiegel, Leuchter, Geschirr und dergleichen wurde in tausend Stücke zerschlagen. Mitten in dieser gänzlichen Verwüstung bezeigte sich der Prinz wie der gesetzte Mann

beim Horaz, der bei dem Umsturz des ganzen Weltgebäudes die Trümmer mit ruhigem und heiterm Auge betrachtet. Allein, da sich die Freude in einen Tumult verwandelte, entzog er sich dem Handgemenge und begab sich mit Hülfe seiner Pagen in sein Zimmer. Die Prinzessin verschwand im nämlichen Augenblicke. Ich für meine Person hatte das Unglück, daß ich auch nicht einen einzigen Bedienten antraf, der so viel Menschlichkeit besessen hätte, sich meiner wankenden Figur anzunehmen. Ich kam also der großen Treppe zu nahe, fiel selbige von oben hinunter und blieb an der letzten Stufe ausgestreckt, ohne Besinnung, liegen. Ich wäre vermuthlich umgekommen, wenn nicht eine alte Magd mein Schutzengel gewesen wäre. Ein ungefährer Zufall hatte sie an diesen Ort gebracht, und, da sie mich im Finstern für den großen Schloßpudel ansah, so belegte sie mich mit einem garstigen Titel und gab mir mit dem Fuße einen Tritt vor den Leib. Da sie aber merkte, daß ich ein Mensch und, was noch mehr, ein junger Hofmann war, so mochte sich ihr ganzes Herz bewegen; sie schrie nach Hülfe; meine Bedienten liefen herbei, man trug mich in mein Bett, holte den Chirurgus und verband meine Wunden. Den Morgen darauf schwatzte man vom Trepaniren; allein ich wurde von dieser Furcht befreit und mußte nur vierzehn Tage lang das Bett hüten, in welcher Zeit der Prinz die Gnade hatte, mich alle Tage zu besuchen und zu meiner Genesung alles Mögliche beizutragen. An eben diesem Morgen nach dem Feste war das ganze Schloß zum Sterben krank; weder der Prinz noch einer von seinen Cavalieren konnte aus dem Bette steigen, und Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin befand sich allein an der Tafel."

Wol mochte Friedrich das Leben, welches er und seine Umgebungen führten, als ein zwischen Ernst und Frohsinn getheiltes und in heitrer, doch würdiger Weise geführtes in den Worten charakterisiren*):

„Wir haben unsere Beschäftigungen in zwei Klassen, die nützlichen und die angenehmen, getheilt. Zu den nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Lust- und Trauerspiele, welche wir aufführen, die Maskeraden und die Schmausereien, welche wir geben. Ernsthafte

*) In einem Briefe an Suhm, 1738 (s. Preuß, „Friedrich's des Großen Jugend", S. 194).

Beschäftigungen behalten indeß den Vorzug, und ich darf wol sagen, daß wir nur einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, indem sie uns blos zur Erholung und zur Milderung der Finsterheit und des Ernstes der Philosophie dienen, welche die Grazien nicht leicht zu einem freundlichen Gesichte bringen können."

Wenn etwas noch einen Schatten auf dieses heitere Bild warf, so war es der trotz der äußerlichen Versöhnung doch nicht völlig ausgeglichene Gegensatz zwischen der Denk- und Lebensweise des Kronprinzen und derjenigen seines Vaters. Aber auch dieser Schatten sollte noch schwinden! Die gleiche innere Tüchtigkeit beider mußte sie trotz aller Verschiedenheit ihres Denkens und Thuns einander allmälig näher und endlich zu gegenseitiger Anerkennung führen. Auf einer Reise durch Litthauen, die er mit seinem Vater machte, ging dem Kronprinzen zuerst der ganze, volle Werth dieser, zwar äußerlich rauhen, aber in ihrer hingebenden Sorge für das Wohl des Landes wahrhaft königlichen Natur auf, und gerührt schrieb er an Voltaire: „Ich habe eine neue Schöpfung des Königs meines Vaters gesehen". Und auch das dem Sohne so lange verschlossene Herz des Königs erweichte sich, als er mehr und mehr einsah, daß dieser, wenn auch auf andern Wegen, doch dem gleichen Ziele, wie er selbst, der Wohlfahrt des Volkes und der Größe des Staates zustrebte, und froh beruhigt rief er in seinen letzten Stunden aus: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger habe*)!"

Der Geist, der am Hofe des Kronprinzen geherrscht, ging auch auf den Hof des Königs über, nachdem Friedrich II. den Thron seines Vaters bestiegen hatte. Die jugendliche Ausgelassenheit freilich, welche die Kreise zu Rheinsberg belebte, mußte einem strengeren Ernste weichen, wie ihn die schweren Pflichten des Beherrschers eines neuen, aufstrebenden Reiches und die verwickelten Verhältnisse, in welche er sich alsbald verstrickt sah, heischten. „Die Possen haben nun ein Ende!" sagte Friedrich selbst, als er Rheinsberg verließ, um die Regierung anzutreten, und in einer poetischen Ergießung aus eben jenen Tagen legte er das wahrhaft königliche Gelübde ab:

„Von jetzt an dien' ich keinem Gott,
Als meinem lieben Volk allein**)."

---

*) Preuß, „Friedrich der Große", 1. Bd. S. 124; Kugler a. a. O. S. 83.
**) Preuß a. a. O. 1. Bd. S. 133, 146.

Allein die Grazien der Kunst und heiteren Geselligkeit blieben ihrem königlichen Lieblinge auch ferner treu, und der Geist wissenschaftlicher Forschung, der bis dahin nur zur eignen Ausbildung des jungen Fürsten und zur Befriedigung seines Dranges nach Aufklärung gedient, verbreitete von nun an seine befruchtenden Strahlen über ein ganzes Land, ja weithin über Deutschland und Europa. Von dem Hofe Friedrich Wilhelm's nahm Friedrich die Mäßigkeit, den Haß gegen Weichlichkeit und leichtfertige Verschwendung von Zeit und Geld, nicht aber die zu weit getriebene, an Barbarei grenzende Rauhheit der Sitten, nicht die Verachtung jedes edlern Schmuckes des Lebens und jeder Erheiterung durch geistige Vergnügungen mit hinüber. Sein Hof ward ein Musterbild strenger Ordnung, Sparsamkeit und einer fast bürgerlichen Einfachheit der Sitten und der Genüsse, die sich indeß ebenso fern hielt von der fast gesuchten Aermlichkeit und Rauhheit der Lebensweise seines Vaters, wie von dem üppigen Luxus, dem so viele Höfe damaliger Zeit huldigten *).

Es ist wahr, Friedrich's II. Leben entbehrte, da er niemals eine recht herzliche Zuneigung zu der, durch den eisernen Willen des Vaters ihm aufgedrungenen Gemahlin faßte und in der spätern Zeit sogar äußerlich getrennt von ihr lebte, der wohlthuenden Erscheinung eines glücklichen Familienkreises und der Uebung jener häuslichen Tugenden, durch welche sein Ahn, der Große Kurfürst, seine Unterthanen erfreut hatte, und sein Enkelneffe, der Gemahl der vortrefflichen Louise, die seinen wiederum erfreute; allein wenigstens gab Friedrich nicht das verderbliche Beispiel der Verachtung bürgerlicher Moral in Bezug auf dieses heiligste Lebensverhältniß, und von seinem Hofe war die Leichtfertigkeit der Sitten verbannt, die man anderwärts nicht blos duldete, sondern bewunderte und ermuthigte **). Der abenteuernde Wüstling Casanova, dessen eleganter Lasterhaftigkeit an weltlichen und geistlichen Höfen wetteifernd gehuldigt ward, sah sich zu Sanssouci sehr kalt aufgenommen und kaum der Unterredung, die er mit Eifer suchte, gewürdigt, und der faule und leichtsinnige Pöllnitz war zwar an der Tafel

*) Vgl. den 1. Bd. IV. Abschnitt.

**) Preuß, „Friedrich der Große“, 1. Bd. S. 424, 429. Einzelne Ausschweifungen, welche dem Könige nachgesagt werden — ob mit Recht oder Unrecht, ist noch unentschieden — (vgl. Ebenda S. 364), blieben wenigstens der Oeffentlichkeit entzogen und wirkten somit nicht durch ihr Beispiel entsittlichend auf das Volk ein.

des Königs wegen seines unbestreitbaren Talentes der Unterhaltung bisweilen wohlgelitten, im Uebrigen aber mit gebührender Verachtung behandelt*).

Es ist wahr, auch in Friedrich's Cirkeln übertönten die Klänge französischer Conversation die seltenen und schüchternen Laute der Muttersprache, welche etwa einer der alten Generäle oder der geistlichen Gesellschafter des Königs einzumischen wagte**), aber wenigstens waren es immer geistvolle Gespräche, die dort gepflogen wurden, nicht ein schales Geplauder mit eingelernten Redensarten und lächerlichen Complimenten. Es ist wahr, das Ohr Friedrich's, welches mit Entzücken den Versen Voltaire's lauschte, blieb den ernsteren Klängen der deutschen Muse beinahe gänzlich verschlossen, aber immerhin war der lebhafte Geschmack des großen Königs für Dichtkunst und Literatur, wenn auch irregehend in seiner Wahl, unendlich besser, als der gänzliche Mangel an literarischem Interesse, welcher an den meisten deutschen Höfen herrschte, oder die jämmerliche Geschmacklosigkeit, womit man sich an den albernen Schmeicheleien bezahlter Hofpoeten ergötzte. Wenn Friedrich unmittelbar nichts für die deutsche Literatur that, so ward er mittelbar der Schöpfer einer neuen Aera derselben durch die Belebung des allgemeinen Geistes der Nation, durch die Begeisterung, welche seine Thaten weckten, und durch die Zerstörung so vieler Schranken, welche die freie Entwicklung des Denkens und der Forschung bis dahin gehemmt hatten***). Es ist wahr, selbst der helle Geist eines Friedrich war noch nicht über das Vorurtheil erhaben, welches einem einzelnen Stande ungebührliche Bevorzugungen im öffentlichen wie im geselligen Leben einräumte†). Aber er war doch weit entfernt, den Adel seines Landes in der übermüthigen Verachtung der übrigen Klassen des Volkes,

*) „Gut zur Unterhaltung bei Tisch, hernach einsperren!" — so lautete Friedrich's Meinung von jenem charakterlosen Hofmann (Preuß, „Friedrich's des Großen Jugend", S. 180).

**) Büsching, „Beiträge zu der Lebensgeschichte denkw. Personen", 5. Th. S. 22.

***) Wir kommen darauf in der 2. Abtheilung dieses Bandes zurück. Vgl. indessen Goethe „Dichtung und Wahrheit", 6. Buch. (Goethe's „Werke, vollst. Ausg. letzter Hand", von 1828, 25. Bd. S. 103 ff.)

†) Vgl. den 1. Band IV. Abschnitt. Friedrich hielt das Verbot der Heirathen zwischen Adligen und Bürgerlichen, das sein Vater gegeben, aufrecht, suchte den Verkauf adliger Güter an Bürgerliche zu verhindern u. s. w. (Preuß, „Friedrich der Große", 1. Bd. S. 197).

in der Ueberhebung über die bürgerliche Sitte und die Staatsgesetze, in der Scheu vor ernsten Beschäftigungen und der Einbildung, als ob Leichtfertigkeit und Müßiggang ein nothwendiges Zubehör adliger Lebensweise sei, durch sein Beispiel oder die von ihm kundgegebenen Ansichten zu bestärken, wie dies andere deutsche Fürsten nur zu häufig thaten; vielmehr war er ebenso beflissen, bürgerliches Verdienst anzuerkennen, hervorzuziehen und zu benutzen, wie er das Pochen auf adlige Geburt ohne die entsprechenden Vorzüge des Verstandes und des Herzens schonungslos brandmarkte und zurückstieß *). Der Adel des Geistes, welcher in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts je mehr und mehr an die Stelle des, in der ersten Hälfte beinahe alleinherrschenden, Adels der Geburt trat, der Ernst wissenschaftlicher Forschung und der Eifer für Zwecke des Gemeinwohls und der Humanität, welcher die schale Geistesleere und den kalten Egoismus des Genießens, die sich dort breit machten, verdrängte, der frische Aufschwung, den das ganze Volksleben nahm und der ebenso in der allgemeinen Gesittung wie in der Wissenschaft und der Kunst sich kundgab — diese ganze mächtige Umgestaltung des öffentlichen und des sittlichen Geistes der Nation hatte ihren Ausgangs- und Stützpunkt zum großen Theil in der Persönlichkeit und der Lebensweise Friedrich's des Großen, dessen Autorität — in jener für Autoritäten so empfänglichen Zeit — erst den Bestrebungen zum Siege verhalf, welche bis dahin noch immer nur schüchtern und schwach gegen das Gewicht der herrschenden Einflüsse angekämpft hatten.

---

*) Vgl. den 1. Bd. a. a. O.

Fünfter Abschnitt.

Die bürgerlichen Klassen und ihre allmälige geistige und sittliche Wiedererhebung. — Die gelehrten und die praktischen Wissenschaften. — Die Philosophie. Leibnitz.

Allgemeines Bild des geistigen und sittlichen Zustandes der bürgerlichen Klassen beim Beginn und im Verlaufe der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Mit Befriedigung wenden wir unsern Blick von dem Bilde des höfischen Lebens, wie wir es in dem vorhergehenden Abschnitte geschildert, zu dem Bürgerthum und seinen Bestrebungen einer geistigen und sittlichen Wiedererhebung. Zwar finden wir diese Bestrebungen an der Schwelle des Jahrhunderts noch in ihren ersten Anfängen. Die Erstarrung des wissenschaftlichen Lebens, in welche der dreißigjährige Krieg die Nation zurückgeworfen hatte, beginnt nur eben erst einigermaßen zu weichen; was das Sittliche betrifft, so kämpfen noch vielfach eingeborne Rohheit und vom Auslande erlernte Leichtfertigkeit um den Preis, und nur in einzelnen, zerstreuten Spuren zeigt sich der beginnende Einfluß einer edleren Gesittung.

Bei Alledem ist dennoch der Fortschritt zum Besseren unverkennbar, und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zieht derselbe seine Kreise weiter, treibt er seine befruchtenden Keime tiefer in die Geister und die Herzen der Nation.

Wir sehen Deutschland zuerst auf dem Felde der gelehrten Wissenschaften und der Philosophie die Stelle in dem allgemeinen Wettstreite der Nationen, die ihm eine Zeit lang entrissen war, allmälig wieder erobern. Wir sehen daneben eine andere, bescheidenere, aber tiefgreifende

Bewegung auf sittlich-religiösem Gebiete aus dem Schooße des Volkes selbst sich entwickeln. Wir sehen sodann jene selbe Wissenschaft, die anfangs nur auf den höchsten Höhen der Speculation hinzuschreiten und nur an die vornehmen und gelehrten Kreise sich zu wenden schien, je mehr und mehr zu den Fragen des gewöhnlichen Lebens, zu den Bedürfnissen allgemeiner Bildung und zu dem Verständniß der weitesten Kreise des Bürgerthums herabsteigen. Wir sehen den Sinn für philosophische und moralische Betrachtungen mit dem Eifer für die wiedererwachende Literatur und Dichtkunst sich vermählen und aus diesem Bunde allmälig eine allgemeine geistige und sittliche Verjüngung der Nation hervorgehen.

Jede dieser Phasen des wiedererwachenden geistigen Lebens in Deutschland ist durch einen hervorragenden Namen von epochemachendem Rufe bezeichnet. Die Wiedergeburt des wissenschaftlichen Geistes überhaupt, seine Erhebung zu freieren und universelleren Standpunkten, die Anfeuerung der Nation zum Wettstreit mit andern Nationen auf dem Felde der Gelehrsamkeit und der Erfindungen, endlich die Begründung einer eigenthümlichen deutschen Philosophie theils im Gegensatze zu, theils im Anschlusse an die Systeme des Auslandes — alle diese so mannigfachen und so umfassenden Bestrebungen finden ihren belebenden Mittelpunkt in dem außerordentlichen Genie eines einzigen Mannes, G. W. v. Leibnitz. Gleichzeitig mit ihm, aber nach ganz andrer Richtung und in ganz andern Kreisen, wirkt als Reformator des kirchlichen und sittlichen Lebens der fromme Philipp Jacob Spener. Die Versuche einer Popularisirung und Praktischmachung der neuen philosophischen Ideen knüpfen sich von der einen Seite an den Namen eines Christian Thomasius, von der andern an den eines Christian Wolf; sie werden dann fortgesetzt und dringen in weitere Kreise durch die Moralischen Wochenschriften. Und endlich beginnt auch die Poesie aus der Verderbniß oder Verkünstelung, in welche sie durch die Zweite schlesische Schule und durch die Hofdichter verfallen war, zu größerer Einfachheit und Natürlichkeit sich wieder aufzurichten unter den Händen eines Chr. Günther, der sog. Niedersächsischen Schule und des dieser wahlverwandten A. v. Haller, bis dann Gottsched das kühne, freilich verfrühte Wagniß unternimmt, mit einem Male eine deutsche „Nationalliteratur“, speciell ein deutsches „Nationaldrama“ im großen Stile ins Leben zu rufen.

Rückblick auf das wissenschaftliche Leben Deutschlands vor dem 30jährigen Kriege.

Es hatte eine Zeit gegeben, wo Deutschland nicht blos auf dem Gebiete der höchsten Wahrheiten durch die von ihm ausgegangene kirchliche Reformation, sondern auch auf dem Gebiete der gelehrten und der praktischen Wissenschaften an der Spitze des europäischen Culturfortschrittes stand*). Von Deutschland war schon im 15. Jahrhundert durch zwei der wichtigsten Erfindungen aller Zeiten, die Buchdruckerkunst und das Schießpulver, der Anstoß zu einer Umgestaltung des geistigen wie des socialen Lebens aller civilisirten Völker ausgegangen, deren ganze ungeheure Bedeutung wir erst jetzt recht begreifen. Das deutsche Volk bewährte damals neben dem Geiste der Gelehrsamkeit auch noch ein lebhaftes Interesse und einen praktischen Sinn für diejenigen Künste und Wissenschaften, welche den Bedürfnissen des Lebens und der Erkenntniß der Natur unmittelbar nahestehen. In seinen Bergwerken hatten sich die Anfänge einer praktischen Chemie und Maschinenkunde entwickelt. Die Uhren und Wasserkünste Nürnbergs und Augsburgs wurden als Wunderwerke der Mechanik angestaunt. Der große Maler Albrecht Dürer hatte wetteifernd mit seinem italienischen Kunstgenossen Leonardo da Vinci die Kunst des Messens und der Befestigung vervollkommnet, die Regeln der Perspective festgestellt und die Technik des Kupferstechens zu noch nicht gekannter Vollendung ausgebildet. In der Mathematik und Astronomie war der deutsche Name durch Männer wie Purbach und Regiomontanus zu Ehren gebracht worden, während auf dem Gebiete der classischen Wissenschaften ein Reuchlin und ein Melanchthon die meisten ihrer Zeitgenossen an Gelehrsamkeit und feinem Geschmack übertrafen.

Noch am Anfange des 17. Jahrhunderts — obwol damals schon die überhandnehmenden theologischen Zänkereien dem Aufschwunge des

*) Für das Folgende sind hauptsächlich benutzt worden: Wachler, „Handbuch der Geschichte der Literatur“, 3. und 4. Theil; Guhrauer, „J. Jungius und sein Zeitalter“; Henke, „Calixt und seine Zeit“; Sachs, „Gesch. der Botanik“; Whewell, „Geschichte der inductiven Wissenschaften“, übersetzt von Littrow; Kopp, „Gesch. der Chemie“, endlich ganz besonders ein Aufsatz von Leibnitz: „Bedenken von Aufrichtung einer Akademie oder Societät in Deutschland zur Aufnahme der Künste und Wissenschaften“, in den Rößler-Handschriften, welcher sich darüber ausläßt, was die Deutschen sonst in den Künsten und Wissenschaften, namentlich den mechanischen und exacten, geleistet hätten und was sie jetzt leisteten.

freien wissenschaftlichen Geistes Eintrag thaten — behauptete Deutschland in den meisten Fächern des Wissens eine ehrenvolle Stelle. Es besaß in Kepler einen ebenbürtigen Nebenbuhler der Galilei und Copernicus, in Jungius einen Naturforscher, welchem das stolze England Ehren erwies, die es später einem Leibnitz versagte, einen zweiten, auf dem Gebiete der Botanik, in Rivinus, der in gewissem Betreff als ein Vorläufer Linné's gelten kann, in Tassius einen Mathematiker, dessen Autorität in Holland, damals dem Sammelpunkte der bedeutendsten Gelehrten dieses Fachs, geachtet ward. Die Gebrüder Lindenbrog, die Vertrauten und Gastfreunde eines Hugo Grotius, und Lucas Holsten, der Bibliothekar des Vatican zu Rom, waren als vorzügliche Kenner des classischen Alterthums anerkannt. In der Pädagogik verfolgten Ratich und Amos Comenius nicht ohne Glück dieselben Bahnen erfahrungsmäßiger Beobachtung und eingehender Berücksichtigung der Bedürfnisse des praktischen Lebens, auf welchen kurz vorher in England Baco so große Erfolge errungen hatte. Der allgemeine Drang des Vorwärtsstrebens, der Ernst und die Tiefe gründlicher Bildung auf allen Gebieten der Wissenschaft gab sich kund in dem Entstehen von Gesellschaften, von denen die eine, unter des frommen Val. Andreä Leitung, darauf ausging, „zur Rettung aus der wissenschaftlichen, sittlichen und religiösen Barbarei der Zeit das heilige Feuer des Glaubens, der Liebe und der Erkenntniß anzufachen und zu bewahren", eine andre, von Jungius gestiftet, alle Felder der Forschung — Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften — „nach den Grundsätzen der Vernunft und der Erfahrung anzubauen" unternahm.

Veränderung dieser Zustände durch den 30jährigen Krieg.

Alle diese Bestrebungen wurden unterbrochen durch den dreißigjährigen Krieg, dessen verheerende Wirkungen das deutsche Volk auf der Bahn geistigen Fortschrittes weit zurückwarfen. Schulen und Universitäten lagen verwüstet und verödet*). Gelehrte von Ruf flüchteten sich ins Ausland, und Jünger der Wissenschaft, welche auf den fremden Anstalten die geistige Nahrung und die Muße des Studiums suchten und fanden, welche das vom Kriege verheerte Vaterland ihnen nicht gewährte, blieben oftmals für ihr ganzes Leben dort haften und kehrten der Heimath mit ihren zerstörten Stätten der Gelehrsamkeit und ihren trostlosen Zustän-

*) Vgl. oben S. 34.

den auf immer den Rücken. Schon früher hatte Deutschland an die rasch aufblühenden Niederlande einzelne seiner vorzüglichsten Gelehrten, wie G. J. Voß und van Keulen, verloren; ihnen folgten jetzt ein Gronow, ein Gräfe, ein Sylvius und noch manche andere*). Die, welche zurückblieben, waren nicht selten zu den härtesten Entbehrungen und den ärgsten Drangsalen verurtheilt. Sogar ein Kepler, die Zierde seines Vaterlandes und seiner Zeit, verkümmerte unter dem Drucke von Nahrungssorgen und von Arbeiten, unwürdig seines hohen Geistes, mit denen er seinen Unterhalt suchen mußte, und sein, für die Wissenschaft so kostbares Leben ward verkürzt durch Anstrengungen und Kränkungen aller Art, denen er unterlag**). Die kaum ins Leben getretenen wissenschaftlichen Vereine vermochten den Unbilden der Zeit nicht zu widerstehen und lösten sich nach kurzem Bestehen wieder auf***). Selbst da, wo das Elend des Kriegs weniger unmittelbar empfunden ward, wie in dem neutralen Hamburg, brachten doch die allgemeinen Zeitverhältnisse, die Ablenkung der Thätigkeit aller Klassen des Volks auf die dringenderen Bedürfnisse des täglichen Lebens, die überall einreißende Sittenrohheit und das Ueberhandnehmen theologischen Gezänkes eine Abschwächung und zuletzt eine beinahe gänzliche Ertödtung des höheren wissenschaftlichen Interesses zuwege†).

Was aber vor allem den Aufschwung des geistigen Lebens in Deutschland hemmte, war die allgemeine Erschlaffung des Volksgeistes und die Zerstörung aller Grundlagen des öffentlichen und nationalen Lebens, welche der Krieg herbeigeführt. Die geistige Triebkraft in den Kreisen des Bürgerthums war erstorben; Höfe und Adel, den Einflüssen der eindringenden ausländischen Sitte hingegeben, entwöhnten

*) Wachler, a. a. O. 4. Thl. S. 54, 205, 252 (2. Umarbeitung).

**) Kepler mußte, weil ihm seine Besoldung als kaiserlicher Mathematiker zu Prag nicht mehr ausgezahlt wurde, lange in Dürftigkeit leben, dann als Lehrer der Mathematik an einer Schule in Linz sich plagen; er starb, an Kräften erschöpft, (1639) mitten unter den Bemühungen, beim Regensburger Reichstage eine Anerkennung seines Rechts auf rückständigen Gehalt auszuwirken. (Guhrauer, a. a. O. S. 88.)

***) So ging die von Andreä 1620 gestiftete Gesellschaft um 1630 wieder ein, die von Jungius 1622 in Rostock begründete societas ereunetica oder zetetica schon 1625. (Guhrauer, „Jungius“, S. 63, 70.)

†) Jungius beklagt sich darüber in einem Briefe aus Hamburg vom Jahre 1649. (Guhrauer, a. a. O. S. 132.)

sich jeder ernstern Bildung; das Gelehrtenthum aber, nur auf sich selbst angewiesen und ohne den Rückhalt eines kräftigen und empfänglichen Volksinstinctes, verlor vollends den Sinn für die wahren Bedürfnisse des Lebens und zog sich immer mehr auf die nebelhaften Höhen künstlicher Abstractionen, scholastischer Formeln und eines blinden Autoritätsglaubens zurück.

Gleichzeitiger Aufschwung der Wissenschaften in andern Ländern.

Während so das geistige Leben in Deutschland darniederlag, waren andere Nationen ungestört und mit immer beschleunigter Schnelligkeit auf den Bahnen der Wissenschaft vorangeschritten.

Italien, obschon es die glänzendste Epoche seiner wissenschaftlichen Bedeutung — die Zeiten eines Macchiavelli, Giordano Bruno, Vanini, Campanella — bereits hinter sich hatte, war doch noch immer die Lehrerin Deutschlands und eines großen Theils von Europa in den verschiedenen Fächern der Naturwissenschaft und behauptete darin den alten Ruf seiner Universitäten und Akademien, denen eben damals die gefeierten Namen eines Galilei und Torricelli neuen Glanz verliehen.

Frankreich, welches schon im 16. Jahrhundert durch eine Reihe kühner Denker — Montaigne, Bodin, Hubert Languet, die Vorläufer der Montesquieu, Voltaire und Rousseau — einen lebhaften Antheil an der allgemeinen geistigen Erhebung dieser Zeit genommen, später in Descartes den Begründer einer neuen philosophischen Aera hervorgebracht hatte, ward um die Mitte des 17. Jahrhunderts der Ausgangspunkt einer doppelten wissenschaftlichen Bewegung. Auf der einen Seite waren es die sogenannten exacten oder positiven Wissenschaften, Mathematik und Naturforschung, welche, begünstigt durch den Einfluß des Hofes, der sich die Förderung der Künste und Wissenschaften, als eines unentbehrlichen Schmuckes der Krone, angelegen sein ließ, und durch das System politischer Centralisation, welches die besten Köpfe aus ganz Frankreich nach Paris zog, einen immer gesteigerten Aufschwung nahmen und ihren Höhepunkt in der, 1666 von Colbert gestifteten, von Ludwig XIV. mit reichen Mitteln und werthvollen Vorrechten ausgestatteten Akademie der Wissenschaften erreichten. Auf der andern Seite gab der Druck der kirchlichen Despotie, die sich mit dem weltlichen Absolutismus in die Herrschaft über Frankreich theilte, den Anstoß zu einer wissenschaftlichen Opposition, die zwar anfangs, unter den Händen der Gelehrten des Portroyal, eines Pascal und eines Arnaud, nur

gegen die Ausartungen des kirchlichen Systems, gegen die Verderbtheit der Jesuiten und andrer geistlicher Orden gerichtet war, bald aber, von feurigern Geistern aufgenommen und weitergeführt, die bisherigen Grundlagen der Kirche und der Religion selbst angriff und erschütterte.

In England hatten die religiösen Kämpfe unter Heinrich VIII. die Geister, trotz der politischen Unterdrückung, wach erhalten. Das lebhafte Interesse für Handel, Industrie und Schifffahrt, welches die kraftvolle Politik der großen Elisabeth in der Nation hervorrief, ermunterte und kräftigte den natürlichen Zug des angelsächsischen Charakters zu praktischer Thätigkeit und empirischer Naturbeobachtung. Lord Francis Baco von Verulam gab dieser Richtung die wissenschaftliche Weihe, indem er sie in ein System brachte und auf eine nach Grundsätzen entwickelte Methode zurückführte. Sein berühmtes Werk **Novum organon scientiarum** ward das Evangelium einer neuen Schule, die Fahne, unter welcher Erfahrung und Combination ihre glänzenden Siege über die hohlen Formen und die willkürlichen Abstractionen einer unfruchtbaren Scholastik erfochten. Die bürgerlichen Kämpfe, welche England im 17. Jahrhundert erschütterten, lenkten für einige Zeit die Aufmerksamkeit von der Beobachtung der Natur ab, aber nur, um sie desto entschiedner auf die Betrachtung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse hinzuführen. Die Versuche der verschiedenen politischen Parteien, ihre Ansichten und Handlungen wissenschaftlich zu rechtfertigen, die Theorien eines Hobbes und Filmer vom absoluten Königthum, die entgegengesetzten eines Milton und Sidney von der Volkssouverainetät bahnten den Weg zu jenen allgemeineren Untersuchungen über die Gesetze des menschlichen Geistes und die natürlichen Grundlagen des Staats, durch welche später Locke einen so wichtigen Einfluß auf die Entwicklung der philosophischen und politischen Wissenschaften gewann. Als die Sturmflut der ersten Revolution sich verlaufen hatte und die mit der Wiedereinsetzung der Stuarts eintretende Reaction die Betheiligung des Volks an der Politik in den Hintergrund drängte, warf sich der einmal erregte Trieb der Forschung von neuem und mit verdoppeltem Eifer auf die eine Zeit lang vernachlässigten Naturwissenschaften. Alle Welt fing an, zu beobachten, Experimente zu machen, mechanische Erfindungen und Verbesserungen auszusinnen*).

*) S. die treffliche Schilderung dieses Umschwunges bei Macaulay, „Geschichte Englands", 3. Kapitel.

Ihren belebenden Mittelpunkt fanden diese Bestrebungen auch hier in einem großen wissenschaftlichen Vereine, in der, aus der Privatgesellschaft des Gresham-College hervorgegangenen, im J. 1662 unter königliche Autorität gestellten Societät der Wissenschaften und den von ihr herausgegebenen Philosophical Transactions, ihre letzte Vollendung aber erhielten sie durch die großen Entdeckungen Newton's, die eine neue Epoche auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften heraufführten.

Der eigentliche Brennpunkt jedoch der gewaltigen Bewegung der Ideen, welche das 17. Jahrhundert kennzeichnet und welche nach und nach alle civilisirten Nationen in ihre Kreise zog, wurden die Niederlande, dieser jugendliche Freistaat inmitten der alten Monarchien Europas. Zwar hatte noch am Anfange des Jahrhunderts auf diesem, zugleich der weltlichen und der geistlichen Tyrannei abgekämpften Boden engherziger Glaubenseifer seine verderbliche Macht geübt, hatte einen der größten Männer der Republik, Hugo Grotius, in die Verbannung getrieben. Allein dieselben Ursachen, welche in England den Geist der Beobachtung und des selbstthätigen Denkens entfesselten — regsamer Gewerbfleiß und großartiger Weltverkehr —, übten ihre befreiende Wirkung auch hier, und hier in verstärktem Maße unter der Herrschaft der republikanischen Ideen, deren natürliche Folge die Freiheit des Denkens auch auf andern Gebieten war, und unter dem Einflusse des rivalisirenden Wetteifers großer und blühender Handelsstädte, von denen jede die andren, wie an materiellem Wohlstande, so an geistiger Regsamkeit und an Glanz des wissenschaftlichen Lebens überflügeln wollte. Dazu kam die politische Stellung der Republik als Vorkämpferin der Principien der Freiheit und des europäischen Gleichgewichts gegen den verbündeten Despotismus Ludwig's XIV. und seiner Vasallen, der Stuarts, eine Stellung, welche dieselbe zur natürlichen Beschützerin aller freisinnigen Ideen und ihrer Träger, ihr Gebiet zu einem immer offenen und sichern Asyl für jeden machte, den geistlicher oder weltlicher Druck aus der Heimath vertrieb. Und so sehen wir denn in der That die kühnsten und strebsamsten Geister aller Länder in diesem kleinen nordwestlichen Winkel des Festlandes sich begegnen, mit einander verkehren und von dort aus die Hebel ihrer reformatorischen Gedanken gegen das bestehende System des kirchlichen und des politischen Autoritätsglaubens in Bewegung setzen. Dort war es, wo Descartes die meisten seiner

philosophischen Schriften ausarbeitete, wo Bayle seinen berühmten **Dictionnaire historique et critique** erscheinen ließ, der die Fackel schonungsloser Kritik in alle Räume des Staats und der Kirche trug, wo er und sein Landsmann Leclerc in periodischen Schriften — einer in diesem Kampfe bisher noch nicht gebrauchten Waffe — alle Funken des neuen Lichtes sammelten und mit immer stärkeren Schlägen die Feinde der Aufklärung trafen. Dort vollendete Locke seinen denkwürdigen Aufsatz über Toleranz und arbeitete an seinem größern Werke über den menschlichen Verstand. Dort schrieb Toland sein „Christenthum ohne Wunder" (**Christianity not mysterious**), das erste Glied in jener langen Reihe freidenkerischer Schriften, in welchen seitdem von England aus das bestehende theologische System angegriffen ward. Dort entwickelte sich, theils im vertrauten Gedankenaustausch mit seinen gelehrten deutschen Freunden L. Meyer und Oldenburg, theils in stiller Zurückgezogenheit, Spinoza's kühner Genius und schuf den **Tractatus theologico-politicus** und die Ethik.

Anfänge eines neuen wissenschaftlichen Lebens in Deutschland nach dem 30jährigen Kriege.

Inmitten dieser wetteifernden Bewegung rings an seinen Grenzen sah Deutschland, als es, herausgetreten aus dreißigjähriger Kriegsnoth und Verwirrung, wieder für friedliche Beschäftigungen Raum gewann und Kräfte sammelte, sich von allen Seiten überflügelt. Zwar regte sich auch hier bald nach wiederhergestelltem Frieden, ja zum Theil schon bei den ersten Anzeichen eines solchen, von neuem der Geist wissenschaftlicher Forschung und praktischer Verbesserungen. Gesellschaften entstanden zur Förderung der classischen Studien, der Naturwissenschaften, der Philosophie, der Geschichte *). Pläne zu wissenschaftlichen und gemein-

*) In Leipzig entstand im Jahre 1641 das Collegium Gellianum, dessen Mitglieder die bedeutendsten Professoren der Universität waren und in welchem man sich mit Erklärung der Classiker, Sammlung gelehrter Notizen u. dgl. beschäftigte. Seit 1664 schloß sich ihm ein Collegium Conferentium an, dessen Mitglied u. A. Leibnitz war. Aus der Vereinigung dieser beiden Gesellschaften gingen später die Acta Eruditorum hervor. Auch ein Collegium anthologicum gab es daselbst seit 1661. In Jena fand Leibnitz eine societas quaerentium, aus Professoren und Studenten bestehend. Die zu Schweinfurt 1651 gebildete societas scrutatorum naturae (Naturforschergesellschaft) ward 1672 nach Wien verlegt und vom Kaiser Leopold unter dem Titel einer Academia Caesareo-Leopoldina bestätigt. Endlich gehört hierher auch das, ein paar Jahrzehnte später von Paullini u. A. projectirte Collegium historicum imperiale, welches den Zweck haben sollte, die Quellen der

nützigen Unternehmungen tauchten von allen Seiten auf *). Bibliotheken wurden errichtet **). An die **Philosophical transactions** der Engländer und die Veröffentlichungen der Pariser Akademie schlossen sich seit 1682 die **Acta Eruditorum** zu Leipzig an, in welchen die ersten Gelehrten Deutschlands die Resultate ihrer Forschungen niederlegten. Mehrere wichtige Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete schienen anzuzeigen, daß der praktische Erfindungsgeist, der die deutsche Nation vormals ausgezeichnet, noch nicht gänzlich von ihr gewichen sei. Guerike erfand die Luftpumpe und erfreute den 1651 zu Regensburg versammelten Reichstag durch seine gelungenen Versuche mit dieser, für die Naturbeobachtung so wichtigen Maschine. Brand und Kunkel zeigten die Bereitung des Phosphors und erregten dadurch die staunende Aufmerksamkeit der Gelehrten des Auslandes. Glauber ward der Entdecker jenes

---

deutschen Geschichtschreibung zu sammeln und „in lateinischer Sprache" (!) herauszugeben, aber nie recht eigentlich zu Stande kam. (Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 33; Glasey, „Kern d. sächs. Gesch.", S. 803; Sicul, „Jahrbücher der deutschen Geschichte", „Das jetzt lebende Leipzig", 1. Bd. S. 189; Kopp, „Geschichte der Chemie", 1. Bd.; „Der Chronist Lucä", S. 284, 331 u. s. w.)

*) Leibnitz in einem Aufsatze — wahrscheinlich aus den 80 Jahren — (R.-Hds.) schreibt: „Es sind jetzo viel wackere Leute, so zu Societäten und Verständigungen unter Gelehrten oder Liebhabern der gründlichen Wissenschaften und höhern Künste Vorschläge thun. Herr N. N. hat mir einen Entwurf zugeschickt, vermöge dessen die Gedanken gerichtet werden sollen auf allerhand Wissenschaften, dadurch Land und Leuten bei Kriegs- und Friedenszeiten gedient werden könnte. Ein andrer vornehmer Mann hat eine „deutsch-gesinnte Gesellschaft" vorgeschlagen, dadurch insonderheit die Wohlfahrt Deutschlands befördert würde. Herr Geh. Rath N. dringt sonderlich auf ein collegium historicum, dadurch eine rechtschaffene historie der deutschen Lande abgefaßt und allerhand dienliche monumenta zu dem Ende zusammengetragen würden. Ein Anderer treibt vornehmlich das Aufnehmen der deutschen Sprache, damit Alles, was dienlich zu wissen, darin beschrieben und wir nicht weniger, als andere Völker, des Kerns der Wissenschaften genießen können, ohne daß nöthig, uns an der Schale des Lateins stumpf zu arbeiten. Herr von N. schreibt mir: er möchte ein forum sapientiae wünschen, da recht gelehrte Leute nicht weniger zusammen kämen, als die Kaufleute wegen ihrer vergänglichen Dinge auf der Leipziger Messe. Herr Pater N. wundert sich zum höchsten, daß noch kein Potentat auf eine Fundation zu Beförderung der Arzneikunst gedacht, daran doch, nächst der Gottesfurcht, dem Menschen am allermeisten gelegen. Und was dergleichen gute Gedanken mehr, deren nicht wenig beigebracht werden könnten".

**) Leibnitz, „Einige curieuse Anmerkungen auf einer Reise durch Hessen, Baiern u. s. w." (muthmaßlich zwischen 1680 und 1690). (R.-Hds.)

Heilmittels, welches noch heute seinen Namen trägt; er bewies die Möglichkeit der Herstellung künstlicher Salze, die man bis dahin noch nicht gekannt*). Becher legte den Grund zu einer neuen Theorie in der Chemie, welche weithin auch noch im 18. Jahrhundert die herrschende blieb**); er zuerst zog die scharfe Grenze zwischen der auf bloßen Phantastereien oder Hypothesen beruhenden Alchymie und der auf exacte Thatsachen sich stützenden Chemie. Der Arzt Stahl, ein Schüler Becher's, setzte an die Stelle der damals noch immer in Geltung stehenden vier aristotelischen Elemente ein einziges, das Phlogiston, durch dessen Verlust die Metalle, wie er annahm, oxydirten — eine Ansicht, die sich zwar bei näherem Eindringen in diese Materie als verfehlt erwies, aber lange Zeit hindurch in großem Ansehen, und nicht blos in Deutschland stand***). Auf den Spuren Becher's und Stahl's gingen dann deren Schüler: Pott, Marggraf, Stabel, Junker weiter. Ein anderer bedeutender deutscher Arzt jener Zeit, Hoffmann, unternahm bereits eine Analyse der Mineralwässer. Der Graf von Tschirnhausen, zugleich Philosoph, Mathematiker und Naturforscher, bereicherte die Wissenschaft mit werthvollen Instrumenten der Beobachtung, und die Akademie zu Paris, welcher er dieselben darbrachte, ehrte ihn durch die Ernennung zu ihrem Mitgliede. Conring, in allen Facultäten bewandert, bereicherte die verschiedensten Wissenszweige mit seiner unendlich vielseitigen Gelehrsamkeit. Leibnitz endlich machte in einem der wichtigsten Zweige der höheren Mathematik, der Differentialrechnung, sogar einem Newton den Ruhm der ersten Erfindung streitig†).

Der Instinct des Praktischen und der Trieb nach Realität schien sich aus den scholastischen Spitzfindigkeiten, die ihn so lange mißleitet, und aus der allgemeinen Erschlaffung, die ihn unterdrückt hatte, wieder hervorzuarbeiten. Alle Welt wetteiferte, halb aus wirklichem inneren Drange, halb aus Nachahmung des Auslandes, in naturwissenschaftlichen Beobachtungen und technischen Erfindungen. Einfache Bürger

---

*) Dumas, „Leçons sur la philosophie chymique" (1878), S. 214.

**) Ebend., S. 82. Wachler, a. a. O. S. 228; Kopp, a. a. O. S. 327; Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 196 ff.

***) Dumas (a. a. O. S. 93) erklärt ihn für einen Vorläufer Lavoisier's, insofern als Stahl bereits ein „einfaches und unzersetzbares Element" gesucht habe.

†) Eine Darstellung dieses berühmten Streites zwischen L. und N. findet sich bei Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 127, 168.

benutzten ihre Mußestunden zu physikalischen Experimenten. Gelehrte erholten sich von den Anstrengungen ihres abstracten Denkens vor der chemischen Retorte oder in der mechanischen Werkstatt, und Leute von Stand hielten es für anständig, ihren Namen an irgend eine gemeinnützige Erfindung zu knüpfen und Versuche in der Entdeckung noch unerforschter Naturgeheimnisse entweder selbst anzustellen oder unter ihren Augen und auf ihre Kosten anstellen zu lassen. Leibnitz beschäftigte sich mit der Verbesserung der Taschenuhren und der Erfindung eines neuen Mechanismus an den Wagen; er trug sich sogar mit kühnen Plänen von Schiffen, die unter dem Wasser fahren, und anderen, die gegen den Wind segeln sollten*). Ihm dünkte eine Erfindung, durch welche die Herrschaft des Menschen über die Natur vermehrt werde, so wichtig, wie die kunstreichste Speculation, die blos Ideen zu Tage fördere. Sein Nachfolger in dem Berufe eines philosophischen Lehrers Deutschlands, Chr. Wolf, hielt es nicht unter seiner Würde, seine Aufmerksamkeit einer Verbesserung der Lampen zuzuwenden**). Prinz Ruprecht von der Pfalz ließ sein erfinderisches Genie und seine vielseitige Kenntniß der Naturkräfte ebensowol seiner deutschen Heimath, als seinem englischen Adoptivvaterlande zugutekommen***). Eben diese Liebhaberei der Großen, in mechanischen Verbesserungen sich zu versuchen, scheint selbst noch ein Stück ins 18. Jahrhundert hinein sich fortgepflanzt zu haben, denn im Jahre 1730 finden wir den Marschall von Sachsen, August's des Starken natürlichen Sohn, damit beschäftigt, vor einer zahlreichen Zuschauerschaft ein Schiff von seiner Construction auf der Elbe fahren zu lassen, durch Räder getrieben, die ein im Schiffsraume umlaufendes Pferd in Bewegung setzte, „zu völligem Contentement aller Anwesenden und voller Approbation der hohen Commissarien", wie es in der Chronik heißt†).

---

*) Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 116 ff., 201.

**) Danzel, „Gottsched und seine Zeit", S. 13.

***) Becher, „Närrische Weisheit und weise Narrheit" (1682), S. 33, 83. — (Von Ruprecht's naturwissenschaftlichen Entdeckungen in England spricht Macaulay im 3. Kapitel.) Ebendort finden sich verschiedene Erfindungen von Laien aus dem Bürgerstande angeführt.

†) „Dresdner Merkwürdigkeiten", von Winter, in der Sächs. Constitutionellen Z. 1855, Nr. 153. Daselbst ist auch die Rede von einer Maschine eines Baron v. Kröcher, vermittelst deren dieser ebenso gut zu Wasser als zu Lande sich fort-

Von den Fürsten selbst widmeten einige aus wahrer Liebe zur Wissenschaft und aus Fürsorge für das Gemeinwohl, andre in eigensüchtiger und abergläubischer Absicht den staunenerregenden Entdeckungen der Naturforschung eine lebhafte Theilnahme. Herzog Johann Friedrich von Hannover unterstützte mit anerkennenswerther Liberalität die Versuche zur Herstellung des Phosphors*), und der alchymistischen Gier des Königs August von Polen nach einer künstlichen Goldtinctur hatte man die Erfindung des Porzellans zu verdanken. Die Wiederaufnahme verfallener Bergwerksunternehmungen gab zu der praktischen Anwendung und Ausbildung der neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Scheidelehre, die Betreibung von Plänen zur Verbesserung der Schifffahrt und zur Verbindung der deutschen Ströme durch Kanäle zu Vervollkommnungen der Mechanik einen fruchtbaren Anstoß**).

Wieder andere Fürsten waren bemüht, die Ergebnisse der freieren Forschungen des Auslandes auf den Gebieten der Staats- und Gesellschaftswissenschaften für Deutschland fruchtbar zu machen. Carl Ludwig von der Pfalz berief, wiewol vergeblich, an seine Hochschule zu Heidelberg den Philosophen Spinoza und errichtete für seinen Lehrer S. Pufendorf einen Lehrstuhl des Naturrechts, um die Deutschen mit den Theorien eines Hugo Grotius und eines Hobbes bekannt zu machen***).

Vergleichung der wissenschaftlichen Zustände Deutschlands zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit denen andrer Länder: Mangel an Originalität und Selbständigkeit bei den deutschen Forschern.

So fehlte es nicht an rührigem Wetteifer mit den Fortschritten andrer Länder. Inzwischen würde es eine falsche Nationaleitelkeit verrathen, wollten wir leugnen, daß unser Vaterland am Anfange des 18. Jahrhunderts, was Originalität der Entdeckung und Selbständigkeit der Forschung betraf, hinter den meisten seiner Nachbarn zurückstand und einiger Zeit bedurfte, bevor es wieder vollkommen ebenbürtig in die Reihe derselben eintrat. Es mußte in

---

bewegen wollte, ferner von der Erfindung eines Bürgers, Wagen durch Segel zu treiben, u. s. f.

*) Guhrauer, a. a. O. S. 197.

**) Leibnitz in den oben erwähnten „Curieusen Anmerkungen" führt mehrere solche Unternehmungen an.

***) S. oben S. 56 und das dort citirte Werk von Häusser. Allein für seine Bibliothek verwendete dieser Fürst jährlich 2000 Thaler, ungerechnet die Kosten seines Laboratoriums. (Spittler, „Sämmtliche Werke", 7. Bd. S. 231.)

den classischen Studien den Holländern, in den Naturwissenschaften und der höhern Mathematik nicht blos diesen, sondern auch den Franzosen, den Engländern, den Italienern den Vortritt lassen. Es hatte den epochemachenden Entdeckungen eines Huygens, Harvey, Mariotte, Torricelli u. A. kaum etwas von gleichem Werthe, was es ganz sein eigen nennen konnte, entgegenzusetzen. Denn auch die wenigen hervorragenden Forscher, die es auf diesen Gebieten besaß, verdankten einen großen, wenn nicht den größern Theil ihrer wissenschaftlichen Resultate den befruchtenden Einflüssen des einen oder andern der weiter vorgeschrittenen Nachbarländer. Guerike hatte seine naturwissenschaftlichen Studien zu Leyden gemacht. Der Graf von Tschirnhausen gehörte, seiner ganzen Bildung und Lebensweise nach, weit mehr Holland oder Frankreich, als Deutschland an. Die physiologischen Entdeckungen Harvey's waren es, welche der berühmte Polyhistor Conring seinen medicinischen Vorlesungen zu Helmstedt zu Grunde legte*). Selbst das Genie eines Leibnitz bekannte sich für die wichtigsten Anregungen seiner philosophischen Speculation einem Baco, Descartes, Campanella — sämmtlich Nichtdeutschen —, für die höheren Weihen der Mathematik sowie für mannigfache neue Einblicke in die Tiefen der Physik und Chemie den Pariser und Londoner Gelehrten verpflichtet**). Die Acta Eruditorum, die erste gelehrte Zeitschrift Deutschlands, stellten sich ausdrücklich als eine Nachahmung des Journal des Savans, der Philosophical Transactions und des Giornale dei Letterati dar***), und, wie schon die Gesellschaft der Naturforscher, welche 1651 in Schweinfurt zusammentrat, sehr wahrscheinlich dem, sechs Jahre früher in England begründeten, Gresham-College nachgebildet war, so dienten die Pariser Akademie und die Londoner Societät der Wissenschaften der Errichtung ähnlicher Anstalten in Deutschland zur Aufmunterung und zum Muster†). Und endlich überflügelten die zu Paris und zu Greenwich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts errichteten Sternwarten bei weitem die älteren zu Kassel und Uranienburg und

*) Jöcher, „Gelehrtenlexikon"; Göbel, „Leben Conring's" (in der Ausgabe von dessen Werken).

**) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 29, 113, 125.

***) In der Vorrede zu dem ersten Jahrgange, 1682.

†) Leibnitz läßt dies unverholen durchblicken in seinen mehrfachen Entwürfen zur Errichtung gelehrter Gesellschaften (in den N.-Hdſ.).

blieben durch das ganze 18. Jahrhundert die Mittelpunkte aller astronomischen Beobachtungen *).

Nicht anders verhielt es sich auf dem Gebiete der Gesellschaftswissenschaften. Die Ideen eines Hugo Grotius und eines Hobbes waren es, aus denen die Begründer des Naturrechts in Deutschland, Pufendorf, Chr. Thomasius und andere, ihre Systeme, wenn auch mit manchen Abweichungen und Verbesserungen in der Durchführung, auferbauten **). Die staatswirthschaftlichen Theorien, welche Pufendorf und Leibnitz als etwas anscheinend Neues ihren Landsleuten empfahlen, vor allem der Grundsatz, daß ein Volk die Rohstoffe, die es erzeuge, nicht aus dem Lande lassen, vielmehr selbst verarbeiten müsse ***), waren in England längst in die Praxis übergegangen und hatten dem Handel der deutschen Hansa dorthin den letzten Stoß gegeben. Und wenn Conring den ersten Grund zu einer Staatenkunde oder Statistik in Deutschland legte, wenn Leibnitz die Förderung dieser Wissenschaft unter die Aufgaben der von ihm gestifteten Berliner Akademie aufnahm †), so traten beide auch darin nur in die Fußstapfen der Franzosen, die schon seit Richelieu umfängliche und schätzbare Arbeiten in diesem Fache besaßen, und der Engländer, die bereits erfolgreiche Versuche zur Entwerfung von Sterblichkeitstafeln und zur Errichtung einer besondern Anstalt für statistische Ermittlungen gemacht hatten ††).

*) Whewell a. a. O.

**) Pufendorf selbst gesteht dies ein in der Vorr. zu seiner Schrift: De jure naturae et gentium.

***) Pufendorf de officio hominis et civis, 2. Buch 11. Kapitel; Leibnitz, N.-Hdf., an verschiedenen Stellen.

†) Wachler, a. a. O. 4. Thl. S. 145; Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 200.

††) Leibnitz, in einem Aufsatze über Errichtung von Akademien (N.-Hdf.), empfiehlt ausdrücklich, mit der Akademie ein house of intelligence und die Abfassung von bills of mortality zu verbinden, und beruft sich auf das Beispiel Frankreichs, wo man solche „Staatstafeln“ (wie er es nennt) für den König ausgearbeitet habe. Es ist mir nicht unbekannt, daß damals schon einzelne statistische Ermittlungen in Preußen auf Veranstaltung des Großen Kurfürsten und sogar sehr umfängliche und wohlangelegte unter Ernst des Frommen persönlicher Anleitung in Thüringen stattgefunden hatten (vergl. Brückner, „Denkwürdigkeiten zur Geschichte Frankens und Thüringens“, 2. Heft); allein selber der Umstand, daß diese einheimischen praktischen Versuche einem auf alles Neue so aufmerksamen Geiste, wie Leibnitz, entgingen und er nur das ins Auge faßte, was im Auslande geschah, beweist die große Abhängigkeit, worin sich damals die deutsche Wissenschaft von der fremden befand.

Zwei Umstände waren es hauptsächlich, welche für lange Zeit die Fortschritte deutscher Wissenschaft und deutschen Erfindungsgeistes gegen die anderer Länder in den Schatten stellten: der Mangel an öffentlicher Aufmunterung der Gelehrten und der Urheber wichtiger Erfindungen und ein gewisses praktisches Ungeschick dieser letztern, ihre theoretisch richtigen und fruchtbaren Ideen nun auch ins Leben einzuführen und zur Geltung zu bringen. Beides war eine traurige Nachwirkung des dreißigjährigen Krieges, welcher den Gemeinsinn geschwächt und seine Hauptstätten, die freien Städte, zum großen Theil ihrer Macht und ihres Einflusses entkleidet, zugleich aber den praktischen Sinn und den Instinct des unmittelbaren, selbstsichern Zugreifens und Handelns in der Nation abgeschwächt und beinahe ertödtet hatte. Leibnitz klagt, „daß von allen Ländern nur Deutschland so thöricht sei, seine eignen großen Männer nicht anzuerkennen und zu unterstützen, und daß es erst dann auf sie achte, wenn es durch die Stimme des Auslandes auf ihren Werth aufmerksam gemacht werde"*). Er klagt, daß, aus Mangel solcher Unterstützung und Ermunterung, „die besten ingenia in Deutschland entweder ruinirt würden, oder sich zu andern Potentaten wendeten, welche wohl wüßten, was an diesem Gewinn gelegen, und aus allen Orten die besten Subjecte an sich zögen". Er klagt, daß, wenn etwas in Deutschland erfunden werde, „die andern Nationen es alsbald zu appliciren, zu extendiren, zu perfectioniren wüßten und es dann den Deutschen also aufgeputzt, daß diese selbst es nicht mehr für das Ihrige zu erkennen vermöchten, zurückschickten" **). Und er hatte guten Grund zu solchen Klagen. War er doch genöthigt, um Kunkel's wichtige Entdeckung zur verdienten Anerkennung und Geltung zu bringen, dieselbe in den Memoiren der französischen Akademie zu veröffentlichen***)! Mußte er doch für seine eigne Person die Erfahrung machen, daß seine eifrigsten Bemühungen für Errichtung von Akademien, als Organen zur Belebung des wissenschaftlichen Geistes und zur Unterstützung gemeinnütziger Unternehmungen, in Dresden an der Frivolität eines Hofes,

---

*) „Sola omnium regionum Germania in praeclaris suorum agrorum germinibus agnoscendis et ad immortalitatem propagandis stupida, obliviscitur sui ac suorum, nisi ab exteris de propriis opibus admoneatur." Leibnitii Opp. omn., vol. V p. 349.

**) Leibnitz in den „Bedenken von Aufrichtung einer Akademie" (K.-Hds.).

***) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 198.

der zwar Hunderttausende für ein einziges Fest, aber nicht Hunderte für die Wissenschaft und ihre Vertreter bereit hatte, in Wien an dem Einflusse der Jesuiten scheiterten und selber in Berlin nur langsame und spärliche Früchte trugen *)! Die meisten deutschen Höfe hatten mit ganz andern Dingen zu thun, als mit der Förderung der Wissenschaften oder der Unterstützung mechanischer Talente **), und von dem Adel und den andern reichen Leuten in Deutschland klagt derselbe große Gelehrte, „daß sie nicht so wißbegierig, als bei den Engländern, noch solche Liebhaber des Verstandes und erbaulicher Gespräche, als bei den Wälschen, sondern zu viel dem Trunk und Spiel ergeben wären ***).“

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, wenn noch fort und fort die hellsten Köpfe Deutschlands, da sie daheim fast immer die nöthige Unterstützung und Ermuthigung zur Ausführung ihrer Ideen vermißten, ihre Erfindungen dem Auslande zuwandten, welches diese und sie selbst besser zu ehren und zu verwerthen wußte, oder um die Früchte ihrer Forschungen gebracht wurden durch ausländische Mitbewerber, denen eine größere praktische Gewandtheit und die lebhaftere Aufmunterung, die sie bei ihren Umgebungen fanden, dazu verhalf, den Ruhm und die reellen Vortheile einer solchen Erfindung zum Schaden des deutschen Erfinders an sich zu reißen. Die Schriften der Akademien von Paris, London und selber von Petersburg bereicherten sich mit den wissenschaftlichen Arbeiten deutscher Gelehrten, eines Tschirnhausen, eines Leibnitz, der Bernoullis, Euler's u. A., weil es zu deren wirk-

*) Guhrauer, „Leibnitz“, 2. Bd. S. 197, 203, 290. In Bezug auf die Akademie zu Dresden enthalten die R.-Hds. die in aller Form ausgefertigte Bestätigungsurkunde derselben nebst dem, darin vollständig wiedergegebenen, jedenfalls von Leibnitz selbst ausgearbeiteten Plane des Unternehmens, welcher im Wesentlichen dem der Berliner Societät gleicht. Auch die nöthigen Fonds für die Anstalt sind darin bereits angewiesen. Das wirkliche Inslebentreten der Akademie ward (nach Guhrauer a. a. O. 2. Bd. S. 203) durch den polnischen Krieg verhindert. Daß man in Dresden kein tiefes und nachhaltiges Interesse für die Sache hatte, dürfte daraus hervorgehen, daß der Plan auch später, wo die äußern Verhältnisse günstiger waren und man in den läppischsten Verschwendungen Millionen vergeudete, nicht darauf zurückkam trotz der nochmaligen persönlichen Anwesenheit Leibnitzens in Dresden im J. 1712, der es gewiß an neuen Anregungen nicht würde haben fehlen lassen, wenn er irgend einen Erfolg davon vorausgesehen hätte.

**) S. oben S. 113 ff.

***) R.-Hds., in einem Aufsatz „über Errichtung einer deutschliebenden Genossenschaft“. (Vgl. oben S. 13.)

samer Verbreitung in Deutschland, auch nach Errichtung der Societät zu Berlin, an ausreichender Gelegenheit fehlte, indem dieser letztern die Mittel für derartige Zwecke unter dem ersten Könige von Preußen viel zu knapp zugemessen waren*). Auch für ihre Personen wendeten jene und andere hervorragende Gelehrte Deutschlands — den einzigen Leibnitz ausgenommen — ihre Thätigkeit und den Glanz ihrer berühmten Namen für längere oder kürzere Zeit dem Auslande zu: Joh. Bernoulli lehrte zu Gröningen, seine drei Söhne zu Petersburg, sein Neffe zu Padua; Euler verbrachte den größten Theil seines Lebens in der russischen Hauptstadt; Fahrenheit und Albinus trugen ihre reichen Naturkenntnisse nach Holland, Hamberger die seinigen nach Frankreich, und der Entdecker des Phosphor, Kunkel, starb als Leibarzt des Königs von Schweden zu Stockholm. Auch Pufendorf folgte dem Rufe eben dieses Monarchen, unbefriedigt, wie es scheint, durch die Verhältnisse seiner deutschen Heimath.

Die glänzendste deutsche Erfindung aus dem 17. Jahrhundert, Guerike's Luftpumpe, ward, ebenso wie dessen wichtige Entdeckungen über das Wesen der Elektricität, von dem Engländer Boyle weiter ausgebildet, aber zugleich für sich und seine Nation in Anspruch genommen, und diese Ausbeutung ursprünglich deutscher Erfindungen durch Ausländer, sammt der Bestreitung des Ruhms der ersten Urheberschaft, war nur das erste einer ganzen langen Reihe von Beispielen, welche nahezu bis auf unsere Tage herabreicht. In ähnlicher Weise mußten die stillen Verdienste deutscher Botaniker des 17. Jahrhunderts, Jungius, Rivinus u. a., den Ruhm Linné's mehren helfen; in ähnlicher Weise wurde, was um die Mitte des 18. Jahrhunderts Wenzel und Richter für die Lehre der chemischen Grundelemente, Aepinus für die Theorie der Elektricität that, erst dann beachtet, als es durch Dalton und Berzelius, durch Franklin und Volta aufgenommen und weitergebildet worden war.

Uebrigens zeigte sich bei jener Gelegenheit, wie nicht minder bei dem Streite Leibnitzens mit Newton über die Priorität der Entdeckung des Differentialcalcüls, der große Mangel an Gemeingeist auf Seiten der Deutschen, selber in der Wissenschaft. Während die Engländer für ihre Landsleute mit einem Patriotismus einstanden, der bis zur Ver-

*) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 266.

leugnung der unparteiischen Gerechtigkeit ging, sahen sich die deutschen Gelehrten von den ihrigen nicht nur im Stiche gelassen, sondern bisweilen sogar preisgegeben. Und auch diese Erscheinung hat sich zum Theil bis auf die neueste Zeit wiederholt*).

Specifischer Antheil der Deutschen an dem allgemeinen Fortschritte der exacten Wissenschaften in dieser Periode.

Die sogenannten exacten Wissenschaften — Mathematik und Naturforschung — waren gerade gegen den Ausgang des 17. Jahrhunderts an einem wichtigen Wendepunkte angelangt**). Sie hatten eine geraume Zeit lang ziemlich planlos zwischen den Hypothesen und Unbestimmtheiten einer scholastischen Philosophie, die sich größtentheils noch auf aristotelische, überdies oft mißverstandene, Ideen stützte, und einer principlosen, höchstens von einem gewissen unklaren Instincte geleiteten Beobachtung einzelner Thatsachen und Erscheinungen hin- und hergeschwankt. Seit Kurzem aber war man dahin gekommen, mit bewußter Absicht, nach einer im Voraus festgestellten Methode und mit Zugrundelegung klar erkannter Grundsätze, naturwissenschaftliche Untersuchungen und Experimente zu unternehmen, die dabei gewonnenen Resultate, auf bestimmte wissenschaftliche und mathematische Formeln gebracht, wiederum zur Berichtigung oder Bekräftigung der angenommenen allgemeinen Principien anzuwenden, und so gleichsam Schritt vor Schritt, von dem engsten Kreise aus nach allen Seiten hin sich ausbreitend, ein immer größeres Gebiet der Naturerkenntniß zu sicherm und dauerndem Besitz zu erobern. Vor allem war es die Mechanik, die Wissenschaft von den Kräften und Gesetzen der allgemeinen Körperbewegung, welche auf diese Weise angebaut ward. Auf diesem Gebiete lagen die großen Entdeckungen Newton's, welche den ganzen Weltbau umspannten und

*) Guhrauer in der Vorr. zu seiner Biographie Leibnitzens (S. XIV) erzählt: „Als ich in Paris war, fragte ich Herrn Libry, den Verfasser der Geschichte der Mathematik in Italien, um seine Ansicht über L.'s Verdienste um diese Wissenschaft. Da erzählte er u. A.: ein Gelehrter aus Göttingen, der ihn besucht, habe mit Verachtung von L. gesprochen, ihn namentlich als Mathematiker tief herabgesetzt. Auf die Frage des Herrn Libry: wer ihm das gesagt hätte? nannte er einen der größten jetzt lebenden deutschen Mathematiker. J'étais surpris, sagte Herr Libry, de voir venir les détracteurs de Leibnitz de l'Allemagne elle-même!"

**) Für das Folgende wurden hauptsächlich benutzt: Biot, „Experimentalphysik", (bearbeitet von Fechner), 5 Bde.; Kopp, „Geschichte der Chemie", 4 Thle.; Muncke, „Handbuch der Naturlehre", 2 Thle.; das schon citirte Werk von Whewell, 3 Bde.; Wachler, „Handbuch der Literaturgeschichte", 3. u. 4. Theil.

ein einziges, gleichartiges Gesetz in der unendlichen Reihe der Erscheinungen, von dem fallenden Apfel bis zu den scheinbar unberechenbaren Bewegungen der fernsten Himmelskörper, aufzeigten. Dieses Gebiet grenzte am nächsten an das der reinen Mathematik und war darum auch von den neuen philosophischen Bearbeitern der Naturlehre, wie Descartes, zuerst in Angriff genommen worden.

Das systematische Vorwärtsschreiten auf diesem und andern Gebieten der Naturwissenschaft, welches an die Stelle des früheren zufälligen und sprungweisen getreten war, machte ein bewußtes und planmäßiges Zusammenwirken der verschiedenen Bearbeiter eines und desselben Faches nicht blos möglich, sondern nothwendig. Und in der That sehen wir von dieser Zeit an je mehr und mehr die Naturwissenschaften einen internationalen Charakter annehmen. Die Forscher aller Länder reichen sich die Hand zu dem gemeinsamen Werke allseitigen, methodischen Eindringens in die Geheimnisse der Natur. Die großen gelehrten Gesellschaften halfen diesen wechselseitigen Verkehr vermitteln, welcher außerdem theils im Wege persönlichen Gedankenaustausches, theils im Wege der Correspondenz und der Literatur sich immer mehr ausbildete und verzweigte.

Deutschland übernahm von dieser gemeinsamen Arbeit der civilisirten Völker vorzugsweise denjenigen Theil, welcher sich am besten für den, mehr reflectirenden, als praktischen Geist, den die Deutschen seit dem dreißigjährigen Kriege angenommen hatten, eignete und welcher, bei seinen nahen Beziehungen zu der herrschenden Wissenschaft der damaligen Zeit, der Mechanik, ein wichtiges Verdienst, wenn nicht der Erfindung neuer, so doch der Feststellung und Entwicklung der von andern gewonnenen Resultate in Aussicht stellte, nämlich: die Vervollkommnung des mathematischen Calcüls in seiner Anwendung auf Probleme der Naturforschung und die Zurückführung dieser letztern auf allgemeine Formeln vermittelst der höhern Analysis. Auf diesem Felde sehen wir deutsche Gelehrte seit dem Ende des 17. Jahrhunderts einen ehrenvollen und selber vom Auslande meist bereitwillig anerkannten Ruf behaupten und der Erweiterung und Befestigung des neuen Fortschritts der Naturwissenschaften wesentliche Dienste leisten. Die große und folgenreiche Entdeckung Leibnitzens, die Differentialrechnung — deren Werth dadurch nicht geschmälert wird, daß er ihren Ruhm mit Newton theilen muß, der zu dem gleichen Resultate auf anderm Wege

gelangte *), — die vielseitigen Untersuchungen der Bernoullis über die Bewegungen der flüssigen Körper, die Schwingungen der Saiten, das mechanische Princip der Erhaltung der lebendigen Kräfte u. a., Euler's gelehrte Arbeiten, die ebenso sehr durch ihre Gründlichkeit und praktische Brauchbarkeit, wie durch ihren ungeheuern Umfang das Staunen aller Männer von Fach erregten **), seine Berechnungen des Mond- und Planetenlaufes und des dadurch bedingten Fortrückens der Tag- und Nachtgleichen, seine Theorie von der Bewegung fester Körper und von dem Gleichgewicht der flüssigen, seine Forschungen über das Wesen und die Gesetze des Wechsels von Ebbe und Flut, sowie über den Schall und über das Licht, endlich die, in bescheidneren Grenzen nicht minder verdienstlichen Bestrebungen der Nachfolger jener Mathematiker erster Größe, Tob. Mayer's, Segner's, Hindenburg's, Kästner's u. a., gehören der angedeuteten Richtung an.

Die allgemeine Bewegung der Ideen im 17. Jahrhundert und ihr Charakter.

Die Fortschritte in den Naturwissenschaften, welche das 17. Jahrhundert vollbrachte, waren nur ein Theil, wenn auch einer der wichtigsten, des allgemeinen geistigen Umschwunges, der in eben jener Zeit stattfand. Der gemeinsame Zug dieser gewaltigen Bewegung ging auf die Befreiung des menschlichen Geistes von jeder fremden Autorität, auf die Erschließung aller

*) Diese Entscheidung der, lange und leidenschaftlich verhandelten Streitfrage: wem von beiden der Ruhm der Entdeckung gebühre, — nämlich die Gleichberechtigung beider, als gleich selbständiger und von einander unabhängiger Urheber derselben Idee, darf man wol, namentlich nach den unparteiischen Erörterungen Biot's (in seiner Biographie universelle, unter den Namen Leibnitz und Newton, und in einem besondern Aufsatz im Journal des Savans, 1832, S. 263 ff.), als feststehend und allgemein angenommen betrachten. (Vgl. Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 170 ff.)

**) Nur allein die von Euler für die Petersburger Akademie gelieferten Beiträge füllten die Jahresberichte derselben von 1728—1783 zum größern Theile aus, und die von ihm zu gleichem Behufe hinterlassenen gaben anderweiten Stoff noch bis zum Jahre 1818. Außerdem arbeitete Euler für die Berliner Akademie, deren Mitglied und Präsident er 1741 ward, für die Pariser, von der er mehrere Preise erhielt, u. s. w. Den Werth seiner Arbeiten hat in neuerer Zeit wieder auf sehr ehrenvolle Weise Lagrange bestätigt, indem er sagte: „jeder wahre Liebhaber der Mathematik werde dieselben nachlesen müssen, denn es sei darin Alles klar, wohl ausgedrückt, wohl berechnet, auch seien sie reich an schönen Beispielen". (Whewell-Littrow, 2 Thl. S. 99, 247.) Auf diese Arbeiten Euler's wird im 2. Thl. dieses Bandes nochmals zurückzukommen sein.

Räume des Reiches der Erfahrung, endlich auf eine innigere Annäherung der Wissenschaft an das Leben. Das planmäßige Vorwärtsschreiten der Beobachtung und des ihr eng zur Seite gehenden mathematischen Calcüls auf allen Gebieten der Naturerkenntniß stellte einen immer festeren und immer ausgebreiteteren Zusammenhang aller Erscheinungen her und verdrängte mehr und mehr die Annahme verborgener und unberechenbarer Kräfte, sowie die Anwendung unverstandner Begriffe, womit die frühere, scholastische Lehrweise die Lücken ihres Wissens auszufüllen gesucht hatte. Die Träume der Alchymisten von einer mystischen Verwandlung aller Dinge in Gold oder von einer Verlängerung des menschlichen Lebens ins Ungemessene durch magische Mittel lösten sich in nichts auf vor den wachsenden Fortschritten der wissenschaftlichen Chemie, welche überall bestimmte Elemente und streng-geregelte Processe chemischer Veränderungen und Verwandtschaften nachwies, und wenn dieselben immer noch eine geraume Zeit lang an der Rohheit und Unwissenheit der Massen, sowie an der Genußsucht und Leichtfertigkeit der vornehmen Klassen beredte Fürsprecher fanden, so stießen sie doch schon nicht blos unter den Gelehrten, sondern selbst in weitern Kreisen der Gebildeten immer häufiger auf solche, die sie still belächelten oder laut verspotteten.

Die Untersuchungen von Harvey über den Umlauf des Blutes, von Willis über die Beschaffenheit und die Verrichtungen des Gehirns, von Ruysch über das Gefäßsystem und den Ernährungsproceß, sammt den vergleichenden Beobachtungen Swammerdam's u. a. über die gleichartigen Vorgänge im menschlichen und im thierischen Organismus, führten Schritt vor Schritt zu einer Betrachtung des Seelenlebens in seinem Wechselverhältniß mit dem Körper, gegen welche die abergläubischen Vorstellungen von magischen Einwirkungen dämonischer Kräfte auf die Natur und den Menschen auf die Länge nicht Stich halten konnten, welche aber freilich in ihren weitern Consequenzen auch die herrschenden theologischen und philosophischen Ansichten von der absoluten Wesensverschiedenheit eines geistigen und eines leiblichen Elements im Menschen erschüttern mußte.

Der gewaltigste Umschwung der Ideen ging jedoch von eben jenem Gebiete aus, auf welches damals die größten Forscher aller Nationen die ganze Kraft ihres Scharfsinns und ihres ausdauernden Fleißes concentrirt hatten, von der Mechanik oder der allgemeinen Körper-

lehre. Copernicus, Kepler, Galilei hatten, einer nach dem andern, die bisherigen Ansichten von den Verhältnissen der Himmelskörper zu einander erschüttert. Newton vollendete diese wissenschaftliche Revolution, indem er genau die Gesetze aufzeigte, nach welchen alle Bewegungen, wie auf der Erde, so in den unendlichen Räumen des Himmelsgewölbes, mit der gleichen Regelmäßigkeit vor sich gehen. Der Gedanke einer mechanischen Nothwendigkeit, die Möglichkeit, alle Naturerscheinungen nach strengmathematischen Gesetzen zu berechnen, die Ausschließung jedes einer solchen Berechnung sich entziehenden Eingreifens unbekannter Mächte in den festgeregelten Gang der Natur schien damit im weitesten Umfange ausgesprochen und anerkannt.

Wichtige Verbesserungen der Werkzeuge der Beobachtung trugen dazu bei, den Sieg des Menschengeistes über die Natur zu vervollständigen und ihn in dem Bewußtsein von der Unbegrenztheit seiner Forschungskraft zu bestärken. Das 17. Jahrhundert war reich an solchen Erfindungen. Galilei vervollkommnete das Fernrohr und zog dadurch zahllose Himmelskörper, deren Dasein vorher kaum geahnt und deren Bewegungen gänzlich unbekannt gewesen waren, in den Bereich menschlicher Forschung herein. Torricelli und Guerike lehrten mittelst des Barometers und der Luftpumpe die körperlichen Eigenschaften der Luft wägen und messen. Das Mikroskop, womit ein holländischer Naturforscher die Wissenschaft bereicherte und welches ein Deutscher, Lieberkühn, verbesserte, öffnete dem menschlichen Auge den Blick in eine ganz neue Welt von Erscheinungen und dem menschlichen Geiste die nichtgeahnte Aussicht auf eine jeder Grenze spottende Erweiterung seines Beobachtungsfeldes.

Die Gestaltung der äußeren Lebensverhältnisse kam der Entwicklung der Erfahrungswissenschaften erfolgreich zu Hülfe. Der Wettstreit des Handels und des Gewerbfleißes, welcher mehr denn je seit der Entdeckung Amerikas und der Auffindung des Seeweges nach Ostindien zwischen den Staaten des westlichen Europas, besonders den seefahrenden, entbrannt war, schärfte nicht blos im allgemeinen den Sinn der Bevölkerungen und weckte ihren Unternehmungsgeist, sondern spornte dieselben auch insbesondre zur Durchforschung und Bewältigung der Natur nach allen Seiten hin an. Die naturwissenschaftlichen und ethnographischen Entdeckungen, zu denen die Befahrung der großen Weltmeere und die Aufsuchung ferner Erdtheile mannigfache Gelegenheiten

bot, zogen die Kreise des Wissens und der Beobachtung immer weiter und weiter, und das Gefühl der Uebermacht, welches man über ein so gewaltiges und unbotmäßiges Element, wie der Ocean, errungen hatte, beflügelte den Muth des Wagens und den Trieb des Entdeckens auch auf andern Gebieten und ließ schon fast nichts mehr dem menschlichen Geiste zu schwer oder unmöglich erscheinen. Nicht zufrieden, an die Erfindung von Schiffen zu denken, welche jeder Gewalt der Stürme und der Wogen trotzen sollten, erhob man sich durch eine leicht erklärbare Ideenverbindung zu dem stolzeren Wunsche, ebenso die Luft wie das Wasser zu durchschneiden, und Träume von Flügeln zur Fortbewegung über der Erde wurden die Vorläufer jener spätern, besser begründeten und erfolgreicheren Versuche der Luftschifffahrt, mit denen das vorige Jahrhundert sich so angelegentlich beschäftigte.

So weit dieser Drang des Vorwärtsstrebens und der Durchbrechung aller Schranken der Erkenntniß sich lediglich innerhalb des Gebiets der Naturforschung und des mathematischen Calcüls bewegte, ließ er sich an den einzelnen Erfolgen genügen, die er hier errang, unbekümmert, wie es schien, um die Aufsuchung der höheren und allgemeineren Principien, nach denen er nur gleichsam instinctartig verfuhr, sowie um die Abwägung der weiteren Consequenzen, zu denen ein solches Verfahren hinführte. War doch selber der Begründer der Mechanik des Himmels, Newton, unbefangen genug, das Hereingreifen einer höheren Gewalt in diese Weltordnung im Wege eines wunderthätigen Actes, gleichsam die Wiederausbesserung der nach einer gewissen Zeit aus dem Gange gekommenen und unbrauchbar gewordenen Weltenuhr, nicht allein nicht als unverträglich mit den von ihm gefundenen Gesetzen einer strengmechanischen Selbstbewegung des Weltensystems abzuweisen, sondern sogar als nothwendig vorauszusetzen!*).

Aber schon hatten kühnere und logischere Geister auch jene obersten Gesetze alles Forschens und Denkens einer grundsätzlichen und rücksichtslosen Prüfung unterzogen. Baco hatte die Induction (d. h. das Folgern allgemeiner Wahrheiten aus einzelnen sinnlichen Beobachtungen mittelst einer Combination des Verstandes) für die allein sichre Quelle menschlicher Erkenntniß erklärt und damit der ganzen bisherigen Philosophie, der Scholastik, mit ihren von vornherein für gewiß und allgemeingültig

*) Hettner, „Geschichte der englischen Literatur", S. 25.

angenommenen Begriffen ein- für allemal abgesagt*). Descartes, obschon er in gewisser Hinsicht zu jenen Allgemeinbegriffen zurückkehrte und eine Erkenntniß der Wahrheit durch bloße logische Gedankenverbindung, ohne den Hinzutritt sinnlicher Wahrnehmungen, nicht nur für möglich, sondern sogar für die allein richtige und zweifellose erklärte, hatte doch dadurch, daß er mittelst seines Cogito, ergo sum den menschlichen Geist rein auf sich selbst und sein eignes Denken verwies, ihn von jeder fremden Autorität emancipirte, die Abhängigkeit zerstört, in welcher bisher die Philosophie der Theologie gegenüber gehalten worden war oder sich selbst gehalten hatte; er hatte ferner durch die Forderung, daß alle unsre Gedanken so klar sein sollten wie die Sätze der Mathematik, der mechanischen Weltansicht ein Zugeständniß von unberechenbarer Tragweite gemacht, hatte endlich in dem physikalischen Theile seines Systems eben dieses Princip eines strengmechanischen Zusammenhanges von Ursachen und Wirkungen mit rücksichtsloser Consequenz durchgeführt.

Auf diesen Bahnen weiterschreitend, stellte Spinoza (auch äußerlich in der strengen Form geometrischer Beweisführung) ein System der Weltanschauung auf, in welchem weder die menschliche, noch selbst die göttliche Freiheit einen Platz zu finden schien, vielmehr über allem das starre Gesetz der Nothwendigkeit gleich einem unerbittlichen Fatum waltete; erklärte Bayle die absolute Unvereinbarkeit des Glaubens und der Vernunft, mit andern Worten, der Mystik des Uebersinnlichen, Wunderbaren, und der nüchternen Kritik desselben nach den Gesetzen menschlichen Denkens; gelangte Locke mittelst einer scharfen Zergliederung des gesammten menschlichen Erkenntnißvermögens zu dem berühmten Satze: „Es giebt nichts im menschlichen Denken, was ihm nicht erst durch die Sinne zugeführt wäre“; verwarf Toland, in consequenter Weiterverfolgung des Baconischen Grundsatzes von der Unhaltbarkeit jedes die Grenzen des menschlichen Erkennens überschreitenden Wissens, alles dasjenige von der bestehenden Kirchenlehre, was sich nicht schlechterdings begreifen und als übereinstimmend mit den Gesetzen der Vernunft aufzeigen lasse, indem er zugleich ausführte, daß nur in dem Allgemeinverständlichen und für alle Menschen Ueberzeugenden das wahre Wesen und der eigentliche Werth einer jeden Religion bestehe, während die

*) „Franz Baco von Verulam. Die Realphilosophie und ihr Zeitalter“, von Kuno Fischer.

mystische Zuthat von Wundern und Ceremonien, womit dogmatische Beschränktheit, kirchliche Herrschsucht oder priesterlicher Eigennutz das Christenthum umgeben hätten, lediglich dazu diene, Verwirrung in den Gemüthern zu erzeugen und die Ruhe der Einzelnen wie den Frieden der Staaten zu stören — ein Satz, den in ähnlicher Weise schon Herbert von Cherbury aufgestellt, Hobbes bekräftigt und Spinoza in seinem Tractatus theologico-politicus mit der ganzen Schärfe seiner gewaltigen Dialektik vertheidigt hatte *).

Aber nicht blos auf dem Gebiete der Natur machten sich die neuen Ansichten geltend: auch die Verhältnisse des Staats und der Gesellschaft wurden einer rückhaltlosen Kritik unterzogen. Man hatte bis dahin das Recht fast immer als den unmittelbaren Ausfluß eines höheren, göttlichen Willens verehrt: Hugo Grotius entwickelte zuerst die Idee eines Naturrechts, d. h. eines Rechts, welches, auch abgesehen von seiner Bekräftigung durch das göttliche Gebot, schon an sich, durch die Aussprüche der menschlichen Vernunft und die natürlichen Bedingungen jeder menschlichen Gesellschaft, volle Kraft und Allgemeingültigkeit habe. Hobbes, der Vertheidiger des fürstlichen Absolutismus, war doch weit entfernt, bei dieser Vertheidigung sich auf die Lehre von der Göttlichkeit der fürstlichen Gewalt, d. h. auf ihren Ursprung aus einer unmittelbaren göttlichen Einsetzung, zu berufen; vielmehr leitete er diese Gewalt ganz einfach aus einem ursprünglichen Vertrage oder einem freien Willensacte der sämmtlichen Gesellschaftsglieder ab, unterschied sich also von den Vertretern der entgegengesetzten politischen Theorie, von Milton, Sidney und Locke, nicht sowol im Grundsatze, als nur in der Anwendung des Grundsatzes, indem Hobbes annahm, durch jenen einmaligen freien Willensact hätten sich die Völker für alle Zeiten einer oberherrlichen Gewalt unterworfen, und die Natur des Staats, die Sicherheit der Gesellschaft verlange von allen Einzelnen unweigerlichen und unverbrüchlichen Gehorsam gegen die einmal bestehende Regierung, während seine Gegner behaupteten, die Menschen hätten nicht für immer zu Gunsten eines Einzigen auf ihre ursprüngliche Freiheit verzichtet, sondern es sei ein unveräußerliches Recht der Völker, die Regierung in dem Gebrauche ihrer Macht zu überwachen und zu be-

*) Hettner a. a. O.; Lechler, „Geschichte des engl. Deismus“; Noack, „Die Freidenker in der Religion“, unter den betreffenden Namen.

schränken, ja sogar, im Fall eines groben Mißbrauchs derselben, ihr den Gehorsam zu verweigern*). Genug, wie man in der Naturwissenschaft keine Berufung auf „verborgene Kräfte" oder „wunderbare Einwirkungen" mehr gelten lassen wollte, so in der Gesellschaftswissenschaft keine Berufung auf „göttliche Einsetzung" oder auf ein schlechthin durch sein Bestehen und das Herkommen geheiligtes Recht. Wie dort jede Wirkung auf eine erkennbare und nachweisbare Ursache, so sollte hier jedes geschichtliche Recht auf einen von der Vernunft einzusehenden Grund, jeder äußere Zwang auf eine in der Natur der Verhältnisse begründete innere Nothwendigkeit zurückgeführt werden.

Wenn so diese beiden Arten philosophischer Untersuchungen — die über religiöse und die über politische Fragen — auf ein und dasselbe Ziel hinausliefen, nämlich die Entfesselung der freien Selbstthätigkeit und des Vernunftgebrauchs des Menschen, so ging auch der Anstoß zu beiden von einem und demselben Punkte aus. Es war nicht ein leerer Kitzel der Speculation, was jene kühnen Denker antrieb, an den so lange für unantastbar gehaltenen Schranken des freien Vernunftgebrauchs zu rütteln, sondern es war ein sehr reelles praktisches Bedürfniß, und sie sprachen nur grundsätzlich, in der Form allgemeingültiger Regeln, aus, was instinctartig eine große Masse ihrer Zeitgenossen und Landsleute dachte oder doch fühlte. Der politische Despotismus hatte sich, selber in dem Lande uralter Volksfreiheit, England, eine geraume Zeit lang mit Hülfe einer religiösen Theorie des unbedingtesten Gehorsams im Weltlichen wie im Geistlichen behauptet und seinerseits wieder das ihm geistesverwandte System kirchlicher Allmacht und Unfehlbarkeit gestützt. In Frankreich sah man fortwährend diese beiden Mächte im verderblichen Bunde. Hugo Grotius war selbst beinahe das Opfer jenes unversöhnlichen, halb politischen, halb kirchlichen Parteigeistes geworden, dessen Herrschaft er durch die Grundsätze eines natürlichen Rechts, die er entwickelte, und durch die Lehren religiöser Duldung, die er empfahl, so siegreich bekämpfte. Bayle, indem er den Glauben für eine Angelegenheit der innersten Gefühle jedes Einzelnen erklärte, welche durch dogmatische Systeme und theologische Beweise um nichts gefördert

---

*) Hinrichs, „Geschichte des Natur- und Völkerrechts", 1. Bd. S. 124, 219. Raumer, „Ueber die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik", S. 35, 60.

werde, dachte unstreitig an die blutigen Verfolgungen, denen er und andre Anhänger der calvinistischen Lehre um ihrer Ueberzeugungen willen in Frankreich ausgesetzt gewesen waren, und Spinoza, wenn er seine Stimme für allgemeine Gewissensfreiheit erhob, vertrat ebenso sehr die Sache seiner Stammesverwandten, der Juden, gegen die Zurücksetzungen und Bedrückungen, welche sie von den Christen zu erfahren hatten, als seine eigne gegenüber der jüdischen Orthodoxie, welche ihn um seiner freieren Ansichten halber von der Gemeinschaft seiner Glaubensgenossen ausschloß. Sogar der unbefangene, jeder metaphysischen Speculation und vollends jeder politischen Wirksamkeit entsagende Trieb gelehrten Forschens auf dem Gebiete der Mechanik oder der Mathematik war nicht verschont geblieben von jener wilden Verketzerungssucht, welche, die unausbleiblichen Consequenzen der Fortschritte der Naturwissenschaften für das gesammte geistige Leben der Menschheit mit sichrem Instincte herausfühlend, einen Galilei dem Kerker, einen Vanini dem Scheiterhaufen und einen Descartes der Verbannung überantwortet hatte. Also auch die Naturwissenschaften bedurften, wenn sie sich ungestört entwickeln sollten, jener Anerkennung des freien Vernunftgebrauchs, welche zu erkämpfen die Speculation sich zum Ziele gesetzt hatte, und nicht minder bedurften derselben die praktischen Interessen des politischen und volkswirthschaftlichen Lebens, welches sich eben jetzt in allen den Ländern, von wo diese speculative Bewegung ausging, täglich kräftiger entwickelte. So war der geistige Kampf, der sich dort entspann, in seinen Beweggründen, seinen Zielen und seinen mitwirkenden Kräften ein durchaus klarer, einfacher und scharfbegrenzter. Die Speculation diente einem zweifellosen und sich deutlich ankündigenden praktischen Bedürfniß, nämlich der Sicherung der politischen Freiheit gegen weltlichen, der Freiheit der Gewissen gegen geistlichen Despotismus, endlich der freien Entwicklung aller Kräfte auf den Gebieten der Naturwissenschaften und der damit engverbundenen materiellen Interessen gegen die Beschränkungen eines einseitigen Autoritätsglaubens und eines falschen Spiritualismus, und hatte zugleich an allen diesen Interessen, die sie vertrat, ebenso viele Verbündete gegen den gemeinsamen Feind, den sie bekämpfte. Der Philosoph in England oder den Niederlanden sah jeden Fußbreit Boden, den er in der Theorie für die Freiheit des Denkens und die naturgemäße Methode der Beobachtung eroberte, sogleich benutzt und angebaut von politischen Parteien und

religiösen Secten, welche auf seine idealen Schlußfolgerungen sehr praktische Rechtsansprüche gründeten, von Forschern, welche die von ihm aufgestellten allgemeinen Grundsätze bei ihren Untersuchungen anwendeten, endlich von Geschäftsmännern, welche wiederum die Resultate dieser Untersuchungen im Leben, im Verkehr, in den Künsten und Gewerben verwertheten.

So klar und einfach waren die Verhältnisse, unter denen Deutschland in die allgemeine geistige Bewegung eintrat, keineswegs. Weder im Politischen, noch im Religiösen gab es hier so scharfausgeprägte, zu principieller Entscheidung hindrängende Gegensätze. Hier bestand keine alleinherrschende Kirche, von der oder in deren Namen die Andersgläubigen hätten verfolgt werden können, und ebensowenig fand man hier jene religiösen Secten, die sich anderwärts mit geistigen und weltlichen Waffen gegen eine solche Verfolgung wehrten. Die Reformatoren hatten die Vertheidigung des neuen Glaubens nicht den einzelnen Anhängern desselben, sondern den zu ihnen übergetretenen Fürsten und Ständen anvertraut, sie hatten keine Secte, sondern eine zweite Kirche neben der alten gestiftet, und diese neue Kirche war, zuerst durch den Religionsfrieden von 1555, dann wieder durch den westphälischen Frieden, in ihrer Berechtigung und Ebenbürtigkeit mit der römisch-katholischen anerkannt worden. Das Verhältniß zwischen den beiden großen Glaubensparteien in Deutschland war daher mehr ein politisches, als ein religiöses; es eignete sich mehr zu staatsrechtlichen Auseinandersetzungen, als zu philosophischen Erörterungen, mehr zu einer Feststellung von positiven Rechten, als zu einer Aufsuchung allgemeiner Principien. Der einzelne Protestant oder Katholik fand sich niemals in derselben Weise persönlich vereinzelt einer herrschenden Gewalt, als der Verfolgerin seines Glaubens, gegenüber, wie etwa der Hugenotte in Frankreich, der Presbyterianer oder Dissenter in England, denn zwischen ihm und jener Gewalt standen als vermittelnde Mächte die Stände seiner Kirche; er fühlte sich daher auch viel weniger durch den Drang eigner Noth zu einer grundsätzlichen Opposition in Glaubenssachen oder zu allgemeineren Untersuchungen über die Principien der Gewissensfreiheit und der Toleranz hingedrängt. Was das Verhältniß des Einzelnen zu seiner eignen Kirche und deren Satzungen anbetraf, so wurde auch dieses durch das Nebeneinanderbestehen verschiedner Kirchen eigenthümlich modificirt. Der Kampf der Confessionen unter einander lähmte

den Kampf innerhalb jeder einzelnen derselben oder hielt ihn wenigstens länger als anderwärts in Schranken. Die besten Köpfe fanden Beschäftigung und Befriedigung für ihren Trieb der Kritik und Polemik in der Bekämpfung des gegnerischen Religionstheils. Man scheute sich, im Schooße der eignen Glaubenspartei Uneinigkeit zu zeigen, um nicht der Gegenpartei einen Triumph zu bereiten, und andrerseits fehlte es nicht an Bemühungen, den Streit unter den verschiedenen Kirchen beizulegen, um der gemeinsamen Gefahr freidenkerischer Angriffe auf die Grundlagen des kirchlichen Lebens überhaupt keinen Vorschub zu leisten*). So ward der Kampf religiöser Meinungen durch äußere Rücksichten und eigenthümliche Verhältnisse vielfach gebrochen oder von seinen letzten Zielen abgeleitet.

Nicht anders war es im Politischen. Die Streitigkeiten der Fürsten und Stände unter sich und mit dem Reiche stumpften alle andern Gegensätze ab und ließen es zu principiellen Erörterungen politischer Fragen nicht leicht kommen. Während in England und anderwärts der philosophische Forschergeist sich alsbald auf die letzten Grundlagen alles Staatslebens, auf die großen, einfachen Gegensätze von Volk und Regierung, Freiheit und Despotismus hingelenkt sah, verzettelte und erschöpfte er sich hier in der Behandlung der künstlichen und verwickelten Verhältnisse der Stände und des Reichs und drang bis zu dem tieferen Kern der Frage, der Untersuchung der Rechte und der Interessen der Völker, selten vor.

Auch war dem deutschen Volke und seinen Denkern seit dem dreißigjährigen Kriege jener kühne Muth politischer Reformen völlig abhanden gekommen, der ein Jahrhundert früher die weitausgreifendsten Umgestaltungen im Staats- und Gesellschaftsleben nicht blos in der Theorie ausgedacht, sondern in der Wirklichkeit versucht hatte. Wenn auch jetzt noch einzelne Gelehrte, wie Pufendorf und Thomasius, die Ableitung aller bürgerlichen Gesellschaften aus einem Vertrage und das Recht des Einzelnen zum Widerstande gegen offenbares und schweres Unrecht des Herrschers lehrten oder den göttlichen Ursprung der Fürstengewalt leugneten und mit beifälligem Eifer die in den Niederlanden erschienenen Schriften gegen den Despotismus Jacob's II. verbreiten halfen**),

*) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 67.

**) Pufendorf, De jure gent. et nat., lib. VII, Cap. 3, § 1, Cap. 8, § 5.

so hatten solche Lehren — wie unerhört auch die Kühnheit schien, sie zu verkündigen*), — doch durchaus keinen unmittelbaren praktischen Erfolg, wurden nicht, wie die eines Hobbes oder Locke, zum Losungsworte politischer Parteien und zum Ausgangspunkte realer Bestrebungen auf dem Boden des äußern Staatslebens, sondern blieben innerhalb der stillen Räume der Doctrin und in den engen Kreisen der Gelehrten beschlossen, legten höchstens den Keim zu einer künftigen Entwicklung politischer Ideen, die aber noch ganzer Menschenalter bedurfte, ehe sie in nur einigermaßen sichtbaren Spuren hervortrat.

Leibnitz als Vertreter dieser Epoche geistigen Lebens in Deutschland.

Die ganze Eigenthümlichkeit dieser Zustände spiegelt sich ab in der Persönlichkeit und dem Wirken des größten deutschen Geistes der damaligen Zeit, G. W. von Leibnitz.

Leibnitz ist einer jener merkwürdigen Genien, wie sie nur Deutschland hervorgebracht hat und nur Deutschland hervorbringen konnte, jener Genien, in denen die ganze ursprüngliche Kraft, Tiefe und Wahrheit unsrer Nation, aber auch alle die krankhaften Verbildungen und Hemmungen ihrer naturgemäßen Entwicklung, die Folgen der unseligen Wendung der äußern Geschicke Deutschlands im 16. und 17. Jahrhundert, zur vollen Erscheinung kommen, eine jener Naturen, wie sie da hervortreten, wo die Triebkraft des nationalen Geistes zwar mächtig genug ist, um in dem Einzelnen einen tiefen und nachhaltigen Drang nach gemeinnütziger und auf das Höchste gerichteter Wirksamkeit zu erzeugen, wo aber die äußeren Bedingungen zur Entfaltung einer solchen Wirksamkeit so ungünstige und verschobene sind, daß dieser Drang entweder unbefriedigt in peinlicher Ohnmacht sich verzehren, oder in zahllosen mißlungenen Anläufen und immer wiederholten Versuchen sich zersplittern, oder endlich, allen Erfolgen im praktischen Leben entsagend, sich in die sublimen Regionen philosophischer oder poetischer Beschaulichkeit zurückziehen und dort ein ideales Selbstgenügen suchen muß.

Grundzug der Geistesrichtung und Wirksamkeit Leibnitzens.

Dem Geiste eines Leibnitz lag dieser letzte Ausweg am fernsten. Wie sehr auch durch den dreißigjährigen Krieg der Thatentrieb der Nation geschwächt und ihr Vertrauen zu sich selbst erschüttert, wie niederbeugend und entmuthigend

---

Chr. Thomasius, „Vernünftige Gedanken von neuen Büchern", 2. Bd. S. 559. Hoßbach, „Spener und seine Zeit", 2. Bd. S. 91.

*) Die Juristen und Theologen der alten Schule nannten die Lehre vom natürlichen Rechte eine „heillose" Lehre. (Luden, „Leben des Chr. Thomasius", S. 291.)

auch die Zerrüttung und Verwirrung aller äußern Verhältnisse sein mochte, so war doch weder der realistische Zug, der einst, nach Leibnitzens eignem Zeugniß, gerade in dem deutschen Volke so lebendig gewesen, noch die Erinnerung an jene glänzende Zeit deutscher Kraft und deutschen Gemeinsinns so gänzlich erloschen, daß nicht ein Genie wie Leibnitz den kühnen Gedanken hätte fassen sollen, die letzten, verglimmenden Funken dieses Geistes noch einmal zur hellen Flamme anzublasen, den zerstückelten Gliedern des hinsterbenden Reichs noch einmal frischen Lebensodem einzuhauchen, die, halb in spießbürgerlicher Beschränktheit, halb in gelehrter Einseitigkeit verkommende Nation noch einmal zum Wettlauf mit den andern, in verjüngter Kraft ihr vorausgeeilten Völkern des civilisirten Europas aufzustacheln und so seinen Namen und seinen Ruhm an die Heraufführung einer neuen Epoche der Größe, der Macht, der Bildung und des Glanzes seines Vaterlandes zu knüpfen.

Abriß seiner Entwicklungsgeschichte. Erste Anregungen und früheste Richtung seiner geistigen Thätigkeit.

Schon als Jüngling, fast noch ein Knabe, fühlte Leibnitz jenen quälenden Drang nach dem Höchsten und jenes Unbefriedigtsein durch einzelne Erfolge des Lernens oder des Schaffens, welche die sichersten Anzeichen einer zu Großem berufenen Thatkraft sind. Weder die Schönheiten der Dichter und Geschichtschreiber des classischen Alterthums — obschon sie seine Phantasie lebhaft beschäftigten und ihn sogar zu eignen dichterischen Productionen reizten —, noch die Spitzfindigkeiten der Scholastik, deren Ergründung und Aufdeckung seinem Scharfsinn schmeichelte, vermochten einen Geist wie den seinigen zu fesseln, der überhaupt nicht durch irgend eine einzelne Art der Thätigkeit oder des Genusses, sondern nur durch das schrankenloseste Streben nach allen Seiten hin auszufüllen und zu befriedigen war*).

Eines jedoch stand diesem hochfliegenden Geiste als Richtschnur seines unersättlichen Thatendurstes frühzeitig fest: „daß dasjenige erst einem Privatmanne das Beste scheinen müsse, was für das Allgemeine das Fruchtbarste wäre, was zum Ruhme Gottes gehörte, an dessen Verwirklichung nicht weniger dem Einzelnen, als dem menschlichen Ge-

*) „Ignorabant illi, non posse animum meum uno rerum genere expleri.“ (Vita Leibnitii, a se ipso breviter delineata, abgedruckt in Guhrauer's „Leibnitz“, 2. Bd. Anhang, S. 52 ff. und in „L.'s Ges. Werken“ von Pertz, 4. Bd. S. 168.)

schlechte gelegen wäre, daß aber unter den Mitteln zu dem Vortrefflichen für den Menschen keines vorzüglicher sei, als der Mensch, wie unter den Menschen ein König, der Statthalter Gottes, ebenso an Macht als an Weisheit, wenn einmal die seltene Glückseligkeit der Zeiten einen solchen hervorgebracht hätte"*).

So tritt bei Leibnitz von früh an in den Vordergrund seines Strebens ein realistisches Element, zwar verklärt durch die ideale Beziehung auf die höchsten Zwecke der Religion, die Liebe zu Gott und die Verherrlichung seines Wesens als des Urbildes aller Harmonie in der Welt**), aber doch in seinen nächsten Zielen wie in seinen Mitteln gänzlich dem äußeren Leben, den praktischen, socialen Interessen zugewendet.

Die strenggezogenen Kreise fachgelehrten Wissens, wie es damals fast überall auf den deutschen Universitäten herrschte, konnten einen solchen, überall nach dem Höchsten strebenden und in allem, was er anfaßte, sogleich auf Neuerungen und Verbesserungen sinnenden Geist***) nicht lange festhalten, und wahrscheinlich würde Leibnitz früher oder später aus eignem Antriebe sich denselben entrungen haben, auch wenn er nicht von Leipzig durch den Pedantismus oder den Brodneid der dortigen Juristenfacultät vertrieben, von Altdorf durch ein günstiges Geschick in der Person des Freiherrn von Boineburg entführt und auf ein weiteres, seinen Neigungen und seinen Talenten mehr entsprechendes Feld der Thätigkeit versetzt worden wäre†). Denn schon

---

*) Ebenfalls die eignen Worte L.'s aus einer andern Selbstschilderung desselben; s. Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 30.

**) So erläutert L. ausführlicher, was er in jener Selbstschilderung nur kurz andeutet, in einer spätern (in den R.-Hds. enthaltenen) Denkschrift: „Grundriß eines Bedenkens wegen Aufrichtung einer Societät zur Aufnahme der Künste und Wissenschaften" (von Rößler in das J. 1688 gesetzt), indem er an letzterm Ort sagt: die Erkenntniß Gottes und die Liebe zu ihm erheische die Erfassung der Universalharmonie in der Welt, die praktische Verwirklichung dieser Erkenntniß aber bestehe in der Erforschung der Natur, der Leitung der Menschen zum Rechten und Guten und der Verbesserung des Gemeinwesens.

***) L. sagt von sich selbst, „daß er in jeder Wissenschaft, kaum daß er an sie herangetreten, da er oft das Gewöhnliche nicht einmal hinlänglich verstand, Neues suchte". (Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 20.)

†) Man bot ihm (in seinem 21. Lebensjahre) eine Professur in Altdorf an; „allein", setzt er hinzu, „mein Geist bewegte sich in einer ganz andern Richtung". (Ebend. S. 44.) — In einem Aufsatze (in den R.-Hds.) „über die Ursachen, warum

war ihm durch die Schriften der hervorragendsten Vertreter der neuern Zeitströmung, welche ein glücklicher Zufall in seine Hände gegeben, durch die Rathschläge Baco's über die Bereicherung der Wissenschaften, durch die anregenden Gedanken des Cardanus und des Campanella, durch Proben einer bessern Philosophie von Kepler, Galilei und Descartes die Ahnung jener gewaltigen Bewegung aufgegangen, welche seit fast einem halben Jahrhundert rings umher die Geister erfaßt und von welcher nur Deutschland seit der furchtbaren Katastrophe des dreißigjährigen Krieges sich ausgeschlossen gesehen hatte*).

Diese Bekanntschaft mit den größten Männern seines Jahrhunderts erweckte in Leibnitz den Ehrgeiz, gleich ihnen ebenfalls in seinen Kreisen ein Reformator zu werden, und bestärkte ihn in dem Vorsatze, „bei dem Begonnenen, der Verbesserung der Dinge, zu beharren" **), trotz aller entmuthigenden Erfahrungen von der Unempfänglichkeit seiner Umgebungen für seine Ideen, die er machen mußte, selbst seine Alters- und Studiengenossen nicht ausgenommen, denen er, mit seinem nie befriedigten Drange des Weiterforschens, Neuerns und Verbesserns, wie ein Wesen aus einer fremden Welt erschien***). Vergebens hatte er eine Stillung seines Wissensdurstes und eine Anleitung zur klareren Erkenntniß des ihm nur erst dunkel vorschwebenden Zieles in dem Umgange mit Gleichstrebenden zu finden gehofft; vergebens war er in die Gesellschaft der „Berathenden" in Leipzig, wie in die der „Suchenden" in Jena eingetreten, hatte sogar durch eine kleine unschuldige List sich in Nürnberg in einen Geheimbund von Adepten mit rosenkreuzerischen Mysterien eingeschlichen. Die Gewißheit, daß unter der Maske angeb-

---

Cannstadt zur Hauptstadt von Würtemberg zu machen" — angeblich aus dem Jahre 1669 — spricht L. von der bisherigen Universitätsgelehrsamkeit als einer „mönchischen", in „leeren Gedanken und Grillen" befangenen, und schlägt zur Abstellung dieses Uebelstandes eine Verlegung der Universitäten in die Residenzen vor, damit die Studirenden sich mehr „in der Conversation, unter Leuten und in der Welt" bewegen möchten. In ähnlichem Sinne schrieb er 1679 von Hannover aus an Conring: „Wie auf deutschen Universitäten die Wissenschaften behandelt werden, lassen sie solchen Geistern, welche ihren eignen Flug zu nehmen berufen sind, das Meiste zu thun übrig".

*) Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 29.

**) Ebenda.

***) „Pro monstro eram", sagt L. in seiner Selbstschilderung. Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 28.

lichen Geheimnisses sich nur Aberglaube, Unwissenheit oder Betrug verstecke, war alles, was er daraus mit hinwegnahm*).

Uebergang Leibnitzens aus den gelehrten Kreisen in die große Welt.

Besser glückte es ihm mit der großen Welt, in welche jetzt sein neuer Gönner, der Freiherr von Boineburg, ihn einführte.

Einen Augenblick zwar fühlte sich Leibnitz mächtig angezogen von der bürgerlichen Atmosphäre jenes altreichsstädtischen Wesens, von welchem noch immer, trotz des Verfalles ihrer einstigen Größe, Städte wie Nürnberg und Augsburg ehrwürdige Denkmale waren. Nicht blos in seinen Aufzeichnungen aus der damaligen Zeit, sondern auch noch in viel späteren Mittheilungen verweilt er mit unverkennbarer Vorliebe bei der Schilderung dieser Städte, als der Sitze nützlicher Künste und Wissenschaften, blühenden Handels, einfacher Sitten und tüchtiger Bürgertugenden**). Gleichwol scheint ihm der Gedanke, von dort aus die Hebel seiner reformatorischen Ideen an die Zustände des deutschen Gemeinwesens anzusetzen, niemals ernstlich nahegetreten zu sein. Wie wäre dies auch möglich gewesen? Nürnberg war nicht Amsterdam, und das Nürnberg von damals war nicht mehr das Nürnberg der Pirckheimer, Dürer und Hans Sachs. In Deutschland — das hatte schon der jugendliche Leibnitz mit richtigem Instincte erkannt***) — konnte, wenn überhaupt, nur noch monarchisch, von oben her, gewirkt werden, sei es durch den Kaiser, sei es durch die Fürsten.

Leibnitz am Hofe zu Mainz. Mannigfaltige Wirksamkeit. Hinlenkung auf politisch-vaterländische Ziele. Anknüpfung mit Ludwig XIV.

Und in dieser Beziehung war ihm das Loos so günstig wie nur möglich gefallen. Der Kurfürst von Mainz, an dessen Hof und in dessen Dienste ihn die Bekanntschaft mit Boineburg führte, war nicht nur einer der angesehensten Stände des Reichs, nicht nur einer der einsichtigsten und wohlmeinendsten Regenten jener Zeit, sondern auch, theils in seiner Eigenschaft als Erzkanzler Deutschlands, theils nach persönlicher Gesinnung, einer der wenigen deutschen Fürsten, welche die schon fast erstorbenen Traditionen von dem Deutschen Reiche, seiner Macht und Würde wenigstens noch einigermaßen werthhielten und zu bewahren trachteten†).

---

*) Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 33, 46.

**) Ebenda S. 45. „Bedenken von Aufrichtung einer Akademie" (1698 oder 1699) in den H.-Hds.

***) S. oben S. 2, 3.

†) „Diesen Fürsten kenne ich unter wenigen fast allein als die Stütze (Atlan-

An seinem Hofe fand sich Leibnitz mitten in die Kreise nicht blos der deutschen, sondern der europäischen Politik versetzt*). Alsbald nahm sein Talent einen höheren und freieren Schwung. Schon auf der Reise nach Mainz („in den Gasthöfen", wie er selbst berichtet) hatte er eine Schrift entworfen, durch die er sich dem Kurfürsten empfehlen wollte, zwar nur eine Reihe kühn hingeworfener Gedanken, die aber doch nichts Geringeres enthielten, als den Plan einer Reform der ganzen Rechtsgesetzgebung und des ganzen Rechtsstudiums**).

Wirklich ward er vom Kurfürsten zur Ausführung eines von diesem entworfenen Planes der Verbesserung des römischen Gesetzbuchs für die Bedürfnisse des Reichs verwendet. Er warf sich auf diese Arbeit mit all dem Eifer, den er sein ganzes Leben hindurch zu jeder Sache, wo es etwas zu reformiren gab, mitbrachte, mußte aber schon hier, am Beginn seiner öffentlichen Laufbahn, die schmerzliche Erfahrung machen, daß seine besten Bemühungen ihres Erfolges ermangelten und weder ihm noch dem Allgemeinen die gehoffte Frucht trugen.

Eine Zeit lang sehen wir ihn nun, zum Theil in Folge äußerer Anregungen, zum Theil aus innerem Triebe, in mannigfaltigen, scheinbar weit von einander abliegenden Bahnen sich bewegen, abwechselnd mit publicistischen Pamphleten, religiösen Streitschriften und der Lösung naturwissenschaftlicher Probleme beschäftigt. Wir sehen ihn die Sache des Pfalzgrafen von Neuenburg gegen dessen mächtigere Mitbewerber bei der polnischen Königswahl mit mehr Scharfsinn, als Glück verfechten und damals schon, wie er auch später bei ähnlichen Arbeiten pflegte, mit dem nächsten, beschränkten Zwecke seiner Betrachtungen allgemeinere Gesichtspunkte von der größten Tragweite verbinden***). Zur

tem) unsers Deutschlands", schrieb Forstner an Boineburg 1662. (Guhrauer's hist.-krit. Einl. zu L.'s „Deutschen Schriften", S. 19.)

*) Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 49 ff.

**) Der Titel dieses Schriftchens ist: Methodus nova discendae docendaeque jurisprudentiae. (1667.)

***) Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo, auctore Georgio Ulicovio Lithuano (1669). Bemerkenswerth ist darin besonders folgende, gegen den russischen Mitbewerber gerichtete, prophetische Stelle (Leibn. Opp. Omn., ed. Dutens, Tom. IV p. 615): „Wagt nur dann, gegen den Tyrannen Euch zu regen; es wird Euch dann gehen, wie den Fröschen in der Fabel, die den Storch zum König nahmen, wie den Schafen, wenn der Wolf mitten im Schafstall ist; Ihr werdet erfahren, wie schwer es ist, denjenigen zum Gehorsam gegen die

gleichen Zeit sehen wir ihn gegen die „Naturalisten und Atheisten“ das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, gegen die Socinianer das Dogma von der Dreieinigkeit vertheidigen und sogar den schwierigen Versuch machen, das Mysterium der realen Gegenwart Christi im Abendmahle aus philosophisch-physikalischen Gesetzen zu erklären*). Und wieder sehen wir ihn nach ganz anderer Seite hin bemüht, eine neue Theorie der bewegenden Kräfte in der Natur aufzustellen und zugleich, durch Einsendung dieser Arbeiten an die gelehrten Gesellschaften von Paris und London, sich den Eintritt in jene weiteren Kreise der gelehrten Welt zu verschaffen, denen anzugehören längst das Ziel seines Ehrgeizes war**).

Gesetze zu zwingen, der so viel Tausende Bewaffneter in der Nähe und zur Verfügung hat, der Euch schon gewachsen ist, auch wenn Ihr einig seid, vollends aber die unter sich Uneinigen und Gespaltenen im Angesichte des mitleidsvoll zuschauenden Europas zerreißen würde. Aber die Nachbarn werden auch nicht ruhig geschehen lassen, daß eine zweite Türkei entstehe, daß die Vormauer der Christenheit von Barbaren eingenommen werde, daß hier eine Macht sich bilde, stark genug, um dem ganzen Europa zu trotzen. Von hier aus wäre den Scythen (Russen) der Weg nach Deutschland geöffnet. Hüten wir uns, daß nicht Europa unser und sein Verderben zu beweinen habe!“

*) Confessio naturae contra Atheistas (1668). Defensio trinitatis per nova reperta logica contra epistolam Ariani, oder: Responsio ad objectiones Wissowatii contra Trinitatem et Incarnationem Dei altissimi (1669). Remarques sur la perception réelle et substantielle du corps et du sang de notre Seigneur (1670). Demonstratio possibilitatis mysteriorum Eucharistiae (1671). Briefwechsel mit Arnauld (1671). Vgl. Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 78 und Anhang S. 15.

**) Theoria motus abstracti und Th. m. concreti. (Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 73.) — In eben diese Zeit (1669) würde endlich noch, nach Rößler's Ermittlungen, ein Aufsatz von L. fallen, eine Art Gutachten, angeblich auf Ansuchen eines gewissen Hubber erstattet, „über die Ursachen, warum Cannstadt zur Hauptstadt von Würtemberg zu machen sei“. Darin begegnen wir zuerst allgemeinen Betrachtungen über die Verschiedenheit der Stände und Berufszweige und über die Vortheile einer örtlichen Vereinigung der vier Hauptstände an Einem Punkte — der Staatsbehörden, des Militärs, des Großhandels und der Universität. Es wird sodann der Vorzug einer großen Stadt vor vielen kleinen dargelegt und der Mangel einer einzigen Hauptstadt in Deutschland, „neben dem anderer allgemeiner Vereinigungsmittel“, beklagt. Es wird ferner nachzuweisen versucht, wie sowol der Handel als das Gelehrtenwesen gewinnen würden, wenn sie in nähere Verbindung unter einander und mit dem Sitze der Regierung, welcher zugleich Hauptfestung und Waffenplatz des Landes sein müßte, gebracht würden, und es wird endlich, auf Grund aller dieser Beweisführungen, die Behauptung aufgestellt, daß es gut sein möchte, Cannstadt,

Die Kriegsgefahr, von welcher Deutschland, nachdem es in zweiundzwanzigjährigem Frieden nur erst spärlich von den Zerstörungen des dreißigjährigen Kriegs sich erholt hatte, durch die Eroberungsgelüste des jungen Beherrschers von Frankreich aufs neue bedroht war, rief Leibnitz mit einem male in den eigentlichen Mittelpunkt seiner Bestrebungen, zu einer praktisch politischen Thätigkeit im großen, nationalen Maßstabe zurück. Im Auftrage des Kurfürsten, unter Boineburg's Beirath, entwarf er den Plan einer „deutschgesinnten" Allianz der Reichsstände, an welcher auch der Kaiser — „nicht als solcher, sondern lieber nur durch seine Erblande" — theilnehmen, deren nächster, jedoch sorgfältig geheimzuhaltender Zweck der Schutz Deutschlands gegen Frankreich, deren höhere Aufgabe aber eine Wiedergeburt des Reiches unter föderativer Form, die Herstellung gemeinnütziger Einrichtungen und Verbesserungen auf den Gebieten der Justiz, der Polizei, des Handels- und Verkehrswesens sein sollte *).

Das patriotische Gefühl Leibnitzens zeigt sich bei diesem Anlaß in seiner vollen Stärke. Die Formen freilich, in die dasselbe zu kleiden er nöthig fand, — die gänzliche Nichtbeachtung der bestehenden Reichsverfassung, als wäre sie gar nicht vorhanden, die ängstliche Schlauheit, womit er den Plan einer deutschen Allianz vor dem französischen Machthaber nicht blos sorgfältig geheimgehalten, sondern sogar diesem als ein ihm günstiges, gegen Oesterreich gerichtetes Bündniß dargestellt wissen will **) —, eröffnen uns einen tiefen Blick in die traurige Verworrenheit der damaligen Verhältnisse Deutschlands und lassen uns die Fruchtlosigkeit dieser, wie aller künftigen ähnlichen Anstrengungen des Philoso-

welches bereits viel Handel habe, zum Sitz der Regierung und der Universität sowie zur Landesfestung zu erheben. Der Aufsatz ist darum merkwürdig, weil L. schon hier jene praktisch-realistische Tendenz verräth, die in seinen spätern Schriften, besonders den Denkschriften über die Errichtung gelehrter Gesellschaften, weiter ausgebildet erscheint, daneben aber auch jene einheitlich nationale Anschauungsweise, welche später zeitweilig einer mehr particularistischen wich, aber doch auch von Zeit zu Zeit wieder emportauchte.

*) Es ist dies die berühmte Schrift: „Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen", 1. Thl. vom August, 2. Thl. vom Novbr. 1670. (Leibnitzens „Deutsche Schriften", herausgeg. von Guhrauer, 1. Bd. S. 151 ff. Vgl. Guhrauer: „Leibnitz", 1. Bd. S. 83.)

**) S. die §§ 65 und 66 der obigen Denkschrift.

phen, die deutschen Zustände wieder „auf festen Fuß zu stellen“, im voraus ahnen.

Leibnitz selbst mag eine solche Ahnung davon, daß es unmöglich sei, auf diesem nächsten und natürlichsten Wege, durch Entwicklung und Einigung der innern Kräfte der Nation, Deutschland vor der drohenden Uebermacht Frankreichs sicherzustellen, wol gehabt haben. Nur so erklärt es sich, wie dieser helle Kopf, in beharrlicher Verfolgung seines Zwecks, noch zu einem andern Mittel greifen konnte, welches, bei aller Genialität des Gedankens an sich, doch das Chimärische der Hoffnungen, welche Leibnitz für seine patriotischen Wünsche daran knüpfte, so offen an der Stirn trägt, daß ihm der Vorwurf unpraktischen und phantastischen Handelns bei dieser Gelegenheit kaum erspart werden kann. Dieses Mittel bestand in einem Plane zur Eroberung Aegyptens, den Leibnitz ausarbeitete und dem Könige von Frankreich vorzulegen beschloß, um diesen dadurch von seinen Absichten auf Deutschland und andere Nachbarländer abzuziehen. Die Idee eines allgemeinen Kreuzzugs der Christenheit gegen die Ungläubigen — eine Idee, die schon in dem Entwurfe einer deutschgesinnten Allianz zu Tage trat*), spielt in diesem Plane eine Hauptrolle**).

Hielt Leibnitz wirklich eine Eroberung Aegyptens für ein so leichtes, sicheres und gewinnreiches Unternehmen, daß er in aufrichtiger Absicht solche dem französischen Machthaber als vollgültiges Aequivalent für das Aufgeben seiner Eroberungspläne in der Nähe anrathen zu dürfen glaubte? Oder wähnte er, so verschlagene Diplomaten, wie Ludwig und seine Minister, mit täuschenden Vorspiegelungen irreführen zu können? Oder endlich, war doch vielleicht ein Motiv persönlichen Ehrgeizes neben dem allgemeinen vaterländischen mit im Spiele — der Wunsch, in directe Beziehungen zu dem neuen Beherrscher Frankreichs zu treten, dessen Glanz die Fürsten, dessen Freigebigkeit die Gelehrten von ganz Europa zu schmeichlerischer Bewunderung hinriß?

Die bis jetzt eröffneten Quellen zur Geschichte des großen Mannes geben uns auf diese Fragen keine sichere Antwort. Daß er sich selbst über die praktischen Erfolge seines Beginnens Illusionen machte,

*) § 88 ff. der obigen Denkschrift.

**) Ueber dieses sog. Consilium Aegyptiacum L.'s und die damit bei Ludwig XIV. wiederholt gemachten Versuche berichtet ausführlich Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 93—112, 132—136.

darf uns nicht Wunder nehmen. Es war nicht das einzige mal in seinem Leben, daß dieser philosophische und mathematische Kopf Selbsttäuschungen seiner Phantasie erlag, zumal wo es sich um Unternehmungen handelte, von welchen er sich ebensowol für das Allgemeine, wie für seinen eigenen Ruhm und Einfluß Großes versprach. Zu seiner Rechtfertigung gereicht es einigermaßen, daß Staatsmänner, wie der Freiherr von Boineburg und der Kurfürst von Mainz, sein Beginnen billigten und ihn zu dessen Ausführung ermunterten.

Sein Aufenthalt in Paris und London: mathematische, mechanische u. a. Studien.

Eine wichtige Frucht trug dem jungen Gelehrten dennoch sein kühner ägyptischer Plan ein: er verhalf ihm zur Befriedigung eines längst gehegten glühenden Wunsches und erschloß seinem in die Weite strebenden Geiste neue Quellen des Wissens und neue Gesichtskreise der Lebensanschauung. Durch Boineburg's Vermittlung nach Paris gesandt, um persönlich seinen Plan dem französischen Könige zu entwickeln und zu empfehlen, dann, als dies mißglückt war, durch Privatgeschäfte seines Gönners sowie durch Aufträge des Kurfürsten und anderer vornehmer Personen in Deutschland, endlich durch eigne Neigung mehrere Jahre lang dort festgehalten, bildete er sich in der glänzenden Hauptstadt Frankreichs, einem der Brennpunkte der allgemeinen geistigen Bewegung der damaligen Zeit, zu jener Universalität des Wissens und jener Gewandtheit des Geistes aus, welche er in Deutschland niemals würde erlangt haben und welche ihn für immer vor einem Rückfall in die Beschränktheit des bloßen Fachgelehrtenthums schützte. Zugleich lernte er sowol dort, als in London, wohin er sich ebenfalls auf einige Zeit begab, alle die wichtigen Fortschritte des Auslandes in den Wissenschaften und Künsten kennen, welche in seinem Vaterlande nachzuahmen und heimisch zu machen er sich später so angelegen sein ließ. Dort wachte mit erneuter Stärke der Sinn für Geschichte wieder in ihm auf, den er in früher Jugend an der Lectüre der alten Historiker genährt hatte, und aus dem Staube der Bibliotheken, in die er sich vergrub, trug er eine vielseitige Kenntniß der Geschichtsquellen und eine klare Vorstellung von der Aufgabe der Geschichtschreibung mit hinweg. Dort regte Pascal's vielbewunderte Erfindung einer Rechenmaschine ihn zu einem Versuche ähnlicher Art an, dessen Erfolg sein Vorbild übertraf und nicht blos den Beifall der Gelehrten von Fach, sondern auch die Aufmerksamkeit des Ministers Colbert gewann. Dort suchte er im Verkehr mit

Handwerkern und Arbeitern aller Art diesen die Geheimnisse ihres Gewerbes abzulauschen, um davon bei seiner Rückkehr ins Vaterland Gebrauch zu machen und Nutzen zu ziehen; es erregte ihm aber keine patriotischen Gewissensscrupel, daß er, um für einen Ruf, den er ablehnte, sich dankbar zu zeigen, zur Mittheilung der gemachten Wahrnehmungen an den dänischen Minister sich erbot. Dort genoß er den Unterricht des großen Mathematikers Huygens und den Umgang der ersten Gelehrten aller Fächer, während er gleichzeitig Zutritt zu den bedeutendsten Staatsmännern und den vornehmsten Personen des Hofes erlangte, durch welche er in die Verhältnisse der europäischen Politik und die Feinheiten des diplomatischen Geschäftsverkehrs eingeweiht ward. Dort trug er zusammen, was er, „nach den Grenzen seiner Börse", von Schriften, „in denen Erfindungen, Versuche und Demonstrationen aus den Naturwissenschaften, der Technik und der Mathematik abgehandelt waren", oder von Quellen der Geschichte und der Staatskunst auftreiben konnte, und „brachte für vierzig Thaler die Blüthe der Bücher Englands zurück". Dort entstand bei ihm ohne Zweifel der erste Gedanke zur Aufrichtung gelehrter Gesellschaften in Deutschland nach dem Muster der Akademien von Paris und London, von denen beiden ihm damals die längst ersehnte Ehre ihrer Mitgliedschaft zu Theil ward*).

Wenig fehlte, so hätte Leibnitz, gleich manchem andern deutschen Gelehrten, seinen Aufenthalt ganz in Paris genommen und wäre so wahrscheinlich für immer seinem Vaterlande verloren gegangen. Seine Verbindungen mit Mainz waren durch den fast gleichzeitig erfolgten Tod seiner beiden Gönner, des Kurfürsten Johann Philipp und des Freiherrn von Boineburg, gelöst. Ein Plan zur Ansiedlung in Paris durch Kauf einer einträglichen Stelle, welchen Leibnitz eine Zeit lang im Auge hatte, mißglückte zwar, weil seine Familie ihm die dazu nöthigen Mittel nicht sandte, aber bald darauf ward, wie es scheint, die Aufmerksamkeit einflußreicher Personen auf ihn gelenkt und ihm eine ansehnliche Pension angeboten, um ihn in Frankreich festzuhalten**).

*) Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 112—188.

**) Guhrauer in seinem Leben L.'s weiß zwar davon nichts, wir finden jedoch diesen Umstand ausdrücklich angegeben in einem Schreiben, welches L. im Januar 1713 an den Kaiser Karl VI. richtete und worin er, seiner Gewohnheit nach, durch einen kurzen Abriß seines bisherigen Lebens und Wirkens sich bei seinem neuen Gönner einführte. Rößler hat dasselbe aus den mehrerwähnten neu aufgefundenen

Zur glücklichen Zeit traf von dem Herzoge Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, dem Leibnitz früher einmal seine Dienste angeboten hatte, eine Berufung nach Hannover ein, welcher Leibnitz Folge leistete, Paris mit seinen ihm so werthvollen Verbindungen und den dort begonnenen größeren wissenschaftlichen Arbeiten (worunter auch die wichtige Erfindung der Differentialrechnung war) nicht ohne Schmerz im Stiche lassend*).

Leibnitz in Hannover. Praktische Geschäftsthätigkeit. Wirken im Dienste particularistisch-dynastischer Interessen. Nochmalige Annäherung an Ludwig XIV.

So fand sich Leibnitz mit einem male in eine ganz andere Sphäre des Lebens und Wirkens versetzt. Statt der Ungebundenheit, womit er in Paris seinen wissenschaftlichen Studien nachgehangen hatte, die beengenden Rücksichten des Dienstes um die Person und in den Geschäften eines Fürsten, dessen Liberalität und Achtung vor dem Genie des nun schon berühmten Gelehrten zwar diesem so viel als möglich wissenschaftliche Muße und Losgebundenheit von den drückenden Lasten mechanischer Geschäftsarbeiten zu verschaffen suchte, aber doch nicht verhindern konnte, daß der beste Theil seiner Zeit und seiner Kraft in solchen Arbeiten zersplittert ward und „höchstens in Nebenstunden ihm vergönnt war, ältere Erfindungen weiter zu verfolgen". Statt der großartigen Verhältnisse, in denen Leibnitz dort gelebt hatte, fortwährend zu neuen Forschungen angeregt und der ehrendsten Anerkennung jeder gelungenen versichert, die ihm jetzt wieder hier entgegentretende Beschränktheit deutschen Gelehrtenwesens mit der ganzen pedantischen Steifheit seines einseitigen Fachwissens und der selbstgefälligen Anmaßlichkeit seiner vollkommenen Unkenntniß der ungeheuren Fortschritte des Auslandes, die so weit ging, daß einer der bedeutendsten deutschen Gelehrten jener Zeit, der berühmte Polyhistor Conring, ihn, welcher eben erst die Freundschaft der größten Geister Frankreichs und Englands und die Aus-

Handschriften veröffentlicht im Aprilhefte des Jahrgangs 1856 der Sitzungsberichte der philos.-histor. Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Möglich wäre es übrigens, daß Leibnitz mit den Worten „ansehnliche Pension" der Kürze halber eben jenes Amt bezeichnet hätte, welches ihm durch Vermittlung „einiger vornehmer Personen, die ihn sonderlich begünstigt", zum Kauf angeboten und, durch Zuthun derselben einflußreichen Personen, eine Zeit lang offengehalten ward, „daß nicht Andere sich dahinter machten, die auch ein Mehreres nicht ansehen würden". Wäre dies so, so würde die gedachte Angabe L.'s mit dem übereinstimmen, was Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 161 ff. berichtet.

*) Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 168 ff.

zeichnungen der Akademien von London und Paris genossen, mit seinen neuen Methoden in der Analysis, Demonstration und Erfindung wie einen „philosophischen Schwärmer" behandelte. Statt der Gewandtheit der Franzosen und Engländer in der Ausführung und Verbesserung von Erfindungen, an deren Beobachtung er sich erfreut und deren Nützlichkeit er durch eignen Gebrauch schätzen gelernt hatte, die Ungeschicktheit, Schwerfälligkeit und Unzugänglichkeit für bessere Belehrung, welche er bei den deutschen Handwerkern und selber den Beamten überall antraf und welche ihm jede Wirksamkeit auf diesem Felde, so oft er sich an eine solche wagte, verleidete und erschwerte.

Das Schlimmste aber von allem war, daß Leibnitz durch sein Verhältniß zu Johann Friedrich sich zur Vertretung einer particularistischen und mit dem Auslande buhlenden Fürstenpolitik verurtheilt sah, er, der noch vor wenigen Jahren an dem Hofe eines Johann Philipp von Mainz der Dolmetscher nationaler und patriotischer Gedanken gewesen war*).

Leider hat es das Ansehen, als habe Leibnitz sich in diese letztere Rolle beinahe leichter gefunden, als in die Verzichtleistung auf eine großartige und ausgebreitete wissenschaftliche Thätigkeit. Mit einer Elasticität des Geistes, die wir bewundern müßten, wenn sie nicht auf Kosten der Festigkeit des Charakters sich äußerte, wußte er dieselbe Wärme der Hingebung und dieselbe Kraft der Ueberredung, die er einst für allgemeine nationale Zwecke aufgewendet hatte, jetzt in die Vertheidigung kleinlicher Sonderrechte der Landesherren zu legen**), und wichtiger, als securitas publica und status praesens imperii, schien ihm die Frage zu sein, ob auf dem Friedenstage von Nymwegen die fürstlichen Gesandten den kurfürstlichen gleichgestellt und mit dem Titel: Excellenz bekleidet sein sollten oder nicht.

Wir können es ihm nicht verdenken, wenn er aus der Beschränktheit seiner neuen Berufsthätigkeit sich bald wieder heraus nach einem weiteren, seiner großen Talente würdigern Wirkungskreise sehnte, denn, mit wie löblichem Eifer er auch des Herzogs gelehrte Liebhabereien benutzte, um physikalische Experimente zu unterstützen und Bücher-

---

*) Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 191 ff.

**) In der Schrift: Caesarini Furstenerii tractatus de jure suprematus ac legationum principum Germaniae (1677).

schätze zum allgemeinen Besten zu sammeln, wie vertieft er auch schien in bergmännische Unternehmungen und geologische Untersuchungen, in Pläne für Verbesserung des Münzwesens und andere gemeinnützige Einrichtungen des inneren Staatslebens, so läßt sich doch denken, daß ein Mann wie Leibnitz in einer Stellung, welche eine freie und erfolgreiche Entfaltung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit nicht gestattete, im Politischen aber ihm sogar eine völlige Verzichtleistung auf jedes Wirken im großen nationalen Maßstabe auferlegte, sich auf die Dauer nicht wohl fühlen konnte. Das Mittel freilich, das er anwandte, um in anderes Fahrwasser zu gelangen, war abermals ein etwas sonderbares. Wir sehen ihn nämlich den früher gemachten Versuch wiederholen, die Augen des „großen Königs" auf sich zu ziehen, und, wie es scheint, sich mit der Hoffnung schmeicheln, dasjenige aus der Ferne zu erlangen, was früher in persönlicher Bemühung ihm mißglückt war. Leibnitz beschäftigte sich damals sehr eifrig mit der Idee einer sogenannten „allgemeinen Charakteristik" oder „Pasigraphie" — einer Art von Zeichensprache oder Algebra für die menschlichen Gedanken, nach seiner Meinung eines vortrefflichen Organs zur Verständigung aller Nationen unter einander ohne die mühsame gegenseitige Erlernung ihrer Sprachen, zugleich aber auch eines mächtigen Hebels für die Vervollkommnung der Wissenschaften und die Erleichterung nützlicher Erfindungen. Leibnitz selbst ist, trotz des Eifers, womit er diese Idee erfaßte, und der überschwenglichen Hoffnungen, welche er an ihre Verwirklichung knüpfte, niemals über bloße Andeutungen davon hinaus und bis zur wirklichen Ausführung seines Planes der Aufstellung einer solchen allgemeinen Charakteristik gekommen, und es ist daher schwer, sich ein deutliches Bild von dem zu machen, was der große Philosoph eigentlich unter dieser „neuen Kunst" verstanden oder damit zu erreichen gehofft haben mag. Wahrscheinlich schwebte ihm dabei Baco's „Kunst der Erfindung" vor, welche in der gelehrten Welt so großes Aufsehen gemacht und eine völlige Revolution im Reiche der Wissenschaften erzeugt hatte. Allein, während diese Baconische Kunst der Erfindung in nichts bestand, als in der Anleitung des Menschen zur richtigen Erkenntniß und zur wirksamen Beherrschung der Natur durch Beobachtungen und Versuche, glaubte Leibnitz, wie es scheint, durch eine blos logische Verknüpfung allgemeiner Vorstellungen (ähnlich, wie es die Algebra mit den Zahlenzeichen oder Buchstaben thut) neue Wahrheiten entdecken und so die

Herrschaft des menschlichen Geistes über die Natur erweitern zu können *).

Diese, ihm selbst noch als bloße Idee vorschwebende, weder in ihren praktischen Erfolgen bewährte, noch auch nur wissenschaftlich festgestellte neue und räthselhafte Kunst war es, durch welche Leibnitz sich einem so nüchternen und so positiven Kopfe wie Ludwig XIV. zu empfehlen hoffte. Natürlich mußte auch dieser zweite Versuch, ebenso wie jener frühere mit dem ägyptischen Plane, fehlschlagen — trotz der schmeichlerischen Huldigungen, welche Leibnitz dem französischen Machthaber, als dem „Einzigen" und „Unsterblichen", „dem großen Fürsten, auf welchen unsere Zeit stolz ist und welchen die nachfolgenden Zeiten vergebens wünschen werden", mit vollen Händen in der Denkschrift spendete, worin er demselben seine Idee vorlegte **).

Seitdem hat Leibnitz (eine einzige schüchterne Anknüpfung bei Gelegenheit des Briefwechsels mit Bossuet über den Plan einer Vereinigung der Katholiken und Protestanten abgerechnet, die aber ebenfalls ohne Folgen blieb ***)), keinen weiteren Versuch einer Annäherung an Ludwig XIV. gemacht. Wohl aber sehen wir ihn von dieser Zeit

*) Die erste Entstehung seiner Idee einer Algebra der menschlichen Gedanken beschreibt Leibnitz in der mehrerwähnten Selbstschilderung (s. Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 22) folgendermaßen: „Als ich diesem Studium (der Aristotelischen Prädicamente) mit größerm Nachdruck oblag, verfiel ich auf jene bewundernswürdige Betrachtung, daß ein gewisses Alphabet der menschlichen Gedanken erfunden werden könnte und daß aus der Combination der Buchstaben dieses Alphabets und der Analysis der aus ihnen gebildeten Wörter Alles sowol erfunden als beurtheilt werden könnte. Sobald dieses von meinem Geiste erfaßt worden war, jauchzte ich auf, freilich mit einer knabenhaften Freude, denn damals faßte ich die Größe des Gegenstandes nicht genug. Späterhin aber, je größre Fortschritte ich in der Erkenntniß der Dinge machte, desto mehr wurde ich in dem Entschluß befestigt, einen so großen Gegenstand zu verfolgen". Vgl. Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 320 ff.

**) Ebenda S. 336. Die Denkschrift führte den Titel: „Préceptes pour avancer les sciences". Eine zweite Schrift ähnlichen Inhalts: „Discours touchant la méthode de la certitude et l'art d'inventer, pour finir les disputes et pour faire en peu de temps de grands progrès", wird von Guhrauer (ebenda u. Anhang zum 1. Bde. S. 44) — gegen Erdmann, welcher dieselbe an den König von Preußen gerichtet glaubt und deshalb ins Jahr 1701 setzt, gleichfalls als eine Denkschrift an Ludwig XIV. bezeichnet.

***) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 50. „Die Werke von Leibnitz, herausgegeben von Onno Klopp", 7. Bd. Einleitung S. XLIII und S. 107 f.

an bis in sein höchstes Alter gegen den französischen König, als gegen den gefährlichsten Feind der Sicherheit Deutschlands und der Ruhe Europas, in Pamphleten, Denkschriften, Manifesten, kurz auf jede Weise mit einer Heftigkeit agitiren *), von der es nur leider zweifelhaft bleibt, ob sie ein reiner Erguß seiner patriotischen Empfindungen, oder die Nachwirkung einer in der Seele des Philosophen zurückgebliebenen Empfindlichkeit über die ihm zweimal von Seiten des „großen Königs" widerfahrene Zurückweisung gewesen sei.

Rückkehr Leibnitzens zu seinen großen nationalen, wissenschaftlichen und weltbürgerlichen Plänen.

Diese Umkehr des Philosophen von den Anwandlungen eines allen Rücksichten des Patriotismus absagenden gelehrten Weltbürgerthums zu einer wieder mehr den vaterländischen Interessen und den großen nationalen Gesichtspunkten zugewendeten Thätigkeit ward wesentlich unterstützt durch einen günstigen Wechsel in seinen äußern Verhältnissen. Der französisch gesinnte Herzog Johann Friedrich starb (1679), und an seine Stelle trat Ernst August, ein ebenso aufgeklärter und hochgebildeter, wie aufrichtig patriotischer Fürst.

Unterstützung dieser Richtung Leibnitzens durch seine Beziehungen zu Ernst August von Hannover.

Von da an beginnt für Leibnitz die glänzendste und fruchtbarste Periode seines Wirkens **). Die mannhafte deutsche Politik seines neuen Gebieters rief auch in ihm den Geist vaterländischen Stolzes wieder wach, welcher einst seine ersten Schritte auf dem Gebiete der Politik geleitet hatte. Die nächste Frucht dieser neuen Stimmung war jene Satire auf Ludwig XIV. ***), durch welche er, den allerchristlichsten König wegen seines Bündnisses mit den Ungläubigen verspottend, Deutschland für die Verletzungen und Verwüstungen, die es von Ludwig und seinen türkischen Verbündeten zu erdulden hatte, sich selbst aber noch nachträglich für die Verwerfung seines ägyptischen Planes rächte. Der hochstrebende Ehr-

*) So in dem Mars Christianissimus auctore Germano Gallo-Graeco, ou Apologie des Armes du Roi Très-Chrétien contre les Chrétiens — einer in der Form der Satire verfaßten, ohne den Namen des Vfs. im Jahr 1684 (also wenige Jahre nach jenen schmeichlerischen Denkschriften an Ludwig XIV.) erschienenen Schrift — so in den verschiedenen Denkschriften, Manifesten u. s. w., die er theils an, theils für den kaiserlichen Hof in den letzten Jahrzehnten seines Lebens ausarbeitete und wovon sich mehrere bisher noch unbekannte in den K.-Hds. finden.

**) Vgl. darüber Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 1 ff.

***) Der schon erwähnte Mars Christianissimus.

geiz Ernst August's, welcher die alte Macht und Größe des welfischen Hauses, so weit es die Umstände gestatteten, zu erneuern suchte, bot der publicistischen Thätigkeit Leibnitzens, wenn auch wieder auf dem Felde particularistischer Interessen, doch viel weitere und großartigere Zielpunkte dar, als die auf kleinliche Etikettefragen sich beschränkende Eitelkeit seines Vorgängers. Die bedeutenden Verbindungen, welche der neue Herzog mit den Höfen von Wien und Berlin unterhielt — damals den einzigen in Deutschland, wo noch eine selbständigere und, wenigstens im Verhältniß zu andern, mehr nationale Politik gepflegt ward, —, lenkten den Blick des Philosophen auf die großen Anliegen Deutschlands zurück und eröffneten seinem Drange wissenschaftlichen und gemeinnützigen Wirkens neue, an lockenden Aussichten reiche Bahnen. Der aufgeklärte Sinn und der freie Blick des Herzogs im Religiösen, verbunden mit gewissen äußeren Rücksichten seiner Politik, machten den Hof zu Hannover eine Zeit lang zum Mittelpunkte jener Unionsbestrebungen zwischen den streitenden Kirchen, welchen Leibnitz schon zu Mainz nahegetreten war und welche jetzt, wo sie größtentheils in seiner Hand sich concentrirten*), ihm ein weites und fruchtbares Feld zur Bethätigung seines Scharfsinns und seines Vermittlungstalentes, sowie zur Anknüpfung neuer, wichtiger Beziehungen nach den verschiedensten Seiten hin boten. Der lebhafte Ideenaustausch über die höchsten Fragen des Menschengeistes, zu welchem der Umgang mit den geistvollen Fürstinnen Sophie und Sophie Charlotte, der Gemahlin und der Tochter Ernst August's, ihm Veranlassung gab, regte ihn zur Wiederaufnahme und Weiterausbildung von Speculationen an, denen er, ohne sie jemals ganz aus den Augen zu verlieren, doch, unter der Last so vieler zerstreuender Geschäfte andrer Art, längere Zeit hindurch keine anhaltendere Aufmerksamkeit hatte widmen können, und die Berührungen mit Denkern, die der Verkehr in diesen, für alle geistigen Strömungen der Zeit geöffneten Kreisen ihm nahelegte, brachten jene Speculationen vollends zur Reife und zum Abschluß. Die Anwesenheit des berüchtigten Freidenkers Toland, der mit einer englischen Gesandtschaft am Hofe zu Hannover erschien, wurde für Leibnitz der Anstoß zu einer erneuten

*) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 20, 165, 231. Wir kommen auf diese Unionsbestrebungen nach ihren Beziehungen zu den allgemeinen religiösen Verhältnissen der damaligen Zeit im folgenden Abschnitt zurück.

Darlegung seiner Ansichten und Beweisführungen im Interesse der hergebrachten kirchlichen Satzungen, welche Toland anfocht, und die Gespräche, die er zu Berlin mit seiner Schülerin in der Philosophie, der nunmehrigen Königin von Preußen, über Bayle's Zweifelsgründe wegen der Unvereinbarkeit der göttlichen Allwissenheit mit dem freien Willen des Menschen, der göttlichen Weisheit und Güte mit dem zahlreichen Uebel in der Welt führte, bildeten die Grundlage jenes berühmtesten aller Werke des Philosophen, seiner Theodicee*).

Hauptzüge der universellen Geistesthätigkeit Leibnitzens.

Neben diesem Ausbau seines philosophischen Systems**) sehen wir die Thätigkeit Leibnitzens von jetzt an bis an das Ende seines Lebens überwiegend der Ausbildung und Verwirklichung jener großen Ziele gemeinnütziger, patriotischer und humanitärer Wirksamkeit zugewendet, in deren Verfolgung er schon als Jüngling die höchste Aufgabe eines strebenden Geistes, den sichersten Weg zur Förderung der allgemeinen Bestimmung des Menschengeschlechts und die würdigste Art der Verherrlichung Gottes auf Erden erkannt hatte. Die Wiedererneuerung des alten Ruhms der Deutschen, „welche einst in Erfindung mechanischer, natürlicher und andrer Künste und Wissenschaften die ersten gewesen, nun aber in deren Vermehrung und Besserung die letzten geworden***)", die „Aufmunterung der ingenia" †), damit Deutschland nicht ferner mehr in Handel und Wandel ein Raub der Fremden, in der Wissenschaft ein bloßer Nachzügler derselben sei, die Erprobung und Ausführung nützlicher Gedanken, „die

*) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 224, 248.

**) Die größeren philosophischen Arbeiten Leibnitzens erschienen sämmtlich nach 1690, so die Principia philosophiae in gratiam Principis Eugenii, die Principes de la Nature et de la Grâce, fondés en raison, die Considérations sur les principes de vie et les natures plastiques, das Système nouveau de la nature et de la communication des substances, aussi bien que de l'union qu'il y a entre l'âme et le corps, nebst den Eclaircissements du nouveau systême, der Aufsatz De ipsa natura, endlich die Tentamina theodiceae sammt ihren vielen Ergänzungen und weitern Ausführungen.

***) Worte L.'s in dem „Bedenken von Aufrichtung einer Societät" u. s. w., in den K.-Hds.

†) Das Folgende theils nach dem „Grundriß eines Bedenkens wegen Aufrichtung einer Societät" (1688), theils nach einem Schreiben L.'s an den König von Preußen (1703), theils nach verschiedenen Denkschriften desselben an den Kaiser (1713) — sämmtlich in den K.-Hds.

mancher sonst mit sich sterben läßt", die Verbindung von Theorie und Erfahrung durch Experimente und Modelle im großen, die Verbesserung der Künste und Handwerke durch Einführung fremder oder Ausbildung und Vervollkommnung eigner Erfindungen, die Besserstellung der niedern oder arbeitenden Klassen durch Fürsorge des Staats für Arbeitsgelegenheit und Arbeitsverdienst*), die Hebung aller Wissenschaften, ganz besonders aber der für den praktischen Nutzen und die Wohlfahrt der Menschen arbeitenden, wie Medicin, Chemie, Mechanik, Oekonomie**), eine zweckmäßigere Erziehung der Jugend „nicht sowol zur

*) Vorschläge dieser Art, zum Theil vollkommen im Geiste dessen, was man heutzutage „socialistisch" im guten Sinne zu nennen pflegt, kommen in den K.-Hds. mehrere vor. So wird in einer der Wiener Denkschriften (überschrieben: „System der Staatswissenschaften") die Bildung einer besondern Generaldeputation „zur Aufhülfe der Nahrung" und „zur Stellung der Armen in Arbeit" (!) empfohlen. Auch in einer zweiten Denkschrift aus demselben Jahre (1713) findet sich der gleiche Gedanke der Errichtung einer Commission „zur Verminderung des Elends und Beschaffung von Nahrung für die Armen". Wieder in einer andern Abhandlung, betitelt: „Was eine Obrigkeit zur Wohlfahrt ihrer Unterthanen thun soll" (Jahr unbestimmt) wird der Obrigkeit zur Pflicht gemacht, für lohnende Arbeit zu sorgen und deshalb das Arbeitsmaterial (Wolle u. s. w.) nicht roh aus dem Lande geben, vielmehr im Lande selbst verarbeiten zu lassen. Ferner soll sie Vorschüsse an Aermere geben u. s. w. Auch der Aufsatz „wegen Anlegung von Assecuranzanstalten" (Jahr unbestimmt) schlägt insofern hier ein, als die darin empfohlene Errichtung von Versicherungsgesellschaften „entweder gegen alle Zufälle, oder wenigstens gegen Wasser- und Feuerschaden" ausdrücklich in Verbindung gebracht ist mit der herrschenden Noth und der Entvölkerung Deutschlands in Folge des dreißigjährigen Krieges. Ja in einem der Entwürfe zur Errichtung von Societäten (dem „Grundriß") kommt sogar die Forderung vor: die Societät müsse die Errichtung von „Werkhäusern" betreiben, „worin jeder Arme, Tagelöhner, Handwerkergesell u. s. w., so lange er will, arbeiten kann und dafür seine Kost und etwas Zehrung zum Weitergehen erhält". Auf einem besondern Blatte, welches zu diesem „Grundriß" zu gehören scheint, wird diese Idee noch weiter ausgeführt. Die Gesellschaft, heißt es daselbst, könne die Handwerker auf ihre Kosten „in großen Stuben" arbeiten lassen „bei Gesprächen und Lustigkeit". Die Leute würden dadurch nicht faul werden, vielmehr besser arbeiten, als jetzt, weil 1) ohne Nahrungssorgen, 2) gleichmäßiger, da sie nicht das eine mal zu viel, das andre mal zu wenig Arbeit hätten; auch würde dadurch verhindert werden, daß die reichen Kaufleute die Armen mißbrauchten.

**) Besonders merkwürdig ist in dieser Beziehung eine Stelle des erwähnten Schreibens an den König von Preußen, worin es wörtlich heißt: — „damit man nicht in der bloßen Speculation verbleiben möchte, so habe vorgeschlagen, daß das

Poesie, Logik und Scholastik, als vielmehr zu den Realien, Geschichte, Mathematik, Geographie, Physik, zu den moralischen und politischen Wissenschaften" *), und eine Verbesserung der öffentlichen Schulen, „damit nicht ferner das fürs Leben Nützliche versäumt und eine zu lange Zeit mit bloßem Lateinreden und ähnlichen Dingen zugebracht werde" **), die Wiedereinsetzung der so lange vernachlässigten und verunehrten deutschen Muttersprache in ihre alten Rechte, ihre Reinigung von unnöthiger Beimischung fremder Bestandtheile und ihre Ausbildung zu einem Werkzeug feinerer poetischer und wissenschaftlicher Gedankendarstellung***), worin sie hinter anderen Sprachen zurückgeblieben — endlich, indem der Philosoph sich weit über den blos nationalen Gesichtskreis hinaus zu einem der höchsten weltbürgerlichen und religiösen Standpunkte emporschwingt, die Vereinigung aller Völker durch die Bande der Civilisation, die Anknüpfung internationaler Verbindungen zur gemeinsamen Förderung der großen Culturzwecke der Menschheit, zur Anstellung vergleichender Beobachtungen im Interesse der Naturwissenschaft, zur Verbreitung des Christenthums in die Länder, welche demselben noch verschlossen sind — das waren nur die hauptsächlichsten der Strebeziele, zwischen denen der alles umfassende Geist Leibnitzens in dieser Zeit hin- und hereilte, für welche er bald abwechselnd, bald gleichzeitig, bald an einem, bald an vielen Orten zugleich die ganze Fülle seiner rastlosen und unermüdlichen Thätigkeit aufbot. Nichts, was in den Bereich dieser großen civilisatorischen Aufgaben fiel, entging seiner Aufmerksamkeit oder blieb von seinem Eifer des Schaffens und des Reformirens unberührt. Das Kleinste erschien ihm nicht zu unbedeutend, und das Größte nicht zu schwer, wenn es in

---

Objectum der Societät, neben den astronomischen, historischen, philologischen u. a. Curiositäten, auch auf solche Realien gehen möchte, dadurch die rechtschaffenen Studien, u. a. die Arznei, Chemie, Oekonomie und Mechanik, vor allem aber die Erziehung der Jugend zur wahren Tugend und guten Künsten, ferner der Feldbau, die Künste und Manufacturen verbessert, was Gutes in dergl. erfunden, bei uns eingeführt, auch selbst allerhand Nützliches ausgedacht und practicirt würde". Vgl. Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 192.

*) „Grundriß eines Bedenkens von Aufrichtung einer Societät." N.-Hds.

**) „Was eine Obrigkeit zur Wohlfahrt ihrer Unterthanen thun soll." N.-Hds.

***) „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" (1691); s. L.'s „Deutsche Schriften", herausgeg. von Guhrauer, 1. Bd. S. 440 ff., Opp. omn., ed. Dutens, tom. VI p. 6 ff.

Beziehung dazu stand. Das Fernste wie das Nächste erfaßte er mit der gleichen Lebhaftigkeit. Während er sich mit Ideen von der ungeheuersten Tragweite rücksichtlich der Aufschließung Chinas durch die Vermittlung des Czar Peter und der Errichtung eines „Commerciums, nicht nur von Waaren und Manufacturen, sondern auch von Licht und Weisheit, mit dieser gleichsam andern civilisirten Welt und Anti-Europa"*) trug, schien es ihm nicht zu gering, die kleinsten Detailfragen in Bezug auf die Verbesserung der Gewerbe in Deutschland zu studiren und Berechnungen anzustellen über den verhältnißmäßigen Kostenpreis des ausländischen und des einheimischen Fabrikats in Wolle oder Seide**), oder über die Vortheile einer Vertauschung der theuern fremden Färbestoffe mit wohlfeilern einheimischen. Wenn ihn der Gedanke der Schaffung eines großen wissenschaftlichen Bundes aller Völker zur Durchforschung und Dienstbarmachung der Natur mit vereinten Kräften und im neidlosen Zusammenwirken lebhaft beschäftigte und er bereits von diesem hohen Standpunkte aus Vorschläge machte zu Beobachtungen über die Abweichungen der Magnetnadel, zu denen die russische Herrschaft über die Nordpolländer der deutschen Gelehrsamkeit die Hand bieten sollte, ferner zu vergleichenden Sprachforschungen, wobei er ebenfalls hauptsächlich Rußlands vielartige Bevölkerung im Auge

*) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 196.

**) In den K.-Hds. finden sich mehrere Aufsätze von L.'s Hand, z. B. über Accise, über die Wollenindustrie u. s. w., von denen zwar kaum zweifelhaft ist, daß sie nicht von L. selbst herrühren, sondern fremde Arbeiten sind, die er nur entweder begutachtete oder als Grundlagen eigner Vorschläge benutzte, welche aber auch unter dieser Voraussetzung bezeugen, wie genau L. in alle diese volkswirthschaftlichen Fragen einging und wie er dieselben immer in engster Beziehung zum praktischen Leben und zu den gegebenen Verhältnissen der deutschen Nationalindustrie behandelte; ferner andere, bei denen es zweifellos ist, daß sie von L. selbst stammen, so ein merkwürdiges Schreiben an den Kurfürsten von Brandenburg zur Empfehlung eines gewissen K. (Kraft?), worin der directe Bezug von Seide und Zucker aus den Erzeugungsländern (statt über England und Holland), die Anlegung von Zuckerraffinerien und Tabakspinnereien, ferner die Errichtung von Handelscompagnien nach Art der ostindischen vorgeschlagen wird. Der oben erwähnte Aufsatz über die Accise ist höchst wahrscheinlich ein Auszug aus der Schrift „Entdeckte Goldgrube der Accise", welche 1685 erschien und gegen welche sich dann die „Geprüfte Goldgrube der Accise" (1687) richtete. Vgl. Chr. Thomasius, „Monatsgespräche" (1688), 1. Bd. S. 188. Leibnitz selbst scheint sich im Ganzen mit dem Verfasser des Aufsatzes für das Princip der indirecten Steuern zu erklären.

hatte, — Vorschläge, die eine spätere Zeit aufgenommen und in ihrer ganzen hohen Bedeutung für den Culturfortschritt gewürdigt hat*), so war er nicht weniger eifrig bemüht, für die Vermehrung der Vertheidigungskräfte Deutschlands die reichen Mittel seines erfinderischen Geistes in Bewegung zu setzen, in Manifesten und Pamphleten die öffentliche Meinung über die von auswärts drohenden Gefahren aufzuklären und die Nation zum engen Zusammenhalten zu ermuntern, in Denkschriften an die Höfe, besonders den kaiserlichen, Pläne aller Art zu entwickeln bald in Betreff der Steigerung und Benutzung der innern Kräfte und der Finanzmittel des Reichs, bald in Betreff der zu schließenden oder zu erhaltenden äußern Allianzen**). Selbst die Arbeiten, die

---

*) Beide Vorschläge finden sich in der Denkschrift wegen Errichtung einer Societät zu Dresden (in den K.-Hdf.) niedergelegt.

**) Außer den von Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 79, 280, 293 angeführten Denkschriften und Manifesten finden sich deren mehrere auch in den K.-Hdf., so z. B. ein Schreiben an den Kaiser (angeblich schon aus den Jahren 1688 oder 1689), worin sich L. rühmt, „das rechte arcanum" gefunden zu haben, „dadurch Deutschland nicht allein in integrum zu restituiren, sondern auch glücklich, Kaiserl. Majestät aber formidabel zu machen, auch deren Autorität cum bono publico gleichsam indissolubiliter zu verknüpfen, das Haus Oesterreich wieder emporzubringen und Frankreich in Schranken zu halten". Unter den zu diesem Behufe von L. empfohlenen Mitteln sind folgende besonders bemerkenswerth: 1) eine „Realunion zwischen dem Kaiser, Spanien und den deutschen Fürsten" durch Anknüpfung von Handelsverbindungen mit Spanien, damit dieses seinen Bedarf an Manufacturen nicht aus Frankreich, sondern aus Deutschland beziehe. L. deutet dabei speciell auf Schlesiens Leinenhandel hin, für welchen Spanien eine wichtige Absatzquelle werden könne. 2) Eine „Deutsche Compagnie", deren Haupt der Kaiser sein sollte. Die bedeutendsten Fürsten müßten sich dabei interessiren, wohlhabende Leute ihre Capitalien darin anlegen (viele Leute wüßten nicht, wohin mit ihrem Gelde); eine solche Compagnie wäre das wahre aerarium perpetuum imperii (die stehende Schatzkammer des Reichs); sie könnte Vorschüsse leisten, wie in England die ostindische Compagnie; es wäre das auch ein Mittel, die Fürsten fester an Kaiser und Reich zu knüpfen, die Reichsschlüsse besser zu exequiren, prompte Justiz herzustellen. 3) Stetige Reichstage (das waren sie eigentlich seit 1665) „oder doch ein ansehnliches Reichshandelscollegium", welches zugleich die „Generalcorrespondenz" (die Verhandlungen im Reichsmünzwesen) übernehmen könnte. „Die größten Fürsten", setzt er hinzu, „müßten darin, wie billig, Meister sein." Aus mehr specifisch österreichischem Standpunkte sind abgefaßt: ein Brief an den Kaiser von 1713 wegen Beschaffung der Geldmittel zu Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich, eine Denkschrift (aus dems. Jahre) in der gleichen Sache und eine „über die politische Weltlage" nach dem Rücktritte Englands von der Allianz. Vgl. Rößler, „Beiträge zur Staatsgeschichte Oesterreichs aus

er im speciellen Interesse des Herzogs und seines Hauses auf sich nahm, mußten ihm als Anknüpfungspunkte für die Entwicklung allgemeiner Ideen oder als Hilfsmittel zur Verfolgung seiner weitaussehenden Pläne dienen. Die Erörterung von Fragen des particularen Territorialrechts, wobei es eigentlich nur auf die Vertheidigung gewisser Ansprüche der neugeschaffenen Kur Hannover abgesehen war, regte ihn zu tiefergehenden Untersuchungen über Natur und Wesen des Reichsverbandes, ja über die Grundlagen aller politischen Gesellschaften überhaupt an*), und die Nachforschungen über Ursprung und Fortgang des welfischen Hauses, die er auf den Wunsch des Herzogs anstellte, erweiterten sich unter seiner Hand zu Vorarbeiten der belangreichsten Art für die allgemeine und die deutschvaterländische Geschichtschreibung**). Die Reisen, die er zu dem gleichen Zwecke unternahm, verschafften ihm die Anschauung der Zustände eines ziemlichen Theils von Deutschland***), die längstersehnte Bekanntschaft mit den gelehrten Kreisen Italiens und

---

dem L.'schen Nachlasse in Hannover" (Aprilheft des Jahrg. 1856 der Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien, S. 17 ff.). Auch ein paar Aufsätze L.'s über Verbesserung des deutschen Kriegswesens und speciell der Artillerie enthalten die N.-Hds.

*) Mehr noch, als in den bekannten Streitschriften, welche L. in dieser Zeit wegen des von dem Hause Hannover in Anspruch genommenen, von Würtemberg ihm streitig gemachten Reichsbanneramtes verfaßte (vgl. Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 192), finden sich solche Anknüpfungen allgemein-nationaler oder naturrechtlicher Gesichtspunkte an particulardynastische oder territoriale Fragen in mehreren der in den N.-Hds. enthaltenen publicistischen Arbeiten L.'s, z. B. in der Denkschrift über das Postregal der Kurfürsten, welcher eine lange geschichtliche Einleitung über die Entstehung der deutschen Landesherrlichkeiten vorausgeht (nach Rößler aus dem Jahre 1695 oder 1696), ferner in einer andern über das deutsche Münzwesen (Jahr unbestimmt).

**) Ich denke hierbei namentlich an seinen Codex juris gentium diplomaticus mit der berühmten Vorrede de actorum publicorum usu und de principiis juris naturae et gentium, nebst dem Nachtrage dazu, der Mantissa etc., an die Diss. de origine Germanorum u. a. m. Vgl. Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 119 ff.

***) Ein Bruchstück des Tagebuchs dieser Reise, Schilderungen aus Hessen und Baiern enthaltend, befindet sich unter den N.-Hds. Man ersieht daraus, wie eifrig L. sich um alles kümmerte, was nur irgend eine Beziehung zu seinen reformatorischen Plänen hatte. Da ist von der Stiftung von Bibliotheken, von Plänen zu Canalanlagen und Bergwerksunternehmungen, von neuen chemischen Methoden des Scheidens der Mineralien u. dgl. m. die Rede. Vielleicht finden sich mit der Zeit noch andre Bruchstücke dieses interessanten Tagebuchs in dem Hannoverischen Archiv.

werthvolle persönliche Beziehungen zum Kaiserhofe in Wien, welche weiter zu verfolgen und für seine großen Pläne wissenschaftlicher, politischer und socialer Verbesserungen nutzbar zu machen, er nicht säumig war.

Auf einem doppelten Wege suchte Leibnitz der praktischen Verwirklichung seiner großen nationalen und kosmopolitischen Ideen nahe zu rücken: durch Gewinnung einer einflußreichen Stellung im öffentlichen Leben für sich selbst und durch Stiftung gelehrter Gesellschaften, welche, so hoffte er, wenn nicht alle, doch den größeren Theil der Zwecke, mit denen sein strebender Geist sich trug, ausführen sollten. Um jenes erstere bemühte er sich namentlich am Kaiserhofe mit rastloser, aber dennoch vergeblicher Thätigkeit*). Etwas besser gelang ihm die Verwirklichung seines anderen Planes. Zwar scheiterte er damit, trotz seiner beharrlichsten Anstrengungen, in Dresden und in Wien, aber in Berlin und Petersburg setzte er ihn glücklich durch, und, obschon die Berliner Akademie lange beinahe an allem Mangel litt, dessen sie zur Entfaltung einer gedeihlichen Wirksamkeit bedurft hätte, obschon mehrere Jahre hindurch Leibnitz fast allein dieselbe repräsentiren mußte, und nach seinem Tode sogar die Fortdauer seiner jungen Schöpfung stark in Frage stand, so ging doch endlich, unter der Regierung des den Wissenschaften befreundeten und von hoher Bewunderung für den Geist des Stifters der Societät erfüllten Königs Friedrich II., wenigstens ein, wenn auch noch immer verhältnißmäßig nur kleiner Theil der großen Hoffnungen in Erfüllung, welche der Philosoph an die Gründung dieser Anstalt geknüpft hatte**).

---

*) Auch hierüber enthalten die H.-Hds. viele neue und schätzbare Belege. Vgl. Rößler, „Beiträge" u. s. w. Vorrede. Ob Leibnitz während seines Aufenthaltes am Kaiserhofe (1712) auch zum Mitgliede des Reichshofrathes „auf der Gelehrtenbank" mit Gehalt ernannt worden ist, wie ein 1858 erschienenes Schriftchen: „Leibnitz als Reichshofrath" von Jos. Bergmann, behauptet, erscheint mir hierbei von nur nebensächlicher Wichtigkeit.

**) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 181 ff. Nächst dem, was hier und in den „Deutschen Schriften L.'s, herausg. von Guhrauer", 2. Bd. S. 267 ff. zur Kenntniß dessen, was L. für die Bildung von Akademien und ihre Benutzung zu Zwecken der Wissenschaft, der Wohlfahrtspflege, der Humanität und der allgemeinen Culturausbreitung that und versuchte, sich angeführt findet, ist ganz besonders auf die zahlreichen und umfänglichen Entwürfe zu solchen Gesellschaften in den H.-Hds.

Rückblick auf das Leben und die Wirksamkeit Leibnitzens.

Das war der Verlauf des Lebens und Wirkens eines Mannes, welcher die Kraft und den Beruf in sich fühlte, ein Reformator seines Volkes und seiner Zeit zu werden, aber, bei allem Eifer und aller Befähigung zu großartigster Thätigkeit, es doch nur zu dem, immerhin ehrenvollen und seltenen Ruhme eines der

---

zu verweisen. Hier können wir den Gedanken L.'s beinahe von Stufe zu Stufe in seiner allmäligen Fortbildung, Befestigung und zugleich immer schärferen Begrenzung verfolgen. In einem, jedenfalls aus einer früheren Periode des Vfs. stammenden Aufsatze: „Societas philadelphica“ überschrieben, tritt dieser Gedanke noch in etwas überschwänglicher, fast jugendlich-phantastischer Gestalt auf. Der Orden der Jesuiten mit seinem kunstvoll gefügten Organismus und seinen ungeheuren praktischen Erfolgen hat ihm hier offenbar, wie auch ganz bestimmte Andeutungen bezeugen, als Muster vorgeschwebt. Unter ähnlichen Formen möchte er, natürlich in anderm Geiste, eine Gesellschaft errichtet sehen, welche alle Angelegenheiten des Staats, der Wissenschaft, ja der ganzen Menschheit an sich zöge, alle Aemter mit ihren Mitgliedern besetzte, Handel und Gewerbe in ihre Hand nähme, die Jugenderziehung leitete, Colonien zu gründen und Besitzungen in andern Welttheilen zu erwerben suchte. Er denkt sich diese Gesellschaft allmächtig, hauptsächlich durch die unentgeltliche Verwaltung einflußreicher Staatsämter, wofür die Regierungen ihr Privilegien auf Erfindungen und neue Gewerbszweige, sowie Befreiung von Handelsabgaben und Zöllen ertheilen würden. Ein zweiter Aufsatz, welcher so anfängt: „Ich habe einen närrischen Einfall gehabt“, enthält bereits das bekannte, später wirklich zur Ausführung gekommene, wenn auch nicht eben erfolgreiche Finanzproject L.'s wegen Anpflanzung von Maulbeerbäumen und Betreibung der Seidenwürmerzucht, als eines Mittels, um die nöthigen Fonds zur Begründung einer Akademie, ohne Kosten für den Staat, zu beschaffen. Wieder ein andrer: „Ueber die Gründung einer deutschliebenden Genossenschaft“, stimmt nach Titel und Inhalt ziemlich nahe mit der (auch erst neuerdings aufgefundenen und von Grotefend herausgegebenen) Denkschrift L.'s wegen Stiftung einer „deutschgesinnten Gesellschaft“ zusammen und mag daher gleich dieser ungefähr ins Jahr 1679 fallen. Neben der Verbesserung der Sprache wird in diesem Aufsatz die Aufnahme der „thätigen (praktischen) Künste“ und der Naturforschung, worin die Deutschen sonst alle andern Nationen übertroffen hätten, als Zweck einer „deutschliebenden“ Gesellschaft hingestellt. Deutlicher und schärfer tritt der Gedanke L.'s in zwei weiteren Abhandlungen hervor, dem „Grundriß eines Bedenkens von Aufrichtung einer Societät zu Aufnahme der Künste und Wissenschaften in Deutschland“, von Rößler in das Jahr 1688 gesetzt — damals versuchte bekanntlich L. zuerst Anknüpfungen mit dem Berliner Hofe, wobei er schon von einer ihm zu übertragenden „Aufsicht über die Wissenschaften und Künste“ spricht, „welche man in Berlin auf eine so rühmliche Weise zur Blüthe bringen will“ (s. Guhrauer, 2. Bd. S. 163) — und dem „Bedenken“ selbst, nach Rößler's Annahme aus dem Jahre 1698 oder 1699. In diesen beiden Abhandlungen, insbesondre der letztern, ist der Plan der „Societät“ sehr ausführlich entwickelt. In seinen Haupt-

ersten Gelehrten seines und vielleicht aller Jahrhunderte brachte. Bewundernd verfolgen wir das rastlose, unermüdliche Streben dieses feurigen Geistes, aber mit Bedauern sehen wir dasselbe an Hemmungen aller Art scheitern und in immer erneuten, aber immer fruchtlosen Anläufen sich abarbeiten und erschöpfen. Wir staunen seine ungeheure Vielseitigkeit an, aber wir beklagen, daß es ihm nicht vergönnt oder nicht gegeben war, seine Kraft in Einem Punkte zu concentriren, daß er vielmehr, diese nach allen Seiten hin zersplitternd, seine eigne Wirksamkeit schwächte und sich selbst um seine besten Erfolge betrog. Wir sind überrascht durch einen Eifer ohne Beispiel des Anregens, Vorbereitens, Unternehmens und Handanlegens, aber wir bemerken bald, daß dieser Eifer außer Verhältniß steht zu der Beharrlichkeit des Durchführens und Vollendens. Wir ziehen die Summe dieses so vielgeschäftigen, von der Natur mit so reichen Mitteln ausgestatteten und scheinbar unter so günstigen äußeren Verhältnissen verlaufenden Lebens, und wir finden das Facit den erregten Erwartungen wenig entsprechend. Wir sehen Leibnitz, unbefriedigt durch die glänzendsten Triumphe in der begrenzten Sphäre fachgelehrten Wissens, unbefriedigt durch die erhabenen Fernsichten philosophischen Denkens, dem realistischen Zuge, welcher die allgemeine Signatur jener Zeit war, mit der vollen Sehnsucht und Ungeduld seines lebhaften Geistes sich hingeben und alle seine Kraft an große, gemeinnützige Unternehmungen auf praktischem, politischem und socialem Gebiete setzen — und wir sehen gerade auf diesen Gebieten seine beharrlichsten Anstrengungen von den geringsten und zweifelhaftesten Erfolgen gelohnt, ihn selbst aber von dort, wie von einem verschlossenen und unnahbaren Gestade, immer wieder zurückgeworfen

---

zügen ist dieser Entwurf in die Stiftungsurkunde der Berliner Societät übergegangen (s. Guhrauer, 2. Bd. S. 191 ff.); daneben enthält er jedoch noch eine Menge Vorschläge, welche aus dem förmlich redigirten Plane weggeblieben sind. Man ersieht aus diesen, welche ungeheure Ausdehnung und Bedeutung L. eigentlich gern den von ihm beabsichtigten Gesellschaften gegeben hätte. Es ist dies eines der interessantesten Actenstücke der Rößler-Sammlung. Das „Bedenken" ist leider unvollständig; wahrscheinlich ist ein Theil der Handschrift verloren gegangen. — In einem kürzern Bruchstück kommt L. nochmals auf denselben Plan zurück, dem er einige weitere Zusätze beifügt. Endlich liegen auch noch über die Errichtung einer Akademie zu Dresden sehr umfängliche Schriftstücke in den R.-Hds. vor, nämlich, außer mehrern Briefen L.'s, die vollständige Stiftungsurkunde nebst einem weitern Decret wegen Dotirung der Akademie.

auf jenes einsame Eiland theoretischer Gelehrsamkeit und idealistischer Speculation, welchem er so gern entflohen wäre. Wir sehen ihn mit seinen großartigsten Plänen fürs Leben scheitern bald an der Ueberschwänglichkeit und Unklarheit seines eignen Wollens, bald an der Stumpfheit seiner Umgebungen und der allgemeinen Unempfänglichkeit für neue und große Ideen, in dem einen wie in dem andern Falle seinen Tribut dem traurigen Verfalle des deutschen Nationalgeistes zahlend, dessen Schwächen er zu heilen sich vermaß, während er selbst an ihnen zu Grunde ging. Wir sehen den großen Mann, seinem innersten Gefühle nach aufrichtig patriotisch und für die Einheit und Größe seines deutschen Vaterlandes begeistert, seine besten Kräfte nach dieser Seite hin ohnmächtig verzehren, dagegen erfolgreich nur da wirken, wo er sich genöthigt sieht, im Interesse des Particularismus und der Fürstenpolitik thätig zu sein. Wir sehen ihn sich an die Großen drängen, um sich ihrer Unterstützung und ihres Einflusses für seine gemeinnützigen Ideen zu versichern, und in diesem Bestreben seine Unabhängigkeit, ja bisweilen fast seine Ehre oder doch die Würde des Philosophen aufs Spiel setzen — und wir müssen in seiner Seele beklagen, daß auf diesem Wege ihm zwar einiges gelingt, was seinem Ehrgeize oder seinem Verlangen nach äußerm Lebensbehagen Genüge thun mochte, aber wenig oder nichts für die eigentlichen, höheren Zwecke seines Strebens. Immerfort von der täuschenden Hoffnung getrieben, unmittelbar für die nächste Gegenwart, als Diplomat, als Staatsmann, als Nationalökonom, zu wirken, versäumt er allzusehr jene stille, nachhaltige Thätigkeit des Reformirens, die in dem Ausstreuen einer, zwar langsam, aber sicher reifenden Saat großer, einfacher Ideen besteht, jene Thätigkeit, mittelst welcher ein Hugo Grotius, ein Locke, ja selbst ein Spinoza, trotz ihrer durch mißliche Verhältnisse verkümmerten oder freiwillig von vornherein aufgegebenen öffentlichen Wirksamkeit, dennoch die Schöpfer neuer und großer Zukunftsgestaltungen für ganze Völker und ganze Zeitalter wurden. Immer ängstlich bemüht, den augenblicklichen Verhältnissen sich anzupassen, um diesen die Verwirklichung seiner wohlgemeinten Ideen abzuringen, ist er nur zu oft genöthigt, diese Ideen selbst ihrer Hoheit, Allgemeingültigkeit und jener die Gemüther zwingenden Macht zu entkleiden, durch welche allein in der Geschichte wahrhaft Großes und Dauerndes geschaffen wird.

Während ein Grotius und ein Locke, mitten hineingestellt in den

gewaltigen Kampf großer politischer Principien, sicheren und geraden Schrittes auf die philosophische Erörterung dieser Principien selbst losgehen und so an dem Aufbau einer Wissenschaft des Staats und der Gesellschaft arbeiten, welche noch heute, trotz aller Wandlungen, die sie seitdem erfahren, jene Männer mit Auszeichnung unter ihren Begründern nennt, müht sich Leibnitz in dem fruchtlosen und undankbaren Bestreben ab, das Unvereinbare zu vereinigen, die Macht und Hoheit des Reichs neu zu gründen und doch die Souveränetät der einzelnen Fürsten nicht blos zu wahren, sondern wo möglich noch zu erhöhen, und gipfelt so mit Hülfe unklarer katholisch-theokratischer Ideen und eines handgreiflichen geschichtlichen Anachronismus ein künstliches System geistlich-weltlichen, christlich-germanischen Staatswesens empor*), von welchem schon die damalige Zeit keine Notiz nahm und welches aus der Geschichte der staatsrechtlichen Theorien längst bis auf die letzte Spur verschwunden sein würde, hätte nicht die Achtung vor dem berühmten Namen seines Urhebers dasselbe einigermaßen vor dem Vergessenwerden geschützt**). Während Locke, Spinoza, Bayle den

*) Den Kern dieser staatsrechtlichen Theorie L.'s haben wir oben S. 38 (in der Note**) zu S. 37) angegeben. Guhrauer, welcher darin (ebenso, wie Fischer) einen Ausfluß und Beweis der „harmonischen" Denkweise L.'s erblickt, aber doch selbst zugesteht, daß „die Idee der mittelalterlichen Hierarchie, als Idee einer wahren, christlichen Gesellschaft", welche L. seinem Zeitalter vorhielt, in den Augen des „nüchternen Publikums" etwas „Schwärmerisches" hatte und haben mußte, giebt die Quintessenz der Ansichten des Philosophen in folgenden Sätzen wieder (1. Bd. S. 235): „Die ganze Christenheit bildet für L. eine Republik, in welcher alles auf das Heil der Seelen und das allgemeine Wohl gerichtet werden müsse, und in welcher der Kaiser, als Advokat, oder vielmehr als Haupt, oder, will man lieber, als Arm der allgemeinen Kirche auf ein gewisses Ansehen Anspruch habe". (S. 235): „Das Verhältniß der allgemeinen Kirche zu den gekrönten christlichen Häuptern müsse dem des Deutschen Reichs zu seinen Ständen ähnlich sein, und, wenn es ein immerwährendes Concilium gäbe (entsprechend dem allgemeinen Reichstag), oder einen von dem Concile errichteten allgemeinen Senat der Christenheit, so würde das, was heut durch Bündnisse, Mediationen und Garantieen geschieht, durch das Einlegen der öffentlichen Autorität, die von den Häuptern der Christenheit, dem Papste und dem Kaiser, ausginge, durch eine freundschaftliche aber wirksame Austragung verhandelt werden".

**) Auch die sonstigen naturrechtlichen Arbeiten L.'s (insgesammt mehr beiläufige Andeutungen, als planmäßige Ausführungen) haben in der Geschichte der Wissenschaft keine hervorragende Stellung, ja in vielen Darstellungen derselben (z. B. von

Gegensatz zwischen den kirchlichen Satzungen und der Freiheit der Gewissen durch eine einfache, praktische Lösung im Geiste der Duldung, im Interesse des öffentlichen Friedens und nach den klaren Forderungen der Vernunft zum Austrag brachten, verschwendete Leibnitz eine Fülle von Scharfsinn an das unlösbare Problem einer Wiedervereinigung der Katholiken und der Protestanten ohne Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit dieser oder der Autorität der wesentlichen kirchlichen Satzungen jener, und erregte durch die Beharrlichkeit, womit er sich darauf steifte, das Unmögliche möglich zu machen, das mitleidige Lächeln der Gegner und die mißtrauischen Besorgnisse der eignen Glaubensgenossen *).

Die wahre culturgeschichtliche Bedeutung der praktischen Thätigkeit Leibnitzens.

Trotz aller dieser Mängel und trotz seiner geringen äußern Erfolge hat dennoch das Wirken Leibnitzens eine nicht zu unterschätzende culturgeschichtliche Bedeutung. Leibnitz ist auf lange Zeit hin der letzte deutsche Gelehrte, der eine unmittelbare Einwirkung auf das praktische Leben, auf die politischen und socialen Verhältnisse seiner Zeit, und zwar im großen nationalen Maßstabe, wenigstens versucht. Das Scheitern dieses Versuchs war freilich gleichsam schon im voraus bedingt durch die Art und Weise, wie Leibnitz ihn unternahm und nach den gegebenen Verhältnissen wahrscheinlich unternehmen zu müssen glaubte. Eine Nation, die nicht anders reformirt werden kann, als durch das allgegenwärtige und allseitige

Stahl, Raumer u. a.) kaum eine Erwähnung gefunden. Neuerdings ist zwar von Guhrauer („Leibnitz", 1. Bd. S. 226) und nach seinem Vorgange von Hinrichs in seiner „Gesch. des Natur- und Völkerrechts" (3. Bd. S. 1 ff.), so wie von Zimmermann in einer besondern Schrift: „Das Rechtsprincip bei L.", der Versuch gemacht worden, den Rechtsansichten L.'s eine größere Beachtung zuzuwenden, allein, wie mir scheint, ohne ausreichenden Grund und darum wahrscheinlich auch ohne nachhaltigen Erfolg. Denn jene Ansichten sind wirklich weder originell, noch bedeutend genug, um in der Geschichte des Naturrechts eine besondere Stelle ansprechen zu können. Selbst der kühne Ausspruch, daß das Naturrecht in sich so gewiß sei wie die Mathematik, und einer besonderen Bekräftigung durch das Zurückgehen auf religiöse Dogmen nicht bedürfe, war schon weit kühner von Hugo Grotius gethan worden.

*) Vgl. (außer der schon früher angeführten Darstellung Guhrauer's) L.'s Briefwechsel mit Pelisson, herausgegeben unter dem, eigentlich nur in seinem zweiten Theile ganz berechtigten Titel: De la tolérance et des différens de la religion (Opp. Omn., ed. Dutens, tom. I p. 678 ff.).

Eingreifen eines einzigen souveränen Geistes, oder eines Vereins solcher, oder durch Maßregeln und Anordnungen von oben herab, ist überhaupt einer Reform im großen Style, wenigstens für den Augenblick, nicht fähig. Die reformatorischen Geister nach Leibnitz schienen davon ein instinctives Bewußtsein zu haben und wagten deshalb nicht einmal mehr den Versuch eines solchen Unternehmens. Sie gaben die Nation auf und wendeten sich nur noch an die Individuen. Sie suchten im einzelnen Uebelstände abzustellen und Verbesserungen anzubahnen, aber sie erhoben sich nicht mehr zu dem kühnen Gedanken einer Wiedergeburt Deutschlands und des deutschen Volks im Ganzen und Großen. Die Fortschritte, die sie erstrebten, waren sittliche oder ästhetische, mit einem Worte innerliche und ideale, nicht praktische und sociale, individuelle, nicht allgemeine. Auf diesem Wege des Zurückfliehens von dem äußern Leben in die innere Gemüths- und Ideenwelt der Einzelnen sehen wir die geistige Bewegung Deutschlands kaum zwei Menschenalter nach Leibnitz auf jenen erhabenen, aber weit abgelegenen Höhen des Kosmopolitismus und Idealismus angelangt, wo das Leben mit seinen nächsten, politischen, nationalen, materiellen und socialen, Interessen und Bedürfnissen gänzlich zurücktritt und wie ein Wesenloses dem Auge in eine nebelhafte Ferne entschwindet, wo die Flucht vor der körperhaften Wirklichkeit sich bald in die Form des philosophischen Schwelgens in einer abstracten Ideenwelt, bald in die des poetischen Behagens oder der elegischen Sehnsucht kleidet. Dieser sentimentale und abstracte Zug war dem Geiste eines Leibnitz noch fremd*); in ihm war noch etwas von jener Zuversicht und jener Unmittelbarkeit des Handelns fürs Leben und mitten im Leben, welche die großen Reformatoren des 16. Jahrhunderts ausgezeichnet hatte, freilich bei ihm im Kampfe mit Verhältnissen, durch welche dieser Thatendrang theils gehemmt ward, theils in sich selbst verkümmerte.

*) Guhrauer (a. a. O. 2. Bd. S. 363) bezieht diesen Mangel an Sentimentalität in Leibnitz lediglich auf dessen Unempfänglichkeit für die sanfteren Gefühle, und allerdings war L., der Fama nach, auch in der Liebe, so weit ihm dazu Zeit blieb, sehr realistisch. Richtiger scheint uns Fischer (in seiner Einl. zur Darstellung des Systems L.'s, im 2. Bd. seiner „Gesch. der neuen Phil.") das Wesen L.'s aufzufassen, wenn er sagt: L.'s fortwährende Thätigkeit habe überhaupt eine sentimentale Richtung oder Stimmung in ihm nicht aufkommen lassen.

Leibnitz als Philosoph.

So sehen wir uns denn, soweit von wirklichen, nachhaltigen und weitreichenden culturgeschichtlichen Erfolgen des großen Mannes die Rede sein soll, immer wieder von Leibnitz dem Staatsmann und Diplomaten zurückgewiesen auf Leibnitz den Gelehrten und Philosophen. Aber selbst auf dieses eigenste und höchste Gebiet seiner Wirksamkeit verfolgt ihn jene Eigenthümlichkeit oder, sprechen wir es offen aus, jene Schwäche seines Charakters, an welcher wir auch seine praktische Thätigkeit kranken sahen: die Selbsttäuschung, als handle er nur nach innern Antrieben, während er oft sehr äußerlichen Anstößen, um nicht zu sagen Einflüssen, folgt, das Hin- und Herschwanken zwischen entgegengesetzten Richtungen, das Streben, Unvereinbares zu vereinigen und an Unlösbarem seinen Scharfsinn zu erproben. Leibnitz schrieb sein „Bekenntniß der Natur gegen die Atheisten" zwar, wie er versichert, aus innerstem Bedürfniß, „weil er es nicht ertragen konnte, des größten Gutes seines Lebens, der Gewißheit von der Unsterblichkeit seiner Seele und der Hoffnung auf die göttliche Gnade, beraubt zu werden"*), aber er hielt es doch für eine gute Empfehlung beim Herzog von Hannover, sich, neben seinen Fähigkeiten und Kenntnissen in der Jurisprudenz, Mathematik und Mechanik, auch seiner Streitfertigkeit im Kampfe für die orthodoxe Ansicht zu rühmen und, wie zu einem Geschäfte, sich zu erbieten: „er übernehme es, die Möglichkeit der Glaubensgeheimnisse gegen die Spöttereien der Atheisten zu demonstriren, wodurch solche von allen Widersprüchen gerettet würden, nämlich die Möglichkeit der Dreieinigkeit, der Fleischwerdung und der unmittelbaren Gegenwart Christi im Abendmahle", — „an welchen Dingen", wie er hinzusetzt, „sonderlich hohen Potentaten, denen vieler Menschen Wohlfahrt zu verantworten obliegt, höchlich gelegen sein muß"**). Und wirklich hatte er damals schon auf den Wunsch Boineburg's das Geheimniß der Dreieinigkeit und der Fleischwerdung Christi „durch neue logische Entdeckungen" gegen die Einwürfe der Arianer und Socinianer vertheidigt, und der Versuch einer natürlichen Erklärung der mystischen Gegenwart Christi im Abendmahle, den er ebenfalls seinem Gönner zu Liebe unternommen, hatte ihm den ersten Anstoß zur Entwicklung seiner

Allgemeine Charakteristik seiner Philosophie. Einwirkung äußerer Einflüsse auf dieselbe.

---

*) Confessio naturae contra Atheistas, Opp. Omn., tom. I pag. 5.

**) Pertz, „Leibnitz-Album" (1846), S. 14.

Theorie von den Monaden gegeben, einer Lehre, welche später der Mittelpunkt seines ganzen philosophischen Systems ward*). Für den Gebrauch des berühmten Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen arbeitete er eine Darstellung dieser Monadenlehre aus**), und das Verlangen der geistvollen Königin von Preußen, welche sich durch die Angriffe Toland's und Bayle's auf die Grundwahrheiten der christlichen Religion beunruhigt fühlte, gab ihm die erste Idee zu seinem bedeutendsten Werke, der Theodicee.

Es würde voreilig und ungerecht sein, aus dem Umstande, daß Leibnitz die meisten und wichtigsten seiner philosophischen Schriften in Folge äußerer Anregungen und in Uebereinstimmung mit den Wünschen und Ansichten hochstehender Personen abfaßte, den Schluß zu ziehen, er habe darin nicht seine wahre, innere Meinung niedergelegt, und es sei mehr der Hofmann, als der Philosoph, welcher aus diesen Schriften spreche — obschon es an Beschuldigungen solcher Art schon bei Lebzeiten und bald nach dem Tode des großen Mannes nicht gefehlt hat***).

*) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 69, 76, 242.

**) Principia philos. seu theses in gratiam Principis Eugenii.

***) Ein Tübinger Theolog, Pfaff, sprach in seinen Dissertt. Antibaylianis (1720) und in einem Aufsatze in den Actis Erudit. v. 1728 geradezu die Vermuthung aus: es sei L. mit manchen Behauptungen in der Theodicee nicht rechter Ernst gewesen, und berief sich deshalb auf eine Aeußerung L.'s selbst in einem Briefe an ihn (1716), worin derselbe geäußert: „es sei nicht Sache des Philosophen, die Dinge immer ernsthaft zu behandeln". Pfaff setzt weiter hinzu: L. habe Religionssätze vertheidigt, über die er sonst gewiß die Nase gerümpft, z. B. das Dogma von der persönlichen Gegenwart Christi im Abendmahle; wer L. nahegestanden, habe „dieses Hofmanns und Philosophen" Ansichten von der Religion gekannt u. s. w. Bekannt ist, daß strenggläubige Geistliche zu Hannover ihn, weil er die Kirche nicht besuchte, als Atheisten verketzerten, daß das gemeine Volk seinen Namen in: „Lövenix (Glaubenichts)" verwandelte, weshalb auch, als er starb, niemand ihn zu Grabe begleitete, als sein getreuer Secretär Eckhart. (Guhrauer, 2. Bd. S. 332.) Schon Lessing hat die Vertheidigung L.'s gegen den Vorwurf der Inconsequenz oder Unaufrichtigkeit in Glaubenssachen übernommen (s. dessen „Sämmtl. Schriften", herausgeg. von Lachmann, 9. Bd. S. 146 ff., 283 ff.). Er behauptet: L. habe nur die logische Stichhaltigkeit der Einwürfe gegen gewisse Sätze der positiven Religion untersucht, das eigentliche Fürwahrhalten der letztern aus dem Gebiete des Denkens in das des Glaubens verweisend, oder er habe auch wol (wie bei der Lehre von den ewigen Höllenstrafen) der Kirchenlehre stillschweigend eine andere, philosophische Deutung untergelegt. In ähnlichem Sinne sprach sich neuerlich Böckh

Aber ebensowenig wird geleugnet werden können, daß die Umgebungen, in denen sich Leibnitz von früh an bewegte, einen, vielleicht ihm selbst unbewußten, geheimen, aber mächtigen Einfluß auf die Ausbildung seiner philosophischen und theologischen Ansichten geübt haben. Als Jüngling schon war er in ein näheres Verhältniß zu einem Manne getreten, der, in der Politik sein Gönner und Führer, in Sachen der Religion gern zu seinem Scharfsinn die Zuflucht nahm, weniger, um sich zu belehren, als, um die Ansichten, zu denen er sich bekannte, öffentlich und mit Gründen vertreten zu sehen. Boineburg war Apostat und als solcher bemüht, den neugewonnenen Glauben so viel als möglich im Lichte einer wohlbegründeten und annehmbaren Lehre erscheinen zu lassen. Zugleich gehörte er zu den Politikern (deren es damals viele gab), welche die Furcht vor dem aus England und den Niederlanden über Deutschland hereinbrechenden Unglauben entweder wirklich theilten oder zu theilen vorgaben, um als Schutz dagegen eine Wiederannäherung des gläubigen Theils der Protestanten an die katholische Kirche zu empfehlen. Pläne dieser Art waren am Hofe von Mainz gerade zu der Zeit, als Leibnitz dahin kam, im Gange *).

In Paris verkehrte dieser sodann mit den Theologen des Portroyal, welche, je mehr sie die Mißbräuche der katholischen Hierarchie bekämpften, desto strenger an den Grundlehren der Kirche selbst festhielten. Zwei spätere fürstliche Gönner Leibnitzens, Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels und Herzog Johann Friedrich von Hannover, waren gleichfalls Apostaten. Theils unter ihrem Einflusse, theils nach dem Drange

---

aus in seiner Abhandlung: „L. in s. Verh. zur posit. Theol." (in „Raumer's histor. Taschenbuch", Jahrg. 1844). Offen gesagt, will mir weder die eine noch die andere der Lessing'schen Annahmen — wenigstens in Betreff mancher der von L. speculativ vertheidigten Dogmen, z. B. der Ewigkeit der Höllenstrafen — nach Wortlaut und Zusammenhang der einschlagenden L.'schen Sätze ganz gerechtfertigt erscheinen. — Chr. Thomasius, der Sohn jenes Jac. Thomasius, der L.'s erster Lehrer in der Philosophie gewesen war, hatte keine besondere Meinung von dessen Selbständigkeit und Ueberzeugungstreue in Glaubenssachen, wie folgende Stelle aus seinen „Jurist. Händeln" (4. Bd. S. 95) bezeugt: „Man hat gesagt, L. werde den Bodin (einen französischen Schriftsteller von ziemlich skeptischer Richtung) herausgeben. Nachdem mir aber sein Genie etwas umständlich bekannt gewesen, habe ich widersprochen und zu wetten mich erboten, auch niemand gefunden, der wetten wollte. Hätte er es gethan, so wären noch wenigere seiner Leiche gefolgt".

*) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 67.

seiner eigenen, immer Großes und Ungewöhnliches anstrebenden Natur betrachtete Leibnitz eine Wiedervereinigung der beiden Religionstheile, in welche Deutschland gespalten war, zugleich als ein patriotisches Werk von der höchsten Bedeutung und als den Anfang einer Verwirklichung seiner hochfliegenden Träume von einem christlich-germanischen Weltreiche. Wir erfahren aus seinen Briefen, daß er in jener Zeit das lebhafte Bedürfniß fühlte, selbst „in der Einheit der allgemeinen (katholischen) Kirche zu sein", und nur durch Bedenken, welche sein philosophisches Gewissen — mehr gegen die Auslegung der Lehren der katholischen Kirche seitens einzelner ihrer Theologen, als gegen diese Lehren selbst empfand, von dem wirklichen Uebertritt abgehalten wurde.

Später, als diese Pläne aufgegeben waren, trat ihm wieder von andrer Seite her, durch die Beziehungen des Hauses Hannover zu England, der strenge Glaube der dortigen Hochkirche näher und übte auf ihn, namentlich von der politischen Seite, durch die mit seinen eignen theokratischen Ideen ganz übereinstimmende Wirksamkeit der Staatskirche für die Kräftigung der monarchischen Gewalt (ein Verhältniß, welches kurz zuvor in England selbst durch Hobbes eine Art speculativer Weihe erhalten hatte), einen unverkennbaren Einfluß aus.

Im allgemeinen war die Stellung der vornehmen Kreise, in denen Leibnitz sich fast ausschließlich bewegte, zu den Fragen der Religion in der damaligen Zeit meist von der Art, daß die Rücksicht auf sie, ohne seiner Freiheit des Philosophirens allzu enge Schranken zu setzen, ihn doch von weitergehenden und consequenteren Forschungen leicht zurückhalten, wenigstens auf keinen Fall darin bestärken mochte. Man gefiel sich von dieser Seite darin, die Wahrheiten der Religion nicht in der starren und oft plumpen Form, worin sie von buchstabengläubigen Theologen hingestellt wurden, sondern in einer gewissen geistreichen Verfeinerung aufzufassen, welche dem Scharfsinn und der Phantasie einen weiten Spielraum zu gewähren und doch dem Unglauben keine Handhabe darzubieten schien. Man liebte es, über Geheimnisse des Glaubens zu philosophiren, wenn man nur gewiß sein konnte, durch die Schlußfolgerungen des Philosophen nicht in dem, was man als unantastbar betrachtete, wankend gemacht, vielmehr, wenn auch auf einem Umwege, doch um so sicherer dahin zurückgeführt zu werden. Man genoß gern diese Freiheit der Speculation als ein Vorrecht der höhern Stände, während man die niedern unter dem Zwange eines strengen Buchstaben-

glaubens schmachten sah, und wußte es Jedem Dank, der diesem Luxus des Geistes Befriedigung verschaffte, zumal wenn er gleichzeitig die Besorgniß beschwichtigte, welche die freigeisterischen Lehren des Auslandes und ihre gefürchteten Einflüsse auf Deutschland in diesen Regionen — mehr noch vielleicht aus politischen, als aus eigentlich religiösen Beweggründen — hervorriefen. Es ging damals durch viele Kreise Deutschlands die dunkle Furcht vor einer hereinbrechenden Barbarei des Unglaubens, der Zügellosigkeit und einer allgemeinen Erschütterung aller gesellschaftlichen und sittlichen Verhältnisse, und Leibnitz selbst scheint von dieser Furcht nicht ganz frei gewesen zu sein*).

Wie nahe lag es unter solchen Umständen, daß die Gedanken des Philosophen die Färbung seiner Umgebungen und der in diesen sich abspiegelnden allgemeinen Zeitstimmung annahmen! Welche Versuchung mußte es für einen Geist von der Beweglichkeit, Gewandtheit und lebhaften Einbildungskraft eines Leibnitz sein, von seinem Scharfsinne einen Gebrauch zu machen, welcher ihm so viel Ehre bei denen, auf deren Anerkennung er ein vorzügliches Gewicht legte, einzutragen versprach! Wie verführerisch war der Beifall, der aus diesen Kreisen jeder Lösung anscheinend unlösbarer Probleme gezollt ward, mochte sie auch mehr geistreich als gründlich, mehr beschwichtigend als wirklich beruhigend sein, und wie leicht konnte es geschehen, daß der Philosoph darüber die Einwürfe vergaß oder unterschätzte, welche eine minder nachsichtige und nicht, wie die seiner Gönner, im Voraus befangene Kritik gegen viele seiner Beweisführungen und Erklärungen erhob, bis diese Einwürfe so laut und so gewichtig wurden, daß er nun wieder nach dieser Seite hin Zugeständnisse zu machen sich gedrungen fühlte.

Fürwahr, es bedarf noch lange nicht der Voraussetzung einer absichtsvollen Rücksichtnahme Leibnitzens auf die Meinungen, das Lob und die Zustimmung seiner vornehmen Umgebungen, um zu begreifen, wie seine ganze speculative Behandlung der höchsten Fragen des Menschen-

*) K. Fischer („Gesch. der neuern Phil.", 2. Bd. S. 9) citirt eine Aeußerung L.'s von einer bevorstehenden „großen Revolution", als unausbleiblicher Folge der immer mehr einreißenden „Zügellosigkeit der Meinungen". Aehnliche düstre Ahnungen finden sich in einem Briefe Boineburg's an Joh. Linker v. 1666 (Guhrauer, „L.'s Deutsche Schriften", 1. Bd. S. 33 Note), wo es u. a. heißt: Tempora qualia impendeant, conjectatio est satis liquida. Cum horrore expendo praesentem rei Christianae statum etc.

geistes unwillkürlich unter dem Einflusse des geheimen Wunsches sich entwickeln mochte, das zu erklären, was man in diesen Kreisen erklärt, das zu vertheidigen, was man vertheidigt, das zu widerlegen, was man widerlegt zu sehen wünschte.

Verschiedenartige speculative Einwirkungen auf Leibnitz und Verhalten desselben zu denselben.

Eine Selbsttäuschung in diesem Punkte war um so leichter, als auch die wirklich speculativen Einwirkungen, denen der Geist Leibnitzens frühzeitig schon sich öffnete, theilweise ganz entgegengesetzter Art waren und ihn fast mit Nothwendigkeit zu einer gewissen Mittelstellung zwischen den streitenden Richtungen hindrängten, in welche damals die philosophische Welt sich spaltete*).

Leibnitz begann die Entwickelung seiner speculativen Ideen unter dem Einflusse des Aristoteles und der Scholastiker, deren Lehren damals, wenigstens auf den lutherischen Universitäten Deutschlands, die alleinherrschenden waren — dank dem Eifer der Orthodoxie, welche sogar die freiere Auslegung derselben durch Pierre Ramée, wie sie zu Ende des 16. Jahrhunderts in Aufnahme und auch nach Deutschland herübergekommen war, glücklich wieder beseitigt hatte**). Aber bald fielen dem jungen Philosophen die Schriften des Descartes, Baco's, Kepler's, Galilei's und andrer Vertreter der neueren Richtung in die Hände und lehrten ihn den Vorzug der empirischen Methode vor dem bloßen Combiniren abgezogener, unwirklicher Denkformen kennen und schätzen***).

*) Das Folgende nach Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 15, 25 u. s. w., 2. Bd. S. 55 und nach den daselbst angeführten Selbstbekenntnissen L.'s.

**) Tholuck, „Vorgesch. des Rationalismus", 2. Bd. S. 4.

***) Eine Anerkennung dieses Vorzugs spricht Leibnitz u. a. aus in der Stelle seiner Diss. de stylo philos. Mar. Nizolii, § XII (Opp. Omn., ed. Dutens, tom. IV p. 47), worin er den Nutzen einer Behandlung philos. Gegenstände in der Muttersprache und die Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache rühmt, welche in den Realien, also in dem Wiedergeben der Wirklichkeit, die vollkommenste und reichhaltigste sei, während die romanischen Sprachen sich mehr zur Darstellung künstlicher Begriffe eigneten. Dreißig Jahre später (1697), in den „Unvorgreifl. Gedanken betr. die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" („Deutsche Schriften", herausg. von G., 1. Bd. S. 441 ff.) erkennt er zwar noch immer diesen Vorzug der deutschen Sprache an, indem er, ohne Zweifel mit Bezug auf jenen früheren Ausspruch, sagt: „Ich habe es zu Zeiten unserer ansehnlichen Hauptsprache zum Lobe angezogen, daß sie nichts als rechtschaffene Dinge sage und ungegründete Grillen nicht einmal nenne", allein er fügt doch hinzu: „Es ist gleichwol andem, daß in der Denkkunst und in der Wesenlehre auch nicht wenig Gutes ent-

Noch im hohen Alter pflegte Leibnitz gern zu erzählen, „wie er, in einem Wäldchen bei Leipzig, das Rosenthal genannt, im Alter von fünfzehn Jahren einsam lustwandelnd, mit sich zu Rathe gegangen sei, ob er die substantiellen Formen der Scholastiker beibehalten oder sich der empirischen Methode der Neueren zuwenden solle".

Er entschied sich für das letztere, und so finden wir ihn zu der Zeit, wo er selbständig zu philosophiren anfängt, ziemlich materialistisch oder, wie man es damals nannte, naturalistisch gesinnt. Als die einzigen Eigenschaften der Körper betrachtet er Ausdehnung, Figur und Bewegung, als das einzige in der Natur geltende Gesetz den mechanischen Zusammenhang von Ursache und Wirkung und das Hervorgehen aller natürlichen Vorkommnisse aus bewußtlosen Kräften — Anziehung, Stoß, Wirbelbewegung u. a.*).

Zwar bekämpfte er schon damals die weitergehenden Folgerungen gewisser Naturalisten und suchte das Dasein Gottes, als des ersten Bewegers der, kein selbstbewegendes Princip in sich bergenden Körperwelt, so wie die Einfachheit und Unzerstörbarkeit der Seele, als eines dem Körper völlig ungleichartigen Wesens, zu beweisen**). Allein dies unterschied ihn noch weder von Descartes, welcher denselben Beweis unternommen, noch von Baco, welcher erklärt hatte: nur oberflächliches Speculiren führe von Gott ab, tiefer eindringendes führe zu ihm zurück.

Die Monadenlehre Leibnitzens.

Nicht lange jedoch, so erschien ihm der Grundgedanke selbst des Materialismus unhaltbar, der Gedanke nämlich, daß alles in der Natur lediglich aus mechanischen Bewegungen und Zusammensetzungen körperlicher Bestandtheile sich erklären lasse.

Die erste Veranlassung zu dieser Sinnesänderung des Philosophen war allerdings eine dem eigentlichen Gegenstande seiner Speculation

halten, als: wenn man daselbst handelt von Begrenzung, Eintheilung, von der Dinge Gleichheit und Unterschied, u. s. w., sonderlich von der großen Musterrolle aller Dinge unter gewissen Hauptstücken, so man Prädicamente nennt. Unter welchem allen viel Gutes ist, damit die deutsche Sprache allmälig anzureichern". (Dies ist seitdem zum Theil mehr als genug geschehen.)

*) Confessio naturae contra Atheistas, p. 5. Theoria motus concreti et abstracti. (Opp. Omn., t. II pars 2 pag. 3.) — Auch Chr. Wolf, in seiner Vorr. zu L.'s Methodus etc. (Opp. Omn., t. IV p. 160) sagt: L. habe in früherer Zeit als die Grundbestandtheile der Dinge materielle Atome angenommen, erst später lebendige Kräfte (die Monaden).

**) Conf. naturae etc.

anscheinend etwas fernliegende. Der Versuch, den er auf den Wunsch seines Gönners Boineburg unternahm, die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahle nach Grundsätzen der Naturwissenschaft zu erklären, führte ihn, wegen der anscheinenden Undenkbarkeit einer Wirkung rein körperlicher Substanzen in die Ferne, auf die Verwerfung der Atomenlehre und die Annahme eines unkörperlichen Princips in allen Dingen als der eigentlichen Substanz oder Wirkenskraft derselben*).

Indessen erfordert die Gerechtigkeit, zu sagen, daß, auch abgesehen von diesem bestimmten Zwecke, allgemeine Gründe von wirklich wissenschaftlichem Gewicht vorhanden waren, welche dem Philosophen wol den Anstoß zu einer tiefern Erfassung der Natur geben konnten, als die war, mit welcher sich bis dahin die materialistische Schule begnügt hatte. Die Ansichten dieser letztern schienen vorzugsweise jener Seite der Naturerkenntniß zu entsprechen, deren Höhepunkt auf so glänzende Weise durch die Entdeckungen eines Kepler, Galilei, später eines Newton bezeichnet ward, der Mechanik oder allgemeinen Körperlehre. Aber schon hatte die Naturforschung in einem neuen Anlauf die Grenzen dieser Betrachtungsweise nach allen Seiten hin überschritten und auch die höheren, dem Geistigen näherstehenden Ordnungen der Naturwesen in den Bereich ihrer Beobachtungen gezogen. Die Aufschlüsse, welche Anatomie und Physiologie über die Processe des organischen Lebens gaben, hatten zu deutlicheren Vorstellungen von dem Wesen des Lebendigen überhaupt in seinem specifischen Unterschiede von der blos mechanischen Körperwelt geführt. Durch die mikroskopischen Untersuchungen Leuwenhoek's u. a. über den Samen der Pflanzen und der Thiere war man zu der Erkenntniß gelangt, daß jene wie diese weder aus dem Nichts noch aus der bloßen Zusammenfügung rein mechanischer Elemente (der sogenannten generatio aequivoca), vielmehr aus Keimen hervorgehen, in denen ihre Eigenthümlichkeiten gleichsam vorgebildet verborgen liegen und aus denen sie nicht eigentlich entstehen, sondern nur sich entwickeln. Man hatte gelernt, die Natur als eine Stufenreihe von Wesen aufzufassen und ebenso die Verschiedenheiten dieser einzelnen Stufen unter einander, als die Uebergänge der einen in die andere zu beobachten. Swammerdam hatte nachgewiesen, daß einzelne Pflanzenarten in Bezug auf ihre Athmungswerkzeuge den Thieren nahe stehen.

---

*) **Remarques etc. (Opp. Omn., t. I p. 30).**

Die Thiere ihrerseits, welche noch Descartes als bloße Maschinen oder Automaten anzusehen geneigt war, erschienen von dem neuesten Standpunkte der Naturwissenschaft aus rücksichtlich ihres Seelenlebens als dem Menschen nicht unähnlich, ja beinahe verwandt.

Leibnitz glaubte diesen Fortschritten der empirischen Forschung gerecht zu werden durch Aufstellung eines neuen speculativen Princips, welches ebenso dem gegenwärtigen Standpunkte derselben entspräche, wie das der Cartesianischen Schule dem früheren hatte entsprechen wollen. Wie die Cartesianer von der Betrachtung der allgemeinsten Eigenschaften der Körper, der mechanischen Bewegung und der Ausdehnung, darauf gekommen waren, als die alleinigen Bestandtheile aller Dinge materielle Atome und als das allen Naturbildungen zu Grunde liegende Gesetz das Gesetz der mechanischen Bewegung anzusehen, so wurde Leibnitz durch die neueren Entdeckungen über das organische Leben in der Natur dahin geführt, als das Wesen der Dinge ein Lebendiges und als die alles bildende Kraft eine von innen heraus selbstthätig wirkende, der menschlichen Seele ähnliche, zu betrachten. So kam er auf sein System der Monaden — lebendiger Kräfte, welche, nach seiner Ansicht, überall in der Natur, im Größten wie im Kleinsten, in den niedersten wie in den höchsten Bildungen, im Stein und in der Pflanze so gut als im Thiere und im Menschen, vorhanden und wirksam sind. Als einfache Wesen können diese Monaden weder durch mechanische Zusammensetzungen noch durch chemische Verbindungen materieller Bestandtheile entstehen (wie man früher annahm, daß aus verwesenden Stoffen Pflanzen und Thiere entständen), sondern sie müssen gleich im Anfange der Schöpfung durch einen einzigen schöpferischen Act des göttlichen Willens hervorgebracht sein, und, was wir „Entstehen" nennen, ist nur Entwicklung schon vorhandener, vielleicht unsichtbarer Keime zu sichtbaren, vollständigen Bildungen. So entfaltet sich die Pflanze aus dem Keim, so entstehen Thiere und Menschen aus dem Samen oder den sogenannten Samenthierchen, so bildet sich der Körper durch Gruppirung einer Anzahl niedrer Monaden um eine höhere Monade als die Centralmonade oder Seele dieses Körpers, und so wechselt die Seele ihren Körper — nicht auf einmal, sondern allmälig, indem (wie z. B. im Ernährungsprocesse der Thiere und Pflanzen) einzelne jener niedern Monaden sich davon ablösen, neue dafür hinzutreten. Ebenso giebt es in der Natur kein eigentliches „Vergehen"; nicht blos die menschliche

Seele, sondern jede einfache Substanz, auch die Thierseele, auch der Pflanzenkeim, geht nicht verloren, wennschon die Bildung, zu der sie sich entwickelt hatte, wieder zerfällt; sie dauert fort, — mag sein unter Formen, die dem gewöhnlichen Auge unsichtbar sind —, um vielleicht zu andrer Zeit einer neuen Bildung als Lebensprincip zu dienen. So ist die ganze Natur unsterblich, und, was wir Tod, Vernichtung nennen, ist ebensogut nur ein Stoff- oder Formwechsel, wie das, was wir als Entstehen aus dem Nichts betrachten. Eine besondere Art von Unsterblichkeit hat indeß die menschliche Seele, denn sie gehört, vermöge ihrer Vernunft, zugleich einer höhern, moralischen Ordnung der Dinge an.

Von diesem Vorzug der menschlichen Seele abgesehen, unterscheiden sich die einzelnen Monaden von einander nur durch den Grad ihrer Thätigkeit. Gänzlich ohne innere Thätigkeit und folglich ohne Leben ist nichts in der Natur, auch das scheinbar Leblose nicht. Alles bewegt, gestaltet, entwickelt sich nach inneren Gesetzen, nicht nach bloßen äußeren Anstößen. Der Bildungstrieb der Pflanze und der Instinct des Thieres erzeugt ebensogut in denselben ein stetiges Streben nach Veränderung und weist diesem Streben zugleich seine feste Regel und sein Ziel an, wie im Menschen der Trieb des Handelns und die Vorstellung bestimmter Zwecke. Wie der innere Zustand unsrer Seele sich durch die Aufeinanderfolge von Vorstellungen fortwährend verändert, so gehen ähnliche Veränderungen auch in allen andern Wesen vor, nur ohne die Empfindung oder das Bewußtsein, welche bei uns diesen Wechsel zu begleiten pflegen. Genug, es giebt in der ganzen Natur keinen Punkt, wo nicht Leben, Trieb nach Thätigkeit und Entwicklung oder wenigstens der Ansatz und Keim zu beidem vorhanden wäre. „Die Natur ist voll von Leben", die Natur ist ein großer Organismus, von dem auch der kleinste Theil wieder ein selbständiges Leben hat und jeder Theil das Ganze in sich, wie in einem Mikrokosmos, abbildet, eine ununterbrochene Stufenreihe von Bildungen, in der es keine Lücke oder leere Stelle giebt. Ueberall, wohin wir sehen, ist Fortschritt, Entwicklung, Streben; jeder Zustand geht über in einen andern; „jede Gegenwart trägt in ihrem Schooße eine Zukunft"*).

---

*) Leibnitz hat diese Ansichten hauptsächlich in folgenden Schriften niedergelegt: Principia philosophiae s. theses in gratiam Princ. Eugenii etc. (Opp. Omn.,

Unstreitig enthält dieses System, als Naturanschauung im Allgemeinen betrachtet, einen bedeutenden Fortschritt über die Atomistik der Cartesianischen Schule hinaus. Die letztere, indem sie ein Resultat empirischer Forschung (nämlich, daß für unsre Wahrnehmung alle Dinge aus körperlichen Theilen bestehen und sich nach mechanischen Gesetzen bewegen) mit der Allgemeingültigkeit eines philosophischen Satzes bekleidete, hatte die ganze Natur, bis herauf an die Schwelle menschlichen Lebens, gleichsam entgeistigt und zur bloßen Maschine gemacht — Leibnitz dagegen versuchte, selber das Niedrigste zu vergeistigen und selber das Starrste zu beleben. Nach jener Anschauungsweise stand dem menschlichen Geiste die Körperwelt, den eigenen Körper des Menschen nicht ausgenommen, als ein seinem Wesen völlig Ungleichartiges, als ein Todtes, kalt und fremd gegenüber — nach dieser findet der Mensch überall in der Natur, im Wassertropfen und im Steine, wie in der Pflanze und im Thiere, Bezüge innerer Verwandtschaft wieder, und, wenn er auch vermöge des Vorzugs, den seine Vernunft ihm giebt, seine Gedanken aufwärts richtet zu Gott und zu jener Welt der Geister, deren Bürger er ist, so wird er doch nicht weniger sich mit allen seinen Vorstellungen und Empfindungen an diese gegenwärtige Welt, an das pulsirende Leben der Natur heften, aus welchem tausendfältige Kräfte und Triebe, ähnlich seinen eignen, ihm entgegenschwellen. Die trübe Ansicht, welche gewisse theologische Systeme nur zu lange festgehalten hatten und welchen die rein mechanische Auffassung der Natur von einer andern Seite her Nahrung zu geben schien, als ob die ganze Körperwelt nur ein geist- und lebloser Schemen sei, von welchem der Mensch entweder weit hinwegfliehen, oder dem er sich gefangen geben müsse, um in seiner Berührung selbst mit zu erstarren, diese trostlose Ansicht mußte schwinden vor den Einflüssen einer Betrachtungsweise, welche einer lebensvolleren Naturanschauung den Stempel philosophischer Weihe aufdrückte. Der sinnige Naturgenuß, die fromme, aber heitre Naturandacht und die dich-

t. II p. 20), Principes de la nature et de la grâce, fondés en raison (ib. p. 32), Considérations sur les principes de la vie et sur les natures plastiques (ib. p. 34), Lettre de Mr. L. à M. Arnaud, où il lui expose ses sentiments particuliers sur la Métaphysique et la Physique (ib. p. 45), Système nouveau de la nature et de la communication des Substances etc. (ib. p. 49). Besonders in dieser letzten Abhandlung (p. 50) erläutert L., wie er zu seinem System der Monaden gekommen sei und was er darunter verstehe.

terische Verherrlichung der Schöpfung in ihren geringsten wie in ihren erhabensten Erscheinungen fühlten sich dadurch gleichsam aufs neue berechtigt und wie von einem schweren Banne erlöst.

Weniger zweifellos war der Werth des Leibnitzischen Systems für die eigentliche Wissenschaft der Natur. Allerdings hat auch diese fast zu allen Zeiten, sobald ein gewisser Kreis empirischer Forschungen durchlaufen und ein Reichthum einzelner Beobachtungen eingesammelt war, das Bedürfniß empfunden, das zerstreute Material unter einheitliche Gesichtspunkte zusammenzufassen und ein Gesammtbild der Natur als eines Ganzen zu entwerfen. Hatte doch selbst der Vater der empirischen Methode, Baco, dieser unerbittliche Feind jeder überschweifenden und zwecklosen Speculation, sich mit der Aufsuchung von Analogien oder Verwandtschaften der Dinge und einer darauf gebauten einheitlichen Naturanschauung beschäftigt und dadurch möglicherweise dem deutschen Philosophen die erste Anregung zu seiner Monadenlehre gegeben *). Aber zu allen Zeiten haben auch die Urheber solcher Darstellungen der Welt als eines Ganzen, soweit sie der empirischen Methode huldigten, — bis herab zu dem neuesten und größten derselben, dem berühmten Verfasser des „Kosmos" — im Namen der Naturwissenschaft gegen die Mißdeutung protestirt, als könne eine solche Verallgemeinerung des Besondern auf die Geltung eines abgeschlossenen Systems oder gar einer Quelle selbständiger Erkenntniß außerhalb und jenseit der empirischen Erforschung des Einzelnen Anspruch machen **). Auch Baco hatte bei seinem Versuche der Analogien sich ausdrücklich gegen eine solche Mißdeutung verwahrt und für die eigentliche Erkenntniß der Natur immerfort das Gesetz der Induction, d. h. der Beobachtung des Einzelnen, Sinnlichen, Wahrnehmbaren, als das allein gültige festgehalten.

Leibnitz ahmte diese Mäßigung insofern nach, als er für seine Person die Anwendung seiner speculativen Principien bei Betrachtung der einzelnen Vorgänge in der Natur auf das allerbescheidenste Maß beschränkte. Er begnügte sich damit, das allgemeine Gesetz der Stufen-

*) Sogar der Ausdruck perceptio zur Bezeichnung der inneren Veränderungen der Dinge, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit den menschlichen Vorstellungen haben, kommt schon bei Baco fast ganz auf dieselbe Weise, wie bei Leibnitz, vor. Vgl. K. Fischer, „Baco von Verulam", S. 116 ff., 252.

**) Al. v. Humboldt, „Kosmos", 1. Theil, „Einleitende Betrachtungen", besonders S. 68.

folge in der Natur aufzustellen, aber er hütete sich wohl, die einzelnen Stufen kraft einer der Erfahrung vorauseilenden speculativen Anschauung bestimmen zu wollen. Er ahnte mit dem Blicke des Genies noch unbekannte Uebergänge und Zwischenstufen innerhalb der bekannten Arten der Dinge (und spätere Entdeckungen — z. B. die der Polypen — haben diese seine Ahnung glänzend bestätigt); aber wohlbedächtig hielt er sich von der Anmaßung fern, diesen Voraussagungen den Stempel apodiktischer Gewißheit aufzudrücken und sich so der Gefahr des Lächerlichen im Falle ihres Mißglückens auszusetzen. Er ließ, wie Baco, im Bereiche der eigentlichen Naturerkenntniß nur das Gesetz mechanischer Ursachen gelten*), wennschon er der Meinung war, daß gewisse Erscheinungen in der Natur sich dieser Erkenntniß entzögen und nur unter der Annahme weiser Vorausbestimmung durch einen höhern Verstand erklärt werden könnten**).

Allein er hatte doch im Grundsatze mit der empirischen Methode

---

*) Nicht blos in der Conf. nat. (Opp. Omn., t. I p. 6) erklärt L. sehr bestimmt: in reddendis corporalium phaenomenorum rationibus neque ad Deum neque aliam quamcunque rem, formam aut qualitatem incorporalem sine necessitate confugiendum esse, sondern auch in den viel späteren Schriften über seine Monadologie hält er diese Ansicht im wesentlichen unverändert fest. So heißt es in der Abhandlung de notione substantiae (Opp. Omn., t. II p. 20): Etsi enim gravitas et vis elastica mechanice explicari possint debeantque ex aetheris motu, ultima tamen ratio motus in materia est vis etc. — so in den Princ. phil. § 84 (ibid. p. 30): In hoc systemate corpora agunt, ac si (per impossibile) nullae darentur animae etc., — so in den Cons. sur les princ. de la vie (ibid. p. 41): Ce sont comme deux règnes, l'un des causes efficientes, l'autre des finales, dont chacun suffit à part dans le détail pour rendre raison de tout, comme si l'autre n'existait point. Die allerschlagendste Stelle findet sich aber in dem Système nouveau etc. (Opp. Omn., t. II p. 50): Comme l'âme ne doit pas être employée pour rendre raison du détail de l'économie du corps de l'animal, je jugeai de même qu'il ne fallait pas employer les formes substantielles (les monades) pour expliquer les problèmes particuliers de la nature, quoiqu'elles soient nécessaires pour établir de vrais principes généraux.

**) Princ. de la nature et de la grâce (Opp. Omn., t. II p. 36): Il est surprenant, que par la seule considération des causes efficientes ou de la matière on ne saurait rendre raison de ces lois du mouvement découvertes de notre temps et dont une partie a été découverte par moi-même. Car j'ai trouvé qu'il y faut recourir aux causes finales, et que ces causes ne dépendent point du principe de la nécessité, mais du principe de la convenance, c. à d. du choix de la sagesse.

gebrochen, indem er es nicht nur für möglich, sondern für nothwendig erklärte, das Innerste der Dinge mit einem einzigen Acte des Denkens zu erfassen, während die empirische Forschung sich bescheidet, langsam von außen nach innen vordringend und den Faden sinnlicher Wahrnehmungen immer festhaltend, blos die Aeußerungen der, unstreitig in den Dingen wirksamen Kräfte zu beobachten und zu berechnen, das Wesen dieser Kräfte selbst aber zwar zu ahnen, jedoch niemals vollständig zu erkennen. Er hatte den mühsamen, aber allein sichren Weg der Induction verlassen und einen scheinbar kürzeren und kühneren, aber trügerischen eingeschlagen — jenen Weg, welchen auf immer der menschlichen Vernunft zu verleiden, Baco die ganze Kraft seiner überzeugenden Beweise aufgeboten hatte. Er glaubte, indem er „zu den Alten", d. h. zu Aristoteles, zurückkehrte, zugleich „zu der Wahrheit zurückgekehrt zu sein"*), — und allerdings hatte er sich damit von der neueren Schule und ihrem Principe der Alleingültigkeit der Erfahrung wieder losgesagt, aber nur, um den deutschen Geist abermals zwischen die Speculation in bloßen Ideen und das Erkennen im Wege sinnlicher Wahrnehmung in eine bedenkliche Mitte hineinzustellen. Er ward, indem er die Lehren des Aristoteles und der Scholastiker mit denen der italienischen Schule, eines Giordano Bruno u. a., verschmolz und den schon fast überwundenen Dogmatismus in der Philosophie durch sein Ansehen und seinen Scharfsinn wieder zur Geltung brachte, der Vater der deutschen Naturphilosophie, jener ebenso glänzenden als bedenklichen Verirrung des deutschen Geistes zu Ende des vorigen Jahrhunderts, welche in dem Netze einiger allgemeinen Anschauungen den ganzen unendlichen Reichthum empirischer Naturbeobachtungen einzufangen und in der Form apodiktischer Orakelsprüche Ordnung und Zusammenhang aller Dinge, der schon entdeckten und der künftig noch zu entdeckenden, ein für alle male festzusetzen sich vermaß.

Leibnitz selbst büßte den Abfall von dem allgemeinen Fortschritte seiner Zeit und die versuchte Rückkehr auf einen Standpunkt, den die übereinstimmenden Forschungen der bedeutendsten Geister als unhaltbar erwiesen hatten, durch die wahrhaft danaidenartigen Anstrengungen, in denen er sich erschöpfte, um sein System der Monaden mit den feststehenden und auch von ihm nicht geleugneten Ansichten von der mate-

*) Opp. Omn., t. I p. 31, t. II p. 50.

rialistischen Natur der Körperwelt in Einklang zu bringen, und wol mögen wir seiner ebenso wissensdurstigen als scharfsinnigen Schülerin, der Königin Sophie Charlotte von Preußen, beipflichten, wenn sie klagt: „daß Leibnitz die Urgründe der Dinge ihr niemals recht habe erklären können"*). Vergebens suchen wir in den zahlreichen Darstellungen dieses Systems bei Leibnitz nach einer einzigen befriedigenden Erklärung darüber, wie schlechthin einfache, ausdehnungslose Substanzen oder Kräfte durch ihre Zusammensetzung ein Ausgedehntes, einen Körper bilden, ja durch welches Band sie überhaupt mit einander verknüpft werden können; vergebens streben wir, uns deutlich zu machen, wie der Philosoph sich das Verhältniß zwischen den verschiedenen Arten dieser Substanzen gedacht habe, da er das eine mal alle Monaden für lebendige Kräfte, also für das Gegentheil des Materiellen erklärt, ein andres mal von materiellen Seelen im Gegensatze zu der eigentlichen Seele, als dem belebenden Principe inmitten jener, wieder ein andres mal endlich von solchen spricht, die „in die Materie versenkt" seien, das eine mal die Vorstellungen des Menschen als blos innerliche Bewegungen der Seele — gleichsam eine Art von „geregelten Träumen" —, ein andres mal als ein Resultat der Wechselwirkung der Seele mit der Außenwelt darstellt**).

Leibnitz über das Verhältniß der Seele zum Körper, die menschliche Freiheit und die göttliche Vorsehung. Sein System der prästabilirten Harmonie u. seine Theodicee.

Diese letzte Frage — das Verhältniß der menschlichen Seele zu ihrem Körper und zur Außenwelt im allgemeinen — ward für Leibnitz der Gegenstand besonderer, tiefsinniger Forschungen. Aber gerade bei diesen Forschungen sah er seine so mühsam ausgesponnene Theorie der Monaden zum großen Theil gleichsam unter seinen eigenen Händen wieder zerrinnen; gerade im Verlaufe dieser Forschungen kehrte

*) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 258.

**) Princ. philos. § 65, 69, 70, 71. Princ. de la nature § 1, 4. Cons. sur les princ. de la vie (Opp. Omn., t. II p. 39). Syst. nouveau (ebenda, t. II p. 51, 54). Die Erklärer Leibnitzens haben zur Beseitigung dieser u. a. Widersprüche allerhand Auswege versucht. So z. B. nimmt Fischer an, L. habe sich in der Beibehaltung des Gegensatzes von Körper und Seele der gewöhnlichen Vorstellungsweise anbequemt, um sein System den Laien begreiflicher zu machen. Diese Annahme würde etwas Ueberzeugendes haben, wenn nur nicht L. in allen seinen monadologischen Schriften, auch den ausdrücklich für Gelehrte bestimmten (z. B. dem Briefe an Arnaud), dieselben Widersprüche sich zu Schulden kommen ließe.

er fast rückhaltlos zu dem alten Gegensatze zwischen der Seele als einem rein geistigen, und dem Körper als einem materiellen, den Gesetzen des Mechanismus gehorchenden Wesen zurück.

Sogar die geistvollste seiner Entdeckungen, durch welche er den Dualismus von Geist und Natur versöhnt und den sichern Uebergang aus dem einen dieser Gebiete in das andere gefunden zu haben glaubte — seine Theorie von den „dunkeln" oder „kleinsten" Vorstellungen — verwandelte sich ihm unter den Händen in eine Waffe gegen sein eignes System. Denn, wenn er das Seelenleben des Menschen, und insbesondre seine Willensthätigkeit, aus angeborenen Anlagen und Neigungen, unbewußten Eindrücken und instinctiven Empfindungen, aus den bedingenden Einflüssen äußerer Verhältnisse und den unausbleiblichen natürlichen Folgen früherer Handlungen des Individuums abzuleiten versucht*), so leistet er damit dem Naturalismus, den er bekämpfen wollte, mehr Vorschub, als er selbst wol ahnte, und seine „Neuen Versuche über das menschliche Erkenntnißvermögen", welche er Locke's materialistischen Ansichten von dem Ursprunge der menschlichen Gedanken und Willensacte entgegensetzte, sind zwar eine reiche Fundgrube schätzbarer Beobachtungen aus dem Bereiche des erfahrungsmäßigen Seelenlebens, aber nur eine sehr zweideutige Waffe zur Vertheidigung des an die Spitze derselben gestellten Dogmas der Unabhängigkeit des geistigen Wesens im Menschen von seiner leiblichen und natürlichen Existenz.

Der Gegensatz von Seele und Körper war eben damals Gegenstand eines lebhaften Streites unter den Philosophen geworden. Es war derselbe Streit, den wir in unsren Tagen unter dem Feldgeschrei: Kraft oder Stoff, Geist oder Materie sich haben erneuern sehen, darüber nämlich, wie Geistiges aus Körperlichem oder Körperliches aus Geistigem sich erklären lasse, wie die Seele auf den Körper und der Körper auf die Seele wirke.

Lange Zeit hatte man — mit einer Unbefangenheit, welcher nur die allgemeine Unwissenheit über die eigentliche Natur des Geistigen und des Körperlichen gleichkam — eine unmittelbare, so zu sagen physische Einwirkung (influxus physicus) der Seele auf den Körper, und

*) Nouveaux Essais sur l'Entendement humain, bes. S. 197 und 225, vgl. Tentamina Theodiceae, § 50, 65, 403 (Opp. Omn. t. I).

umgekehrt, angenommen. Es schien ganz einfach, daß, wenn der Mensch etwas will, z. B. sich fortbewegen, er kraft dieses seines Willens den Fuß hebe und vorwärtssetze, und ebenso einfach schien es, daß das gesprochene Wort, welches an das Ohr schlägt, von diesem an die Seele weitergegeben werde und hier eine Vorstellung des Gesprochenen erzeuge.

Eine genauere Untersuchung des eigentlichen Wesens sowol der Seele als des Körpers, insbesondere die erfahrungsmäßige Erkenntniß, daß Körperliches nur durch Körperliches bewegt und verändert werde, hatte diese Unbefangenheit zerstört und die hergebrachte Lehre von dem **influxus physicus** erschüttert. Wollte man nicht überhaupt den Glauben an die selbständige Existenz und Wirksamkeit einer geistigen Kraft im Menschen aufgeben und den Menschen für eine bloße Maschine erklären (eine Ansicht, von welcher damals selber die am weitesten vorgeschrittene Erfahrungsphilosophie, z. B. eines Baco, weit entfernt war), so mußte man auf einen andern Ausweg denken, um das Wechselverhältniß zwischen der geistigen Kraft im Menschen und seinem materiellen Theile, dem Körper, zu erklären.

Die Cartesianische Schule hatte sich diese Erklärung ziemlich leicht gemacht. Sie nahm an, daß in jedem Falle, wo der Geist auf den Körper oder der Körper auf den Geist zu wirken scheine, durch einen besondern Act göttlicher Dazwischenkunft diejenige Veränderung, welche in dem einen der beiden Factoren (nach den Gesetzen seiner Natur) vor sich gehe, gleichzeitig in dem andern (nach den Gesetzen der seinigen) eintrete, daß also z. B. in demselben Momente, wo der Wille des Menschen sich auf die Fortbewegung richte, auch der Fuß sich hebe, oder daß in demselben Momente, wo in dem Auge durch den einfallenden Lichtstrahl eine Veränderung vorgehe, auch im Geiste die Vorstellung des Leuchtenden hervortrete, ohne daß gleichwol zwischen dem Willen und dem Fuße, oder zwischen dem Auge und der Seele eine directe Verbindung und Wechselwirkung stattfinde.

Aber das hieß in jedem Augenblicke ein Wunder annehmen und die Berufung auf ein übernatürliches Eingreifen in den Gang der Natur — eine Berufung, die Leibnitz schon als ganz junger Philosoph nur in den äußersten und seltensten Fällen für statthaft erklärt hatte*)

---

*) Opp. Omn., t. I p. 6. Vgl. t. II p. 54.

— offenbar, zum Schaden der Vernunft wie des Glaubens, mißbrauchen. Leibnitz dachte daher auf ein anderes Auskunftsmittel, und er glaubte dieses in der folgenden Anschauungsweise zu finden. Gott, sagte er, hat sogleich bei der Schöpfung aller Wesen einestheils die Geister, anderntheils die Körper der Menschen sammt der ganzen Körperwelt so eingerichtet, daß, während jedes von beiden, der Geist wie der Körper, lediglich nach den inneren Gesetzen seiner Natur, selbständig, sich bewegt und verändert, gleichwol diese beiderseitigen Bewegungen und Veränderungen so genau zusammenstimmen, als ob die einen die Folge der anderen wären. Zur Verdeutlichung dieses eigenthümlichen Verhältnisses bediente sich Leibnitz gern des Bildes zweier Uhren, welche ein Künstler so genau geregelt habe, daß sie fortwährend ganz pünktlich, auf die Secunde, dieselbe Zeit anzeigten, ohne doch irgend in einer Verbindung mit einander zu stehen.

Dies ist die berühmte Lehre von der vorausbestimmten Harmonie (**harmonia praestabilita**)*) — neben der Monadenlehre das zweite große Grundprincip der Leibnitz'schen Philosophie, aber freilich, wie schon erwähnt, in gewisser Hinsicht das Gegentheil und die Wiederaufhebung jener ersteren. Denn, wenn die Monadenlehre den Gegensatz von Geistigem und Materiellem aufhob oder wenigstens aufheben wollte, so hatte die Lehre von der vorausbestimmten Harmonie nur unter Voraussetzung eines solchen Gegensatzes ihre rechte Bedeutung. Zwar wendete Leibnitz dasselbe Gesetz auch auf das Verhältniß der verschiedenen geistigen Kräfte oder Substanzen unter einander an, allein sein Hauptzweck bei dessen Aufstellung war doch kein anderer als der, die Möglichkeit einer Uebereinstimmung der mechanischen Naturordnung mit der Freiheit des menschlichen Geistes und dem Walten eines höheren, nach weisen Absichten handelnden Verstandes zu erklären.

Dieses Problem war in der That dasjenige, in welchem sich der ganze damalige Streit der materialistischen Philosophie mit der idealistischen und mit den Lehren der Kirche concentrirte. Jene erstere wollte überall nur dasselbe Gesetz mechanischer Bewegung und sinnlich wahrnehmbaren Zusammenhanges von Ursache und Wirkung gelten lassen, welches die Naturwissenschaft in ihrem Bereiche mit so glücklichem Erfolge gebraucht und in so unbeschränkter Ausdehnung zur Herrschaft

---

*) Princ. phil. § 81. Syst. nouv. (Opp. Omn., t. II p. 54) etc.

gebracht hatte, während doch nicht nur die Mysterien des Glaubens, sondern auch die Anforderungen der Moral an die Freiheit des Menschen sich der Anwendung eines solchen Gesetzes schlechterdings zu widersetzen schienen. Zwar gingen die bedeutendsten Materialisten jener Zeit keineswegs so weit, das selbständige Dasein eines Geistigen im Menschen, also die moralische Freiheit und die Unsterblichkeit der Seele, oder das Walten eines höchsten, allmächtigen Geistes über der Welt schlechthin zu leugnen — zu dieser Anmaßung ließ sich erst ein späterer Materialismus fortreißen —, wohl aber leugneten sie, daß über solche und ähnliche Gegenstände irgend etwas im Wege des Erkennens allgemeingültig festgestellt werden könne, und wollten daher — mit einer Mäßigung und Zurückhaltung, von welcher die Materialisten unsrer Tage lernen könnten — alles dieses lediglich dem Glauben jedes Einzelnen überlassen wissen.

Am schärfsten hatte Bayle in seinem berühmten Dictionnaire critique et historique, einem der gelesensten Bücher der damaligen Zeit, diese Fragen erörtert, und war dabei überall zu dem eben bezeichneten Resultate gelangt. Er hatte nachzuweisen versucht, daß weder die menschliche Freiheit, noch die Regierung der Welt nach Zwecken einer höheren Weisheit und das davon unzertrennliche Eingreifen Gottes in den Gang der Natur vor den nothwendigen Consequenzen der Erfahrungswissenschaft und des logischen Denkens Stich halte, und hatte daraus gefolgert, daß man nur die Wahl habe, in diesen Dingen entweder dem freien Gebrauche der Vernunft oder dem Glauben an die überlieferten Wahrheiten der Religion zu entsagen, entweder blindgläubig oder ungläubig zu sein.

Diese Ansichten Bayle's waren es, gegen welche Leibnitz alle Waffen seines Scharfsinns und alle Kraft seiner Beredsamkeit aufbot. Es schien ihm ebenso unerträglich und entwürdigend für die menschliche Vernunft, allem Forschen in Glaubenssachen zu entsagen und sich selbst gleichsam mit gebundenen Händen einer fremden Autorität auszuliefern, wie gefährlich für das bestehende Glaubenssystem, wenn dessen Bestand auf nichts anderem, als jener freiwilligen Entsagung der Vernunft, also auf einem blinden und unverstandenen Fürwahrannehmen der geoffenbarten Lehren beruhen sollte. Er glaubte vorauszusehen, daß eine solche Selbstverleugnung, wie sie Bayle verlangte, viel seltner sein werde, als das Gegentheil, die Auflehnung der Vernunft gegen

einen ihr blos von außen aufgedrungenen Glauben, und daß daher der, scheinbar so uneigennützige und billige Compromiß, den Bayle zwischen dem Glauben und der Vernunft stiften zu wollen vorgab, nur zum Nachtheil des Glaubens ausschlagen und früher oder später einem neuen, erbitterteren Kampfe der Vernunft gegen ihn Platz machen werde.

Leibnitz unternahm es daher, die Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft zu beweisen*). Er gab zu, daß manche der geoffenbarten Wahrheiten über die Vernunft gingen, nicht aber, daß sie gegen die Vernunft verstießen**). Er gab zu, daß gewisse Geheimnisse der Religion, wie die Dreieinigkeit, die unmittelbare Gegenwart Christi im Abendmahle, selbst die Schöpfung und die Gnadenwahl, nicht vollständig begriffen werden könnten, d. h. so, wie wir natürliche Erscheinungen, die wir mit unsern Sinnen wahrnehmen, begreifen; aber er behauptete, daß immerhin eine Erklärung dieser Mysterien insoweit stattfinden könne, als nöthig sei, um dieselben mit voller Ueberzeugung zu glauben***). Er räumte ein, daß es Gesetze des Denkens gebe, deren innere Nothwendigkeit so groß sei, daß nichts, was ihnen widerspreche, wahr sein könne (die Gesetze der Logik oder der Mathematik), aber er leugnete, daß dieselbe Unabänderlichkeit den Gesetzen der Natur, welche unsere Erfahrung uns kennen lehrt, zukomme, da diese Gesetze, wie sie von Gott gemacht seien, auch von ihm — aus höheren Gründen seiner Weisheit — aufgehoben oder abgeändert werden könnten†). Er ging sodann daran, die praktische Probe dieser allgemeinen Behauptungen zu machen und die wichtigsten Wahrheiten der Religion im Lichte der Vernunft oder der sog. natürlichen Theologie darzustellen. Er übernahm es, die Kluft zu überbrücken, welche eine tiefereindringende Kritik zwischen dem geistigen und dem leiblichen Theil des Menschen aufgerissen hatte, und die menschliche Freiheit gegen die Angriffe der Naturalisten zu retten, ohne den Fortschritten der Wissenschaft in Bezug auf die Erkenntniß der Gesetze der Körperwelt etwas zu vergeben. Er übernahm es, die theologischen Lehren von der Vorausbestimmung Gottes, von der Weltregierung und selbst von den Wundern mit jenen

*) De conformitate fidei cum ratione (als Einleitung zur Theodicee), Opp. Omn., t. I p. 60.

**) De conf. etc. § 23.

***) De conf. etc. § 5.

†) De conf. etc. § 2, 3. Remarques sur la perception réelle etc. § 17.

Ansichten von einer die ganze Natur beherrschenden mechanischen Nothwendigkeit in Einklang zu setzen, deren Berechtigung zu leugnen schon kaum mehr möglich schien. Er übernahm es endlich, die göttliche Weisheit und Güte gegen die Vorwürfe zu rechtfertigen, welche eine skeptische Philosophie aus dem Vorhandensein des physischen und moralischen Uebels in der Welt wider sie hergeleitet hatte. Dieses dreifache Problem ist es, welches Leibnitz in seiner Theodicee*), dem größten und berühmtesten seiner Werke, zu lösen versucht, und er bediente sich dazu jenes selben Princips der vorausbestimmten oder prästabilirten Harmonie, indem er dasselbe nur, entsprechend der erweiterten Aufgabe, auf welche es angewendet werden sollte, ausdehnte und verallgemeinerte. Nicht blos das Wechselverhältniß zwischen der menschlichen Seele und ihrem Körper, sondern alles, was im Reiche der Natur wie im Reiche des geistigen Lebens und der moralischen Freiheit vor sich geht, wird hier aus dem Gesetze der Harmonie abgeleitet. Die ganze Welt erscheint als ein großes Kunstwerk, als vom Schöpfer so weise eingerichtet, daß sie ohne dessen weiteres Zuthun, lediglich nach den sogleich bei der Schöpfung ihr eingepflanzten Gesetzen, in alle Ewigkeit fort sich bewegt und entwickelt, in jedem Augenblicke diejenige Ordnung darstellend, welche die göttliche Weisheit vom Anbeginn an vorausgesehen und gewollt hat**). Obschon daher alles nach natürlichen Gesetzen geschieht, so entspricht doch auch wieder alles den Absichten göttlicher Weisheit, weil diese Weisheit es ist, welche die natürlichen Gesetze festgestellt und die Auf-

*) Dieser Ausdruck, dem Griechischen entlehnt, bedeutet wörtlich: „Rechtfertigung Gottes". Der vollständige Titel lautet: Tentamina Theodiceae, de bonitate Dei, libertate hominis et origine mali. Das Werk zerfällt in drei Theile. Es war ursprünglich französisch geschrieben, wurde dann ins Lateinische übersetzt und so in die Opp. Omn. (herausgeg. von Dutens) aufgenommen, wo es tom. I p. 117—414 sich findet, später auch deutsch herausgegeben.

**) Bekanntlich hat Schiller diesen Gedanken in jenen oft citirten schönen Versen (im „Carlos", 3. Act, 10. Auftritt) ausgedrückt:

— Ihn,
Den Künstler, wird man nicht gewahr; bescheiden
Verhüllt Er sich in ewige Gesetze.
Die sieht der Freigeist, doch nicht Ihn. „Wozu
Ein Gott?" sagt er; „die Welt ist sich genug!"
Und keines Christen Andacht hat Ihn mehr,
Als dieses Freigeists Lästerung, gepriesen.

einanderfolge der Ereignisse von Ewigkeit her geordnet hat. Von einem wunderthätigen Eingreifen Gottes in den Gang der Natur — wie es selbst Newton für nothwendig gehalten hatte, um die abgelaufene Weltenuhr wieder in Gang zu bringen — wollte Leibnitz so wenig wissen, daß er es vielmehr für der Weisheit und Allmacht Gottes viel würdiger erklärte, anzunehmen, Gott habe gleich ursprünglich die Maschinerie der Welt so vollkommen eingerichtet, daß sie keiner Nachhülfe oder Ausbesserung bedürfe. Wenn aber doch einzelne Wunder im Laufe der Weltgeschichte nothwendig wurden (wie z. B. die Erlösung des Menschengeschlechts durch Jesum), so waren auch diese im Plane Gottes vorausgesehen, gehörten also in die vom Anfang an festgesetzte Ordnung der Begebenheiten und sind somit als Wunder (d. h. als außerhalb der Naturordnung geschehene Begebenheiten) kaum anzusehen. Die Freiheit des Menschen findet in dieser Weltanschauung ihre sichre Stelle, wo sie weder mit dem Mechanismus des natürlichen Geschehens, noch mit der Vorausbestimmung und Allwissenheit Gottes im Widerspruche steht. Denn sie ist ja nicht ein grund- und zweckloses Belieben, sondern die Abwägung verschiedener Bestimmungsgründe und das Ausschlaggeben für den stärksten darunter. Dieser Freiheit thut es keinen Abbruch, wenn auch nachgewiesen werden kann, daß jede Entschließung des Menschen durch eine Menge vorausgegangener Ereignisse (Erziehung, Lebensschicksale, Gewöhnung u. s. w.) bedingt und daher von Gott, welcher die ganze Reihe jener Ereignisse gerade so geordnet hatte, wie sie wirklich eingetreten ist, von Ewigkeit her voraus gekannt war. Denn immerhin war doch der bedingende Einfluß dieser vorausgegangenen Begebenheiten und ihrer in der Seele zurückgebliebenen Eindrücke (der instinctiven oder „dunkeln“ Vorstellungen, wie es Leibnitz ausdrückt) kein absolut zwingender, sondern nur ein bestimmender, ein solcher, dem sich der Mensch, wenn er nur recht gewollt, auch ganz wohl hätte entziehen können*). Sogar das Böse, dessen Vorhandensein in der Welt Manche als unverträglich mit der göttlichen Weisheit und Güte betrachten, soll in diesem Systeme allharmonischer Weltordnung seine Erklärung und Rechtfertigung finden. Abgesehen davon, daß Manches

*) Les petites perceptions (so nennt L. auch zuweilen jene dunklen Vorstellungen) font pencher la volonté, sans la nécessiter. (Nouveaux Essais sur l'Entendement humain, Opp. philos., ed. Erdmann, t. I p. 225.)

uns ein Uebel scheint, was es in Wahrheit nicht ist, daß oft ein Leid uns vor größerem Leid bewahrt oder unsre Empfänglichkeit für künftige Freuden erhöht, daß des Guten jedenfalls mehr im Leben ist, als des Schlimmen, wenngleich wir auf dieses mehr achten, als auf jenes, endlich daß, was für den Einzelnen ein Uebel sein mag, für das große Ganze nothwendig und heilsam ist, — abgesehen von allen diesen Gründen, konnte auch ein gewisses Maß von Unvollkommenheit, physischer und moralischer, in der Welt gar nicht fehlen. Denn vollkommen ist nur Einer, Gott: was außer Gott existirt, kann nur mehr oder minder unvollkommen sein. Gott entschloß sich, eine Welt zu schaffen, nicht so sehr zu seiner eignen Verherrlichung, als aus Liebe zu den Geschöpfen, besonders den vernunftbegabten, die er ins Leben rufen und, so weit nur möglich, glücklich machen wollte. Er schuf die gegenwärtige Welt, indem er aus einer unendlichen Zahl möglicher Welten die verhältnißmäßig vollkommenste auserwählte. Mehr zu thun, vermochte selbst die vollkommenste Weisheit, Güte und Allmacht nicht. Die Unvollkommenheit der Welt anklagen, heißt wünschen, daß es gar keine Welt gebe, denn eine vollkommnere, als die von Gott auserwählte, ist nicht denkbar; der göttlichen Weisheit einen Vorwurf daraus machen, daß sie die Versündigungen der Menschen und die daraus für sie fließenden Leiden zulasse, heißt das Unmögliche fordern, denn endliche Vernunftwesen sind nothwendig dem Fehlen ausgesetzt.

So glaubte Leibnitz alle Schwierigkeiten geebnet, alle Einwürfe entkräftet, alle Zweifel beschwichtigt, den Widerstreit zwischen Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie geschlichtet, den Anforderungen der vorgeschrittenen Wissenschaft Genüge gethan und doch den Bestand des Glaubens, selbst des strengen Kirchenglaubens, für alle Zeit gerettet und befestigt zu haben.

Unter seinen Zeitgenossen waren die Ansichten darüber, inwiefern ihm dies wirklich gelungen sei, sehr getheilt. Die einfacheren Geister, wie z. B. Bayle, konnten sich mit den überfein ausgesponnenen Beweisführungen und Erklärungen Leibnitzens nicht befreunden und waren geneigt, darin mehr das Resultat einer Verlegenheit des Philosophen, der um jeden Preis dem bestehenden kirchlichen Systeme habe gerecht werden wollen, als einer wirklichen inneren Ueberzeugung zu erblicken. Sie wollten nicht zugeben, daß Mysterien wie die biblischen Wunder blos über die Vernunft gingen, sondern blieben dabei, daß dieselben auch

gegen die Vernunft, d. h. gegen die von der Vernunft entdeckten und anerkannten Gesetze der Natur verstießen und daß sie daher zwar wol geglaubt, d. h. aus äußern, historischen Gründen, mit ausdrücklicher Verzichtleistung auf jedes speculative Grübeln darüber, für wahr gehalten und hingenommen, nimmermehr aber der speculirenden Vernunft selbst annehmbar gemacht werden könnten. Sie belächelten den von Leibnitz gemachten Unterschied zwischen einem wirklichen Begreifen der Mysterien und einem Erklären derselben zum Behufe ihres Fürwahrhaltens, als einen Nothbehelf, zu welchem den Philosophen sein Eifer des Vermittelns verführt habe, welcher aber keinen Unbefangenen befriedigen oder überzeugen könne, und fanden die Stiftung eines erkünstelten und im Grunde doch nicht ganz aufrichtigen Bündnisses zwischen dem Glauben und der Vernunft dem Interesse und der Würde beider viel weniger angemessen, als eine ehrliche Trennung, bei welcher jeder Theil seine Rechte wahre und die des andern respectire. Sie leugneten, daß die sog. prästabilirte Harmonie mehr sei, als die Erklärung eines Räthsels durch ein anderes, kaum weniger unerklärliches, und wollten nicht begreifen, wie von einer Freiheit des Menschen da die Rede sein könne, wo alle Voraussetzungen seiner sittlichen Entschließungen so genau geregelt wären, wie sie es sein müßten, wenn sie eine Stelle in der festen und unverrückbaren Ordnung göttlicher Vorausbestimmung einnehmen sollten, oder wie es sich mit dem hergebrachten Begriffe einer allgegenwärtigen göttlichen Weltregierung vertrage, wenn Gott bei der Schöpfung sich selbst an unabänderliche Gesetze gebunden und dadurch auf jedes Eingreifen in den Gang der Weltgeschicke für alle Zeit im Voraus verzichtet habe*).

Während Leibnitz so von den Vertretern der Vernunftlehre sich angefeindet sah, fand er ebensowenig für sein Vermittlungswerk bei der anderen Seite Dank oder Zustimmung. Die buchstabengläubigen Theologen bezeigten sich nichts weniger als zufrieden mit dem von Leibnitz unternommenen Experimente einer „natürlichen Theologie", d. h. einer Beglaubigung der geoffenbarten Wahrheiten durch die Hülfsmittel philosophischer Speculation. Sie erkannten mit richtigem Instincte, daß der Schutz, welchen die Philosophie der Theologie leiste, früher oder

*) Diese und ähnliche Einwürfe der Gegner L.'s, vor allen Bayle's, finden sich größtentheils in den eignen Schriften L.'s verzeichnet.

später in eine Herrschaft des Beschützers über seinen Schützling ausarten werde. Sie lasen aus allen, auch den künstlichsten Vermittlungen und Deutungen des Philosophen immer nur das Eine heraus, die Verneinung des unbedingten Glaubens, jenes Glaubens, der die Vernunft gefangen nimmt und das Unbegreifliche für wahr hält, eben weil es unbegreiflich ist, und sie waren sich der Folgen dieser Verneinung zu wohl bewußt, um nicht, ähnlich wie die Jesuiten von ihrem Orden, so von ihrem Kirchenglauben zu sagen: er müsse bleiben, wie er sei, oder aufhören, zu sein. Der Tübinger Prälat Pfaff erklärte: „Leibnitz habe, nur in feineren Wendungen, eigentlich doch genau dasselbe gesagt, was Bayle in derberen Ausdrücken" *). Auf den lutherischen Universitäten lehrte man die jungen Theologen das Leibnitzische System als ein den kirchlichen Lehren widersprechendes, ketzerisches verabscheuen **), und einer der getreuesten Anhänger Leibnitzens, Kortholt, fand sich zu einer förmlichen Rechtfertigung seines Lehrers gegen den Vorwurf veranlaßt, als ob derselbe durch seine Philosophie das Christenthum gefährdet habe ***). Erst eine neuere Rechtgläubigkeit hat Leibnitz würdig befunden, unter die Zahl der Apologeten oder Vertheidiger der Kirche aufgenommen zu werden †), ein Ruhm, den eine noch neuere ihm leicht abermals streitig machen dürfte.

Günstiger war die Aufnahme, welche die Ansichten Leibnitzens in den weiteren Kreisen der Gebildeten fanden. Neben mehrern französischen und zwei lateinischen Ausgaben der Theodicee erschienen von 1720 bis 1744 vier Auflagen einer deutschen Uebersetzung derselben, und eine fünfte ward von Gottsched 1763 veranstaltet. Die Ideen und Bilder der Theodicee — nach dem Ausspruche von Denkern ohnehin mehr poetisch als philosophisch ††) — boten den Dichtern einen reichen und willkommenen Stoff zu schwungvollen Schilderungen von der Schönheit und Ordnung der Schöpfung, der Macht und Weisheit Gottes, dem Entstehen des Bösen in der Welt und seinem Kampfe mit dem Guten.

*) Dissertatt. antibaylianae, bei Boeckh a. a. O.

**) Gottsched in seiner deutschen Ausgabe der L.'schen Theodicee (1763), S. 867.

***) Disputatio de philosophia Leibnitii, Christianae religioni haud perniciosa, in den Opp. Omn., t. I p. CCIX.

†) Tholuck, „Verm. Schriften", 1. Bd. S. 312.

††) „In der Metaphysik war L. Dichter", sagt Herder, s. „Adrastea", 3. Bd. S. 139.

A. von Haller, zugleich Naturforscher und Dichter, verfaßte ein Gedicht „Ueber den Ursprung des Uebels"*), Uz dichtete eine „Theodicee"**), Gottsched eine „Hamartigeneia" oder „Vom Ursprunge der Sünden", und außerdem noch eine „Vertheidigung der besten Welt"***).

Der Grundgedanke der Theodicee traf ein tiefempfundenes Bedürfniß der damaligen Zeit. Lange genug hatte die finstere Strenge theologischer Asceten sich darin gefallen, die Erde als ein Jammerthal und das Unglück, die Gebrechlichkeit und die Leiden der Menschen nur als die gerechte Strafe ihrer eignen Verschuldungen oder als die unvermeidliche Folge des von ihren Voreltern begangenen ersten Sündenfalles darzustellen. Religiöse Schwärmer hatten die Vorstellung von der Verdammniß alles Irdischen und dem nahen Hereinbrechen eines

---

*) 1734. Darin kommen die oft citirten Verse vor, welche den Leibnitzischen Gedanken von der besten Welt poetisch ausdrücken (2. Buch, V. 5—8):

„Verschiedner Welten Riß lag vor Gott ausgebreitet,
Und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet,
Allein die Weisheit ging auf die Vollkommenheit,
Der Welten trefflichste erhielt die Wirklichkeit."

**) Die Ansichten L.'s vom moralischen Uebel drückt Uz so aus (Strophe 4):

„Soll Welten alles Böse fehlen,
So müßte nie den Staub der Gottheit Hauch beseelen;
Denn alles Böse quillt blos aus des Menschen Brust.
So muß der Mensch nicht sein. Welch größerer Verlust!" u. s. w.

***) In dem letztgenannten Gedicht wird der Moment geschildert, wo Gott den Entschluß zur Schöpfung faßt:

„Gott war, eh' Etwas war, vollkommen, groß, beglückt,
Allmächtig, weis' und gut, nur von sich selbst erblickt.
Zu eigner Seligkeit bedurft' er keiner Wesen;
Sein Trieb zum Wohlthun blos hat eine Welt erlesen.
Sein ewiger Verstand stellt' ihm dies alles dar,
Was in der Dinge Reih' nur irgend möglich war;

Es schien ihm jede Welt begierig zuzurufen:
„Erschaffe mich, o Herr! Erschaffe mich allein!"
„„Was ich erwählen soll, das muß das Schönste sein!""
War hier des Höchsten Wort. Das allerbeste Wesen,
An Größe, Trefflichkeit und Ordnung auserlesen,
An Dauer unumschränkt, an Schönheit ohne Zahl,
Dies sucht' und fand sein Blick.

furchtbaren Weltgerichts, womit der strafende Zorn Gottes die in Sünden untergegangene Welt heimsuchen werde, mit schauerlicher Lust ausgemalt, und äußere Ereignisse, wie die blutigen Greuel der Bürgerkriege, welche nacheinander die Niederlande, Frankreich, England, Deutschland verwüsteten, sammt den in ihrem Gefolge erschienenen gräßlichen Plagen, gaben in den Augen Vieler diesen düsteren Prophezeihungen Recht.

Allein der wiedererwachende frischere Lebens- und Thatentrieb der Völker konnte den Druck einer so entmuthigenden Vorstellungsweise nicht lange ertragen. Eine mehr heitere Auffassung des Lebens schlug in den Gemüthern der Menschen wieder Wurzeln, und die Philosophie säumte nicht, sich zur Dolmetscherin derselben zu machen. Descartes erklärte: die natürliche Beobachtung lehre uns, daß es auch in diesem Leben mehr des Guten, als des Bösen, gebe*). Shaftesbury entwarf ein System der Lebensphilosophie, welches die Erforschung und Bewunderung der Schönheit und Harmonie in allen Theilen der göttlichen Schöpfung, in der Natur wie im Menschenleben, zu einem Gebote ebensowol der Vernunft als des sittlich-religiösen Gefühles erhob**). Sogar einer der höchsten Würdenträger der englischen Hochkirche, der Erzbischof King, füllte einen ziemlichen Theil seiner Schrift „Vom Ursprunge des Bösen" mit Beispielen an, durch welche er zu beweisen suchte, daß schon auf der Erde das Gute vor dem Bösen, die Freude vor dem Schmerz das Uebergewicht habe***).

Leibnitz folgte den Spuren dieser Vorgänger, freilich auch hier wieder nur mit halber Entschlossenheit. Seine Betrachtungen über das Vorherrschen des Guten vor dem Uebel verweilen nur flüchtig und fast zaghaft bei den Erscheinungen des gegenwärtigen Lebens und erheben sich immer so rasch als möglich über dasselbe hinaus in das Gebiet des Jenseits†). Seine Beweisführungen für „die beste Welt" sind weit mehr metaphysische und theologische, als aus der Beobachtung der Wirklichkeit geschöpfte. Sein Optimismus ist weit weniger, als der des englischen Philosophen, das Resultat einer Lebensansicht, welche

*) S. bei Leibnitz: Tent. Theod., § 451.

**) Hettner, „Geschichte der englischen Literatur", S. 188.

***) S. L.'s Bemerkungen über diese Schrift: Opp. Omn., tom. I p. 430.

†) Unter den 417 §§ der Theodicee handeln nur 18, nämlich 13—15, 244—46 und 250—61, von dem Verhältniß des Guten zum Bösen innerhalb des irdischen Lebens.

sich in der bewundernden Anschauung, dem feinsinnigen Genusse ode der thatkräftigen Gestaltung der Erscheinungen dieses irdischen Daseins befriedigt fühlt, vielmehr eine Art von Resignation, welche den Gang der weltlichen Dinge weder als zufriedenstellend in der Gegenwart, noch als Besserung verheißend in der Zukunft betrachtet, und nur darin Beruhigung findet, „daß im großen Ganzen doch Alles sich zum Besten kehren müsse“ *).

Wenn man es nach dem damaligen Stande der öffentlichen wie der geistigen Zustände Deutschlands **) begreiflich finden kann, daß die Weltanschauung der Deutschen mehr einen elegisch resignirten, als einen zuversichtlich frohen und thatenlustigen Charakter annahm und sich lieber mit den Hoffnungen eines jenseitigen Lebens oder den Freuden einer idealen Gefühlserhebung, als mit den Zuständen der Gegenwart beschäftigte ***), so muß doch gerade bei Leibnitz eine solche Resignation auffallen, die mit seinem unermüdlichen und oft ungeduldigen Drange des Reformirens im Leben und fürs Leben so sonderbar contrastirt. Aber sei es nun, daß die eigenthümliche Doppelnatur dieses merkwürdigen Geistes, die zwischen Idealismus und Realismus immerfort hin und her schwankte, sein Wesen hier gleichsam in zwei völlig entgegengesetzte Seiten auseinanderriß und der ganz aufs Realistische gerichteten Thätigkeit des Staats- und Geschäftsmannes die sich ganz idealistisch abschließende Weltanschauung des Philosophen gegenüberstellte, sei es, daß das Mißlingen eben jener realistischen Anläufe in der Praxis ihn am Ende seines Lebens dieser idealistischen und resignirenden Anschauungsweise in die Arme trieb, gewiß ist so viel, daß zwischen dem Denken und dem Thun Leibnitzens in diesem Punkte ein

*) Fischer a. a. O. S. 9.

**) S. oben die Schilderung des 30jährigen Kriegs und seiner Folgen.

***) Fischer (a. a. O. S. 465 ff.) findet den Grund des Leibnitzischen Optimismus und des Anklanges, den derselbe bei seinen Zeitgenossen gefunden, darin, daß jene Zeit eine „hoffnungsreiche, fruchtbare“ gewesen sei. Dies gilt nur gerade von Deutschland am wenigsten. Auch deutet, wie oben angegeben, nichts in der Theodicee L.'s darauf hin, daß die Befriedigung mit den ihn umgebenden Zuständen oder die Hoffnung auf eine große und glückliche Zukunft seiner Nation und der Menschheit im allgemeinen die Stimmung gewesen sei, aus der seine Th. erwuchs — weit eher das Gegentheil. (Vgl. meine Abhandlung „Ein Beitrag zur culturgeschichtl. Betrachtung der Leibnitzischen Philosophie“ in der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte“, 1856 Aprilheft.)

schroffer und schwerlich jemals ganz auszugleichender Widerspruch hervortritt. Leibnitz legt in seiner Theodicee der Welt — und zwar nicht erst einer künftigen Gestaltung derselben, sondern der Welt, wie sie ist, wie sie vom Anbeginn an aus Gottes weisem Rathschlusse hervorging — Vollkommenheit bei, zwar keine absolute, aber doch die verhältnißmäßig größte, von keiner andern zu übertreffende und im Ganzen sich stets gleichbleibende*). Und doch mußte, so sollte man meinen, sein reformatorisches Genie, das allerwärts auf Verbesserungen drang, ihn weit eher zu der Theorie einer steten Vervollkommnung der irdischen Dinge und insbesondere der Menschheit, also zu jener Ansicht führen, welche in einer etwas späteren Zeit das Losungswort der deutschen Philosophie wurde. Er predigt als Philosoph unbedingte „Zufriedenheit", nicht blos mit den allgemeinen Anordnungen der göttlichen Vorsehung, sondern auch mit den besondern politischen und socialen Zuständen, in denen ein jeder sich auf Erden befindet**). Und doch war er selbst im Leben — zwar nichts weniger als was man einen „Unzufriedenen" oder einen „unruhigen Kopf" nennt, — aber ein eifriger und entschlossener Freund politischer und socialer Reformen, zum Theil der tiefgreifendsten Art. Er spricht von den bestehenden Ungleichheiten in der menschlichen Gesellschaft, den Gegensätzen von Arm und Reich, von Herr und Knecht (Leibeigner), wie von Zuständen, die ebenso wohl-

---

*) Lessing in s. Abh. „Leibnitz von den ewigen Strafen" (Lessing's Werke, herausgeg. von Lachmann, 9. Bd. S. 146 ff.) sagt: Leibnitz habe geschwankt, ob er die Vollkommenheit der Welt als eine immer gleichbleibende, oder als eine wachsende betrachten solle. Die Stelle, worauf er sich bezieht, findet sich in einem Briefe L.'s an Bourguet (Opp. Omn., t. II p. 332). L. spricht dort zunächst nur von der Natur und, wie es scheint, im rein physikalischen Sinne. Man könne, sagt er, sich die Natur entweder als im Ganzen immer gleich vollkommen und nur im Einzelnen wechselnd denken, oder aber als fortwährend an Vollkommenheit wachsend. Im erstern Falle sei es wahrscheinlicher, daß sie keinen Anfang gehabt habe; im andern („wenn man nämlich voraussetze, daß es nicht möglich sei, derselben alle Vollkommenheit auf einmal zu geben") sei sowol eine Vervollkommnung der Welt von Ewigkeit her, von Stufe zu Stufe, denkbar, als auch von einem bestimmten Anfangspunkte aus. Die Stelle ist dunkel wegen der eigenthümlichen Anwendung, welche L. dabei von geometrischen Formen auf metaphysische Begriffe macht. Uebrigens bekennt er schließlich ganz offen: „er wisse bis jetzt noch kein Mittel, um zu beweisen, welches von beiden nach den Gesetzen der reinen Vernunft das Richtigere sei".

**) Tent. Theod., pars I § 15.

geordnet und unabänderlich seien, wie die verschiedene Länge der Pfeifen in einer Orgel, der Unterschied eines Pfaues von einer Ameise oder das Naturgesetz, wonach der Fels nicht gleich dem Baume Blätter und Blüthen aus sich erzeuge*). Und doch machte er Vorschläge über Vorschläge zur Verbesserung des Looses der Armen, suchte also jenen Unterschied, den er seiner Theorie nach wie eine unabänderliche Naturnothwendigkeit betrachten mußte, wenn nicht gänzlich aufzuheben, doch zu verringern und zu mildern, also (um zu seinem Gleichniß zurückzukehren) zwar nicht die Ameise zum Pfau, aber doch zu etwas andrem zu machen, als was sie von Natur ist.

Irren wir nicht, so begegnete dem Philosophen mit seiner Theodicee ganz etwas Aehnliches, wie früher mit seiner Monadologie. Hier wie dort war sein Grundgedanke ein richtiger und fruchtbarer, aber er gab ihm eine falsche Anwendung und verkehrte ihn dadurch in sein Gegentheil. Es war ein großer und folgereicher Fortschritt auf der Bahn zur Begründung richtigerer und naturgemäßerer Ansichten von dem Menschen im Einzelnen und von der Menschheit im Ganzen, daß Leibnitz die sittliche Erziehung des Menschen von einer Reihe bedingender Voraussetzungen (angeborner oder angewöhnter Neigungen, frühester Eindrücke, Umgebungen u. s. w.) abhängig erklärte, in deren strengnothwendiger Verknüpfung nach seiner Meinung mehr göttliche Weisheit und Güte sich offenbart, als in dem mysteriösen Acte einer durch nichts vermittelten Gnadenwahl, die — so wollte es die bestehende Orthodoxie — den Menschen ohne sein und andrer Zuthun heiligen oder verdammen sollte, daß er ferner den gleichen Gedanken einer nach weise geordneten Naturgesetzen vor sich gehenden Entwicklung auch auf die Menschheit im Großen und auf das ganze All der Dinge übertrug. Die befruchtenden Keime dieser Ideen lassen sich in den anthropologischen und moralischen wie in den geschichtsphilosophischen Ansichten dieser und der nächsten Zeit unschwer wiedererkennen**).

Allein Leibnitz glaubte noch einen Schritt weiter gehen zu müssen. Indem er sich gleichsam zum Mitwisser und Dolmetscher des göttlichen Weltplanes erklärte, sprach er über diesen mit einer Unbedingtheit, welche

*) Tent. Theod., pars III § 246.

**) Ohne der späteren Darstellung vorzugreifen, sei hier nur im Voraus an Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts", Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und ähnliches erinnert.

verführerisch für seine Nachfolger auf dem gleichen Wege, gefährlich für die Unbefangenheit der Geschichtswissenschaft ward. Wie durch seine Monadologie der Vorläufer der Naturphilosophie, so ward er durch seine Theodicee in gewissem Sinne der Vorläufer der sog. Philosophie der Geschichte. Wenn Leibnitz selbst sich noch damit begnügte, nur ganz im Allgemeinen die Vollkommenheit der Welt aus der Idee der göttlichen Weisheit abzuleiten, ohne sich zu vermessen, den Gang der Weltregierung und ihre Absichten im Einzelnen zu kennen und erklären zu wollen, so sehen wir Spätere, bei weniger Bescheidenheit und einem größeren Reichthum bereitliegenden geschichtlichen Materials, der Versuchung unterliegen, die Nothwendigkeit eines ganz bestimmten Verlaufs der Weltgeschichte, und zwar nicht blos der schon vergangenen, sondern auch der erst zukünftigen, mit derselben Unbedingtheit, wie Leibnitz seinen Satz von der besten Welt, zu demonstriren und zu construiren. Und wenn Leibnitz sich ausdrücklich dagegen verwahrte, daß man nicht etwa aus seiner Behauptung, daß alles in der Welt nach einer vorausbestimmten Ordnung erfolge, den Schluß ziehen möge: es sei gleichgültig, wie der Einzelne handle, und das Beste sei, willen- und thatlos der über allem waltenden Vorsehung sein und des Ganzen Schicksal anheimzugeben, so sehen wir den Leibnitzischen Satz: daß alles, was geschehe, aufs Beste geschehe, von einem andern Systeme der Geschichtsphilosophie zum Losungsworte einer bedenklichen Theorie der Stabilität und des Indifferentismus, namentlich im Politischen, gemißbraucht.

Man kann sich schwer des Gedankens entschlagen, daß schon Leibnitz, vielleicht unbewußt, unter den Einflüssen einer ähnlichen politischen Ansicht seine Theodicee geschrieben habe, wenngleich in ihr selbst davon, wie überhaupt von der Berührung bestimmter politischer oder socialer Zustände, kaum einzelne schwache Spuren vorkommen. Die Idee, daß alles Bestehende so vollkommen als nur möglich, also einer Aenderung weder fähig noch bedürftig sei, lag einem Zeitalter nahe, wo die höhern Stände bei der Fortdauer der gegebenen Verhältnisse wesentlich interessirt, die untern viel zu sehr an Unterwürfigkeit gewöhnt und größtentheils zu ungebildet waren, um an eine solche Aenderung auch nur zu denken, die Einzigen aber, welche daran hätten denken können, die Gelehrten, sich beinahe gänzlich von dem praktischen Leben abgewendet und in die erhabenen Regionen beschaulichen Wissens zurückgezogen hatten.

Auch Leibnitz verfiel in seiner Theodicee diesem letztern Schicksal. Während er sonst immer seinen Blick nacheiferungsvoll auf jene Nationen gerichtet hält, welche, von Reform zu Reform, von Entdeckung zu Entdeckung fortschreitend, die Natur sich dienstbar zu machen und ihre öffentlichen Zustände zu verbessern unermüdlich beflissen waren, erscheint er hier ganz als der beschauliche deutsche Gelehrte, der alles Bestehende vortrefflich findet und sein höchstes Ziel wie seinen größten Stolz nur darein setzt, alles zu wissen und die Gedanken des Schöpfers selbst von Ewigkeit her auf das Vollständigste zu kennen.

Sechster Abschnitt.

Die kirchlichen Verhältnisse und das religiöse Leben des Volkes. — Die katholische Kirche in ihrer Stellung zu der protestantischen: Proselytenmacherei; Unionsversuche. — Die protestantische Kirche seit dem Abschluß der Concordienformel. Schroffer Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformirten. Bewegungen innerhalb des Lutherthums: Mystiker. G. Calixt. Spener und der Pietismus.

Während Leibnitz Reformen der umfassendsten Art vom nationalen sowol als vom kosmopolitischen Standpunkte, wenn nicht durchführte, doch anstrebte, während er alles aufbot, um Deutschland auf die Bahn des Wettlaufs mit den ihm vorausgeeilten Nachbarländern hinzudrängen und die von letzteren ausgegangenen neuen Ideen dem deutschen Genius einzuimpfen und anzupassen, entwickelte sich auf einem einzelnen Gebiete des geistigen Lebens der Deutschen, dem kirchlichen, eine Bewegung, zwar bescheidener in ihrem Umfange und beschränkter in ihrem Ziele, allein für die Bildung und Gesittung des Volkes, namentlich der Mittelklassen, von größerer unmittelbarer Wirksamkeit, als alle die vielseitigen und weitausgreifenden, nur leider selten erfolgreichen Bestrebungen des berühmten Philosophen. Wir meinen den Kampf des Pietismus gegen die Orthodoxie.

Rückblick auf die Gestaltung des kirchlichen Lebens überhaupt im 17. Jahrhundert. Die katholische Kirche und ihr Verhältniß zu der protestantischen.

Es geschieht nicht aus parteiischer Einseitigkeit oder Voreingenommenheit, wenn wir in den nachfolgenden Schilderungen des kirchlichen Lebens jener Zeit uns vorzugsweise und fast ausschließlich mit der Entwicklung des Protestantismus beschäftigen. Der Katholicismus im Allgemeinen steht einer solchen Entwicklung ferner, denn sein Wesen und

seine Macht beruht nicht in der Fortbildung, sondern in der Unwandelbarkeit, nicht in der Mannigfaltigkeit eines vielgestaltigen und bewegten religiösen Lebens, sondern in der Einheit feststehender, gleichförmiger kirchlicher Satzungen, Einrichtungen und Formen.

Der Katholicismus in Deutschland, verglichen mit dem französischen.

Die katholische Kirche Deutschlands im 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts hielt an dieser Unwandelbarkeit und Gleichförmigkeit besonders streng fest und bildete darin einen auffallenden Gegensatz zu der katholischen Kirche Frankreichs, welche gerade in derselben Zeit von mancherlei Kämpfen bewegt und nach mehr als einer Seite hin in die allgemeine Strömung des Culturfortschrittes hineingezogen ward. Die katholische Kirche Deutschlands durfte nicht daran denken, gleich der französischen sich in Streitigkeiten mit dem heiligen Stuhle über das Maß ihrer nationalen Selbständigkeit einzulassen, denn sie bedurfte der ganzen Unterstützung Roms und seines Einflusses bei ihren Kämpfen mit dem mächtigen protestantischen Gegner im eignen Lande. Die gleiche Rücksicht der Selbsterhaltung hielt jede Parteispaltung in ihrem Innern nieder, und so kam es, daß weder die Neuerungen der Jansenisten, noch die der Molinisten, welche beide in der französischen Kirche so große Aufregung veranlaßten, in Deutschland einen Boden fanden. Ebensowenig aber besaß der strenggläubige Katholicismus in Deutschland Vorfechter, die sich an Scharfsinn und Beredsamkeit mit denen des französischen hätten messen können. Gegen die geistvolle Polemik eines Bossuet stachen die plumpen Streitschriften sonderbar ab, mit denen katholische Gelehrte in Deutschland ihre protestantischen Gegner, wie diese sie, bekämpften*), und selbst die wenigen, die einen etwas höheren Ton anschlugen, verriethen doch kaum eine Spur von der Feinheit dialektischer Ausführungen, wodurch der

*) Ton und Geist dieser Streitschriften lassen sich schon aus ihren Titeln abnehmen, von denen wir hier nur einige anführen wollen. 1628 und 1629 erschienen folgende Streitschriften: von Seiten der Protestanten: „Nothwendige Vertheidigung des Augapfels der evangel. Kurfürsten und Stände, nämlich der reinen Augsburgischen Confession", von Seiten der Katholiken: „Brille auf den Augapfel"; — Pr.: „Evang. Brillenputzer"; Kath.: „Ausputzer des evang. Br."; wiederum Kath.: „Wer hat das Kalb ins Auge geschlagen?"; Pr.: „Der Dillinger Kälberarzt" u. s. w. — Aus dem Anfange des 18. Jahrh. wird eine katholische Streitschrift angeführt unter dem Titel: „Friß, Vogel, oder stirb!" (Planck, „Geschichte der protestant. Theol.", S. 346.)

berühmte französische Gelehrte glänzte. Die derbe und volksthümliche Kanzelberedsamkeit eines Abraham a Sancta Clara, wie sehr sie auch in ihrer Weise wirksam und am Platze sein mochte, um die Sittenverderbniß und die Thorheiten der großen katholischen Hauptstadt Deutschlands zu züchtigen, hatte doch nichts von dem erhabenen Schwunge religiöser Begeisterung, womit ein Fénélon seine Zuhörer für die Wahrheiten des Katholicismus zu erwärmen verstand. Ein Mann wie Spee, welcher sich ebenso durch milde und freie Auffassung der Lehren seiner Kirche wie durch edlen geistlichen Muth in der Bekämpfung einer grausamen und unwissenden Strafrechtspflege auszeichnete*), stand als vereinzelte Ausnahme unter seinen Glaubensgenossen da, und wenn die katholischen Lehranstalten Deutschlands rücksichtlich der Methode des Unterrichts und der Aufsicht auf die Sitten ihrer Zöglinge den protestantischen nicht nachstanden, eher überlegen waren**), so theilten sie doch mit ihnen die traurigen Wirkungen der allgemeinen Rohheit und Verwilderung, welche der lange Kriegszustand über Deutschland gebracht hatte.

Günstige Stellung der katholischen Kirche in Deutschland gegenüber der protestantischen.

Nichtsdestoweniger hatte die katholische Kirche in Deutschland mancherlei Vortheile vor der protestantischen voraus. Während die letztere mit den protestantischen Kirchen außerhalb Deutschlands wenig oder keinen Verkehr unterhielt und sogar innerhalb ihrer selbst immer mehr in einzelne, von einander abgesonderte Landeskirchen zerfiel, deren Gemeinsamkeit nur dürftig in rechtlicher Beziehung durch das Corpus Evangelicorum auf dem Reichstage, in kirchlicher und wissenschaftlicher durch die Gleichheit der Symbole und durch das geistige Band der theologischen Facultäten vermittelt ward, stand der Katholicismus nicht blos in Deutschland als eine festverbundene Einheit da, sondern fand auch — vermöge des großartigen Organismus der römischen Kirche, der vor Kurzem ein neues, wichtiges Organ in dem rasch aufgeblühten Jesuitenorden gewonnen hatte — in allen dem päpstlichen Stuhle untergebenen Ländern einen immer bereiten Schutz und Rückhalt. Spanische, italienische,

*) Leibnitz hat diesem Manne ein verdientes Denkmal gesetzt in seiner Theodicee, 1. Th. § 96 und 97, wo er sowol dessen Buch: De virtutibus Christianis, als seine Schrift gegen die Hexenprocesse rühmend erwähnt. Vgl. auch Henke, „Calixt", 2. Bd. S. 14.

**) Henke, a. a. O. 2. Bd. S. 15.

französische Jesuiten und andere Ordensbrüder kamen nach Deutschland und drängten sich hier an die Höfe, in die Kreise der vornehmen Gesellschaft, an Gelehrte und Staatsmänner, um Proselyten zu machen, und, was ihnen nicht gelang, das vollendeten ihre Collegen in Paris, Rom oder Venedig, indem sie deutsche Reisende von Rang und Namen in den Bereich ihres Einflusses zogen und ihre Bekehrungskünste an ihnen erprobten. Wissenschaftliche Streitigkeiten oder diplomatische Unterhandlungen, bei denen die Vertreter des Katholicismus in Deutschland sich ihren protestantischen Gegnern nicht gewachsen fühlten, wurden von ihren gelehrteren oder gewandteren Glaubensgenossen im Auslande aufgenommen und zu Ende geführt. In den Unionsverhandlungen, die damals zwischen den Katholiken und Protestanten gepflogen wurden, glänzten auf katholischer Seite vorzugsweise ausländische Namen, die Namen eines Spinola, Bossuet, Huet, Pelisson.

Die allgemeinen Zustände Deutschlands in dieser Zeit und die Stimmungen, welche sie erzeugten, waren dem Katholicismus überwiegend günstig. Der protestantische Religionstheil war gespalten in Lutheraner und Reformirte, und diese beiden Confessionen zeigten sich durch die gemeinsam bestandene Noth und Gefahr so wenig von ihrer alten Feindschaft geheilt oder einer Versöhnung geneigter gemacht, daß sie am Ende des dreißigjährigen Krieges einander beinahe schroffer gegenüberstanden, als vorher*). Im Schooße der lutherischen Kirche selbst walteten Zwistigkeiten, gegenseitige Anfeindungen, Verkleinerungen und Verfolgungen aller Art. Die Wortführer des Katholicismus hatten daher gute Gelegenheit, dieser Zerrissenheit des Protestantismus die

*) Wir kommen auf diesen Zwiespalt der Lutheraner und der Reformirten weiter unten zurück, glauben aber schon hier wenigstens ein Beispiel des fanatischen Glaubenshasses und der Unduldsamkeit beider gegen einander (und vorzugsweise der Lutheraner gegen die Reformirten) anführen zu müssen, weil dasselbe gerade auch ihr beiderseitiges Verhältniß zu den Katholiken mit betrifft. Als sich katholische, lutherische und reformirte Theologen zu dem Religionsgespräch zu Thorn zusammengefunden (1645), durch welches eine Aussöhnung aller drei Confessionen versucht werden sollte, bestürmten die lutherischen Theologen (Calov und Betsach aus Danzig, Hülsemann aus Wittenberg) den Magistrat von Thorn wegen Aufhebung des daselbst erlassenen Verbots des Elenchus nominalis, d. i. des namentlichen Scheltens auf der Kanzel gegen die Reformirten, so lange, bis ihnen dieser christliche Wunsch erfüllt ward. Und das war noch während des 30jährigen Krieges! (K. A. Menzel, a. a. O. 8. Bd. S. 224; Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 1 flg.)

Einigkeit ihrer Kirche, dieser Anarchie abweichender Glaubensmeinungen (die, wie sie behaupteten, zuletzt nothwendig dahin führen müsse, „daß es so vielerlei Religionen, als Pfarrkirchen, gebe“*)), die unverrückbare Sicherheit ihres, von einer einzigen obersten Autorität getragenen und festgehaltenen Lehrsystems anpreisend gegenüberzustellen, und sie fanden nicht wenige unter den Protestanten, sogar Gelehrte und Theologen, welche durch solche Gründe entweder wirklich bewogen wurden, ihren Glauben aufzugeben, oder doch darin einen erwünschten Vorwand zur Beschönigung dieses Glaubenswechsels erblickten. Einen andern Vorwand bot die auf den meisten Universitäten Deutschlands und unter einem großen Theile der protestantischeu Theologen herrschende Geistesbeschränktheit und Sittenrohheit, gegen welche die vielseitigere Bildung und die feinere Lebensart der Gelehrten Frankreichs und Italiens vortheilhaft abstach. Und endlich war die Erstarrung des Protestantismus selbst in äußeren Formen und gedankenloser Buchstabengläubigkeit ganz dazu angethan, lebhaftere Gemüther dem Katholicismus in die Arme zu treiben, dessen reiches Ceremoniell und großartiger kirchlicher Organismus wenigstens der Phantasie mannigfaltigere Nahrung bot**).

Proselytenmacherei der katholischen Kirche und deren Erfolge.

Durch den Einfluß solcher und ähnlicher Beweggründe (abgesehen von der nicht minder verführerischen Macht äußerer Vortheile) füllten sich die Listen der römischen Propaganda in dieser Zeit mit zahlreichen Namen deutscher Protestanten, unter denen nicht wenige durch Rang, öffentliche Stellung oder Ruf der Gelehrsamkeit ausgezeichnete sich befanden. Neben einer langen und glänzenden Reihe fürstlicher Apostaten, zu welcher vom dreißigjährigen Kriege an bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts fast sämmtliche Regentenhäuser der deutschen Mittelstaaten und manche der kleineren ihr Contingent stellten***), feierte die katholische Kirche auch den, beinahe noch

*) So äußerte sich Spinola gegen die Berliner Theologen, s. K. A. Menzel, a. a. O. 8. Bd. S. 270.

**) Vgl. K. A. Menzel, a. a. O. 8. Bd. S. 286, Henke, a. a. O. 2. Bd. S. 15.

***) Vgl. weiter oben. — Schon während des dreißigjährigen Kriegs traten über: ein Landgraf Fr. von Hessen, zwei Grafen von Nassau und ein Herzog von Mecklenburg; ihnen folgten: Joh. Fr. von Braunschweig-Lüneburg (1651), Land-

größeren Triumph, eine nicht geringe Anzahl deutscher Gelehrten, Staatsmänner, ja selbst Theologen ihrem angestammten Glauben abwendig und zu Anhängern, zum Theil sogar zu eifrigen Wortführern und Verbreitern der römischen Lehre gemacht zu haben *).

---

graf Ernst von Hessen-Rheinfels (1652), Pfalzgraf Christian August (1665), (die Neuenburger Linie war schon 1618 katholisch geworden), die beiden Auguste von Sachsen, das seitdem katholisch blieb, G. A. von Baden-Durlach, Herz. Max Wilh. von Braunschweig-Lüneburg (Georg's I. Bruder), Anton Ulrich von Br.-Wolfenbüttel (1710) nebst seiner Enkeltochter Elis. Christine, Herzog Chr. Ad. von Sachsen-Zeitz (1689) und durch diesen wieder zwei andere Herzöge desselben Hauses, Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz (1715) und Moritz Adolph von Sachsen-Weißenfels (1716), von denen jedoch der erstere zum Protestantismus zurücktrat (angeblich, weil man ihn über die wahren Lehren der römischen Kirche getäuscht hatte), Chr. U. von Würtemberg-Oels und Carl Alexander von der Hauptlinie Würtemberg (1713) mit drei Söhnen, Pfalzgraf Fr. von Zweibrücken (1746), Landgraf Fr. von Hessen-Kassel (1749). (Schröckh: „Kirchengeschichte", 7. Bd. S. 65 fl.; K. A. Menzel, a. a. O. 8. Bd. S. 286 fl.; Soldan: „Der Proselytismus in Braunschweig und Sachsen"; Hoßbach: „Spener und seine Zeit", S. 54 fl.; Rommel: „Leibnitz und Landgraf Ernst", 1. Bd. S. 33 u. a.) Der letztgenannte Schriftsteller bestätigt namentlich die, schon oben von mir ausgesprochene Vermuthung, daß die römische Propaganda es besonders auf die jüngeren Söhne und die Nebenlinien protestantischer Fürstenhäuser abgesehen gehabt habe. Diesen wurden wohldotirte Stellen, sei es am Kaiserhofe, sei es in der höheren geistlichen Hierarchie, in Aussicht gestellt, auch wol baare Geldanerbietungen (zur Bezahlung ihrer Schulden u. dgl.) gemacht. Ferner wurde darauf gesehen, daß diese Prinzen, wenn sie katholisch geworden, sich ja vermählten und katholische Linien begründeten, und zu diesem Zwecke ertheilte man sogar denen, welche geistliche Weihen empfangen hatten, wie z. B. dem Landgrafen von Rheinfels (s. Soldan S. 114) Dispensation zum Heirathen. Ueber die Proselytenmacherei speciell zu Wien spricht J. J. Moser in seiner Lebensgeschichte, 1. Bd. S. 22.

*) Dahin gehören: der Helmstedter Theolog Nihus (1622), Hunnius, Vicekanzler der Univ. Marburg, die Philologen Lucas Holsten und sein Neffe P. Lambeck von Hamburg (1627 und 1662), M. D. D. Nossel von Bremen (1667), der Tübinger Rechtsgelehrte Chr. Besold, Pfeiffer, Hofprediger und Prof. zu Königsberg (1694), Fromm, Probst zu Berlin (1667), Prätorius, Pfarrer zu Nubudzin (1685), der schles. Liederdichter Scheffler, bekannt unter dem Namen Angelus Silesius (1652), der holsteinische Edelmann Chr. von Ranzow (1650), der Freiherr von Boineburg (1656), endlich noch im dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts G. Spangenberg, ältester Bruder des berühmten Bischofs der evang. Brüdergemeinde. Dann hören die Bekehrungen prot. Gelehrten und Theologen zur kathol. Kirche eine Zeit lang auf, bis sie gegen das Ende desselben wieder häufiger werden. (Vgl. die in der vorigen Note angeführten Schriften.)

Bestrebungen zur Zurückführung der Protestanten in Masse unter die Herrschaft Roms: Pläne einer Union zwischen beiden Religionstheilen.

Nicht zufrieden mit diesen Eroberungen im Einzelnen, betrat die römische Kirche noch einen andern Weg, um die von ihr Abgefallenen zu sich zurückzuführen. Zur Wiedervereinigung der Protestanten in Masse mit den Katholiken wurden Pläne entworfen und Unterhandlungen angeknüpft. Auch dabei kamen, wie die allgemeine Zeitströmung, so die besondern Verhältnisse Deutschlands den Bestrebungen Roms zu Hülfe. Die lebhafte Beschäftigung mit den Ideen älterer und neuerer Philosophen hatte viele und theilweise gerade die größten und edelsten Geister Deutschlands gleichgültiger gegen die Unterschiede der positiven Glaubenssysteme gemacht, von denen keines ihren speculativen Forschertrieb und ihren Drang nach Veredlung der Menschheit völlig befriedigte. Warmfühlende Patrioten, welche die religiöse Spaltung Deutschlands als einen Hauptgrund der politischen Schwächung des einst so mächtigen Reichs und seiner demüthigenden Abhängigkeit vom Auslande beklagten, mochten gern dem Gedanken nachhängen, ob nicht eine Aussöhnung der getrennten Religionsparteien und dadurch eine Wiedererhebung und Kräftigung Deutschlands möglich sei. In diesem Sinne suchte der größte protestantische Theolog des 17. Jahrhunderts, Georg Calixt, bei dem von dem Könige von Polen 1645 zu Thorn veranstalteten Religionsgespräche für eine Einigung aller drei Confessionen, der katholischen und der beiden protestantischen, zu wirken. Er hegte die Ueberzeugung, daß, wenn nur Katholiken und Protestanten auf die gemeinsame geschichtliche Grundlage ihres beiderseitigen Glaubens, auf das Bekenntniß der ältesten christlichen Kirche, zurückgehen und wenn sie überhaupt sich der „überflüssigen Speculationen" über das Dogma etwas mehr enthalten, dagegen größeres Gewicht auf das praktische Moment des Christenthums, auf das, was zur sittlichen Besserung und Heiligung des Menschen nöthig sei, legen wollten, sie sich wol einigen und die Schranken, durch welche sie zu lange schon zum Nachtheil des wahren Christenthums wie des Vaterlandes getrennt seien, beseitigen könnten. In eben diesem Sinne stiftete Carl Ludwig von der Pfalz, Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs, welchem der kirchliche Zwiespalt sein Land gekostet hatte, 1677 in Mannheim eine „Eintrachtskirche", in welcher alle drei Religionsgenossenschaften abwechselnd, jede in ihrer Weise, Gott verehren sollten, und ließ dieselbe durch einen lutherischen, einen reformirten und einen katholischen Geistlichen, die unmittelbar nach einander

darin predigen mußten, einweihen. In diesem Sinne bot Leibnitz seine Hand zu jenen lange fortgesetzten, aber erfolglosen Unionsverhandlungen, welche die Reihe dieser Annäherungsversuche zwischen Katholiken und Protestanten im 17. Jahrhundert abschließen*).

Jeder derartige Versuch mußte, wenn er gelang, zu Gunsten der katholischen Kirche ausschlagen. Ihr fester und doch elastischer Organismus sicherte ihr ein zweifelloses Uebergewicht über die protestantische Kirche, sobald diese sich auf Pläne der Vereinigung einließ. Die geschichtliche Tradition und das Ansehen des höheren Alters war für sie. Und endlich wurden ihre Ansprüche auf Bevorrechtung nicht wenig unterstützt durch die gegenseitige Eifersucht der beiden andern Glaubensparteien, deren jede sich eher der gemeinsamen Gegnerin, als der verhaßten Halbschwester untergeordnet haben würde. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese Eifersucht sich am stärksten auf lutherischer Seite kundgab und daß ebendeshalb die Bemühungen der Katholiken für eine kirchliche Union sich vorzugsweise dorthin wendeten**).

Die katholische Kirche war sich dieser Vortheile ihrer Stellung sehr wohl bewußt und suchte dieselben nach Möglichkeit auszubeuten. Wenn sie scheinbar den Protestanten entgegenkam, ja sogar sich herbeiließ, mit ihnen zu unterhandeln, so konnte es sich dabei doch, ihrer Absicht nach, niemals um einen Vertrag wie unter Gleichberechtigten, sondern nur um die härteren oder milderen Bedingungen der Unterwerfung handeln, welche die in ihren Schooß Zurückkehrenden einzugehen hätten. Diesen Geist athmen alle die zahlreichen Schriften, welche im Laufe des 17. Jahrhunderts von Katholiken ausgingen und welche die verlockenden Losungsworte: Eintracht, Friede, Einigung unter den Religionsparteien an der Stirn tragen***).

---

*) K. A. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen", 8. Band. Ueber die angeblichen, aber erdichteten oder wenigstens entstellten Verhandlungen des Kurfürsten von Mainz mit der päpstlichen Curie in der gleichen Sache (1660) vgl. ebenda, S. 329, Guhrauer, Einleitung zu Leibnitzens „Deutschen Schriften", S. 3.

**) So ward 1644 von Rom aus ein Versuch gemacht, diejenigen lutherischen deutschen Fürsten, welche man für die erbittertsten Gegner des Calvinismus hielt, zur Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche zu bewegen (K. Fr. von Moser's „Patriot. Archiv", 6. Bd. S. 367, Schröckh, „Kirchengeschichte", 7. Bd. S. 94).

***) Dahin gehören z. B. Meditata Concordia cum Protestantibus, von dem Jesuiten Masenius (1664), Aurora pacis religionum, divinae veritatis amica,

Die bei weitem bedeutendste von allen diesen Schriften war die des gelehrten französischen Bischofs Bossuet*), welcher mit eben so viel Feinheit und Beredsamkeit, als anscheinender Freisinnigkeit und Mäßigung die Anstöße zu beseitigen suchte, welche man protestantischerseits an den Lehren der römischen Kirche nahm. Aufgegeben ward dabei von allen diesen Lehren nicht eine — weder die Verehrung der Heiligen, noch die genugthuenden Werke, noch das Meßopfer, noch irgend ein anderer Cardinalpunkt des Katholicismus; wohl aber versuchte Bossuet, durch eine freiere Deutung diese und andere katholische Dogmen dem Verstande und dem religiös-sittlichen Gefühle der Gegner annehmbarer zu machen und die Schroffheit zu mildern, welche ihnen das Tridentiner Concil durch eine allzustrenge und beschränkende Fassung gegeben zu haben schien. So weit ging Bossuet in der Anbequemung an die Denkweise der Gegner und der Berücksichtigung ihrer Bedenken, daß selbst von seinen Glaubensgenossen manche, wie der gelehrte Jesuit Maimbourg, die von ihm den Lehren der Kirche gegebene Auslegung als eine willkürliche und unberechtigte verwarfen, während dagegen andere, und unter ihnen das Oberhaupt der Kirche selbst, Innocenz VI., seinen Bestrebungen, die Protestanten zu gewinnen, Beifall schenkten.

Nicht lange darauf ging man katholischerseits noch einen Schritt weiter**). Im Auftrage des Kaisers Leopold bereiste seit 1675 ein

---

von dem Mainzer Weihbischof Volusius (1665), Tuba pacis, von dem katholisch gewordenen ehem. protest. Prediger Prätorius (1685), Lutherus et Calvinus schismatici quidem, sed reconciliabiles, von dem Engländer Gibbon de Burgo (in Deutschland besonders vom Kurfürsten von Mainz beifällig aufgenommen), Sapientia pacifica, vom Jesuiten Marcellus, Via pacis, von Denis, das Irenicon des Jesuiten Ebermann (1645), die vielen Schriften des Jesuiten Detz, des Convertiten Nihus, der Gebrüder Walenburg u. a. m. (Vgl. Arnold, „Kirchen- und Ketzerhistorie", S. 583, Planck, a. a. O. S. 314, K. A. Menzel, a. a. O. 8. Bd. S. 389, Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 360, Henke, „Calixt", 2. Bd. S. 214 fl.)

*) Exposition de la doctrine de l'église catholique sur les matières controverses, 1671. (Vgl. Hagenbach, a. a. O. 2. Thl. S. 348; Guericke, „Handbuch der Kirchengeschichte", S. 333; Guhrauer, a. a. O. 1. Bd. S. 359; K. A. Menzel, a. a. O. 9. Bd. S. 263.)

**) Das Folgende nach: K. A. Menzel, a. a. O. 9. Bd. S. 10 fl., 268 fl., Hering „Geschichte der kirchlichen Unionsversuche", 2. Bd., Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 209, Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 66 fl., 2. Bd. S. 20 fl. Leibnitii Opp. Omn., ed. Dutens, tom. I p. 507; „Die Werke von Leibnitz gemäß seinem

spanischer Franziskaner, Roxas von Spinola, Beichtvater der Kaiserin, einen großen Theil von Deutschland, um die protestantischen Fürsten und Geistlichen einer Wiederannäherung an Rom geneigt zu machen. Im Ganzen war er damit nicht sehr glücklich. Weder die strenglutherische Geistlichkeit Kursachsens, noch die reformirte Kurbrandenburgs oder der große Kurfürst selbst erwiesen sich den Absichten des kaiserlichen Unterhändlers günstig, und ebensowenig gelang es ihm, das Haupt der pietistischen Partei, Spener, den er in Frankfurt aufsuchte, für seine Zwecke zu gewinnen. Mit klarem Blicke erkannte Spener, daß man damit umgehe, durch scheinbare Nachgiebigkeit in einzelnen Punkten die Protestanten unter die Herrschaft Roms zurückzuführen, den einmal unterworfenen aber zu gelegener Zeit die zuvor gemachten Zugeständnisse wieder zu entziehen, und er blieb daher nicht allein selbst gegen alle Ueberredungskünste Spinola's taub, sondern warnte auch den Kurfürsten von Sachsen, dessen Vertrauen er besaß, sich in Unterhandlungen mit demselben einzulassen. Nur in Hannover fand Spinola eine günstigere Aufnahme. Zwar mußte er das erste Mal (1679) auch von dort unverrichteter Sache wieder abreisen, denn Herzog Johann Friedrich, als Apostat, wagte nicht, den Argwohn seiner protestantischen Unterthanen durch Begünstigung katholischer Unionspläne zu reizen. Um so bereitwilliger kam Johann Friedrich's Nachfolger, Ernst August, durch kein solches Bedenken gebunden, den Wünschen des Kaisers entgegen, dessen Gunst ihm bei seinen Bemühungen um die Kurwürde besonders wichtig war. Auch die geistvolle Gemahlin des neuen Herzogs, Sophie, die Freundin Leibnitzens, welche mit diesem den Hang zu großen, weitaussehenden Unternehmungen theilte und außerdem unter dem Einfluß ihrer katholisch gewordenen Schwester Louise Hollandine, Aebtissin von Maubuisson, stand, begünstigte die Pläne Spinola's und vermittelte zu deren Unterstützung directe Anknüpfungen Leibnitzens mit den französischen Theologen, mit Pelisson, Huet und zuletzt mit Bossuet selbst. Auf der Universität Helmstedt und in der von dieser gebildeten Geistlichkeit des Landes lebten die milderen, einer Aussöhnung der Confessionen zugeneigten Religionsansichten des edlen Calixt noch fort, und sowol dessen Sohn, Ulrich Calixt, der seines Vaters Lehrstuhl einnahm, als der erste

---

handschriftlichen Nachlaß in der königlichen Bibliothek zu Hannover", herausgeg. von Onno Klopp (1873), 7. Bd.

Geistliche des Landes, Molanus, Abt von Lokkum, der vom Herzoge nebst Leibnitz speciell mit der Führung der Unterhandlungen auf protestantischer Seite betraut ward, kamen den Vorschlägen Spinola's so weit (ja fast weiter) entgegen, als nur immer ohne gänzliches Aufgeben der Grundsätze der Reformation geschehen konnte.

Von der andern Seite waren die Anerbietungen, welche der katholische Unterhändler im Namen seiner Kirche machte, in der That überraschend. Die Protestanten sollten weder von den Grundlagen ihres Glaubens, ihrer Gebräuche oder ihrer Verfassung, noch in Bezug auf das Recht ihrer Fürsten in Kirchensachen oder die persönliche Stellung ihrer Geistlichen etwas Wesentliches aufgeben. Der Gebrauch des Kelches sollte den Laien, das Eingehen von Ehebündnissen den Pfarrern vorbehalten bleiben. Das Anathema oder Verdammungsurtheil, welches das Tridentinische Concil über alle Nichtkatholische ausgesprochen, sollte aufgehoben sein, und ein neues allgemeines Concil, an welchem auch die Protestanten — nicht als Angeklagte, sondern als gleichberechtigt Mitstimmende — theilnehmen würden, sollte die künftige Lehre und Verfassung der wiedervereinigten Kirche feststellen. Die Oberherrlichkeit des Papstes könnten die Protestanten wol anerkennen, wenn nicht als höchste entscheidende Autorität, so doch im Interesse kirchlicher Ordnung, nach menschlicher, nicht nach göttlicher Einsetzung.

Protestantischerseits zeigte man sich bereit, diesen letzten Punkt — offenbar den wichtigsten für beide Theile — zuzugestehen, sogar dem Papste eine gewisse Gerichtsbarkeit einzuräumen.

Auf Grund solcher gegenseitiger Zugeständnisse kam denn 1683 ein förmlicher Unionsentwurf zu Stande. Die Aufnahme der Protestanten in die Gemeinschaft und den Organismus der katholischen Kirche sei vor allem zu bewirken, hieß es darin; die Vereinigung über die Unterschiede der Lehre könne späterer Verständigung vorbehalten bleiben. Bis dahin solle jeder von beiden Theilen das Dogma des andern dulden. Ein „Widerruf" solle von keiner Seite verlangt, doch sollten „Erklärungen" — in Betreff der Auffassung streitiger Punkte — gegeben werden. Ueber einen der wichtigsten von diesen, die Lehre der Transsubstantiation, oder das Meßopfer, hatte man sich nicht zu einigen vermocht; doch sollte auch dies der kirchlichen Gemeinschaft nicht hinderlich sein *).

*) Nähere Andeutungen über diese Verhandlungen — sowol über das, was man katholischerseits forderte und zugestand, als über das, was die protestantischen

Mit diesem Unionsentwurfe, welchem der Kaiser seine volle Genehmigung verlieh, begab sich Spinola nach Rom, um auch von der höchsten Autorität der katholischen Kirche die Vollmacht zur Vollendung des begonnenen Werkes auf solcher Grundlage zu erlangen. Auch dort ward das Geschehene mit Befriedigung aufgenommen. Der Papst, mehrere Cardinäle, der Jesuitengeneral erklärten sich damit einverstanden *). Bestimmte Zusicherungen in Bezug auf die von Spinola Namens der römischen Kirche den Protestanten in Aussicht gestellten Zugeständnisse gab man zwar nicht — angeblich, weil der Papst, eben damals im Streit mit der gallikanischen Kirche, nichts thun dürfe, was ihn im Lichte zu großer Nachgiebigkeit gegen die Protestanten erscheinen lassen könnte —; „indessen" — ward dem kaiserlichen Unterhändler eröffnet — „könne man den Protestanten wol Hoffnung auf Erlangung solcher Zugeständnisse machen". Außerdem soll derselbe geheime Instructionen erhalten haben, welche ihm gestatteten, den Gegnern zuzugestehen, daß ein Irrthum in Glaubenssachen noch nicht unbedingte Ketzerei sei, „so lange man in einer unüberwindlichen Unkunde darüber lebe, daß die Kirche das Gegentheil festgesetzt habe, und sobald man nur anerkenne, daß ein allgemeines Concil, als Organ der ganzen Kirche, nicht irren könne".

In Deutschland erregte das zu Hannover begonnene Unionswerk unter den Protestanten, besonders den protestantischen Fürsten, mancherlei Bedenken. Zumal in Berlin war man sehr zurückhaltend. Sogar der, selbst erst katholisch gewordene, Landgraf Friedrich von Hessen äußerte die Besorgniß: ob nicht die allzugroße Nachgiebigkeit des spanischen Wortführers der katholischen Kirche eine den Protestanten gestellte Falle sein möchte. Auch Leibnitz ward betroffen über den

---

Theologen Hannovers nachzugeben bereit waren — finden sich in einem Aufsatz von Leibnitz: „Des Méthodes de réunion" („Werke", herausgeg. von O. Klopp, 7. Bd. S. 19—36). Auch daraus ersieht man, wie es den Katholiken vor allem darauf ankam, die Protestanten zur bedingungslosen Anerkennung der Autorität, sei es des Papstes oder eines ordentlich berufenen Concils, zu bewegen, und wie die hannoverischen Theologen auch dem nicht abgeneigt waren.

*) Dies berichtet Leibnitz auf Grund eigner Einsichtnahme in das betreffende zustimmende Schreiben des Jesuitengenerals, welches ihm Spinola vorgelegt (und welches hier mitgetheilt wird), in einem Briefe an die Herzogin Sophie vom 7. Juni 1688 („Werke", 7. Bd. S. 37).

schier allzu rasch zustandegekommenen Vergleich. Er hielt ein gründlicheres Verfahren der Ausgleichung für nothwendig und glaubte den Weg dazu in einer Auseinandersetzung der streitigen Punkte und einer solchen Erklärung derselben zu finden, welche beiden Theilen genugthäte. In dieser Absicht verfaßte er von seinem Standpunkte aus, jedoch (um nicht von vornherein auf Vorurtheile bei den Katholiken zu stoßen) unter der Maske eines katholischen Theologen, den Entwurf eines kirchlichen Lehrsystems, wie es, nach seiner Meinung, von den unbefangenern Anhängern der römischen wie der protestantischen Kirche wol angenommen werden könnte *).

Die Unterhandlungen selbst, längere Zeit hindurch unterbrochen durch den französisch-deutschen Krieg, der die Aufmerksamkeit des Kaisers und des Herzogs von Hannover davon ablenkte, wurden zwar 1688 von Spinola privatim gegen Leibnitz wieder angeregt, dann, auf des Kaisers besondern Betrieb, 1691 und später wieder 1698 nochmals aufgenommen, blieben aber schließlich doch resultatlos. Bossuet, mit welchem Leibnitz auf Wunsch der Herzogin Sophie deshalb ebenfalls anknüpfte, verhielt sich dazu eher ablehnend, als zustimmend, während die französischen Gesandten in Rom wie in Berlin direct gegen eine Vereinigung der deutschen Protestanten mit den Katholiken wirkten, — natürlich, weil eine solche die Spaltung des Reichs aufgehoben und die Macht des Kaisers gestärkt, somit die Pläne Ludwig's XIV. auf eine immer größere Schwächung Deutschlands gekreuzt haben würde **).

*) Dieser Entwurf (der damals nicht zur Oeffentlichkeit gelangte) wurde später unter L.'s hinterlassenen Papieren gefunden und unter dem Titel: Systema theologicum Leibnitii zuerst 1819 herausgegeben. Daß der darauf begründete Vorwurf: Leibnitz sei katholisch geworden, unbegründet gewesen, hat Guhrauer (a. a. O. 2. Bd. S. 28) nachgewiesen unter Bezugnahme auf eine von Cousin im Journal des Savans von 1844 (S. 604) veröffentlichte Correspondenz L.'s mit Malebranche. Man kann ebendafür auch die „Remarques de L. sur les réflexions de Pélisson (aus dem Jahre 1690) anführen („Werke", 7. Bd. S. 87 ff.), worin L. die Fundamentallehre des Katholicismus, die von der Unfehlbarkeit der römischen Kirche, bestreitet.

**) Ueber den Briefwechsel zwischen Leibnitz und Bossuet siehe des Erstern Opp. Omn. a. a. O., über den sonstigen Briefwechsel, den Leibnitz in dieser Sache geführt, vgl. O. Klopp's Einleitung zum 7. Bd. der „Werke", sowie die dazu gehörigen Briefe ebenda.

Scheitern der Unionsversuche.

Auch von andern Seiten geriethen die Unionsbestrebungen allmälig ins Stocken. Politische Beweggründe hatten dieselben hervorgerufen; politische Beweggründe setzten ihnen ein Ziel. Der Wunsch, ganz Deutschland unter Einem Glauben wieder zu vereinigen und dadurch die kaiserliche Macht fester zu gründen, hatte den Kaiser zum Gönner der Union gemacht; der Wunsch, die spanische Krone seinem Hause zuzuwenden, mußte ihm jetzt rathen, davon abzustehen. Die deutschen Protestanten hatte er durch Nachgiebigkeit für die Einigung zu gewinnen gehofft und darum so bedeutende Zugeständnisse im Namen der katholischen Kirche gemacht; den strengkatholischen Spaniern gegenüber durfte er nicht wagen, den Verdacht zu großer Nachgiebigkeit nach dieser Seite hin auf sich zu laden, wenn er nicht deren Herzen von sich abwenden wollte.

Auf ganz ähnliche Weise aber ward auch der hannöversche Hof durch entgegengesetzte politische Pläne hin- und hergezogen. Das Streben nach der Kurwürde hatte Ernst August veranlaßt, sich dem Kaiser zu nähern und dessen Lieblingsplan zu unterstützen; die Aussicht auf den englischen Thron bewog seinen Nachfolger, Georg Ludwig, sich auf den strengprotestantischen Standpunkt zurückzuziehen, um nicht eine so glänzende Hoffnung zu verscherzen. Denn die englische Krone konnte nur einem Fürsten von makellosem protestantischen Bekenntniß zu Theil werden*).

So zerfiel das Unionswerk in Nichts, da die Machthaber sich davon

*) Leibnitz, der, so lange das Interesse seines herzoglichen Herrn ein Entgegenkommen gegen die Wünsche des Kaisers zu gebieten schien, so eifrig für eine Annäherung an die Katholiken gewesen war, schrieb nach der eröffneten Aussicht auf die englische Krone: „Unser ganzes Recht auf England ist in der Ausschließung der röm.-katholischen Religion begründet, daher müssen wir alles vermeiden, wodurch wir lau gegen die Römisch-Katholischen erscheinen würden". Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 238. Die Herzogin Sophie selbst, die noch in einem Briefe vom 27. Juni 1689 an Leibnitz den schwärmerischen Wunsch aussprach: „wie das Christenthum durch ein Weib in die Welt gekommen, so möchte sie wünschen, daß die Vereinigung der Protestanten mit den Katholiken durch sie zu Stande käme", bietet gleich darauf, da die englische Thronfolge in Aussicht steht, alles auf, um den König Wilhelm III. und seine Rathgeber davon zu überzeugen, wie sehr sie und ihre Söhne dem streng protestantischen Glauben ergeben, wie fern sie von jeder Annäherung an die katholische Kirche seien. (S. „Die Werke von Leibnitz", von O. Klopp, 7. Bd. S. 68, vergl. mit S. 74 ff.)

abwendeten. Die große Mehrzahl der protestantischen Theologen war von vornherein dagegen gewesen; in den weiteren Kreisen des Volks hatte man wol kaum viel davon erfahren, denn die eigentlichen Verhandlungen wurden geheim gehalten, weil man, und wol mit Recht, Mißdeutungen und Beargwöhnungen derselben fürchtete.

Auch die römische Kurie fühlte wenig Neigung, auf die Unionspläne zurückzukommen. Hatte sie vorher die Macht des deutschen Kaisers stärken wollen, um an ihm eine Stütze gegen Ludwig XIV. zu haben, so begann sie jetzt eben diese Macht mit Mißtrauen zu betrachten, da die Eröffnung der spanischen Erbfolge eine Vereinigung der spanischen und italienischen Besitzthümer des Hauses Habsburg mit den deutschen in Aussicht stellte. Auch eröffneten sich ihr neuerdings andre, bequemere Wege zur Ausbreitung ihrer Herrschaft in Deutschland. Die beiden ersten protestantischen Fürstenhäuser Deutschlands, Kursachsen, das Haupt der Lutheraner, Kurpfalz, das Haupt der Reformirten, waren zu ihr abgefallen, und wenn in Sachsen die Festigkeit der Stände, welche auf gewissenhafte Befolgung der von August dem Starken ihnen in Betreff der Landesreligion gegebenen Reversalien hielten, der Eifer der Theologen und der natürliche Argwohn einer strengprotestantischen Bevölkerung gegen den katholisch gewordenen Hof der römischen Propaganda einigermaßen Schranken setzten, so waren dagegen ihre Erfolge in der Pfalz um so größer, wo man sich nicht scheute, die von Ludwig XIV. während der Besetzung des Landes vollzogene Katholisirung eines großen Theils desselben und den von diesem Monarchen im Ryswicker Frieden ausbedungenen Fortbestand der Eroberungen seiner Kirche bestens zu acceptiren und zu einer immer weiter fortschreitenden Ausbreitung des Katholicismus zu benutzen*).

Bedrückungen und Verfolgungen der Protestanten durch die Katholiken.

Von dieser Zeit an tritt an die Stelle der vorübergehenden scheinbaren Versöhnlichkeit und Annäherung beider Religionstheile in Deutschland wiederum der ganze starre Fanatismus gegenseitiger Verfolgung

*) Man beschuldigte die katholischen Stände Deutschlands, insbesondere Oesterreich und den Kurfürsten von der Pfalz selbst, die betreffende Klausel des Friedens mit Ludwig XIV. abgeredet zu haben. (Häusser, „Geschichte der Pfalz", 2. Bd. S. 805.) Nicht weniger als 1922 Ortschaften wurden als solche bezeichnet, in denen die katholische Religion, als vor dem Frieden daselbst eingeführt, im Besitz erhalten werden müsse. (Ebenda.)

und Bedrückung, vorzugsweise stark auf katholischer Seite, schon um deswillen, weil die Fälle, wo vereinzelte protestantische Bevölkerungen auf dem Gebiete katholischer Landesherren sich befanden, häufiger waren, als die entgegengesetzten. In der Pfalz, wo man seit dem Ryswicker Frieden planmäßig die protestantische Religion auszutilgen suchte, zwang man die Protestanten, die katholischen Feiertage mitzubegehen, vollzog an unmündigen Waisen und an Kindern aus gemischten Ehen gegen den Willen ihrer Angehörigen die Aufnahme in die katholische Kirche, ja scheute selbst vor gewaltsamen Bekehrungen Erwachsener — wahren Dragonaden nach dem Muster Ludwig's XIV. — nicht zurück. Vom Papste angestachelt, trotzte der Kurfürst allen Vorstellungen des Corpus Evangelicorum und der auswärtigen protestantischen Mächte, und erst die Repressalien, welche Brandenburg an den dortigen Katholiken nahm, bewogen ihn zu der Verkündigung einer „Religionsdeclaration", die aber immer von neuem gebrochen wurde*).

Aehnliche Bedrückungen und gewaltsame Bekehrungen wurden über die Protestanten im Erzstifte Salzburg verhängt, und diese mußten es noch als eine Wohlthat betrachten, daß ihnen — in Folge von Vorstellungen und Drohungen protestantischer Fürsten — endlich (1731) wenigstens die, vorher streng verbotene, Auswanderung aus dem Lande gestattet ward. Wol 32,000 zogen hinweg und fanden, nachdem sie noch auf dem Wege den Fanatismus katholischer Bevölkerungen und Obrigkeiten hatten erfahren müssen, ihrer Mehrzahl nach in Brandenburg eine neue Heimath.

In Würtemberg ging der Apostat Carl Alexander ernstlich damit um, seine Unterthanen mit Hülfe bischöflich-würzburgischer Truppen gewaltsam katholisch zu machen, und nur sein plötzlicher Tod verhinderte die Ausführung dieses Planes; im Hohenlohischen fanden gleichfalls Bedrückungen der protestantischen Kirche durch die katholisch gewordene fürstliche Linie statt.

Von einer Annäherung der beiden großen Glaubensparteien an einander war auf langehin keine Rede mehr**).

Wir wenden uns zu der Betrachtung des Protestantismus und seiner inneren Entwicklung.

---

*) Häusser, a. a. O. 2. Bd. S. 825, 864 ff.

**) Planck, a. a. O. S. 340.

Die protestant. Kirche. Versuch einer abschließenden Feststellung derselben durch die Concordienformel. Zweck und Tendenz dieser Bekenntnißschrift.

Kaum fünf Jahre waren vergangen seit dem Schlusse des berühmten Conciliums von Trient, mittelst dessen die katholische Kirche sich von neuem constituirt und durch den Ausschluß aller widerspenstigen Elemente in ihrem Innern gleichsam gereinigt hatte, als auch in der protestantischen Kirche, die erst unlängst zum selbständigen Dasein und zur rechtlichen Anerkennung gelangt war, sich ein gleiches Streben der Abschließung in sich, der Feststellung ihres kirchlichen Lehrbegriffs für alle Zeiten, der Ausscheidung oder Unterdrückung abweichender Meinungen in ihrem Schooße kundthat. Das Concordienwerk, dessen erste Vorbereitungen in das Jahr 1569 fallen, das aber erst nach zehnjährigen, mehrmals unterbrochenen und immer wieder aufgenommenen Verhandlungen 1579 zu Stande kam*), sollte für die protestantische Kirche dasselbe werden, was für die katholische die Beschlüsse des Tridentinums geworden waren**).

Auch hier war es die strengere Ansicht, welche den Sieg über die mildere davontrug. Die letztere ward durch die Anhänger Melanchthon's vertreten; die erstere berief sich auf die Aussprüche und das Ansehen des Hauptes der deutschen Reformation, Luther. Der Gegensatz des deutschen Protestantismus zu dem schweizerischen, der Lehren Luther's zu den Lehren Zwingli's und Calvin's, kam dabei ebenfalls zur Sprache, denn es war keine der geringsten Ketzereien, die man den Melanchthonianern vorwarf, in wichtigen Stücken sich den Ansichten der Schweizer angenähert zu haben.

Den Mittelpunkt des Glaubenssystems, welches zum alleinherrschenden im ganzen protestantischen Deutschland zu erheben Zweck der Concordienformel war, bildete die Lehre von der Gewalt der Kirche als der alleinigen Mittlerin zwischen Gott und dem Menschen. Auf diesen Punkt hin zielen, direct oder indirect, fast alle Aussprüche der Concordienformel, sowol die, welche das orthodoxe Bekenntniß, als die, welche die Verurtheilung und Verdammung der abweichenden Meinungen enthalten.

Der Abendmahlsstreit — der hauptsächlichste Differenzpunkt

*) Historische Einleitung zur Concordienformel von J. G. Walch in dessen „Christlichem Concordienbuch".

**) Guericke, „Handbuch der Kirchengeschichte", S. 412.

zwischen den strengen Lutheranern und den Reformirten, welchen letzteren sich hierin auch die Melanchthonianer in der Hauptsache anschlossen — würde niemals mit der ungemessenen Heftigkeit geführt worden sein, die namentlich von lutherischer Seite dabei zu Tage trat, wenn er nicht in den Augen dieser Partei durch das Interesse an der Steigerung der Kirchengewalt eine so große Wichtigkeit erhalten hätte. Nach der Lehre der Concordienformel *), „daß im Abendmahle der wahrhaftige Leib und Blut Christi mit Brod und Wein ausgetheilt und mit dem Munde empfangen werde", fiel das ganze Gewicht der heiligen Handlung in die Person des Geistlichen, als Vollziehers des Actes der Austheilung, und der Antheil des Laien, der das Abendmahl empfing, beschränkte sich lediglich auf den Glauben an das Mysterium jener unmittelbaren Mittheilung des wahrhaftigen Leibes und Blutes Christi im Genusse des Brodes und Weines **). Der lutherische Geistliche, im Vollgefühle der Macht, welche ihm dadurch beigelegt ward, mochte wol, wenn auch nicht ganz dasselbe empfinden, was der katholische Priester, der sich rühmte, durch sein Wort in der Consecration die Hostie in den Leib Christi zu verwandeln ***), so doch etwas dem Aehnliches, wenn er daran dachte, daß seine Hand ganz allein es sei, welche durch die Darreichung von Brod und Wein dem Laien zur Vereinigung mit Christo und dadurch zur Seligkeit verhelfe. Der reformirte Geistliche nahm in dieser Hinsicht eine ungleich

*) VII. Status controversiae (erster Satz), vgl. ebenda Affirmatio 1. Negatio 1. 5. 6.

**) Ebenda Affirmat. 8. „Wir gläuben, lehren und bekennen, daß nur einerlei unwürdige Gäste seynd, nämlich die nicht gläuben." 10. „Wir gläuben, lehren und bekennen, daß alle Würdigkeit der Tischgäste dieser himmlischen Mahlzeit sei und stehe (bestehe) allein in dem Verdienst Christi, welches wir uns durch den wahrhaftigen Glauben zueignen und des (dessen) durch das Sacrament versichert werden, und gar nicht in unseren Tugenden, innerlichen und äußerlichen Bereitungen."

***) Der „Deutsche Zuschauer" führt aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrh. die blasphemische Aeußerung eines kathol. Priesters an: „er sei mehr als Gott, denn auf sein Wort steige Gott in die Hostie herab". — Die Ansicht, „als schaffe solche Gegenwärtigkeit des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle einiges Menschenwerk und Sprechen des Dieners" — wird natürlich in der Concordienformel (a. a. O. Affirm. 3) verworfen. Daß jedoch das Dogma von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahle wesentlich nach der römisch-katholischen Kirchenlehre hinneige und einen Punkt der Annäherung an diese bilde, erkannte u. a. Leibnitz und gab sich darum so viel Mühe, dieses Dogma philosophisch zu rechtfertigen. Siehe oben und Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 76 und 78.

bescheidnere Stellung ein. Denn nach der Lehre Calvin's, welcher Melanchthon den Vorzug vor der mystischen Ansicht Luther's von der körperlichen Allgegenwart oder Ubiquität Christi gab*), war die Gemeinschaft der Gläubigen mit Christo im Abendmahl eine blos geistige, durch das lebendige Denken und Glauben an ihn erzeugte und durch den Genuß von Brod und Wein nur gewissermaßen symbolisch vermittelte**).

Ein ähnlicher Trieb hierarchischer Macht über die Gemüther spricht aus der Fassung der beiden Abschnitte „von der Rechtfertigung" und „von den guten Werken". Im Interesse der Kirche lag es, den Glauben an das Verdienst Christi für das alleinige und für das ausreichende Mittel zur Seligkeit zu erklären und die Ansicht der Reformirten und Melanchthonianer***), daß wahrhaft „gute Werke", d. h. sittliche Handlungen und Gesinnungen des Menschen, zur Seligkeit nothwendig seien, entschieden zu verdammen†). Denn jener Glaube konnte sich, nach den Voraussetzungen desselben Bekenntnisses††), mit voller Kraft und Wirksamkeit nur in dem Genuß der Sacramente oder kirchlichen Gnadenmittel bethätigen, während die sittlichen Handlungen und Gesinnungen etwas von der kirchlichen Gewalt Unabhängiges waren.

Selbst eine Inconsequenz scheuten die Verfasser der Concordienformel nicht, wo es galt, die Wirkungen der kirchlichen Gnadenmittel und also auch das Ansehen der Kirche möglichst weit auszudehnen†††). Sie hatten in der Lehre von der Erbsünde und vom freien Willen die mildere Ansicht Melanchthon's: daß bei der Bekehrung neben der göttlichen Gnade auch der eigene Wille des Menschen — wenigstens als „zustimmend" (d. h. der heiligenden Kraft der Gnade sich aus freiem Entschlusse hingebend) — mitwirkend sei (den sog. Synergismus), als eine

---

*) Hase, „Kirchengeschichte", S. 437.

**) Heidelberger Katechismus, „Vom heiligen Abendmahl", Frage 75, 76, 78.

***) Heidelb. Katechismus, „Von der Buße und guten Werken", Frage 87. Hase, a. a. O. S. 433.

†) Concordienformel III und IV, insbesondere III. Neg. 8, 9, 11. IV. Neg. 1.

††) Concordienformel VII Aff. 10, wo es heißt, daß wir der Aneignung des Verdienstes Christi im wahrhaftigen Glauben „versichert werden durch das Sacrament".

†††) Eine „göttlich nothwendige Verstandesinconsequenz" nennt es Guericke, a. a. O. 3. Bd. S. 412.

Ketzerei verworfen und verdammt *). Folgerechterweise hätten sie nun in der Lehre von der Gnadenwahl sich der Calvinischen Ansicht anschließen müssen, wonach Heiligung oder Verdammniß des Menschen lediglich von einem unbedingten Rathschlusse Gottes abhängt. Statt dessen erklärten sie: die Berufung Gottes (zur Heiligung und Seligkeit) ergehe an alle Menschen, und zwar durch die Predigt des Wortes und die Sacramente, und jeder, der dieser Berufung folge, d. h. der mit gläubigem Sinne die Predigt höre und die Sacramente gebrauche, werde dadurch, ganz besonders aber durch die Privatabsolution, mit Gott versöhnt und vor der ewigen Verdammniß gerettet. Sie nahmen also hier wieder an, daß ein freier Willensact des Menschen (die Sacramente zu benutzen, oder nicht) hinzutreten müsse, um ihn der Seligkeit oder der Verdammniß zuzuführen **).

Charakter des Lutherthums nach der Concordienformel und Stellung der andern Richtungen des Protestantismus zu demselben.

Man muß diesen Charakter, den das Lutherthum in der Concordienformel sich gab und den die strengen Anhänger desselben mit Hülfe eben jenes Bekenntnisses seitdem unerschütterlich zu behaupten strebten, fest im Auge behalten, um die eigenthümlichen Bewegungen und Erscheinungen innerhalb der deutschen protestantischen Kirche in der nächstfolgenden Zeit recht zu verstehen. Wenn man sieht, mit welcher Starrheit die Verfasser der Concordienformel alles und jedes nur auf die äußerliche Form des Gebrauchs der kirchlichen Gnadenmittel bezogen,

*) Concordienf. I und II, insbesondere I. Neg. 6, II. Neg. 2, 3, 4.

**) Concordienformel XI. Affirmat. 11. „Daß aber Viele berufen und Wenige auserwählt sind, hat nicht diese Meinung, als wolle Gott nicht Jedermann selig machen, sondern die Ursache ist, daß sie Gottes Wort entweder gar nicht hören, sondern muthwillig verachten, die Ohren und ihr Herz verstocken und also dem heiligen Geist den ordentlichen Weg verstellen, daß er sein Wort in ihnen nicht haben kann, oder, da sie es gehört haben, wiederum in Wind schlagen." 12. — „indem wir die ewige Wahl des Vaters suchen sollen, der in seinem ewigen Rath beschlossen, daß er außer denen, welche seinen Sohn Christus erkennen und wahrhaft an ihn glauben, Niemand wolle selig machen." Noch deutlicher ist die Nothwendigkeit einer Mitwirkung des Menschen zu seiner eignen Heiligung und Seligkeit — durch Benutzung der dargebotenen Gnadenmittel, d. h. der kirchlichen Gebräuche — ausgesprochen in der „Wiederholung und Erklärung etlicher Artikel der Augsb. Confession", „als Anhang zur Concordienformel" mitgetheilt in dem „Christl. Concordienbuch" (herausgegeben von Walch), S. 726 und 727. Vgl. Al. Schweizer, „Die protest. Centraldogmen in ihrer Entwicklung innerhalb der reformirten Kirche", 1. Bd. S. 398, 483, 577 ff.

wie sie weder eine Wirkung des heiligen Geistes in der Seele des Menschen ohne die Dazwischenkunft der Kirche, noch viel weniger eine sittliche Erhebung dieses letztern von sich selbst aus zugaben, dann findet man es natürlich, daß alle die Elemente religiöser Empfindung, sittlicher Thatkraft und vernunftgemäßen Denkens, die sich durch eine so einseitige Richtung auf das blos kirchliche Moment hin beengt oder ausgeschlossen fühlten, gemeinsame Opposition dagegen machen und unter sich Bündnisse eingehen mußten, die auf den ersten Blick etwas Auffälliges haben. Es würde schwer sein, zu begreifen, wie die Vertheidiger der „guten Werke", die Melanchthonianer und in späterer Zeit ein Calixt und ein Spener, sich den Reformirten, den Vertheidigern der „unbedingten Gnadenwahl" *), hätten wahlverwandt fühlen, oder wie der Aufklärer Chr. Thomasius mit den Pietisten hätte gemeinschaftliche Sache machen können, wenn nicht der gleiche Widerwille dieser aller gegen die Lehre von der kirchlichen Allgewalt, wie sie die Concordienformel ausgebildet hatte, gegen die Erstarrung des Protestantismus in äußerem Formenwesen und hierarchischer Despotie, wie sie in der lutherischen Kirche zu Tage trat, einen Einigungspunkt auch für die scheinbar ungleichartigsten, ja einander widersprechendsten Richtungen abgegeben hätte.

*) Inwieweit in den reformirten Kirchen Deutschlands die Prädestinationslehre Calvin's in ihrer ganzen Strenge zur Geltung gekommen sei, ist eine von den Kirchengeschichtslehrern zur Zeit noch nicht völlig zweifellos gelöste Frage, welche entscheiden zu wollen, ich daher am wenigsten mir anmaße. Guericke (a. a. O. S. 560) und Hase (a. a. O. S. 442) erklären die reformirten Kirchen, die in vielen deutschen Staaten in Folge der durch die Concordienformel hervorgebrachten Spaltung und auf der Grundlage vorherrschender Melanchthonianischer Ansichten entstanden (s. unten), für verschieden von den schweizerischen, namentlich im Punkte der Gnadenwahl, obschon sie zugeben, daß mit der Zeit hier und da sich strengere Ansichten in dieser Beziehung eingeschlichen hätten. Der Heidelberger Katechismus, der schon vor der Concordienformel erschien (1563 zuerst veröffentlicht), enthält von der Calvinischen absoluten Prädestination kein Wort. Dagegen behauptet Al. Schweizer („Protest. Centraldogmen", 1. Bd. S. 471 ff.), daß wenigstens die pfälzer Kirche und ebenso die hessische sich jenen strengeren Ansichten, wie sie namentlich auf der Dortrechter Synode von Neuem festgestellt wurden, angeschlossen hätten. Gewiß ist, daß bei den Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten in Deutschland, wie sie von jetzt an sich entwickelten, nicht die Prädestinationslehre, sondern die Abendmahlslehre den wesentlichsten Streitpunkt bildete.

Umsichgreifen der reformirten Kirche in Deutschland u. dadurch entstehende Spaltung unter den Protestanten.

Die nächste Folge des Sieges, welchen die strengere Richtung über die gemäßigte bei Aufstellung der Concordienformel davongetragen hatte und welchen sie dadurch zu vollenden gedachte, daß sie die Einführung dieses Bekenntnisses, als einer bindenden Lehr- und Glaubensnorm, in allen protestantischen deutschen Ländern mit Hülfe der dafür gewonnenen weltlichen Gewalten zu erzwingen suchte, war die förmliche Ausscheidung der unterdrückten Partei und die Spaltung der protestantischen Kirche Deutschlands in zwei scharf von einander getrennte Heerlager *). Da freilich, wo die Anhänger der Concordienformel das Kirchenregiment und den Landesherrn für sich hatten, mußten ihre Gegner sich der Gewalt fügen, so in Kursachsen, wo durch den Sturz und die Hinrichtung des Kanzlers Crell, des weltlichen Hauptes der Melanchthonianer, und durch die Einführung der „Visitationsartikel" (einer Bekräftigung und weiteren Ausführung der Concordienformel) die strengen Lutheraner einen entschiedenen und mit allem Fanatismus einer religiösen Partei ausgebeuteten Triumph feierten. Wo dagegen die Landesherren selbst sich der andern Seite zuneigten, da machten sie, kraft des ihnen zuerkannten oberbischöflichen Rechts, ihre Glaubensrichtung zur herrschenden, wenn sie auch in der Regel die andere daneben bestehen und mehr oder weniger frei gewähren ließen. Weil nun die Melanchthonsche Richtung in vielen und wesentlichen Stücken mit den Ansichten der schweizerischen Reformatoren übereinstimmte, so zog man vor, statt eine dritte protestantische Kirche zu bilden, sich dieser schon bestehenden und in einzelnen Abzweigungen auch nach Deutschland herüberverpflanzten anzuschließen oder mindestens dem Namen nach sich ihr verwandt zu bekennen.

Vor dem Entstehen der Concordienformel hatte das reformirte Bekenntniß nur in wenigen und meist (Kurpfalz ausgenommen, wohin es schon früher gekommen war) nur in kleineren deutschen Gebieten

---

*) Für das Folgende sind hauptsächlich benutzt worden: Hase, „Kirchengeschichte", S. 433 fl., Guericke, „Handbuch der Kirchengeschichte", S. 390 fl., Hagenbach, „Der evangelische Protestantismus", 1. Th. S. 254 fl., Planck, „Geschichte der protestantischen Theologie", Walch, „Einleitung in die Religionsstreitigkeiten", 1. Bd., Hering, „Geschichte der kirchlichen Unionsversuche", 2. Bd., Hoßbach, „Spener und seine Zeit", 1. Bd., K. A. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen", 8. Bd.

Eingang gefunden. Etwa ein Menschenalter nach Verkündigung dieser neuen Glaubensnorm dagegen war dasselbe in mehr als dem vierten Theil des protestantischen Deutschlands zur Herrschaft gelangt, und zwar in noch einem Staate ersten Ranges, Kurbrandenburg, außerdem in Hessen-Kassel, Anhalt, Nassau und der freien Reichsstadt Bremen.

Die politischen Folgen dieser Spaltung unter den Protestanten wurden zwar im westphälischen Frieden insoweit beseitigt, als den Reformirten der Mitgenuß aller den Protestanten überhaupt zugestandenen Rechte eingeräumt und zur gemeinschaftlichen Vertretung dieser Rechte aus beiden Religionstheilen das Corpus Evangelicorum gebildet ward; dagegen dauerte auf theologischem Gebiete und in den Bevölkerungen oder wenigstens in der Geistlichkeit auf beiden Seiten der Kampf zwischen Lutheranern und Anhängern des reformirten Bekenntnisses mit unverminderter Heftigkeit fort, ja er schien, je länger er währte, an Schärfe und Unversöhnlichkeit nur immer mehr zuzunehmen. Und wir müssen, der Wahrheit getreu, hinzufügen, daß die Schuld davon zum größeren Theile auf lutherischer Seite war*). Von den Reformirten gingen mehrfache wohlgemeinte und aufrichtige Vorschläge zur Verständigung aus, aber sie wurden von der andern Seite fast immer entweder mit stillschweigender Verachtung oder mit offenem Hohne zurückgewiesen.

Versuche zur Vereinigung beider protestantischen Religionstheile und deren Scheitern.

Ein reformirter Theolog zu Heidelberg, Paräus, glaubte durch Ermahnungen zur Aussöhnung der beiden getrennten protestantischen Religionsparteien die erste Säcularfeier der Reformation am würdigsten vorzubereiten**), allein er mußte seine gute Absicht in den Gegenschriften lutherischer Theologen, des Tübinger Siegwart und des Wittenberger Hutter, als „eine der lutherischen Kirche gestellte Falle", als „Teufelswerk", als „giftige Verführung der Hölle" verdächtigt sehen***).

*) Zur Rechtfertigung dieses Urtheils berufe ich mich, nächst den unten folgenden Thatsachen, auf: Hase, „Kirchengeschichte", S. 527, wo, als Beweis lutherischer Unduldsamkeit, u. a. (nach Tholuck: „Geist der luth. Theologie", S. 115, 169, 211) angeführt wird, daß luther. Theologen die Hoffnung: auch Calvinisten könnten selig werden, für eine „teuflische Eingebung" erklärten, desgl. auf Henke: „Calixt", 1. Bd. S. 223, 2. Bd. S. 32.

**) Seine Schrift führte den Titel: Irenicum seu de unione et synodo Evangelicorum concilianda liber votivus, 1614.

***) Die Unstatthaftigkeit einer Union zwischen Lutheranern und Reformirten

Mitten im dreißigjährigen Kriege, als die gemeinsame Noth die größte Einigkeit aller Protestanten zu gebieten schien, war es nicht möglich, den tiefgewurzelten Glaubenshaß der Theologen, besonders der lutherischen, zum Schweigen zu bringen. Zwar leitete der kursächsische Hofprediger, Hoë von Hohenegg, das von dem Kurfürsten von Sachsen im Einverständniß mit dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Landgrafen von Hessen zu Leipzig veranstaltete Religionsgespräch mit dem salbungsvollen Gebete ein: „Der Gott des Friedens gebe Gnade, daß wir Alle in ihm Eins werden!" Allein die Erreichung dieses löblichen Ziels scheiterte an seiner und seiner Collegen Hartnäckigkeit trotz des versöhnlichen Entgegenkommens der reformirten Theologen. Drei Jahre darauf, als der Kurfürst, zum Theil auf Hoë's Betrieb, von dem mit den reformirten Ständen geschlossenen Bündniß sich wieder loszumachen suchte, um mit dem Kaiser Frieden zu schließen, schrieb derselbe würdige Theolog die folgenden christlichen Worte: „Den Calvinisten zu ihrer Religionsübung helfen, ist wider Gott und Gewissen und nichts Anderes, als, dem Urheber der calvinistischen Greuel, dem Teufel, einen Ritterdienst leisten" *). Bei dem Religionsgespräche zu Thorn (1645), dessen Zweck die Vereinigung aller drei christlichen Religionsgenossenschaften sein sollte, waren es wiederum die lutherischen Theologen, welche den Katholiken das ärgerliche Schauspiel der gehässigsten Feindschaft mitten in der protestantischen Kirche selbst gaben **).

Ein versöhnlicherer Geist waltete über dem Religionsgespräche, welches der Landgraf von Hessen 1661 zu Kassel veranstaltete. Die lutherischen Theologen von Rinteln und die reformirten von Marburg boten sich gegenseitig die Hand zu einer Einigung, welche zwar die Gegensätze im Punkte der Lehre nicht beseitigte, aber doch dem äußeren Streite und dem gegenseitigen Hasse der beiden Confessionen ein Ende zu machen verhieß. Man kam in der Ansicht überein, daß die streitigen Lehren, selbst die über Gnadenwahl und Gegenwart Christi im Abendmahle, nicht den eigentlichen Glaubensgrund des Christenthums berührten, noch dasjenige enthielten, „was zur Seligkeit nöthig sei", und man gelobte sich, keine Verketzerung wegen solcher und ähnlicher Punkte

---

wollte Siegwart u. a. aus der Stelle des Alten Testaments erweisen, worin den Israeliten verboten wird, Ochs und Esel vor Einen Pflug zu spannen.

*) Menzel, a. a. O. 8. Bd. S. 419.

**) S. oben S. 272, Note *).

eintreten zu lassen, überhaupt alles Streiten und Schelten wegen abweichender Glaubensansichten von den Kanzeln fernzuhalten*).

Aber diese Nachgiebigkeit der Rintelnschen Theologen ward, ebenso wie die versöhnliche Gesinnung, welche Calixt in Thorn kundgegeben und welche auch seine Schriften athmeten, von dem strengeren Theile der Lutheraner mit wenig günstigen Augen angesehen. Man schalt den Einen wie die Andern „Kryptocalvinisten" (heimliche Calvinisten), ihr Unternehmen, die beiden streitenden Parteien auszusöhnen, „Synkretismus", d. h. unnatürliche Vermischung des nicht Zusammengehörigen**). Einem Schüler Calixt's, dem Prediger Behm zu Königsberg, ward von seinen zelotischen Collegen, die ihn des Synkretismus anklagten, nach maßlosen Verfolgungen im Leben auch noch nach dem Tode das ehrliche Begräbniß versagt. Immer höher steigerte sich der fanatische Glaubenshaß und Verdammungseifer der lutherischen Theologen, an deren Spitze ein Strauch, ein Calov, ein Hülsemann und Andere standen. „Wer nicht lutherisch ist, der ist verflucht!" predigte einer dieser Eiferer (1657) in der Kirche zum grauen Kloster in Berlin***). Ja man scheute sich nicht, schon in die Herzen der Jugend den gleichen Haß gegen die reformirten Glaubensverwandten zu pflanzen und vor ihren Augen das zu verspotten, was jenen heilig war: die lutherischen Lehrer des grauen Klosters ließen durch ihre Schuljugend im Jahr 1662 die Einsetzung des heiligen Abendmahles nach reformirtem Ritus (das Brechen wirklichen Brodes) in Form eines Schauspiels darstellen†).

Von reformirter Seite gaben dagegen die beiden mächtigsten Landesherren dieses Bekenntnisses, Carl Ludwig von der Pfalz und Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst, das schöne Vorbild religiöser Duldsamkeit. Carl Ludwig gewährte den Lutheranern seines Landes freie öffentliche Religionsübung in eignen Kirchen, den Gemeinden das Recht des Vorschlags ihrer Geistlichen, der lutherischen Kirche im Ganzen die Selbstverwaltung ihrer inneren Angelegenheiten††). Erst unter seinem Nachfolger Carl erfuhr dieselbe viel-

*) Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 133.

**) Unter den vielen in diesem Sinne erschienenen Schriften führt eine den Titel: „Entdeckung des synkretistischen Abgottes und Greuels der Rintelnschen Theologen".

***) L. v. Orlich, „Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst", S. 266.

†) Ebenda.

††) Häusser, „Geschichte der Pfalz", 2. Bd. S. 699.

fache Beschränkungen. Der Große Kurfürst aber ließ nicht allein die Lutheraner in seinem Lande ungekränkt, sondern sah ihnen auch lange nach, daß sie seine Glaubensgenossen, die Reformirten, ja ihn selbst wegen seiner Religion auf das Heftigste angriffen*). Erst, als alle Mahnungen zur Mäßigung vergeblich geblieben und auch ein vom Kurfürsten veranstaltetes Religionsgespräch zu Berlin an der Hartnäckigkeit der lutherischen Theologen gescheitert war**), erließ derselbe ein Edict, worin beiden Theilen eingeschärft ward, „sich gegenseitig aller anzüglichen Beinamen zu enthalten und dem andern Theile keine ungereimten und gottlosen Behauptungen aufzubürden, die von ihm nicht anerkannt, sondern nur durch Consequenzmacherei aus seinen Dogmen abgeleitet würden" ***). Den Predigern ward befohlen, sich zur Befolgung dieses Edictes durch einen eidlichen Revers zu verpflichten. Ueber 200 Geistliche leisteten den Revers; einzelne jedoch erklärten, daß ihr Gewissen ihnen dies nicht gestatte. Unter den letzteren befand sich der fromme Liederdichter Paul Gerhard. Der Kurfürst, um diese Gewissensbedenken zu beschwichtigen und die Nothwendigkeit seines Verfahrens zu rechtfertigen, erklärte öffentlich: es solle den Predigern und Lehrern keineswegs verwehrt sein, „ihre Meinungen, so gut sie könnten, zu behaupten und, was sie für irrig hielten, zu verneinen", sie sollten nur nicht „die Dissentirenden mit anzüglichen Reden verlästern, ihre Lehre verkehren, aus derselben abscheuliche Dinge folgern und, obschon jene dawider protestirten, dennoch bei dem gemeinen Manne es so vorbringen, als wenn es des Gegentheils eigentliche und erkannte Lehre wäre" †). Nichtsdestoweniger blieb Paul Gerhard bei seiner Weigerung und ließ die angedrohte Entlassung über sich ergehen. Die Bürgerschaft, die Gewerke, der Magistrat Berlins, zuletzt sogar die Stände der Mark verwandten sich für den von allen Klassen wegen seiner aufrichtigen Frömmigkeit hochverehrten Mann, und der Kurfürst ward dadurch wirklich bewogen, ihn wieder einzusetzen, ohne auf Leistung des Reverses zu bestehen. Aber Paul Gerhard fühlte sich dennoch in seinem Gewissen bedrückt und verzichtete freiwillig auf sein Amt ††).

*) Orlich, a. a. O. S. 263.

**) Hering, a. a. O. S. 162, Orlich, a. a. O. S. 268.

***) Orlich, ebenda.

†) Orlich, a. a. O. S. 270.

††) Diese ganze Angelegenheit wird von den Geschichtschreibern jener Zeit, je

Versuche zur Vereinigung der Lutheraner und Reformirten wurden seit dem gescheiterten Berliner Religionsgespräche fast ein Menschenalter lang von keiner Seite mehr unternommen. Auch die edlen Bemühungen des frommen Duräus, eines Geistlichen der schottischen Kirche, der beinahe ein halbes Jahrhundert lang alle protestantischen Länder bereiste, um eine Versöhnung der kirchlichen Parteien auf der Grundlage der wesentlichen, zum Seelenheil unentbehrlichen Glaubenssätze des Christenthums zu Stande zu bringen, blieben erfolglos*).

Neue Versuche einer Union zwischen Lutheranern und Reformirten, und deren abermaliges Scheitern.

Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts ward die Angelegenheit der Union zwischen Lutheranern und Reformirten von neuem aufgenommen, diesmal zunächst im Interesse der Politik. Leibnitz war es, der auch dazu den ersten Anstoß gab. Nach dem Ryswicker Frieden, der den Katholiken in Deutschland so große Vortheile brachte**), hielt er den Zeitpunkt für gekommen, die beiden getrennten protestantischen Parteien zum gemeinsamen Widerstande gegen die übermächtige römische Kirche zu vereinigen. Der Uebertritt des Kurfürsten von Sachsen zum Katholicismus (1697) enthielt eine weitere Aufforderung zur Verfolgung dieses Planes, dessen

nach ihrem Standpunkt, verschieden dargestellt. K. A. Menzel (a. a. O. 8. Bd. S. 419) beschuldigt den P. Gerhard einer fanatischen Verketzerungssucht gegen die Reformirten, indem er ihm sogar die Worte in den Mund legt: „Er räume zwar ein, daß unter den Reformirten Christen seien; daß aber die Reformirten als solche Christen und also seine Mitbrüder seien, könne er nicht einräumen". Andrerseits stellen strenglutherische Kirchengeschichtschreiber, z. B. Guericke (a. a. O. 3. Bd. S. 369), das Verfahren des Kurfürsten als wirklich bedrückend für die Gewissen der lutherischen Geistlichen dar. Nach Guericke hätte der oben erwähnte Revers die Verpflichtung enthalten, „sich mit den Reformirten christlich zu vertragen, die reformirten Lehren gutzuheißen, sich nicht mehr auf die Concordienformel zu berufen" u. s. w. Der von Orlich mitgetheilte Text des kurfürstl. Edicts von 1664 und der „Erklärung" von 1665 enthält davon nichts, vielmehr besagt letztere ausdrücklich, daß den Lutheranern die Widerlegung der reformirten Lehren unbenommen bleiben und nur das Schimpfen auf die Reformirten mit Namensnennung (der sogenannte elenchus nominalis) und die eigenmächtige Deutung ihrer Lehren verboten sein solle. Hagenbach, a. a. O., sucht sowol den Kurfürsten als Gerhard zu entschuldigen. Daß Gerhard selbst niemals auf die Religion der Reformirten gescholten habe, bezeugte ihm ausdrücklich der Magistrat in seiner Vorstellung (Orlich, a. a. O. S. 271).

*) Guericke, a. a. O. 3. Bd. S. 604, Hase, a. a. O. S. 527, Henke, „Calixt", 2. Bd. S. 106 ff.

**) S. oben S. 283.

Durchführung bei eifrigem Zusammenwirken der beiden unter sich verwandten und befreundeten Höfe von Brandenburg und Braunschweig (welche nunmehr die ersten unter den evangelischen Ständen waren) nicht unmöglich schien. Als nächstes Ziel betrachtete Leibnitz eine solche Eintracht der beiden Parteien im bürgerlichen Leben, wie sie für ein kräftiges Zusammenhalten derselben gegen die drohende Machtvermehrung der römischen Kirche nothwendig sei. Ein weiterer Schritt zur Annäherung sollte dann darin bestehen, daß man aufhöre, sich gegenseitig zu verdammen. Eine vollständige Einheit im Glauben hielt er für schwierig, wenn nicht für unmöglich, aber auch nicht für schlechterdings nothwendig zur Erreichung der wünschenswerthen äußern Einigkeit der beiden protestantischen Religionstheile. Leibnitz hatte dabei, wie bei allen seinen Plänen, zugleich weitere Gesichtspunkte im Auge: es galt ihm eine engere Einigung aller protestantischen Staaten (Englands, Hollands, Schwedens und der deutschen protestantischen Länder) gegen Ludwig XIV. *).

Der Vorschlag Leibnitzens, vom Hofe zu Hannover gebilligt, fand auch in Berlin Beifall; nur wollte man sich dort nicht mit einer blos äußerlichen Verbindung oder einer gegenseitigen Duldung begnügen, sondern erstrebte eine wirkliche Aufhebung der „unseligen Trennung" zwischen Lutheranern und Reformirten, eine Gemeinschaft beider in dem Genusse des Abendmahles und im Gottesdienste ohne Gewissenskränkung des einen oder andern Theiles, und eine Verschmelzung der trennenden Namen selbst zu der einigenden Bezeichnung: Evangelische. Derselben Meinung war Molanus, der, nebst einigen Helmstedter Theologen, bei den darüber eröffneten Verhandlungen zugezogen ward. Ein in diesem Sinne von dem Hofprediger des Kurfürsten, Jablonski, abgefaßter Unionsentwurf, ausgehend von dem Satze, „daß in den wichtigsten und nöthigsten Grundwahrheiten der christlichen Religion zwischen beiden Kirchen kein Unterschied und keine Ursache, sich zu trennen, sei", fand die

*) S. Onno Klopp in der Einleitung zum 8. Bd. der „Werke von Leibnitz", S. XVIII. Zur selben Zeit stellte L. in seiner Correspondenz mit Bossuet Sätze auf, „welche den Lehren der römisch-katholischen Kirche näher traten, als irgend eine andere Erklärung von protestantischer Seite". L. habe, meint Klopp, die Ansicht gehabt, der Ritus der englischen Hochkirche könne ebensowol als Einigungspunkt für die verschiedenen protestantischen Kirchen, wie als Annäherungspunkt zwischen diesen und der römischen Kirche dienen.

Billigung der Helmstedter. Gegen eine bloße gegenseitige Duldung bei fortbestehender Trennung im eigentlichen Glaubenspunkte erklärte sich Molanus entschieden, und Leibnitz gab darin nach*). Auch dachten sich beide die Union nicht auf ein oder einige Länder beschränkt, sondern auf die ganze evangelische Kirche ausgedehnt**). Eine persönliche Besprechung beider mit Jablonski (1698) schien die Angelegenheit dem Ziele der in Berlin gewünschten Einigung ganz nahe gebracht zu haben; dennoch wurden die Verhandlungen nur lau betrieben (wie es scheint, in Folge einer zwischen den beiden Höfen eingetretenen Erkaltung), und geriethen zuletzt durch politische Vorgänge, welche das Interesse davon ablenkten, gänzlich ins Stocken***). Einige Jahre später wurden sie von Berlin aus wieder aufgenommen. Die Krönung Friedrich's III. als König von Preußen, bei welcher zwei Bischöfe nach dem Muster der englischen die geistlichen Weihen vollzogen, regte die Idee einer Einführung der englischen Kirchenverfassung in dem neuen Königreiche an. In dem Geiste des Königs mochte sich damit der Gedanke einer Stärkung der weltlichen Macht durch eine starke, hierarchisch gegliederte und doch in dem Oberhaupte des Staats ihr eignes Oberhaupt anerkennende Kirchengewalt verbinden, und Leibnitz nährte diesen Gedanken durch eine Schrift, worin er das englische Sprüchwort: no bishop, no king, ausführte†). Der Plan kam niemals über die bloßen Velleitäten hinaus, aber er führte mittelbar, durch den Wunsch, auch auf deutschem Boden eine einige und allgemeine evangelische Kirche herzustellen, zur Wiederaufnahme der Unionsbestrebungen. Ein besonderes Unionscollegium (collegium irenicum) ward niedergesetzt, aus drei refor-

*) Aus diesem Stadium der Verhandlungen (1698) stammt, wie man annimmt, das in Leibnitzens Opp. Omn. (tom. 1 p. 735) abgedruckte Jugement impartial sur l'utilité que les Luthériens peuvent espérer de leur union avec les Réformés, nach Guhrauer („Leibnitz", 2. Bd. S. 175) nur ein Bruchstück der von Leibnitz und Molanus an Jablonski gesandten Gegenschrift auf seinen Entwurf, welche den Titel führte: Via ad pacem. Ob das, nach Guericke, a. a. O. 3. Bd. S. 235 neuerlich in Dresden aufgefundene und in Stip, „Hymnolog. Reisebriefe", 1. Th. (1851) S. 69, abgedruckte „Unparteiische Urtheil" von Leibnitz und Molanus damit identisch sei, vermag ich nicht zu sagen.

**) Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 322. S. die vorige Seite!

***) Guhrauer, „Leibnitz", 2. Bd. S. 164—180, 231—244, K. A. Menzel, a. a. O. 9. Bd. S. 540 fl.

†) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 240.

mirten und zwei lutherischen Theologen bestehend. Spener, welcher Mitglied desselben werden sollte, lehnte ab, theils, weil er an dem Erfolge zweifelte, theils, weil er, ohnehin mancher Abweichungen von der herrschenden lutherischen Kirchenlehre beschuldigt, dem Verdachte gegen seine Rechtgläubigkeit durch eine Mitwirkung zur Einigung mit den Reformirten nicht noch mehr Nahrung geben wollte. Der unbesonnene Eifer eines der Mitglieder des Collegiums, Winkler, brachte die Sache abermals ins Stocken. Sei es, weil er sich von den langsam vorschreitenden Verhandlungen keinen Erfolg versprach, sei es, um sich beim Könige beliebt zu machen, zudem, obschon Lutheraner, durch seine freiere Auffassung gewisser Glaubenslehren einer vermittelnden Ansicht zugeneigt, überreichte derselbe auf eigne Hand und insgeheim dem Könige eine Denkschrift, worin er ihm den Rath ertheilte: er möge kraft seines landesherrlichen Rechts die Union durch einen Machtspruch einführen, diejenigen gottesdienstlichen Gebräuche der Lutheraner, welche diese von den Reformirten schieden, aufheben, gegen störrische Pfarrer aber die volle Strenge des ihm zustehenden Oberaufsichtsrechts walten lassen. Als Einigungspunkt der Lehre empfahl er den Glauben an das seligmachende Verdienst Christi, verbunden mit einem gottseligen Leben.

Diese Denkschrift, durch einen Bruch des Geheimnisses gegen den Willen des Königs veröffentlicht*), erregte einen furchtbaren Sturm unter den Lutheranern. Die evangelischen Stände des Herzogthums Magdeburg fragten bei der theologischen Facultät zu Helmstedt an, wie sie sich als christliche Unterthanen zu verhalten hätten, wenn ihnen von den in jener Schrift empfohlenen Dingen Etwas zugemuthet werden sollte. Leibnitz selbst erklärte sich gegen die Vorschläge der Denkschrift, und nicht blos der Hauptverfechter des strengen Lutherthums in Sachsen, Val. E. Löscher, sondern auch der Schwiegersohn und Gesinnungsverwandte des milden Spener, Rechenberg in Leipzig, erhob ernstliche Einsprache gegen die Herstellung einer Union auf solchen Grundlagen und mit solchen Mitteln**).

In der Zwischenzeit war auch der Eifer der politischen Gönner jener Unionsverhandlungen wieder erkaltet. Der neue Kurfürst von Hanno-

*) Unter dem Titel: Arcanum regium, 1707.

**) Guhrauer, a. a. O. 2. Bd. S. 234, Engelhardt, „V. E. Löscher nach seinem Leben und Wirken", S. 101.

ver, Georg Ludwig, fand sich durch die seiner Tochter bei ihrer Vermählung mit dem preußischen Kronprinzen eingeräumte Freiheit des lutherischen Gottesdienstes befriedigt und wies Leibnitz an, sich der weiteren Theilnahme an den Unionsverhandlungen zu enthalten. Anton Ulrich von Braunschweig, der sich gleichfalls eine Zeit lang eifrig für die Union bemüht hatte (während er früher die Union mit den Katholiken betrieben *)), ward durch den von ihm veranlaßten Uebertritt seiner Enkelin zum Katholicismus in eine schiefe Stellung zu seiner eigenen Kirche versetzt und sagte sich wenige Jahre später ebenfalls von derselben los. Das Unionswerk war abermals gescheitert.

Indessen gewannen doch — dank der wachsenden Aufklärung! — die Grundsätze gegenseitiger Duldung in den Kreisen der gebildeten Laien mehr und mehr Ausbreitung, und selbst unter den Geistlichen beider Confessionen hatten einzelne den Muth, trotz des Eiferns ihrer zelotischeren Collegen die gleichen Ansichten nicht nur zu bekennen, sondern auch danach zu handeln. In demselben Königsberg, wo ein halbes Jahrhundert früher Behm wegen seiner versöhnlichen Gesinnungen gegen die Reformirten von seinen lutherischen Amtsbrüdern durch maßlose Verfolgungen zu Tode gequält und dann eines christlichen Begräbnisses unwürdig erklärt worden war, vereinigten sich 1707 lutherische und reformirte Geistliche zur gemeinsamen Austheilung des Abendmahles, indem sie abwechselnd gebrochenes Brod und Hostie reichten und die Einsetzungsworte bald nach lutherischem, bald nach schweizerischem Ritus sprachen **). Anton Ulrich von Braunschweig gewährte den Reformirten in seinem Lande 1708 volle bürgerliche und kirchliche Freiheit ***). Dagegen blieb dort, wo strenglutherische Prediger das Verfahren der weltlichen Gewalten bestimmten — namentlich in den Freien Städten — die Unduldsamkeit und Härte gegen die Reformirten unverändert, so namentlich in Hamburg und in Frankfurt a. M. †).

Die Wiederkehr des Reformationsjubiläums im Jahr 1717 rief abermals, wie ein Jahrhundert früher, in den milder Denkenden auf beiden Seiten Wünsche nach Ausgleichung des die protestantische Kirche

*) O. Klopp in der Einleitung zum 7. Bande der „Werke von Leibnitz“, S. LXXIV.

**) Hering, „Unionsversuche“, 2. Bd. S. 340 ff.

***) Ebenda.

†) Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 381, Keyßler, „Reisen“, S. 1314.

spaltenden Gegensatzes hervor. Und diesmal waren es zwei lutherische Theologen, welche die erste Hand zur Versöhnung boten. Der Tübinger Kanzler C. M. Pfaff erklärte in einer Schrift, daß zwar eine völlige „Einerleiheit des Bekenntnisses“ unmöglich, daß aber auch schon eine „Einheit im Glaubensgrunde“, d. h. in den wesentlichen Wahrheiten der Religion, zu einer Union der beiden protestantischen Kirchen genügend sei. „Die Apostel“, sagte er, „würden, wenn sie jetzt wiederkämen, eine große Unwissenheit in den Dingen verrathen, über welche die heutigen Theologen am meisten streiten.“ Sein College Klemm trat ihm bei, indem er sagte: man müsse die „Kircheneinigkeit“ von der „Kathedereinigkeit“ unterscheiden; die Theologen auf ihren Lehrstühlen möchten sich immerhin bekämpfen, nur solle man keine theologischen Streitfragen auf den Kanzeln dulden und die Reformirten als Glaubensbrüder anerkennen*). Noch andere lutherische Stimmen ließen sich in ähnlichem Sinne vernehmen**). Von reformirter Seite zeigte man sich zu der gleichen Versöhnlichkeit bereit***).

Aber jetzt brachen die Gegner der Toleranz, die Eiferer für das unverbrüchliche Festhalten an dem strengen Buchstaben der Unterscheidungslehren, an ihrer Spitze Neumeister in Hamburg und Cyprian in Gotha, gegen diese neuen Unionsbestrebungen mit einer Heftigkeit los, welche die Schmähungen und Verwünschungen, womit ein Jahrhundert früher einem Paräus und einem Calixt um der gleichen Ursache willen begegnet worden war, beinahe noch überbot. Sie donnerten gegen die Union bald als gegen das frevelhafte Beginnen, „Christus mit Belial zu vereinigen“, bald als gegen eine „Versuchung Luther's durch Beelzebub“, und was sonst noch für Schimpfnamen der leidenschaftlichste Glaubenshaß nur auszudenken vermochte. So heftig war der Kampf, den diese Fanatiker des Confessionalismus abermals erregten, daß allein

---

*) Pfaff, „Friedliche Anrede an die Protestanten“, 1720, „Näherer Entwurf von der Vereinigung der protestantischen Kirchen“, 1721, ferner: Alloquium irenicum u. s. w., Klemm, „Die nöthige Glaubenseinigkeit der protestantischen Kirchen“. (Vgl. Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 342, Hoßbach, „Spener“, 2. Bd. S. 380, Hagenbach, a. a. O. 3. Thl. S. 109.)

**) Z. B.: „Unmaßgebliche Gedanken“, wie die Trennung in der christlichen Kirche aufgehoben werden könne“, 1720.

***) Hagenbach, a. a. O. 3. Th. S. 111.

die Titel der damals gewechselten Streitschriften für und wider die Union bereits im Jahre 1723 3½ Bogen füllten*).

Auch auf dem Reichstage, im Schooße des Corpus Evangelicorum, kam die Unionssache zur Sprache. Der brandenburgische Gesandte legte demselben 1722 den Entwurf einer Union vor, der, von einem ungenannten Verfasser nach den Ansichten der Tübinger Theologen abgefaßt, in fünfzehn Punkten folgende Grundzüge der Einigung enthielt: Es sollte kein Streit mehr auf den Kanzeln über Unterscheidungslehren der beiden protestantischen Kirchen geführt werden; den einzelnen Mitgliedern jeder der protestantischen Kirchen sollte freigestellt sein, zum Abendmahle zu gehen bei welchem Geistlichen sie wollten, gleichviel ob lutherischem oder reformirtem; der Glaubensunterschied innerhalb des gemeinsamen protestantischen Bekenntnisses sollte kein Hinderniß des Eintritts in den Staatsdienst und des Ankaufs von Liegenschaften sein; endlich sollten beide Religionstheile ihre unterscheidenden Sondernamen mit dem gemeinsamen der „Evangelischen" vertauschen.

Aber Kursachsen, Gotha und Weimar widersprachen; selbst gemäßigte lutherische Theologen, wie Mosheim, fanden eine solche Einigung bedenklich**), und so blieb auch dieser Plan ohne Resultat***).

---

*) „Wie stimmt Christus mit Belial?" hieß das Motto einer der Gegenschriften wider die Union. Neumeister schrieb 1722 gegen Klemm in Ausdrücken wie: „Calvinische Mameluken und Judasbrüder". 1723 erschien (in der damals beliebten Faßmannschen Manier) „des weltbekannten Cartouche Gespräch im Reiche der Todten mit Calvino und Jansenio, dem jetzigen Vereinigungstreiben zum Nachsinnen mitgetheilt". Darin kommen Stellen vor wie folgende: „Cartouche: Ich habe von Jugend auf große Lust zur Vereinigung gehabt. Kam mir eine schöne goldene Uhr oder ein Beutel mit Dublonen vor die Augen, so mußte er sich geschwind zu einer Vereinigung mit meiner Tasche verstehen" u. s. w. Ferner wurden allerhand Fluch- und Spottlieder auf die Union im Bänkelsängertone verbreitet; eines davon (1721) enthielt folgende Anrufung Gottes:

„Du kennst der Synkretisten Thun,
Wie greulich sie es meinen;
Sie wollen Jesum Christum nun
Mit Belial vereinen.
Ach ja, das ist ihr Augenmerk,
So hindre das verfluchte Werk
Um Deiner Ehre willen!"

(Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 882.)

**) Hoßbach, „Spener und seine Zeit", 2. Bd. S. 380 ff.

***) Die oben erwähnten Verhandlungen am Reichstage zu Regensburg gaben

Ein zweiter, ebenfalls von Berlin ausgegangener Vermittlungsversuch, der durch eine auf königlichen Befehl verfaßte Schrift des hallischen Theologen Joachim Lange: „Von der allgemeinen Gnade“ eingeleitet ward, hatte keinen bessern Erfolg. Weder auf strenglutherischer, noch auf reformirter Seite fanden die in dieser Schrift entwickelten Ansichten Beifall*).

Der Gedanke einer förmlichen Union zwischen Lutheranern und Reformirten ruhte seitdem fast ein Jahrhundert lang: nur im Einzelnen fand hier und dort eine Annäherung der beiden Confessionen durch Milderung der strengeren Grundsätze des Lutherthums und Vereinfachung des in manchen lutherischen Kirchen noch herrschenden formenreichen Ceremoniells statt, größtentheils freilich nicht aus eignem Entschlusse der kirchlichen Organe selbst, sondern durch Machtgebote der Landesherren**).

---

den Gegnern der Union abermals Stoff zu allerlei Spott und Hohn. Ein Lied in volksthümlicher Tonart führte Beelzebub ein, wie er Luther zu verführen sucht, ihm endlich einen Schlaftrunk „aus 15 Ingredienzien“ beibringt und ihn so nach Regensburg entführt. Ein anderes, als dessen Verfasser Neumeister in Hamburg bekannt ward, begann damit, zu erzählen: Des Teufels Großmutter sei schwanger und wolle in Regensburg ihr Wochenbett halten, und fuhr dann so fort:

„Gebiert sie einen jungen Sohn,
So soll er Synkretismus heißen,
Wird's aber eine Tochter sein,
So heiße man sie Union.
Jedoch, geräth das Werk nicht eben noch ins Stecken (Stocken),
So schwör' ich Stein und Bein,
Es wird die Mutter sammt der Brut verrecken.“

Von anderer Seite erschien darauf eine Parodie, worin es hieß: Die tolle Ehrsucht sei mit Narren schwanger in Hamburg; werde es ein Sohn, so solle er Neumeister, werde es eine Tochter, so solle sie Pfaffenambition getauft werden. Der Schlußvers lautete sodann:

„Jedoch, geräth das Werk nicht eben noch ins Stecken,
So schwör' ich Stein und Bein,
Es kommt ein junger Narr zu alten Gecken!“

(Hering, a. a. O.)

*) Hoßbach, a. a. O.

**) So ward in Sachsen durch obrigkeitliche Verordnungen den lutherischen Theologen das Schmähen der Reformirten verboten und, bei Gelegenheit der Jubelfeier der Augsburgischen Confession, 1730, beiden Theilen Mäßigung anempfohlen. In Preußen erging 1733 ein Reglement zur Vereinfachung des lutherischen Gottes-

Neue reformatorische Bewegungen innerhalb des Lutherthums.

Gründlicher ward einer endlichen Beseitigung der Schranken, welche die protestantische Religionsgemeinschaft in zwei Theile schieden, durch die Bewegungen vorgearbeitet, die im Schooße des Lutherthums selbst, nach der Ausscheidung der Melanchthonischen Partei, neuerdings entstanden, Bewegungen, die sämmtlich, unter der einen oder andern Form, gegen dieselbe Einseitigkeit todten Buchstabenglaubens und äußerlichen Formenwesens gerichtet waren, gegen welche schon die Melanchthonische Schule angekämpft hatte.

Solche anderweite Bewegungen im Schooße der lutherischen Kirche zeigen sich schon um eben die Zeit, wo die Absonderung eines großen Theils der deutschen Protestanten von derselben durch deren Uebertritt zur reformirten Kirche erfolgte, und sie gehen — während des ganzen Zeitraums, den wir hier schildern — neben den Kämpfen der beiden großen protestantischen Religionsgenossenschaften her, bald in diese eingreifend durch wohlgemeinte, leider fast immer vergebliche Versuche der Aussöhnung oder doch Milderung des schroffen Zwiespaltes, bald ohne Beziehung darauf und nur die eigenen Ziele verfolgend.

Der despotische Zwang, welchem die herrschende Kirche durch ihre Bekenntnißschriften die Auslegung der heiligen Schrift und die Auffassung der religiösen Wahrheiten überhaupt unterwarf, regte die unabhängigeren Geister zu lebhaftem Widerstande an, und diejenigen am meisten, die sich der rückhaltlosesten Hingebung an das Göttliche und der innigsten Sehnsucht nach dessen tiefer und reiner Erkenntniß bewußt waren. Der übergroße Werth, den die lutherische Orthodoxie auf die Vollziehung kirchlicher Gebräuche legte, und die Gewissenlosigkeit, womit sie daneben die eingerissene Rohheit und Verderbniß der Sitten gewähren ließ*), ja zum Theil durch ihr eignes Beispiel förderte, stieß die edleren Gemüther ab, welchen ein Glaube ohne sittliche Wirkungen wie eine taube Blüthe ohne Frucht erschien. Fromme und erleuchtete Männer unter den Theologen

---

dienstes, Abschaffung der vielen Ceremonien und der Privatbeichte. In Braunschweig ward die 1728 verordnete Einführung neuer Katechismen durch die strenglutherische Partei wieder hintertrieben. Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 425, Bauer, „Geschichte der Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts", 1. Bd. S. 61.

*) In einem Edicte des Großen Kurfürsten (von 1660) wird den Theologen der Vorwurf gemacht, daß sie „mehr gegen die dissentirenden evangelischen Mitchristen, als gegen öffentliche Hurer, Trunkenbolde, Wucherer, Geizige u. a. Sünder eiferten". Hering, a. a. O. 2. Bd. S. 137.

selbst zeigten sich tiefbetrübt über das Treiben der Mehrzahl ihrer Collegen. „Unsere Lehre“, ruft Val. Weigel aus*), „ist von Menschen und aus Menschenbüchern, und unser Wandel ist vom Teufel, denn Hoffahrt, Eigennutz und Faulheit, damit jetziger Zeit fast alle Theologen besessen sind, kommt fürwahr nicht von Gott, sondern vom Teufel.“ Die meisten Prediger, sagt derselbe Theolog, seien es gar wohl zufrieden, daß sie auf dem **Corpore doctrinae**, den Postillen, der Augsburgischen Confession, den **Locis Philippi**, den Schriften Luther's und der **Formula Concordiae** ausruhen könnten, und dächten im Stillen: „Gott Lob und Dank! es ist Alles ganz leicht in der Theologie zusammengefaßt, so bedürfen wir nicht vielen Studirens!“ Ein anderer Vertreter derselben tieferen Religiosität, Heinrich Müller, klagt**): „Die heutige Christenheit hat vier stumme Kirchengötzen, denen sie nachgeht — den Taufstuhl, Predigtstuhl, Beichtstuhl und Altar; sie tröstet sich ihres äußerlichen Christenthums, daß sie getauft ist, Gottes Wort hört, zur Beichte geht, das Abendmahl empfängt; — aber sie verleugnet die innere Kraft des Christenthums“.

Die Vertreter eines wahrhaft praktischen Christenthums.

Die gemäßigteren unter diesen mit den herrschenden kirchlichen Zuständen Unzufriedenen begnügten sich damit, den Mangel wahrer Religiosität, welchen sie fast allerwärts wahrzunehmen glaubten, durch kräftige Ermahnungen zu einem gottseligen und sittlichen Leben, die sie in Wort und Schrift, in Reden und Liedern aussprachen, nach Möglichkeit zu heilen und dem erstarrenden Einflusse todter Formen durch die Glut frommer Empfindung und die Kraft lebendigen Glaubens, die sie in ihren Kreisen auszubreiten suchten, entgegenzutreten. Sie bekannten sich dabei ausdrücklich zu allen Punkten des Bekenntnisses der lutherischen Kirche von der Augsburgischen Confession bis zur Concordienformel, konnten aber dennoch den Verketzerungen der Orthodoxen von der strengen Observanz nicht entgehen, weil sie es wagten, die todten Formen beleben und dem starren Buchstaben einen Geist einhauchen zu wollen. Sogar der ehrwürdige Verfasser des Buchs „Vom wahren Christenthum“ und des „Paradiesgärtlein voller christlicher Tugenden“, der fromme Joh. Arnd, mußte sich gefallen lassen, von einem Vorkämpfer der Orthodoxie, dem Tübinger Kanzler Osiander,

*) In seiner „Kirchen- und Hauspostille“, 1. Bd. S. 124.

**) In seiner „Apostol. und evang. Schlußkette“ — s. Arnold, „Kirchen- und Ketzerhistorie“, 2. Th. S. 471, Hoßbach, „Spener und seine Zeit“, 1. Bd. S. 30.

als Papist, Calvinist und Schwärmer verdächtigt zu werden *), und das gleiche Schicksal traf mehr oder weniger alle seine Nachfolger auf diesem Wege, einen Joh. Gerhard, Prätorius, Herberger, Rahtmann, Statius, Heinrich Müller und Chr. Scriver. Auch Val. Andreä, das Muster eines gläubigen, aber freilich gegen die gleißende Formenheiligkeit unerbittlichen Theologen, fand für nöthig, seine Uebereinstimmung mit dem strengen Buchstaben der Bekenntnisse und seinen Abscheu gegen Papismus und Calvinismus, gegen die Lehren der Wiedertäufer und Schwenkfelder und gegen jede sonstige Art von Ketzerei förmlich und feierlich zu bekräftigen **).

Nicht immer blieb der Drang religiöser Empfindung oder der Widerstand gegen den Zwang äußerlicher Formen bei so bescheidenen Zielen stehen; in vielen Fällen überschritt er nicht blos die Schranken eines einzelnen kirchlichen Bekenntnisses, sondern jedes positiven Glaubens, und suchte auf eigne Hand seinen Weg zu dem Uebernatürlichen und Göttlichen zu finden.

Mystiker und Schwärmer.

Es ging damals beinahe durch das ganze civilisirte Europa eine gewaltige und eigenthümliche Erregung religiöser Natur. Die vielen und langen Glaubenskriege und die gegenseitigen Verfolgungen kirchlicher Parteien — mit all den Greueln, die sie in ihrem Gefolge hatten und die des heiligen Namens der Religion zu spotten schienen, welchen sie angeblich verherrlichen sollten — hatten in zahlreichen Gemüthern jede Anhänglichkeit an ein bestimmtes kirchliches Bekenntniß ertödtet und den Wunsch nach einer Gottesverehrung erweckt, welche weder mit den Spitzfindigkeiten theologischer Zänkereien, noch mit der Beengtheit kirchlicher Formen etwas zu thun hätte. Das religiöse Gefühl, unbefriedigt durch die dürre Buchstabengläubigkeit der herrschenden Orthodoxie, zog sich in sich selbst zurück und suchte in den lebendigen Offenbarungen des eignen Gewissens oder der von Gott erleuchteten Vernunft die Befriedigung seiner Sehnsucht nach dem Göttlichen, die es weder in den Dogmen, noch in den Gebräuchen der bestehenden Kirchen zu finden glaubte. Die heftigen Erschütterungen und die ungeheuren Wechselfälle, denen die Schicksale der Einzelnen und ganzer Nationen in der damaligen Zeit wiederholt ausgesetzt waren,

*) Arnold, a. a. O. 2. Th. S. 464. Guericke, a. a. O. 3. Bd. S. 439.

**) Guericke ebenda, S. 444.

machten die Gemüther empfänglich für den Glauben an ein unmittelbares Eingreifen überirdischer, ebensowol dämonischer, als göttlicher Kräfte in den Gang der Menschengeschichte, und gaben dem Hange nach dem Wunderbaren und Ahnungsvollen, nach mystischer Vertiefung in die Geheimnisse der Natur und nach magischem Verkehr mit Wesen einer andern Welt immer neue Nahrung.

So zieht sich durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch und hier und da selbst noch ins 18. herein eine lange Kette von Erscheinungen sogenannter Mystiker, Schwärmer, Verzückter, Enthusiasten, Chiliasten (oder mit welchen Namen sonst die herrschende kirchliche Partei diese Verächter ihres Ansehens belegen mochte) — Personen zum Theil von wissenschaftlicher Bildung oder doch von ungewöhnlicher Naturbegabung, zum Theil auch einem bloßen dunkeln Drange innerer Empfindung folgend, die einen ruhig, gemessen, edel und von wahrhaft praktischer Frömmigkeit, andere wildfanatisch, leidenschaftlich, ebenso über die bürgerliche Sitte, wie über die kirchliche Autorität sich hinwegsetzend, in ihrem moralischen Verhalten, da sie auch hier nur der Leitung ihres inneren Triebes folgten, bisweilen von sehr zweideutigem Charakter.

Fast alle Länder und alle kirchliche Bekenntnisse haben zu dieser zahlreichen und bunten Genossenschaft ihr Contingent gestellt: das hochkirchliche England seinen R. Fludd, seine Levellers, später seine Quakers und Shakers; das katholische Frankreich seine Labadisten, seine Bourignon und, in höherem Style, seinen Poiret; das calvinistische Holland seine A. Schurmann; das lutherische Deutschland endlich seinen Jacob Böhm und seinen Valentin Weigel, seine rosenkreuzerischen Geheimbünde, seine Kuhlmann, Hoburg, Gichtel und viele Andere mehr*).

*) Arnold, „Kirchen- und Ketzerhistorie", unter den betr. Kapiteln, Hase, a. a. O. S. 478, Guericke, a. a. O. S. 430, Guhrauer, „Jungius und sein Zeitalter", S. 58. Daß die Rosenkreuzer nicht, wie man oft angenommen, ein aus älteren Zeiten stammender, im Besitze besonderer Kenntnisse und Ceremonien befindlicher wirklicher Geheimorden waren, sondern daß ihr Ursprung und Name eine Erfindung des früher genannten Theologen Val. Andreä war, der sich darin gefiel, den Hang seiner Zeit nach Geheimbündelei und Mysterien auf diese Weise zu persifliren, hat schon Arnold in seiner Kirchengeschichte (2. Th., 17. Buch, 18. Kap.) ausgeführt und neuerlich wieder Guhrauer in dem oben citirten Buche, S. 58 fl., bestätigt. Daß gleichwol auf den Grund und im Geiste der von ihm solchergestalt verbreiteten Ideen, die allerwärts, auch außerhalb Deutschlands, großes Aufsehen

Indessen waren alle diese Bewegungen — in Deutschland wenigstens — immer nur vereinzelte und blieben ohne Einfluß auf die allgemeine Gestaltung des kirchlichen Lebens. Höchstens bildeten sich um die Apostel solcher neuen Offenbarungen Gruppen von Anhängern, die entweder mit ihren Urhebern zugleich wieder verschwanden, oder eine Zeit lang diese überdauerten, aber nur in seltenen Fällen sich äußerlich von der bestehenden Kirchengemeinschaft lossagten und zu förmlichen Secten abschlossen, vielmehr meist blos im Stillen, einzeln oder vereint, ihren schwärmerischen Ideen nachhingen.

Wissenschaftliche Opposition G. Calixt's.

Eine ernstere Gefahr drohte der herrschenden Orthodoxie von der wissenschaftlichen Opposition eines Mannes, der ebenso an Klarheit des Geistes, wie an Milde der Gesinnung und an Höhe der Bildung ein würdiger Nachfolger Melanchthon's war — des Helmstedter Professors Georg Calixt. Die Universität Helmstedt, auf welcher Calixt erst seine Studien machte, dann fast ein halbes Jahrhundert lang lehrte, hatte — dank dem erleuchteten Sinne des edlen und gelehrten Herzogs Julius von Braunschweig! — die Traditionen der Melanchthonischen Schule (beinahe allein von allen deutschen Universitäten) in ihrem Schooße unverkümmert bewahrt und gepflegt. Die beengenden Glaubensnormen und die harten Verdammungsurtheile der Concordienformel waren ihr fern geblieben. Calixt selbst stammte aus einem Lande, wo jenes Bekenntniß ebensowenig zur Geltung gelangt war, — aus Schleswig — und von einem Vater, der selbst noch zu den Füßen Melanchthon's gesessen hatte. Langausgedehnte Reisen in fremden Ländern vollendeten die Entwicklung seines früh hochstrebenden Geistes, welchen Männer wie Caselius und Martini in die freieren Bahnen humanistischer Bildung geleitet hatten, und die Vergleichung der sittlichen und geistigen Zustände des reformirten Hollands, des katholischen Frankreichs und der verschiedenen lutherischen Länder Deutschlands, welche er sämmtlich aus persönlicher Anschauung kannte, war wol geeignet, ihn zu Betrachtungen zu veranlassen, die zwar seine Anhänglichkeit an das Lutherthum nicht erschütterten, doch aber ihn versöhnlicher gegen Andersdenkende und argwöhnischer gegen die Zuversichtlichkeit

---

erregten, sich wirkliche Geheimgesellschaften bildeten, welche die Mysterien der angeblichen Rosenkreuzer weiter auszubilden oder anzuwenden strebten, davon haben wir u. A. in Leibnitzens Leben ein Beispiel gefunden, s. oben S. 210.

stimmten, womit die lutherische Orthodoxie alles Heil nur in den Dogmen ihres Bekenntnisses und in den Cultusformen ihrer Kirche zu finden glaubte.

Calixt nahm den alten Kampf der Melanchthonischen Schule gegen die Lutheraner der strengen Richtung wieder auf, den Kampf um den Werth oder Unwerth der guten Werke*). Ohne den sittlichen Handlungen (oder, wie er es mit weiser Behutsamkeit nannte, den sittlichen Anstrengungen des Menschen) die Geltung und das Verdienst eines wirklichen Mittels zur Seligkeit beizumessen, behauptete er doch, daß dieselben die nicht zu entbehrende Vorbedingung seien, unter der allein der rechtfertigende Glaube an das stellvertretende Verdienst Christi seine heiligende und beseligende Kraft an den Menschen äußern könne.

Es war nicht ein Kitzel doctrinärer Rechthaberei oder neuerungssüchtigen Ehrgeizes, was den ebenso bescheidenen als charakterfesten Mann veranlaßte, diesen Punkt wieder hervorzusuchen und gegen alle noch so heftigen Angriffe der Orthodoxen beharrlich zu vertheidigen. Er war sich bewußt, damit einem tiefen sittlichen Bedürfnisse der Zeit, namentlich für Deutschland, entgegenzukommen, denn er glaubte zu sehen, daß der Gedanke vom allein rechtfertigenden Glauben vielfach gemißbraucht werde, und daß es hohe Zeit sei, die Menschen von solcher Verirrung zurückzurufen, ihnen ein ernsteres Studium und eine angestrengtere Uebung der Frömmigkeit im Leben anzuempfehlen**).

Zusammenstellung Calixt's mit den Jansenisten.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo Calixt sich solchergestalt zum Vorkämpfer der Lehre des Pelagius, gegenüber dem strengen Augustinismus der orthodoxen Lutheraner, aufwarf, kämpfte in Frankreich eine aufgeklärte und von den edelsten sittlichen Grundsätzen durchdrungene Partei in der katholischen Kirche — die Männer des Portroyal, die Anhänger Jansen's — für eben jene Lehre des Augustinus, welche Calixt in Deutschland bestritt, gegen den Pelagianismus der römischen Kirche. Und doch war es ein und dasselbe sittliche Interesse, welches die Jansenisten und welches Calixt zum Kampfe mit den herrschenden Ansichten ihrer beiderseitigen Kirchen anfeuerte***).

---

*) Das Folgende hauptsächlich nach: Henke, „Calixt", Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus", 2. Bd., Planck, a. a. O., Walch, „Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der evang. luth. Kirche", IV. Th.

**) Vgl. oben S. 303.

***) Henke, a. a. O. 2. Bd. S. 152.

Luther hatte die falsche Werkheiligkeit des Papstthums bekämpft, welche die Sündenvergebung an die Erfüllung äußerer Ceremonien (von der Kirche fälschlich „gute Werke“ genannt) oder gar an die bloße Erkaufung des Ablasses und die dadurch zu gewinnende Fürbitte der Heiligen knüpfte, und hatte, im Gegensatze dazu, eine innere Heiligung des Menschen durch den Glauben gefordert. Dasselbe thaten jetzt, gegenüber derselben noch immer fortdauernden Einseitigkeit der katholischen Auffassung von den guten Werken, die Jansenisten. Allein in der lutherischen Kirche hatte sich wieder ein ähnlicher Mißbrauch eingeschlichen. Wie im Katholicismus der Begriff der guten Werke ausgeartet war, so im Lutherthum der Begriff des Glaubens; wie man dort an die Stelle wirklich sittlicher Handlungen und Gesinnungen die Erfüllung äußerlicher Anforderungen der Kirche gesetzt hatte, so hier an die Stelle eines wahrhaft inneren, lebendigen, mit thätiger Frömmigkeit gepaarten Glaubens einen Wortglauben, der in nichts bestand, als im Hersagen der Bekenntnisse und in der, oft sehr gedankenlosen, Uebung kirchlicher Gebräuche.

So war das Ziel der Opposition Calixt's und der Jansenisten das gleiche: beide suchten das Wesen der Religion in der wahren Frömmigkeit, nur daß die einen diese Frömmigkeit in die innere Gesinnung oder den Glauben verlegten — gegenüber einem Systeme äußerlicher Werkheiligkeit — der andere in die sittliche Anstrengung — gegenüber einem Buchstabenglauben, der in bloßen Formen bestand.

Calixt's Bestrebungen für Praktischmachung der Theologie.

Calixt blieb bei der Bekämpfung eines einzelnen Dogmas nicht stehen. Er wollte die Theologie aus einem bloßen Schulgezänke und einem Gewebe dogmatischer Spitzfindigkeiten zu einer Wissenschaft fürs Leben machen. Er setzte die christliche Moral, die seit den Zeiten Melanchthon's und seiner nächsten Schüler zwei volle Menschenalter hindurch geruht hatte und fast in Vergessenheit gerathen war, in ihre Rechte wieder ein. Er rief den Theologen mahnend zu: „Man darf nie vergessen, daß die Theologie praktisch ist, und daß, was zur Praxis, d. h. zu dem, was wir thun und leisten sollen, nichts beiträgt, für gleichgültig, müßig und überflüssig zu erachten ist“ *). Ueberzeugt, wie er war, von der Unübertrefflichkeit des Christenthums wegen seiner sittlich veredelnden

*) Calixti Orationes selectae pag. 100 — s. Henke, a. a. O. 2. Bd. S. 186.

und heiligenden Kraft, sowie von der nothwendigen Uebereinstimmung der positiven Offenbarung mit der rechtgebrauchten menschlichen Vernunft, trug er keine Scheu, aus diesen beiden Quellen zugleich zu schöpfen, die heilige Schrift mit Hülfe der Vernunft zu erklären und die Göttlichkeit des Christenthums ebenso aus der Natur des Menschen und seinen religiösen Bedürfnissen, wie aus der geschichtlichen Offenbarung zu beweisen*).

Die Orthodoxie begriff wol, daß es sich hier für sie abermals um Sein oder Nichtsein handle. Mit furchtbarem Ingrimm fiel sie über den gefährlichen Gegner her. In gewaltigen Stößen stieg eine ganze Literatur von Streit- und Schmähschriften empor, unter deren Wucht man die verhaßte Opposition zu ersticken vermeinte. Alle giftigsten Schimpfreden, mit denen man Ketzer zu brandmarken pflegte, wurden gegen Calixt und seine Anhänger geschleudert**).

Versuch der Orthodoxen, durch eine neue Bekenntnißschrift die Lehre Calixt's zu unterdrücken.

Die Orthodoxen hätten gern den Streit mit ihren Gegnern abermals durch einen Gewaltstreich entschieden. Eine neue allgemeine Bekenntnißformel unter dem Titel: **Consensus repetitus fidei vere Lutheranae** („Wiederholtes Bekenntniß des wahrhaftigen lutherischen Glaubens") sollte ebenso die Calixtiner zum Schweigen bringen, wie fast ein Jahrhundert früher die **Formula Concordiae** die Melanchthonianer. Dieses neue Bekenntniß erklärte die von Calixt geäußerte Meinung, „daß von dem, was in den Symbolischen Büchern festgesetzt worden, auch wol mit der Zeit wieder abgegangen werden könne", für höchst ketzerisch, da, wie es sich ausdrückte, was für Lehren in den Symbolischen Büchern einmal verworfen seien, dabei es auch bleiben müsse".

---

*) Henke, a. a. O. 1. Bd. S. 291 u. 466.

**) Eine einzige dieser Schriften (von Hülsemann) umfaßt ohne Vorrede, Inhaltsverzeichniß und Register 1520 Seiten in 4°. Und solcher ließ der genannte Theolog mehrere erscheinen. Calov schrieb eine ganze Bibliothek von Streitschriften gegen Calixt. Als Probe der Schimpfreden, deren man sich gegen Calixt und seine Anhänger bediente, mögen hier nur folgende stehen: „Calixtinischer Gewissenswurm", „Erbärmliche Verstockung der Calixtiner", „excrementa Satanae", „Esel, Schmeißfliege, Schnarchhans, Rattenkönig". Den jüngeren Calixt, Georg's Sohn und Nachfolger auf dem Lehrstuhl, brachten die Wittenberger Studenten, zu Ehren des Rectoratsantritts des Dr. Deutschmann, eines der Häupter der Orthodoxen, in einer Komödie mit Hörnern und Klauen aufs Theater. U. s. w. (Planck, a. a. O. S. 140.)

Es verdammte dessen Ansicht, „daß, wenn man wolle ein Kind Gottes werden und die Gerechtigkeit und Seligkeit erlangen, dazu nöthig sei, daß man sich der Gerechtigkeit befleißige und den Nächsten liebe", so wie dessen Widerspruch gegen die Behauptung der Orthodoxen, „daß, obschon den Gläubigen viele Schwachheiten anhingen, doch dadurch ihre Gerechtigkeit keinen Schaden litte und sie demohnerachtet der Seligkeit gewiß sein könnten", nicht minder dessen Zweifel an dem von der herrschenden Theologie aufgestellten Satze, „daß die kleinen Kinder in der Taufe wirklich den Glauben bekämen und durch diesen ihren eigenen Glauben (nicht blos durch den ihrer Aeltern oder Taufpathen) gerechtfertigt und selig würden". Es verwarf endlich schlechterdings den von manchen Calixtinern in Bezug auf die Unterschrift der Symbolischen Bücher gemachten Vorbehalt: „sofern selbige mit der heiligen Schrift übereinkämen" *).

Mißlingen desselben.

Diesmal gelang es den Wittenberger Theologen nicht, ihre starre Ansicht zum Gemeinbekenntniß der ganzen lutherischen Kirche Deutschlands zu erheben. Selbst für Kursachsen erlangte der Consensus repetitus nicht die Geltung einer allgemein bindenden Glaubensnorm; in Helmstedt kümmerte man sich nicht darum, und in Jena (welches hundert Jahre früher hauptsächlich zu dem Zwecke begründet worden war, um den strengeren Lehren Luther's, gegenüber den milderen Melanchthon's, die damals von Wittenberg aus verbreitet wurden, einen sicheren Rückhalt zu schaffen) war jetzt in Männern wie Musäus und Glassius eine Theologenschule emporgewachsen, welche gegen die Uebertreibungen der orthodoxen Eiferer entschieden protestirte. Auch in Rinteln, Kiel, Altdorf, Königsberg neigten die theologischen Facultäten den Calixtinischen Ansichten zu **).

Auf der andern Seite hinterließen die Angriffe Calixt's und seiner Schüler gegen das herrschende theologische System keine für den Augenblick sichtbaren Spuren, sondern legten nur den Grund zu einer Umgestaltung dieser Wissenschaft, deren Durchführung erst einer späteren Zeit vorbehalten blieb.

Nach dem damaligen Stande der religiösen und der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland konnte die Orthodoxie mit unmittelbar

*) Walch, „Einleitung", 1. Th. S. 304; Planck, a. a. O. S. 135.

**) Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus", 2. Thl. 2. Abth. S. 32 f.

praktischem Erfolge nur auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens selbst angegriffen werden. Man mußte sich an das religiöse Gefühl des Volks wenden und diesem eine Befriedigung darbieten, welche es in der starren Buchstabengläubigkeit nicht fand; man mußte die Selbstthätigkeit der Laien in der Erfassung der Glaubenswahrheiten und in der Uebung der religiösen Pflichten wieder in die Rechte einsetzen, welche die Orthodoxie mit ihrem System geistlicher Allgewalt und Alleinherrschaft ihnen verkümmert hatte; man mußte eine wahre Gemeinsamkeit kirchlichen Lebens — an der Stelle der blos äußerlichen Gemeinschaft in Beobachtung der kirchlichen Formen und Ceremonien — durch das Mittel gleicher innerer Frömmigkeit zu Stande bringen.

Die Vertreter eines lebendigen Christenthums und die sog. Mystiker, ein Val. Weigel, ein Joh. Arnd, ein Val. Andreä u. a., hatten dies versucht, aber den einen fehlte die höhere Begabung, um dasjenige auch wissenschaftlich zu vertreten, was sie aus der Fülle ihrer Empfindung heraus behaupteten, den andern die Fähigkeit persönlichen Einwirkens auf die Massen, und wieder andere hatten sich von vornherein dadurch um ihren Einfluß gebracht, daß sie sich gänzlich von dem bestehenden kirchlichen Bekenntnisse lossagten, an welchem noch immer die Mehrzahl der Geistlichen und der Laien, als an einer unantastbaren Glaubensnorm, festhielt.

Phil. Jac. Spener.

Alle die reformatorischen Eigenschaften, deren Mangel jene früheren Versuche einer praktischen Umgestaltung der lutherischen Kirche vereitelt hatte, fanden sich auf das glücklichste vereinigt in einem Manne, der das von seinen Vorgängern nur einseitig angefaßte oder auf halbem Wege abgebrochene Werk wieder aufnahm und ans Ziel führte, dadurch aber der Begründer einer neuen Aera des kirchlichen und religiösen Lebens für Deutschland ward. Wir meinen den Stifter des sogenannten Pietismus, Philipp Jacob Spener *).

---

*) Für das Folgende sind benutzt worden: Canstein, „Ausführliche Beschreibung der Lebensgeschichte u. s. w. des sel. Herrn Dr. Ph. Jac. Spener"; Hoßbach, „Ph. Jac. Spener und seine Zeit" (2. Aufl., herausgeg. von G. Schwerder, 1853), Spener's „Pia desideria" und „Theologische Bedenken", ein ganzes Fascikel Druckschriften über die Pietisten (auf der großh. Bibliothek zu Weimar) — z. B. „Ausf. Beschreibung des Unfugs der Pietisten" u. s. w. — ferner Engelhardt, „Val. Löscher nach seinem Leben und Wirken", Barthold, „Die Erweckten im prot. Deutschland während des Ausgangs des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrh., besonders die

Sein Charakter. Spener besaß ein hinlängliches Maß von Gelehrsamkeit, philologischer und theologischer, um den Vorkämpfern des herrschenden Systems nöthigenfalls mit den Waffen der Wissenschaft entgegenzutreten, aber er hatte den richtigen Instinct, den Schwerpunkt seiner reformatorischen Bestrebungen nicht auf das Gebiet gelehrter Theologie, sondern auf das Gebiet der Praxis des kirchlichen Lebens zu verlegen, und er verstand es, diesem Leben eine neue Richtung zu geben und einen neuen Geist einzuhauchen, ohne die bestehenden Formen anzutasten und ohne den Schein unberechtigter und willkürlicher Neuerung auf sich zu laden. Er gewann die Gemüther der Laien für sich und gab doch den Geistlichen keine begründete Veranlassung, ihn des Mißbrauchs seines geistlichen Amtes zu bezichtigen. Er hütete sich wohl, das bestehende System sogleich im Ganzen und Großen anzugreifen und sich in einen Principienstreit um allgemeine Lehrsätze oder kirchliche Normen einzulassen; vielmehr begann er ganz bescheiden mit Reformen im Einzelnen und in den nächsten Kreisen, und nur erst dann, als der überraschend günstige Erfolg dieser Reformen im Kleinen die praktische Richtigkeit seiner Grundsätze bewiesen und durch die Macht der vollendeten Thatsache den Zweifel daran niedergeschlagen hatte, wagte er sich an die Bestreitung solcher Punkte der herrschenden Kirchenlehre und solcher Mißbräuche des bestehenden theologischen Systems, welche am wenigsten mit dem Geiste der von ihm unternommenen und so erfolgreich ausgeführten Verbesserungen bestehen zu können schienen. Aber auch dann verfuhr er immer vorsichtig und fast schüchtern, unter fortwährenden und aufrichtigen Versicherungen seiner Rechtgläubigkeit, keinen Schritt weiter gehend, als die strenge Nothwendigkeit der Sicherung seiner praktischen Reformen vor der drohenden Gewalt entgegenstehender Satzungen der herrschenden Kirchenlehre dringend zu gebieten schien. Er besaß die glückliche Einseitigkeit praktischer Naturen, welche die Ziele ihres wissenschaftlichen Forschens nicht nach den Forderungen logischer Folgerichtigkeit, sondern nur nach den reellen Bedürfnissen des Gebrauchs fürs Leben bemessen, eine Eigenschaft, die sich fast zu allen Zeiten dem Gelingen kirchlicher wie politischer Reformen günstiger erwies, als die

frommen Grafenhöfe" (in Raumer's „Hist. Taschenbuch", 3. Folge, 3. Jahrg.); außerdem die schon angeführten Werke von Walch, Planck, Schröckh, Guericke, Hase, Hagenbach u. s. w.

entgegengesetzte, niemals aber mehr am Platze war, als in der Periode, in welcher Spener auftrat.

Ueber Spener's Bildungsgeschichte (geb. 1635) ist wenig zu berichten. Von einem Hin- und Hergeworfenwerden durch äußere Schicksale oder innere Kämpfe ist bei ihm nicht die Rede. Von früh an scheint alles Schwanken ihm erspart gewesen zu sein und die Bahn seines Wirkens klar vor seinem Geiste gelegen zu haben. Im Aelternhause und durch die hinzutretenden Bemühungen einer mütterlich sorgenden Pathin, der frommen Gräfin von Rappolstein, zu einer erhöhten Lebendigkeit christlichen Sinnes erzogen, fand er in Straßburg und Basel, wo er seine Studien machte, sich in dieser Richtung bestärkt, zugleich mit der nöthigen Gelehrsamkeit ausgerüstet und außerdem in Verhältnisse hineingestellt, welche ihn die schwere Kunst lehrten, mit Menschen aller Stände zu verkehren und auf mannigfache Gemüthsarten bildend einzuwirken. Seit lange war auf diesen südwestlichen Universitäten Deutschlands ein lebendigeres und milderes Christenthum herrschend gewesen, als auf den meisten der nordöstlichen. Jetzt mochte wol auch ein Hauch des frommen Jansenistischen Geistes von Frankreich aus dort hinüber wehen. Mit Labadie und seinen Sinnesverwandten kam Spener persönlich auf Reisen nach Frankreich und in die französische Schweiz in Berührung. Und so sehen wir ihn alsbald nach vollendeten Studien mit sichrem Bewußtsein seiner Lebensaufgabe nicht nur den geistlichen Beruf, sondern auch die bestimmte Art der Verwaltung dieses Berufs ergreifen, durch welche er einen so großen und heilsamen Einfluß auf das ganze religiöse Leben der Nation üben sollte. Sein eigentlich reformatorisches Wirken aber entfaltete sich von da an, wo er, von Straßburg nach Frankfurt a. M. berufen als erster Pfarrer und Senior des geistlichen Ministeriums, in eine auch äußerlich bedeutsame und einflußreiche Stellung eintrat.

Sein reformatorisches Wirken.

Spener begann damit, an die Stelle dogmatischer Spitzfindigkeiten, polemischer Zänkereien und einer geschmacklosen, verkünstelten, nicht selten ihren heiligen Gegenstand durch unwürdige Spiele des Witzes entweihenden Kanzelberedsamkeit*), womit die Mehrzahl der

*) „Der Kanzelvortrag war fast nichts als ein Inbegriff von spielenden Bildern, unwürdigen Witzeleien, unverständigen Schimpfreden und lächerlichen Ungereimtheiten“ (Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 24). Gegen die Mitte des 17. Jahrh. bildete man diese ausgeartete Manier förmlich kunstmäßig aus. Joh. Bened. Carpzov zu Leipzig erfand nicht weniger als 100 verschiedene Predigtmethoden, welche jedoch

orthodoxen Prediger ihre Zuhörer unterhalten zu müssen glaubten, eine einfache, verständliche, wahrhaft zum Herzen sprechende Predigtweise zu setzen. Er suchte den Laien die heilige Schrift, die ihnen fast fremd geworden war unter dem Lärm theologischen Gezänkes, wieder näher zu bringen durch eine schlichte und deutliche Darlegung ihrer Hauptlehren, besonders derer, welche eine unmittelbare Beziehung auf ein frommes und sittliches Leben haben. Er drang auf eine wirkliche Heiligung des Herzens anstatt des gedankenlosen Nachsprechens vorgeschriebener Bekenntnißformeln und der mechanischen Uebung äußerlicher Gebräuche, und warnte nachdrücklich vor der „fleischlichen Sicherheit", welche sich mit einem blos historischen Glauben ebenso leicht verbinde, wie mit den

---

E. V. Löscher auf 25 zurückführte (Ebenda). Chr. Thomasius in seinen „Freimüthigen Gedanken", 2. Bd. S. 714, hat diese damals gewöhnliche Manier trefflich persiflirt. Er läßt einen jungen Theologen u. a. sagen: „Es ist keine bessere Methode, von einer Sache zu discuriren, als wenn man remotive gehet, als wie z. E. Jemand erklären wollte, was das für Käse gewesen, die David seinem Bruder ins Lager gebracht, remotive alle Species der Käse, als: holländische, Eydamer, Aberdamer, schweizer rc. durchging und bei einer jeden Art eine Ursache setzte, warum es dieselbe nicht könnte gewesen sein rc.". — Die schon mehrcitirte satirische Schrift aus dem Jahre 1716, Genealogia Nisibitarum, erwähnt dasselbe Unwesen des Predigens S. 38 in folgenden Worten: „Die Prediger erzählen Märchen auf den Kanzeln, daß die ehrlichen Männer sich schämen und hinausgehen, die anderen aber lachen, wie im Wirthshaus. Dazu machen sie Grimassen wie die Schampadesche im Theater, wispern dann so still, um ein Kind nicht aufzuwecken, fechten mit den Händen in der Luft, stampfen mit den Füßen, verdrehen die Augen wie ein gestochener Bock". Flügge, „Geschichte des deutschen Kirchen- und Predigtwesens", 4. Bd. S. 322, führt folgende Skizze einer Predigt aus dem Anfange des 18. Jahrh. an:

Text: „Das wohlgegründete Bethaus, welches steht: 1) auf zwei festen Ecksteinen, nämlich Gottes Liebe und Herrlichkeit, 2) auf 7 Säulen: den 7 Bitten". Ferner heißt es darin: „Wir treffen in diesem Bethause Gottes ganze Hofhaltung an: die Capelle in der 1. Bitte, den Audienzsaal in der 2., die Kanzlei in der 3., den Kornboden in der 4., die Rentkammer in der 5., die Rüstkammer in der 6., den Lustgarten in der 7". In einer andern Postille werden folgende Predigttexte abgehandelt: „Die prächtige Armuth", „der Wirth zu Gaste", „die schwangere Jungfrau", „der gesalzene Zucker", „der eingeborene Zwilling" rc. Ebenda findet sich wörtlich die nachstehende Rede (auf der Kanzel!): „Herbei mit dem großen Glase! Herum mit der Gesundheit! Ihr Musikanten, blaset auf! Rheinwein her! Sa! Sa! Eine Runde! Vivat die Schönste! Und eben nun muß eine stinkende Leiche kommen! Macht die Fenster zu! rc." (Hinterher folgt die Anwendung auf die Kirche und die Ketzerei.)

Gnadenacten der katholischen Kirche. Mit Einem Worte, er suchte das wirklich zu machen, was Calixt nur als frommen Wunsch ausgesprochen hatte*): „daß, wie Sokrates die Philosophie vom Himmel zur Erde herabgeführt habe, so auch die Theologie von den überflüssigen Speculationen und Subtilitäten abgerufen würde, um in den zur Seligkeit nöthigen Lehren den Weg des Geistes und der Heiligung zu zeigen".

Sodann, um den Eindruck seiner Predigten zu verstärken und zu sichern, nahm er die, in der lutherischen Kirche seit lange außer Gebrauch gekommenen und von der Mehrzahl der Geistlichen mit vornehmer Verachtung den Schulmeistern überlassenen Katechisationen der Erwachsenen in der Kirche wieder auf und führte an der Stelle des dabei gewöhnlichen mechanischen Hersagens auswendig gelernter Sätze die sokratische Methode wirklicher Begriffsentwicklung ein.

Die Collegia pietatis.

Endlich, noch einen Schritt weitergehend, veranstaltete er (seit 1670) besondere Versammlungen seiner geistlichen Pflegebefohlenen in seiner eignen Wohnung zum Zwecke vertraulicher Besprechung theils über das in seinen Predigten Vorgetragene, theils über Stellen der Bibel oder über andere erbauliche Schriften. In diesen collegiis pietatis, wie man sie nannte („Versammlungen zu frommen Zwecken"), fanden sich Personen aller Stände zusammen, Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Geringe, Männer und Frauen (die letzteren von den Männern abgesondert, und so, daß sie nicht gesehen wurden), und mitten unter ihnen bewegte sich der Geistliche, nicht wie ein Höherer im Nimbus seiner Amtswürde, sondern wie einer ihres Gleichen, nicht seine Worte gleich Orakelsprüchen den Versammelten zuherrschend, sondern als Freund und Vertrauter Belehrung ertheilend, Einwurf und Gegenrede gestattend, ja herausfordernd, Zweifel lösend, Trost oder Ermahnung spendend je nach dem Bedürfniß der Einzelnen, immer aber und vor allem bemüht, auf die Erbauung und sittliche Besserung der Theilnehmer hinzuwirken.

Die Neuerung war ungeheuer und konnte nicht verfehlen, allgemeine Aufmerksamkeit und vielseitige Theilnahme zu erwecken. Von Frankfurt aus, wo Spener diese Einrichtung ins Leben rief, verbreitete sie sich rasch in die zunächstgelegenen Städte und Landschaften, allmälig fast durch das ganze protestantische Deutschland; ja die von Spener wiederhergestellten

*) In seiner „Einleitung zu den Acten des Thorner Religionsgesprächs".

Katechisationen fanden selber vor den Augen des strenglutherischen kursächsischen Eiferers Calov Gnade und wurden in Würtemberg durch förmliche Anordnung von oben eingeführt*).

Ausbreitung der Spenerschen Ideen in Schriften. Seine Pia desideria.

Nachdem er so die praktische Probe seiner reformatorischen Ideen gemacht, ging Spener daran, diese Ideen auch in weiteren Kreisen zu verbreiten, um namentlich seine Collegen, die Geistlichen, dafür zu gewinnen. In dieser Absicht verfaßte er zuerst die Schrift: „Pia desideria oder Herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche sammt einigen dahin einfältig abzweckenden christlichen Vorschlägen" **). Er schilderte darin mit freimüthiger Offenheit das in der Kirche eingerissene Verderben, die allgemeine Verschlechterung der Sitten, den Verfall des häuslichen und des bürgerlichen Lebens ***). Er beklagte, daß die von Luther begonnene Reformation in Beziehung auf die Sitten und das Leben der Christen lange noch nicht vollendet, vielmehr in der Mitte ihres Laufs stehen geblieben sei †). Er empfahl zur Wiederaufhülfe des kirchlichen Lebens vor allem eine bessere Vorbildung der Theologen, weniger zu dogmatischer Streitfertigkeit, als zu wahrer Gottseligkeit und einer treuen Verwaltung ihres Amtes. Er verlangte von denen, welche dereinst die Menschen belehren und bessern sollten, daß sie früh

*) Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 104.

**) 1675 als Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Arnd's Postille erschienen, 1678 auch lateinisch herausgegeben.

***) Wir haben diese Schilderungen oben bei unserer Darstellung der Wirkungen des 30jähr. Krieges benutzt; s. S. 47—48.

†) „Diejenigen", sagt er u. a., „welche Christen sein sollten, sind in der That unter dem Schein und äußeren Bekenntniß des Christenthums Heiden, verehren Christum kaum anders, als die Heiden ihre Götzen, und entbehren jeder im Glauben enthaltenen Tugend. Statt des heilbringenden Glaubens herrscht der historische Glaube, zu welchem Etwas von fleischlicher, gegen das göttliche Wort angenommener Sicherheit hinzutritt; statt der wahren Gottesverehrung die äußere Anbetung Gottes ohne innere Bewegung des Herzens; die an den Papisten einst verdammte Meinung vom opus operatum ist jetzt auf eine andere Weise wieder lebendig geworden — statt der Religion selbst gewisse äußerliche Gebräuche und Ceremonien ohne irgend eine Aenderung des Herzens; statt der ächten Buße das Bekenntniß der Rechtgläubigkeit, von jeder edlen und besonders innerlichen Frucht des Glaubens leer und mit einem nur nach dem Fleische eingerichteten Leben vortrefflich übereinstimmend. Das sind die Ungeheuer, zu deren Vertilgung ein neuer Retter vom Himmel zu wünschen wäre." (Pia des., S. 63.)

mit sich zu Rathe gingen, ob sie sich ganz diesem heiligen Berufe widmen, weltlicher Lust und Eitelkeit entsagen wollten. Er nahm die urchristliche, von Luther hergestellte, von seinen Nachfolgern aber aufs neue zurückgedrängte Idee von einem allgemeinen Priesterthum aller Christen wieder auf, kraft dessen jeder Einzelne das Recht und die Pflicht habe, in dem Worte Gottes zu forschen, Andere, besonders seine Hausgenossen, zu unterrichten, zu ermahnen, zu erbauen und zu bekehren und so das öffentliche geistliche Amt, ohne der Würde desselben zu nahe zu treten, in seiner Wirksamkeit zu unterstützen*). Er erklärte eine bessere Einrichtung der Predigten für dringend nothwendig, damit sie mehr, als die dermalen üblichen, zur wahren Erbauung der Gemeinde dienen möchten, legte aber noch größeres Gewicht auf die allgemeine Einführung jener freien Versammlungen, die er selbst mit so glücklichem Erfolge eingerichtet hatte. Er empfahl Mäßigung und Milde gegen Andersgläubige, die man lieber durch ruhige Belehrung bekehren und durch praktische Uebung der christlichen Tugenden gewinnen, als durch Heftigkeit noch mehr zurückstoßen und erbittern solle, und wies immer und immer wieder darauf hin, daß das Christenthum nicht so sehr im Wissen, als in der Bethätigung einer wahrhaft christlichen Gesinnung und vor allem in Werken der Liebe bestehe.

Auch dieser Schritt Spener's schien anfänglich mehr Zustimmung, als Abneigung zu finden. Nicht blos Männer von entschieden geistesverwandter Richtung, wie Heinrich Müller, Philosophen, wie Jac. Thomasius, philosophisch gebildete Theologen, wie Christ. Kortholt, der Freund Leibnitzens, sondern auch Orthodoxe der strengsten Observanz, wie Abrah. Calov, Jos. Ben. Carpzov, Meyer, Schelwig, Fecht, — später die erbittertsten Gegner Spener's — begrüßten die Pia desideria als eine zeitgemäße, ihrem wesentlichen Inhalte nach in Wahrheit begründete und einem dringenden Bedürfniß des kirchlichen Lebens entsprungene Schrift. Von allen Seiten antwortete ihr ein zahlreiches Echo von „frommen Wünschen" in ähnlichem Sinne**).

---

*) Diese Ansicht entwickelte er auch in einer besonderen Schrift: „Das geistliche Priesterthum", 1677.

**) Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 103, Engelhardt, „V. E. Löscher", S. 43, Walch, „Einleitung", 4. Bd. S. 1087. Ueber die Stellung, die Leibnitz zu Spener und seinem Wirken einnahm, s. Tholuck a. a. O. S. 54.

Angriffe und Beschuldigungen der Orthodoxen gegen Spener und seine Anhänger. — Aufkommen der Namen: Pietismus und Pietisten.

Aber schon begannen auch Gehässigkeiten und Anfeindungen mancher Art sich gegen Spener zu regen. Die trägeren unter den Theologen vernahmen mit Unwillen die strengen Anforderungen, welche die neue Richtung an ihre Thätigkeit und Berufstreue stellte. Die leichtsinnigen und weltlich gesinnten waren empört über die Zumuthung, daß sie ihrem gewohnten weltlichen Treiben entsagen und sich eines stillen, eingezogenen Lebens befleißigen sollten. Die aufgeblasenen bemerkten mit Naserümpfen das einfache und anspruchslose Auftreten Spener's, welcher so gar nichts von dem blicken ließ, was sie als das unveräußerliche Zubehör der „Amtswürde" des Geistlichen betrachteten, vielmehr unbefangen mit schlichten Bürgern verkehrte und sich zu Beschäftigungen herbeiließ wie Katechisiren und Schulehalten, gut genug, wie sie meinten, für Schulmeister, aber weit unter der Würde eines Gottesgelehrten*). Die Liebhaber scholastischer Spitzfindigkeiten blickten mit Verachtung herab auf die nach ihrer Meinung sehr unwissenschaftliche Weise, wie Spener dem gemeinen Volke die Bibel zu erklären und verständlich zu machen suchte, und die Eiferer für die Unterscheidungslehren des Lutherthums verschrieen die Milde, welche er gegen andere Confessionen zeigte, als sträfliche Gleichgültigkeit gegen das eigene Bekenntniß.

*) In einer Flugschrift: „Ausführliche Beschreibung des Unfugs der Pietisten in Halberstadt und von dem pietist. Wesen insgemein" (1693) kommt folgende Stelle (S. 14) vor, welche recht deutlich den Standpunkt charakterisirt, aus dem die Masse der Theologen damals ihre Amtswürde betrachtete und wie sie demgemäß über Spener urtheilte. Es ist daselbst von Spener's Auftreten in Sachsen, nachdem er Oberhofprediger in Dresden geworden, die Rede, und es heißt darüber wörtlich: „Dazu kam seine unanständige Conduite, die man gleich nach seiner ersten Ankunft observirte. Er egte Visiten ab bei Jedermann, nicht nur bei hohen kurfürstl. Ministris (welches seine geweisten Wege hatte), sondern bei allen Predigern und Bürgersleuten in der Stadt, wo ihm nur einfiel . . . Er fing eine Mädchenschule an in seinem Hause und erklärte den kleinen Kindern seinen Katechismum — ein kurfürstl. Oberhofprediger eine Kinderschule, die auch ein Dorfschulmeister halten kann! Er stellte sich (in Leipzig) am Sonntag in der Kirche zu St. Thomä auf die Porkirche, da zwar ehrliche Leute, aber nicht seines Standes, zu solcher Zeit zu stehen pflegen". — „— Da sahen wir aus dem Schustergäßchen einen Mann, der sich in einen abgetragenen creponen Mantel eingewickelt hatte, spornstreichs, gleich einem Schuster, der den Markt versäumt, nach der Superintendentur laufen, wir sahen ihn für einen verdorbenen Schuster an." Die Schilderung schließt mit den ironischen Worten: „Wer sich solchergestalt aufführt, der kann bei Hofe und auf Universitäten sich in ziemliche Autorität setzen!"

Diese mißgünstigen Stimmungen gegen Spener's Wirken gingen theilweise auch in die Kreise der Laien über. Es giebt überall eine Klasse von Menschen, denen jede ernstere Lebensrichtung an Anderen unbequem ist, weil sie dadurch ihre eigne, leichtfertigere Denkweise in Schatten gestellt sieht. Diese Art von Leuten waren leicht zu überreden, daß es nur ein falscher und sündlicher Hochmuth sei, was die Besucher der Spenerschen Erbauungsstunden antreibe, sich von ihren Mitchristen abzusondern und für frömmer zu halten als diese. Und allerdings mochten einzelne unter den Anhängern Spener's nicht ganz frei von einer solchen Ausschließlichkeit sein und auf die Außenstehenden mit einer gewissen schlechtverhehlten Ueberhebung, wie auf sündhafte und sittlicher Verderbniß verfallene Weltkinder, herabsehen*). Der Name: Pietisten, von der einen Seite als Spottname gegeben, ward von der anderen nicht ohne einen Anflug weltlichen Stolzes angenommen und getragen**). Wie bei jeder Neuerung, fehlte es auch bei dieser nicht an Uebertreibungen, welche dann die Gegner nicht blos denen, die sie wirklich verschuldet, sondern der ganzen Richtung zur Last legten. Die Mäßigung und Behutsamkeit im Reformiren, welche Spener so dringend anempfahl und für seine Person so streng beobachtete, ward von manchen seiner Schüler und Anhänger nur zu sehr aus den Augen gesetzt. Was bei ihm das Resultat einer ebenso klaren, wie innigen Ueberzeugung war, artete bei diesen vielfach in Schwärmerei und Phantasterei aus, und von der andern Seite mißbrauchten fanatische Secten Namen und Form des Pietismus und zogen ihm Anklagen und Verdächtigungen zu, welche in seinem eigentlichen Wesen keinen Anhalt fanden. Die Schwärmereien eines Fräulein von der Asseburg und eines Petersen sammt den Verzückungen und Prophezeiungen einer Menge anderer angeblich „Erleuchteter", deren jene erregte Zeit so viele erstehen sah, die Tollheiten eines Kratzstein, Tuchtfeld u. a., sogar die Ausschweifungen der Gichtelianer und der Buttlerschen Rotte wurden von schaden=

*) Gegen diese Art von Separatismus unter seinen Anhängern erklärte sich Spener selbst in seiner Schrift: „Ueber den Mißbrauch der Klagen über das verdorbene Christenthum". Vgl. Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus", 2. Thl. 2. Abth. S. 46.

**) „Was ist ein Pietist? Der Gottes Wort studirt und nach demselben auch ein heilig Leben führt", lautet ein Vers in einem damaligen akademischen Liede, welches ein Spenerianer zum Lobe seiner Gesinnungsgenossen gedichtet.

frohen Gegnern auf Rechnung des Pietismus geschrieben, und wenn Spener bisweilen solchen Beschuldigungen dadurch einen Schein von Recht verlieh, daß er, vermöge der Milde seines Wesens und seiner tiefen Wahlverwandtschaft mit allem, was einer starken religiösen Erregung entsprang, solche Erscheinungen zu schonend und beinahe anerkennend zu beurtheilen schien*), so half es ihm ebensowenig, wenn er andere, die seinem sittlichen Gefühle widersprachen, entschieden verwarf und gegen jede Vermischung seiner Richtung damit protestirte. Sogar gegen die eignen Erbauungsstunden Spener's zu Frankfurt erhoben sich Anklagen der gehässigsten Art. Man nannte die Theilnehmer derselben Quäker und Labadisten und gab ihnen schuld, daß sie sich gänzlich von der Kirche getrennt und Gütergemeinschaft unter sich eingeführt hätten. Man sprengte aus, daß in diesen Versammlungen Weiber und Mägde predigten, daß Männer und Weiber nackt neben einander erschienen, um sich zu prüfen, ob sie noch böse Gelüste hätten, u. s. w.

Verhalten der Regierungen zu diesen Streitigkeiten.

Eine Untersuchung, welche auf Spener's Ersuchen die Obrigkeit veranstaltete, stellte die völlige Grundlosigkeit dieser und ähnlicher Beschuldigungen ans Licht**). Auch an anderen Orten fanden amtliche Ermittlungen statt, deren Ausfall fast durchweg den Pietisten günstig war. Mehrere Regierungen waren unbefangen genug, zwar die Ausartungen des Pietismus und die unter seiner Maske auftretenden Schwärmereien zu verdammen und zu verbieten, aber dem Grundgedanken desselben, dem Streben nach wahrer Frömmigkeit, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ein Rescript des brandenburgischen Consistoriums zu Halberstadt, welches gegen die angeblichen Erleuchtungen einer Schwärmerin und den damit getriebenen Unfug gerichtet war, empfahl dem geistlichen Ministerium zu Halberstadt ausdrücklich: „sorgfältig zu beobachten, daß die Sache der wahren und ungeheuchelten Frömmigkeit mit dergleichen schwärmerischen Offenbarungen nicht vermischet und das Gute mit dem Bösen verworfen

*) In Sachen des Fräulein von Asseburg und der angeblich von oder an ihr vollbrachten Wunder schrieb Spener an seinen Schwiegersohn Rechenberg: „Was sind wir, daß wir Gott die Freiheit zu bestreiten wagen sollten, auch heut zu thun, was er ehemals gethan?“ (Handschriftl. Briefwechsel Spener's mit Rechenberg, auf der Univ.-Bibliothek zu Leipzig, 1. Bd. Blatt 12.)

**) Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 10.

und gehindert werden möge" *). Ein herzoglich braunschweigisches Edict erklärte zwar jedes Vorgeben außerordentlicher göttlicher Offenbarungen für eine verwerfliche Täuschung und verbot alle heimlichen Conventikel, ermahnte aber zugleich die Prediger, „ihre Predigten und Katechismuslehren allermeist zur Erbauung des lebendigen, thätigen Glaubens einzurichten und ihren Zuhörern vorzustellen, daß alle Glaubensartikel zugleich zur Gottseligkeit führende Geheimnisse seien und der Trost des Evangeliums für keine Anderen gehöre, als welche sich dadurch züchtigen lassen zu Verleugnung der Welt und alles ungöttlichen Wesens und sich befleißigen, züchtig, gerecht und gottselig zu leben"**). In Gotha wurde auf Andringen des Magistrats eine herzogliche Commission mit Erörterung der wider die Pietisten erhobenen Klagen beauftragt; sie schloß ihre Arbeiten, ohne Grund zur Einleitung einer Untersuchung zu finden, „wobei aber nachdenklich", wie einer der wüthendsten Feinde der Pietisten anmerkt, „daß gleich darauf Dr. Brückner (der Präsident der Commission) gestorben"***)!

Andere Regierungen freilich ließen sich von dem Ansehen und dem fanatischen Eifer orthodoxer Theologen gegen die Reformideen Spener's einnehmen und wußten zwischen den Uebertreibungen der neuen Richtung und ihren heilsamen Wirkungen nicht zu unterscheiden†).

Theologische Kämpfe Spener's mit den Orthodoxen.

Inzwischen war der Kampf der Pietisten und der Orthodoxen auch auf das Gebiet der theologischen Wissenschaft verpflanzt worden. Wie streng und wie aufrichtig auch immer Spener auf dem Boden des ächt lutherischen Glaubens zu stehen meinte,

*) „Ausführliche Beschreibung des pietistischen Unfuges", S. 170.

**) „Der Durchl. Fürsten rc., Rudolph August und Anton Ulrich Herzog zu Br. Edict, wie bei denen hin und wieder sich regenden Neuerungen und Sectareien alle und jede Prediger und Lehrer in Dero Landen sich vorsichtlich halten sollen." 1692.

***) „Ausführl. Beschreibung" rc., S. 80.

†) Nach Guericke, „Handbuch der Kirchengeschichte", 3. Bd. S. 464, ergingen Edicte gegen die Pietisten in Wolfenbüttel, Gotha, Celle, Hannover, Stuttgart, Bremen, Nürnberg und 1711 sogar in Berlin. Wie wenig das braunschweig-wolfenbüttelsche Edict (von 1692) gegen den Pietismus als solchen und seine wesentlichen Grundlagen gerichtet war, bezeugt der oben angeführte Inhalt desselben. Die andern von G. citirten Edicte sind mir ihrem authentischen Texte nach nicht bekannt; doch möchte ich bezweifeln, daß sie, wie G. angiebt, schlechthin gegen den Pietismus im allgemeinen gerichtet gewesen seien. Es ist nicht das erste mal, daß ich mich gedrungen fühle, gegen die Richtigkeit der Angaben dieses Schriftstellers Zweifel zu erheben.

so fehlte doch viel, daß er den Anforderungen von Rechtgläubigkeit, wie sie die herrschende kirchliche Partei stellte, gerecht zu werden vermocht hätte. Schon der entschiedene Vorzug, den er dem thätigen Glauben vor dem äußerlichen Bekenntniß gab, war in den Augen dieser Partei eine Ketzerei. Aber Spener war dabei nicht stehen geblieben. Er hatte darauf bestanden, daß die wahre Rechtfertigung durch den Glauben an das Verdienst Christi nicht denkbar sei ohne die gleichzeitige Heiligung des Willens, und daß, wo diese letztere fehle, auch nicht der rechte Glaube vorhanden sein könne. Er hatte die „guten Werke", diesen Gegenstand unverjährbaren Hasses für die Orthodoxen, für nothwendig, zwar nicht zur Rechtfertigung, wohl aber zu der von dieser untrennbaren Heiligung erklärt. Er hatte zu bezweifeln gewagt, daß die Taufe allein die Folgen der Erbsünde von dem Menschen hinwegnehme und den unreinen Geist austreibe, und hatte die Meinung aufgestellt: jeder Mensch müsse durch einen besondern Act innerer Reinigung des Willens mit Hülfe der göttlichen Gnade sittlich verjüngt und gleichsam wiedergeboren werden; ja er war so weit gegangen, solchen Geistlichen, die diesen Act sittlicher Wiedergeburt noch nicht an sich erfahren, die Fähigkeit wahrhaft ersprießlichen Wirkens in ihrem heiligen Berufe abzusprechen, und er hatte kein Bedenken getragen, die unter den Orthodoxen herrschende Ansicht von sogenannten „Amtsgaben", kraft deren auch der unwürdige und selbst der gottlose Prediger ebensogut „eine Werkstatt des heiligen Geistes" sein sollte, wie der würdigste und frömmste, als eine gefährliche und dem Geiste des Christenthums widerstreitende Meinung zu bekämpfen. Endlich aber bekannte er sich zu dem Grundsatze der „Freiheit von aller Menschenautorität in Glaubenssachen", und wollte der heiligen Schrift, als alleiniger Norm in Fragen der Religion, die symbolischen Bücher, nicht jene diesen untergeordnet wissen *).

Die Orthodoxen säumten nicht, über solche Ansichten mit all jenem fanatischen Eifer herzufallen, der, wenn er in der Form der Polemik nicht mehr ganz die Rohheiten der frühern Zeit zur Schau trug, in Bezug auf Lieblosigkeit und Verketzerungssucht derselben wenig nachstand.

*) Spener: „Die Freiheit der Gläubigen von dem Ansehen der Menschen in Glaubenssachen" (1691), „Theol. Bedenken" (1700), insbes. 1. Kap. sect. 35, 55, 57, 2. Kap. 3. Art., sect. 2. Vgl. Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 148, 247, 2. Bd. S. 152 ff.

Dilfeld zu Nordhausen, Meyer in Hamburg, Schelwig in Danzig, Fecht in Rostock wetteiferten in Angriffen auf Spener und seine Anhänger, und der altersschwache Deutschmann wollte die Lorbeeren, womit ihn einst, als einen Vorfechter der Kirche gegen die Lehren Calixt's, die blinde Anhänglichkeit seiner Schüler geschmückt hatte, durch neue, im Kampfe gegen einen noch gefährlicheren Feind der Orthodoxie erworbene vermehren. Die von ihm verfaßte und im Namen der theologischen Facultät zu Wittenberg, an deren Spitze er stand, veröffentliche Streitschrift *) zählte nicht weniger als 283 Punkte auf, in denen sie Spener der Irrlehre und Abweichung von den Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche bezichtigte. Der Angriff war so plump, daß Spener von seinen Freunden wegen desselben beglückwünscht ward und die Orthodoxen selbst sich des verunglückten Machwerkes schämten, gegen welches sich zu vertheidigen Spener wenig Mühe hatte **). Dieser wissenschaftliche Kampf zwischen dem Pietismus und der Orthodoxie ward mehrere Jahrzehnte lang, auch nach Spener's Tode, fortgesetzt. Neue Streiter traten von beiden Seiten auf den Kampfplatz, von pietistischer Francke, Lange, Breithaupt, von orthodoxer namentlich Val. E. Löscher, welcher zuerst auch die Form der theologischen Zeitschrift zu regelmäßig fortgesetzten Angriffen auf die Gegner benutzte ***). Neue Gegenstände des Zwiespaltes tauchten auf: man stritt darüber, ob es vom Standpunkte der Religion aus „gleichgültige Dinge" gebe, oder nicht, mit andern Worten, ob weltliche, wennauch an sich unschuldige Vergnügungen, wie Tanz, Musik, gesellige Freuden, Scherzen und Lachen, ohne Einbuße der wahren Frömmigkeit genossen werden dürften, oder nicht; ferner darüber, ob es eine „Gnadenfrist" gebe, nach deren Ablauf eine Besserung und Errettung des Sünders nicht mehr möglich sei, und dergleichen Fragen mehr, über welche ein entscheidendes Urtheil zu fällen, Spener selbst, weil dies dem praktischen Ziele der Religion fernliege, wohlbedacht vermieden hatte.

---

*) „Christlutherische Vorstellung, in deutlichen, aufrichtigen Lehrsätzen nach Gotteswort aus den symbolischen Kirchenbüchern, sonderl. der Augsburger Confession, und unrichtigen Gegensätzen aus Herrn Dr. Ph. J. Spener's Schriften" u. s. w. 1695.

**) „Aufrichtige Uebereinstimmung mit der Augsburger Confession", 1695.

***) „Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen", 1702 bis 1719, 18 Bde. Vgl. Engelhardt, „Val. E. Löscher".

Der Pietismus auf dem Katheder.

Noch erübrigte, daß der Pietismus sich des akademischen Katheders bemächtigte. Auch dazu sollte es kommen. Spener selbst zwar blieb sein Lebenlang der akademischen Thätigkeit fern. Er hatte mit richtigem Instincte den Beruf des Predigers und Seelsorgers als denjenigen erkannt, der sowol seiner Individualität am meisten zusagte, als auch für seine großen Reformzwecke ihm die kräftigsten Hebel darbot, und er hielt an diesem Berufe bis an sein Ende fest. Nach zwanzigjähriger segensreicher Wirksamkeit in Frankfurt a. M. zu der hohen und einflußreichen Stellung eines kursächsischen Oberhofpredigers berufen (1686), gab er zwar diese schon nach wenigen Jahren (1691) wieder auf, weil sein gewissenhafter Freimuth, womit er das allzuleichtfertige Treiben am Hofe rügte, ihm die Abneigung des, zwar von Charakter nicht unedlen, aber in dem Gefühle seiner Herrscherwürde allzuverletzbaren Kurfürsten zugezogen hatte; allein er folgte alsbald wieder einem andern Rufe als Prediger an die Nicolaikirche zu Berlin — ein Amt, das er bis zu seinem Tode (1706) verwaltete. Neben der eignen seelsorgerischen Thätigkeit suchte er auf die seiner Berufsgenossen theils durch eine Reihe von Schriften, in denen er das, was er in den Piis desideriis nur angedeutet hatte, ausführlicher entwickelte*), theils durch Rathschläge, die er auf zahlreiches Erfordern vermittelst eines über ganz Deutschland ausgebreiteten Briefwechsels ertheilte**), auch, wo er konnte, persönlich oder durch amtlichen Einfluß, in seinem Sinne zu wirken. Die Weisungen, die er in dieser Hinsicht als Oberhofprediger in Dresden der ihm untergebenen Geistlichkeit gab, waren ebenso mild und gemäßigt, als wohlberechnet auf eine fruchtbare Amtsführung derselben. Eine entscheidende Einwirkung auf die akademischen Studien blieb ihm aber selbst in dieser Stellung so gut wie versagt, da die theologischen Facultäten zu Wittenberg und Leipzig auf ihre ziemlich ausgedehnte Unabhängigkeit mit großer Strenge hielten.

---

*) Hier sind besonders zu erwähnen die Schrift De impedimentis studii theologici, 1690, und die Consilia et judicia theologica, 1709.

**) Spener versicherte einem Freunde einmal am Ende eines Jahres, er habe im Laufe desselben 622 Briefe beantwortet, 300 aber lägen noch unbeantwortet da. Während seiner Wirksamkeit zu Frankfurt genoß er, durch den Einfluß des deutschen Kaisers, Portofreiheit für alle an ihn ankommenden und von ihm abgehenden Briefe bei dem dortigen Thurn- und Taxisschen Postamte (Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 229). Großentheils aus einer Sammlung solcher Rathschläge, Gutachten u. s. w. bestehen die vier Bände seiner „Theolog. Bedenken", welche 1700 erschienen

Das collegium philobiblicum zu Leipzig, H. A. Francke, Anton, Schade.

Indeß unternahmen es ungefähr um dieselbe Zeit, wo Spener nach Dresden übersiedelte, einige seiner begabtesten Anhänger und Meinungsgenossen, der Orthodoxie den Kampf auch auf diesem, bis jetzt noch von ihr allein beherrschten Gebiete anzubieten, und zwar gerade an einem ihrer Hauptsitze, in Leipzig. Drei junge Docenten der Theologie daselbst, A. H. Francke, P. Anton und J. C. Schade, verbanden sich zur Gründung eines theologischen Vereins mit dem Zwecke eines gründlicheren Studiums der heiligen Schrift im Urtexte. Der Erfolg rechtfertigte ihre Kühnheit. Das von ihnen begründete collegium philobiblicum fand lebhaften Anklang nicht blos unter den Docenten, sondern auch unter den Studirenden, und gewann bald, von Spener durch weise Rathschläge unterstützt*), eine bedeutende und segensreiche Wirksamkeit. Einige Jahre darauf eröffnete Francke (nach einer Abwesenheit, die er erst in stiller Zurückgezogenheit zu Lüneburg, dann im Verkehr mit Gleichgesinnten zu Hamburg, zuletzt im persönlichen Umgange und unter der Leitung Spener's in dessen Hause verbracht hatte) exegetisch-praktische Vorlesungen über die wichtigsten Theile des Neuen Testaments und unterwies zugleich die jungen Theologen über die Hindernisse und Hülfsmittel des theologischen Studiums — beides im Spenerschen Geiste. Der Beifall, den er fand, war außerordentlich. Die studirende Jugend verließ die orthodoxen Lehrer, welche sie mit todter Gelehrsamkeit oder spitzfindiger Polemik ermüdeten, und strömte schaarenweise diesen neuen Vorträgen zu, in denen ihr der wahre Geist und die richtige Benutzung der heiligen Schriften in einfach verständlicher Erklärung erschlossen ward. Wol 300 Zuhörer füllten den Hörsaal Francke's. Seine Freunde Anton und Schade folgten seinem Beispiele und errangen ähnliche Erfolge.

*) „Besonders erinnerte er sie, sie möchten immer das praktische, lebendige Christenthum und die Erbauung dabei als den Hauptzweck im Auge behalten und niemals darin eine Gelegenheit zur Schaustellung theologischer, philologischer oder philosophischer Gelehrsamkeit oder glänzender Beredsamkeit suchen" — „Er billigte es nicht, daß die Mitglieder des Collegiums in demselben vorlasen, was sie zu Hause niedergeschrieben hatten, weil er fürchtete, es möchte über der Sorge für die Eleganz des Styls der Hauptzweck aus den Augen gesetzt werden, und er wünschte, sie möchten sich der freien Rede bedienen, welche gewaltiger von Herzen zu Herzen bringe. Aus demselben Grunde hielt er es für zuträglicher, wenn sie in der Regel die deutsche Sprache und nur selten die lateinische gebrauchten" u. s. w. (Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 231.)

Selbst gewöhnliche Bürger drängten sich zu den, meist in deutscher Sprache gehaltenen Collegien, und als man ihnen dies, um jeden Grund zu Verdächtigungen zu entfernen, wehrte, versammelten sie sich in den Häusern und hielten Erbauungsstunden auf eigene Hand. Genug, mitten im Hauptlager der Orthodoxie feierte der neue Geist des lebendigen Christenthums einen vollständigen Triumph.

Vertreibung der Spenerianer von Leipzig; Begründung der Universität Halle durch sie und Chr. Thomasius.

Den Orthodoxen blieb zu ihrer Vertheidigung und zur Unterdrückung des so übermächtig gewordenen Gegners kein anderes Mittel übrig, als dasjenige, welches sie zu allen Zeiten mit besondrer Vorliebe angewendet haben — die Anrufung der weltlichen Gewalt im Namen des angeblich bedrohten Glaubens. Verdächtigende und anklagende Berichte gingen nach Dresden ab über angebliche Irrlehren, durch welche die jungen Neuerer sowol Studenten als Bürger verführten. Ein förmliches Glaubensgericht ward auf Betrieb der theologischen Facultät niedergesetzt. Vergebens wies Chr. Thomasius, der sich zum Anwalt der so hart Verfolgten aufwarf, in scharfsinniger Denkschrift die Widerrechtlichkeit eines solchen Verfahrens nach. Auch der Einfluß Spener's (auf welchem freilich damals schon die kurfürstliche Ungnade lastete) vermochte nicht, sie zu schützen. Zwar gingen sie das erste mal glänzend gerechtfertigt aus der Untersuchung hervor, allein die Orthodoxen ließen nicht nach mit Anschuldigungen, Verleumdungen und Verfolgungen aller Art, bis ihre Gegner, die Unmöglichkeit längeren Widerstandes erkennend, Leipzig verließen. Schade folgte dem Meister nach Berlin, Francke und Anton fanden sich, nach vorübergehendem Aufenthalt anderwärts, in Halle wieder zusammen, wo schon vor ihnen Thomasius, der ebenfalls dem Zorne der Orthodoxen hatte weichen müssen, einen Zufluchtsort und eine Stätte ehrenvollen Wirkens gefunden hatte. An der Wiege der jungen Universität, die hier entstand, reichten sich Rationalismus und Pietismus die Hand. Der Pietismus brachte das Gewicht seines, nun schon über ganz Deutschland verbreiteten Einflusses der jungen Anstalt als Mitgabe zu und gewann dafür durch sie den Rückhalt einer anerkannten, mit öffentlicher Autorität bekleideten wissenschaftlichen Corporation. Die Epoche seines Kampfes um die Existenz gegen die erdrückende Gewalt des Alten, zugleich aber auch die seines frischesten Aufstrebens, war damit für ihn geschlossen*).

*) Vgl. die „Beiträge zur Geschichte Francke's" von G. Kramer, 1859 (Pro-

Allgemeiner Charakter des Pietismus. Seine sittlichen und socialen Wirkungen.

Die Bewegung, zu welcher Spener den Anstoß gegeben, war nicht blos eine kirchliche und am allerwenigsten eine blos theologische, sondern weit mehr noch eine sittliche und in gewissem Sinne auch eine sociale. Die Orthodoxen hatten den Schwerpunkt der Religion in der Theologie und zwar besonders in deren dogmatischem und polemischem Theile gesucht; Spener verlegte ihn in das Leben und bemaß den Werth der wissenschaftlich-theologischen Bestrebungen nur nach dem Antheil, den sie an der Verbesserung der Sitten, an der Veredlung und Erbauung des Volkes hätten.

Die Orthodoxen hatten sich wenig um das Volk gekümmert. Sie verlangten, daß das Volk zu ihnen komme und in der Predigt, im Beichtstuhl, am Altar sich vor ihrer hohenpriesterlichen Würde demüthige; aber sie verschmähten es, zu dem Volke zu gehen, seinen religiösen und sittlichen Bedürfnissen nachzuspüren, ihm am eignen Herd, im Schooß der Familie, Belehrung, Ermahnung, Trost und Erbauung zu bringen. Sie blickten auf die untern Klassen und selbst auf den ungelehrten Mittelstand vornehm herab, während sie vor den höheren Ständen sich nur zu oft sklavisch bückten. Im Bewußtsein ihrer doppelten Erhabenheit — als Gelehrte gegenüber den Laien und als Verwalter der kirchlichen Gnadenmittel gegenüber denen, welche, wie sie lehrten, nur durch den Empfang dieser Gnadenmittel aus ihrer Hand selig werden konnten — behaupteten sie eine stolze und ausschließende Stellung über der Gemeinde. Der Pietismus riß diese Schranke zwischen dem Geistlichen und seiner Gemeinde nieder. Er stellte den Geistlichen mitten in die Gemeinde hinein und versammelte die Gemeinde um den Geistlichen. Er entkleidete letzteren des angemaßten Nimbus einer unnahbaren Würde, der die Laien von ihm zurückgescheucht hatte, und benahm den Laien die falsche Scheu, die ihre Herzen dem wahren Vertrauen zu dem verordneten Seelsorger verschloß und sie nur der knechtischen Furcht öffnete. Er trug die heiligende Kraft der Religion, welche die Orthodoxie viel zu sehr nur in die kalten Mauern der Kirchen eingeschlossen, viel zu sehr in äußerliche Formen und Ceremonien gebannt hatte, wieder in die traulichen Räume des Hauses, in das warme Leben der Familie hinüber, wo sie schon Luther einst gesucht und gefunden, und breitete

---

gramm) und die weiteren „Beiträge, enthaltend den Briefwechsel Spener's und Francke's“, 1861.

auch über die gewöhnlichsten Vorkommnisse der Alltäglichkeit und die geringsten Verrichtungen menschlicher Thätigkeit die Weihe eines sittlich-religiösen Ernstes aus.

Die Orthodoxen hatten sich mit dem sittlichen Leichtsinn der oberen, wie mit der Rohheit der untern Klassen gewöhnlich ziemlich bequem abgefunden, indem sie von jenen für die Nachsicht, die sie ihnen gewährten, einen um so lebhaftern Eifer in Aufrechthaltung des „reinen Glaubens" und in Unterstützung ihrer ketzerrichterlichen Thätigkeit verlangten, diese aber durch furchtbare Schilderungen der ewigen Höllenstrafen und durch Auferlegung entehrender Kirchenbußen*), wenn auch wol selten besserten, so doch in Angst und Zittern vor der geistlichen Macht erhielten. Der Pietismus nahm es damit bei weitem ernster. Er ging auf wirkliche Herzensbesserung aus und verschmähte die eitle Selbstbefriedigung, woran die Mehrzahl der orthodoxen Prediger sich genügen ließ, nämlich: kraft ihres Amtes als Verwalter des stellvertretenden Verdienstes Christi die Vergebung der Sünden Allen ohne Unterschied, auch den nicht wirklich Bußfertigen, zu verkündigen**). Er wendete sich mit

*) Diese Kirchenbußen waren schon im 17. Jahrh. vieler Orten (in Sachsen seit 1624), im 18. Jahrh. fast überall für Geld ablösbar (Richter, „Gesch. der evang. Kirchenverfassung in Deutschland", S. 228).

**) Spener hat sich mehrfach gegen die Art, wie gewöhnlich Absolution und Beichte (zumal in der damals noch meist üblichen Form der Privatbeichte) gehandhabt werde, ausgesprochen, dagegen nämlich, daß die Meisten mit der Hersagung ihrer Beichtformel und der darauf jedesmal vom Prediger (durch Händeauflegen) empfangenen Absolution alles gethan glaubten und selten daran dachten, sich wirklich zu bessern. So sagt er in den „Theolog. Bedenken", 1. Bd. 8. Kap. sect. XXXV S. 196: „Wie insgemein damit (mit der Privatbeichte) verfahren wird, leugne ich nicht, daß wir mehr den Mißbrauch der Sache in Stärkung der Sichern, als den rechten Gebrauch in würdiger Vorbereitung antreffen ... Im gegenwärtigen Zustand aber weiß ich kein zuträglicheres Mittel, als folgendes, nämlich, daß wir zum Oeftern in den Predigten Gelegenheit nehmen, den Leuten ihren falschen Wahn von der Absolution und dem opere operato in derselben zu benehmen, hingegen ihnen nachdrücklich zu zeigen, daß, obwol die Absolution, als ein Wort Gottes gesprochen, ihre Kraft in sich habe, sie dennoch Keinem zu Statten komme, als welcher wahrhaftig bußfertig ist, daher, wer nicht von Grund der Seele nach Vermögen allen Sünden abzusterben sich resolviret, dem werde nicht eine einzige Sünde wahrhaftig vergeben". Vgl. ebenda, S. 618, II. 755 u. s. w. Schade, Spener's Schüler, wurde durch den Gedanken, daß er auf das blos äußerliche Bekenntniß der Bußfertigkeit, selbst bei vorhandener Ueberzeugung vom Gegentheil, die Absolution ertheilen müsse, so sehr in seinem Gewissen beängstet, daß er zuerst

demselben Ernste an die Hohen, wie an die Niedern, und stellte, so viel an ihm war, die gleiche Unterordnung Aller unter das Sittengesetz wieder her, woran die Reformatoren einst so streng gehalten hatten, welche aber in den nachfolgenden Zeiten — nicht ohne die Schuld der spätern Theologen — je mehr und mehr verschwunden war*).

Es soll nicht geleugnet werden, daß die pietistische Sittenstrenge bisweilen in Uebertreibungen verfiel, welche ihrem wahren Zwecke schadeten, den Widersachern willkommene Waffen des Spottes boten und die eignen Anhänger den Versuchungen der Heuchelei und Scheinheiligkeit preisgaben**). Wenn ein Theil der Pietisten statt der wahren

---

(1696) „einige Fragen vom Beichtstuhl", bald darauf aber eine Abhandlung: „Praxis des Beichtstuhls und des Abendmahls" herausgab, in welcher letztern er geradezu den Beichtstuhl (wegen des damit getriebenen Mißbrauchs) einen „Satansstuhl" und „Feuerpfuhl" nannte. Die dadurch entstandene außerordentliche Aufregung — indem ein Theil der Bürgerschaft Schade verklagte, ein anderer sich für ihn erklärte und die Abschaffung der Privatbeichte verlangte — führte zu einer Untersuchung, aus welcher Schade unangetastet hervorging, und, nach dessen inzwischen erfolgtem Tode (1698), zu einer kurfürstlichen Entscheidung, wonach es in die freie Wahl der einzelnen Gemeindeglieder gestellt ward, sich der Privatbeichte zu bedienen oder nicht. Deutschmann gab damals eine Schrift heraus, worin er behauptete, schon im Paradiese habe es einen Beichtstuhl gegeben, die Beichtkinder seien Adam und Eva, der obere Beichtvater Jehovah gewesen, von dem untern Beichtvater habe damals noch nicht die Rede sein können. Vgl. Hoßbach, a. a. O. 2. Bd. S. 73.

*) S. oben S. 9 und 67. Val. Andreä (ein Vorläufer des Pietismus) klagt in seinen Briefen (Moser's „Patr. Archiv", 6. Bd. S. 321 ff.) über seine geistlichen Collegen zu Stuttgart, welche dem leichtfertigen Treiben des Hofes beschönigend und schmeichelnd Vorschub leisteten, während er alles daran setze, den Herzog diesen Einflüssen zu entziehen.

**) Zum Theil gehört hierher schon das Folgende. Von einem pietistischen Prediger am Hofe zu Baireuth erzählt die Markgräfin von Baireuth (2. Bd. S. 81), daß er gegen die weltlichen Vergnügungen des Hofes (die „Wirthschaften") gepredigt und nicht blos das Hofgesinde, sondern die höchsten Herrschaften selbst „in voller Kirche aufgerufen" (d. h. wol abgekanzelt), dem Markgrafen auch noch im Geheimen so ins Gewissen geredet habe, „daß dieser sich für verdammt in alle Ewigkeit hielt und dem geistlichen Herrn hoch und theuer versprach, keinen solchen Zeitvertreib mehr in seinem Lande zu dulden, worauf er die Absolution erhielt". Der Berliner Prediger Probst Roloff, der dem König Friedrich Wilhelm I. in seiner Sterbestunde eine Strafpredigt hielt, worin er u. a. sagte: „Wenn auch Gott Ew. Majestät par miracle, wovon wir doch kein Beispiel haben, wollte selig machen, so würden Sie, wie Sie jetzt sind, im Himmel wenig Freude haben; Ihre Armee, Ihr Schatz, Ihre Lande bleiben hier; es folgen Ihnen auch keine Diener nach, an denen Sie die Passion

Frömmigkeit mit einem äußerlichen Frommthun prunkte und die unschuldigsten Freuden der Welt mit einer Aengstlichkeit floh, die beinahe wie ein Bekenntniß aussah, als ob sie sich nicht trauten, dieselben wirklich unschuldig zu genießen, so hatten die Gegner wol Recht, sich auf Luther's Ausspruch zu berufen, der es für eine falsche Art von Christenthum erklärt habe, „daß man meine, es gehöre dazu, einen groben Rock anziehen, sauer sehen, fasten, den Kopf hängen, nicht Geld nehmen, nicht Fleisch essen u. s. w." *).

Aber es ist ein bekanntes Gesetz der Geschichte, daß ein Extrem das andre hervorruft, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn einem Leichtsinn, der nichts heilig achtete und sich alles erlauben zu dürfen glaubte, wie er in der damaligen Gesellschaft so weit verbreitet war, ein Ernst gegenübertrat, der oftmals in sauertöpfisches Wesen und finstern Welthaß ausartete. Der schmucklose dunkle Rock des Pietisten war nur das natürliche Gegenbild der eitlen und verschwenderischen Modetrachten, in denen sich Hoch und Niedrig überboten, und das Verdammungsurtheil, das er über alle weltlichen Vergnügungen sprach, fand seine Erklärung in den Ausschweifungen, zu denen der an sich wohlberechtigte Trieb sinnlicher Erheiterung und fröhlichen Lebensbehagens unter dem Einfluß ausländischer Sittenverderbniß und eines eingebildeten aristokratischen Privilegiums nur zu häufig entartet war.

Bürgerlicher Charakter des Pietismus.

Der Pietismus war bei seinem Auftreten eine wesentlich bürgerliche Erscheinung. Er wendete sich an die

---

Ihres Zornes auslassen können, und im Himmel muß man himmlisch gesinnt sein" (Förster, „Friedrich Wilhelm I.", 2. Bd. S. 154, Hagenbach, „Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrh.", 1. Bd. S. 95), war auch ein Anhänger Spener's, und ebenso war es muthmaßlich jener Geistliche, der 1690 zu Braunschweig, als der Herzog ein italienisches Opernhaus unweit der Kirche erbaut hatte, dem Fürsten ins Antlitz predigte: „Wo sich Gott eine Kirche baut, da baut der Teufel eine Kapelle daneben" (Vehse, „Deutsche Höfe", 22. Bd.). Indessen hat doch K. A. Menzel Recht, wenn er („Neuere Gesch. der Deutschen", 9. Bd. S. 227) sagt: „Die altlutherischen Orthodoxen, die alles Heil an den alleinseligmachenden Glauben knüpften, hatten den Mächtigen, die in gehöriger Weise den Gottesdienst abwarteten, mit freundlicher Nachsicht die ewige Seligkeit verbürgt. Der Pietismus führte einen unbequemeren Weg zum Himmel, forderte praktische Frömmigkeit und erklärte nicht blos die rohen Ausschweifungen, sondern auch die feinern Genüsse, die mit der französischen Lebensweise an den Fürstenhöfen Eingang fanden, für sündhaft."

*) „Ausführl. Beschreibung des pietistischen Unfugs", S. 11.

ganze christliche Gemeinschaft und machte weder in Bezug auf seine sittlichen Forderungen, noch auf die Wohlthaten religiöser Belehrung und Erbauung, die er spendete, einen Unterschied des Ranges, der Geburt oder des Reichthums. Es mag sein, daß die Annäherung zwischen Hohen und Niedern, welche er durch seine religiösen Erbauungsstunden anbahnte und welche zum Theil aus diesen sich auch ins gewöhnliche Leben übertrug*), von manchem Vornehmen nur in dem instinctartigen Gefühle gesucht ward, daß der Herrschaft der obern über die untern Klassen in der christlichen Demuth, welche der Pietismus lehre, eine neue und kräftige Stütze erwachse, und von manchem aus dem Bürgerstande in der nicht minder eigennützigen Absicht, durch den wohlgefälligen Schein der Frömmigkeit sich die Gnade der Mächtigen zu erwerben. Allein weder in dem Wesen des Pietismus, noch in dem Sinne seines Stifters lag eine solche Richtung auf Begünstigung aristokratischer Privilegien oder auf Erweckung eines Geistes der Servilität in den Massen. Der Pietismus in seiner ursprünglichen Gestalt hatte nichts, was den Vornehmen schmeicheln oder die Niedern zur Verleugnung ihrer natürlichen Rechte antreiben konnte. Der Grundsatz von dem allgemeinen Priesterthume aller Christen barg weit eher ein demokratisches, als ein aristokratisches Element in sich, und der ehrenhafte Freimuth, womit Spener auch den Höchstgestellten gegenübertrat, bezeugt, daß, wenn er es nicht verschmähte, die Hohen so gut wie die Niedern für seine Lehre zu erwärmen und den aufmunternden und schützenden Einfluß der Mächtigen seiner Sache zuzuwenden, er doch weit entfernt war, einem solchen Bemühen die höheren Zwecke seines Strebens aufzuopfern, und daß er viel mehr die Vornehmen zu der Einfachheit und Sittenstrenge bürgerlichen Lebens und Empfindens herabzusteigen zwang, als daß er ihnen zu Liebe von dieser Strenge irgend etwas aufgegeben hätte**).

---

*) Canstein, „Lebensgeschichte Spener's“, S. 38.

**) Ich setze mich durch die obige Auffassung in Widerspruch mit den Anschauungen, die Barthold in seinem, übrigens vielfach interessanten und lehrreichen Aufsatze: „Die Erweckten im protestantischen Deutschland“ u. s. w. von Spener und seinem Verhältniß zu den vornehmen Klassen gegeben hat. Barthold geht dort von der Annahme aus, Spener habe „einen besondern Beruf gefühlt, geistlich mit der vornehmsten Welt zu verkehren und gerade unter ihr seine religiösen Bekenntnisse zu verbreiten“. Ich habe für diese Behauptung weder in der betr. Abhandlung

Auch lassen die Namen eines Hans Veit von Seckendorf, des würdigen Freundes und Rathgebers Ernst's des Frommen, eines von

---

selbst, noch in den sonstigen mir zugänglich gewesenen Quellen eine thatsächliche Bestätigung zu entdecken vermocht. Was B. von persönlichen Beziehungen Spener's zu hochadligen Familien (im Sinne religiöser Wahlverwandtschaft) Positives anzuführen weiß, beschränkt sich auf zwei Fälle, erstens auf die Verbindung mit dem gräflich Solmsschen Hause zu Laubach unweit Frankfurt (worüber B. auf Grund des „Laubachschen Denkmals" von Spener und der diesem vorangesetzten „Zuschrift" des Vfs. an die Gräfin Benigna berichtet) und dem damit verwandten v. Gersdorfschen zu Großbennersdorf in der Lausitz (dem Stammhause von mütterlicher Seite des Grafen v. Zinzendorf, Stifters der Herrnhuter Gemeinde), sodann auf dessen Verkehr mit einer Fürstin v. Stolberg-Gedern oder Geudern, ebenfalls in der Nähe Frankfurts (s. Spangenberg, „Leben Zinzendorf's", 1. Bd. S. 15 ff.). Von andern Familien des hohen Adels wird eine gleiche Beeinflussung durch Spener von B. theils nur vermutbet, theils geradezu als „nicht nachweisbar" zugestanden, dennoch aber vorausgesetzt. Daß die „Tausende von Briefen", die Spener „als geistlicher Rathgeber von ganz Deutschland" empfangen, vorzugsweise von Adligen oder andern Vornehmen hergerührt, ist gleichfalls eine bloße Vermuthung B.'s Ich glaube wol und finde es ganz natürlich (worauf auch Canstein im „Leben Spener's", S. 21, hindeutet), daß Spener auch mit Vornehmen vielfach Umgang gepflogen, manche darunter zu seinen Gesinnungen bekehrt oder günstig für seine religiösen Bestrebungen gestimmt hat, von manchen um Rath befragt worden sein mag, allein von da bis zu der Voraussetzung einer planmäßigen Bearbeitung „gerade" der Vornehmen, um durch sie seine Sache zu fördern, ist denn doch noch ein weiter Weg. Die Führerschaft und Unterweisung junger Herren von Stande auf der Universität, womit Spener sich seinen Unterhalt verdiente, war in der damaligen Zeit ebensowenig etwas Ungewöhnliches, als das Studium der Genealogie und Heraldik, welches nicht selten Theologen und andre Gelehrte aus Liebhaberei trieben, welches aber überdies bei Spener einen sehr praktischen Zweck hatte, indem er nicht blos in seiner Stellung als Führer der jungen Pfalzgrafen angewiesen war, seinen Zöglingen Genealogie vorzutragen, sondern auch eine Zeit lang sich Hoffnung auf eine Geschichtsprofessur zu Straßburg machte, wozu die Kenntniß der Genealogie unentbehrlich war (Canstein, „Leben Spener's", S. 22). Wenn B. ferner andeutet, Spener habe ganz besonders die adligen Damen zu gewinnen gesucht, um unter diesen und durch diese Propaganda für seine pietistische Richtung zu machen, so finde ich auch diese Annahme nirgends thatsächlich begründet. Die Gräfin Benigna von Solms war, wie aus der „Zuschrift" an sie (vor dem „Laubachschen Denkmal") deutlich erhellt, als eine fromme und trefflich gesinnte Dame Spenern schon vor seiner Annäherung an sie, erst durch Andre, dann durch ihre eigenen Schreiben, worin sie sich an ihn wendete, bekannt geworden. Der Ton der „Zuschrift" ist ein ehrerbietiger, mehr noch ein aufrichtig achtungsvoller in Anbetracht der edlen, wie Spener sehr freimüthig bemerkt, unter der Aristokratie seltenen Gesinnungen der Gräfin, aber er hat nichts von dem süßlichen oder schmeichlerischen

Uffenbach, des vielgereisten und gelehrten Mannes, eines von Canitz, von Wattenwyl, von Canstein, Graf von Zinzendorf und anderer durch Bildung und Charaktereigenschaften ausgezeichneter Adliger, die unter den Anhängern Spener's glänzen, nicht daran zweifeln, daß es noch etwas mehr war, als blos äußerliche Beweggründe oder persönliche Einflüsse, was einen Theil dieses Standes der neuen Richtung zuführte. Die Besseren aller Stände empfanden damals die Dringlichkeit eines Innehaltens auf dem von der Mehrheit der Gesellschaft betretenen schlüpfrigen Wege der Leichtfertigkeit und der Verachtung jedes höheren, edleren Lebenszweckes. Ein Zug sittlicher Ernüchterung und religiöser Einkehr in sich selbst ging bereits um das Ende des 17. Jahrhunderts — mitten in dem lustig fortwogenden Strome des allgemeinen Leichtsinns — fast allerwärts durch zahlreiche Kreise nicht blos der Mittelklassen, sondern auch der höhern Stände, und die in solcher Gesinnung Geeinten reichten sich vielfach die Hand zum stillen Bunde von einem Lande in das andere hinüber. H. A. Francke fand für seine frommen Bestrebungen nicht blos in allen Gegenden Deutschlands, sondern auch in Holland, in Dänemark, in der Schweiz, in Ungarn Anklang und

Tone, worin wol spätere Apostel des Pietismus zu vornehmen Frauen gesprochen haben mögen, um dieselben „fromm zu machen". Wenn endlich B. dieser seiner Ansicht von einer vorzugsweise an die Frauen des Adels gerichteten pietistischen Propaganda Spener's u. a. durch die beiläufige Bemerkung Nachdruck zu geben versucht: „Wie Benigna's Gemahl in diese Gestaltung eingriff, wird nicht hervorgehoben", so steht dieser Andeutung die directe und ausdrückliche Erwähnung (in der mehrerwähnten „Zuschrift") entgegen von des Grafen Beziehungen zu Spener, von seiner Einladung an Spener zum Besuch in Laubach, von seiner Theilnahme an den Katechisationsübungen, welche die Gräfin mit der Dorfjugend hielt, endlich von seiner Aufforderung an Spener zum Predigen vor dem gräflichen Paare. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, auf Grund meiner, durch unbefangenes Forschen gewonnenen Ueberzeugung einer Auffassung entgegenzutreten, die den „Patriarchen des Pietismus" (wie B. Spener spottweise nennt) leicht in dem Lichte eines jener heuchlerischen und oft sehr weltlich gesinnten Pietisten, wie sie später an vielen kleinen deutschen Höfen umherschwärmten, erscheinen lassen würde. Eine solche Auffassung, so lange sie nicht streng bewiesen ist, scheint mir theils sehr ein Unrecht gegen den Mann zu sein, der, obwol schüchtern von Natur, doch gerade Vornehmen gegenüber einen geistlichen Muth bewährte, der bei seinen orthodoxen Collegen sich nur zu oft vermissen ließ, theils eine bedenkliche Verkehrung der geschichtlichen Wahrheit in Bezug auf den unterscheidenden Charakter dieses ersten Stadiums des Pietismus von einem späteren.

Unterstützung*). Der Graf von Zinzendorf traf in Halle mit gleichgestimmten Alters- und Standesgenossen aus allen Ländern zusammen, die sich mit ihm zu einer frommen Gesellschaft, dem „Orden zum Senfkorn", verbanden, dessen Zweck „die Erkenntniß Gottes und unsres Heilandes und das Heil der armen Menschheit", und dessen Devise der in der damaligen Zeit und unter der Jugend dieses Standes doppelt bedeutungsvolle Spruch war: „Unser keiner lebt ihm selber! **), verkehrte später in Frankreich unter dem Adel und der Geistlichkeit mit nicht Wenigen, welche den ernsteren Lebensansichten huldigten, die dort der Jansenismus, wie in Deutschland der Pietismus, verbreitete, und sah endlich die Grundsätze der unter seinem Schutze gegründeten Genossenschaft, welche strenge Frömmigkeit mit einer fast demokratischen Einfachheit und Brüderlichkeit der Lebensweise vereinigte, in England, in Holland, in der Schweiz von Personen aller Gesellschaftskreise mit Gunst und Theilnahme aufgenommen***).

In Deutschland selbst waren es keineswegs blos einzelne „fromme Grafenhöfe", welche um besonderer Ursachen willen oder in Folge zufälliger Familienverbindungen dem Pietismus Vorschub leisteten, und ebensowenig waren es blos die verkümmerten oder gedrückten Bevölkerungen einzelner Landstriche, unter denen derselbe seine Anhänger zählte. Vielmehr bezeugt die weite und fast ausnahmslose Verbreitung der pietistischen Ideen über alle Gegenden Deutschlands, über kleine Landstädte wie über große Handelsplätze, Residenzen und Universitäten, über reformirte wie über lutherische Ortschaften, daß diese Ideen in einem tiefen und allgemeinen Bedürfnisse wurzelten und daß, wenn ein Theil der vornehmen Stände sich der Bewegung anschloß, er

---

*) „Franckens Stiftungen. Eine Zeitschrift", 1. Bd. S. 117 ff., 2. Bd. S. 86 ff.

**) Reichel, „Leben des Grafen von Zinzendorf", S. 4, Varnhagen von Ense, „Biograph. Denkmale", 5. Theil („Graf v. Z.") S. 18.

***) Varnhagen, a. a. O. S. 420 ff. Ein bewährter Sittenschilderer der damaligen Zeit, Herr v. Loën, bemerkt: „Die allenthalben täglich mehr überhandnehmenden Mißbräuche, welche ein närrischer Hochmuth und eine zaumlose Ueppigkeit emportreiben und welche die besten Haushaltungen in Unordnung bringen, mögen ebensowol, als der Trieb zur Frömmigkeit, die Ursache sein, daß sich so viele Leute zu den Herrnhutern (einer Abzweigung der Pietisten) gesellen, darunter insbesondere einige reiche Engländer, Holländer und Schweizer sich befinden". Vgl. Varnhagen, a. a. O. S. 264.

damit nur einer gemeinsamen und unwiderstehlichen Strömung der Zeit folgte*).

Bedenkliches Verhältniß des Pietismus gegenüber den vornehmen Klassen.

Allerdings war etwas in dem Verhältniß des Pietismus zu den vornehmen Klassen und dieser zu ihm, was den Schein der Unaufrichtigkeit oder doch des Unnatürlichen leicht erwecken konnte. Auch zu den Füßen Luther's und Melanchthon's hatten Fürsten und Edelleute gesessen, wie jetzt zu den Füßen Spener's und H. A. Francke's. Aber damals waren Fürsten und Adel noch durch keine so weite Kluft von den übrigen Klassen getrennt, und eine große religiöse, sittliche und patriotische Erhebung konnte recht wohl alle Theile der Nation in einem gemeinsamen Gefühle vereinigen. Allein nach der gewaltigen Veränderung, die seit jener Zeit in den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, wie in den Sitten der höhern Stände vor sich gegangen war, fiel es einigermaßen schwer, an die Aufrichtigkeit der Kundgebung von Gesinnungen zu glauben, welche, wenn sie ernstlich gemeint sein sollten, nichts Geringeres, als eine völlige Verleugnung und Verurtheilung der in diesen Kreisen hergebrachten und als unantastbar geltenden Lebensansichten zur Folge haben mußten. Das Verdienst derer, welche sich wirklich zu solcher Höhe der Selbstverleugnung und

*) Als besondre Pflegstätten des Pietismus finden wir aufgeführt: Frankfurt und Umgegend, Leipzig, Dresden, Berlin, Hamburg, Bremen, Lübeck, Altona, Kiel, Königsberg, Danzig, Riga, Rostock, Wolfenbüttel, Halberstadt, Harzgerode, Halle, Delitzsch, Quedlinburg, Erfurt, Jena, Gotha, Gießen, Darmstadt, Essen, Heidelberg, Tübingen, Straßburg, Augsburg, Ulm, Nördlingen, Nürnberg, Schweinfurt, Waldeck, Schlesien, die Lausitz, das Voigtland u. s. w. Auch die Verzeichnisse der Beiträge zu dem Waisenhaus in Halle, sowie der Subscriptionen auf die frommen Schriften Francke's enthalten Namen aus allen Ständen (besonders viele Prediger, aber auch viele „hohe Standespersonen"), sowie aus allen Gegenden Deutschlands und selbst vom Auslande. (Hoßbach, a. a. O. 2. Bd. S. 121; Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus", 1. Bd. S. 149, 2. Bd. 1. Abth. S. 72; „Ausführliche Beschreibung des Unfugs der Pietisten"; „Delitzscher Chronik", 2. Bd. S. 196; Carpzov, „Historischer Schauplatz der Stadt Zittau", 3. Bd S. 45; Gottsched's Briefwechsel (Handschrift der Leipziger Univ.-Bibl.), Jahrgang 1728, Blatt 72; Schweizer, „Centraldogmen", 2. Bd. S. 749; Reichel, „Leben des Grafen v. Zinzendorf", S. 18; „Franckens Stiftungen. Eine Zeitschrift", 1. Bd. S. 117 ff., 2. Bd. S. 86 ff. u. s. w.) — Das obige Verzeichniß widerlegt auch die Ansicht Barthold's (a. a. O.), als ob die pietistische Richtung vorzugsweise nur den Bevölkerungen zwischen Main, Rhein, Sieg und Lahn eigen und gleichsam ein bloßer Ausfluß ihrer besondern Verhältnisse und Beschäftigungsweisen gewesen sei.

Vorurtheilslosigkeit emporschwangen, war sicherlich ein um so größeres, allein ebenso gewiß war der Zweifel gerechtfertigt, ob im gegebenen Falle ein klarbewußter und ernstgewollter Entschluß dieser Art vorliege, oder nicht vielmehr blos eine Selbsttäuschung, wo nicht die Absicht, Andere zu täuschen. Wenn selbst ein so aufrichtig frommer und der gewöhnlichen weltlichen Eitelkeit durch seine Richtung auf Höheres so entschieden abgestorbner Mann wie der Graf von Zinzendorf*) dennoch nicht ganz frei war von einem gewissen Gefühl des Stolzes darauf, daß er, indem er allen Ehren und Vortheilen seines Standes entsage, eben etwas Außerordentliches und Ungewöhnliches thue**), wie konnte man erwarten, daß minder große Geister unter seinen Standesgenossen das schwere Werk der Resignation wirklich mit voller Aufrichtigkeit vollbringen würden?

Der Pietismus selbst kam solchen vornehmen Begünstigern seiner Sache gegenüber in eine nicht ganz unbedenkliche Lage. Er konnte nicht umhin, die doppelt große Selbstverleugnung, die in jeder solchen Bekehrung einer Person aus den höhern Ständen zu seinen Grundsätzen der Sittenstrenge lag, rühmend anzuerkennen***). Und doch vergab er schon dadurch seinem innersten Wesen etwas, indem er eigentlich von einem Ansehen der Person in sittlichen Dingen überhaupt nichts wissen durfte, verführte auch leicht seine vornehmen Anhänger selbst zu der gefährlichen Einbildung, als ob für sie schon mit geringeren Anstrengungen das gleiche, wenn nicht ein höheres Verdienst vor Gott und vor der Welt erreichbar sei, als für Leute gewöhnlichen Schlages mit viel größeren.

---

*) Daß dem wirklich so war, beweisen zahlreiche Aeußerungen und Handlungen des Grafen; vgl. Varnhagen, a. a. O. S. 67, 84, 94, 174 u. f. f.

**) Varnhagen, a. a. O. S. 495, bemerkt von ihm: „Er war allerdings neben dem frommen auch der vornehme Mann, zugleich ein Diener und das Haupt der Gemeinde, ließ oft den schmeichelhaften Verehrungen seiner Person und seines Namens zu viel Raum, suchte sein Werk und Ansehen auch vor der Welt günstig herauszustellen" u. s. w. Derselbe führt auch folgende Aeußerung einer Tante des Grafen an: „Er habe im Reiche der Demuth nach der obersten Stelle gestrebt".

***) Dies thun auch z. B. Spener in dem Vorwort zu seinem „Laubachschen Denkmal", Francke in dem „Hochwürdigen Exempel des weil. hochgeb. Reichsgrafen und Herrn Heinrichs XXIII. j. L. Reuß", S. 32. Daß eine solche Ansicht überhaupt damals gäng und gäbe gewesen, deutet Varnhagen, a. a. O. S. 54 an.

Ursache dieses Mißverhältnisses: die politische Stellung des Pietismus und deren Folgen.

Es war zum großen Theil die Schuld eines früheren Versäumnisses in unsrer nationalen Entwicklung, welche hier der Pietismus büßen mußte. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts hatten sich damit begnügt, eine Verbesserung in der Religion und den Sitten des Volks hervorzubringen, hatten aber die bestehenden politischen und socialen Verhältnisse unberührt gelassen. Sie hatten sich abweisend, zum Theil sogar feindlich gegen die Bestrebungen derer verhalten, welche, getrieben von der Ueberzeugung, daß mit einer blos kirchlichen Reform ohne eine gleichzeitige politische das Werk nur halb gethan sei, die zerrütteten Zustände des Reichs und die Mißverhältnisse der verschiedenen Klassen der Gesellschaft unter einander einer gründlichen Umgestaltung unterziehen wollten. Es war ihnen freilich auf diese Weise gelungen, ihr Unternehmen rascher zum Abschluß zu bringen und es vor der Verstrickung in die Fährlichkeiten ungewisser, weitaussehender Pläne zu bewahren; allein zugleich gaben sie demselben die bedenkliche Erbschaft einer nur halbvollendeten, halb in sich selbst zurückgedämmten Bewegung mit, und die Folgen dieser Erbschaft waren es, an welchen Deutschland jetzt krankte. Der Pietismus hatte gut Sitteneinfalt und Religiosität predigen, wenn alle öffentlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse die Massen zu dem Gegentheil davon hindrängten, wenn Fürsten und Adel, durch ihre unnatürliche Stellung verführt, den andern Klassen das verderbliche Beispiel der Hinneigung zu der leichtfertigen Denkweise des Auslandes und der Verleugnung altväterlicher Einfachheit, Biederkeit und Frömmigkeit gaben*). Er konnte wol mit Hülfe erbaulicher Ermahnungen und einer dadurch erregten ungewöhnlichen Begeisterung eine gewisse Zahl von Individuen zu einer mehr oder minder ernstgemeinten und entschlossen durchgeführten Enthaltung von der allgemeinen Sittenverderbniß veranlassen, allein er war der bleibenden Erfolge dieser, wennauch noch so eifrigen Anstrengungen niemals sicher, weil in der Mehrzahl der Fälle die Verhältnisse sich stärker erwiesen, als die Menschen; er mußte immer drastischere Mittel der Gewinnung und der Festhaltung von Anhängern wählen, auch wol hier und da, um die gewonnenen nicht zu verlieren, einige Nachsicht üben und so die Wirksamkeit seiner Grundsätze bald ins Krankhafte steigern, bald ungebührlich abschwächen**).

*) Vgl. oben 4. Abschnitt.

**) Jul. Schmidt in seiner „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland

Daran freilich war nicht zu denken, daß das bei der Reformation Versäumte jetzt noch nachgeholt werden könnte. Der politische Geist des Volkes, der damals noch einmal hoch aufgeflammt hatte, war seitdem gänzlich in sich zusammengebrochen. Adel und Fürsten hatten sich von der nationalen Sache vollends losgesagt. Die Masse des Volks war von neuem in Stumpfsinn und Rohheit versunken. Was noch von öffentlichem Interesse übrig war, das concentrirte sich ausschließlich auf dem kirchlichen Gebiete. Der Pietismus hatte es schon für etwas Großes zu erachten, wenn ihm nur gelang, hier einige Verbesserungen zu erreichen und die ärgsten Mißbräuche abzustellen. Der Gedanke an politische Reformen mußte ihm schon deshalb gänzlich fern liegen, weil er, fast noch in höherem Grade als seiner Zeit die Lehre Luther's, des Beistandes der bestehenden weltlichen Gewalten gegen die erdrückende Macht der herrschenden Hierarchie bedurfte.

Vergleichung des Pietismus in diesem Betracht mit dem englischen Puritanismus.

Der Puritanismus in England hatte sich allerdings nicht, wie der Pietismus in Deutschland, auf das religiöse und moralische Gebiet beschränkt, vielmehr in den politischen Bewegungen, welche im 17. Jahrhundert England erschütterten und verjüngten, eine wichtige, zum Theil sogar beherrschende Rolle gespielt. Er war zwar später in die bescheidnere Stellung einer kirchlichen Secte zurückgetreten, aber er hatte doch durch jene energische Antheilnahme am politischen Leben einen bleibenden Einfluß nicht blos auf den sittlichen, sondern auch auf den öffentlichen Geist der Nation erlangt und insbesondre den Mittelklassen jenen unvertilgbaren Trieb politischer Freiheit, bürgerlicher Betriebsamkeit und eines tiefen sittlich-religiösen Ernstes eingeprägt, dessen fortwirkende Spuren noch heute sowol im Mutterlande selbst, als namentlich in den von dort ausgegangenen Pflanzstätten einer neuen Cultur jenseit des Oceans deutlich zu erkennen sind.

Dem Pietismus blieb dies versagt. Durch die Macht der Verhältnisse streng auf das religiöse Gebiet eingeschränkt, entbehrte er des so wichtigen Läuterungsprocesses einer Berührung und Durchdringung mit den realen Interessen der Nation und mit einem bewegten öffent-

1681—1781", 1. Bd. S. 331, citirt eine angebliche Aeußerung von Leibnitz über Spener, wonach Spener bei Manchen „entschuldigt oder vertuscht" hätte, was er bei Andern getadelt. Was von Aeußerungen und Handlungen Spener's offenkundig vorliegt, scheint diesem Vorwurfe nicht Recht zu geben.

lichen Leben. So lange noch der erste Schwung der Begeisterung in ihm mächtig war, erhielt er durch diese Abgezogenheit von der Außenwelt und diese strenge Abgeschlossenheit in den stillen Räumen des Gemüthes einen Zug idealer Reinheit und Erhabenheit, welcher den religiösen Secten, die zugleich politische oder sociale Zwecke verfolgen, leicht verloren geht. Allein, als dieser Anlauf ermattete (was nach dem natürlichen Laufe der Dinge gar bald geschah), als der Geist des Stifters in seinen, nicht immer ihm ebenbürtigen Nachfolgern einen Nachlaß oder eine Ablenkung erfuhr, da begannen die äußeren Verhältnisse ihren ganzen verhängnißvollen Einfluß zu üben, und an die Stelle der aufrichtigen Frömmigkeit, welche Spener auszubreiten gestrebt hatte, trat nur zu häufig eine scheinheilige, erkünstelte, schwächliche oder überreizte Frömmelei.

Verhalten des Pietismus zu den Fragen der Kirchenverfassung.

Vielleicht hätte der Pietismus die Folgen seiner gezwungenen Unthätigkeit im Politischen einigermaßen ausgleichen können durch um so entschiedenere Parteinahme in den Fragen, welche recht eigentlich auf seinem Wege lagen, den Fragen der Kirchenverfassung. Die Verfassung der protestantischen Kirche Deutschlands befand sich eben damals in einem folgenreichen Uebergange. Eine geraume Zeit lang hatte der geistliche Stand fast allein die entscheidende Stimme in allen Angelegenheiten der Kirche geführt; die weltliche Macht war kaum mehr als die Vollstreckerin seiner Aussprüche und Befehle gewesen. Dieses Verhältniß erfuhr eine Aenderung durch die wachsende Macht der Fürsten, die Spaltung der protestantischen Kirche in einen lutherischen und einen reformirten Religionstheil, durch den Mißbrauch, den die Geistlichkeit häufig mit der ihr anvertrauten Gewalt getrieben, sowie durch den Einfluß der freieren Ansichten, welche, hauptsächlich von England und den Niederlanden aus, in Deutschland Eingang fanden. In den Ländern gemischter Confession erschien eine ausgleichende, friedenstiftende und regelnde Gewalt über den streitenden Parteien als eine Nothwendigkeit. Die öffentliche Meinung, empört durch zahlreiche Beispiele religiöser Unduldsamkeit der Geistlichen, rief die Fürsten und ihre juristischen Räthe als Beschützer der unterdrückten Gewissensfreiheit an, und in der That ward fast nur von dieser Seite, aber auch von dieser Seite nicht selten, den Uebertreibungen hierarchischen Eifers in Handhabung der Kirchenzucht oder in Verfolgung Andersgläubiger eine heilsame

Schranke gesetzt. Endlich hatte der westphälische Friede auch staatsrechtlich die Oberhoheit der Fürsten in kirchlichen Dingen sanctionirt, indem er ihnen das jus reformandi, d. h. die Entscheidung darüber zusprach, welcher Glaube in ihren Ländern als Staatsreligion gelten sollte.

Der Kampf, der sich zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Stande über den entscheidenden Einfluß in Glaubensfragen entspann, war gerade um die Zeit, wo der Pietismus sich auf seinem Höhepunkte befand, in vollstem Gange. Auf Seiten der weltlichen Gewalt standen die bedeutendsten Staatsrechtslehrer und Philosophen, ein Pufendorf, ein Chr. Thomasius, ein Böhmer u. a., und ihnen schlossen sich von den Theologen die gemäßigteren an, wie Pfaff in Tübingen, welcher der Kirche zwar ein ursprüngliches Recht der Selbstverwaltung vindicirte, die Ausübung dieses Rechtes jedoch, vermöge einer angenommenen Uebertragung seitens der Kirche selbst, der weltlichen Obrigkeit einräumte*). Dagegen hielten die Theologen der alten Schule streng an dem fest, was sie das unveräußerliche Recht der Kirche nannten, daran nämlich, daß nur eine geistliche Körperschaft (eine theologische Facultät oder eine Synode von Geistlichen) in letzter Instanz über Fragen des Glaubens, des Gottesdienstes oder der Kirchenzucht sollte entscheiden dürfen**).

Der Sieg in diesem Kampfe neigte sich indessen je länger je mehr auf die Seite der Vertheidiger des weltlichen Kirchenregiments oder des sog. Territorialsystems. Das Interesse der Fürsten, der Geist der Beamten und die herrschende Zeitrichtung waren mit einander im Bunde gegen die Geistlichkeit.

Während so weltliche und geistliche Gewalt, Juristen und Theologen um die Herrschaft in der Kirche kämpften, war aber davon, daß auch den Laien (oder, wie man es damals nannte, dem Hausstande) eine

*) Pufendorf: De habitu religionis ad vitam civilem, 1687; Chr. Thomasius: „Vom Rechte evangelischer Fürsten in theologischen Streitigkeiten", 1696; Brenneisen (Th.'s Schüler): „Ueber das Recht der Fürsten in Mitteldingen", 1695, und „De jure principis circa haereticos" (Beides mit Einleitungen von Th.); Böhmer, „Ius eccles. protestanticum", 1714; Pfaff, „De vera ecclesiae notione", 1719. — Vgl. Richter, „Gesch. der evangelischen Kirchenverfassung in Deutschland".

**) In diesem Sinne schrieb Carpzov gegen Thomasius: „De jure decernendi controversias theologicas", 1696. Vgl. Luden, „Chr. Thomasius", S. 245.

Stimme dabei gebühre, nirgends die Rede. Die Vertheidiger des Territorialsystems glaubten alles gethan zu haben, wenn sie den Fürsten und ihren Räthen größtmögliche Mäßigung und Toleranz in Handhabung des Kirchenregimentes empfahlen *), und die Theologen wollten noch viel weniger von einer Theilnahme der Laien an der Leitung des Kirchenwesens etwas wissen. Carpzov faßte seine Ansichten über die Verfassung der protestantischen Kirche in den Satz zusammen: „Die Obrigkeit prüft und vollstreckt, das Volk pflichtet bei", und selbst der aufgeklärtere Pfaff war der Meinung: „das allgemeine Priesterthum sei verloren gegangen durch Mangel an Weisheit und Licht in den Gemeinden, und es müßten daher diese letzteren ihre Befugnisse denen überlassen, die zu deren Handhabung tüchtiger wären, d. h. den Geistlichen". Sogar das bescheidne Recht der Gemeinden, Einsprache gegen die Einsetzung eines ihnen anstößigen Predigers zu erheben, ein Recht, welches in vielen Gegenden Deutschlands gesetzlich noch bestand, kam in der Praxis immer mehr außer Geltung **).

Spener erkannte mit klarem Blicke die Gefahr, welche dem protestantischen Kirchenwesen daraus erwuchs, „daß die beiden obern Stände (Geistlichkeit und Beamtenschaft) alles an sich gerissen und dem dritten Stande (den Gemeinden) die Uebung seiner Rechte an den meisten Orten entzogen hatten". Er hätte es dem Geiste der wahren und ursprünglichen Ordnung der christlichen Kirche weit entsprechender gefunden, „wenn in sämmtlichen zum Kirchenwesen gehörigen Stücken alle drei Stände zusammenwirkten"***), ein Verhältniß, wie es in der reformirten Kirche bestand und mit deren Grundsätzen zugleich auch schon in mehreren deutschen Ländern Eingang gefunden hatte †).

Aber entweder hatte Spener nicht den Muth, für diese Ansicht öffentlich aufzutreten, oder er sah die Unmöglichkeit ein, damit durchzudringen. Genug, er ließ es, wie seinerzeit auch Luther, bei dem bloßen Aussprechen der Idee des „allgemeinen Priesterthums" bewenden

*) Vgl. die oben angeführten Schriften von Chr. Thomasius u. A.

**) Richter, a. a. O. S. 201, 228.

***) Spener, „Theol. Bedenken", 1. Thl. 1. Kap. sectio LVI (S. 262).

†) In der niederrheinischen und westphälischen Kirche, in Zweibrücken, Kurpfalz, Sieg, Wied und Wittgenstein hatte sich eine Presbyterial- und Synodalverfassung entwickelt. Göbel, „Geschichte der niederrheinisch-westphälischen Kirche", 1. Bd. 1. Abth. S. 140.

und tröstete sich wegen Nichtbeachtung dieser Forderung in der Praxis mit dem Gedanken, daß doch wenigstens eine Theilung des Kirchenregiments zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt hergestellt und so das Schlimmste vermieden sei, was die römische Kirche zum wahren „Anti-Christ" mache: die Alleinherrschaft eines tyrannischen und verfolgungssüchtigen Clerus*).

Noch ein zweiter Weg blieb übrig, um die Grundsätze kirchlicher Freiheit und Gleichheit, welche der Pietismus nach dem Vorgange Luther's predigte, im Leben zu verwirklichen. Man mußte sich von der herrschenden Kirche trennen und selbständige Religionsgenossenschaften bilden. Die Puritaner in England hatten diesen Weg betreten, und der Entschlossenheit, womit sie es gethan, verdankten sie zu einem großen Theile den Einfluß, den sie nicht blos auf den religiösen, sondern auch auf den nationalen Geist ihres Vaterlandes ausgeübt.

Die Verhältnisse in Deutschland waren einem solchen Entschlusse viel weniger günstig. Es fehlte hier jene directe Nöthigung zum Austritt, welche in England der von der weltlichen Gewalt rücksichtslos unterstützte Despotismus der herrschenden Kirche allen von dieser abweichenden religiösen Richtungen auferlegt hatte; im Gegentheil bot sich hier die Möglichkeit dar, mit Hülfe toleranter und aufgeklärter Fürsten die Landeskirchen selbst der neuen Lehre zu gewinnen. Andrerseits war das Wagniß bei der Bildung förmlicher Secten außerhalb der bestehenden Kirche in Deutschland viel größer, als in England, weil ein politischer Umschwung, der diesen Secten Sicherheit gegen Bedrückungen und eine berechtigte Existenz hätte in Aussicht stellen können, hier schlechterdings nicht zu erwarten stand, und weil selbst der gute Wille einzelner Fürsten nicht immer ausreichte, sie gegen die Folgen der allgemeinen Gesetzgebung des Reichs zu schützen, welche nur die im westphälischen Frieden anerkannten Kirchengesellschaften dulden wollte**). Solchen Verhältnissen die Stirn zu bieten, war Spener mit seinem milden, etwas ängstlichen Wesen nicht der Mann. Zwar empfahl er die Bildung von „Kirchlein innerhalb der Kirche" (ecclesiolae in

---

*) Spener a. a. O.

**) Ein Reichsgraf von Büdingen gestattete allen möglichen Sectirern den Aufenthalt in seinem Lande, ward aber vom Reichskammergericht gezwungen, diese Erlaubniß zu widerrufen, und sogar in Strafe deshalb genommen (Barthold, a. a. O. S. 183).

ecclesia), aber nur als ein Mittel, den in engeren Kreisen erweckten und gepflegten Geist thätigen Christenthums allmälig der ganzen protestantischen Kirche Deutschlands mitzutheilen. Einer wirklichen Absonderung von der letzteren war er durchaus abgeneigt und von der Bildung selbständiger Gemeinden oder Secten wollte er nichts wissen*).

Die Herrnhuter. Die Mehrzahl seiner Anhänger folgte seinem Beispiel. Nur eine kleine Fraction unter der Führerschaft des Grafen von Zinzendorf, eines Taufpathen Spener's und Zöglings F. A. Francke's, ging ohne sich geradezu von der bestehenden Kirchengemeinschaft loszusagen, doch consequenter auf der Bahn vorwärts, auf welcher Spener halbwegs stehen geblieben war**). In den „Brüdergemeinden" der Herrnhuter, deren erste 1722 gestiftet ward, fand die Idee des „allgemeinen Priesterthums", der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Christen, ihre Verwirklichung nicht allein in der kirchlichen, sondern auch in der bürgerlichen Verfassung, ja bis in die häusliche Lebensordnung der Einzelnen und der Familien hinein. Innerhalb dieser fest in sich abgeschlossenen Kreise kam auch ein anderer Grundsatz des Pietismus (den Spener selbst immer nur mit Mäßigung gehandhabt wissen wollte), die Abwendung von alledem, was man die „Lust und Eitelkeit der Welt" nannte, zu rücksichtsloserer Anwendung. Aber — merkwürdig! — neben dieser Hinlenkung aller Gedanken auf das Himmlische entwickelte sich in den Colonien der Herrnhuter ein Geist praktischer Betriebsamkeit und Tüchtigkeit, der dieselben ebenso zu Musterstätten des bürgerlichen Gewerbfleißes, wie der Frömmigkeit und der werkthätigen christlichen Bruderliebe machte. Von ihnen gingen auch die kühnen Unternehmungen jener ersten deutschen Missionäre aus, welche, in der einen Hand die Bibel und das Kreuz, in der andern die Früchte germanischer Gewerbthätigkeit, sich furchtlos unter die wilden Bevölkerungen der entlegensten Welttheile wagten***).

---

*) Hoßbach, a. a. O. 1. Bd. S. 131.

**) Vgl. die Lebensbeschreibungen des Grafen von Zinzendorf, von Reichel, Spangenberg und Varnhagen v. Ense.

***) Die älteste Mission der Herrnhuter war die im dänischen Westindien (1732); dann folgte die in Grönland (1733), die unter den nordamerikanischen Indianern (1734), in Surinam (1735), Südafrika (1736), Tabago (1790) u. a. („Jahresbericht des Herrnhuter Missionsdepartements für 1854").

Das Gros des Pietismus, das es zu einer solchen entschiedenen Auseinandersetzung mit der Kirche und zu einem festen Abschluß in sich nicht brachte, verfiel durch sein Bestreben, bald den herrschenden Richtungen sich anzubequemen, bald sich selbst zur herrschenden zu machen, in Ausartungen und Inconsequenzen aller Art. Wir sehen diese Pietisten — nicht allzulange nach dem Hintritt Spener's — das eine mal mit der Orthodoxie ein zweideutiges Bündniß eingehen, ein andres mal den weltlichen Gewalthabern höfisch schmeicheln, und wir nehmen mit Bedauern wahr, wie sie die lautere und herzliche Frömmigkeit, welche die Anfänge des Pietismus charakterisirt hatte, mehr und mehr mit einem scheuen und scheinheiligen Wesen, die frühere Milde gegen Andersgläubige mit einer finstern Unduldsamkeit vertauschen, so daß dieser ausgeartete Pietismus endlich in demselben Maße ein Hemmniß des geistigen Fortschritts der Nation wird, wie der ursprüngliche bei seinem Auftreten als ein verjüngendes und befruchtendes Element desselben erschien.

Siebenter Abschnitt.

Die Anfänge der sogenannten Aufklärung: Christian Thomasius.

Anfänge der sog. Aufklärung in Deutschland.

Die Streitigkeiten der Pietisten mit den Orthodoxen waren nur das Vorspiel und gleichsam das Signal zu einem Kampfe von weit größerem Umfange und viel längerer Dauer, der von dem Ende des 17. Jahrhunderts an durch das ganze 18. Jahrhundert hindurch Deutschland in Bewegung setzte. Es war der Kampf einer neuen Zeit gegen die alte und überlebte, des Dranges nach Selbständigkeit im Denken und Empfinden, der sich in allen kräftigeren Geistern regte, gegen den Zwang eines Autoritätsglaubens, der diese Selbständigkeit nicht gelten lassen wollte, der Sehnsucht nach praktischen, fürs Leben brauchbaren Resultaten der Forschung gegen die dürren Formeln und die hohlen Spitzfindigkeiten einer unfruchtbaren, vom Leben abgewendeten Speculation, des demokratischen Verlangens nach Antheilnahme aller Klassen des Volkes an den Errungenschaften wissenschaftlicher Bestrebungen gegen die aristokratische Herrschsucht und Ausschließlichkeit einer gelehrten Kaste.

Auch bei diesem Kampfe war fast immer die Orthodoxie und das von ihr vertretene System unbedingten Autoritätsglaubens der Mittelpunkt, um welchen alle Kräfte des Angriffs wie der Vertheidigung sich concentrirten. Mit richtigem Instincte erkannten die Vorkämpfer des Neuen in ihr den Schlüssel der Stellung, die sie erobern wollten, und in dem gleichen Gefühle schaarten sich die Anhänger des Alten um sie und suchten sie zu schützen, um von ihr geschützt zu werden. Der Pedantismus des Gelehrten, der Weisheitsdünkel des Scholastikers, die abergläubische Unwissenheit des Medicasters und die barbarischen Vor-

urtheile des Rechtsgelehrten von der alten Schule machten gemeinsame Sache mit der Orthodoxie, denn gleich dieser speculirten auch sie auf die Leichtgläubigkeit, Unselbständigkeit und geistige Beschränktheit der Menschen. Auf der andern Seite betrachteten alle diejenigen sich als natürliche Verbündete, welche in dem Hasse gegen Geisteszwang und Unfreiheit irgend welcher Art zusammentrafen, mochten im Uebrigen ihre Grundsätze und ihre Endziele sein, welche sie wollten. Der Pietist und der Freidenker gingen hier Hand in Hand, ja es geschah nicht selten, daß in diesem gemeinsamen Kampfe man die Waffen tauschte, daß der Freidenker pietistischen Grundsätzen das Wort redete und der Pietist sich den Consequenzen des Freidenkers näherte.

Ihr Verhältniß zu der allgemeinen Bewegung der Ideen im 17. Jahrhundert.

Die Erscheinung, die wir hier charakterisiren und deren erste Anfänge in das letzte Viertheil des 17. Jahrhunderts fallen, ist unverkennbar ein Ausläufer jener großen Bewegung der Ideen, welche seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts von dem Westen Europas aus sich über die meisten civilisirten Länder ergoß und deren Einwirkungen auf Deutschland wir schon einmal, bei der Betrachtung Leibnitzens und seiner Thätigkeit, begegneten *). Leibnitz hatte versucht, die positiven, praktischen Resultate dieser Bewegung, besonders im Fache der exacten Wissenschaften sowie der materiellen und socialen Verbesserungen, seinem Vaterlande anzueignen, ihren auflösenden Elementen aber ein System der Vermittlung entgegenzusetzen, durch welches er die neuen Ideen auch für das philosophische und theologische Gebiet fruchtbar zu machen und gleichwol das Bestehende und Hergebrachte, den Dogmatismus in der Philosophie und den Kirchenglauben in der Theologie, aufrecht zu erhalten gedachte. Allein der einmal entfesselte Drang nach Freiheit ließ sich mit solchen Mitteln nicht aufhalten, und die Vertheidiger des Alten selbst, zumal auf kirchlichem Gebiete, sie, die nicht einmal Leibnitzens vorsichtige und versöhnliche Auffassungsweise gelten lassen wollten, wirkten durch ihren schroffen Widerstand am meisten dazu mit, die Bewegung bis aufs Aeußerste zu steigern. Je größer der Druck von dieser Seite her und je rücksichtsloser die Strenge war, womit man dort jede Spur freieren Denkens verfolgte und unterdrückte, um so heftiger der Gegenschlag, der in allen kräftigern und unabhängigern Geistern erfolgte, um so stärker der Anreiz, an jenem großen Kampfe der

---

*) Siehe oben, 5. Abschnitt.

Aufklärung sich zu betheiligen, der von den hellsten Köpfen fast aller Länder mit so glänzenden und so siegreichen Waffen geführt ward.

Auch hier müssen wir freilich wiederholen, was wir schon im Eingange dieser Darstellung von dem geistigen Leben Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege gesagt haben: das deutsche Volk stand bei diesem Wettlaufe der Nationen nach den Zielen der Aufklärung und der geistigen Freiheit nur in zweiter Linie. Es nahm die neuen Ideen der Engländer, der Holländer, der Franzosen auf und suchte sie in sein Eigenthum zu verwandeln, aber es trug wenig oder nichts dazu bei, den Kreis dieser Ideen zu erweitern, und wenn manche seiner kühneren Geister mit einem Grotius, Bayle oder Locke in der freimüthigen Bekämpfung hergebrachter Ansichten wetteiferten, so waren sie doch eben nur die gelehrigen Schüler dieser größeren Vorgänger. Das zeigt sich selbst bei dem bedeutendsten Wortführer der deutschen Aufklärung in dieser Periode, Christian Thomasius.

Christ. Thomasius. Seine erste Bildung und akademische Wirksamkeit.

Christian Thomasius wurde 1655 in demselben Leipzig geboren, wo neun Jahre früher Leibnitz das Licht der Welt erblickt hatte. Er ward in die philosophischen Studien durch denselben Lehrer eingeführt, dessen Unterricht auch Leibnitz genossen hatte, durch seinen eignen Vater, Jacob Thomasius. Wie Leibnitz, wählte er zu seinem Berufsfache die Rechtswissenschaft und beschäftigte sich nebenher ebenfalls mit Philosophie und Mathematik. Wie jener, fühlte auch er schon früh in sich den Trieb und die Kraft, Außergewöhnliches zu leisten und die breitgetretenen Pfade des Herkömmlichen zu verlassen. Aber bei wie so ganz verschiedenen Zielen und Resultaten ihres Wirkens langten diese beiden Männer an!

Hugo Grotius und dessen bedeutendster Nachfolger und Verkündiger auf deutschem Boden, Samuel Pufendorf, waren es, welche den ersten Funken des Zweifels und damit den ersten Keim des eignen Nachdenkens in die Seele des jungen Thomasius warfen. Ueber des Ersteren berühmtes Werk „Vom Rechte des Kriegs und des Friedens" hörte er seines Vaters Vorlesungen; Pufendorf's Schriften, besonders dessen Natur- und Völkerrecht, welches damals der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und lebhafter Streitigkeiten war, studirte er eifrig für sich. Die Abweichungen desselben von der orthodoxen Kirchenlehre erschreckten ihn anfangs, denn „noch hatte er nicht gelernt, die Fragen der Theologie von denen der Philosophie zu scheiden; noch hielt er den ewiger

Verdammniß verfallen, der an den Lehrsätzen der Theologen zu zweifeln wagte". Obschon er nicht einsah, was sich mit Recht den Einwendungen Pufendorf's gegen die Vermischung des Göttlichen und des Natürlichen entgegensetzen lasse, auch von den Gelehrten, mit denen er darüber sprach, keine befriedigende Auskunft erhielt, „war doch sein Glaube an das Ansehen so vieler ehrwürdiger Männer so groß, daß er lieber sich der Unwissenheit anklagte, als irgend einem Verdachte von der Unrichtigkeit der hergebrachten Lehre Raum gab" *). Ja er hielt sich eine Zeitlang durch die Beweisführungen der orthodoxen Gegner Pufendorf's so vollständig überzeugt und in seinem Glauben an ihre Unfehlbarkeit so sehr gekräftigt, daß er den Neuerungen desselben (nach den bestehenden Ansichten gleichbedeutend mit „Ketzereien") nicht blos zu widerstehen, sondern sie auch zu widerlegen sich getraute.

Allein ein neues Werk jenes berühmten Rechtsgelehrten, die „Apologie", warf diesen Glauben völlig um und lehrte ihn die Ohnmacht und Trüglichkeit der bisher für wahr gehaltenen Lehren erkennen. Er konnte sich nicht länger der Richtigkeit der Unterscheidung verschließen, welche Pufendorf zwischen dem Gebiete der Theologie und dem der Philosophie (der natürlichen Moral und des Naturrechts) aufstellte. Er fühlte auch in sich den Trieb selbständigen Urtheilens sich regen. Er überlegte, „daß er ja doch ein mit Vernunft begabtes Wesen sei und daß er gegen die Güte des Schöpfers sündige, wenn er gleich einem Vieh sich von andern am Zügel führen lasse, wohin es ihnen beliebe". Er schämte sich, daß er bisher von der rücksichtslosen Erforschung der Wahrheit durch die Furcht vor übler Nachrede abgehalten worden sei und auf die gehört habe, welche, „nachdem sie erst große Worte gemacht, dann, als es zum wissenschaftlichen Streite kommen sollte, dem Gegner nichts entgegenzusetzen wüßten, als Schmähungen und Verleumdungen".

So faßte er denn einen kühnen Vorsatz. Er „schloß die Augen des Geistes, damit nicht der Blitzstrahl menschlicher Autorität sie blende", und nahm sich vor, „künftig nicht mehr daran zu denken, wer oder was der sei, der etwas sage, sondern lediglich die Gründe für und wider jede aufgestellte Behauptung unbefangen abzuwägen" **).

---

*) Chr. Thomasius, „Institutiones jurisprudentiae divinae", dissertatio prooemialis, § 6.

**) Instit. jurispr. div., diss. pr. § 10, 11.

Als er auf diese Weise mit Hülfe einer gründlichen und selbständigen Prüfung alles dessen, was er bisher unterscheidungslos für wahr angenommen, einige Ordnung und Klarheit in das Chaos seiner Gedanken gebracht hatte, kam er sich vor wie einer, „der sich von einem Tyrannen losgesagt, um gegen denselben die Freiheit, die dieser unterdrücken will, zu vertheidigen" *).

So begann Thomasius im Geiste und nach der Anleitung jener beiden großen Rechtslehrer, deren Gegner er noch eben gewesen und deren eifrigster Anhänger er nun geworden, in Leipzig Vorlesungen zu halten (1681). Und so groß war seine Kühnheit in der Vertheidigung und Anwendung dieser Lehren, daß die Zuhörerschaft, welche zuerst, durch die Neuheit des Gegenstandes angelockt, sich zahlreich um ihn gesammelt hatte, plötzlich, da sie Ansichten vernahm, die man sie gelehrt hatte für ketzerisch und höchst gefährlich zu halten, ihn erschreckt im Stiche ließ, so daß er sich mit seinem Grotius allein fand **).

Nach einer zweijährigen Unterbrechung seiner Vorlesungen, während deren er eine Reise ins Ausland machte ***), nahm er solche wieder auf, und jetzt gelang es ihm, das Zutrauen und den Beifall der studirenden Jugend für seine Ansichten und die seiner Meister in solchem Grade zu gewinnen, daß dieselbe nicht blos seinen Vorträgen über Grotius und Pufendorf begierig bis zu Ende beiwohnte, sondern ihn sogar um deren Wiederholung bat.

Wie sehr indessen auch schon durch diese Art von akademischer Thätigkeit und durch einzelne Schriften, in denen er die neuen Ansichten von einem selbständigen Naturrecht auf bestimmte Materien des Rechts anwendete †), Thomasius den Haß und Argwohn seiner Collegen von

*) Ebend. § 12.

**) Ebend. § 17. Vix libro primo absoluto, cum praecedente die corona Vestra circumdatus docueram, subito me solum relinquebatis cum Grotio. Ita videlicet terror panicus ingruentis pestis Vos expulerat a tilietis nostris.

***) So wenigstens glaube ich die Worte (a. a. O.) deuten zu müssen: Restituta per Dei benignitatem patria, cum iterum metu omni vacui ad nos accederetis, telam per biennium interruptam retexebam. Ob dieser auswärtige Aufenthalt identisch sei mit des Thomasius Reise nach Holland, welche Schröckh und Luden in das Jahr 1679 oder 1680 setzen, habe ich nicht ermitteln können; es kommt auch darauf so viel nicht an.

†) Z. B. die 1683 erschienene De crimine bigamiae, worin er die Behauptung aufstellte, daß die Bigamie oder Vielweiberei zwar nach göttlichem und positivem Recht verboten, nicht aber gegen das Naturrecht sei.

der alten Schule erregen mochte, so kam es doch vor der Hand noch nicht zum offenen Bruch. Die Acta Eruditorum, das Organ des zünftigen Gelehrtenthums, weisen gerade um diese Zeit den Namen des Thomasius unter ihren Mitarbeitern auf, und im Jahre 1685 wurde er sogar in die Gesellschaft, welche diese Acta herausgab, aufgenommen*) — ein Zeichen, daß weder er selbst sich damals bereits von diesen Kreisen losgesagt, noch auch letztere ihn von sich ausgeschlossen hatten.

Sein erster Angriff auf die todte Gelehrsamkeit und den übermäßigen Gebrauch der alten Sprachen.

Allein im Jahre 1688 that Thomasius einen Schritt, durch welchen er gänzlich mit allem Bestehenden und Hergebrachten brach und seine Schiffe hinter sich verbrannte. Er kündigte nämlich eine Vorlesung in deutscher Sprache an („über des Gratian's Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben") und diese Ankündigung selbst war in deutscher Sprache an das Schwarze Bret angeschlagen, „welches", wie sein Biograph ironisch bemerkt**), „noch nie durch die deutsche Sprache entweiht worden war". In einem dieser Ankündigung beigegebenen „Discurs" erklärte er sich für „Wiederherstellung der eignen Muttersprache in ihre Rechte", indem er es als einen nachahmungswerthen Vorzug an den Franzosen rühmte, „daß sie aus einem überaus klugen Absehen nicht allein ihre Werke meist in französischer Sprache herausgeben, sondern auch den Kern von den lateinischen, griechischen, auch, nach Gelegenheit, deutschen Autoren in ihre Muttersprache übersetzen", denn „dadurch werde die Gelehrsamkeit unvermerkt mit großem Vortheil fortgepflanzt, wenn ein jeder dasjenige, was zu einer klugen Wissenschaft erforderlich sei, in seiner Landessprache lesen könne und es sich nicht erst sauer werden lassen müsse, fremde Sprachen zu erlernen". Er widersprach auch dem übermäßigen Gebrauche der todten Sprachen im Unterricht und in der Wissenschaft. Nicht, als ob er dieselben gänzlich verdrängen wolle. Man möge immerhin, sagte er, diejenigen, die Lust dazu hätten und vom Studiren Profession machen wollten, Latein und Griechisch lehren; nur solle man die damit verschonen, „so man im gemeinen Leben brauchen will und denen das Studiren wegen des Lateinischen sauer und verdrießlich wird". Er stritt auch weniger gegen das Latein selbst, als gegen „die durchgehends gewöhnliche Lehrart", durch welche, wie er be-

*) Prutz, a. a. O. S. 289.
**) Luden, a. a. O. S. 15.

hauptete, „viel ungegründet und unnöthig Zeug nebst dem Latein in die Gemüther der Lehrlinge eingeprägt wird, welches hernachmals so feste klebt und merkliche Verhinderungen bringet, daß das Tüchtige und Gescheidte nicht haften will".

Wie unverzeihlich die Ketzerei war, welche in den Augen der ganzen alten Gelehrtenzunft Thomasius durch Form und Inhalt dieses Programms und der darin angekündigten Vorlesungen beging, mag man daraus ermessen, daß, als bald darauf, wahrscheinlich durch seinen Vorgang ermuntert, einige jüngere theologische Docenten zu Leipzig gleichfalls Vorlesungen in deutscher Sprache eröffneten*), der Umstand, daß sie deutsch gelehrt, einen Hauptanklagepunkt bei der wider sie angestellten Untersuchung bildete**)!

Seine „Monatsgespräche". Thomasius als Begründer des deutschen Journalismus.

Thomasius ließ seinen Gegnern keine Zeit, sich von ihrem Staunen zu erholen, sondern drang alsbald mit neuen und stärkeren Angriffen auf sie ein. Er wählte dazu die Form einer Zeitschrift, und zwar ebenfalls in deutscher Sprache. Die Acta Eruditorum, die erste und bis dahin einzige gelehrte Zeitschrift Deutschlands, waren nur für Männer von Fach, daher in lateinischer Sprache geschrieben; sie beschränkten sich auf die gelehrte Literatur und vorzugsweise auf die positiven Wissenschaften; sie waren in religiöser Beziehung streng orthodox und legten diesen Maßstab auch an solche Schriften an, welche es nicht direct mit Gegenständen der Religion zu thun hatten; im Uebrigen aber, wo keine religiöse oder politische Ketzerei im Spiele war, pflegten sie selten zu tadeln und dann immer nur in der schonendsten Form, dagegen gern zu loben, besonders solche Werke, die aus den Kreisen ihrer eignen Mitarbeiter oder von deren Freunden und Geistesverwandten herrührten.

Dieser schwerfälligen, nach Form und Inhalt sich in streng abgemessenen Kreisen abschließenden, an dem Bestehenden und Hergebrachten ängstlich festhaltenden Zeitschrift setzte nun Thomasius seine „Freimüthigen, lustigen und ernsthaften, jedoch vernunft- und gesetzmäßigen Gedanken oder Monatsgespräche über Alles, fürnehmlich aber neue Bücher", entgegen, die von alledem das gerade Gegentheil waren. Deutsch geschrieben (obwol in einem wenig anmuthigen, vielmehr ziem-

*) S. oben S. 350.

**) Chr. Thomasius, „Jurist. Händel", 2. Bd. S. 433.

lich ungelenken, auch mit ausländischen Brocken vielfach untermischten Deutsch), war diese Monatsschrift für Jedermann, nicht blos für Gelehrte verständlich. In leichter Gesprächsform gehalten und auf gefällige Weise mit Stoff und Form ihrer Betrachtungen wechselnd, belehrte und unterhielt sie zugleich. Sie beschäftigte sich weniger mit Gegenständen der strengen, abgezogenen Gelehrsamkeit, als mit solchen, die in irgend einer Beziehung zum gewöhnlichen Leben standen, weniger mit den abstracten Principien der Wissenschaft, als mit deren praktischen Anwendungen und Folgerungen. Ihr hauptsächlicher Zweck bestand darin, mit unerbittlicher Schonungslosigkeit alles anzugreifen, was verkehrt, einseitig, veraltet, mit einer vernünftigen Freiheit des Denkens unverträglich, oder dem gemeinen Nutzen der Gesellschaft hinderlich erschien. Die Laune und der Witz, womit dies geschah, vor allem die Kühnheit, welche sich in der rücksichtslosen Bekämpfung alles dessen verrieth, was bisher für unantastbar gegolten hatte und für die Meisten noch immer ein Gegenstand blinder Verehrung oder Furcht war, konnten des Eindrucks nicht verfehlen. In Frankreich und Holland hatte man wol Aehnliches schon gekannt*) — in Deutschland aber war es etwas ganz Neues und Unerhörtes. Der Erfolg des Unternehmens mußte daher ein außerordentlicher sein und war es auch: das bezeugte die rasche und große Verbreitung der „Monatsgespräche", von welcher Thomasius selbst mit Befriedigung berichtet, das bezeugten die zahlreichen Nachahmungen, welche alsbald erschienen, freilich ohne den Geist und die Kraft des Originals**).

*) Daß solche periodische Schriften des Auslandes in Deutschland gelesen wurden, geht u. a. aus der „Erklärung des Kupfertitels" im 1. Hefte der Th.'schen „Monatsgespräche" hervor. Daß Thomasius davon die Anregung zu seinem Journal entnahm, ist wenigstens wahrscheinlich.

**) Z. B. „Freimüthige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken über Allerhand, fürnehmlich aber neue Bücher", Halle, 1690 (unmittelbar nach dem Aufhören der Th.'schen Monatsschrift von Jos. Jac. v. Ryssel herausgegeben); „Monatliche Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern und andern annehmlichen Geschichten, allen Liebhabern der Curiositäten zur Ergötzlichkeit und Nachsinnen herausgegeben" von A. B. (W. E. Tentzel), Leipzig, 1689—1698 (in der äußern Form ganz der Th.'schen Monatsschrift nachgebildet, in der Richtung des Denkens aber ihr gerade entgegengesetzt, übrigens im Vergleich zu ihr schwerfällig und trocken); „Curieuse Bibliothec" — eine Fortsetzung des Vorigen, mit Tentzel's Namen, 1704—1707; „Neue Unterredungen, darin sowohl scherz- als ernsthaft

Thomasius ward durch seine „Monatsgespräche" für die deutsche Literatur, was Bayle durch seine Nouvelles de la république des lettres und Leclerc durch seine Bibliothèque universelle für die französische und gewissermaßen für die ganze europäische geworden waren, der Begründer jener freieren und lebensvolleren Form der literarischen Kritik und des Journalismus, welche seitdem einen so großen und, trotz mancher Verirrungen und Ausschweifungen im Einzelnen, doch im Ganzen so wohlthätigen Einfluß auf die Entwickelung unserer geistigen und wissenschaftlichen Zustände geübt hat, jener Verkörperung des literarischen Gemeinbewußtseins, welches ebenso, wie die öffentliche Meinung in politischen Dingen, dem Despotismus individueller Ansichten und persönlicher Autoritäten, den Einseitigkeiten ausschließender Systeme, dem Monopol- und Kastengeist einer gelehrten Aristokratie wirksam entgegentritt; jener heilsamen Vermittlung zwischen den abgezogenen Theorien der einsamen Speculation und den praktischen Bedürfnissen des wirklichen Lebens; jenes kräftigsten Hebels der Aufklärung und des Fortschritts in allen Räumen der Wissenschaft und jenes unerbittlichsten Feindes jeder Art von Aberglauben und Vorurtheil. Hätte Thomasius auch weiter nichts geleistet, als die Verpflanzung dieser Art literarischer Kritik auf deutschen Boden, so wäre das schon ein Verdienst von bleibendem Werth.

Der verderbte Zustand der Wissenschaften wie der Sitten seiner Zeit bot dem Herausgeber der „Monatsgespräche" überreichen Stoff sowol zu launigem Spotte als zu ernsthaften Angriffen. Vor allem sind es zwei in der gelehrten Welt (mit der es Thomasius vorzugsweise zu thun hat) am meisten verbreitete Fehler, Pedantismus und Scheinheiligkeit, welche seine unerschöpfliche Satire immer aufs Neue und in immer neuen Wendungen geißelt. Molière's Tartuffe und

über allerhand gelehrte und ungelehrte Bücher und Fragen freimüthig und unparteiisch räsonirt wird. Vorgestellt von P. O. S. (J. Hier. Gundling), Lützen, 1702 (am meisten im Geiste der Th.'schen Monatsgespräche gehalten und, wie diese, vornehmlich gegen die kirchliche Orthodoxie gerichtet). Noch eine große Menge gelehrter und literarischer Zeitschriften, die in dieser oder der nächstfolgenden Zeit entstanden, deutsche und lateinische, zum Theil dem Thomasiusschen Unternehmen, zum Theil den Actis Eruditorum nachgebildet, oder auch die Mitte zwischen beiden haltend, findet man bei Prutz, „Gesch. des deutschen Journalismus", 1. Bd. S. 347 ff., und bei Luden: „Thomasius", S. 162.

Balzac's Barbon lieferten ihm dazu willkommene Masken *). Aber auch die speciellen Gebrechen der einzelnen Facultäten entgehen seiner Kritik

*) Als Probe des Stils und Tones der Monatsschrift mag hier der Anfang der Vorrede aus dem 1. Heft derselben Platz finden. Sie beginnt so: A Messieurs, Mr. Tarbon et Mr. Bartuffe! Ich rede euch an, Monsieur Barbon und Monsieur Tartuffe, und ihr werdet es mir demnach für eine große Nachlässigkeit auslegen, daß ich eure Namen in rubro nicht recht drucken lassen. Aber, Messieurs, ihr werdet mir verzeihen, wenn ich sage, daß ihr euch geirret, und daß Mons. Tartuffe, der sonst andere Leute mit einer falschen Scheinheiligkeit zu hintergehen gewohnt ist, sich diesesmahl durch einen falschen Schein selbst betrogen, Mons. Barbon aber ein greuliches versehen, daß er eine ingenieuse Invention für einen Syllogismum gehalten. Ich bin ein wenig delicat in Ceremonien, und habe bald Anfangs einen wichtigen Zweifel bei mir wegen der Herren ihre Praecedenz empfunden. Denn soviel euch, Mons. Tartuffe, betrifft, schiene es wol das Ansehen zu haben, als wenn ihr den Rang über Mons. Barbon von rechtswegen verdientet, weil ihr vielfältig mit beten und singen umgehet, dieser arme Tropf aber mehrentheils mit informirung kleiner Knaben zu thun hat. Nichts destoweniger habe ich für Mons. Barbon auch das andere Ohr offen behalten, der mir durch einen Syllogismum in Camestres gleichsam zu sagen schiene, daß er so wol als Mons. Tartuffe ein vornehmer Mann wäre und sich gar zuweilen bei Hofe aufhielte, und daß, weil ihr zu öftern in einem Subjecto anzutreffen wäret, er sodann allemal in ruhiger possess sey, daß er seine Residenz in dem vornehmsten Theil desselben hätte, denn es wäre nicht zu leugnen, daß die Pedanterie im Gehirn säße, die Heuchelei aber im Herzen. Ob ich nun gleich hierbei wieder bedacht, daß ihr, Mons. Tartuffe, vielleicht ebensowol als Mons. Barbon in dem Pallast des Gehirns euern Sitz hättet, indem die Neoterici gemeiniglich davor halten, daß das Hertze nur ein musculus sey, welches unfähig, euch, Mons. Tartuffe, eine Wohnung zu gestatten, so habe ich leicht zuvor gesehen, daß ich mir eine unerträgliche Last würde auf den Hals laden, wenn ich mich unterstehen wollte, diesen Streit privata autoritate zu schlichten, weil ich sodann die Seufzer der Alten, die cor pro sede animae halten, auf mich bringen würde; oder wenn ich auch gleich dieses nichts achtete, ich mich ohnstreitig in einen neuen Streit verwickeln müßte, weil alsdann, wenn ja alle Stränge rissen, Mons. Barbon vorgeben würde, daß Ihm die Praecedenz gehöre, weil er in dem Cerebello, oder, wie die gemeinen Leute sprechen, in dem Poeten-Kasten sein Quartier genommen, da hingegen Mons. Tartuffe nur in dem Cerebro logirt wäre; hingegen Mons. Tartuffe sein Logement für das vornehmste herausstreichen würde, nicht sowol weil es zu oberst gelegen, sondern, weil die beschriene glandula pinealis Cartesii (welche für diesen generis masculini gewesen und unter der Regul mascula sunt panis mit begriffen worden) in dem Cerebro anzutreffen. Hier würde ich nun wahrhaftig zwischen Thür und Angel stehen, wenn ich auf diese beyden Objectiones respondiren sollte. Denn, verderbte ichs mit denen Cartesianern, so müßte ich gewärtig seyn, daß man mich, Mons. Barbon, vor eures gleichen hielte; wollte ich aber, Mons. Tartuffe, auf eure Seite treten, so würde es mir nicht einmal so gut werden, daß

nicht. Die Ketzerriecherei, die Geschmacklosigkeit im Predigen und die Aufgeblasenheit der Theologen, die Rabulisterei und Gesetzesverdrehung der Juristen, die Charlatanerie der Mediziner, das hohle Formenwesen und der unverständliche Schwulst der Philosophen, die Unwissenheit der Naturforscher, die sich hinter hochtönenden Redensarten versteckt — nichts bleibt von dem beißenden Witze des Thomasius verschont *). Dazwischen

---

ich mit euch in einem Paare zu geben käme, sondern man würde mich gar für einen Epicureer, ich will nicht sagen für einen Atheisten ausrufen, mit Fingern auf mich weisen, und sagen: sehet sehet, das ist auch ein Cartesianer! Was sollte ich nun thun in diesen Aengsten? . . . . . Zum guten Glück fiel mir ein, daß ich vor diesen in meinen jungen Jahren in dem teutschen Hercules gelesen, wie Hercules mit seiner Valisca sich vereiniget, daß jener sich Valicules, diese aber Herculisca nennen, und also durch Verknüpfung der ersten und letzten Sylben Ihrer beyden Nahmen eine Aenderung mit denenselben treffen sollten. Fundus! sprach ich bei mir selbst, das wird sich vortrefflich zu deinen Vorhaben schicken. Was Hercules und Valisca aus Liebe gethan, das wiltu dich bedienen, denen vornehmen Leuten an ihrem range nichts zu vergeben, und das Bar zu dem tuffe, das Tar aber zu dem bon setzen, und also ist es kommen, daß Monsieur Barbon auf dem Titel mit dem Hintertheile oben, mit dem Vordertheile aber unten zu stehen kommen, und vice versa per contrapositionem Monsieur Tartuffe mit dem Vordern oben, mit den Hintersten aber unten; id quod erat demonstrandum.

*) Als Probe dafür möge hier die Stelle über die vier Facultäten (S. 267 des Jahrgangs 1688) stehen. Sie lautet: „Ich bin kein Theologus, denn ich kann nicht predigen, vielweniger mit den Ketzern disputiren. Kein Jurist bin ich auch nicht, dieweil ich durch die auream praxin die Zeit meines Lebens nicht viel erworben, auch die wunderliche persuasion und Einbildung habe, daß die meisten Theile der Jurisprudenz von Triboniano und denen alten Glossatoribus nebst denen Pragmaticis so verhunzt worden, daß nunmehr ohnmöglich ist, dieselbe in formam artis zu redigiren und man sich solchergestalt gar nicht wundern darf, wie es doch komme, daß heutzutage ein Rabula ja so leicht in diesem studio fortkommt als ein gelehrter Mann. Viel weniger bin ich ein Medicus, denn ich habe mich von Jugend auf gehütet, daß ich nicht mit Andrer Leute Schaden klug werden möchte, und halte von einem Trunk Rheinwein mehr, als von der besten Perlessenz. Am allerwenigsten aber bin ich ein Philosophus. Denn erstlich glaube ich in der Logica nicht, daß fünf praedicabilia, zehen praedicamenta und drei figurae syllogismorum seien. Ich halte dafür, daß die Logica, die wir in Schulen und Academien lernen, zur Erforschung der Wahrheit ja so viel helfe, als wenn ich mit einem Strohhalm ein Schiffpfund aufheben wollte. Von der Metaphysica habe ich mir eine widerwärtige Impression gemacht, indem ich mir eingebildet, daß die darinnen enthaltenen Grillen fähig sind, einen gesunden Menschen solchergestalt zu verderben, daß ihm Würmer im Gehirn wachsen, und daß dadurch der meiste Zwiespalt in Religionssachen entstanden ist und noch erhalten wird" u. s. w.

kommt er wol auch auf die andern Berufsstände und ihre Fehler zu sprechen: auf die gewissenlose Dienstbeflissenheit der Beamten, welche, um den Großen gefällig zu sein, das arme Volk schinden, die Unredlichkeit der Handeltreibenden und die Trägheit und Liederlichkeit der Handwerker, die schlechte Familienzucht in so vielen Häusern, die Sittenrohheit der Studenten und die Leichtfertigkeit der Vornehmen*). Auch die Vielgeschäftigkeit gewisser gelehrter Gesellschaften, besonders solcher für Sprachreinigung, die nach seiner Meinung mehr schaden als nützen, entgeht seiner Satire nicht**).

Man kann sich denken, welchen Sturm des Unwillens und des Hasses diese Angriffe des Thomasius hervorriefen. Die Angegriffenen, oder die sich dafür hielten (wozu vor allem der größte Theil seiner Collegen zu Leipzig gehörte), verbanden sich unter einander zu gemeinsamer Rache und Verfolgung wider ihn. Die philosophische Facultät klagte in Dresden auf Grund seiner Schriften, wie seiner Vorlesungen. Die Theologen bezichtigten ihn des Atheismus und bewirkten, als er ein besonderes Collegium ankündigte, um sich gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen, ein Verbot dieser, sowie aller Vorlesungen über ähnliche Gegenstände, die er etwa noch zu halten versuchen möchte. Endlich vereinigten sich alle vier Facultäten zu einer Beschwerde über ihn beim Kurfürsten, indem sie behaupteten, er habe, da er jeder der vier Facultäten etwas Uebles nachgesagt, die ganze Universität in corpore geschmäht, folglich auch den Kurfürsten, als Schutzpatron derselben, beleidigt.

Thomasius bot allen diesen Verfolgungen kecklich Trotz. Er setzte nicht blos sein Journal mit ungeschwächtem Muthe, ja zum Theil mit noch ausgelassenerem Spotte fort, sondern sein Eifer für jedes gekränkte Recht und gegen jede unduldsame Härte veranlaßte ihn auch, für Andere, die gleich ihm verfolgt wurden, in die Schranken zu treten. Als um eben diese Zeit (1689) die Leipziger Theologen gegen die Anhänger Spener's ein Verbot ihrer Vorlesungen und eine Untersuchung wegen angeblicher Irrlehren auszuwirken versuchten, trat Thomasius mit seinem Rathe und seinem Ansehen als Rechtsgelehrter für letztere in die Schranken und verwickelte sich so freiwillig in die pietistischen Händel.

*) Vgl. insbesondere S. 118, 156, 179, 640, 714 u. s. w. des Jahrg. 1688.

**) Auf dem Titel des Januarheftes der Zeitschrift (für 1688) befindet sich der Zusatz: „Erster Monat, in einem Gespräche vorgestellt von einer Gesellschaft der Müßigen“.

Vielleicht hätte er die Gefahr, die er auf solche Weise über sich heraufbeschworen, glücklich bestanden, da er am Dresdner Hofe Gönner besaß, die seine Freimüthigkeit achteten und den Orthodoxen den Triumph ihrer Verketzerungssucht nicht gönnten, wären nicht ein paar Zwischenfälle hinzugetreten, welche ihn auch dieses Schutzes verlustig gehen ließen. Ein dänischer Hofprediger, Masius, hatte eben damals in einer eigenen Schrift*) den Satz auszuführen versucht, „daß die lutherische Religion mehr als irgend eine in der Welt die Obrigkeit favorisire". Er hatte behauptet, keine andere Religion lehre so entschieden den unmittelbaren Ursprung der Obrigkeit von Gott und die Unbedingtheit des Gehorsams gegen sie, sowie die ausschließlich göttliche Einsetzung der Fürsten ohne Zuthun des Volkes. Thomasius glaubte diese Behauptungen sowol vom religiösen als vom rechtlichen und politischen Standpunkte aus nicht ungerügt hingehen lassen zu dürfen. In einem Aufsatze in seiner Monatsschrift**) erklärte er es für unwürdig eines Theologen, „seine Religion hohen Potentaten wegen des zeitlichen Interesses zu recommandiren", und, was den Satz vom göttlichen Recht der Fürsten betreffe, so hielt er dafür, „daß zwar die Majestät ursprünglich von Gott herrühre, aber zu deren Gültigkeit auch die Einstimmung des Volkes nothwendig sei". Es entspann sich darüber ein literarischer Streit, in welchem Thomasius die Blößen, die sich sein Gegner gab, zwar mit Ruhe und Würde, aber schonungslos aufdeckte, wogegen dieser zu der gewohnten Waffe orthodoxer Zeloten griff und nicht nur insgeheim den Thomasius am Hofe zu Dresden als Majestätsbeleidiger denuncirte, sondern es dahin brachte, daß die dänische Regierung sich mit einer förmlichen Anklage im gleichen Sinne an die sächsische wendete und auf Bestrafung des Thomasius antrug.

War man dadurch in Dresden schon einigermaßen gegen ihn eingenommen und für die Anschuldigungen seiner Leipziger Gegner zugänglicher geworden, so zog er sich bald darauf die directe Ungnade des Hofes zu, da er, von eben jenem Freimuthe und jenem unbezwinglichen Widerwillen gegen alles unduldsame und scheinheilige Wesen getrieben, welcher sein ganzes Leben hindurch seine Handlungen leitete, als Vertheidiger der Ehe des lutherischen Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz mit der refor-

*) Unter dem Titel: Interesse principum circa religionem Evangelicam.
**) S. 734 des Jahrgangs 1688.

mirten Prinzessin Maria Amalie von Brandenburg gegen die lutherischen Eiferer auftrat, die, halb aus Glaubenshaß gegen die Reformirten, halb aus Liebedienerei gegen den kurfürstlichen Hof, der die Verbindung eines sächsischen Prinzen mit einer brandenburgischen Prinzessin nicht gern sah, diese Verbindung als unchristlich verdammten.

Nunmehr gelang es seinen Leipziger Anklägern, zu denen sich jetzt auch die Wittenberger Theologen gesellten (welche ihn des Abfalls von seiner Kirche beschuldigten, weil er, ein Lutheraner, einen Glaubensgenossen und Vertheidiger des Lutherthums gegen die Reformirten im Interesse dieser letzteren angegriffen habe), den Hof und das Oberconsistorium für sich zu gewinnen. Thomasius, durch ein über ihn ergangenes Verbot, noch ferner in Leipzig Vorlesungen zu halten oder etwas ohne Censur drucken zu lassen, um die Mittel seiner Existenz gebracht, überdies sogar in seiner persönlichen Freiheit bedroht, sah sich genöthigt, Leipzig und Sachsen zu verlassen (1690) und in das benachbarte Brandenburgische zu flüchten*).

Seine Wirksamkeit ward dadurch nur auf kurze Zeit unterbrochen, denn, von dem Kurfürsten Friedrich III. bereitwillig aufgenommen und unter günstigen und ehrenvollen Bedingungen bei der zu Halle bestehenden Ritterakademie angestellt, nahm er alsbald sowol seine Vorlesungen als seine Monatsschrift wieder auf. Durch jene zog er seine alten Schüler von Leipzig her und neue von andern Orten an sich; in dieser schleuderte er die Geschosse seines Spottes und Unwillens nach wie vor gegen die Feinde der Aufklärung und der Toleranz.

Thomasius in Halle. Seine Bemühungen für sittliche und wissenschaftliche Hebung der studirenden Jugend.

Zugleich fand Thomasius hier, in äußerlich mehr gesicherter und ruhiger Stellung, wo er nicht, wie in Leipzig, Tag für Tag gegen Feinde aller Art für seine Existenz kämpfen mußte, Muße und Stimmung sowol zu persönlichem Einwirken auf seine Umgebungen und zur Befriedigung jenes Bedürfnisses, welches jeder wahrhaft reformatorische Geist empfindet, neben dem Opponiren und Kritisiren auch in positiv förderndem Schaffen sich genugzuthun, als auch zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten. Mit Eifer widmete er sich der Bildung der studirenden Jugend, deren Un-

*) Chr. Thomasius, „Summarische Anzeige und kurze Apologie wegen der vielen Anschuldigungen und Verfolgungen, damit Ihn etliche kursächsische Theologen zu Dresden, Wittenberg und Leipzig belegt und diffamiret", 1696.

wissenheit in den unentbehrlichsten Vorkenntnissen er mit Schmerz und Bestürzung wahrgenommen. Nicht zufrieden, durch Vorlesungen über den deutschen Stil und durch literargeschichtliche Mittheilungen die jungen Männer mit den Gesetzen ihrer Muttersprache und mit der zeitläufigen Literatur bekannt zu machen, hielt er es nicht unter seiner Würde, durch praktische Uebungen im Deutschschreiben und im mündlichen Vortrag ihrer Unbeholfenheit und Unwissenheit in diesem so wichtigen Zweige der Bildung einigermaßen abzuhelfen.

Um seinen Zuhörern das Verständniß seiner juristischen und philosophischen Vorlesungen zu erleichtern, ließ er jedesmal vor dem Anfange eines neuen Sudienhalbjahres ein Programm drucken, worin er Gegenstände und Hauptgesichtspunkte der zu haltenden Vorträge ihnen im voraus kundgab. Zugleich forderte er sie auf, Zweifel oder Einwendungen in Bezug auf das Gehörte ihm mitzutheilen, und benutzte diesen persönlichen Verkehr, sowie den Einfluß, den er vom Katheder aus und durch seine Schriften auf die akademische Jugend übte, nicht blos zur Bildung ihres Geistes, sondern vornehmlich auch zur Verbesserung ihrer Sitten, zur Milderung der unter ihnen herrschenden Rohheit und „Bestialität“ und zur Bekämpfung des noch in voller Blüthe stehenden Pennalismus. Diesen Bestrebungen kam die Strenge zu Hülfe, womit man im Brandenburgischen auch gegen die Jugend der vornehmen Klassen verfuhr und Verstöße derselben gegen die allgemeinen Landesgesetze unnachsichtlich rügte. Kurz vorher, ehe Thomasius nach Halle gekommen, hatte die Regierung ein scharfes Edict gegen die Duelle erlassen, und Thomasius beeilte sich, sie selbst und das Land deswegen, sowie wegen der in religiösen Dingen geübten Toleranz zu beglückwünschen *).

Sein Antheil an der Erhebung Halles zur Universität und an der Besetzung der Lehrerstellen daselbst.

Größere Ausdehnung und Bedeutung erhielt die Wirksamkeit des Thomasius, als 1694 Kurfürst Friedrich III. die Ritterakademie zu Halle in eine Universität verwandelte. Thomasius hatte nicht blos an diesem Entschlusse selbst, sondern auch an der Einrichtung der neuen Anstalt und der Zusammensetzung ihres Lehrkörpers einen wesentlichen Antheil. Sein Einfluß, im Vereine mit dem des ehrwürdigen, zum Kanzler der neuen Universität be-

*) „Kurbrandenburgischer Unterthanen doppelte Glückseligkeit, so sie wegen des durch scharfe kurf. Edicte verbesserten geistl. und weltl. Standes zu genießen haben“, 1690.

rufenen Verfassers des „Christenstaates“ und „Fürstenstaates“, Veit Ludwig von Seckendorf, bewirkte, daß die von Leipzig vertriebenen akademischen Vertreter des Pietismus und andere Lehrer derselben Richtung, Francke, Anton, Breithaupt, Lange, nach Halle berufen wurden, daß auch in der Juristenfacultät durch Männer wie Stryk, Ludwig, Böhmer, Gundling u. a. ein Geist des Freimuths, der Unabhängigkeit von blindem Autoritätsglauben und eingewurzelten Vorurtheilen, der Duldsamkeit und Humanität, namentlich in allen religiösen Fragen, zur Herrschaft kam, so daß die junge Universität Halle, als Ausgangspunkt eines neuen wissenschaftlichen Lebens und als Vertreterin des Fortschritts und der Aufklärung, alsbald die älteren, welche im Banne der Orthodoxie und des gelehrten Pedantismus befangen blieben, bedeutend überflügelte.

Seine Monatsschrift, diese mächtige Waffe, womit er zuerst den neuen Ansichten eine breite Bahn gebrochen und ihre Gegner massenweise niedergestreckt hatte, gab Thomasius schon in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Halle, nachdem sie nur zwei Jahre lang bestanden hatte, auf, theils weil er nicht mehr eines solchen stets bereiten Kampfesmittels bedurfte, theils weil er in seiner neuen Stellung die Verpflichtung und den Drang fühlte, sich zu ernsterer Wirksamkeit zu sammeln und in größeren Arbeiten seinen Beruf als Reformator des wissenschaftlichen und sittlichen Lebens seiner Zeit zu bethätigen. Zwar machte sein kritischer Trieb sich noch mehrmals in ähnlichen Kundgebungen Luft, bald in der Form von Flugschriften, bald in der von periodischen oder Sammelwerken*); doch erhob er sich nie wieder zu der Schärfe und der fast übermüthigen Kühnheit des Spottes, die in seiner Monatsschrift geherrscht hatten.

Seine größeren wissenschaftlichen Schriften über Philosophie, Moral u. Naturrecht.

Schon in Leipzig hatte Thomasius zwei größere wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht, die „Anweisung zur göttlichen Rechtsgelehrsamkeit“**) und die „Einleitung

*) Z. B. in den Flugschriften: „Von der Freiheit der jetzigen Zeiten gegen die vorigen“, 1691, „Ebenbild eines wahren und ohnpedantischen Philosophen“, 1693 (nach dem Französischen), — und in den Sammelwerken: „Historie der Weisheit und Thorheit“, 1693, „Observationes selectae, ad rem literariam spectantes“, 1700, „Summarische Nachrichten von auserlesenen, in der Thomasischen Bibliothek vorhandenen Büchern“, 1715—1718 u. s. w.

**) Institutiones jurisprudentiae divinae, 1687.

in die Hofphilosophie" *). Er hatte darin seine Ideen von dem Zweck der Philosophie, von dem Verhältniß des natürlichen Wissens der Menschen zu dem geoffenbarten und von der nothwendigen Unterscheidung zwischen göttlichem und natürlichem Rechts- und Sittengesetz in ihren Grundzügen entwickelt. Diese Werke ergänzte er jetzt durch andere, worin er das dort Gesagte weiter ausführte, zum Theil auch verbesserte und berichtigte, vor allem aber durch eine allgemeinverständliche Darstellung in deutscher Sprache für weitere Kreise zugänglich zu machen strebte. Wie gut ihm letzteres gelungen, bezeugen die zahlreichen, rasch nach einander erschienenen Auflagen der „Vernunftlehre" (zuerst 1691), „Sittenlehre" (zuerst 1692) und „Grundlegung des Natur- und Völkerrechts" (zuerst 1705).

Die Grundsätze, welche Thomasius in diesen Schriften entwickelte, waren weder neu noch originell. Hugo Grotius, Pufendorf, Bayle, Locke u. a. m. hätten Eigenthumsrechte daran geltend machen können. Allein bei dem damaligen Stande der Wissenschaft und der Bildung in Deutschland war es schon ein nicht gering anzuschlagender Gewinn, daß der deutsche Geist mit den Forschungen fremder Denker bekannt gemacht, dadurch zum eignen Nachdenken angeregt und von dem sklavischen Nachbeten überlieferter Begriffe erlöst ward.

Die Betrachtung der menschlichen Handlungen sowol im Bereich des Einzellebens, als in den Beziehungen der Gesellschaft und des Staates, also der Kreis aller der Wissenschaften, die wir unter den Namen: Menschenkunde, Sittenlehre, Rechtslehre, Staatswissenschaft zu befassen pflegen, galt damals noch einem großen Theile der Theologen als ein ihnen zubehöriges oder doch von ihnen abhängiges Gebiet. Man sprach von einer „christlichen Ethik" und einem „christlichen Recht", wie man sogar von einer „christlichen Physik" sprach. Dieses unnatürliche Verhältniß aufzuheben, der Philosophie ebensowol auf dem Gebiete der sittlichen Welt, wie auf dem der Körperwelt die vollständige Freiheit des Forschens zu verschaffen, war das Ziel der Bestrebungen, in denen sich die größten Denker aller Länder damals begegneten. Ein natürliches Recht und eine natürliche Sittenlehre traten der theologischen Moral und der sogenannten göttlichen Rechtsgelehrtheit gegenüber.

---

*) Introductio in philosophiam aulicam, 1688.

In Deutschland hatte bisher fast nur Pufendorf diesen Weg zu betreten gewagt; wie vorsichtig er aber auch verfuhr und obschon er die Grundsätze des Rechts und der Sittlichkeit ihrem Ursprunge nach auf Gott zurückführte, war er dennoch von Theologen und Juristen der alten Schule auf das Heftigste angegriffen worden, weil er die Uebereinstimmung der göttlichen Gebote mit der menschlichen Vernunft forderte und voraussetzte*). Gerade zu der Zeit, wo Thomasius seine Laufbahn begann, schrieb ein Professor zu Leipzig, Alberti, gegen Pufendorf ein „Lehrbuch des Naturrechts nach den Grundsätzen der orthodoxen Theologie" **). Thomasius selbst war in seiner ersten Schrift über diese Materie noch ziemlich ängstlich zu Werke gegangen. Zwar hatte er bereits zwischen natürlichen Gesetzen und solchen, welche dem Menschen unmittelbar von Gott offenbart seien, unterschieden, allein er hatte diesen Unterschied im Einzelnen wieder vielfach verwischt, hatte sein Buch ausdrücklich als eine „Anweisung zur göttlichen Rechtsgelehrsamkeit" bezeichnet und sogar von einer „christlichen Jurisprudenz" gesprochen***).

Seine späteren Schriften des gleichen Inhalts bewegen sich viel freier. Er verwirft darin nicht blos den Begriff einer „christlichen Philosophie", sondern er trennt auch immer schärfer das natürliche Recht und die natürliche Moral von allen Beziehungen zur Theologie, indem er jenen Wissenschaften den Kreis der irdischen Zwecke des Menschen, und zwar der praktischen, auf den Nutzen der Gesellschaft abzielenden, zur völlig unabhängigen Beherrschung überweist, das Ansehen der Offenbarung aber und folglich auch der Theologie auf die Gegenstände des übersinnlichen oder jenseitigen Lebens beschränkt†).

---

*) Pufendorf, De officio hominis et civis, praefatio.

**) Compendium juris naturae, theologiae orthodoxae conformatum — vgl. Luden, „Thomasius", S. 32.

***) Institutiones jurisprudentiae divinae, Caput II, insbesondere § 140.

†) Schon in der Introd. in phil. aul., z. B. Cap. II, § 41. Certum est, lumen naturae et lumen revelationis esse fontes diversissimos. Certum est, theologiam regulariter deducendam esse ex scriptura sive revelatione divina, philosophiam regulariter ex ratione. — § 43. Illam confusionem taxamus, qua principia cognoscendi a philosopho petuntur ex Scriptura, vel qua mysteria fidei, quae supra rationem sunt, fiunt hypotheses in philosophia. — § 47. Detrahamus larvam etiam physicae christianae ac ethicae. Jactat illa concreationem materiae, haec doctrinam peccati originalis. Utraque vane! Nam

Thomasius ging hier einen durchaus andern Weg, als Leibnitz. Der letztere hatte die Ansichten Baco's und Bayle's von der Nothwendigkeit einer Trennung zwischen Glauben und Vernunft, Theologie und Philosophie bekämpft und eine Vermittlung beider Sphären versucht, die freilich nach keiner Seite hin befriedigte. Thomasius kehrte zu dem einfacheren Verfahren jener Philosophen zurück und erklärte sich gegen ein Zwitterverhältniß, welches er ebenso der wahren Religiosität, wie der Freiheit des Denkens für zuwiderlaufend hielt. Auch in seinen Ansichten über Art und Umfang des menschlichen Wissens stand Thomasius den Engländern und Franzosen, einem Locke und einem Bayle, näher, als seinem deutschen Landsmanne, indem er mit jenen für die einzige Quelle wirklicher Erkenntniß die Sinneswahrnehmungen, für den allein möglichen Gegenstand derselben die körperliche Erscheinung erklärte, nicht das eigentliche Wesen der Dinge (die „Substanz"), noch viel weniger das über alle Erscheinung hinaus liegende Gebiet des schlechthin Immateriellen oder Reingeistigen *).

Religiöser Standpunkt des Thomasius.

Thomasius hat das gleiche Schicksal mit Bayle gehabt: er ist als ein Gottesleugner und Skeptiker verschrieen worden, weil er, wie jener, leugnete, daß sich das Uebersinnliche und Göttliche erkennen lasse, weil er verlangte, die Theologie solle sich ebenso von dem Bereiche der Philosophie, wie die Philosophie von dem der Theologie fernhalten. Thomasius hat sich nicht minder entschieden gegen diesen Vorwurf vertheidigt als Bayle, und vielleicht mit besserem Recht. Er sagt bei Gelegenheit einer dieser Vertheidigungen sehr schön:

Physicus creationem materiae credit, Ethicus credit peccatum originale. Ethica vero et Physica utrumque ignorant. — § 63. Philosophia Christiana, quae philosophiam ad theologiam applicat, semper damnosa fuit Christianismo. — § 64. Illa vero Philosophia, quae ex hypothesibus theologicis deducit conclusiones philosophicas, turbat circulos philosophiae et theologiae. — § 65. Finis philosophiae est utilitas generis humani — intellige: temporalis, quo ipso discernitur philosophia a theologia. — Aehnliches findet sich dann noch ausgeführter in den oben genannten deutschen Werken des Vfs., so wie in seiner Vorrede zur Uebersetzung des H. Grotius.

*) Introd. in phil. aul., Cap. VII, § 1. Diximus, cogitationes omnes fieri de rebus organa sensuum ferientibus, quare necesse est, ut objectum ratiocinationis etiam sint res, quae in sensus incurrunt. — Cap. III § 41. De mente ex lumine rationis homo nullum conceptum immaterialitatis habet, unde necesse est, argumentum Cartesianorum pro immortalitate animae, ex natura cognoscibili, sua sponte corruere.

„Wenn mich Jemand fragen wollte, was ich denn glaubte: ob der Mensch durch den Glauben oder durch die Liebe selig werde, würde ich ihn bitten, er solle mich mit dieser Frage verschonen. Wenn ich weiß, daß mich die Sonne erwärmt, ist es eine unnöthige Frage, zu forschen, ob es das Licht oder die Bewegung thue, obgleich die eine dieser Meinungen vielleicht der Wahrheit näher kommen mag. Anstatt daß man gestritten, ob der Glaube oder die Liebe selig mache, hätte man einander beiderseits auf das Innerste, auf das Reich Gottes in uns führen sollen, so würde es besser stehen. Wie? wenn nun Einer heut aufstände und sagte: Die Hoffnung mache selig? Was würde da für ein neuer Lärm werden! Meine Sittenlehre sagt mir: Glaube, Liebe, Hoffnung machen selig. Auch die Hoffnung! Wo Eines mangelt, da ist das Andere auch nicht!“

Thomasius war bei aller Schärfe seines Verstandes nicht frei von einem gewissen Hange zur Mystik. Es gab eine Zeit, wo er fürchtete, der menschliche Geist möchte sich seiner Freiheit überheben und in Irrthümer verfallen, wenn man nicht genau die Grenze bezeichne, wo das Reich der Natur aufhöre und das Reich der Gnade beginne, d. h. wo die eigne Kraft den Menschen im Stiche lasse und er einer höhern Hülfe bedürfe. Diese nothwendige Ergänzung des menschlichen Wissens glaubte er am besten in den Schriften der sog. mystischen Theologen zu finden, und aus diesem Gesichtspunkte sprach er noch 1694 mit großer Wärme über die Schriften Poiret's und seiner Geistesverwandten*). Wenige Jahre darauf versuchte er sich sogar selbst in der Aufstellung eines naturphilosophischen Systems, welches bisweilen an die mystischen Grübeleien eines Jacob Böhme erinnert**). Aber allmälig überkam ihn die Furcht, daß er auf diesem Wege am Ende der Schwärmerei und einem neuen „Papstthum“, nämlich der Abhängigkeit von menschlicher Autorität und der Verzichtleistung auf den Gebrauch der gesunden Vernunft, verfallen möchte. Locke's Buch „Ueber den menschlichen Verstand“ vollendete seine Umkehr, und so kam er dahin, in der Vorrede zu einer zweiten Ausgabe der Schrift des Poiret (1708) vor derselben Mystik zu warnen, die er früher empfohlen hatte***).

*) Dissert. ad P. Poireti libros de eruditione solida etc. S. Programmata Thomasii, p. 308.

**) „Vom Wesen des Geistes“, 1699.

***) Programmata, pag. 643 sqq.

Den Pietisten stand Thomasius eine Zeit lang nahe, nicht allein durch die von der Orthodoxie über sie beide verhängte Verfolgung und durch den gemeinsamen Haß gegen diese, sondern auch durch das wahlverwandte Streben nach sittlicher Veredlung der Menschheit und namentlich des heranwachsenden Geschlechts. Aber auch von ihnen trennte ihn später der Argwohn hierarchischer Uebergriffe und wundersüchtiger Ueberspanntheit, welchen deren Treiben in Halle ihm einflößte. Hier war es, wo er mit besonderem Bezug auf die frommen Anstalten Francke's den harten Ausspruch that: „Es sei nützlicher, 10 Thlr. zur Ausstattung einer armen Magd anzulegen, als 1000 Thlr. zur Stiftung solcher **piae causae** zu verschwenden", und: „Ein einziges Zuchthaus bringe dem Gemeinwesen tausendmal mehr Nutzen, als tausend Waisenhäuser"*). Er fürchtete, es möchte aus diesen Anstalten sich aufs Neue ein Geist des Aberglaubens, des finstern mönchischen Wesens und des geistlichen Despotismus über die Gemüther der Menschen entwickeln. Nichts aber konnte ihn so sehr in Aufregung versetzen, als dieser Gedanke. Ein Abergläubischer schien ihm schlimmer, als ein Gottesleugner, denn jener sündige gegen die von Gott ihm gegebene Vernunft; was man dagegen Atheismus nenne, sei oft nur eine Nichtbeachtung äußerlicher Gebräuche oder menschlicher Bekenntnißformeln, nicht ein Mangel an der allein wahren innern Gottesverehrung**).

Seine Bestrebungen für Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche u. Staat und für Gewissensfreiheit.

Kaum giebt es irgend ein Thema, welches Thomasius mit größerem Eifer behandelt hat und auf welches er so oft zurückgekommen ist, als die Frage von dem Verhältnisse des Staats zur Kirche***). Mit richtigem In-

*) „Erinnerung" u. s. w., S. 39, vgl. „Nothwendige Gewissensrüge an Herrn Chr. Th., durch nothw. Anmerkungen zurückgewiesen von einem Freunde der Wahrheit" (1703), S. 150 Anm.

**) „Ausübung der Sittenlehre", S. 169 — vgl. Schröckh, a. a. O. S. 345.

***) Theils von ihm selbst, theils von seinen Schülern — nach seinen Ansichten und unter seiner Vertretung — abgefaßt, erschienen nach einander folgende Schriften über diese Materie: „Ueber das Recht der Fürsten in Mitteldingen", 1692; „Das Recht evang. Fürsten in theolog. Streitigkeiten", 1696; „Ob die Ketzerei ein Verbrechen?" und „Das Recht der Fürsten gegen Ketzer", 1697; „Vom Recht eines christl. Fürsten in Religionssachen" und „Dreifache Rettung des Rechts evangel. Fürsten in Kirchensachen", 1701. Außerdem kommen noch allerlei ebendahin zielende Gelegenheitsschriften und einzelne Bemerkungen in den „Jurist. Händeln", den „Aus-



stincte erkannte Thomasius, daß von der Lösung dieser Frage Sein oder Nichtsein der Gewissensfreiheit abhänge. „Zur Ruhe und zum Frieden im Gemeinwesen", sagt Thomasius, „ist es nicht nöthig, daß die Unterthanen einerlei Religion haben. Das sicherste Mittel zur Verhütung von Religionsstreitigkeiten besteht darin, daß man auch abweichende religiöse Meinungen duldet. Die Pflicht des Fürsten geht lediglich auf Erhaltung des äußern Friedens in seinen Staaten, nicht auf die Sorge für die Seligkeit seiner Unterthanen, am allerwenigsten dahin, daß er sie zu einer bestimmten Religion, die er für die alleinseligmachende hält, anhalte. Fragen der Religion durch einen Rechtsspruch zu entscheiden, kommt keinem Fürsten zu, aber auch geistliche Ministerien, theologische Facultäten, Synoden oder Concilien haben kein Recht, ihre religiösen Ansichten Andern aufzudrängen, und ein kluger Regent wird sich wohl hüten, zu einem solchen Zwange die Hand zu bieten. Der einzig competente Richter in allen Fragen, welche die Seligkeit des Menschen angehen, ist das Gewissen jedes Einzelnen, — weß Standes er auch sei. Wohl aber hat der Fürst das Recht, selbst mit Zwangsmitteln zu verhindern, daß nicht durch Streitigkeiten um der Religion willen der äußere Friede des Staats gestört werde. Er kann verlangen, daß solche Streitigkeiten von beiden Seiten mit Mäßigung und ohne beleidigende Schimpfreden geführt werden. Wenn ein Geistlicher beschuldigt wird, von den Grundsätzen der Confession, als deren Lehrer er angestellt ward, abgewichen zu sein, so kann der Fürst durch unparteiische Leute die Wahrheit dieser Beschuldigung untersuchen lassen. Findet es sich, daß die Anklage Grund hatte, so kann der Fürst ihn absetzen, nicht als ob die Veränderung der Religion etwas an sich selbst Unrechtes wäre, sondern weil der Prediger das Lehramt unter andern Voraussetzungen angenommen hat und durch seinen Religionswechsel zu dessen Fortführung unfähig geworden ist, daher er eigentlich von selbst hätte abdanken sollen. Ergiebt sich dagegen, daß ein solcher Geistlicher fälschlich beschuldigt ward, indem man ihm Meinungen unterschob, die er nicht gelehrt hat, so ist der Fürst berechtigt, ihn zu schützen."

---

erlesenen deutschen Schriften", sowie den gesammelten Programmen und Dissertationen des Th. vor. Ich habe der nachfolgenden Darlegung seiner Ansichten über diesen Punkt die Schrift von 1696 zu Grunde gelegt, worin ich dieselben am Kürzesten und Schlagendsten entwickelt finde.

In zwei Punkten verließ den Thomasius die Consequenz seiner Grundsätze. Sein unversöhnlicher Haß gegen die Unduldsamkeit und Verfolgungssucht der Geistlichkeit verleitete ihn, der weltlichen Macht ein Recht des Einschreitens in Sachen der Kirchenzucht zuzusprechen, zu welchem nach seinen eignen Voraussetzungen kein Grund vorhanden war, da es nach diesen genügt haben würde, wenn er nur den von der Kirche verhängten Strafen jede bürgerliche Wirkung abgesprochen hätte, und sein Respect vor den hergebrachten Machtbefugnissen der Fürsten ließ ihn den, zwar mit dem positiven deutschen Staatsrechte, nicht aber mit den von ihm selbst zuvor bekannten Ansichten über das Verhältniß des Staats zur Religion im Einklang stehenden Ausspruch thun: ein Fürst, obschon es ihm nicht zustehe, einen Ketzer mit weltlicher Strafe zu belegen, könne doch einem solchen Menschen anbefehlen, das Land zu verlassen, „nicht anders, wie ein Hausvater einem Knecht, der ihm nicht ansteht, weil er etwa sich in seinen humor nicht schicket, den Dienst aufsagen kann"*). So will er also der weltlichen Gewalt, von der er doch zuvor selbst gesagt, daß sie mit den religiösen Meinungen der Unterthanen gar nichts zu thun habe, das Recht der Ausschließung eines nach ihrer Ansicht ketzerisch Gesinnten einräumen, während er dasselbe Recht der kirchlichen Gewalt in ihrem Bereiche versagt, welcher es doch noch weit eher zustehen würde! Daß, um das Recht der Kirchenzucht in die Grenzen eines gemäßigten Gebrauchs einzuschließen, nicht die Herbeirufung der weltlichen Gewalt, sondern die Theilung der kirchlichen zwischen den Geistlichen und den Laien, mit andern Worten die Herstellung einer presbyterialen Kirchenverfassung (wie sie Spener wünschte) das allein richtige Mittel sei, diese Einsicht ging dem Thomasius ebenso ab, wie die, daß der Aufenthalt eines Staatsbürgers in seinem Heimathslande nicht eine Gnadensache des Fürsten, sondern ein natürliches Recht des Bürgers sei. So wenig hatte selbst ein so eifriger Vertreter des Naturrechts den Muth der Consequenz, wo es sich um Verhältnisse handelte, bei denen die Machtbefugnisse der Fürsten — dieser „Götter auf Erden", wie Thomasius sich einmal ausdrückt**), — in Frage kamen!

Seine Wirksamkeit für Abschaffung der Hexenprocesse.

Der schädliche Einfluß der fanatischen und abergläubischen Vorstellungen, welche die Orthodoxie verbreitete

*) A. a. O. XIX. Satz.

**) Instit. jurispr. divinae, diss. prooemialis, p. 16.

und an denen sie wie an unverbrüchlichen Heilswahrheiten festhielt, zeigte sich nirgends in abschreckenderer Gestalt, als auf einem Gebiete, welches dem Thomasius, als praktischem Rechtsgelehrten, besonders nahe lag, bei den sogenannten Hexenprocessen. Der Glaube an eine unmittelbare Einwirkung dämonischer Kräfte auf die Natur und den Menschen bestand damals in Deutschland noch in beinahe ungeschwächter Kraft. Selbst ein Leibnitz war davon nicht gänzlich frei*). Die allen Klassen gemeinsame Unwissenheit in Betreff des natürlichen Zusammenhanges von Ursachen und Wirkungen leistete einem solchen Aberglauben Vorschub, und eine herrschsüchtige Priesterschaft, deren Politik es war, das Volk in Unmündigkeit und Abhängigkeit zu erhalten, beförderte denselben, um davon für ihre Zwecke Vortheil zu ziehen. Man schreckte die Menschen mit furchtbaren Vorstellungen von bösen Geistern und ihren überall gegenwärtigen verderbenbringenden Einflüssen, um sie desto geneigter zu machen, sich der Kirche mit ihren Gnadenmitteln und den Verwaltern dieser, den Priestern, blindlings in die Arme zu werfen und ihren Schutz gegen die finsteren Mächte der Unterwelt zu erflehen oder zu erkaufen. Der protestantische und der katholische Clerus wetteiferten darin mit einander. Die Vorstellung von einem persönlichen Verkehr dämonischer Wesen mit den Menschen und einer den letztern dadurch zu Theil werdenden übernatürlichen Begabung gehörte zu den wesentlichen Glaubensartikeln, wie der katholischen, so der orthodoxen lutherischen Kirche. Wo irgend ein Unglück geschah, dessen Ursache nicht sogleich zu Tage lag, mußten nothwendigerweise Teufelswerke im Spiele sein. Krankheiten bei Menschen oder Thieren galten nicht blos der rohen Menge, sondern selbst vielen sogenannten Gebildeten als die Folgen von Behexungen. Wer in seinen Unternehmungen glücklicher war, als andere, sah sich leicht beargwöhnt, einen Pact mit dem Teufel geschlossen und von diesem um den Preis der verpfändeten Seligkeit die Kenntniß verborgener Schätze oder die Kraft, Gold zu machen, eingetauscht zu haben. Neue Erfindungen und tiefere Blicke in die Natur schienen nicht denkbar ohne einen verdächtigen Umgang mit guten oder bösen Geistern, von denen der Volksglaube

---

*) Er spricht von einer infusio divina et diabolica, als noch dermalen vorkommend, in seiner Schrift: De methodo discendae docendaeque jurisprudentiae, p. I § 9. Vgl. Chr. Wolf's Vorrede dazu.

annahm, daß sie in den geheimen Gründen der Erde hausten und über die verborgenen Kräfte derselben verfügten*). Besonders das weibliche Geschlecht war dem Verdachte verbrecherischen Verkehrs mit dem Bösen ausgesetzt. Die Sage von dem nächtlichen Ritt der Hexen auf den Blocksberg, welche heutzutage selbst Kinder belächeln, wurde damals von vielen erwachsenen Leuten, die sich für sehr verständig hielten, ja von berühmten Gelehrten ernsthaft geglaubt**). Gewisse körperliche Fehler und Unschönheiten — ein triefendes Auge, rothes Haar, ein lahmer Fuß — galten für untrügliche Zeichen und Brandmale eines verbotenen Umganges mit dem Fürsten der Hölle. Aeltere Frauen zumal, wenn sie an solchen Gebrechen litten oder im allgemeinen häßlich waren, aber auch junge, die durch ungewöhnliche Körperschönheit und Anmuth die Männerwelt an sich fesselten, verfielen leicht der Anklage geheimnißvoller Zauberkünste.

Die Mehrzahl der Gerichte, in dem gleichen Aberglauben befangen und unter dem Einflusse eines kirchlichen Systems stehend, welches, nach dem Ausdruck des Thomasius, die Leugnung des leibhaftigen Teufels mit Hörnern und Klauen beinahe einer Gottesleugnung gleich achtete, waren unerbittlich in der Verurtheilung der unglücklichen Geschöpfe, welche unter einer solchen Anklage vor sie gebracht wurden. Das leichtfertigste Zeugniß genügte, um eine Person, auch wenn sie sonst noch so unbescholten war, als der Hexerei verdächtig auf die Folterbank und von da auf den Scheiterhaufen oder das Schaffot zu bringen, und die läppischsten Beschuldigungen wurden von ernsten Richtern un-

---

*) Eine 1644 auf der Universität Tübingen vertheidigte Dissertation De damnatione sagarum, von Daurer, rechnet schlechthin zu dem „Umgang mit verdächtigen Dingen" auch den „Umgang mit der Natur" und spricht von der Erforschung der Naturkräfte als von einer „einem Christenmenschen nicht ziemenden Kenntniß" („Deutsches Museum", 1857, Nr. 13).

**) Ben. Carpzov, der berüchtigte Hexenrichter, sagt in seiner „Criminalpraktik", 1635: „Die Strafe des Feuertodes ist auch denjenigen aufzulegen, welche mit dem Teufel einen Pact schließen, sollten sie auch niemandem geschadet, sondern nur teuflischen Zusammenkünften auf dem Blocksberge angewohnt oder irgend einen Verkehr mit dem Teufel gehabt haben" (Scherr, „Geschichte deutscher Cultur und Sitte", S. 379). Noch 1698 überreichte Nic. Pütter der Juristenfacultät zu Rostock eine Dissertation, betitelt: Examen juridicum judicialis lamiarum confessionis, se ex nefando cum Satana coitu prolem suscepisse humanam etc. („Deutsches Museum", 1857, Nr. 13.)

bedenklich zur Grundlage peinlicher Untersuchungen gemacht, bei denen es sich um Tod und Leben der armen Beklagten handelte*). Manche dieser Processe führten ganze Familien, ja viele Dutzende von Unglücklichen auf einmal zum gräßlichen Feuertode, und die Summe der Opfer, welche im Laufe eines Jahrhunderts diesem furchtbarsten Aberglauben geschlachtet wurden, erreichte, nach der Schätzung neuerer Forscher, nahezu die Zahl von 100,000**).

Längst schon waren einzelne muthige und erleuchtete Männer als Gegner dieses ebenso widersinnigen, als unmenschlichen Treibens aufgetreten. Nach früheren, noch halb schüchternen Versuchen hatten zuerst gegen Ende des 16. Jahrhunderts zwei Deutsche, ein Arzt, Joh. Wier, und ein Priester, Cornelius Loos, ihre Stimme gegen das Unwesen der Hexenprocesse erhoben. In ihre Fußstapfen trat um die Mitte des 17. Jahrhunderts sogar ein Mitglied jenes selben Ordens, welcher so viele Scheiterhaufen errichtete, der Jesuit Friedrich Graf von Spee, der in seiner „Cautio criminalis oder Peinliche Vorsicht beim Hexenproceß" das muthige Zeugniß ablegte, „daß, wie er feierlich schwöre, unter den Vielen, welche er wegen angeblicher Hexerei zum Scheiterhaufen begleitet, nicht Eine gewesen sei, von welcher man, alles genau erwogen, hätte sagen können, sie sei schuldig gewesen". Zwei holländische Gelehrte, van Dale und Becker, gingen noch weiter, indem sie geradezu die Möglichkeit dämonischer Einwirkungen, also auch des Hexens und Zauberns, leugneten. Das Buch des letztern: „Die bezauberte Welt", ins Deutsche übersetzt, ward trotz der Bannflüche, welche die Geistlichkeit dagegen schleuderte, begierig gelesen. Allein die Hexenprocesse dauerten dennoch fort, und wenn ein Theil der Rechtsgelehrten und Richter anfing, sich aufgeklärteren Ansichten zuzuneigen, so hielt ein anderer um

*) Thomasius führt in seinen „Jurist. Händeln" verschiedene solche Fälle aus den Acten an. In einem derselben war ein Kind von acht Jahren zur Untersuchung gezogen worden, weil es eine Maus aus einem Taschentuche gedreht, und durch seine Gespielen sich die Rede verbreitet hatte: es könne Mäuse machen, woraus dann der Pfarrer des Dorfes eine förmliche Anklage auf Hexerei zusammenstellte; eine alte Frau, welche ihm diese Kunst gelehrt haben sollte, wäre deshalb beinahe auf die Folter gekommen. Vgl. K. Pfaff: „Die Hexenprocesse zu Eßlingen im 16. und 17. Jahrhundert", in der „Zeitschrift für Deutsche Culturgeschichte", 1856, S. 253—271, 283—294, 347—371, 441—462.

**) Scherr, „Geschichte deutscher Cultur und Sitte", S. 378; vgl. die daselbst S. 419 angeführten Quellen.

so schroffer an der ganzen Strenge eines Verfahrens fest, welches sie gelehrt worden waren als ein Hauptbollwerk des orthodoxen Glaubens zu betrachten. Noch im Jahre 1694, gerade um die Zeit, wo Thomasius zuerst sich ernstlicher mit dieser Frage zu beschäftigen anfing, fand ein deutscher Rechtsgelehrter für nothwendig, in einer Schrift: „Behutsamkeit, so bei denen wider die Hexen vorgenommenen peinlichen Processen in Acht zu nehmen", seinen verurtheilungssüchtigen Collegen die menschenfreundlichen Mahnungen des Grafen Spee von neuem in Erinnerung zu bringen, ohne daß er jedoch gewagt hätte, die Existenz des Teufels oder das Vorhandensein von Zauberern und Hexen in Zweifel zu ziehen *).

Thomasius selbst legt durch sein Verhalten das schlagendste Zeugniß dafür ab, wie tiefgewurzelt damals noch der Glaube an Hexerei und wie schwer es auch für einen Mann von freieren Ansichten war, sich davon loszumachen, wie noch viel schwerer, dem allgemein verbreiteten und von dem herrschenden Kirchensysteme in Schutz genommenen Vorurtheile entschieden entgegenzutreten. In seiner Eigenschaft als Mitglied der Juristenfacultät zu Halle ward er i. J. 1694 mit der Berichterstattung in einem Hexenprocesse betraut. Geblendet von der Autorität eines Carpzov und anderer berühmter Rechtsgelehrten, welche als Muster des Scharfsinns und der Gewandtheit in Führung der Hexenprocesse und Verurtheilung der Angeklagten glänzten, glaubte er, ebenfalls nicht wenig Ehre davonzutragen, wenn er auf Verhängung der Folter wider die der Hexerei Beschuldigte antrüge. Zu seiner Beschämung fand er seine Collegen, an ihrer Spitze seinen ehemaligen Lehrer Stryk, in diesem Punkte aufgeklärter, als sich selbst, und mußte ihren Gründen für Freigebung der Gefangenen in Ermangelung triftiger Verdachtsgründe sich fügen. Dadurch auf das Uebereilte seines Verfahrens aufmerksam gemacht und zum eigenen Nachdenken über eine Frage, in welcher er sich unbegreiflicherweise so lange von fremder Autorität hatte leiten lassen, angefeuert, kam er leicht dahin, das Unsinnige und Rechtswidrige der bisherigen Hexenprocesse nicht blos selbst einzusehen, sondern auch aus Vernunft und Geschichte gründlich zu beweisen. Indessen dauerte es doch noch sieben Jahre, bevor er öffentlich gegen dieses Unwesen

---

*) Chr. Thomasius, „Kurze Lehrsätze von dem Laster der Zauberei", Einleitung. Vgl. Scherr, a. a. O.

auftrat*), und auch dann that er es nur sehr behutsam und mit offenbarer Schonung der herrschenden Vorurtheile. Denn nicht genug, daß er seinen Glauben an die Existenz und Wirksamkeit böser Geister wiederholt und „aufrichtig“ versichert, er „glaubt auch, daß Hexen und Zauberer seien, die dem Menschen und dem Vieh auf verborgene Weise Schaden zufügen“; er glaubt an „Krystallseher, Beschwörer und die mit abergläubigen Sachen und Segensprechen allerhand wunderliche Sachen verrichten“, und giebt zu, „daß von diesen Leuten etliche Dinge verrichtet werden, die nicht für Gaukeleien und Betrügereien zu halten, auch nicht den verborgenen Wirkungen der natürlichen Körper und Elemente füglich können zugeschrieben werden, sondern muthmaßlich vom Teufel herkommen“**). Was er nicht glauben kann, ist, „daß der Teufel Hörner, Klauen und Krallen habe, daß er einen Leib annehmen und in irgend einer Gestalt den Menschen erscheinen könne, daß er Bündnisse mit den Menschen aufrichte, sich von ihnen Handschriften geben lasse, sie auf den Blocksberg hole“ u. s. w. Er hält ferner dafür, „daß der bisherige Hexenproceß nichts getaugt, da man das Bündniß mit dem Teufel zu Grunde geleget; daß sehr behutsam verfahren werden müsse, wenn man die Leute beschuldigen wolle, daß sie durch Hexerei Schaden gethan, denn es gehöre viel Beweis dazu, und sonderlich bei den wunderlich und übernatürlich scheinenden Krankheiten sei große Untersuchung nöthig, ob nicht ein Betrug dahinter stecke“***).

Vielleicht hatte Thomasius gerade dieser Behutsamkeit, womit er ein so tiefgewurzeltes Vorurtheil behandelte, den großen Erfolg seiner menschenfreundlichen Bestrebungen zu verdanken. Zwar ließen es die rechtgläubigen Theologen trotzdem an Verketzerungen nicht fehlen; allein die Juristen fingen an, sich des Aberglaubens und der Grausamkeit zu

*) 1701 erschien unter dem Namen eines seiner Schüler eine Dissertation De crimine magiae; 1703 gab Thomasius selbst diese Schrift deutsch heraus unter dem Titel: „Neuer Abriß vom Laster der Zauberei“. Auf das gleiche Thema kam er in seiner „Erinnerung wegen seiner künftigen Wintervorlesungen“, 1702, zurück. 1712 schrieb er „Von dem Ursprunge und Fortgange des Inquisitionsprocesses gegen die Hexen“. Auch ließ er mehrere ausländische Werke ähnlichen Inhalts übersetzt und mit Anmerkungen von seiner Hand begleitet erscheinen. Endlich behandelt er die Frage auch in seinen „Jurist. Händeln“ (1. Bd.), wo er mit großer Naivität die Geschichte seiner Bekehrung selbst erzählt.

**) Thomasius, „Vom Laster der Zauberei“, §8, „Erinnerung u. s. w.“, S. 13.

***) „Erinnerung“, S. 15 ff.

schämen, wozu sie nur zu lange von einer verblendeten oder eigensüchtigen Orthodoxie sich hatten mißbrauchen lassen. Die Hexenprocesse wurden seltener, die Anwendung der Folter und die raschen Todesurtheile bei dieser Art von Untersuchungen kamen allmälig außer Gebrauch, und, wie Friedrich der Große sich ausdrückt, indem er das Verdienst des Thomasius um diesen Theil der Aufklärung rühmt*), „das weibliche Geschlecht konnte von nun an im Frieden alt werden und sterben".

Seine Ansichten über die Folter.

Weniger unzweideutig ist das Verdienst, welches man dem Thomasius hinsichtlich seiner Bemühungen für die Abschaffung der Folter zuzuschreiben pflegt. Zwar ließ er einen seiner Schüler über „die Nothwendigkeit, die Folter aus den christlichen Gerichtshöfen zu entfernen", öffentlich disputiren, und wir wären danach berechtigt, anzunehmen, daß dies seine eigene Meinung gewesen, allein es findet sich unter seinen Schriften ein Brief an eben diesen Schüler mit Bezug auf die fragliche Disputation, worin er zwar dessen Unternehmen nicht mißbilligt, aber doch das Bedenken aufwirft, ob es rathsam sei, den Lenkern christlicher Staaten schlechthin die Nachahmung der Engländer und anderer Völker in Abschaffung der Folter anzuempfehlen**). Er sucht sein Bedenken damit zu begründen, daß er meint, es sei zweifelhaft, ob nicht, so lange es noch so viele andere Mißbräuche in der Rechtspflege gebe, die plötzliche Abschaffung der Folter größere Nachtheile haben möchte, als ihre Beibehaltung. Eine solche Ansicht hätte ihn dahin führen müssen, auch diese andern Mißbräuche zu bezeichnen und zu bekämpfen, nicht aber dazu, einen der allerschreiendsten ruhig gewähren zu lassen und seinen Fortbestand in Schutz zu nehmen. Wir können aber nicht wol anders, als ihn in diesem Punkte einer zu weit getriebenen Rücksichtnahme auf das Bestehende anzuklagen. Freilich hatte er dabei einen seiner berühmtesten Zeitgenossen zum Mitschuldigen. Auch Leibnitz betrachtete die Folter als ein unentbehrliches Erforderniß des Strafprocesses und bemühte

---

*) Oeuvres, tom. I pag. 367.

**) Programmata Thom., p. 576. — Auffallenderweise gedenken weder Luden noch Schlosser dieses Briefes, vielmehr rühmen beide den Thomasius als den unbedingten Gegner der Folter (Luden, „Thomasius", S. 282, Schlosser, „Geschichte des 18. Jahrhunderts", 1. Bd. S. 560).

sich nur, die Fälle ihrer Anwendung und die Berechtigung dazu genauer zu bestimmen*).

Vergleichung zwischen Thomasius und Leibnitz.

Von solchen einzelnen Punkten abgesehen, worin diese beiden Männer sich berührten, kann es kaum einen merkwürdigern Gegensatz geben, als den zwischen Leibnitz und Thomasius. Beide waren reformatorische Genies, aber von der verschiedensten Art. Leibnitz hat bei seinen Reformplänen immer ein großes Ganzes vor Augen, die Nation, die Wissenschaft, die Menschheit oder gar das unendliche Reich der Geister, die „Stadt Gottes", — Thomasius beschäftigt sich vorzugsweise mit dem einzelnen Menschen, seinen Leidenschaften, seinen Bedürfnissen, seinem Fortkommen und Wohlergehen in diesem irdischen Leben. Leibnitz strebt überall nach positiven, organischen Schöpfungen und wendet seinen ganzen Scharfsinn daran, das Neue mit dem Alten zu vermitteln und das Bestehende zugleich fortzubilden und zu erhalten, — Thomasius hat seine Hauptstärke in der Kritik, in dem Raumschaffen für neue Bildungen, in dem Durchbrechen und Niederreißen der beengenden Schranken, welche Herkommen, Vorurtheil und blinder Autoritätsglaube dem vorwärtsstrebenden Menschengeiste setzen. Leibnitz glaubt noch an die Möglichkeit einer Wiederbelebung und Kräftigung des hinsterbenden deutschen Reichskörpers, und seine eifrigsten, freilich auch erfolglosesten Bestrebungen gehen nach dieser Seite hin, — für Thomasius gab es ein so hohes Ziel schon nicht mehr; seine Bemühungen richten sich nur auf das Nächste, gleichsam vor den Füßen Liegende, auf Verbesserungen der Einzelzustände in Bildung, Gesittung, Wissenschaft und Rechtspflege. Leibnitz erscheint als der letzte Repräsentant einer Zeit, in welcher der Gedanke nationaler Einheit und großer Gemeininteressen auf den Gebieten des öffentlichen Lebens, wennschon in den äußeren Schicksalen der Nation bereits zu Schanden geworden, doch in den Gemüthern einzelner Höhergesinnter sich noch immer mit der ganzen Macht einer werthgehaltenen Tradition behauptet und gegen den hereinbrechenden Sieg des Particularismus und der Gesinnungslosigkeit den letzten, verzweifelten Kampf wagt, — mit Thomasius dagegen beginnt eine Periode unseres deutschen Culturlebens, für welche diese Fragen völlig abgethan sind und wo der ganze Drang des Reformirens sich auf das

*) Opp. omn., t. IV pag. 190.

ideale Gebiet der Denkfreiheit, der Aufklärung, der geistigen Entwickelung des Individuums zurückgezogen hat.

Daher haben die Bestrebungen dieser beiden Männer selbst da, wo sie scheinbar sich in der gleichen Richtung bewegen, dennoch einen wesentlich verschiedenen Charakter. Sowol Leibnitz als Thomasius zeigten sich eifrig bemüht, die deutsche Muttersprache in ihre Rechte wieder einzusetzen; allein, was Leibnitz bekämpfte, war vornehmlich die Entstellung des Deutschen durch die Aufnahme fremdartiger Elemente aus andern modernen Sprachen (ein Verfahren, welches seinen Nationalstolz verletzte), — Thomasius eiferte gegen den übermäßigen Gebrauch der alten oder todten Sprachen (mit welchem übrigens auch Leibnitz nichts weniger als einverstanden war)*); er that dies, weil er darin ein Zeichen gelehrter Pedanterie und ein Hinderniß allgemeiner Verbreitung der Wissenschaften und der Bildung erblickte. Leibnitz schrieb zwar kein ganz reines, aber für die damalige Zeit ein verhältnißmäßig gutes Deutsch, bisweilen von einer Kraft und Einfachheit, welche an die classischen Zeiten der Reformatoren erinnert, — der deutsche Stil des Thomasius ist nur zu häufig unschön, nachlässig in der Form, schwerfällig im Periodenbau, altmodisch und doch auch wieder mit ausländischen Phrasen und Wendungen auf ziemlich geschmacklose Weise buntscheckig untermischt. Hat Leibnitz sich offenbar die kernige Sprache Luther's zum Muster gewählt, so erinnert Thomasius durch den Schwulst seiner Ausdrucksweise bisweilen an einen Lohenstein oder Hoffmannswaldau, denen beiden als Dichtern er — ein bedenkliches Zeichen seines ästhetischen Geschmackes! — den Vorzug vor Homer und Virgil gab. Auf die Bestrebungen für Reinigung der deutschen Sprache durch Bildung von Gesellschaften zur Pflege derselben, für welche Leibnitz sich so sehr interessirte, die aber allerdings hier und da in Affectation und Geschmacklosigkeit ausarteten, sah Thomasius spöttisch verachtend herab**).

Durchgreifende Reformen im Fache der Jurisprudenz, für Leibnitz eine der frühesten Lieblingsideen seiner Jugend, waren auch für Thomasius, besonders in seinem reifern Alter, ein Gegenstand wieder-

---

*) Siehe oben Seite 357.

**) Ebenda; — vgl. auch: „Discurs, welchergestalt u. s. w.", Luden a. a. O. S. 23.

holter und anhaltender Beschäftigung, allein das Ziel, welches Leibnitz hierbei im Auge hatte, war eine einheitliche und im großen Stile geordnete deutsche Gesetzgebung, während es dem Thomasius mehr um praktische Verbesserungen der Rechtspflege nach den Forderungen der Vernunft und der Gerechtigkeit zu thun war.

Derselbe nationale Sinn leitete Leibnitz bei seinen großartigen geschichtlichen Studien; für ihn war die Geschichte des Reichs und seiner einzelnen Theile, sowie eine möglichst stetige Entwickelung der Gegenwart aus der Vergangenheit der wesentlichste Zweck der Geschichtsforschung, — Thomasius betrachtete die Geschichte als eine Sammlung von Beispielen oder Beweisstücken zu den Aussprüchen der kritischen Vernunft, und er legte daher auf die Geschichte des menschlichen Geistes, der Religion und der Philosophie einen ungleich größeren Werth, als auf die Geschichte der äußeren Schicksale der Völker oder der Politik der Cabinette.

Das Ideal Leibnitzens auf kirchlichem Gebiete war eine Wiedervereinigung der getrennten Confessionen, von welcher er zunächst eine Beseitigung der unseligen Spaltung Deutschlands, weiterhin die Verwirklichung seiner hochfliegenden Ideen von einem christlich-germanischen Weltreiche zu erwarten schien, — Thomasius ging viel nüchterner, aber viel praktischer zu Werke, indem er Duldung und Gewissensfreiheit für den Einzelnen erstrebte und zu dem Ende auf eine möglichst scharfe Trennung zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Gebiete drang. Aus dieser Verschiedenheit der Auffassungsweisen erklärt es sich, daß, obschon beide Männer im lutherischen Glauben erzogen und von Hause aus demselben aufrichtig zugethan waren, der eine, von Bewunderung für den organischen Bau der katholischen Kirche ergriffen, beinahe zum Uebertritt in dieselbe verleitet ward, der andere sich je länger je mehr zu den freieren Grundsätzen der Reformirten hinneigte.

Wie in ihren Zwecken, so wichen diese beiden vornehmsten Repräsentanten des deutschen Geistes der damaligen Zeit auch in der Art und Weise ihres Wirkens wesentlich von einander ab. Leibnitz erblickte den sichersten Weg zur Durchführung großer, gemeinnütziger Reformen theils in dem unmittelbar fördernden Eingreifen der Machthaber, theils in der Vereinigung einer Aristokratie von Gelehrten unter der Form von Gesellschaften oder Akademien, — Thomasius hielt die Freiheit für einen kräftigeren Hebel des geistigen und wissenschaftlichen Fortschritts,

als alle Societäten, und leitete aus dem Mangel dieser Freiheit, nicht, wie Leibnitz, aus dem Mangel an Protection der Gelehrten seitens der Vornehmen, das Zurückbleiben Deutschlands hinter andern Ländern in Wissenschaft und Bildung ab*). Daher wandte sich Leibnitz immer und überall an die Großen und suchte diese für seine weitumfassenden Pläne zu gewinnen, während Thomasius, darin mehr den republikanischen Sinn des unabhängigen Gelehrten bekundend, nur wenig Verkehr mit Fürsten pflegte und, wo er es that, kaum je etwas anderes von ihnen begehrte, als Schutz und Gerechtigkeit gegen seine Verfolger**).

Unstreitig war Leibnitz an Tiefe, Vielseitigkeit und Originalität des Geistes seinem jüngeren Strebensgenossen bei weitem überlegen, dagegen übertraf ihn dieser an Stärke des Charakters, Energie des Willens, Muth und Selbstverleugnung in Vertheidigung der Wahrheit. Leibnitz war ebenso rücksichtsvoll nach allen Seiten, wie Thomasius häufig rücksichtslos. Jener, eine friedliche, zum Vermitteln geschaffene Natur***), erkannte gern Andere an, wie er auf Anerkennung bei Anderen rechnete, und besaß das seltene Talent, in allen, selbst den abweichendsten Meinungen irgend etwas zu entdecken, was den seinigen wahlverwandt und zur Anbahnung einer Vereinigung geeignet schien, — für diesen war steter Kampf ein Lebenselement, und so consequent verfuhr er in der Vertheidigung dessen, was er für das Rechte hielt, sowie in Bekämpfung des Gegentheils, daß er selbst solche, die in manchen Punkten mit ihm übereinstimmten, unerbittlich befehdete, sobald sie an irgend eine Seite seiner Ueberzeugungen rührten†).

*) „Die Freiheit ist es allein, was den Holländern und Engländern, ja denen Franzosen selbst (vor Verfolgung der Reformirten) so viele gelehrte Leute gegeben." (Thomasius an den Kurfürsten von Brandenburg — s. Luden a. a. O. S. 203.) „Soll man eine Gesellschaft der Gelehrten aufrichten, Kaiser, Könige, Fürsten und Herren um derselben protection anflehen? Die Weisheit braucht keine menschliche protection, sondern dies ist ihr protection genug, wenn man ihre Freiheit nicht hemmt und unterdrückt." (Ders. in dem Programme, womit er seine „Historie der Weisheit und Thorheit" ankündigte.)

**) S. dessen Widmung des ersten Halbjahrs seiner Monatsgespräche an den Kurfürsten von Sachsen Johann Georg III., sowie die „Erinnerung wegen seiner Vorlesungen zu Michaelis 1702", S. 24.

***) Je ne suis pas un esprit désapprobateur, pflegte Leibnitz von sich zu sagen.

†) Ich verweise auf die früher erwähnten Ausfälle des Thomasius gegen die Pietisten.

So viel bekannt, sind die beiden großen Männer niemals in directe Berührung mit einander gekommen. Doch spricht Leibnitz in seinen Schriften achtungsvoll von der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinne des Thomasius, obschon er mit dessen Philosophie nicht einverstanden ist; Thomasius seinerseits erwähnt jenen nur flüchtig und nicht ohne einen spöttischen Seitenblick auf seine Charakterschwäche und Aengstlichkeit*).

Durch seine Entdeckungen in den positiven Wissenschaften und durch seine speculativen Ideen hat Leibnitz tiefere und bleibendere Spuren in der Geschichte des deutschen und des menschlichen Geistes überhaupt zurückgelassen, als Thomasius; allein es wäre zu fragen, ob nicht für die Verbreitung der Cultur, für die Zerstreuung des dichten Nebels der Unwissenheit und des Aberglaubens, der zu Ende des 17. Jahrhunderts noch auf dem größeren Theile der deutschen Nation lag, für die Erweckung eines freieren, humaneren und sittlich ernsteren Geistes in allen Schichten des Volks Thomasius mehr gewirkt habe, als sein größerer und berühmterer Vorgänger. Freilich muß es als eine starke Uebertreibung angesehen werden, zu welcher sich Schlözer durch seine Vorliebe für den ihm wahlverwandteren Geist hinreißen ließ, wenn derselbe behauptet: Thomasius habe auf Mit- und Nachwelt einen größeren und heilsameren Einfluß geübt, als alle Philosophen Griechenlands zusammengenommen**); aber andererseits unterschätzen wir heutzutage leicht das Maß von Muth und Entschlossenheit, welches dazu gehörte, um in einer so dunkeln und von so vielen Vorurtheilen befangenen Zeit einen Kampf zu wagen, wie ihn Thomasius gegen die vereinte Macht der kirchlichen Orthodoxie, des pedantischen Gelehrtenthums, der Unwissenheit und Rohheit in den unteren, der geistigen und sittlichen Erschlaffung in den gebildeteren Klassen fast ein halbes Jahrhundert lang bestand, und zwar größtentheils alleinstehend und nur seiner eigenen Kraft vertrauend. Wenn wir die Ideen, für deren Anerkennung Thomasius kämpfte, bald nach ihm in unbestrittener Geltung und als Gemeingut des ganzen denkenden Theils der Nation wiederfinden, so dürfen wir nicht vergessen, welche Mühe es kostete und welche Beharrlichkeit dazu gehörte, ehe es dahin kam.

*) Chr. Thomasius, „Jurist. Händel“, 1. Bd. S. 95; Luden, „Thomasius“, S. 221.

**) Joh. v. Müller's Vorrede zu Luden's „Thomasius“.

Allgemeine Charakteristik der Bestrebungen des Thomasius und der von ihm ausgegangenen sogenannten „Aufklärung".

Auf den ersten Blick erscheint die Wirksamkeit des Thomasius als eine zu ausschließlich verneinende und zu wenig schaffende. Allein das Niederreißen war in jenem Stadium der Cultur ebenso nothwendig und vielleicht noch dringender, als das Aufbauen. Die Schranken der Vorurtheile und des Aberglaubens mußten beseitigt werden, damit das selbständige Denken und der natürliche Drang nach Wahrheit sich frei entwickeln könnte. Ein entschlossener Bruch mit der Vergangenheit war unvermeidlich, um den neuen Ideen, die von allen Seiten sich herbeidrängten, Raum zu verschaffen. Allerdings aber ist etwas in den Bestrebungen des Thomasius, was uns verhindert, denselben mit voller Befriedigung zu folgen. Es fehlt ihnen die Einheit eines großen, beherrschenden Gedankens; es fehlt ihnen das klare Bewußtsein eines festen und sichern Zieles. Seine Opposition gegen das Bestehende ist bisweilen von der Art, daß sie den Vorwurf J. Möser's einigermaßen zu rechtfertigen scheint, welcher sagte, Thomasius habe seine Zeitgenossen unvorsichtig zum Räsonniren angeleitet, während sie wieder ein anderes mal fast zu verzagt und ohne den rechten Muth der Consequenz auftritt. Sein Grundsatz der „Nützlichkeit" oder „Brauchbarkeit fürs Leben", die er als Werthmesser aller Speculation hinstellt, nimmt oft allzu kleine und nüchterne Maßstäbe an. Seine praktische Philosophie scheint oft allzusehr auf eine bloße Anweisung zum Fortkommen im Leben und auf eine kleinbürgerliche Moral fürs Haus, auf eine Theorie des Wohlanständigen und Ehrbaren hinauszulaufen und jener großen sittlichen Motive zu entbehren, welche den ganzen Menschen erheben und veredeln. Sein Naturrecht erschöpft sich in der Erläuterung und Begründung von Verhältnissen, welche unter allen Gesichtspunkten nahezu immer die nämlichen bleiben, weil sie auf einfachen und unableugbaren Nothwendigkeiten beruhen, aber es dringt nicht hindurch bis zu der Erledigung jener wichtigen Lebensfragen des Staats und der Gesellschaft, um welche große politische Parteien sich bekämpfen und von deren Entscheidung Wohl oder Wehe ganzer Nationen abhängt. Seine Ideen vom Sinnlichen und Uebersinnlichen schwanken zwischen Freidenkerei und Mysticismus hin und her, und seine Ansichten über religiöse Toleranz leiden an der gefährlichen Inconsequenz, daß sie die Wahrung der Gewissensfreiheit von dem guten Willen absoluter Regierungen abhängig machen und die natürliche Wechselwirkung zwischen religiöser und bürgerlicher Frei-

heit, zwischen weltlichem und geistlichem Despotismus unbeachtet lassen.

Auch bei ihm, wie bei Leibnitz, ist es die Mangelhaftigkeit der öffentlichen Zustände unsres Vaterlandes, die wir als den Grund des nur unvollständigen Gelingens der wohlgemeintesten und beharrlichsten Anstrengungen seiner größten Geister anklagen müssen. Bei andern Völkern, wo die freie Entwickelung des öffentlichen Lebens niemals unterbrochen oder doch bald wiederhergestellt ward, hatte jene gewaltige Bewegung, welche seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts tiefgreifende Umgestaltungen auf allen Gebieten menschlichen Denkens hervorrief, einen naturgemäßen und stetigen Verlauf genommen*). Dort ging das praktische Bedürfniß der theoretischen Speculation voraus und zog diese nach. Dort hatte sich niemals das Gelehrtenthum so, wie in Deutschland, vom Volke ausgeschlossen und isolirt. Dort fand sich der Philosoph, der gegen die wesenlosen Schemen einer scholastischen Metaphysik und gegen die der Vernunft unfaßbaren Mysterien der herrschenden Kirchenlehre auftrat, Seite an Seite mit dem Empiriker, der überall an die Stelle vager ontologischer Begriffe bestimmte und deutliche Vorstellungen von der Zusammensetzung und den Eigenschaften der Dinge zu setzen und da, wo der scholastische Theolog geneigt war, immer sogleich ein Wunder anzunehmen, den natürlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung nachzuweisen sich bestrebte. Baco ging mit Newton, Locke ging mit Harvey Hand in Hand. Die Praxis gab der Theorie Nachdruck, und die Theorie mußte sich in der Praxis bewähren. Für jedes Stück Metaphysik, das die Kritik beseitigte, setzte die Naturforschung ein Stück zuverlässigen, positiven Wissens an die leer gewordene Stelle. Man baute mit der einen Hand auf, während man mit der andern zerstörte. Nicht anders verhielt es sich in den moralischen Wissenschaften. Der politische Gemeingeist des Volks, genährt und wach erhalten durch uralte, selbst unter den despotischsten Regierungen niemals ganz außer Gebrauch gekommene Institutionen, der dem germanischen Stamme angeborne Sinn für Familiensitte und häusliche Zucht, obgleich auch dort nicht unberührt geblieben von den Einflüssen der von Frankreich her eingedrungenen Frivolität, aber dort, dank der politischen Erhebung der Nation, rascher wieder davon befreit, als in

*) Vergl. das darüber oben S. 195 ff. Bemerkte.

unserm Vaterlande — das waren für die Moralität des Einzelnen wie für die Erhaltung der allgemeinen Staatsordnung sichere und breite Grundlagen, auf welche gestützt der englische Freidenker die Zügel des weltlichen und des geistlichen Despotismus unbesorgt lockern durfte. Er brauchte nicht zu fürchten, daß, wenn er das Bestehende angreife und zerstöre, alles ins Wanken kommen und am Ende nur ein allgemeines Chaos übrig bleiben möchte, denn unter der Hülle des Alten, an welches er Hand anlegte, lag bereits sichtbar und lebenskräftig der Keim neuer Bildungen verborgen. Er fühlte sich aber auch weniger, als der deutsche Philosoph, versucht, allem Bestehenden sogleich auf einmal den Krieg zu erklären, eben weil der praktische Fortschritt des Lebens ihn darauf hinwies, seine Angriffe immer zunächst nur gegen solche Einrichtungen und Ansichten zu richten, welche sich als thatsächliche Hemmnisse dieses Fortschrittes des allgemeinen Culturlebens darstellten, nicht durch ein Opponiren ins Unbestimmte und Ziellose seine Kraft zu zersplittern. So ging man dort auf der Bahn der Neuerungen zwar langsam, aber festen Fußes vorwärts, kam nicht leicht in die Lage, einen Schritt rückwärts thun zu müssen oder von dem einmal erreichten Standpunkte wieder zurückgeworfen zu werden.

Die Stellung der wissenschaftlichen Opposition in Deutschland war eine viel weniger günstige. Sie fand sich allein der ganzen Macht des Bestehenden und Hergebrachten gegenüber und konnte sich im Kampfe mit dieser Macht auf nichts stützen, als auf sich selbst. Sie sah sich von der Masse der Nation und selbst der sog. gebildeten Stände durch eine tiefe Kluft geschieden, die sie erst mühsam ausfüllen mußte, um ihre Bestrebungen dem Verständniß derselben näher zu bringen. Sie durfte eines der wichtigsten Gebiete menschlichen Denkens und Strebens, das Gebiet der öffentlichen Gemeininteressen, nicht berühren, sondern mußte sich entweder diesseit desselben, in dem engen Bereiche des Einzellebens und seiner kleinen Beziehungen, halten, oder weit darüber hinaus auf das ungemessene Reich des Uebersinnlichen und Jenseitigen sich richten.

So erklärt sich die fieberhafte Heftigkeit und die oft bis zur Verwegenheit kühne Ungeduld, womit die deutsche Aufklärung, deren ersten Repräsentanten wir in Chr. Thomasius erblicken, alles Bestehende, so weit es ihr zugänglich ist, auf einmal über den Haufen zu werfen und überall, so zu sagen, leeres Feld zu machen sucht, und so erklärt sich die Verzagtheit und Entmuthigung, welche dieselbe oft mitten in

ihrem kühnsten Zerstörungswerke beschleicht, der Zweifel, ob sie nicht zu weit gehe und lieber stillstehen oder umkehren solle. So erklärt sich auf der einen Seite das Hochfliegende und bisweilen fast Maßlose ihrer Speculationen über Gegenstände der Metaphysik, und auf der andern das Nüchterne und Kleinlaute in ihren Betrachtungen über Dinge des praktischen, zumal des öffentlichen Lebens. So erklärt sich der Ueberfluß an Reflexion und der Mangel an Thatkraft, woran unsere nationale Bildung so lange gelitten hat, das jugendliche Selbstgenügen, womit sie so gern sich ihrer „Aufklärung", „Selbständigkeit" und „geistigen Ueberlegenheit", andern Völkern gegenüber, rühmte, und die praktische Unreife, die sie so oft zeigte, wenn es galt, diese Eigenschaften im Leben und durch Handlungen zu bethätigen. So endlich erklärt es sich, daß, während in andern Ländern die religiöse Freiheit, Hand in Hand mit der bürgerlichen, zwar nur allmälig sich entwickelte, aber auch um so festeren Halt gewann, in Deutschland, wo man dieselbe in Einem Anlaufe erobern zu wollen schien, deren gesicherter Besitz immer aufs Neue in Frage gestellt ward.

Achter Abschnitt.

Weitere Ausbreitung und Entwicklung der Grundsätze der „Aufklärung". Arnold, Dippel, Edelmann u. a. — Chr. Wolf und seine Bemühungen, die Philosophie zugleich zu popularisiren und zu systematisiren. Seine Stellung zur positiven Religion; seine Kämpfe mit den Halleschen Pietisten und den Orthodoxen. — Sittliche Seite der Wolfschen Philosophie.

Weitere Ausbreitung und Entwicklung der Grundsätze der „Aufklärung". Arnold, Dippel, Edelmann u. a.

Auf den von Thomasius und den Pietisten erschlossenen Bahnen selbständigen Denkens und Empfindens in Sachen der Religion drängte eine Schaar von Nachzüglern immer kühner und rücksichtsloser vorwärts. Gottfried Arnold, halb Mystiker, halb Freidenker, jedoch mehr das erstere, als das letztere, schrieb sein berühmtes Werk: „Kirchen- und Ketzerhistorie" (1699), welches Thomasius, der ihn zu dessen Abfassung ermuntert und selbst durch Beiträge unterstützt hatte, für „das beste Buch nächst der Bibel" erklärte*), welches jedenfalls in den geschichtlichen Anschauungen von Kirche und Religion eine epochemachende Umgestaltung zu Wege brachte. Bis dahin war die Kirchengeschichte, wie sie unter dem Einfluß der Orthodoxie gelehrt ward, nach einem beißenden Ausspruche Leclerc's lediglich darauf ausgegangen, „alles, was den Ketzern günstig schien, falsch, alles, was gegen sie spräche, wahr zu finden". Arnold kehrte diese Auffassungsweise nahezu in ihr Gegentheil um: nach seiner Darstellung haben fast immer die sog. Ketzer, d. h. die Neuerer in Religionssachen, Recht, die Vertheidiger des Alten Unrecht; ja er ist sehr geneigt, diesen letzteren wegen ihres hartnäckigen Festhaltens an gewissen, mehr auf menschlichem Ansehen,

*) Hoßbach, „Spener und seine Zeit", 2. Bd. S. 84.

als auf dem einfachen Grunde des göttlichen Wortes ruhenden Glaubenssätzen und wegen ihrer lieblosen Verketzerungs- und Verfolgungssucht gegen Andersgläubige unlautere, eigensüchtige Beweggründe unterzulegen*).

Diese letzte Wendung, nämlich alle diejenigen Lehrsätze oder Gebräuche des bestehenden Kirchensystems, welche man mit den Eingebungen des eignen religiösen Gefühls oder mit dem „Lichte der Vernunft" nicht vereinbaren konnte, als bloße Erfindungen einer betrügerischen und eigensüchtigen Priesterkaste darzustellen, ward überhaupt von

*) Vgl. die dem Arnoldschen Werke vorausgeschickten „Allg. Anmerkungen von denen Ketzergeschichten," z. B. Punkt I. („Von denen Ketzermachern selbst") § 8. „Es fragt sich: ob es nicht meistentheils, wo nicht allezeit, eingetroffen, daß die Verketzernden in sog. ordentlichen Aemtern gesessen und also um derselben willen Unterwerfung und Beifall in ihren Sätzen von allen Andren prätendirt, hingegen die ganze Gemeinde ihres Rechts beraubt und sonderlich denen sog. Laien nur das Nachsehen gelassen? Und ob nicht die Verketzerten dagegen entweder keine ordinare Bischöfe, Superintendenten, Doctores, Professores und Prediger gewesen, oder doch bald aus solchen Aemtern, und zwar wiederum bald freiwillig, bald mit Gewalt, gesetzet worden?" § 9. „Folglich, ob nicht die gedachten Personen in ihren Aemtern von der allgemeinen verderbten Natur verleitet worden, sich und die Ihrigen bei Ehren und untrüglicher Autorität, Bequemlichkeiten, Einkünften und anderen Vortheilen zu erhalten?" § 10. „Und ob daher nicht ihnen der leichteste Weg geschienen, Andere, so wider die gemeinen Irrthümer und Greuel gezeuget, oder der Lehrer böses Leben selbst bestraft, unter dem Ketzernamen zu unterdrücken, ihre eignen Laster aber und Vortheile mit einem vorgegebenen Eifer um die Wahrheit zu beschönigen?" — Punkt IV. („Von der Art und Weise des Ketzermachens") — „wäre zu bedenken: (§ 22) ob diejenigen Processe der alten papstenzenden Clerisei im Geringsten zu entschuldigen, wenn man wider solche Leute, die sonst mit der göttlichen Wahrheit würden durchgebrochen haben, von seiner Partei einseitig concilia, colloquia oder Conferenzen angestellet, dieselben entweder nicht, oder nur so dazu gelassen, daß sie als rei vor ihrem Gegenpart als Richtern stehen und also nothwendig verdammt werden müssen?" § 23. „Ob nicht dieser Proceß bei denen hernach eingeführten geistlichen Gerichten, consistorien, inquisitionen, commissionen, visitationen u. dgl., mit Ausschließung der ganzen Gemeinde und Beraubung ihres diesfalls von Gott habenden Rechts, auf die allerungerechteste Art an so Vielen vorgenommen und mit unersetzlichem Schaden der Wahrheit vollstrecket worden?" § 24. „Ob es recht, daß man hierbei über und neben der heil. Schrift noch gewisse Symbola, Bekenntnisse, Artikel und Sätze aufgesetzet, dieselben denen Andern allen als Kennzeichen der wahren Kirche und Normen des Glaubens angepriesen und aufgedrungen, durch die Obrigkeit alle diejenigen zur Unterschrift genöthigt, welche verdächtig geschienen, deswegen die grausamsten Bannflüche und anathemata wider alle Dissentirende hingeschleudert? u. s. w."

jetzt an eine immer gewöhnlichere Waffe in den Händen der Gegner jenes Systems, der Mystiker sowol, als der Freidenker. Die englischen Deisten hatten dazu die Losung gegeben, und Thomasius, indem er bei allen Gelegenheiten die Heuchelei und Unredlichkeit der Theologen anklagte, hatte diese Kampfesweise auch für Deutschland gleichsam legitimirt. Sein und Arnold's Beispiel ward nachgeahmt, aber weit überboten von J. C. Dippel, einem Manne von nicht gewöhnlichen Gaben und vielseitigen Kenntnissen, aber unstet in seinem Streben, unklar in seinen Zielen und abenteuernd in seiner äußeren Lebensweise*). Die zahlreichen Schriften, in welchen Dippel seinen unruhigen Geist aussprudelte**), sind zum größten Theile mit Anklagen und Vorwürfen gegen die Geistlichkeit angefüllt und verrathen schon durch ihre Titel den Zweck einer solchen persönlichen Polemik***).

*) Dippel hielt es zuerst mit den Orthodoxen gegen die Pietisten, war auch beeifert, sich praktisch, durch ein liederliches Leben, als Gegner dieser letztern zu bethätigen, fühlte sich aber bald in seinem Gewissen darüber beängstigt und „suchte nun durch Beten und Singen des Nachts das wieder dem Himmel abzukaufen, was er am Tage gesündigt". Durch Arnold's Schriften ward er zum Pietismus bekehrt und ging sogar bis zum Mysticismus und zur Alchymie. Er trieb sich als fahrender Gelehrter in den verschiedensten Ländern umher, studirte in Holland Medicin, versuchte sich im Goldmachen und kam dabei durch einen glücklichen Zufall angeblich auf einige nicht unwichtige naturwissenschaftliche Entdeckungen, deren Urheberschaft ihm aber von andern streitig gemacht wird. Aus mehrern Ländern verwiesen, ward er nach Dänemark wegen seiner medicinischen Kenntnisse als Kanzleirath berufen, mußte wegen unkluger Aeußerungen über den König von dort wieder fliehen, wurde in Hamburg ausgeliefert, viele Jahre lang auf der Insel Bornholm gefangen gehalten, endlich freigelassen, in Schweden, wohin er sich nun wandte, ehrenvoll aufgenommen, allein bald wieder wegen der von ihm veranlaßten kirchlichen Aufregung durch den Reichstag des Landes verwiesen, und starb endlich 1734 auf dem Schlosse Wittgenstein, wo er eine Zufluchtsstätte gefunden. Seine Schicksale sind bezeichnend, wie für ihn selbst, so für die damalige Zeit. Vergl. über ihn: Br. Bauer, „Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert", 1. Bd. S. 176; Hagenbach, „Die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts", 1. Bd. S. 165 ff.; „J. C. Dippel, nach Leben und Lehre dargestellt" von Klose, in der „Zeitschrift für historische Theologie" von Niedner, 21. Bd. (1851).

**) „Dippel rast noch immer", schreibt Wolf an Reinbeck — siehe Büsching, „Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen", 1. Bd. S. 22.

***) Es gehören dahin vor allem die Orcodoxia Orthodoxorum (1697) und das „Gestäupte Papstthum der Protestanten" (1698); ferner die kleineren Pamphlete

An Nachfolgern auf der von ihm betretenen Bahn fehlte es nicht*). Sogar ein Mitglied der lutherischen Geistlichkeit selbst, Zeidler, Prediger im Mannsfeldischen, erklärte seinen eignen Stand für einen „Greuel vor Gott", weil die meisten Geistlichen nur auf strenge Lehre, nicht auf sittlichen Lebenswandel achteten — die alte Klage, welche schon fast ein Jahrhundert früher Arnd, Andreä u. a. angestimmt hatten**).

Aber schon begann die freigeisterische Opposition auch über die Häupter der Orthodoxie hinweg ihre Angriffe auf die Grundlehren des Christenthums selbst zu richten, und zwar vorzugsweise auf solche, welche eben diese Orthodoxie durch ihre übertreibende Schroffheit dem moralischen Gefühl und dem denkenden Verstande der Gebildeten am meisten verleidet hatte. Die strenglutherische Partei hatte das stellvertretende Verdienst Christi für den alleinigen und für einen ausreichenden Grund der Seligkeit des Menschen erklärt — die neue Richtung, nicht mehr zufrieden damit, wie einst Calixt und Spener, neben jenem Verdienst auch die eigne sittliche Anstrengung des Menschen als eine nothwendige Vorbedingung seiner Aussöhnung mit Gott zu betrachten, leugnete geradezu, daß es zwischen Gott und dem Menschen eines Mittlers bedürfe, und wollte in Christo kein anderes Verdienst anerkennen, als das „eines erhabenen sittlichen Vorbildes für alle Menschen im Leben wie im Tode". Die Orthodoxen legten alles Gewicht auf die rechtfertigende und heiligende Kraft der kirchlichen Gnadenmittel oder Sacramente — Dippel erklärte diese für „entbehrliche Menschensatzungen" und hielt es für vollkommen genügend, „wenn nur der Mensch Verstand und Willen recht auf Gott richte". Den Orthodoxen hatte es nicht genug geschienen, sich auf die Bibel, als auf das unmittelbare Gotteswort, zu berufen: sie hatten neben diese, ja zum Theil über sie, die menschlichen Satzungen der Symbolischen Bücher gestellt — der natürliche Rückschlag

---

„Der Christenstaat auf Erden", „Der apostolische Wegweiser", „Wein und Oel in die Wunden des gestäupten Papstthums" (1700) u. a. m. Dippel nannte sich auf dem Titel dieser Schriften Christianus Democritus.

*) Dahin gehören die Orthodoxia vapulans, die sich schon durch ihren Titel als eine Nachahmung Dippelscher Schriften verräth (1707), das „Verdeckte und entdeckte Carneval" (1701) und ähnliches. Vgl. E. V. Löscher's „Unschuldige Nachrichten", Jahrg. 1701, S. 177, 210 u. f. w.

**) Die Schrift Zeidler's (1700 erschienen) führte den Titel: „Der wackelnde Pfaff und befestigte Lehrer". Vgl. Br. Bauer, a. a. O. S. 156.

einer solchen einseitigen Uebertreibung führte zu dem andern Extrem, daß man selbst die Bibel nicht mehr unbedingt gelten ließ, sondern ihre Autorität, so gut wie die der Symbolischen Bücher, mit rücksichtsloser Kritik anfocht. „Die Bibel", sagte J. Chr. Edelmann, ein Schüler Arnold's und Dippel's und gleich dem letzteren ein „fahrender Gelehrter", aber von größerem sittlichen Halt*), „ist eine Sammlung alter Schriften, deren Urheber nach dem Maß ihrer Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen geschrieben, auch größtentheils herrliche Wahrheiten vorgetragen haben, für die ich die größte Hochachtung hege. Sie haben aber nie im Sinne gehabt, Andern damit Grenzen ihrer Gedanken zu setzen oder ihre Schriften der Nachwelt als eine unfehlbare Richtschnur ihrer Erkenntniß aufzudrängen, sondern dies ist ein alter Pfaffenfund, unter dessen Begünstigung diese Leute über Andere herrschen wollen**)." In ähnlichem Sinne schrieb ein Helmstedter Professor, v. d. Hardt, über die alttestamentlichen Erzählungen, in denen er nichts als „lehrreiche Gedichte der Alten" erblickte***).

Diesen kritischen Versuchen, welche die Göttlichkeit und Unfehlbarkeit der Bibel Alten und Neuen Testaments in Frage stellten, reihten sich andere an, welche durch Erklärung und Uebertragung der heiligen Schriften im Geiste und nach der Anschauungsweise der Gegenwart

---

*) Er schrieb: „Unschuldige Wahrheiten" (1735), „Moses mit aufgedecktem Angesicht", „Göttlichkeit der Vernunft" (1741), „Abgedrungenes Glaubensbekenntniß" (1746) u. a. m. In der Vorrede zur letztgenannten Schrift sagt Edelmann von sich selbst: „Mein Gewissen überzeugt mich, daß weder Muthwillen noch Frevel, noch irgend eine unerlaubte Absicht mir jemals die Feder in die Hand gegeben. Ich bin ohne mein Denken und wider meinen Willen dazu genöthigt worden. Man hat ein schriftliches Glaubensbekenntniß von mir begehrt. Man hat meines Herzens Gedanken in Sachen die Religion betreffend von mir wissen wollen. Als ein ehrlicher Mann war ich verbunden, die Wahrheit zu sagen und keinen Heuchler abzugeben. Mir war das Sprüchwort nicht unbekannt, daß man denen, die die Wahrheit geigen, den Fiedelbogen um den Kopf zu schlagen pflegt; allein, weil man die Wahrheit von mir wissen wollte, mußte ich es darauf ankommen lassen und meiner gerechten Sache trauen". Vgl. Br. Bauer, a. a. O. S. 218 ff. „Edelmann's Leben, von ihm selbst", herausgeg. von Klose, 1849. Edelmann zeigt sich darin, im Gegensatz zu Dippel, als moralisch ernst, fast ascetisch streng. Auch kam er nur allmälig zu seinen Ansichten.

**) „Abgedrungenes Glaubensbekenntniß", S. 42.

***) Die Schrift heißt: Aenigmata prisci orbis.

dieselben thatsächlich ihres Charakters der Unantastbarkeit und Unwandelbarkeit entkleideten. Zwei solche moderne Bibelübersetzungen entstanden im Laufe der Periode, die wir schildern, und fanden zum Theil sogar in den untern Volksklassen Verbreitung, die sogenannte Berleburger Bibel, 1726 von Haug und Groß herausgegeben, und die Wertheimer, 1735 von J. L. Schmidt verfaßt, jene nach mystisch-schwärmerischen, diese nach philosophisch-freidenkerischen Grundsätzen bearbeitet*).

Der Stifter der christlichen Religion selbst war in den Augen Edelmann's, dieses consequentesten aller deutschen Freidenker der damaligen Zeit, nichts anderes als „ein Mensch wie wir, mit ausnehmenden Gaben und Tugenden von Gott ausgerüstet", durch den Namen „Gottessohn" nur als der „vortrefflichste aller Menschen" ausgezeichnet, ohne deshalb in einem unmittelbareren Verhältniß zu Gott zu stehen, als andere Menschen**). Ein zweiter Schriftsteller der gleichen Richtung, Ludovici, erklärte: „Die wahre Religion setzt bei Seite, was Christi Person und Natur ist; ihr genügt, zu wissen, daß er gütig ist und ein Herr, zu helfen"***).

Auch von jener speculativen oder mythischen Ausdeutung positiver biblischer Wahrheiten, welche in der neuesten Zeit ein so großes Ansehen erlangt hat, finden wir schon damals die ersten, freilich noch etwas grobkörnigen Spuren. Der „Heiland" ist nach Edelmann nur so viel als: „Freimacher der Menschen von dem Joche ihrer Treiber, die sich von ihren Sünden mästeten"; die „Auferstehung Christi" bedeutet das „Wiederaufleben seines, vergebens von den Pfaffen gewaltsam unterdrückten, freimachenden Geistes"; der von Christo verkündigte „jüngste Tag" ist nur ein bildlicher Ausdruck für die „Befreiung der Menschen von ihren Irrthümern", eine Befreiung, die schon auf der Erde beginnen und in einem künftigen Leben fortgesetzt werden soll.

Aber von allen Ketzereien Edelmann's war keine in den Augen der Orthodoxen so schlimm, wie die, daß er nicht an den Teufel glaubte, viel-

---

*) Hagenbach, a. a. O. S. 171, Hoßbach, a. a. O. 2. Bd. S. 196, Acta Ecclesiastica, vol. I, Anhang.

**) „Glaubensbekenntniß", S. 147.

***) In der Schrift: De indifferentismo, 1700 (unter dem angenommenen Namen: Erich Friedlieb). Vgl. Löscher, „Unsch. Nachr.", 12. Jahrg., 1701, S. 146.

mehr die Lehre vom Teufel ebenfalls für ein bloßes Werk der „Pfaffen" und diese allein für die wahren „Teufel" erklärte *).

Noch in einer andern Beziehung hatte die Einseitigkeit und Engherzigkeit der herrschenden Orthodoxie in den Gemüthern einer großen Zahl von Menschen, und nicht der schlechtesten, einen entscheidenden Umschlag in das gerade Gegentheil hervorgebracht. Während jene noch immer daran festhielt, daß es außerhalb der streng lutherischen, d. h. der auf die Concordienformel gebauten Kirche kein Heil und keine Seligkeit gebe, während sie selbst ihre nächsten Glaubensverwandten, die Anhänger des Schweizerischen und des Melanchthonschen Bekenntnisses, kaum weniger als die Heiden verabscheute und für verdammt erklärte, galt es bereits in weiten Kreisen als ein Zeichen zeitgemäßer Aufklärung, zu glauben und öffentlich zu bekennen, „daß auch Juden und Papisten selig werden könnten, wenn sie nur fromm gelebt hätten" **), und Ludovici dehnte dies, wie die Orthodoxen wehklagend bemerkten, bis zu der Behauptung aus: „es könne jeder selig werden, er habe eine Religion, welche er wolle" ***).

So gewann von allen Seiten her die Meinung immer mehr Raum, welche schon ein Menschenalter früher (nach 1660) ein holsteinischer Sectirer, Knutzen, das Haupt der sog. „Gewissener", damals unter nur schwachem Anklange, verkündigt hatte †): die Meinung, daß der Mensch zum Rechthandeln keiner andern Richtschnur bedürfe, als der innern Stimme des Gewissens, welche jede äußere Offenbarung überflüssig mache und ersetze. Noch schwankte zwar dieser Gedanke hin und

---

*) Ebenda. Wie groß und unversöhnlich der Haß Edelmann's gegen die herrschende Zeittheologie war, erhellt auch noch aus einer andern Stelle jenes „Glaubensbekenntnisses", wo es heißt: „Jetzt habe ich, wie Jeremias, keinen andern Beruf, als daß ich ausreißen, zerbrechen, zerstören und verderben soll alles, was nur Orthodoxie und falscher Gottesdienst, pharisäische Theologie und falsche Mystik ist und heißt". — „Welche Wahrheit ist wol jetzt die nöthigste und nützlichste? Die Erkenntniß der falschen, d. h. jedweder, der orthodoxen und der mystischen Theologie! Die Wahrheit muß einmal durchbringen, rumpantur ut ilia Codro, und wenn alles darüber zerbersten soll!"

**) „M. Adam Bernd's, evangel. Predigers, eigene Lebensbeschreibung" (1738), S. 7.

***) In der schon oben erwähnten Schrift De indifferentismo. Vgl. Löscher a. a. O., Hering, „Die kirchlichen Unionsversuche", 2. Bd. S. 331.

†) Tholuck, a. a. O. 2. Abth. S. 57.

her zwischen der mehr schwärmerischen Auffassung der Mystiker, denen die „innere Stimme“ eine specifisch andächtige Gefühlserregung bedeutete, und jener mehr nüchternen, die dabei an den reflectirenden Verstand und einen dem Menschen angebornen moralischen Sinn dachte, — einer Auffassung, wie sie namentlich von England und den Niederlanden sich immer mehr auch nach Deutschland Bahn brach. Selbst Dippel und Edelmann neigten abwechselnd bald dem einen, bald dem anderen dieser Pole zu. Aber schon gewann die rein verstandesmäßige und rein moralische Betrachtungsweise aller menschlichen Verhältnisse, der bloße „Gehorsam gegen das Gewissen“, wie es Edelmann bezeichnet hatte*), je länger je mehr ein immer entschiedeneres Uebergewicht.

Verbreitung freidenkerischer Ansichten in den vornehmen und den untern Klassen.

Ansichten der angedeuteten Art fanden sich keineswegs blos in den Kreisen der Gelehrten oder selbst nur der Höhergebildeten, sondern waren bereits auch in die breiteren Schichten der Gesellschaft eingedrungen und mancher Orten beinahe zur herrschenden Meinung des Tags geworden. Fast scheint es sogar, als ob in diesen unteren Schichten sich derartige freie, zum Theil auch leichtfertige Ansichten über religiöse Dinge unabhängig von der Ideenbewegung in den gelehrten Kreisen, ja hier und da früher als diese, entwickelt hätten. Aus den zahlreichen Berührungen mit Fremden, wozu der dreißigjährige und die nachfolgenden Kriege Veranlassung gegeben, hatten selber die gemeinen Kriegsleute mancherlei neue, ihnen früher unbekannte Ideen mit zurückgebracht**). Wir haben Spuren, daß die Schriften des französischen Freidenkers Bodin, insbesondere sein „Heptaplomeres oder Gespräch über den Werth der verschiedenen Religionen“, durch die französischen Kriegsschaaren nach Deutschland gebracht und hier begierig gelesen wurden. Die Mischungen und Begegnungen von Leuten aller Religionen waren ohnehin geeignet, der Gleichgültigkeit gegen äußere Glaubensunterschiede Vorschub zu leisten, und es hing dann nur von einem zufälligen Einflusse ab, ob sich eine solche Gleichgültigkeit mehr schwärmerisch-mystisch, oder mehr nüchtern-freidenkerisch äußern sollte. Von Polen her waren

*) „Glaubensbekenntniß“, S. 47.

**) Bernd, a. a. O. S. 7, führt als einen Grund der freidenkerischen und toleranten Ansichten seines Vaters an: „Das machte, der Vater hatte von Jugend auf, im dreißigjährigen Kriege und anderwärts, unter den Leuten gedient“.

socinianistische Ideen schon längst in das östliche Deutschland und, in Folge der Aufnahme, welche diese Secte unter Carl Ludwig in der Pfalz gefunden hatte, wahrscheinlich auch in das westliche eingedrungen. Die leichtfertigen Ansichten über Religion, welche ein großer Theil des deutschen Adels von seinen Reisen nach Frankreich und Italien mitbrachte, mochten sich im täglichen Umgange auch ihrer Dienerschaft und ihren sonstigen Umgebungen mittheilen, und so geschah es, daß die höchsten und die niedrigsten Schichten der Gesellschaft vielfach von den freigeisterischen Ideen des Auslandes angesteckt erschienen, während der Gelehrten- und der Bürgerstand noch theils an dem hergebrachten Glauben festhielten, theils allerhand Mittelwege suchten, um diesen Glauben mit dem erwachten Bedürfniß freieren Denkens in Einklang zu setzen. Nicht ohne Verwunderung lesen wir in der Selbstbiographie eines Augenzeugen der damaligen Zeit, daß einfache Bürger, Kohlgärtner in Breslau, einem vollkommenen „Indifferentismus" in Religionssachen huldigten, daß derartige Ansichten damals „unter dem gemeinen Volke fast häufiger waren, als unter den Gelehrten", daß an öffentlichen Orten „von allerhand Leuten, auch wol Freigeistern, über religiöse Dinge raisonnirt ward", und daß „unter hundert Bürgern vielleicht nicht einer war, der anders dachte" *).

Ebenso im Mittelstande.

Inzwischen waren ähnliche Ansichten, nur in mehr wissenschaftlicher Form, doch auch schon in die gelehrten und gebildeten Kreise des Mittelstandes eingedrungen und machten hier nicht weniger rasche Fortschritte. Die Schriften der englischen Freidenker, die Schriften Bayle's, Spinoza's und Andrer wurden — theils in deutschen, noch öfters in französischen Ausgaben, oder in Auszügen, welche die kritischen Blätter gaben — mit Begierde gelesen. Die Widerlegungen selbst, durch welche rechtgläubige Theologen und Philosophen den Einfluß dieser Schriften zu entkräften gedachten, trugen nur zur Vermehrung dieses Einflusses bei, indem sie die öffentliche Aufmerksamkeit auf manche, bis dahin vielleicht noch wenig gekannte, ausländische Preßerzeugnisse hinlenkten **). Die Nachahmungssucht und Unselbständigkeit, die wir schon zu wiederholten malen an dem deutschen Geistesleben jener Zeit zu rügen Veranlassung hatten, forderte auch hier ihr Recht, und so voll-

*) Bernd a. a. O.

**) Tholuck, „Vermischte Schriften", 2. Bd. 1. Abth. S. 24.

zog sich im Laufe weniger Jahrzehnte in den Ansichten der deutschen Mittelklassen eine Umwandlung, welche selbst solche überraschte, die am aufmerksamsten der Bewegung der religiösen Ideen gefolgt waren. E. V. Löscher, einer der Hauptwortführer der Orthodoxie an der Schwelle des 18. Jahrhunderts, eröffnet seine Zeitschrift, die „Unschuldigen Nachrichten", im Jahre 1701 mit der Klage, daß, „während man noch vor zwanzig Jahren in Deutschland von solcher schändlichen Licenz wenig oder nichts gewußt, nur mit Erstaunen gehört, was für Unheil das ungemessene Bücherschreiben durch die vielen atheistischen und fanatischen Schriften in dem allzu freien Holland anrichte, und nur mit Grausen die Namen eines Spinoza, Acosta, Beverland, Hobbes u. a. vernommen habe, nunmehr es so weit gekommen sei, daß das holländische Samaria gegen das evangelisch-deutsche Jerusalem fromm erscheine — so groß sei die täglich mehr und mehr einreißende Frechheit der Ungläubigen, da fast alles mit libertinischen Schriften angefüllt sei und dem Indifferentismus öffentlich das Wort geredet werde!" Derartige Bücher hätten Leser und Liebhaber in Menge, während die gründlichsten Widerlegungen derselben keine Verleger fänden oder ungelesen blieben*). Löscher fand daher auch für nöthig, eine besondre Rubrik in jedem Hefte seiner „Nachrichten" dem operi antiatheo und eine zweite dem operi antifanatico, d. h. der Bekämpfung atheistischer und fanatischer Schriften zu widmen. Und diesen Rubriken fehlte es ebensowenig an Stoff, als dem Catalogus librorum atheisticorum, welchen Thomasius in seinen Observationes selectae vom Jahre 1700 an herausgab und welcher neben französischen und englischen Schriften dieser Gattung auch schon deutsche in immer wachsender Zahl aufwies**).

*) A. a. O. Vorrede, S. 3.

**) So findet sich bei Löscher neben andern Schriften ähnlicher Richtung in dem Jahrgange 1707, S. 159 eine solche unter dem Titel Concordia rationis et fidei besprochen (angeblich von einem preußischen Geheimen Secretär Stosch), worin schlechthin die Existenz einer geistigen Welt verworfen, die Seele für gleichbedeutend mit dem Gehirn ausgegeben wird u. s. w. Thomasius in seinen „Jur. Händeln" (1. Bd. S. 233) berichtet von einem gewesenen fürstlichen Minister, der wegen einer Schrift: De deo, mundo et homine, bei der Facultät zu Halle als Gottesleugner in Untersuchung kam und zu seiner Rechtfertigung u. a. anführte: es würden ja in allen Buchläden socinianistische, alte heidnische und neue libertinische Bücher ausgestellt und verkauft. Spener, als er noch in Frankfurt war (1669), fand sich gedrungen, gegen einen schwedischen Baron Skytte wegen irreligiöser Aeußerungen, die

Auftreten Chr. Wolf's.

So war der Geist der Zeit beschaffen, in welcher ein neues System der Philosophie, das Wolfsche, auf die Bühne trat*).

Dessen Bildungsgang und Strebeziel.

In Wolf's Bildungsgeschichte, soweit dieselbe offenkundig vor uns liegt, ist nichts, was auch nur entfernt an die inneren Kämpfe und Geistesstürme erinnerte, durch welche wir einen Leibnitz und einen Thomasius zur Klarheit über die ihnen beschiedene Lebensaufgabe hindurchdringen sahen**). Aber es ist nicht die Sicherheit eines großen, einfachen reformatorischen Gedankens, etwa wie bei Spener, was ihm diese Kämpfe erspart. Wolf's Streben zeigt sich schon früh mit zweifelloser Entschiedenheit von dem Bewußtsein geleitet, daß dem Fortschritte der Bildung und dem allgemeinen Wohle der Menschheit nicht so sehr an der Auffindung neuer Ideen, als vielmehr daran gelegen sei, daß die Masse der vorhandenen in ein wohlgeordnetes, übersichtliches System gebracht, dadurch zugleich fester begründet und für weitere Kreise verständlich gemacht werde.

---

dieser bei einem von ihm gegebenen Gastmahl in Gegenwart eines Geistlichen gethan, Namens des geistlichen Ministeriums beim Frankfurter Senate Anzeige zu machen. (Tholuck, a. a. O. 2. Abth. S. 56.)

*) Für das Folgende wurden, außer den eignen Werken Wolf's, hauptsächlich nachstehende Schriften benutzt: „Histor. Lobschrift des rc. Herrn Chr. Frh. v. Wolf" (von Gottsched), 1755; Büsching, „Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen", 1. Thl.; Ludovici, „Ausführl. Entwurf einer Historie der W.'schen Philosophie" (3 Bde.), und dessen „Sammlung und Auszüge sämmtlicher Streitschriften wegen der W.'schen Philosophie" (2 Bde.); noch zwei andere Bände Streitschriften in derselben Sache; Bullmann, „Denkwürdige Zeitperioden der Universität Halle"; Förster, „Uebersicht der Geschichte der Univ. Halle in ihrem 1. Jahrhundert"; „Chr. Wolf's eigne Lebensbeschreibung, herausg. mit einer Abhandlung über Wolf von H. Wuttke"; der handschriftliche Briefwechsel zwischen W. und dem Grafen v. Manteuffel aus den Jahren 1736 bis 1748 (auf der Leipziger Univ.-Bibl. Nr. 1274), 3 Bde.; Tittmann, „Pragmat. Gesch. der Theologie und Religion in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts"; Tholuck, „Verm. Schriften", 2. Thl.; Br. Bauer, „Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung Deutschlands im 18. Jahrhundert", 1. Thl.; endlich die Schriften über Geschichte der neuern Philosophie von Buhle, Reinhold, Hegel, Kuno Fischer.

**) Auch von Wolf existirt, wie von L. und von Th., eine Schilderung seiner eignen Bildungsgeschichte (die von uns oben citirte „Eigne Lebensbeschreibung W.'s, herausgegeben v. Wuttke"). Aber wie verschieden ist diese Selbstbiographie von denen jener beiden Männer, wie nüchtern und trocken, wie bar jedes Elementes der inneren Gährung!

Charakter und Einfluß der Wolf'schen Philosophie, erklärt aus dem Wesen der deutschen Bildung.

Die Zeit, welche dem Auftreten Wolf's voranging, hatte in allen Fächern des Wissens und auf allen Gebieten des Lebens einen reichen Schatz neuer Erkenntnisse, Beobachtungen und Ansichten angehäuft. Aber dieser Reichthum lag noch meist ungeordnet durcheinander. Die beiden bedeutendsten Vorgänger Wolf's auf philosophischem Gebiete, Leibnitz und Thomasius, hatten genug zu thun gehabt, um nur die obersten Grundsätze des Denkens und Erkennens festzustellen, waren daher bis zu einer planmäßigen Durcharbeitung des Einzelnen nicht gekommen. Die englischen, französischen, holländischen Denker, denen man zum größeren Theile die neuen philosophischen Wahrheiten verdankte, hatten noch weniger Veranlassung gehabt, dieselben in ein System zusammenzufassen, weil in den Ländern, für die sie schrieben, das höher entwickelte Gemeinbewußtsein der Bevölkerungen und die ganze Praxis des Lebens die sofortige Verwerthung und die wirksame Ausbreitung der von der Speculation erzeugten Ideen übernahm.

Die Bedürfnisse des deutschen Geistes, wie er sich nun einmal entwickelt hatte, waren in dieser Hinsicht wesentlich andere. Er mußte, um sich des sichern Besitzes und der förderlichen Wirkungen philosophischer Ideen zu erfreuen, diese Ideen in regelrechter Form vor sich haben. Die tiefsten Wahrheiten, wenn sie nicht in einer solchen regelrechten Form auftraten, wurden hier mit Mißtrauen betrachtet, und auch das Trivialste erschien ehrwürdig, sobald es sich nur in das zunftmäßige Gewand gelehrter Systematik kleidete.

Leibnitz hatte weder populär noch systematisch geschrieben — dafür beschränkte sich die Wirksamkeit seiner Philosophie auf eine kleine geistige Aristokratie. Thomasius hatte zwar populär, aber nicht systematisch geschrieben — und gewiß war sein Einfluß, so weit es sich um das bloße Anregen handelte, nicht gering; allein den Zweck, den er am meisten im Auge hatte, seine Landsleute an jene leichtere, unmittelbarer dem Leben zugekehrte Art des Denkens zu gewöhnen, in welcher Engländer und Franzosen schon damals so Großes leisteten, hatte er nur theilweise erreicht. Die deutschen Mittelklassen waren zu einer solchen freieren geistigen Bewegung noch nicht reif. Der Pedantismus des abgezogenen Gelehrtenthums war zu tief in Fleisch und Blut der Nation eingedrungen, als daß er so rasch wieder zu verschwinden vermocht hätte. Wenn man sich auch den Ideen der neuen Zeit nicht gänzlich

verschloß, so konnte man doch viel schwerer sich der angewöhnten und überlieferten Formen entschlagen. Wenn man schon den Muth hatte, mit der überlebten Weisheit der alten Scholastik zu brechen, so hielt man es doch für anständig, sich auch ferner wenigstens äußerlich mit dem philosophischen Bart und Mantel zu drapiren. Man war wol geneigt, dem Dogmatismus der herrschenden Philosophie und Theologie abzusagen, aber man verlangte wieder nach einem neuen Dogmatismus, d. h. nach einem fertigen, in sich abgeschlossenen Systeme von Wahrheiten, in welchem jedes an seinem bestimmten Platze zu beliebigem Gebrauche bereit stände, um daraus nach Bedarf mit größter Bequemlichkeit und Sicherheit entnommen zu werden. Man hätte sich, als „gründlicher Deutscher", geschämt, keine andere Philosophie zu besitzen, als, wie der Engländer, eine bloße Wissenschaft der Erfahrung, oder, wie der Franzose, ein bloßes geistreiches Raisonnement über die höchsten Interessen des Menschen.

Chr. Wolf war ganz der Mann dazu, um dieses eigenthümliche Bedürfniß des deutschen Geistes ebensowol zu befriedigen, als auszubeuten. Er besaß die bewundernswerthe Beharrlichkeit, den ganzen Umkreis menschlichen Wissens und Handelns, mit dem Zollstabe seiner Definitionen und Demonstrationen in der Hand, auszuschreiten, abzumessen und einzutheilen. Er besaß, was mehr war, eine merkwürdige Unbefangenheit und Naivetät in der Art und Weise, wie er triviale Wahrheiten in tiefsinnig scheinende Formeln zu kleiden und die einfachsten Erfahrungssätze unter der gleißenden Hülle mathematischer Beweise als wichtige Errungenschaften der Speculation feilzubieten verstand*). Er

*) Als eines von vielen Beispielen greifen wir aus Wolf's Oeconomica, methodo scientifica pertractata, folgenden Beweis (Pars I, § 178) für den Satz heraus: „Wohlerzogene Kinder bereiten ihren Aeltern Freude, schlechterzogene Schmerz".

§ 178.

Liberi recte educati parentes gaudio oblectant, male educati contristant. Quodsi enim liberi recte educati fuerint, non modo diligentiam adhibent, ut sibimet prospiciant honeste de iis, quibus ad vitam conservandam et commode ac jucunde, quantum datur, degendam indigent, verum etiam actiones suas juxta legem naturae determinant (§ 255. part. 7. Jur. nat.), ideoque virtute praestant (§ 321. part. I. Phil. pract. univ.), utiles et sibi, et aliis, et Reip. (not. § 176), cumque officia parentibus debita in se desiderari minime patiantur, utpote omnes actiones ad legem naturae componentes

konnte mit der ernsthaftesten Miene von der Welt in langen wissenschaftlichen Ausführungen Sätze erhärten, an denen schwerlich irgend jemand zu zweifeln gewagt hätte, weil sie alltägliche, allgemein anerkannte Wahrheiten enthielten, und er konnte ein anderes mal mit derselben unerschütterlichen Gelassenheit unter der kunstgerechten Form scheinbar unantastbarer Schlußfolgerungen Behauptungen einschmuggeln, gegen die eine unbefangene Kritik sehr ernstliche Einwendungen zu machen hatte.

Aber gerade dies war es, was dem damaligen Bildungsstande der deutschen Mittelklassen entsprach. Man glaubte, auch das Schwerste verstanden zu haben, wenn man nur die philosophische Formel dafür auswendig wußte; man beruhigte sich auch bei den gewagtesten Sätzen, sobald dieselben nur mit der sichern Miene wissenschaftlicher Unfehlbarkeit vorgetragen wurden, und man war im höchsten Grade mit sich zufrieden, daß man — dank dieser Philosophie! — über alle möglichen Dinge im Himmel und auf Erden so freisinnig und doch so gelehrt, so aufgeklärt und doch so schulgerecht, so vernunftgemäß und doch so dogmatisch-zuversichtlich disputiren konnte.

(§ 255. part. 7. Jur. nat.), quae officia ista praescribit (§ 225. part. I. Phil. pract. univ.), in omnibus suis actionibus parentibus placere student (§ 745. part. 7. Jur. nat.) et eos in honore habent (§ 752. part. 7. Jur. nat.), ad quemcunque statum pervenerint, cum haec ipsorum officia ob immutabilitatem legis naturae (§ 142. part. 1. Phil. pract. univ.), nec educationis saltem causa requisita sint perpetua (§ 804, 805. part. 7. Jur. nat.). Quando parentes agnoscunt, hos esse fructus educationis suae, acquiescentia in se ipso oritur (§ 751. Psych. empir.), affectus jucundissimus (§ 753. Psych. empir.), dulcissima voluptate animum opplens (§ 608. Psych. empir.). Et, quoniam parentes liberos recte educantes virtutem amant (§ 175), ex virtute quoque liberorum voluptatem percipiunt (§ 654. Psych. empir.), cumque liberos ament (§ 715. part. 7. Jur. nat.), et amor hic inflammetur, dum hi ipsis placere student per demonstrata (§ 645. Psych. empir.), de felicitate eorundem gaudent (§ 635. Psych. empir.). Quoniam denique votis ipsorum respondet, si liberi fiant fortunati (§ 732. part 7. Jur. nat.), quando iidem digna virtute sua bona fortunae consequuntur, voti sui compotes facti gaudent. Patet itaque, liberos recte educatos gaudio oblectare parentes. Quod erat unum — u. s. w. — Matth. Claudius hat in seinem „Wandsbecker Boten" diese pedantisch-triviale Art von Beweisführung persiflirt durch Aufstellung folgenden Schlusses: „Ein Student ist kein Rhinoceros; denn ein Rhinoceros ist ein Thier mit einem Horne auf der Nase; nun hat aber ein Student kein Horn auf der Nase; folglich ist er kein Rhinoceros. Was zu beweisen war".

Die Erfolge der Wolfschen Philosophie standen vollkommen im Einklang mit dieser Wahlverwandtschaft derselben zu dem damaligen Bildungsdurchschnitt der deutschen Nation. Weder Leibnitz noch Thomasius hatten es dahin gebracht, eine eigentliche Schule zu bilden — Wolf sah sich alsbald von einer solchen, und zwar in weitester Ausdehnung, umgeben. Nicht blos hörte man auf akademischen Kathedern, philosophischen und theologischen, ja auch juristischen und medicinischen, die Resultate der Wolfschen Philosophie oder doch ihre Methode verkündigen; nicht blos verdrängte dieselbe mit ihren strengen, freilich oft auch trivialen Begriffsentwickelungen und ihrem Streben nach logischer Klarheit*) von vielen Kanzeln die, bisweilen etwas schwebelnde, erbauliche Predigtweise der Pietisten; nicht blos erlebten die Schriften Wolf's zahlreiche Auflagen und wurden von einer Schaar begeisterter Anhänger mit kühner Zuversicht den Schriften Locke's vorgezogen**) — auch in solche Kreise, wo man sich bisher wenig oder nicht mit Philosophie abgegeben hatte, drang diese Lehre ein. Besondere Gesellschaften entstanden zum Zwecke der „Ausbreitung der Wahrheit" nach Wolfschen Grundsätzen. Hof- und Staatsbeamte von hohem Range, Aerzte, Geistliche, Rechtsgelehrte, Professoren an Gymnasien, Buchhändler u. a. vereinigten sich zum gemeinsamen Bekenntniß dieser Philosophie und gaben sich gegenseitig das Wort, „nichts für wahr zu halten ohne zureichenden Grund" und „sich aller anzunehmen, welche die Wahrheit suchen und verbreiten"***). Nicht blos fürstliche Damen

*) Als ein Beispiel hiervon wird angeführt, daß ein Geistlicher, der über Christi Bergpredigt sprach, damit begonnen habe, zu definiren: „Ein Berg ist eine Erhöhung", „Volk ist eine Menge von Menschen" u. s. w.

**) Gottsched a. a. O.

***) In Berlin entstand 1736 die Gesellschaft der „Alethophilen" oder Freunde der Wahrheit unter dem Protectorat des ehemaligen Ministers Grafen von Manteuffel, welcher überhaupt ein großer Verehrer der Wolfschen Philosophie (hauptsächlich jedoch, wie es scheint, von ihrer negativen, freidenkerischen Seite) war und förmlich Propaganda für sie machte. (Vgl. den Briefwechsel M.'s mit verschiedenen Gelehrten, — Handschrift 1274° auf der Leipziger Univ.-Bibl. — Bl. 100.) Diese Gesellschaft ließ eine Medaille prägen mit dem Bildniß der Minerva, auf deren Helm unter einem Lorbeerkranz die Porträts von Leibnitz und Wolf als Janus biceps sich befanden, darum die Inschrift: Sapere aude! Töchtergesellschaften bildeten sich zu Weißenfels (1740), in der Niederlausitz u. s. w. („Wolf's Eigne Lebensbeschreibung" von Wuttke, S. 51, 97; Büsching, a. a. O. 1. Bd. S. 125; Danzel, „Gottsched", S. 37.)

und ihre Umgebungen suchten einen Ruhm darin, wie früher mit Leibnitz, so jetzt mit Wolf zu philosophiren*), sondern es ward als das Kennzeichen einer gebildeten Frau angesehen, daß sie von dem „Lichte der Vernunft" und dem „Streben nach Vollkommenheit" etwas zu sagen wisse, und einer der Anhänger Wolf's, Formey, erkannte es als eine zeitgemäße Speculation, die schwerfälligen geometrischen Beweisführungen des Meisters in die leichte französische Gesprächsform aufzulösen, um sie auch dem schönen Geschlechte genießbar zu machen**). Die von Wolf eingeführte Methode des streng regelrechten Erklärens, Beweisens und Eintheilens ward auf alle mögliche Wissenschaften angewendet***), und selbst im gewöhnlichen Lebensverkehr und in der geselligen Unterhaltung spielten die mathematischen Definitionen und Demonstrationen eine ebenso oft ins Lächerliche, als ins Langweilige fallende Rolle†).

Wolf selbst hatte das volle und zweifellose Bewußtsein seines Berufs als Lehrer und wissenschaftlicher Reformator nicht blos Deutschlands, sondern des ganzen Menschengeschlechts, und seine Schüler thaten es ihm, wie das zu geschehen pflegt, an Selbstüberhebung und Vergötterung der neuen Lehre noch zuvor††).

*) Büsching, a. a. O. 1. Bd. S. 28; „Briefwechsel zwischen W. und M.", 3. Bd. Bl. 282.

**) Die Schrift hieß: La belle Wolfienne und erschien 1740. Wolf selbst versuchte sich einmal, auf des Grafen Manteuffel Rath, in einer Darstellung seiner Philosophie für Frauen, kam aber damit nicht zu Stande. Es ist komisch, zu sehen, wie er sich dabei anstellt.

***) „Wolf's Eigne Lebensbeschreibung" von Wuttke, S. 99.

†) Eine Satire auf dieses Modetreiben enthält das damals erschienene Schriftchen: „Der nach mathematischer Methode, als der allerbesten, neuesten und natürlichsten, getreulich unterrichtete Schustergeselle", von Chr. Hecht, mit dem Motto: Nihil zine rattione zuffiziente.

††) Wolf selbst erwähnt in seiner „Lebensbeschreibung" (S. 72) mit großer Befriedigung: von einem Mr. de Gua de Malves sei er le premier maître de l'Europe, von einem andern Franzosen le professeur du genre humain genannt worden und er sagt in seinem Antrittsprogramm bei seiner Rückkehr nach Halle (1740): er werde sich vorzugsweise der Fortsetzung seiner Schriften widmen, „um, als professor universi generis humani, desto größeren Nutzen zu stiften" (Ebenda, S. 76). Von seinen Schülern bemerkt ein Gutachten der philosophischen Facultät zu Tübingen (Ludovici, „Sammlung", 1. Bd. S. 168), daß sie sich ihres Wissens überhöben, von Exegese u. s. w. nichts mehr wissen wollten, Wolf's „Metaphysik" für das beste Buch nach der Bibel erklärten u. dgl. m.

Stellung der Wolfschen Philosophie zur Religion.

Darüber, wie diese Wolffsche Lehre zu den hergebrachten religiösen Vorstellungen sich verhalte, waren die Ansichten sehr getheilt. Wolf selbst behauptete sein ganzes Leben lang, daß er nichts weniger als ein Gegner, vielmehr ein Vertheidiger des positiven Glaubens sei. Die Schrift, womit er sich in Leipzig 1703 habilitirte, „Die praktische Philosophie, nach mathematischer Methode erwiesen", lief in einen Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes aus. In einem Aufsatze vom Jahre 1707 in den Actis Eruditorum bekannte er sich ausdrücklich zu der Lehre von der „Unzureichendheit der menschlichen Vernunft" und der „Nothwendigkeit einer Offenbarung"*). Mit Genugthuung berichtet er, daß „vornehme Theologen" seine „Moral"**) den Predigern empfohlen und daß „Gottesgelehrte aller drei Religionen des heil. römischen Reichs" erklärt hätten: „dieses Buch trage zur gründlichen Erkenntniß der Gottesgelahrtheit bei und setze Einen in den Stand, vor allen Einwürfen derer, die sich am Verstande stark zu sein dünken, sich zu vertheidigen"***). Seine „Natürliche Gottesgelahrtheit"†) enthält einen ganzen ausführlichen Abschnitt, „worin", wie es in der Ueberschrift heißt, „die Gründe der Gottesverleugnung, Deisterei, Fatalisterei, Spinozisterei und andere schädliche Irrthümer über den Haufen gestoßen werden", und in der Vorrede zu diesem Werke wird es als „kein geringer Nutzen der natürlichen Gottesgelahrtheit" gepriesen, daß sie „eine Anleitung zur geoffenbarten gebe und zu deren Vertheidigung diene", ja es wird behauptet, „diese Art zu philosophiren sei eine wichtige Hülfe bei der Auslegung der heiligen Schrift, und die natürliche Gottesgelahrtheit, indem sie

*) In einer Recension des englischen Buches: Discourse on the necessity and usefulness of the revelation, by Witty, — (Acta Erudit., Jahrg. 1707, pag. 358). „Durch die Vernunft allein", sagt er daselbst, „erkennen wir die Unzureichendheit unsrer Kräfte zu der Richtung auf Gottes Absicht und auf die Zwecke der menschlichen Natur. Der Beschluß Gottes für Herstellung der Menschheit durch Christum ist aber nicht gleichermaßen durch die Vernunft erkennbar. Daraus fließt unmittelbar die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung im Alten und Neuen Bunde."

**) 1720 erschienen.

***) „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der menschlichen Seele", 1720, Vorrede.

†) Zuerst lateinisch erschienen unter dem Titel: Theol. naturalis, 1736, dann ins Deutsche übersetzt 1741.

zeige, wie man dadurch, daß man Gott diene, zur Glückseligkeit gelange, führe von selbst dahin, die Unzulänglichkeit der natürlichen Religion und die Vortrefflichkeit der geoffenbarten besser zu erkennen", — „welches", fügt Wolf hinzu, „ich von Herzen wünsche". Auch in seinen Briefen*) beklagt er es wiederholt, „daß in Deutschland wie anderwärts Freidenkerei, Atheismus, Skepticismus und Materialismus so sehr überhandnehme", und drückt seine Freude aus, „daß seine Philosophie als ein wirksames Schutzmittel dagegen erkannt und gebraucht werde, und zwar selbst in katholischen Ländern und von katholischen Theologen". In der That hatten sich die Grundsätze und mehr noch vielleicht die Methode Wolf's des Beifalls sogar von Mitgliedern jenes Ordens zu erfreuen, welcher die Bewahrung der reinen katholischen Lehre gewissermaßen als sein Privilegium betrachtete. Jesuiten waren es, welche dieser Philosophie den Weg in die Schulen und auf die Universitäten Baierns bahnten und welchen, wie man sagt, Wolf selbst seine Erhebung in den Reichsfreiherrnstand verdankte, die ihm durch den Kurfürsten Maximilian Joseph, als Vicar des Reiches, zu Theil ward**).

Wolf und die Pietisten zu Halle.

Dies Alles schützte ihn jedoch nicht vor der Verketzerungssucht der Theologen seiner eignen, der lutherischen, Kirche, und keine geringere Anklage, als die des Atheismus (oder, was

*) „Briefwechsel mit Manteuffel", 1. Bd. S. 92, 2. Bd. S. 401, 3. Bd. S. 69.

**) Tholuck a. a. O.; Büsching, „Lebensbeschreibungen", 1. Bd. S. 29; „Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 26; Bauer, „Geschichte der Aufklärung", 1. Bd. S. 252. Bauer nennt als Wolf's speciellen Gönner den Jesuiten Ickstedt, Wuttke den Jesuiten Stadler. Den Grund dieser auffallenden Sympathie der Jesuiten für die W.'sche Philosophie hat man wol mit Recht in der Eigenthümlichkeit seiner Methode gefunden, deren Formalismus, recht gehandhabt, sich ebensowol zur Vertheidigung katholischer, als irgend welcher andern Dogmen, überhaupt zum Disputiren trefflich brauchen ließ. Wolf selbst war, wie es heißt, auf diese mathematische Methode (die mit der alten scholastischen, auch von katholischen Theologen s. Z. vielgebrauchten und in den Jesuitencollegien noch fortwährend gehandhabten große Aehnlichkeit hatte) zuerst dadurch gekommen, daß in Breslau die protestantischen Studenten mit den katholischen und insbesondere mit den Jesuitenschülern häufig über religiöse Materien disputirten, wobei er der Vortheile inne ward, welche die Kunst regelrechter Beweisführungen und Erklärungen den Disputirenden gewährt. („W.'s Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 4, 118, 121.)

in der damaligen Zeit dasselbe bedeutete, des Spinozismus und Fatalismus) war es, unter deren Gewicht er Halle, wo er von 1707 bis 1723 gelehrt hatte, und die gesammten preußischen Staaten verlassen mußte.

Eine eigenthümliche Schickung wollte es, daß gerade die Universität, welche als ein Asyl für die Freiheit religiöser Ueberzeugungen gegründet worden war, der Ausgangspunkt einer der gehässigsten Verfolgungen gegen eben diese Freiheit werden sollte, und daß die Urheber dieser Verfolgung dieselben Pietisten waren, welche einst dort vor einem ähnlichen Schicksal Schutz gefunden hatten.

Charakter des Halleschen Pietismus. Das Francke'sche Waisenhaus und die Verbindung religiöser und realistischer Elemente in demselben.

Der Pietismus hatte, seit er in Halle eine nicht blos gesicherte, sondern legitime und fast bevorrechtete Stellung gefunden, zwar auf dem praktischen Gebiete eine vielfach fruchtbare Wirksamkeit entfaltet, dagegen jenen freien und duldsamen Geist, welcher ihm in seiner frühern Periode eigen gewesen war, nach und nach gänzlich eingebüßt. Es widerfuhr ihm, was den meisten religiösen Secten zu widerfahren pflegt, sobald sie aus verfolgten begünstigte werden: er ward verfolgungssüchtig gegen Andere, wie es Andere früher gegen ihn gewesen, und er schloß sich in einem engen Kreise religiöser Vorstellungen ab, während er bei seinem Auftreten seine Aufgabe und seine Erfolge gerade in dem Durchbrechen solcher Schranken gefunden hatte.

In dem Waisenhause zu Halle, dieser im Uebrigen bewundernswerthen Schöpfung Francke's, die neben einem vollständig gegliederten Organismus der Erziehung (von der Armenschule an durch die Bürgerschule und die lateinische Schule hindurch bis zu der Lehranstalt für die vornehmere Jugend) auch Einrichtungen für die Bildung künftiger Geistlicher, Einrichtungen für die Auslegung der Heiligen Schriften und wieder andere für deren Verbreitung unter den unbemittelten Klassen, endlich Einrichtungen für die Beförderung der christlichen Mission enthielt, — doppelt bewunderswerth, weil sie ihre Entstehung und Erhaltung lediglich dem Glaubenseifer und der Energie ihres Gründers und der ihm entgegenkommenden Freigebigkeit seiner zahlreichen Anhänger verdankte*) — in dieser so vielfach wohlthätig wirkenden

*) 1694 begann Francke die Unterweisung armer Kinder in seiner Wohnung; 1698 legte er den Grundstein zum Waisenhause, das er aus dem Ertrag frommer Gaben erbaute. Damals hatte er schon 100 Waisenkinder in Pflege und Unterricht. 1707 umfaßte die Anstalt in ihren verschiedenen Schulen 1092 Zöglinge mit 85

Anstalt entwickelte sich leider je länger je mehr ein Geist weichlicher, kopfhängerischer, bisweilen sogar scheinheiliger Andächtelei, ein Geist, welchen Spener schwerlich gutgeheißen hätte, gegen welchen Thomasius mit aller Heftigkeit eiferte, dessen bedenkliche Nachwirkungen wir in der unter solchen Einflüssen aufgewachsenen Generation von Theologen wiederfinden.

Eigenthümlich contrastirte mit dieser strengen Abkehr vom Irdischen und dieser schwärmerischen Vertiefung in die Mysterien einer übersinnlichen Welt, wie sie das Waisenhaus mit Hülfe einer fast klösterlichen Zucht, häufiger Betstunden und sonstiger Andachtsübungen hervorzubringen suchte, der realistische Zug des im Uebrigen dort gehandhabten Unterrichtssystems. Derselbe G. A. Francke, welcher bei seinem Streite mit Wolf erklärte, „er könne keinen jungen Mann, der den Euklid studirt, zu einem wahren Christen machen“ *), hatte gleichwol in den Schulplan seines Waisenhauses nicht blos jene von ihm der Unchristlichkeit geziehene Mathematik, sondern auch die noch viel entschiedener dem Irdischen und Sinnlichen zugekehrten Beobachtungswissenschaften: Anatomie, Botanik, Physik u. s. w. aufgenommen **). Unter seiner

---

Lehrern. Seit 1707 war damit auch ein Lehrerseminar verbunden. 1713 ward vom Freih. v. Canstein im Anschluß an das Waisenhaus eine „Bibelanstalt“ begründet, aus welcher bis zum Jahre 1795 hervorgingen: 1,659,883 Bibeln, 883,890 Neue Testamente, 16,000 Psalmen, 47,500 Exemplare des Buches Sirach. Endlich entstand auch die sog. „Indische Mission“, welche Missionäre erzog, zuerst für Trankebar, später nach Madras, Calcutta u. s. w. (Vgl. Raumer, „Gesch. der Pädagogik“, 2. Bd. S. 140; H. A. Francke's Lebensbeschreibung in: Henning, „Deutscher Ehrentempel“, 9. Bd. S. 52, endlich die besondere periodische Veröffentlichung: „Francke's Stiftungen“.)

*) Büsching, a. a. O. S. 10.

**) Der Lehrplan für das Pädagogium ward 1706 so angegeben: „Nebst dem Grunde des wahren Christenthums werden sie unterrichtet in der lateinischen, griechischen, hebräischen und französischen Sprache, wie auch einen guten deutschen Aufsatz zu machen, anbei eine feine Hand zu schreiben, desgleichen in der Arithmetica, Geographia, Chronologia, Historia, Geometria, Astronomia, Musica, Botanica und Anatomia, nebst den vornehmsten Fundamenten der Medicin, — und über dieses finden sie in den Freistunden Gelegenheit zum Drechseln, Glasschleifen, Malen, Reißen u. s. w.“. Es gehörte zum Pädagogium ein botanischer Garten, ein Naturaliencabinet, ein physikalischer Apparat, ein chemisches Laboratorium, Einrichtungen zu anatomischen Sectionen, Drechselbänke, Mühlen zum Glasschleifen u. s. w. In der lateinischen Schule ward außer dem Religionsunterricht Lesen, Schreiben, Rechnen, Latein, Griechisch, Hebräisch, Mathematik, Geschichte, Geographie, Physik,

Mithülfe machte Chr. Semler, von Thomasius aufgemuntert, die ersten praktischen Versuche mit einer Unterrichtsmethode, welche den Realismus und das Princip praktischer Nützlichkeit weiter trieb, als selbst heutzutage beinahe irgendwo geschieht. Aus seinen Anstalten gingen die Begründer der ersten wirklichen Realschule in Deutschland (gestiftet zu Berlin 1736), J. J. Hecker und J. F. Silberschlag, hervor*).

Ob Francke bei dieser Duldung und Begünstigung realistischer Elemente in seiner Anstalt nur einem unwiderstehlichen Zuge seines Zeitalters und einem Antriebe berechnender Klugheit folgte (wie seine orthodoxen Gegner ihm schuldgaben), ob der bürgerliche Charakter des Spenerschen Pietismus, welcher die Mittelklassen und ihre Bedürfnisse vorzugsweise ins Auge faßte, in den pädagogischen Anstalten Francke's nachwirkte und ihnen die Richtung auf das Praktische gab gegenüber der bisherigen, eigentlich nur auf die Bildung von Gelehrten abzielenden Unterrichtsweise, oder ob es geschah, weil Francke jene unbefangene, ihrer selbst sichere Frömmigkeit besaß, welche die Versenkung in irdische, sogar in sehr materielle Beschäftigungen nicht scheut, weil sie gewiß ist, dadurch von ihrem Drange nach dem Himmlischen nicht abgelenkt zu werden (eine Erscheinung, die wir auch bei den Herrnhutern und Puritanern antreffen) — jedenfalls ist es bedeutsam, zu sehen, wie hier zwei Richtungen friedlich und harmlos nebeneinander hergehen, welche als ihrem innersten Wesen nach feindselig und unverträglich zu betrachten, eine spätere Strenggläubigkeit sich je länger je mehr gewöhnt hat**).

Botanik, Anatomie, Malen und Musik gelehrt; später kamen auch Logik und Oratoria (Rhetorik) hinzu; dagegen fehlte hier das Französische. Die sog. deutsche Bürgerschule (für die Nichtstudirenden und Aermeren) umfaßte Religionsunterricht, Lesen, Schreiben, Rechnen, Naturkunde, Geschichte, Geographie u. s. w. Auch wurden die Mädchen in weiblichen Arbeiten unterwiesen, und die Waisenknaben lernten ebenfalls Stricken. („Francke's Stiftungen", 2. Bd. S. 14; Raumer, a. a. O. 2. Bd. S. 152 ff., 160 ff.)

*) Raumer a. a. O.; Körner, „Gesch. der Pädagogik", S. 170 ff.

**) Sonderbarer Weise finden wir weder bei den Biographen Francke's, noch in den Schriften, welche sich über seine Anstalten verbreiten, auch nur den Versuch einer Erklärung der oben bezeichneten Erscheinung. Und doch wäre eine solche Erklärung (zumal wenn man sich dabei auf eigne Aeußerungen Francke's stützen könnte) höchst wichtig angesichts der von einem großen Theile unsrer heutigen sog. frommen oder gläubigen Theologen gegen alle Realien (Naturwissenschaften u. s. w.) zur Schau getragenen und bethätigten Feindschaft.

Verhältniß des Pietismus zur Philosophie.

Gegen die höheren wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit hatte sich der Hallesche Pietismus längst abgeschlossen. Spener selbst war kein Freund der Philosophie gewesen. In Leipzig hatte man darüber klagen hören, daß der Theil der Studirenden, welcher sich zu den Pietisten hielt, nicht blos die philosophischen, sondern auch die gelehrttheologischen Studien vernachlässige und, im Vertrauen auf die Kraft der innern „Wiedergeburt", die mühsamen Wege wissenschaftlicher Forschung allzusehr verachte. Die kühneren Anläufe, welche der einmal entfesselte und zwar nicht zum geringsten Theil durch die Einflüsse der Spenerschen Richtung entfesselte Geist der Prüfumg in seiner Opposition gegen die bestehende Kirchenlehre nahm, schreckten die große Masse der Pietisten zurück, und, wenn sie auch noch immer den alten Kampf mit ihren buchstabengläubigen Gegnern unterhielten, so war doch leicht vorauszusehen, daß sie bei nächster Gelegenheit mit diesen gemeinschaftliche Sache machen würden gegen die, von beiden gleichmäßig gehaßte und gefürchtete Philosophie. Und diese Gelegenheit ließ nicht auf sich warten.

Mit Thomasius hatten die Halleschen Pietisten noch leidlich Frieden gehalten theils aus Dankbarkeit für die Dienste, welche er ihnen ehemals geleistet, theils weil er, obschon in der späteren Zeit ihnen mehr feindlich als freundlich gesinnt, doch dem Grunde seiner religiösen Ansichten nach mit ihnen übereinzustimmen schien.

Kampf der Halleschen Pietisten gegen Wolf.

Nicht so gleichmüthig ertrugen sie aber das Emporstreben der neuen, jugendlichen Kraft, deren wachsende Erfolge ebenso sehr die von ihnen so sorgsam gepflegte Glaubenseinfalt und Frömmigkeit, wie ihr persönliches Ansehen bei der studirenden Jugend und ihre Lehrerthätigkeit zu gefährden drohten*).

*) Francke äußerte sich über die Beweggründe seines Auftretens gegen Wolf also: „Ich habe Herrn Wolf vorgestellt, was ich für eine gründliche Corruption der Gemüther an seinen Discipulis gefunden". — „Ich habe auch in meinem Gemüthe von den entsetzlichen Verführungen, so in die hiesigen Anstalten mit Gewalt durch seine Collegia eingedrungen, solchen Jammer und Herzeleid gehabt, daß ich nachher, als wir über alles Vermuthen davon erlöset worden, oft nicht ohne große Bewegung zum Lobe Gottes die Stelle angesehen, da ich auf den Knien Gott um die Erlösung von dieser großen Macht der Finsterniß, die in wirkliche professionem atheismi ausgeschlagen, angerufen hatte." — „Daß er mich und Collegas aufs entsetzlichste geschmähet und verspottet hat, das ist mir ein nichts gewesen, und hätte

Leider scheint an der Intrigue gegen Wolf auch Chr. Thomasius sich betheiligt zu haben; gewiß ist, daß er dazu stillschwieg *), er, der bei einer ähnlichen Gelegenheit (als es die Vertreibung der Pietisten aus Leipzig galt) sich so bereitwillig zum Sachwalter der Verfolgten gemacht und gegen die gewaltsame Beschränkung der Lehrfreiheit so kräftig geeifert, er, der die Ungerechtigkeit und Härte eines solchen Verfahrens in vollem Maße an sich selbst erfahren hatte!

Die frommen Gegner Wolf's waren weltklug genug, zur Erreichung ihres Zweckes das sicherste Mittel zu wählen: sie wußten dem geistesbeschränkten Friedrich Wilhelm I. die Wolfsche Philosophie unter einem Gesichtspunkte darzustellen, welcher des Eindrucks auf ihn nicht verfehlen konnte. Die Anklage des Fatalismus war es, auf welche hin die Halleschen Theologen (von der Mehrzahl ihrer philosophischen Collegen unterstützt) ein Verbot der Wolfschen Vorlesungen betrieben. Der König wollte wissen, „was das Fatum wäre, welches die Theologen gar so gefährlich beschrieben". Seine Umgebungen, im Einverständniß mit den Hallensern, sagten ihm: „wenn einige seiner langen Grenadiere desertirten, so hätte es das Fatum so haben wollen, und er thäte Unrecht, sie zu bestrafen, weil sie dem Fatum nicht widerstehen könnten" **).

---

es gern gelitten, wenn nur die ganz vor Augen liegende und mit Händen zu greifende Verführung so mancher sonst geliebten jungen Leute nicht gewesen wäre" („Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 17). — Daß bei andern Gegnern Wolf's (namentlich bei Lange) auch persönliche Interessen im Spiel gewesen, behauptet wenigstens Wolf selbst (ebenda S. 189 ff.).

*) Das Letztere ist eine Thatsache; das Erstere scheint Wolf anzunehmen, indem er sagt (a. a. O. S. 193): „Herr Thomasius gab den Rath, man sollte meine Schriften durchgehen und sie excerpiren, so würde sich schon finden, was man zu sagen hätte. Herr v. Ludewig war fast der Einzige, welcher auf meiner Seite war, und dann der Prof. Sperlette, die dergleichen Verfahren mißbilligten".

**) Wolf selbst (a. a. O. S. 195) nennt den lustigen Rath Gundling als denjenigen, der dem König eine solche Erklärung gegeben habe, und setzt hinzu: G. sei „schon instruiret" gewesen. Büsching (a. a. O. S. 8) spricht von „zwei in Halle belehrten Generalen". Bullmann („Denkwürdigkeiten der Univ. Halle", S. 30) nennt sogar die beiden „frommen" Generale mit Namen: v. Natzmer und v. Löben. Gegen diese Zeugnisse kann die von Tholuck a. a. O. geäußerte Ansicht, als ob die militärischen Umgebungen des Königs nur aus eignem Antriebe, ohne Zuthun der Theologen, Wolf verklagt hätten, nicht aufkommen, zumal da die Insinuation wegen des Desertirens der Grenadiere sich bei Lange, dem Hauptgegner Wolf's (in dessen „Abriß" u. s. w.) wiedergegeben findet. — Vergleiche Ludovici, „Sammlung", S. 19.

Das hieß, den König bei seiner schwächsten Seite fassen. Zwar hatte er noch kurz vorher in einer andern Streitsache Wolf's rescribirt: „es sei an des Professor Wolf's Conservation, in Egard seines bei Auswärtigen erworbenen Ruhmes, wodurch viele nach Halle gezogen würden, der Universität selber gelegen"*) — allein zehn Professoren von europäischem Rufe würde er hingegeben haben für einen einzigen jener „Riesen von Potsdam", deren Besitz für ihn ein Gegenstand stolzesten Triumphes war, und eine Gefährdung dieses Besitzes war in seinen Augen ein kaum geringeres Verbrechen, als eine Gotteslästerung. Heftig ergrimmt, erließ er sofort jene berüchtigte Cabinetsordre (vom 8. Nov. 1723), durch welche Wolf nicht blos seiner Professur entsetzt, sondern auch bedeutet ward, „die sämmtlichen königlichen Lande binnen 48 Stunden bei Strafe des Stranges zu räumen" **).

Dessen Vertreibung aus Preußen.

Wolf benutzte nicht einmal die ihm gewährte Frist, sondern verließ schon nach 12 Stunden Halle und das ganze preußische Gebiet, indem er einem Rufe des Landgrafen von Hessen an die Universität Marburg folgte, den er schon vor jener Katastrophe erhalten hatte***). Mit ihm zugleich mußten zwei seiner Schüler, Thümmig in Halle und Fischer in Königsberg, weichen. Die großen Grenadiere des Königs, die Seelen der Gläubigen und die Collegiengelder der frommen Theologen waren gerettet!

Die letzteren selbst erschraken anfangs einigermaßen über einen Erfolg, der ihre eigenen Wünsche so weit überholte. Ein königlicher Machtspruch gegen die akademische oder die schriftstellerische Thätigkeit des Philosophen hätte ihnen ganz in der Ordnung geschienen, und Wolf selbst, der eine gleiche Maßregel gegen einen jüngeren Collegen, welcher ihn zu befehden gewagt, noch kurz vorher beantragt hatte †), würde sich darüber kaum haben beschweren können. Allein diese so brutale und mit einer so grausamen Strafandrohung, wie gegen einen gemeinen Verbrecher, verbundene Landesverweisung war eine unerhörte Gewaltthat, und die Halleschen Theologen fürchteten mit gutem Grunde, daß man dafür sie, als die geistigen Urheber, verantwortlich machen werde.

---

*) Ludovici, „Entwurf einer Historie der W.'schen Philosophie", 2. Thl. S. 515.

**) „Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 28, 196.

***) Ebenda, S. 196.

†) Ebenda, S. 25.

Francke zwar, in seinem frommen Fanatismus, pries Gott für die Erlösung von der drohenden Gefahr, von welcher er seine Heerde durch die gewaltsame Vertreibung des bösen Feindes befreit wähnte, und stellte sogar auf der Kanzel, mit mehr Glaubenseifer als christlicher Liebe, die gezwungene plötzliche Flucht Wolf's und seiner eben hochschwangern Frau als ein verdientes Strafgericht Gottes dar*). Dagegen gestand Lange später**): „es sei ihm nach dem Eingange jenes königlichen Befehls auf drei Tage der Schlaf und aller Appetit zum Essen und Trinken vergangen".

Inzwischen beruhigte sich doch auch sein theologisches Gewissen bald wieder, und, statt über den erfochtenen Sieg länger Reue zu empfinden, ging er vielmehr eifrig daran, denselben weiter zu verfolgen und auszunutzen. Mit Wolf's Entfernung von Halle war die Gefahr erst halb vorüber. Die neue Lehre hatte dort, wie auch bereits auf manchen andern Universitäten, Verbreitung und Anklang unter einem Theile der Lehrenden wie der Lernenden gefunden***). Es galt, sie womöglich von da, wo sie Boden gefaßt, wieder zu verdrängen, vor allem aber die Spuren ihres Einflusses in Halle und überhaupt in Preußen zu vertilgen.

Fortgesetzter Kampf der Theologen gegen die Wolfsche Philosophie.

Das Letztere gelang eine Zeit lang über Erwarten: Der alte König, einmal gegen Wolf eingenommen und von der Verderblichkeit seiner Ansichten überzeugt, untersagte durch ein anderweites Decret (1727) die Verbreitung aller „atheistischen Schriften", unter denen ausdrücklich „Wolf's Metaphysik und Moral" aufgeführt wurden, und zwar „bei lebenslänglicher Karrenstrafe", auch das Halten von Vorlesungen darüber, letzteres bei Kassation und einer Geldbuße von 100 Ducaten†). Anderwärts freilich (wie V. E. Löscher, der den von den Pietisten gegen Wolf begonnenen Kampf im Namen

*) „Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 18 u. 197.

**) In einem Briefe an den Prof. Junker, Halle, 5. Nov. 1740 — s. „Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 29.

***) In Königsberg ward schon 1717 über Wolf's Logik gelesen; Gottsched habilitirte sich daselbst 1723 mit einer nach Wolfschen Grundsätzen verfaßten Abhandlung aus der natürlichen Theologie (Danzel, „Gottsched", S. 11); in Tübingen und Jena lehrten jüngere Docenten nach dem Wolfschen Systeme, wie die (alsbald zu erwähnenden) Gutachten der dortigen Facultäten beweisen.

†) „Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 32; Ludovici, „Entwurf", 3. Thl. S. 133.

der Orthodoxie begierig aufnahm, schmerzlich beklagt), „that die weltliche Obrigkeit nicht genugsam ihre Schuldigkeit gegen die gefährlichen Ketzereien" — trotz der Anreizungen und Mahnungen dazu, welche von theologischen und philosophischen Facultäten nicht gespart wurden.

Schon 1725 hatten die Tübinger Theologen auf des Herzogs Befehl, dem man die Gefährlichkeit der Wolfschen Lehre vorgestellt, ein Gutachten über dieselbe abgegeben, natürlich kein günstiges. Etwas milder hatten sich die Philosophen ausgesprochen, ohne jedoch ihren geistlichen Collegen geradezu entgegenzutreten*). In Jena stimmten beide Facultäten in dem Verdammungsurtheil gegen Wolf und in der Erklärung überein: „daß es eine Blame sein würde, wenn nach dem preußischen Verbote die Wolfsche Philosophie noch in Jena gelesen würde". Allerdings, sagten sie, müsse Lehrfreiheit auf den Universitäten bestehen, aber nur eine „vernünftige und erträgliche, in gewisse, nicht zu überschreitende Schranken eingeschlossene und begrenzte". Natürlich waren es die im Besitz befindlichen Vertreter des Bestehenden, welche diese „Schranken zu bestimmen haben sollten"**). Nur zwei Mitglieder der philosophischen Facultät, Wiedeburg und Stolle, fanden es unbedenklich, das Lehren über die Wolfsche Philosophie freizugeben, wenn nur den älteren Professoren nicht zugemuthet werde, ihre Lehrart zu ändern***).

Entgegengesetzte Einflüsse.

Aber schon war es dahin gekommen, daß der Ruf eines kühnen und neuerungslustigen Geistes in der öffentlichen Meinung und selbst bei vielen Regierungen mehr Gewicht hatte, als alle Bedenken glaubenseifriger Theologen. Preußen selbst war darin schon vor mehr als einem Menschenalter (in dem Falle des Thomasius) mit seinem Beispiele vorangegangen, und, wenn jetzt dort zeitweilig eine entgegengesetzte Richtung überwog, so zeigten sich andere

---

*) Ludovici, „Sammlung", 1. Thl. 10. u. 11. Stück.

**) Ludovici, „Entwurf", 1. Thl. § 330.

***) Ludovici, „Sammlung", S. 176. — Die damals für und wider Wolf, amtlich und außeramtlich, erschienenen Schriften bilden eine förmliche Literatur. Wuttke veranschlagt ihre Zahl (viel zu niedrig) auf 70; Ludovici, der in seiner „Sammlung" blos die bis 1737 erschienenen bespricht, braucht dazu nicht weniger als 215 Paragraphen, obschon er durchschnittlich in jedem eine Schrift abhandelt; außerdem erwähnt er in weiteren 55 Paragraphen die amtlichen Bedenken, Verordnungen u. s. w. in Betreff der Wolfschen Philosophie.

Regierungen um so eifriger, der preußischen den hergebrachten Vorrang der Freisinnigkeit streitig zu machen. Sogar das strenglutherische Sachsen, welches nicht blos einen Thomasius, sondern auch die Pietisten, die jetzigen Verfolger Wolf's, um ihrer zu freien religiösen Ansichten willen vertrieben hatte, buhlte um den Besitz dieses letztern und hätte ihn gern auf seiner Flucht von Halle in Leipzig festgehalten. Der Landgraf von Hessen brachte die Professoren zu Marburg, die sich der Einführung Wolf's in ihre Mitte widersetzten, durch Drohungen zum Schweigen. Ein Graf von Wied-Runkel verordnete, daß alle jungen Theologen seines Landes zwei Jahre lang unter Wolf studiren müßten. Vom Auslande gelangten wetteifernde Ehrenbezeigungen und Anerbietungen an den berühmten Philosophen*).

Sogar der alte König von Preußen änderte nach einiger Zeit seine Meinung über Wolf. Schon 1733 ließ er ihm Vorschläge zur Rückkehr in seine Staaten machen. 1734 erging ein Decret an Lange, worin dieser bedeutet ward, „von allen Streitschriften gegen die Wolfsche Philosophie zu abstrahiren, weil daraus nichts als neuer Streit und Lärm entstehen könne". 1736 setzte der König eine Commission von Theologen zu Berlin nieder, um über die Lehren Wolf's und deren Verhältniß zur positiven Religion ihm Bericht zu erstatten, und diese Commission, an deren Spitze einer der wärmsten Anhänger des Philosophen, der Probst Reinbeck**), stand, erkannte, „daß die angeschuldigten Irrthümer sich nicht darin fänden". 1739 nahm der König die Widmung des von Wolf herausgegebenen Werkes über praktische Philosophie an und ließ sich sogar herbei, dieses Werk (oder wenigstens die Widmung) zu lesen, und unmittelbar darauf erging ein Decret, worin den Candidaten der Theologie das Studium der Wolfschen Philosophie anbefohlen ward. Wolf selbst erhielt das Anerbieten einer Professur in Frankfurt a. O. unter den vortheilhaftesten Bedingungen, und dieses Anerbieten ward, da er zögerte, es anzunehmen, zu mehreren malen und immer dringlicher wiederholt***).

*) „Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 156 ff., 196; „Briefw. W.'s mit Mant.", 1. Bd. Bl. 92.

**) Reinbeck veranstaltete einen Auszug aus der „Natürl. Gottesgelahrtheit" für den König, meinte aber: „man brauche nicht Alles zu sagen". (Büsching, a. a. O. S. 9.) In dem Briefwechsel zwischen Manteuffel und Gottsched figurirt Reinbeck als illustre primipilaire der Alethophilen (Danzel, „Gottsched", S. 37).

***) „Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke", S. 33 ff.

Etwas mag zu dieser Umstimmung des, zwar beschränkten und jähzornigen, aber gutmüthigen und gerechtigkeitsliebenden Monarchen beigetragen haben, daß man ihm wol die zu große Härte seines Verfahrens gegen Wolf und die Unredlichkeit der Ankläger und Verleumder dieses letztern vorstellte. Das Hauptmotiv seiner veränderten Handlungsweise war jedoch, allem Anscheine nach, ein fiskalisches. Man taxirte damals an vielen deutschen Höfen die Gelehrten nicht anders, als wie man die Erfinder neuer Industrien oder die Goldmacher und Charlatane taxirte, nach dem Gelde, welches sie ins Land zu bringen, nach dem Zuwachse, den sie den landesherrlichen Einkünften zu verschaffen versprachen *).

Wolf's Rückkehr nach Halle.

Als Friedrich II. den Thron bestieg, ließ er es eine seiner ersten Sorgen sein, das Unrecht, das sein Vater begangen, rückgängig zu machen **). Seinem Rufe folgte Wolf und zog im Jahre 1740 wie ein Triumphator in Halle wieder ein. Doch kehrte er nicht ganz als derselbe wieder, als welcher er einst gegangen war. Die gewaltsame Katastrophe, die ihn betroffen, scheint auch in seinem Innern einen Umschlag herbeigeführt zu haben ***). Schon seinen Zeitgenossen entging

*) Manteuffel schreibt von Berlin aus an Wolf, als dieser ihn wegen der an ihn ergangenen Aufforderung zur Rückkehr nach Preußen um Rath fragt: „Preußen ist ein Land, wo man die Gelehrten nur soweit schätzt, als sie dazu dienlich scheinen, die Acciseeinkünfte zu vermehren“; worauf Wolf im gleichen Sinne rücksichtlich Hessens erwidert: „Der Hof sieht blos auf den Nutzen, den ich schaffe, insoweit Geld nach Marburg kommt, so sonst wegbleiben würde“ („Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke“, S. 49, 54).

**) Er schrieb sogleich nach seiner Thronbesteigung an Reinbeck: „Ich bitte Ihn, sich umb des Wolfen Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, mus unter aller menschlichen Gesellschaft werht gehalten werden, und glaub' ich, daß Er eine conquête im Reich der Wahrheit gemacht hat, wenn er den W. hierher persuadiret“. („Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke“, S. 71.)

***) Derselbe zeigt sich unter anderem in den „Anmerkungen“ zu den „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt, und der Seele“, welche zum ersten mal 1724, also sehr bald nach Wolf's Vertreibung von Halle, herauskamen (sie finden sich als 2. Theil den spätern Ausgaben des genannten Werkes angehängt), und in der „Ausführlichen Nachricht von seinen Schriften“ (1726 erschienen), welche in einem ähnlichen Verhältniß zu der „Moral“ Wolf's steht. Er sucht darin überall nachzuweisen, wie er mit seinen philosophischen Ausführungen keineswegs den kirchlichen Ansichten Abbruch thue, vielmehr ihnen mehrfach Vorschub leiste. Diese Ausführungen selbst ließ er übrigens in allen den verschiedenen Ausgaben, die 1737, 1741, 1751,

diese Veränderung nicht. Die philosophische Facultät zu Tübingen glaubte zur Entschuldigung Wolf's anführen zu müssen, „daß er manche seiner Ansichten in seinen spätern Schriften modificirt und erklärt habe", und Edelmann warf ihm seinerseits vor: er habe seinen Frieden mit den Theologen gemacht, „was sich für den Adel eines ächten Philosophen ganz und gar nicht schicke" *).

Wolf's philosophischer Standpunkt verglichen mit dem Leibnitzens.

Nichts zeigt uns deutlicher die gewaltigen Fortschritte, welche die freieren Ansichten über die höchsten Probleme des menschlichen Denkens im Laufe der letzten Jahrzehnte auch in Deutschland gemacht hatten, als ein vergleichender Blick auf die Behandlung dieser Fragen bei Wolf und bei seinem Vorgänger Leibnitz. Wenn es bei Leibnitz noch zweifelhaft sein konnte, wer bei dem Versuche einer Vermittelung zwischen Glauben und Vernunft mehr Gefahr laufe, ob die Vernunft, indem sie einem fremden Zwecke diene, oder der Glaube, indem er sein Recht einem fremden Schiedsspruch unterwerfe, so läßt die Art, wie Wolf diesen Versuch wiederholt, nicht den geringsten Zweifel mehr übrig, wie viel Boden seitdem der positive Autoritätsglaube an die freie Forschung verloren hatte.

Seine Ansichten über die Stellung der Philosophie zur Theologie.

Leibnitz war noch der Meinung, daß die Philosophie nicht blos die allgemeinen Grundwahrheiten der Religion, sondern die specifischen Glaubenssätze eines bestimmten kirchlichen Bekenntnisses mit Gründen der Vernunft zu rechtfertigen und „im Lichte der natürlichen Theologie" zu erklären habe — Wolf scheute sich nicht, von diesen specifisch-kirchlichen Lehren manche, und zwar gerade solche, auf welche die Orthodoxie großes Gewicht legte und mit deren Vertheidigung sich daher auch sein Vorgänger die größte Mühe gegeben hatte (z. B. die Ewigkeit der Höllenstrafen), rückhaltlos zu verwerfen**), indem er schon genug gethan zu haben glaubte, wenn er nur das Dasein Gottes und dessen Eigenschaften, sowie die Unsterblichkeit der menschlichen Seele gegen die Einwürfe der Gegner in Schutz nähme, also eben nur

---

1760 erschienen, unverändert. Auch in dem Briefwechsel mit Manteuffel zeigt sich eine unverkennbare Aengstlichkeit des Philosophen, den Theologen kein Aergerniß zu geben, worüber sein vornehmer Freund, der darin als Weltmann weniger bedenklich ist, manchen feinen Spott ergehen läßt (z. B. „Briefwechsel", 3. Bd. Bl. 17).

*) Edelmann, „Moses mit aufgedecktem Antlitz", S. 110.

**) „Briefwechsel mit Manteuffel", 3. Bd. Bl. 1.

so viel, wie auch die englischen Deisten ihrer Mehrzahl nach als den Kern der „natürlichen Religion" proclamirt hatten.

Leibnitz betrachtete es als eine wesentliche Aufgabe der Philosophie, auch solche Geheimnisse der Offenbarung, von denen eine eigentliche Erkenntniß dem Menschen nicht möglich sei, doch wenigstens indirect, durch Beseitigung der anscheinenden Widersprüche zwischen ihnen und den Gesetzen der Vernunft, dieser letzteren annehmbar zu machen — Wolf dagegen erklärt: der Philosoph habe seine Schuldigkeit vollkommen gethan, wenn er derartige Glaubenssätze nur unangefochten lasse: sie zu vertheidigen, sei Sache des Theologen*). Er sucht überhaupt, ähnlich wie die englischen Philosophen, das Gebiet der Vernunft von dem des Glaubens zu trennen**).

Seine Kritik des Wunder- und Offenbarungsglaubens.

Dem Wunderglauben hatte schon Leibnitz die engsten Grenzen gesteckt, indem er jede Annahme außerordentlicher Eingriffe der göttlichen Allmacht in den regelmäßigen Gang der Natur ohne die allerzwingendste Nothwendigkeit für eine Herabsetzung der göttlichen Allweisheit erklärte, die, so sagte er, gerade darin sich am glänzendsten bewähre, daß sie von Ewigkeit her den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen so geordnet habe, daß derselbe nur in den seltensten Fällen einer besonderen Nachhülfe und Ausbesserung bedürfe, welche Fälle von Gott ebenfalls in seinem ewigen Weltplan bereits vorausgesehen seien. Auch Wolf leugnet die Möglichkeit der Wunder insofern nicht, als Gott vermöge seiner Allmacht solche thun könne, aber er bezweifelt, ob Gott gewillt sein könne, Wunder zu thun, da ein solches übernatürliches Eingreifen in den Lauf der Natur sich mit der Weisheit Gottes nicht wohl vertrage, welche doch eine höhere Vollkommenheit sei als die bloße Macht. Er giebt also, so zu sagen, die physikalische Möglichkeit der Wunder zu, leugnet aber gewissermaßen die moralische Möglichkeit derselben. Schon Leibnitz hatte es für

*) Wolf, „Vern. Ged. von Gott" u. s. w., 2. Thl. § 189: „Es ist für die geoffenbarte Religion genug, wenn die Vernunft nichts behauptet, was ihr entgegen ist. Wie viel sind Dinge, die auf den bloßen Glauben ankommen und davon die Vernunft schweiget! Deswegen aber kann man nicht sagen, daß sie nach ihr müßten geleugnet werden".

**) „Vern. Ged. von des Menschen Thun", § 47: „Ich rede hier, als ein Weltweiser, blos von derjenigen Seligkeit, die der Mensch durch natürliche Kräfte erreichen kann, und eigne keineswegs der Natur zu, was unsre Gottesgelehrten der Gnade zuzuschreiben pflegen".

den höchsten Grad der göttlichen Weisheit in Vorausbestimmung des Zusammenhanges von Ursachen und Wirkungen erklärt, daß dieser Zusammenhang so wenig als möglich unterbrochen oder ergänzt zu werden brauche. Wolf, wenn man seine allerdings sehr verklausulirten Sätze nach ihrer vollen Consequenz beim Worte nimmt, geht weiter: er erklärt, Gott würde seine eigne Weisheit in Frage stellen, wenn er Wunder thäte, denn es wäre das ein Beweis, daß er die zur Erreichung seiner Absichten nöthigen natürlichen Mittel nicht richtig gewählt oder nicht richtig in Wirksamkeit gesetzt habe*).

---

*) In den „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt u. s. w.", § 1035 sagt Wolf: „Da das Wesen und die Natur der Dinge die Mittel sind, wodurch Gott in der Welt seine Absichten ausführt, hingegen die Absichten alle dasjenige, was aus dem Wesen und der Natur der Dinge erfolget, so erreicht Gott durch die (diese) Mittel jederzeit völlig seine Absichten". In § 1037 erklärt er, die Welt und Alles, was darinnen, seien „Gottes Mittel, dadurch er seine Absichten ausführt", nur darum, „weil sie Maschinen sind" (d. h. wegen des streng mechanischen Causalnexus). In § 1039 sagt er: „Wenn in einer Welt Alles natürlich zugeht, so ist sie ein Werk der Weisheit Gottes". „Eine Welt, darin Alles durch Wunderwerke geschieht, ist blos (!) ein Werk der Macht, nicht aber der Weisheit Gottes". . . . . „Ein Wesen von so vollkommenem Verstande (wie Gott) muß Alles so thun, daß nichts daran kann ausgesetzt werden." Wenn nun Wolf später, in § 1041, sagt: „Wunderwerke finden nicht eher statt, als bis Gott seine Absicht natürlicher Weise (durch die natürlichen Mittel) nicht erreichen kann", so muß dieses „nicht eher" nach allem Vorangegangen ebenso viel bedeuten, wie „niemals", denn nach § 1035 erreicht Gott durch die natürlichen Mittel seine Absichten „jederzeit" und „völlig". Und wenn sich Wolf darauf beschränkt, zu erklären, eine Welt, worin die Wunderwerke „sparsam" seien, sei „höher zu achten, als wo sie häufig vorkommen", so wird er entweder sich selbst inconsequent, oder hat aus Aengstlichkeit seine wahre Meinung verhüllt. In den „Anmerkungen", die Wolf seinen „Vernünftigen Gedanken" als „Anderen Theil" beifügte, drückt er sich freilich noch viel verklausulirter aus. Hier unterscheidet er das Reich der natürlichen Begebenheiten und das „Reich der Gnade" und behauptet, nur in dem letztern kämen Wunder vor, z. B. die, welche Gott durch die Propheten und Apostel gethan, um diese wegen ihres göttlichen Berufs zu legitimiren, eine Unterscheidung, die allerdings schon Leibnitz gemacht hatte, von der aber in den „Vernünftigen Gedanken" selbst nicht die Rede ist. — Ich habe diese etwas ausführlichere Darlegung der Ansichten Wolf's über die Wunder darum für nöthig gehalten, weil Prof. Zeller in einer Note zu seinem Aufsatz über „Wolf's Vertreibung aus Halle" in den Preußischen Jahrbüchern 1862, 10. Bd. S. 58, die schon in der 1. Aufl. von mir behauptete Abweichung Wolf's von Leibnitz im Punkte der Wunder für unrichtig erklärt. Wie gewagt es auch sein mag, einer solchen Autorität im Gebiete der Geschichte der Philosophie zu widersprechen, so

Nicht anders verfuhr Wolf mit dem Glauben an Offenbarungen. Im Principe gab er nicht blos deren Möglichkeit zu, sondern behauptete sogar ihre Nothwendigkeit*); allein zugleich stellte er für dieselben so strenge Kriterien auf**), daß sich kaum irgend ein Fall denken ließ, in welchem nicht eine kühne und consequente Kritik, auf diese Aussprüche Wolf's gestützt, das Vorhandensein einer wirklichen Offenbarung sollte in Zweifel ziehen können.

Seine Ansichten von dem Verhältniß der Seele zum Körper.

In Bezug auf das vielbestrittene Verhältniß von Leib und Seele ging Wolf anfänglich ebenfalls über Leibnitz hinaus, brach aber später seinen kühneren Behauptungen

kann ich doch auch nach nochmaliger sorgfältiger Prüfung nicht anders, als bei der Ansicht stehen bleiben, daß Wolf, wenn er sich consequent bleiben will, die Wunder überhaupt leugnen muß, und daß, wenn er dies nicht thut, ja sich sogar anstellt, als geschehe ihm mit der Beimessung einer solchen Meinung Unrecht, er nur seine Aengstlichkeit im offenen Bekennen seiner wahren Ueberzeugung verräth. Einen Beweis eben dieser Aengstlichkeit gab Wolf auch, als sein Gönner Graf Manteuffel ihm einmal schrieb („Briefwechsel", 2. Bd. Bl. 7): Viele, namentlich in Berlin, erwarteten, daß Wolf sich für den Spinozismus erklären werde, um dann ihrerseits, darauf gestützt, sich offen als Atheisten zu bekennen; er (M.) hoffe jedoch, Wolf werde vielmehr gegen den Spinozismus auftreten. Darauf antwortet W. (ebenda, Bl. 10): er möge mit dem Unterschiede seiner Lehre von der des Spinoza „nicht viel Lärmen machen", nachdem er sich im 2. Thl. seiner Theol. nat. darüber erklärt habe. Dann setzt er hinzu: „Ich mag diejenigen nicht zu Feinden haben, die dabei interessirt sind und Gelegenheit finden, an hohen Orten unvermerkt Widriges zu insinuiren, dagegen man sich nicht verantworten kann".

*) So u. a. gegen Jerusalem in einem Briefe an Manteuffel, „Briefwechsel", 2. Bd. Bl. 407; vgl. 3. Bd. Bl. 17. Am letzteren Orte spricht M. gegen Jerusalem die Vermuthung aus: „W. bekämpfe nicht eigentlich seine (Jerusalem's) Grundsätze, sondern wolle sich nur nicht mit den Orthodoxen überwerfen".

**) Es sind folgende: In einer Offenbarung können keine Widersprüche vorkommen; wo also die Vernunft Widersprüche entdeckt, da ist keine wirkliche göttliche Offenbarung vorhanden. Sie darf den nothwendigen Wahrheiten der Vernunft (z. B. den Gesetzen der Mathematik) nicht widersprechen. Sie kann den Menschen nicht zu solchen Handlungen verbinden, welche mit dem Wesen der Seele streiten oder den Gesetzen der Natur zuwiderlaufen. Sie muß mit den Regeln der Sprachkunst übereinstimmen und verständlich sein. Endlich muß jedesmal genau geprüft werden, ob nicht die angeblich geoffenbarte Wahrheit den Verkündigern derselben auf natürlichem Wege zugekommen sein könne. (Wolf, „Vernünftige Gedanken von Gott" u. s. w., 2. Thl. § 1014—1019; „Natürliche Gottesgelahrtheit", § 451 ff.; — vgl. Tittmann, a. a. O. 1. Bd. S. 117; Fischer, a. a. O. 2. Thl. S. 524 ff.)

auch hier die Spitze wieder ab, und zwar hier so sehr, daß er in gewissem Sinne wieder hinter Leibnitz zurückging. Die Art und Weise, wie er der in den Nerven und dem Gehirn befindlichen Materie einen Einfluß auf die Bewegungen der Seele zuschreibt, ja dieselbe zum eigentlichen Medium der Harmonie zwischen Leib und Seele macht, wie er bei einer Erkrankung des Gehirns auch die Seele leiden, durch eine Heilung desselben auch die Seele wieder in ihren normalen Zustand versetzt werden läßt*), — alles dieses verräth jedenfalls eine

*) „Vernünftige Gedanken", § 815: „Wenn man fraget, warum denn die Seele sich hauptsächlich nach den Nerven und dem Gehirne und der darin enthaltenen flüssigen Materie richte, so kann man die Antwort gar wohl finden. Nämlich: aus den Vorstellungen der Seele erwachsen die Begierden, und kommt daraus das Wollen. Da nun die diesen gemäßen Bewegungen im Leibe nicht anders, als durch die in den Nerven befindliche Materie können zuwegegebracht werden, und diese Bewegungen aus andern Bewegungen entstehen müssen, so wird die Harmonie zwischen dem Leibe und der Seele vermittelst der Nerven des Gehirns und der darin befindlichen subtilen flüssigen Materie erhalten. Und also richtet sich die Seele in ihren Empfindungen und Einbildungen nach dem Zustande der Nerven und des Gehirns". § 816: „Derowegen, da man den außerordentlichen Zustand der Nerven und des Gehirns durch Arzneien bessern oder wieder in seinen vorigen Stand bringen kann, wie uns die Erfahrung lehrt, so muß alsdann auch, nach geschehener Verbesserung, wegen beständiger Harmonie der Seele mit dem Leibe, die Seele gleichfalls aus ihrer Unordnung wieder in den Stand ordentlicher Empfindungen gesetzt werden, es mag nun diese Harmonie unterhalten werden, auf was für eine Art und Weise sie immer will". (Freilich setzt er hinzu: „Deswegen kann man aber weder schließen, daß die Seele ein aus Materie zusammengesetztes Wesen sei, noch daß sie mit Arzneien curirt werde", und sucht eine andere, nicht eben sehr deutliche Erklärung für jenen Vorgang zu finden; allein immerhin ist hier der Einfluß des Körperlichen auf die Verrichtungen der Seele bis zum Aeußersten ausgedehnt.) § 845 sagt W. zur Widerlegung der Vertheidiger des influxus physicus (der Einwirkung eines selbständigen geistigen Princips auf den Körper): „Sie verwerfen, daß die Bewegungen in den Gliedmaßen des Leibes aus den Bewegungen erfolgen können, die in den Gliedmaßen der Sinnen erreget werden, weil sie aus Mangel genugsamer Erkenntniß von der Beschaffenheit des Gehirns und der mit ihm durch den ganzen Leib vereinbarten Nerven nicht völlig begreifen können, wie solches zugehe, und doch soll man ihnen einräumen, daß die Seele auf eine unbegreifliche Art dieselben Bewegungen vermittelst eben dieser Instrumente hervorbringe!" Er bezieht sich hierbei insbesondere auf die sog. unwillkürlichen Bewegungen, welche in Folge eines bestimmten äußeren Reizes auf die Nerven ohne einen vorhergehenden Willensact (mindestens ohne einen bewußten) stattfinden. Daß dies so sei, werde auch von den Vertheidigern des unmittelbaren Einflusses der Seele auf den Körper

starke Hinneigung zu jenen materialistischen Ansichten, zu denen schon Descartes — unter dem Einflusse der neuen Entdeckungen der Naturwissenschaft *) — in dem empirischen Theil seiner Seelenlehre sich bekannt hatte. Auf der andern Seite freilich ging Wolf in seinen Zugeständnissen an die Orthodoxie, welche von andern, als direct durch die Seele veranlaßten Bewegungen im Körper nichts wissen wollte, so weit, daß er selbst die prästabilirte Harmonie zu verleugnen sich bereit erklärte**).

Jene materialistischen Anklänge waren neu im Munde eines deutschen Philosophen, da die deutsche Philosophie sich stets mehr dem Spiritualismus, als dem Empirismus oder gar dem Materialismus zugeneigt hatte. Denn, was Thomasius in der gleichen Richtung von der Alleingültigkeit sinnlicher Erkenntnisse gesagt, war, weil es nicht mit der dogmatischen Bestimmtheit und in der geschlossenen Form eines Systems auftrat, wie bei Wolf, weniger beachtet worden.

---

nicht in Abrede gestellt. „Was sie also in einigen Fällen annehmen", fährt er fort, „das nehmen wir in allen an, weil es in einem Falle so viel Grund hat, als in dem anderen. Diejenigen, welche für die unmittelbare Wirkung Gottes sind, nehmen an, Gott bestimme die flüssige Materie im Gehirne, daß sie sich in gewisse Gliedmaßen des Leibes, z. B. in die Gliedmaßen der Sprache, bewegen muß, während wir sagen, sie wird durch die im Gehirne bewegte Materie dazu bestimmt. Dieses, was sie annehmen, ist übernatürlich oder ein Wunderwerk, dahingegen wir bei dem verbleiben, was natürlich ist, nämlich: daß jede Bewegung aus einer andern Bewegung entstehet." Ein Schüler Wolf's suchte dasselbe ganz augenfällig zu beweisen durch Hinweisung auf einen damals in Frankreich erfundenen „hölzernen Flötenspieler", eine Maschine, welche vermittelst einer Anzahl in ihrem Körper verborgener Flötenwerke, Blasebälge u. s. w. verschiedene Musikstücke spielte. „Diese Maschine", sagt er, „könnte man zum Opponenten brauchen wider die Herren Influxionisten, wenn sie den Satz behaupten wollen, daß zur Hervorbringung menschlicher freier Handlungen der Einfluß der Seele nöthig sei. Denn Niemand wird leugnen, daß, Stücke auf der Flöte zu spielen, zu den menschlichen freien Handlungen gehöre, und gleichwol verrichtet solches eine bloße Maschine, ohne den geringsten Einfluß eines Geistes." (Vgl. Ludovici, „Sammlung", 2. Thl. S. 135.)

*) S. oben S. 198.

**) In der Vorrede zu den „Vernünftigen Gedanken" sagt Wolf: „Da ich nur fast unvermuthet auf die harmonia praestabilita gekommen bin und es nicht mein Hauptvorsatz ist, dieselbe zu bestätigen, so habe ich mich dessen nicht anzunehmen, was gegen Leibnitz gesagt wird. Ich habe nirgends behauptet, daß es der Natur eines Geistes zuwider sei, in einem Leib zu wirken". „Wenn Jemand etwas Anstößiges in der harmonia praestabilita findet", heißt es in den „Anmerkungen" oder dem „Andern Theil der Vernünftigen Gedanken von Gott", S. 289, „mag er lieber bei der andern Hypothese (vom influxus physicus) bleiben!"

Gerade dieser Halbheit und Zweideutigkeit aber verdankte die Wolffsche Philosophie nicht zum geringsten Theile ihren weitverbreiteten und lange andauernden Einfluß auf die gebildeten Klassen in Deutschland. Dem Wesen jener „Aufklärung", die wir bereits an einem andern Orte gekennzeichnet haben*), entsprach so ganz dieses kecke Vorgehen bis an die äußersten Grenzen logischer Consequenz, und dann wieder das plötzliche kleinlaute Umkehren, dieses Schönthun mit dem „Lichte der Vernunft" nebst spöttischem Herabsehen auf die hergebrachten theologischen Vorstellungen, und dabei doch das fromme Entsetzen vor der Gemeinschaft mit den „Naturalisten, Atheisten und Spinozisten" sammt der stolzen Selbstberuhigung, daß man weit besser sei als jene Ketzer und Sünder. Man schrak zurück vor der Verwegenheit der französischen Materialisten, deren erste Schriften eben damals erschienen und auch in Deutschland Aufsehen erregten**); ebenso wenig wollte man aber etwas wissen von jener freiwilligen Selbstbeschränkuug der englischen Schule, welche, während sie auf dem Gebiete des wirklich Erkennbaren alle Consequenzen ihrer empirischen und sensualistischen Anschauungsweise rückhaltlos entwickelte, sich jede absprechende Behauptung über das jenseit der Erfahrung Liegende, das Reich des Uebersinnlichen, streng versagte. Man verlangte von einem philosophischen Systeme dogmatische Gewißheit über alles und jedes, und würde eine Vorsicht, welche dem menschlichen Wissen eine Grenze hätte setzen wollen, für Feigheit erklärt haben, während man sich es recht wohl gefallen ließ, daß der Philosoph von dem, was er noch eben als gültig hingestellt hatte, bald darauf ein Stück nach dem andern zurücknahm oder doch wesentlich einschränkte***).

---

*) S. den Abschnitt über Thomasius.

**) Von de la Mettrie's Schrift „L'homme machine" ist in dem Briefwechsel zwischen Wolf und Manteuffel (3. Bd. Bl. 402) die Rede. Sie sollte in Berlin erscheinen, stieß aber auf Hindernisse und erschien dann (1746) in Holland.

***) Graf Manteuffel, unstreitig einer der geistvollsten und seiner Stellung nach unabhängigsten Anhänger der Wolffschen Philosophie, stellt diese Halbheit der damaligen philosophischen Bildung in Deutschland gleichsam verkörpert dar. Auf der einen Seite zeigt er sich durchaus positivgläubig, als entschiedenen Vertheidiger der Offenbarung und sogar des Lutherthums (nur, wie er sogleich hinzusetzt, ohne die beschränkenden Ansichten der Orthodoxen — s. dessen Brief an Frau Gottsched bei Danzel, „Gottsched", S. 36) — auf der andern Seite hat er ganz ersichtlicherweise seine geheime Freude an allen gegen den herkömmlichen positiven Glauben

Culturgeschichtlicher Werth des Wolfschen Systems von seiner moralphilosophischen Seite.

Indessen hatte die Philosophie Wolf's auf die Theilnahme und Anhänglichkeit der Zeitgenossen noch einen anderen, besser begründeten Anspruch, als jene gemeinsame Schwäche und Inconsequenz in Bezug auf metaphysische Speculationen. Schon lange waren die sittlichen Ideen als der eigentliche Kernpunkt der Philosophie wie der Religion, als das Gemeinsame, worin beide sich finden und versöhnen könnten, von allen ernsteren Geistern anerkannt. Calixt und Spener hatten der praktischen Theologie oder der Sittenlehre einen unbedingten Vorzug vor der Dogmatik und Polemik eingeräumt; Thomasius, den englischen Freidenkern nachahmend, hatte die Moral gänzlich von der Theologie zu trennen und lediglich auf die inneren Gesetze der menschlichen Natur zu gründen versucht, die, wie er sagte, nicht lügen könnten, da sie von Gott dem Menschen eingepflanzt wären.

Wolf ging in dieser Emancipation der Moral von der Theologie noch um einen Schritt weiter. Er stellte den Satz auf: „die menschlichen Handlungen seien an und für sich selbst gut oder böse, würden nicht erst durch Gottes Willen dazu gemacht; wenn es daher gleich möglich wäre, daß kein Gott existirte und der gegenwärtige Zusammenhang der Dinge ohne ihn bestehen könnte, so würden dennoch die freien Handlungen der Menschen ebensowol gut oder böse bleiben, wie bei Annahme eines höchsten sittlichen Gesetzgebers" *). Er leugnete, „daß mit dem Atheismus nothwendig ein böses, liederliches Leben verknüpft sei", wie die Orthodoxen behaupteten, welche es sich nicht nehmen ließen, „daß einen Atheisten von den gröbsten Verbrechen nichts abhalte, als die Furcht vor zeitlicher Strafe, und daß, wenn sich deren etliche zum falschen Zeugniß vereinigten und solches mit einem Eide, den sie verlachten, bekräftigten, sie den unschuldigsten Menschen ums Leben bringen oder ins Unglück stürzen könnten" **). Vielmehr war er der Meinung:

---

gerichteten Bestrebungen, z. B. an Jerusalem's Schrift über die Nothwendigkeit einer Offenbarung, macht sich über Wolf's und Gottsched's Aengstlichkeit in Bezug auf religiöse Ansichten, über ihren „Köhlerglauben", lustig, spricht mit einem unverhohlenen Anfluge von Spott von dem „bon Docteur Luther", dessen Ansichten „peu philosophes" gewesen seien, u. dgl. m. („Briefwechsel zwischen W. und M." 3. Bd. Bl. 17, 173 u. s. w.)

*) „Vernünftige Gedanken von der Menschen Thun", § 5.

**) Lange, „Kurzer Abriß" u. s. w. in Ludovici's „Sammlung", S. 28.

„wo sich bei einem Atheisten eine sittliche Verderbtheit finde, da rühre sie nicht von seinem Unglauben her, sondern von seiner Unwissenheit in Betreff der wahren Gesetze des Guten und des Bösen, aus welcher Quelle auch bei Andern, die keine Atheisten seien, ein unordentliches Leben und ein böser Wandel entspringe"*). Ja er scheute sich nicht, von einem ganzen Volke, den Chinesen, zu erklären, „daß sie, obschon durch keine natürliche Religion, geschweige durch das Licht der Offenbarung, von dem Wesen eines höchsten Urhebers der Welt unterrichtet, dennoch durch die Kraft ihres natürlichen Bewußtseins eine so vortreffliche Moral erlangt hätten, daß diese anderen Völkern zur Nachahmung dienen könne", und er nahm keinen Anstand, der Uebereinstimmung seiner eignen Moral mit derjenigen des Confucius sich öffentlich zu rühmen**).

Wenn Wolf auf diese Weise entschiedener, als irgend Jemand vor ihm, die Unabhängigkeit der Moral von der Theologie behauptete, so bewies er gleichzeitig durch den Ernst, womit er in der Beurtheilung der menschlichen Handlungen verfuhr, und durch die Sorgfalt, womit er auf alle, auch die geringsten Verhältnisse und Vorkommnisse des menschlichen Lebens einging und an jedes derselben den sittlichen Maßstab anlegte, auf das unwiderleglichste, wie fern er von jener sittlichen Leichtfertigkeit sei, welche für die unausbleibliche Folge einer freieren philosophischen Denkweise auszugeben der Orthodoxie beliebt hatte. Er bewies dadurch, daß, wenn er die Moral unabhängig von der Theologie zu machen und auf ihre eignen Füße zu stellen bemüht sei, dies nicht deshalb geschehe, um irgendwie der Strenge und Allgemeingültigkeit ihrer Anforderungen etwas zu vergeben, vielmehr gerade deshalb, um diese Allgemeingültigkeit und Unantastbarkeit der sittlichen Gebote für immer dadurch sicherzustellen, daß er sie allen Schwankungen dogmatischer Standpunkte und allen polemischen Streitigkeiten, welche ihr Ansehen zu schwächen und ihre Reinheit zu trüben drohten, ein für alle male entzöge.

Die Vorgänger Wolf's, Leibnitz und Thomasius, hatten eine blos

*) „Vernünftige Gedanken" u. s. w., S. 21, 22.

**) In der Rede de Sinarum philosophia practica, 1721, dem ersten Angriffspunkte für seine theologischen Gegner; — vgl. Lange's oben erwähnten „Abriß" und das Gutachten der theologischen Facultät zu Jena in Ludovici's „Ausführlichem Entwurf einer Historie der Wolfschen Philosophie", 1. Thl. S. 254.

subjective Empfindung, die „Liebe zu Gott“ oder die „vernünftige Liebe“, für das oberste Gesetz menschlichen Thuns erklärt — Wolf setzte an deren Stelle das „Streben nach Vollkommenheit“ oder, wie er selbst es erläuterte, nach „Uebereinstimmung des gegenwärtigen Zustandes mit dem vorhergegangenen und dem nachfolgenden, sowie aller mit dem Wesen des Menschen“ *). Dadurch erhob er das Reich der Sittlichkeit aus der unklaren und schwankenden Sphäre des bloßen Gefühls in die scharfbegrenzte und deutlich erkennbare des Verstandes, gab dem Menschen einen sicheren Maßstab zur Einrichtung seines Lebens an die Hand und machte Selbstbeobachtung und Consequenz des Handelns zu Grundpfeilern der Moral. Zugleich aber erklärte er das wahre Streben nach Vollkommenheit für unabtrennbar von einem Zusammenwirken der Menschen untereinander zu gegenseitiger Förderung **) und sprach damit ein großes, bedeutsames Wort aus, doppelt bedeutsam in einer allen gemeinnützigen Bestrebungen so sehr abgestorbenen und dem jämmerlichsten Egoismus so ganz verfallenen Zeit, wie die damalige.

Zwar würde man irren, wenn man daraus schließen wollte, Wolf habe diesen Grundsatz der Gemeinsamkeit in dem Sinne auf die politischen und nationalen Verhältnisse angewandt, daß er diese einer eindringenden Betrachtung nach großen philosophischen oder patriotischen Maßstäben unterworfen hätte. Von jenem nationalen Drange, welcher noch einen Leibnitz beseelte, finden wir bei Wolf keine Spur, und auch sein Urtheil über die Einrichtungen im Einzelstaate erscheint weit mehr wie der Reflex gegebener Zustände, als aus höheren Anschauungen vom Wesen des Staates geschöpft. Allerdings proclamirt Wolf als oberstes Gesetz der Staatsverwaltung die „allgemeine Wohlfahrt“ (salus publica) und will, daß diesem Gesetze alles, auch der Privatvortheil des Fürsten, sich unterordne; allein die Beurtheilung dessen, was zur allgemeinen Wohlfahrt gehöre, überläßt er gänzlich dem Fürsten, dem er rücksichtlich der Sorge für das öffentliche Wohl keine andere, als eine innere, moralische Verpflichtung, und keine andere Verantwortlichkeit, als gegen sein eignes Gewissen, auferlegt ***). Auf solchen Grundlagen strebte,

*) „Vern. Ged. von der Menschen Thun“, § 3.

**) Dieser Gedanke findet sich schon in Wolf's philosophischer Erstlingsschrift, der Phil. practica, meth. math. dem.; „Vern. Ged.“ u. s. w.“ § 30 ff.

***) Jus naturae, Cap. VIII § 84, 152, 255, 256; „Grundsätze des Natur- und Völkerrechts“ (1749), § 972, 1075.

als Wolf dies schrieb, die Selbstherrlichkeit Friedrich's II. bereits dem Musterbilde eines wohlwollenden und aufgeklärten Despotismus zu; aber auf solche Grundlagen hatten auch jene Willkürregierungen sich gestützt, welche unter dem gleißenden Namen des Staatswohls (der „Staatsraison" oder ratio status) die Neigungen eigensüchtiger, verschwenderischer und ausschweifender Fürsten versteckten*).

Wolf spricht gegen den Verkauf der Staatsämter und die willkürliche Entlassung der Beamten, — auch darin der preußischen Staatspraxis folgend, — aber er vertheidigt die Leibeigenschaft, die in Preußen auch unter Friedrich II. fortbestand, und hält die Anwendung der Folter, wennschon unter Beschränkungen, in einzelnen Fällen für zulässig**).

Auch ähnelt die Wolfsche Moralphilosophie darin noch vielfach der „Hofphilosophie" seines Vorgängers Thomasius, daß die Rücksichten auf das äußere Fortkommen im Leben und die Anweisungen, wie die Protection der Vornehmen zu erlangen und zu bewahren sei, eine nach unseren heutigen Begriffen von der Würde des Menschen und des Bürgers doch etwas sehr weitgehende und für ein philosophisches System wenig passende Rolle darin spielen***).

Allein neben diesen Schwächen, welche die praktische Philosophie Wolf's mit der seiner Vorgänger theilt, besitzt sie einen Vorzug, welcher ihr eigenthümlich ist und dessen Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann: wir meinen den Ernst und die sittliche Wärme, womit sie jene wichtigsten aller Lebensverhältnisse, die Ehe und die Familie, behandelt, welche leider für die Mehrzahl des damaligen Geschlechts

*) S. oben S. 40.

**) „Grundsätze" u. s. w., § 948 ff., 1032, 1046, 1062; Jus naturae, § 677 ff.

***) Es ist doch einigermaßen komisch, wenn in einem Werke, wie die „Vernünftigen Gedanken von der Menschen Thun", ganz gewöhnliche Anstandsregeln vorkommen, wie: man dürfe bei Tische sich nicht schneuzen, nicht zu große Stücke auf einmal in den Mund nehmen; man müsse, wenn man mit einem Vornehmen zusammen im Gasthofe speise, diesem immer die größten Stücke vorlegen (§ 437 ff.); man solle sich Freunde zu erwerben suchen durch Schmeicheleien, Geschenke, Nachgiebigkeit gegen deren Eigenheiten, soweit man dadurch keine „natürliche Verbindlichkeit" verletze — „zum Exempel, es kann Einer eine gepuderte Perrücke nicht leiden; wer ihm nun nicht mißfallen und seine Feindschaft vermeiden will, muß die Perrücke ungepudert lassen, wenn er zu ihm geht, ob er zwar sonst sich hierüber kein Gewissen macht". (Ebenda, § 774 ff.)

zu einem Gegenstande frostiger Gleichgültigkeit oder frivolen Spottes geworden waren. Der Muth und der Eifer, womit Wolf an die sittliche Läuterung der Ansichten über Ehe und Familie Hand anlegte, war um so verdienstlicher, als selbst im Bereiche der Philosophie sich eine leichtfertigere Behandlung dieser heiligsten Verhältnisse geltend zu machen begonnen hatte. Die übergroße Strenge, womit das herrschende kirchliche System die Ehe lediglich als ein religiöses, den Gesetzen des bürgerlichen Lebens gänzlich entrücktes Institut — beinahe im Sinne des Katholicismus — auffaßte (während es doch die rücksichtslosesten Verletzungen dieses heiligen Bandes meist ruhig geschehen ließ), schien zum Widerspruch gegen solche Einseitigkeit und zur Vertheidigung der natürlichen Freiheit gegen den Zwang eines geistlichen Zelotismus aufzufordern. Schon galt es beinahe für das Anzeichen eines Philosophen, auch in diesem Punkte freieren Ansichten zu huldigen, und für das Anzeichen eines beschränkten theologischen Eiferers, auf der vollen Strenge des christlichen Pflichtgebotes in Bezug auf die Heilighaltung der Ehe zu bestehen. Die Kenntniß fremder, besonders orientalischer Völker, welche die jüngsten Seefahrten und Entdeckungsreisen erschlossen hatten, und die Vorliebe, womit man die Sitten und Gewohnheiten dieser Völker studirte, trug dazu bei, dem Zweifel: ob nicht ein freieres Verhältniß in der Liebe dem natürlichen Zustande der Menschen mehr entspreche, neue Nahrung zu geben. So ward diese Frage damals fast in ähnlicher Weise ein beliebtes Thema der Tagesdebatte, wie neuerlich etwa die Frage der Emancipation der Frauen. Selbst Leibnitz wollte nicht schlechthin behaupten, daß die Polygamie gegen göttliches und natürliches Recht verstoße, hielt vielmehr dafür, daß, wenngleich die Monogamie der Regel nach das Bessere sei, doch auch jene unter gewissen Umständen wol geduldet werden könne, wie der Vorgang des Grafen von Gleichen und der in diesem Falle von dem Papste selbst gefällte Ausspruch bezeuge. Namentlich würden, meinte er, die christlichen Missionarien wohlthun, den Chinesen und Indiern, um sie fürs Christenthum zu gewinnen, die Beibehaltung der ihnen zur Gewohnheit gewordenen Polygamie zu gestatten*). Ein Zeitgenosse von Leibnitz, Lyser, ging so weit, geradezu für die Polygamie das Wort zu nehmen**),

*) Rommel, „Leibnitz und Landgraf Ernst", 2. Bd. S. 342.

**) Seine Schrift, Discursus de Polygamia, ward in Kopenhagen und Stockholm öffentlich verbrannt. Vgl. Rommel, a. a. O. S. 298.

und leichtfertigere Geister, wie Faßmann, folgten begierig solchen Vorgängern*). Auch Thomasius hielt das Concubinat oder die sogenannte Gewissensehe nur nach positivem, nicht nach natürlichem Rechte für unerlaubt und glaubte außerdem, den Vornehmen in diesem Punkte besondere Freiheiten einräumen zu müssen**).

Dieser bedenklichen Toleranz in Bezug auf eines der wichtigsten Lebensverhältnisse setzte Wolf die ganze unerbittliche Strenge eines ausnahmelosen Pflichtgebotes entgegen. Zugleich aber gab er diesem Gebote dadurch einen verstärkten Nachdruck, daß er es nicht aus theologischen Voraussetzungen (deren Gültigkeit eine freidenkerische Philosophie anzweifeln mochte), sondern gerade aus eben dem Naturgesetze ableitete, auf welches diese Philosophie sich berief. Zurückgehend auf den natürlichen Zweck der Ehe und des dem Menschen angebornen Fortpflanzungstriebes, erklärte er jede unordentliche Befriedigung dieses Triebes, weil jenem Zwecke widersprechend, für ein Vergehen gegen die Natur und deshalb für unsittlich, und er ließ von dieser Regel keinerlei Ausnahmen zu, weder des Standes, noch des Geschlechts. Während die allzu nachsichtige öffentliche Meinung jener Zeit sogar den Frauen einen Bruch der Ehe nicht sonderlich hoch anrechnete, wollte Wolf selbst den Männern keinerlei Vorrecht in dieser Beziehung eingeräumt wissen, machte vielmehr beiden Theilen die gleiche eheliche Treue zur unverbrüchlichen Pflicht. Ja auch den Unverheiratheten legte er unbedingte Enthaltsamkeit von ungeregelten Liebesneigungen als ein Gebot der Natur auf***), — eine bei dem damaligen Stande der Sitten und Ansichten in diesem Punkte unerhörte Strenge.

Mit dem gleichen Ernste eiferte Wolf gegen andere Laster und Thorheiten der Zeit, von denen er das Glück der Ehen, den Wohlstand der Familien und die häusliche Zufriedenheit gefährdet sah — gegen den unsinnigen Luxus, insbesondere der Frauen, und gegen jene ebenso verkehrte, als verderbliche Ansicht, welche maßloses Wohlleben für den Zweck des menschlichen Daseins erklärte und zu dessen Erreichung die

*) Faßmann, „Gespräche im Reiche der Todten", 1. Bd. S. 642. Auch jener schwedische Baron, den Spener wegen ketzerischer Aeußerungen verklagte, hatte damit begonnen, die Polygamie der Chinesen als das Naturgemäßere im Vergleich zur christlichen Monogamie herauszustreichen.

**) „Juristische Händel", 3. Bd. S. 219.

***) Jus naturae, VII § 240, 345, 348; Oeconomica, § 140—145.

nöthigen Mittel um jeden Preis schaffen zu müssen wähnte, statt den Zuschnitt des Lebens und die Ausgaben der Haushaltung nach den vorhandenen Mitteln zu bemessen. Er schilderte die wohlthätigen Folgen der Sparsamkeit und das Glück derer, welche mittelst derselben aus beschränkten Verhältnissen allmälig in behäbigere übergingen, während er zugleich mit abschreckender Wahrheit den Ruin derer ausmalte, die in den Tag hinein wirthschafteten und, unbekümmert um die Zukunft, das Ihre vergeudeten und sich leichtsinnig in Schulden stürzten *). Und endlich ließ er nicht unerwähnt, welche Störungen des häuslichen Friedens aus einem Mangel an Sorgfalt für die gemeinsamen Angelegenheiten seitens des einen oder andern der Ehegatten entsprängen, und stellte ebensowol die unglücklichen Folgen einer gegenseitigen Erkaltung, wie die segensreichen eines harmonischen Zusammenlebens beider mit lebhaften Farben dar **). Auch die Pflichten der Eltern gegen die Kinder, sowie der Kinder gegen die Eltern, desgleichen der Herrschaften gegen die Dienstboten und umgekehrt, entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht. Mit Strenge rügte er die in den höheren Klassen und selbst in dem reicheren Mittelstande beinahe allgemein verbreitete Unsitte, die Säuglinge fremder Brust zur Ernährung anzuvertrauen, und ermahnte dringlichst alle Mütter, doch ja der „Weisung der Natur" in dieser Hinsicht sich nicht freventlich zu entziehen ***).

Genug, kein Verhältniß des häuslichen Lebens blieb von ihm unberührt, und über alle verbreitete er einen Ernst sittlicher Weihe, wie solcher dem Geschlechte, zu dem er sprach, seit lange fremd gewesen war. So eingehend hatten selbst die Pietisten diese Verhältnisse nicht behandelt, so nachdrucksvoll waren kaum ihre Ermahnungen gewesen, als diese im Namen der Vernunft und der Natur an alle Menschen, ohne Unterschied des Glaubens, von einem Philosophen gerichteten Belehrungen.

Hier liegen unstreitig die tiefsten und weitreichendsten Wurzeln des wohlthätigen Einflusses, den Wolf auf die Gesittung seiner und noch mancher folgenden Generation geübt hat. Es war die Stimme des schlichten bürgerlichen Gewissens, welche Wolf — selbst ein

*) Oeconomica, § 118, 141, 155.

**) Ebenda § 109.

***) Jus naturae, VII § 480.

Abkömmling jenes niedern Bürgerthums, das im Ganzen noch am treuesten die alte deutsche Ehrbarkeit bewahrt hatte*) — mit vollem Nachdrucke erhob, unbestochen durch den schimmernden Glanz der galanten Laster, denen alles, was modisch sein wollte, huldigte, unbeirrt auch durch die falschen Vorstellungen von natürlicher Freiheit, durch welche selbst manche sonst ernste Geister sich zu einer nachsichtigeren Beurtheilung dieses frivolen Treibens verleiten ließen.

---

*) Wolf war der Sohn eines Breslauer Bürgers und Rothgerbers („Wolf's Lebensbeschreibung", S. 110).

Neunter Abschnitt.

Anwendung der neuen philosophischen Ideen auf das Leben und die Gesellschaft: die Moralischen Wochenschriften. — Anfänge einer allgemeinen ästhetisch-literarischen Bewegung. Die Verirrungen der gelehrten Dichtkunst und der Rückschlag dagegen: die Satiren Neukirch's, Wernicke's u. a. — Wiedererwachen einer natürlicheren Dichtweise: Günther, Brockes, Richey, Hagedorn, Haller. — Die Versuche zur Herstellung einer nationalen Poesie im großen Stile: J. Chr. Gottsched. Sein Kampf mit den Schweizern.

Wachsendes Bedürfniß der gebildeten Klassen nach sittlichen und geselligen Verbesserungen.

Seit dem Wiedererwachen des geistigen Lebens in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, beinahe mehr als zwei Menschenalter lang, war das Interesse der Nation fast ausschließlich auf religiöse Kämpfe gerichtet gewesen. Jetzt hatte sich dieses Interesse einigermaßen erschöpft. Nicht blos der größere Theil der Laien, sondern selbst viele Geistliche fingen an, sich davon abzuwenden. Als praktisches Resultat der langen Streitigkeiten war eine gewisse gemäßigte Freisinnigkeit in Sachen der Religion, ein Geist der Duldsamkeit und der allgemeinen Menschenliebe ohne Ansehen des Glaubensbekenntnisses und ein erhöhter sittlicher Ernst in Behandlung aller Lebensverhältnisse wenigstens in vielen Kreisen der Gebildeten zurückgeblieben.

Dagegen machte sich das Bedürfniß, eben diesen irdischen Verhältnissen größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, immer stärker geltend. Die sich mehr und mehr ausbreitenden Beobachtungswissenschaften schärften den Sinn für die Betrachtung der Natur. Der emporblühende Verkehr und der gesteigerte Wohlstand wiesen die Menschen mit unabweisbarer Gewalt auf die Angelegenheiten des täglichen Lebens hin. An die Stelle der stumpfen Gleichgültigkeit, womit lange Zeit selbst die Gebildeten theils in Folge mangelnder Kenntniß, theils wegen der Verachtung, womit ein einseitiger religiöser Spiritualismus alle diese Dinge

behandelte, an den Schönheiten der Außenwelt, wie an den Beziehungen des menschlichen Zusammenlebens vorübergegangen war, trat eine lebhafte Neigung zu der Beschäftigung mit der Natur, zu den Freuden einer zugleich freieren und inhaltsvolleren Geselligkeit, eine aufmerksamere Beobachtung des eignen Selbst, sowie der Denk- und Handlungsweise Anderer, ein reger Drang sittlicher Vervollkommnung und gemeinnützigen Wirkens. Die Ansicht gewann immer mehr Boden, daß es nicht genüge, ein guter Christ zu heißen, so lange man nicht auch ein guter Bürger und ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sei, und daß es dem Christenthum keinen Abbruch thue, „wenn sich Leute fänden, die mit natürlichen und vernünftigen Gründen in Sachen, die den Umgang, die Haushaltung, Kinderzucht und gemeine Wohlfahrt betreffen, Andere gern von Thorheiten abführen und ihnen dasjenige sagen wollten, was entweder so sonderbar oder so lebhaft zu sagen die Umstände eines heiligen Amtes und Ortes nicht allemal zulassen" *).

Was Thomasius als die Aufgabe der Philosophie bezeichnet hatte: „daß sie die irdischen, praktischen Zwecke des Menschen und den Nutzen der Gesellschaft fördern müsse", was nach dem Ausspruche Wolf's das höchste Ziel der Moral sein sollte: „Streben nach Vollkommenheit in Gemeinschaft mit Andern" — das erhielt jetzt Fleisch und Blut, indem es aus den Höhen der Speculation in die Praxis des Lebens herabstieg und zum Gegenstande populärer Belehrung und geselligen Gedankenaustausches gemacht wurde.

Schon Thomasius hatte in seinen „Monatsgesprächen" einen ähnlichen Weg zu betreten versucht; allein, genöthigt, wie er es war, immerfort noch gegen die Herrschsucht und Unduldsamkeit der Orthodoxie und gegen den Pedantismus des Gelehrtenthums zu kämpfen, hatte es ihm an Muße gefehlt, sich eingehend mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens, der Geselligkeit, der Haushaltung, der Familie zu beschäftigen. Jetzt aber war jener Kampf abgethan, oder wenigstens nahm man es damit nicht mehr so ernst; dagegen wandte sich die öffentliche Theilnahme überwiegend den näherliegenden Fragen des praktischen Lebens zu.

Auch waren es schon nicht mehr vereinzelte Gelehrte, welche sich diesen Betrachtungen widmeten. Hier, wo es sich um Angelegenheiten handelte, die jeden unmittelbar berührten und jedem verständlich waren,

---

*) „Der Patriot", 1. Jahrgang, S. 30.

fühlte sich auch jeder zum Mitsprechen und Mithandeln aufgefordert, und so bildete sich eine Propaganda der Reform, welche alle besseren Elemente der Gesellschaft an sich zog und mit der unwiderstehlichen Gewalt eines großen geistigen Geheimbundes den zähen Widerstand des Alten überwand. Förmliche Vereinigungen entstanden unter Gleichgesinnten zu dem Zwecke, das Werk der sittlichen und geselligen Verbesserungen planmäßig zu betreiben, und aus diesen Vereinigungen ging, als Organ der neuen Ideen, ein ganz neuer Literaturzweig hervor, die „Moralischen Wochenschriften“.

Die Moralischen Wochenschriften: ihre Entstehungsweise und ihr Charakter.

Wenigstens die ersten und bedeutendsten dieser Wochenschriften verdankten ihr Entstehen nachweislich Gesellschaften, zu denen mit Gelehrten und Schriftstellern von Ruf sich auch Andere verbanden, deren Beruf weder das philosophische Katheder, noch die moralische und ästhetische Schriftstellerei war. Die Herausgabe der „Discurse der Maler“, des ersten namhaften Unternehmens dieser Art*) (Zürich, 1721), unternahm eine „Societät“, welche, wie ausdrücklich bemerkt wird, „nicht blos durch die ganze Schweiz, sondern auch darüber hinaus verbreitet war“ **) und an deren Spitze die späteren Häupter der schweizerischen Dichterschule, Bodmer und Breitinger, standen. Der „Patriot“ (Hamburg, 1724) ging aus der „Patriotischen Gesellschaft“ hervor, welche zu ihren Mitgliedern neben den Dichtern Brockes, Richey, Weichmann und den classischen Gelehrten Fabricius und Hoffmann auch Senatoren, Rechtsgelehrte, Geistliche und andre hervorragende Bürger der reichen Handelsstadt zählte***). Auch Gottsched's „Vernünftige Tadlerinnen“ (Leipzig, 1725) waren ursprünglich die Frucht eines gemeinsamen Planes Mehrerer†). Andere Vereine wieder machten sich die Verbreitung solcher Schriften oder die gemeinsame Lectüre und Besprechung ihres Inhaltes zur Auf-

*) Zwar citirt Gervinus („Gesch. der deutschen Dichtung“, 4. Bd. S. 19) nach Gottsched's Zeugniß zwei noch frühere Moralische Wochenschriften, den „Vernünftler“, 1713, und die „Lustige Fama“, 1718, beide zu Hamburg. Indeß scheinen dieselben wenig bekannt geworden zu sein; wenigstens habe ich sie sonst nirgends erwähnt gefunden, wie doch rücksichtlich anderer, z. B. der „Discurse“ und des „Patrioten“, häufig genug geschieht.

**) „Discurse“, I S. 14.

***) „Der Patriot“, 3. Jahrg., Vorrede.

†) Gottsched, „Anfangsgründe der Weltweisheit“, Vorrede.

gabe*), und endlich fehlte es nicht an zahlreichen freiwilligen Mitarbeitern, welche bald die von den Herausgebern der Wochenschriften gegen gewisse Gebrechen der Zeit erhobenen Rügen durch Beispiele aus ihren Umgebungen bekräftigten, bald auf andere, die sie noch nicht genug beachtet glaubten, aufmerksam machten, bald wieder gute Rathschläge in verwickelten Lebenslagen, Trost und Stärkung in Herzens- oder Gewissensbedrängnissen begehrten**). Genug, die Moralischen Wochenschriften wurden einflußreiche Mittelpunkte eines vielseitigen, regen und antheilvollen Austausches von Ideen, Empfindungen, Beobachtungen und Erfahrungen unter allen denen, welche Empfänglichkeit für eine zugleich freiere und ernstere Auffassung des Lebens besaßen, und wir sagen kaum zu viel, wenn wir behaupten, daß gewissermaßen der gebildete Mittelstand selbst es war, welcher diese Journale schreiben half.

Auch ihre Verbreitung war eine sehr bedeutende. Von dem „Patriot" wurden gleich im ersten Jahre 5000 Exemplare abgesetzt und außerdem ward er anderwärts nachgedruckt***). Selbst von ungleich schwächeren Producten derselben Gattung erschienen mehrfache Auflagen in verhältnißmäßig kurzer Frist†).

Dieser lebhaften Betheiligung der verschiedensten Berufsklassen an den Moralischen Wochenschriften und diesem unmittelbaren Hervorgehen derselben aus einem praktischen Bedürfniß des Volkes entsprach auch, wenigstens bei den besseren, die Mannigfaltigkeit des Inhalts und die Allgemeinverständlichkeit der Form, durch welches beides sie sich vor den bisherigen, lediglich von Gelehrten geschriebenen Journalen (selbst die Thomasiischen nicht ganz ausgenommen) vortheilhaft auszeichneten. Die ganze Breite des bürgerlichen Lebens — im Haus, in der Gesellschaft, im öffentlichen Verkehr — ward von dieser moralischen Kritik durchmustert, und nichts entging ihrem prüfenden Blick und ihrer freimüthigen Rüge. Mit richtigem Instinct erkannten die Herausgeber der Wochenschriften, daß der Schwerpunkt der gesellschaftlichen und sittlichen

*) Der „Patriot" (1. Jahrg. S. 343) erwähnt ausdrücklich zwei solche Vereine: zu Merseburg und zu Christianstadt.

**) Manche dieser angeblichen „Zuschriften" mögen wol erdichtet gewesen sein, um den Wochenschriften den Reiz größerer Abwechselung und frischerer Unmittelbarkeit zu geben; doch gilt dies keinesfalls von allen.

***) „Patriot", 1. Jahrg. S. 343.

†) Z. B. von den „Vernünftigen Tadlerinnen" drei.

Reform, die sie erstrebten, in einer Veredelung des Familienlebens und einer besseren Erziehung des nachwachsenden Geschlechtes liege. Aus diesem Grunde wendeten sie sich namentlich auch an die Frauen und suchten diesen ein lebendigeres Bewußtsein ihrer Pflichten, richtigere Begriffe von dem Zweck und der Bedeutung des Lebens beizubringen. Bald mit Ernst, bald mit Spott brandmarkten sie die thörichte Verschwendungssucht und Eitelkeit, durch welche so viele Familien sich ruinirten, die Vernachlässigung der ersten und heiligsten Mutterpflichten, wie sie leider auch unter den Frauen des Bürgerstandes immer mehr eingerissen war, die körperliche Verzärtelung und geistige Verwahrlosung der Kinder, die Koketterie der jungen Mädchen und das läppische Dandythum der jungen Männer, die steife Affectation des geselligen Tons, die Leerheit der hergebrachten Conversationen und die Entstellung der Muttersprache durch Einmischung von Fremdwörtern und von Provinzialismen *).

Ihre Bedeutung als Organe des Bürgerthums.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die ersten Moralischen Wochenschriften im Schooße zweier der größten und blühendsten Gemeinwesen erschienen, in der Freien Reichsstadt Hamburg und in dem republikanischen Zürich. Denn offenbar war es der Geist des echten Bürgerthums und der damit verwachsenen altvaterländischen Sitte, welcher in dieser neuen literarischen Bewegung sich gegen die aufgedrungene Herrschaft der vornehmen Klassen und des von ihnen

*) Hier nur eine kleine Blumenlese von Stellen Moralischer Wochenschriften, welche solche und ähnliche Themata behandeln. Ueber die Erziehung handeln: „Der Patriot", 1. Bd. S. 12, 20, 30, 33, 70, 93, 176, 215; 2. Bd. S. 227 ff.; 3. Bd. S. 24, 38 u. s. w. „Discurse", 1. Bd. S. 56 ff. „Vern. Tadl.", 1. Bd. S. 49, 255, 343, 391; 2. Bd. S. 63, 394, 455. „Die Matrone", S. 32. „Der Einsiedler", S. 35 u. s. f. Speciell über das Ammenwesen: „Der Patriot", 1. Bd. S. 32, 53, 176, 424. „Discurse", 2. Bd. S. 179. „Vern. Tadl.", 2. Bd. S. 451. „Die Matrone", S. 20. Ueber Frauenbildung: „Der Patriot", 1. Bd. S. 21, 77, 267 u. s. w. „Vern. Tadl.", 1. Bd. S. 45, 133, 194, 199 u. s. w. Ueber das steife Ceremoniell und die geistlosen Gespräche in den gewöhnlichen Gesellschaften: „Der Patriot", 1. Bd. S. 44 ff., 65, 73, 150, 193, 314 u. s. w. Ueber das Spiel: „Discurse", 1. Bd. S. 60 ff. „Vern. Tadl.", 1. Bd. S. 113 (an beiden Stellen ist dieselbe Geschichte von Locke aus Leclerc's Bibliothèque übersetzt — ein Beweis neben vielen andern von dem Mangel an Originalität der meisten dieser Wochenschriften). Ueber Luxus und Verschwendung: „Der Patriot", 1. Bd. S. 11, 153, 466 u. s. w.

gehegten ausländischen Wesens erhob. Aus dem gleichen Grunde mag es gekommen sein, daß auch von den späteren Unternehmungen ähnlicher Art die meisten und namhaftesten theils an größeren Handelsplätzen, theils in solchen Gegenden hervortraten, wo das echt deutsche Wesen und die hergebrachte Familiensitte sich noch verhältnißmäßig am kräftigsten erhalten hatte, in den Ländern des sächsischen und friesischen Stammes*).

Seit einem Jahrhundert hatte der deutsche Bürgerstand so sehr verlernt, sich mit seinen nächsten Verhältnissen zu beschäftigen, daß ihm das Bewußtsein seiner Bedeutung, ja beinahe seiner Existenz völlig abhanden gekommen schien. Immer nur den Blick auf die höheren Geburtsstände oder auf die Gelehrten gerichtet, hatte er sich gewöhnt, sich selbst für nichts zu achten. Die Städtechroniken, in denen Jahrhunderte lang Freud und Leid der bürgerlichen Gemeinwesen mit einer Sorglichkeit verzeichnet worden war, welche bezeugte, wie großen Werth man auf diese Gemeininteressen legte und wie wohl man sich darin fühlte, verstummen zum Theil schon während des dreißigjährigen Krieges, zum Theil bald nachher, spätestens am Wendepunkte zwischen dem 17. und 18. Jahrhundert, und die noch nothdürftig fortgesetzten verlieren um diese Zeit ihren früheren Charakter behaglicher Breite und Ausführlichkeit, werden wortkarg, trocken, sprechen häufiger von den allgemeinen Weltbegebenheiten, den Verhandlungen der Cabinette und den Neuigkeiten der Höfe, als von den Vorkommnissen und Angelegenheiten des

*) In der sehr reichhaltigen Sammlung Moralischer Wochenschriften auf der königl. sächs. Bibliothek zu Dresden finden sich: aus Hamburg: „Die Matrone" (1728), „Der vernünftige Liebhaber" (1744), „Unterhaltungen" (1766); aus Zürich: „Der Brachmann" (1740); aus Basel: „Der helvet. Patriot" (1755); aus Leipzig, nächst den „Vern. Tadlerinnen", „Der Biedermann" (1727), ebenfalls von Gottsched, später „Der Eremit" (1769) und „Der redende Stumme" (1771); aus Magdeburg und Leipzig: „Der Greis" (1763); aus Frankfurt a. M. und Leipzig: „Moral. Gedanken der Stillen im Lande" (1743); aus Königsberg: „Der Pilgrim" (1743), „Der Jüngling" (1775) und „Das preußische Tempe" (1781); aus Göttingen: „Der Sammler" (1736) und „Heilsame Vorträge" (1776); aus Celle: „Die Zellischen vernünftigen Tadlerinnen" (1742); aus Hannover: „Gemählde von den Sitten unserer Zeit" (1747) und „Die deutschen Zuschauerinnen" (1749) (letztere unter Mitwirkung J. Möser's); aus Holstein: „Der Hypochondrist" (1767), „Die Dithmarsische Wochenschrift zum Nutzen und Vergnügen" (1775), „Der nordische Aufseher" (1757) u. s. w.

bürgerlichen Lebens. Kaum daß die Familienchroniken in bürgerlichen Häusern von altem Schrot und Korn sich noch erhalten*). Die Denkwürdigkeiten und Reisebeschreibungen aus der letzten Hälfte des 17. und dem ersten Dritttheil des 18. Jahrhunderts, auch die von Nichtadeligen verfaßten, beschäftigen sich weit mehr mit dem Leben und Treiben der großen Welt, als mit den stillen Räumen des Hauses oder den Verhältnissen des Gemeinwesens**), und das Gleiche ist der Fall bei den gedruckten Zeitungen, welche allmälig immer mehr an die Stelle der geschriebenen Tagesberichte traten***).

In den Moralischen Wochenschriften aber hörte und sprach zum ersten male wieder das Bürgerthum von sich selbst. Zum ersten male waren es wieder seine eignen Interessen und Erlebnisse, seine Sitten und Gewohnheiten, sein häusliches und geselliges Leben, worauf es hier seine Aufmerksamkeit gelenkt sah. Zum ersten male maß es wieder mit dem Maßstabe der althergebrachten deutschen Gesittung nicht blos seine eigenen Thaten, sondern auch die der höheren Stände, und faßte sich ein Herz, diese letztern ebenso freimüthig zu kritisiren, wie sich selbst, statt in Demuth vor ihnen zu kriechen oder in äffischer Nachahmungssucht

---

*) J. Möser's Vater führte noch eine solche Chronik in seiner Hausbibel und verzeichnete darin die Geburt dieses Sohnes, 14. Dec. 1720. („Möser's Leben" von Nicolai, vor des Erstern „Verm. Schriften", S. 9.) Auch Kant's Vater besaß eine Hauschronik; die Mutter schrieb die Geburt des Sohnes, Kant selbst später den Tod seines Vaters in dieselbe ein („Kant's Werke", von Rosenkranz, 11. Bd. S. 16).

**) Dies gilt z. B. von Keyßler's „Reisen durch Deutschland" (1730), einer der wenigen unmittelbaren Quellen dieser Art, die wir aus der damaligen Zeit besitzen. Auch die 1854 erschienene Selbstbiographie des Chronisten Lucä (aus dem Ende des 17. Jahrhunderts) ist fast nur eine trockene Mittheilung äußerlicher Begebenheiten, keineswegs ein ähnliches Bild der damaligen Sitten und Gesellschaftszustände der Mittelklassen, wie ein solches von dem Leben der höheren die zahlreichen Memoiren, z. B. der Herzogin von Orleans, der Markgräfin v. Baireuth, des Herrn von Pöllnitz, Casanova's, die Briefe der Lady Montague und des Freih. v. Bielefeld u. a. dgl. enthalten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts werden wir der gerade entgegengesetzten Erscheinung begegnen; die Memoiren, Selbstbiographien, Briefwechsel, Tagebücher u. s. w. von Personen des Mittelstandes sind da in fast ungemessener Zahl und Ausführlichkeit vorhanden; dagegen werden die Schilderungen des Hoflebens immer seltener.

***) Z. B. das Theatrum Europaeum, das „Eröffnete Kabinet großer Herren", die verschiedenen „Postzeitungen" u. s. w.

ihre Laster und Thorheiten zu copiren. Zum ersten male wagte es, nach den Eingebungen der eignen Vernunft, nicht nach den Decreten einer fremden Autorität zu denken und zu handeln, den Gesetzen der Natur mehr, als denen eines steifen und geschmacklosen Herkommens zu gehorchen, statt des häßlichen Kauderwelsch, welches eine verkehrte Mode eingeführt hatte, den reinen und unvermischten Lauten der Muttersprache wieder das ihnen gebührende Recht im geselligen Verkehr wie in der Literatur zu verschaffen.

Vergleichung der deutschen Moralischen Wochenschriften mit den englischen.

Wie erfreulich aber auch eine solche Wiederermannung des deutschen Bürgerthums war und wie natürlich sie nach den vorausgegangenen Bestrebungen eines Spener, Thomasius, Wolf erscheint, so können wir doch nicht umhin, mit patriotischer Beschämung zu bekennen, daß auch dieser Fortschritt keineswegs ganz und rein einem innern Triebe des deutschen Geistes, daß er mindestens zum großen Theil einem fremden Anstoße zu verdanken war. Die unumwundenen Bekenntnisse der Herausgeber des „Patrioten" und der „Discurse" *) lassen keinen Zweifel daran übrig, daß erst der Vorgang der englischen Unternehmungen gleicher Gattung sie zu ihrem Vorhaben anfeuerte und ermuthigte, und zahlreiche Stellen in den genannten wie in andern Schriften ähnlicher Art bezeugen die weitgehende Abhängigkeit dieses ganzen Literaturzweiges von den ausländischen Originalen **). Auch halten die deutschen Wochenschriften

*) „Der Patriot", 1. Jahrg. S. 341; „Discurse", Widmung „an den erleuchteten „Zuschauer" der englischen Nation". Von Mylius, der einen „Freigeist" herausgab, erzählt Lessing („Werke", Ausg. von Lachmann, 4. Bd. S. 450), er wisse es aus dessen Munde, daß derselbe niemals angefangen, selbst daran zu arbeiten, ohne zuvor einige Stücke aus dem englischen „Zuschauer" (Spectator) gelesen zu haben. Ebendort spricht sich Lessing über die große Verschiedenheit der deutschen von den englischen Moralischen Wochenschriften aus.

**) Es sei hier nur auf folgende aufmerksam gemacht. Gleich der Eingang des „Patriot", das angenommene Incognito, das Reisen in fremde Welttheile, weiterhin sodann die Mittheilung von Statuten fingirter Gesellschaften, sind dem Spectator (1. Bd. p. 1—7 und 41 ff.) nachgebildet. In den „Discursen" ist das 21. Stück des 3. Bandes fast wörtlich aus dem 1. Stück des Spectator genommen; ebenso die Dialoge der Philosophen. Wieder ein anderes mal, im „Einsiedler", ist den Lettres persannes von Montesquieu der Kunstgriff abgeborgt, einen Wilden die Gebrechen der Civilisation rügen zu lassen. Wie sogar zwei Wochenschriften fast gleichlautend eine witzige Bemerkung Locke's über das Kartenspiel benutzt haben, ward schon oben bemerkt.

weder in Bezug auf innern Gehalt, noch auf Correctheit der Sprache und Eleganz des Stils eine Vergleichung mit den englischen aus. Zwischen dem Spectator und dem „Patrioten", der gehaltvollsten und am besten geschriebenen von allen deutschen Wochenschriften, die wir kennen*), ist eine ebenso große Kluft, wie zwischen dem bürgerlichen und öffentlichen Leben Englands in jener Zeit und dem unseres Vaterlandes**).

Auch in England bezeichnete das Auftreten des Tattler, des Spectator, des Guardian und ähnlicher periodischer Schriften einen Rückschlag des bürgerlichen und heimischen Geistes gegen die mit den Stuarts von Frankreich herübergekommene Sittenverderbniß und gegen den Uebermuth einer leichtfertigen und anmaßenden Camarilla. Auch dort galt es, die Grundsätze einer einfachen, herzlichen Frömmigkeit und einer unbestechlichen, lautern Sittenstrenge ohne die verwirrenden Spitzfindigkeiten dogmatischer Bekenntnisse ins praktische Leben zu übertragen und zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen. Auch dort bedurfte das Familienleben und die gemüthliche altenglische Geselligkeit einer Wiederauffrischung, das bürgerliche Selbstbewußtsein und der patriotische Gemeingeist einer Kräftigung, der ästhetische Geschmack der Nation einer Zurückführung zu größerer Wärme und Natürlichkeit. Aber die Aufgabe war dort eine viel leichtere und dankbarere, als in Deutschland. Die Wege zum Ziele waren ungleich geebneter und die Schwierigkeiten weniger groß. Mit der Vertreibung der Stuarts, deren Hof der Begünstiger französischen Geschmacks und französischer Leichtfertigkeit gewesen war, hatte alsbald eine starke Reaction gegen das eingedrungene Fremde, nicht blos vom sittlichen, sondern auch vom

---

*) Ich habe, außer den mehrgenannten drei Wochenschriften, „Der Patriot", die „Discurse" und „Die vern. Tadlerinnen", noch folgende verglichen: „Die Matrone", „Der Einsiedler", „Die Braut, wöchentlich an das Licht gestellt", „Der Jüngling", „Der Mensch", „Der Gesellige", „Heilsame Vorträge."

**) Ich schließe mich in Bezug auf die Bedeutung und Wirksamkeit der Moralischen Wochenschriften in England den Ansichten von Hettner („Gesch. der engl. Literatur", S. 260 ff.), Arnd, „Französ. Nat.-Lit.", 2. Bd. S. 85), Prutz, „Lit.-hist. Taschenbuch f. 1848", S. 374) u. a. an, mit denen auch bewährte englische Kritiker, wie Johnson, Drake, Macaulay, übereinstimmen. Mit Schlosser's wegwerfendem Urtheil über diesen ganzen Zweig der englischen Literatur („Gesch. des 18. Jahrh.", 2. Bd. S. 471) kann ich mich nicht befreunden.

politischen Standpunkte aus, begonnen. Das englische Familienleben, wenn auch eine Zeit lang etwas in den Schatten gestellt durch das Vorherrschen der auf äußeren geselligen Flimmer gerichteten französischen Sitte, war doch niemals so tief und so allgemein von dieser Ansteckung ergriffen worden, wie das deutsche, und bedurfte daher nur eines leisen Anstoßes, um wieder in alter Tüchtigkeit und Frische hervorzutreten. Die schöne Literatur hatte zwar den Einfluß französischer Unnatur, höfischer Charakterlosigkeit und sinnlicher Verweichlichung in hohem Grade, ja bis zum Excesse, erfahren *), aber gerade dieser Exceß bereitete eine um so schnellere Umkehr vor, und, während ein wesentlicher Theil dieser Verirrungen der Literatur zugleich mit den politischen Erscheinungen, welche ihn hervorgebracht hatten, wieder verschwand **), trat der heitere Ernst und der klare Tiefsinn des altenglischen Geistes, welchen einzelne bessere Schriftsteller selbst inmitten jenes Taumels allgemeiner Zügellosigkeit nicht verleugnet hatten, aufs Neue in seine Rechte ein. Auf dem religiösen Gebiete war bereits durch die Schriften der Freidenker eine Auseinandersetzung zwischen dem Glauben und der Vernunft zu Stande gebracht, welche den vollen und ungeschmälerten Gebrauch dieser letztern in allen Fragen des Lebens und der Wissenschaft gestattete, ohne daß die Frömmigkeit dabei Gefahr lief. Endlich aber ging in England diese ganze Bewegung, wenn auch ihren nächsten Zielen nach blos literarisch und moralisch, doch auf der breiten Basis eines großartigen und kräftig entwickelten öffentlichen Lebens vor sich und zog aus diesem Boden mannigfach befruchtende Keime. Der politische Parteikampf war eine gute Schule der Charakterbildung für das Individuum. Der Gemeingeist und die Unterordnung unter ein größeres Ganzes, welche in den öffentlichen Beziehungen verlangt wurden, wirkten auch auf die geselligen Verhältnisse und die sittlichen Anschauungen günstig zurück. Das ganze Leben der Nation erhielt dadurch einen bestimmteren Abschluß, eine größere Klarheit und Sicherheit in sich selbst.

Den Rückhalt, welchen die englischen Moralisten an diesem scharf ausgeprägten und kräftigen Nationalgeiste hatten, mußten nun aber die

*) Macaulay, „Gesch. Englands", 3. Kapitel.

**) Siehe ebenda die vortreffliche Ausführung Macaulay's über den Zusammenhang des leichtfertigen Zuges der englischen Literatur nach der Restauration mit der politischen Reaction gegen das Puritanerthum.

deutschen zu ihrem großen Nachtheil gänzlich entbehren. Hier wehte nicht jener frische Odemzug politischer Freiheit, der seinen reinigenden und belebenden Hauch auch in die Räume des Hauses und in die Kreise der Gesellschaft weit hinein entsendet. Hier gab es keine jener großen vaterländischen und nationalen Strebeziele, welche den Einzelnen in natürlicher Stufenfolge von dem engeren bürgerlichen zu dem allumfassenden weltbürgerlichen Standpunkte hinüberleiten, sondern zwischen diesen beiden Polen blieb eine weite, unausgefüllte Lücke, die in den edleren Gemüthern nur zu leicht die unklare Stimmung einer krankhaften Sentimentalität hervorrief. Hier fehlte dem ganzen Denken und Thun der Menschen jener natürliche Schwung und jener sichere Halt, welchen nur die thätige Theilnahme an großen Gemeininteressen erzeugt, und die künstliche Hinlenkung auf theoretische Ideale konnte nur höchst nothdürftig diesen Mangel ersetzen.

Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die englischen Wochenschriften die deutschen an Frische und Unmittelbarkeit der Auffassung aller Verhältnisse übertreffen, wenn ihre Schilderungen von Personen und von Zuständen in eben dem Maße durch den Reiz individueller Wahrheit uns anziehen, wie die ihrer meisten deutschen Nachahmer uns durch eine matte und verschwommene oder vage und schematisirende Haltung langweilen, wenn statt des lebenskräftigen Humors, der sich dort über Alles behaglich ausbreitet, hier nur zu häufig eine krankhaft sentimentale oder erkünstelt pathetische Stimmung vorherrscht, und ein breites, schwerfälliges Moralisiren die Stelle jener leichten, heitern und doch so eindrucksvollen Lebensphilosophie ersetzen muß, mit welcher ein Addison seine Landsleute zur Tugend anleitet und von Thorheiten abmahnt. Noch heute gelten jene englischen Wochenschriften mit Recht als Musterstücke ihrer Gattung, während es bei den meisten der deutschen eine wirkliche Arbeit ist, sie durchzulesen. Dazu kommt, daß in England dieser ganze Literaturzweig sich in einigen wenigen, aber vorzüglichen Erzeugnissen erschöpfte und, nachdem er seine Aufgabe erfüllt, von der Bühne abtrat, um andern Richtungen Platz zu machen, wogegen in Deutschland die Masse der Moralischen Wochenschriften über ein halbes Jahrhundert lang bandwurmartig in zahllosen Wiederholungen derselben schwächlichen Mittelmäßigkeit sich fortschleppt, indem fast jede folgende immer trivialer, einförmiger und langweiliger wird, als die vorhergehenden *).

*) Gervinus („Geschichte der deutschen Dichtung", 4. Bd. S. 19) zählt nach

Wiedererwachen der nationalen Dichtung.

Inzwischen hatte der neue Geist, der in den Mittelklassen erwacht war, seinen Drang nach Bethätigung keineswegs in den Erzeugnissen jener moralisirenden Unterhaltungsliteratur erschöpft, sondern gleichzeitig auf einem anderen Gebiete sich weitere und freiere Bahn erschlossen. Die deutsche Dichtkunst, welche mit dem Verfall des Bürgerstandes ihre innere Triebkraft und ihre wahre Ursprünglichkeit eingebüßt hatte, begann jetzt, unter dem Einflusse einer neuen Culturströmung, neue Blüthen zu treiben und, wennauch vorerst nur aus bescheidenen Anfängen, einem höheren Ziele zuzustreben.

Rückblick auf die Geschichte der deutschen Poesie. Die bürgerliche Dichtung des 16. Jahrhunderts.

Die deutsche Dichtkunst hatte, nachdem sie von ihrem Höhepunkte im 13. Jahrhundert heruntergestiegen war, noch einmal im sechszehnten einen frischern Anlauf genommen. Wie dort Männer des Adels, so hatten hier einfache Bürger sich ihrem Dienste gewidmet. Die Sphäre dieser Dichtkunst war freilich eine beschränkte; es war meist die kleine Welt der bürgerlichen Betriebsamkeit und des Familienlebens; aber in diesem Gebiete erging sie sich mit dem ganzen Behagen einer unmittelbar aus der vollen Gegenwart schöpfenden Naivetät. Es war der Geist des noch unverdorbenen, lebenskräftigen und selbstbewußten Bürgerthums, der sich in diesen Dichtungen spiegelte. Daher durfte ein Hans Sachs ungescheut über die kleinen Schattenseiten des häuslichen Lebens spotten, denn das deutsche Bürgerhaus stand noch auf festem Grunde, und diese Zuversicht würzte die poetische Lust am ungefährlichen Spotte; daher mochte ein Johann Fischart mit unverwüstlichem Humor alle Thorheiten seiner Zeit geißeln, denn die Zeit war in ihrem innersten Kerne noch gesund und daher aufgelegt zum Lachen über sich selbst.

Absterben derselben. — Ihre letzten Spuren im 17. Jahrhundert, und Unterschied dieser Dichtungen von denen des 16. Jahrhunderts.

Aber dieser glückliche Zustand war nur von kurzer Dauer. Das Bürgerthum büßte seinen inneren Halt und sein stolzes Selbstgefühl ein unter dem wachsenden Einflusse der Fürstenmacht und der rasch fortschreitenden inneren Auflösung des Reichs. Die Gelehrten trennten sich wieder

---

Gottsched's Zeugniß (in dessen „Neuestem aus der anmuthigen Gelehrsamkeit") nur allein bis zum Jahre 1761 nicht weniger als 182 Wochenschriften, worunter freilich wol manche, die mehr zu den ästhetisch-kritischen, als zu den eigentlich moralischen (in welchen letztern die ästhetisch-literarische Kritik bloße Nebensache ist) zu rechnen sein möchte. Dagegen reicht diese Literatur auch noch viel weiter, nämlich bis an und in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts herab.

mehr und mehr vom Volke. Die vornehmen Klassen nahmen die Sitten und den Geschmack des Auslandes an*).

Der dreißigjährige Krieg, der diese unglückselige Wandlung der deutschen Zustände vollendete, schien noch einmal, gerade durch die Größe des hereinbrechenden Uebels, den Nationalgeist zum Widerstande dagegen aufzustacheln, und der letzte Aufschrei dieses Geistes fand auch in der Poesie einen lebhaften Widerhall. Der Kampf, den die Komödien des Andreas Gryphius**), die satirischen „Gesichte" des Moscherosch, die Abenteuer des Simplicissimus, die Gedichte Logau's, Rachel's, Lauremberg's u. a., nicht weniger auch die prosaischen Sittenschilderungen und die Strafpredigten eines Schuppius und Abraham a St. Clara gegen die hereinbrechende Verderbniß des häuslichen und Familienlebens, gegen den unseligen Hang der herrschenden Klassen zu ausländischem Wesen, gegen die Gewissenlosigkeit einer höfischen Beamtenschaft und Diplomatie und gegen die Verunreinigung der Muttersprache durch ein Kauderwelsch fremder Idiome mit allem Aufgebote sittlicher und patriotischer Entrüstung führen, entwickelt bisweilen eine Stärke des Gefühls und eine Fülle des Humors, welche uns doppelt schmerzlich die ganze Größe des Verlustes empfinden läßt, den Deutschland durch die Verkümmerung und endliche Vernichtung eines so kräftigen und zähen Volksgeistes erlitt. Was jedoch diesen Dichtungen des 17. Jahrhunderts im Vergleich zu denen des sechszehnten schon abgeht, das ist die unbefangene Naivetät und das wohlthuende Behagen eines sichern Rückhaltes an den allgemeinen Zuständen und den Gefühlen der Nation. Man merkt es ihnen an, daß der Geist, dessen Ausfluß sie sind, schon nicht mehr im ruhigen Besitze der Herrschaft über das lebende Geschlecht, sondern bereits im Fliehen begriffen ist und nur mit letzter, verzweifelter Anstrengung sich gegen das Eindringen eines neuen, fremden Geistes wehrt.

Die geistliche Dichtung.

Die einzige Dichtungsart dieser Zeit, in welcher sich noch die ganze Wärme und Zuversicht einer aus innerstem Herzen kommenden Begeisterung ausspricht, ist das geistliche Lied — zugleich die einzige, worin sich noch, als in einem gemeinsamen Elemente des Empfindens, Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungelehrt begegnen. Mit

*) S. oben Seite 17 ff.

**) Insbesondere der „Horribilicribrifax" und die „Geliebte Dornrose".

den eigentlich geistlichen Liederdichtern, unter denen noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein Paul Gerhard als würdiger Nachfolger Luther's auf diesem Gebiete glänzt, wetteifern auch die weltlichen in der beredten Ausmalung der Eitelkeit dieser Welt und der sehnsuchtsvollen Hinweisung auf ein besseres Jenseits, und selbst Frauen vom höchsten Range zeigen sich beeifert, in frommen Gesängen den irdischen Lockungen ihres Geschlechts und ihres Ranges abzusagen*).

Indessen war die geistliche Dichtung so wenig, wie jene satirische, im Stande, den Mangel einer volksthümlichen Poesie, der sich im Uebrigen fühlbar machte, zu ersetzen. Denn auch sie hatte es nicht mit einer poetischen Abspiegelung oder Verklärung des Lebens und seiner Erscheinungen, sondern mit einer Flucht über die Schranken alles Irdischen hinaus zu thun, und jenes sinnlich-geistige Behagen an der umgebenden Wirklichkeit, an der Natur, an den Freuden der Geselligkeit, an den zarteren Empfindungen des Herzens, an Haus und Vaterland, kurz Alles, was ein so wesentliches und unentbehrliches Element einer lebensvollen und volksthümlichen Poesie ist, mußte ihr nothwendig fremd bleiben.

Mangel poetischer Motive aus dem Leben und dessen Folgen für die volksthümliche Dichtung.

Dieser Mangel eigentlich poetischer Motive aus dem Leben selbst, und namentlich aus dem bürgerlichen und dem Volksleben, macht sich in allen Erscheinungen der damaligen Dichtung fühlbar. Die Lyrik selbst scheint nur halb verzagt an Stoffe des irdischen Daseins heranzutreten und immer so bald als möglich zu den elegischen Klängen frommer Weltverachtung zurückzukehren. Die „geistlichen Lieder", die „Trost-, Sterbe- und Begräbnißgedichte" nehmen einen breiten Raum in allen Gedichtsammlungen jener Zeit ein, und auch die ihrem Gegenstande nach rein weltlichen Dichtungen wenden sich doch mit entschieden größerer Vorliebe den ernsten, selbst düstern Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles

*) Hagenbach, „Der evangel. Protestantismus", 1. Thl. S. 518, 2. Thl. S. 158; „Geistliche Lieder evangel. Frauen des 16., 17. u. 18. Jahrh.", herausgegeben von Stromberger. Es finden sich darin 73 geistliche Lieder von 25 verschiedenen Dichterinnen, zum Theil aus den höchsten Ständen, z. B. einer Kurfürstin von Brandenburg, einer Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt, einer Gräfin von Stolberg u. a. Die Lieder aus dem 16. und 17. Jahrh. tragen das Gepräge schlichter Innigkeit; die des achtzehnten verrathen zum Theil schon die damals üblich gewordene Manier herrnhuterisch spielender Andächtelei.

Irdischen, als den heitern Tönen der Freude und einer frischen Lebens- und Thatenlust zu*). Lieder dieser letztern Art, wie Simon Dach's „Aennchen von Tharau"**), Paul Flemming's „Lied vom Kusse" und „Sei dennoch unverzagt!" nebst wenigen andern stehen als vereinzelte Ausnahmen von der allgemeinen Regel da. Roman und Drama suchen die entlegensten Zeiten und die fremdartigsten Oertlichkeiten auf und ergehen sich lieber in Schilderungen höfischen Ceremoniells und hoher politischer Dinge, als, wie die Dichtkunst des 16. Jahrhunderts, in der Darstellung von Begebenheiten aus den nächsten Kreisen des Hauses, der Genossenschaft oder des bürgerlichen Gemeinwesens. Von der „Asiatischen Banise" an bis zu den Talandrischen Romanen, einer Lieblingslectüre der Mittelklassen in dem ersten Dritttheil des vorigen Jahrhunderts***), von Happel's „Insulanischem Mandorell" bis zu der vielberühmten „Insel Felsenburg" und ihren zahlreichen Nachahmungen und Fortsetzungen, von dem „Leo Armenius" des A. Gryphius†) bis herab zu den „Haupt- und Staatsactionen" der Volksbühne, bei denen ebenfalls die „Tamerlane" und „Bajazets" eine wichtige Rolle

---

*) Vergl. die Gedichtsammlungen von Opitz, Flemming, Dach, Roberthin, A. Gryphius u. a.

**) Dieses Lied war ursprünglich im Dialekt geschrieben.

***) Z. B. „Die amazonische Smyrna, worinnen unter Einführung trojanischer, griechischer, amazonischer und asiatischer Geschichten die Begebenheiten jetziger Zeit, deren Veränderungen und Kriegsläufte auf eine sehr curieuse Weise in den annehmlichen Staats- und Liebesroman verwickelt vorgestellt werden", von Imperialis, Frankfurt und Leipzig, 1705. Von den angeblichen Anspielungen auf die Gegenwart ist wenig zu bemerken, denn die höchst steifen Erzählungen von Schlachten, sowie die in der uncultivirtesten Sprache geführten Liebesgespräche zwischen Prinzen und Prinzessinnen haben einen durchaus vagen, jeder localen und individuellen Wahrheit entbehrenden Charakter. Aehnlich verhält es sich mit anderen Romanen der gleichen Gattung, z. B. „Der lustige Student", worin auch ein Prinz die Hauptrolle spielt, „Die albanische Suleima in einer wohlanständigen und reinen Liebesgeschichte" (1713), „König Salomo", „Prinzessin von Armenien" u. s. w. u. s. w.

†) A. Gryphius selbst deutet diesen Zusammenhang der damaligen Poesie mit der Trostlosigkeit der gegebenen Zustände, insbesondere der nationalen, in seiner Vorrede zu dem oben genannten Trauerspiel mit den folgenden Worten an: „Nachdem unser ganzes Vaterland sich nunmehr in seine eigne Aschen verscharrt und in einen Schauplatz der Eitelkeit verwandelt, bin ich beflissen, die Vergänglichkeit menschlicher Sachen in gegenwärtigen und etlichen folgenden Trauerspielen vorzustellen".

spielen*), trug alles diesen Charakter des Hinausstrebens in eine unbestimmte Weite, des unbefriedigten Sichabwendens von der trostlosen Wirklichkeit oder aber der vornehmen Verachtung des Volkslebens und seiner Erscheinungen. Sogar in der Komödie glaubte man nur mit „Kaisern und Potentaten" Glück machen zu können**).

So verschwand aus der deutschen Poesie allmälig das volksthümliche und natürliche Element. Es fehlte an Stoffen aus dem wirklichen Leben, weil dieses nach allen Seiten hin zerrüttet und verkümmert war, und es fehlte nicht minder der ernste Trieb und die innere Freudigkeit dichterischen Schaffens. Die höheren Klassen zogen sich vollends ganz von der vaterländischen Dichtung zurück: der Adel und das vornehme Bürgerthum wollten nur noch französische Schriften lesen, französische Dramen oder italienische Opern sehen; die Gelehrten schmiedeten mühsam lateinische Verse***), und was noch von wirklich einheimischer Dichtung vorhanden war, wie die Volksschauspiele, verfiel, da die Gebildeten sich davon lossagten, in Rohheit und Geschmacklosigkeit†).

Anfänge einer gelehrten Dichtkunst und deren Charakter.

Inzwischen war eine neue Art von Dichtkunst neben der früheren, volksthümlichen, entstanden und hatte sich bald vornehm herabsehend über diese erhoben. Die Urheber und Anhänger derselben waren Gelehrte, und sie trieben das Dichten wie eine Sache der Gelehrsamkeit, wie eine Kunst, welche gelehrt und gelernt werden könne. Nachahmer der Alten, zum Theil auch blos Nachahmer der Nachahmer dieser, der Franzosen, Italiener, Holländer, dichteten sie nicht sowol nach natürlichem Gefühl, als nach gewissen äußeren, von fremden Mustern abgezogenen Regeln, mehr aus Ehrgeiz der Nacheiferung, als aus wahrem inneren Triebe, mehr, um die erlernten Formen auf einen beliebigen Stoff anzuwenden, als, um eine sich darbietende Fülle gegebenen Stoffes, selbsteigner Erlebnisse, Empfindungen und Beobachtungen in dichterische Form zu fassen. Sie wandten ihre ganze Kunst dazu an, durch zierliche oder erhabene Bilder, durch scharfsinnige

*) Devrient, „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", 1. Bd. S. 346.

**) Opitz, „Buch von der deutschen Poeterei" (vor dessen „Deutschen Gedichten"), S. 16.

***) Darunter ist manches in seiner Art ganz gelungen, z. B. die lateinischen Gedichte der beiden Lotichius; allein das Dichten in einer fremden, todten Sprache war immerhin Unnatur.

†) Devrient a. a. O.

Gleichnisse, durch wohlgewählte Beiwörter, endlich durch die Regelmäßigkeit der Verse, den Wohlklang der Reime und die Reinheit der Sprache die Phantasie zu ergötzen, den Verstand zu schärfen und dem Ohre zu schmeicheln; aber sie thaten wenig oder nichts für die Erwärmung des Herzens und die Befriedigung des wahren Dranges dichterischer Empfindung. Sie waren mehr beredt, als gefühlvoll, reicher an Worten, als an Gedanken, geschickter, fremde Ideen und Anschauungen sich anzueignen und in die Töne der Muttersprache zu übertragen, als selbstschöpferisch solche hervorzubringen, mehr Vers- und Reimkünstler, als eigentliche Dichter. Es ist wahr, neben dem stolz einherschreitenden Alexandriner dieser neuen Schule nehmen sich die ungefügen und schlottrigen Verse eines Hans Sachs oder Jacob Ayrer ziemlich tölpelhaft aus; aber in diesen plumpen Versen verbirgt sich mehr Naturwahrheit und frisch pulsirendes Leben, als in der steifen Regelrechtigkeit jenes den Franzosen abgelernten Versmaßes. Die gelehrte Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts gleicht einem Salon, wo Jedermann bemüht ist, immer in den feinsten Wendungen zu sprechen, wo Witz und Scharfsinn sich anstrengen, etwas Neues, Pikantes, Ueberraschendes zu sagen, wo das Ohr durch keine Unschönheiten des Dialektes und keine Nachlässigkeiten des Redebaues beleidigt wird, wo aber auch Alles nur nach künstlichen Regeln und Vorschriften abgemessen, Alles auf den äußerlichen Effect berechnet ist, wo statt des warmen Herzschlages einfach menschlicher Empfindung nur die steife Nachahmung fremder Manieren und die strenge Erfüllung eines frostigen Ceremoniells Wort und Geberde dictirt, wo Niemand selbständig zu denken, zu fühlen und zu sprechen wagt, sondern Jeder nur darnach fragt, was in den Augen der Anderen für wohlanständig oder modisch gelte.

Vergleichung der verschiedenen Stadien dieser gelehrten Dichtung mit einander. Die erste und die zweite schlesische Schule.

Auch diese gelehrte Dichtung hat ihre Entwickelungsgeschichte, welche mit der wachsenden Verderbniß des öffentlichen Geistes gleichen Schritt hält. In ihren Anfängen — um die Zeit des beginnenden großen deutschen Krieges — trägt sie noch den Charakter eines gewissen männlich-sittlichen Ernstes; die Nachahmung fremder Muster erscheint hier wie eine bloße Nothwehr gegen die eingerissene Rohheit der Volksdichtung, die Beschäftigung mit Stoffen und Ideen der alten Welt wie eine letzte Zuflucht aus der Trostlosigkeit und Leere der Gegenwart, und das angelegentliche Bemühen, die deutsche Sprache zu reinigen und sie

zugleich zur Ebenbürtigkeit sowol mit den classischen, als mit den modernen fremden Sprachen zu erheben, ist jedenfalls ein zweifelloses und bleibendes Verdienst der ersten schlesischen Schule und ihres Stifters, Martin Opitz *).

Dagegen verräth die deutsche Poesie nach dem dreißigjährigen Kriege die Spuren der tiefen Veränderung, welche während dieser Zeit in der Bildung und Gesittung der Nation vor sich gegangen. An Stelle der sittlich-strengen und patriotischen Gesinnungen, welche die Dichtungen eines Opitz, Flemming, A. Gryphius kennzeichnen, erscheint bei den Dichtern der zweiten schlesischen Schule eine weichliche Lüsternheit in der Ausmalung sinnlicher Reizungen und eine fast ausschließliche Beschäftigung mit leichtfertigen Stoffen, an Stelle der gemessenen, freilich oft nüchternen Einfachheit des Ausdrucks jener eine geschmacklose Ueberladung mit äußerlichem Prunk und Zierrath aller Art. Die Gedichte Hoffmannswaldau's, Lohenstein's und ihrer Schüler sind ein treues Abbild der allgemeinen Verderbniß des Geschmacks und der Sitten, welche damals sich über Deutschland ausbreitete. Eine Manier, welche „die Farben färbte" **) und mit lüsternen Bildern, ausschweifenden Gleichnissen und gezierten Beiwörtern einen ebenso abgeschmackten als verschwenderischen Luxus trieb ***), konnte nur in einer Zeit Glück

---

*) Vgl. „Martin Opitz. Eine Monographie", von Fr. Strehlke.

**) Cholevius, a. a. O. 1. Bd. S. 392.

***) Einige Proben theils von der Ueberladung und Abgeschmacktheit, theils von der Weichlichkeit und Leichtfertigkeit des Ausdrucks in den Dichtungen der zweiten schlesischen Schule mögen hier Platz finden. Hoffmannswaldau läßt in seinen „Heroiden" (dem Ovid nachgedichtet) das Fräulein von Trott an Herzog Heinrich von Braunschweig schreiben:

> Könnt' ich in Honigseim mir meinen Mund verkehren,
> Könnt' ich in Schwanen doch verkleiden meine Brust,
> Könnt' ich mit linder Hand Dir eine Lust gewähren,
> Die auch die Lieblichkeit zuvor nicht hat gekost',
> Könnt' ich als Balsam doch auf Deinem Schooß zerfließen,
> So meint' ich, daß das Weib, durch das die Sonne muß (das Sternbild der Jungfrau),
> Mir an der Würdigkeit wol würde weichen müssen,
> Denn ich bin mehr, als sie, sie krieget keinen Kuß.

Lohenstein's Trauerspiel „Ibrahim Bassa" beginnt mit dem Monologe:

> Weh! weh mir! Asien! ach! weh!
> Weh mir! ach! wo ich mich vermaledeien,

machen, wo auch im Leben überall der äußere Schein mehr galt, als der innere Gehalt, wo eine leichtfertige Ueppigkeit sich aller Klassen

Wo ich bei dieser Schwermuthssee,
Bei so viel Ach selbst mein bethränt Gesicht verspeien,
Wo ich mich selbst mit Heul'n und Zeterrufen
Durch strengen Urtheilsspruch verdammen kann!
So nimm dies lechzend Ach, bestürzter Abgrund, an!
Bestürzter Abgrund! O, die Glieder triefen
Voll Angstschweiß! Ach des Achs! Der laue Brunn
Der dürren Adern schwellt den Jüscht der Purpurfluth,
Mein Blutschaum schreibt mein Elend in den Sand!

Bei einem Nachahmer Hoffmannswaldau's und Lohenstein's finden sich die nachstehenden Verse:

Nektar und Zucker und saftiger Zimmet,
Perlenthau, Honig und Jupiter's Saft,
Balsam, der über der Kohlengluth glimmet,
Aller Gewächse versammelte Kraft
Schmecket, zu rechnen, mehr bitter, als süße,
Gegen den Nektar der zuckernen Küsse.

Ein Gedicht in der Neukirch'schen Sammlung persiflirt trefflich diese Geschmacklosigkeit der gezierten Bilder und Gleichnisse. Dasselbe hebt an:

Amanda, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seufzer Blasebalg, des Trauerns Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein und Baumöl meiner Schmerzen.

Die Romanprosa ahmte den Schwulst und die ekelhafte Lüsternheit der Gedichte dieser Schule nach. Das allermerkwürdigste Beispiel dieser ganzen Gattung dürfte wol das Gedicht: „Die Ruhestatt der Liebe" sein, welches bisweilen unter den Hoffmannswaldau'schen Gedichten aufgeführt wird, in Wirklichkeit aber Besser zum Verfasser hat, der darin noch als Anhänger der zweiten schlesischen Schule erscheint — merkwürdig besonders auch deshalb, weil es durch Leibnitz der Kurfürstin von Hannover mitgetheilt und empfohlen, von dieser mit Beifallsbezeigungen an die Herzogin von Orleans gesendet ward. Prutz in seinem „Göttinger Dichterbund", S. 54, will in der zweiten schlesischen Schule eine berechtigte und naturgemäße „Reclamation gegen die Nüchternheit der ältern schlesischen Schule für die heitern Rechte der Sinnlichkeit" erkennen. Allein dazu ist die Sinnlichkeit, die in diesen Dichtungen herrscht, viel zu wenig natürlich, viel zu gemacht, halb frostig, halb raffinirt lüstern; es ist, wie Prutz selbst gestehen muß, „kein wirkliches Pathos" darin. Gervinus („Geschichte der deutschen Dichtung", 3. Bd. S. 432) ist der Meinung, das „strenge Zeitalter" Hoffmannswaldau's habe so viel Schlüpfrigkeit schwer ertragen können. Ich glaube vielmehr, daß H. den Geschmack seiner Zeit, d. h. des großen Haufens der Gebildeten und Halbgebildeten, ganz wohl traf; sonst hätte seine Manier nicht so viel Verbreitung und Nachahmung gefunden,

bemächtigt hatte, wo selbst das männliche Geschlecht einer fast weibischen Zierlichkeit im Putz huldigte, in weitgebauschten Pluderhosen und buntverzierten Wämmsern, mit Federn auf den Hüten, Bändern an den Knien und gedrehten Locken hinter den Ohren einherstolzirte, wo ein gespreiztes, bombastisches Wesen in Gang und Stellung, in Ausdruck und Ton der Rede allgemeine Mode geworden war, und wo der Anblick der wilden Scenen des Kriegs und die Entfesselung aller roheren Triebe jedes feinere Gefühl dermaßen abgestumpft hatte, daß nur noch das Ungeheuerliche, Phantastische und Grelle einen Eindruck zu machen vermochte.

Die höfische und conventionelle Poesie. Das Gelegenheitsgedicht.

Diese Maßlosigkeit in der Literatur machte nach einiger Zeit einer andern Art von Unnatur Platz: das steife, conventionelle Wesen der Höfe und der nach ihrem Muster geschulten Gesellschaft ging auch in die Poesie über. Die ausschweifende, aber wenigstens lebhafte und bewegliche Phantasie eines Guarini und Marino, bei welchen die zweiten Schlesier in die Schule gegangen, mußte dem kalten, abgemessenen Witze der Franzosen weichen. Horaz ward jetzt das gepriesene und nachgeahmte, freilich nur verzerrt wiedergegebene Vorbild unserer Dichter, wie es vorher Ovid und zu Opitzens Zeiten Seneca gewesen war. An Stelle der Liebesgedichte kamen die „Staats- und Lobschriften“, die „Heldengedichte“, die gereimten „Wirthschaften“ und ähnliches auf, und selbst die „galanten“ Poesien, welche daneben noch Platz fanden, gaben sich selten mit anderen, als den Herzensregungen vornehmer Personen ab. Das Gelegenheitsgedicht, über dessen Umsichgreifen schon Opitz geklagt hatte*), ward jetzt nicht blos zur

sonst hätte nicht Gottsched für nöthig erachtet, gerade gegen diese Richtung so streng zu eifern. Wie verbreitet damals sogar unter den ernstesten Männern das Gefallen an dieser Art von Zweideutigkeiten in der Poesie war, bekundet das Beispiel Leibnitzens, welcher nicht blos, wie oben mitgetheilt, Gedichten wie „die Ruhestatt der Liebe“ seinen Beifall zollte, sondern auch selbst Verse in diesem Geschmacke machte. Die von Professor Rößler im Archiv zu Hannover aufgefundenen Handschriften des großen Philosophen enthalten davon ziemlich starke Proben.

*) „Von der Poeterei“, S. 6. „Ferner so schaden auch dem guten Namen der Poeten nicht wenig diejenigen, welche mit ihrem ungestümen Ersuchen auf Alles, was sie thun und vorhaben, Verse fordern. Es wird kein Buch, keine Hochzeit, kein Begräbniß ohne uns gemacht, und, gleichsam als wenn Niemand könnte allein sterben, gehen unsere Gedichte zugleich mit ihnen unter. Dieser begehrt ein Lied auf eines Anderen Weib, jener hat von des Nachbarn Magd geträumt“ u. s. w.

herrschenden, sondern beinahe zur alleinherrschenden Gattung der Poesie. Man sah das Dichten an wie ein Erforderniß gesellschaftlicher Wohlanständigkeit, wie etwas, wodurch man sich beliebt machen und sein Fortkommen im Leben sichern könne, nicht selten auch, in noch niedrigerer Auffassung, wie ein Mittel, um Geld zu erwerben *). Der Ausspruch Chr. Weiße's, daß ein junger Mensch, der sich mit Ehren in der Welt wolle sehen lassen, etliche Nebenstunden mit Verseschreiben zubringen müsse **), erhielt durch die Sitte wirklich eine Art von Allgemeingültigkeit. Noch im Jahre 1742 glaubte Gottsched einer neuen Auflage seiner „Kritischen Dichtkunst" keine bessere Empfehlung mitgeben zu können, als die Versicherung, daß man durch sie lerne, „alle Arten von Gedichten auf untadelige Art zu fertigen" ***). Auf Schulen, auf Universitäten, vor allem in den zahlreichen Gesellschaften, welche sich, wie zur Pflege der Muttersprache, so zu gemeinsamen Uebungen im Dichten verbanden, spielte das Gelegenheitsgedicht eine hervorragende Rolle †). Wer

*) Besser in der Vorrede zu seinen Schriften (CXXX) sagt: „Ich habe von Natur zur Poesie Neigung gehabt und mit der Zeit erfahren, wie unrecht man thut, Kinder von etwas abzuhalten, wozu sie Lust haben, maßen die Dichtkunst nicht allein zu meinem Glück am meisten beigetragen, sondern mir auch die meisten Einkünfte gebracht hat".

**) Weiße, „Nothwendige Gedanken der grünenden Jugend". Vgl. Vilmar, „Gesch. der deutschen Nationalliteratur", 1. Bd. S. 47. (7. Aufl.)

***) Vorrede zur 4. Ausgabe, XX.

†) Zum Beweise dessen sei hier u. a. das Inhaltsverzeichniß eines Jahrganges der „Schriften der deutschen Gesellschaft zu Jena" (von 1732) aufgeführt. Darin finden sich folgende Gelegenheitsgedichte, beziehentlich Gelegenheitsreden: 1) Lobrede auf Carl VI., am 25. Jahrestage seines Sieges bei Barcellona; 2) Gedicht auf das Lustlager bei Mühlberg; 3) Standrede auf Herzog Ernst von Sachsen-Hildburghausen; 4) die Vorzüge der Jenensischen hohen Schule; 6) auf den Namenstag des Durchl. Prinzen Leopold von Dessau; 7) unterthänige Bewillkommnungsrede auf die höchstglückliche Zurückkunft der Herzogin von S.-Hildburghausen; 8) Ode an die Durchl. Herzogin von Merseburg; 10) die Glückseligkeit der Eisenachischen Länder, am Tage der hohen Geburt des Herzogs von Sachsen; 13) Trostschreiben an die Herzogin von Merseburg; 15) Trostschreiben an Herrn L.; 16) die allgemeine Freude des verjüngten Greiz bei dem Geburtsfeste Heinrich's XIII.; 17) Abschiedsgedicht eines Mitgliedes; 18) Sendschreiben an Hrn. v. Uschenbach, erwählten Bürgermeisters zu Frankfurt; 19) auf das von Herrn X. niedergelegte Prorectorat; 21) auf den Tod eines Gönners; 22) die allgemeine Klage des betrübten Greiz beim Tode der Fürstin; 23) Trauerrede auf die Frau eines Raths; 24) desgl. eines Doctors — und noch viel dergleichen Persönliches mehr.

nur das geringste dichterische Talent in sich spürte, glaubte dasselbe nicht besser anwenden zu können, als zur Verherrlichung fürstlicher Geburtstage, zu Lobgedichten auf Gönner und Vorgesetzte oder zu geselligen Höflichkeiten, und wer nichts dergleichen besaß, strengte sich dennoch an, bei solchen Gelegenheiten nicht zurückzubleiben. Dichter von Ruf sahen sich von allen Seiten um Fertigung von Gelegenheitsgedichten bestürmt, und so allgemein war diese Sitte, daß auch die namhaftesten sich derartigen Aufträgen nicht leicht versagten*). Traurige Familienereignisse zumal setzten jedesmal zahlreiche Dichterfedern in Bewegung. Ein wohlgesetztes Trauercarmen war für einen Freund des Hauses eine ebenso unerläßliche Pflicht der Höflichkeit, wie eine Beileidsvisite, und Familien vom Stande fanden eine Genugthuung darin, neben dem sonstigen Leichenprunke, womit sie ihre Verstorbenen zu ehren glaubten, auch einen stattlichen Band poetischer Beileidsbezeigungen von Bekannten und Unbekannten zur Schau stellen zu können. Ein Mann von Geist mußte daher jederzeit bereit sein, ebensowol fremden Schmerz gleich einem selbstempfundenen beweglich zu schildern, als auch, den schwersten eigenen Verlust mit anständiger Gelassenheit und in tadellosen Versen der Welt zu verkündigen**).

---

*) In Gottsched's handschriftlichem Briefwechsel finden sich zahlreiche Stellen (z. B. 1. Bd. S. 164, 283 u. s. w.), aus denen man ersieht, wie oft G. um solche Gedichte angegangen wurde, aber auch, wie einträglich das Geschäft eines Gelegenheitsdichters auf Bestellung war, denn es ist dabei fast jedesmal von einer „Erkenntlichkeit" die Rede, selbst seitens Solcher, mit denen G. in einem näheren Freundschafts- oder doch Genossenschaftsverhältnisse stand, z. B. des Abtes Mosheim. Es scheint das eben eine allgemein hergebrachte Sitte gewesen zu sein, so daß auch Dichter von der Stellung und Selbsteinbildung Gottsched's kein Bedenken trugen, Gelegenheitsgedichte für Bezahlung zu fertigen.

**) Ich will zur Charakterisirung dieser Gelegenheitspoesie wenigstens einige Beispiele aus den vielen, die ich anführen könnte, herausgreifen. Besser dichtete auf den Tod seiner Frau nicht blos für sich („am Begräbnißtage", wie er selbst darin erwähnt!) — ein neun Seiten langes Trauergedicht (mit Recht erklärte schon Gottsched dies für unnatürlich und poetisch unwahr — „Krit. Dichtkunst", S. 191), sondern er fügte dem auch zwei weitere im Namen seiner Kinder hinzu, welche die Unterschriften tragen: „Dieses schrieb seiner liebreichsten Mama auf seinem Siechbette und in seinem siebenten Jahre ihr gehorsamster erster und einziger Sohn", und: „Also klagte den allzufrühzeitigen Verlust ihrer geliebtesten Mama ihr hinterlassenes zweijähriges Töchterlein". In dem Gedicht für den (siebenjährigen!) Sohn läßt er diesen u. a. so sprechen:

Natürlich waren diese Gelegenheitsgedichte eher alles Andere, als der einfache Ausdruck einer wirklichen, warmen Empfindung. Mit einer solchen vor einen hohen Gönner oder auch nur vor einen Freund hinzutreten, würde man ebenso unschicklich gefunden haben, als wenn jemand im schlichten Kleide und mit dem natürlichen Haarwuchs, ohne Toupet und Puder, ohne Manschetten und Spitzenjabot, in guter Gesellschaft hätte erscheinen wollen. Je weiter man sich von der Natur entfernte, desto eleganter und hofmäßiger glaubte man zu sein, und darüber, daß die beste Schule eines Poeten der an den Höfen herrschende Ton sei, bestand unter diesen Dichtern nicht der geringste Zweifel*).

— „Man sprach, sie hätte mir ein Schwesterlein geboren;
Ist, leider, das Geburt, wo sie versterben muß?
O gütigste Mama! was hat Ihr Sohn verloren!
Doch was verliert Papa durch diesen herben Schluß! . . .
— Ich aber liege krank, so nehm' ich es zu Herzen,
Und, der mich trösten soll, ist, der den Tod begehrt" u. s. w.

Kann man die Unnatur weiter treiben? Außerdem hatte Besser von verschiedenen Bekannten Trauergedichte auf seine Frau erbeten, und so kam denn ein stattliches „Ehrengedächtniß für die verstorbene Frau Besserin, geb. Kühleweinin", zu Stande. (Besser's Schriften, herausg. von König, 1. Bd. S. 410.) Derselbe Dichter fertigte auch ein Leichencarmen auf den Tod der Gattin des Hrn. von Canitz. Gleich im Anfange wollte er den Gedanken ausdrücken: die Verstorbene habe ihren Gatten durch nichts betrübt, als durch ihren Tod, konnte aber dafür keine Wendung finden, die ihm zierlich genug schien, und theilte diese seine Verlegenheit dem betrübten Wittwer mit. Dieser, selbst ein gefeierter Dichter, ging nun wetteifernd mit Besser ans Werk und war so glücklich, die gesuchte Wendung zu finden, gab diese aber später wieder auf, da Besser eine seiner Ansicht nach passendere fand (Canitz „Gedichte", herausg. von Besser). Etwas Aehnliches findet sich in Weichmann's „Poesie der Niedersachsen", 2. Bd. S. 249. Dort stehen vier Trauergedichte auf den Tod eines Sohnes des Dichters Brockes, und der trauernde Vater antwortet darauf in denselben Endreimen. Der Abt Mosheim schreibt an Gottsched beim Tode seiner Frau: er sei schuldig, am Grabe einer so werthen und liebreichen Gattin der Welt ein Zeugniß von seinem tiefen Schmerze zu geben; allein er sei kein Dichter und bitte daher Gottsched um ein Gedicht in seinem Namen, zu welchem Ende er ihm eine Charakteristik der Verstorbenen mittheilt. Gottsched macht das Gedicht und erhält dafür von M. eine „kleine Erkenntlichkeit". M. zeigt sich mit dem Gedichte zufrieden, bemerkt aber: er werde noch ein paar Verse hinzusetzen müssen, „denn ich muß doch, als ein Lehrer der geistlichen Weisheit, zuletzt etwas von der Gelassenheit in Gott und der Geduld erwähnen".

*) In dem „Bericht an den Leser" vor den „Schriften des Herrn von Besser" (2. Auflage, 1720) heißt es S. 10: „Der Hof ist die einzige und allersicherste

Eine kunstvoll gedrechselte Antithese war ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides in diesen Kreisen, und die Kunstfertigkeit, ein ganzes Gedicht zu Stande zu bringen, ohne denselben Reim zweimal zu gebrauchen, galt Vielen für den Gipfel dichterischer Meisterschaft*). Der hohe Stil, in welchem man gewohnt war von Hof- und Staatsangelegenheiten zu sprechen, ward ohne Unterscheidung auch auf Vorkommnisse des gewöhnlichen Lebens angewandt, und man trug kein Bedenken, nicht allein einen Friedrich I. mit Alexander dem Großen, einen August den Starken mit allen homerischen Helden**), sondern auch einen ehrsamen deutschen Bürger mit dem römischen Marius zu vergleichen und von den einfachsten häuslichen Vorgängen nicht anders als in Bildern aus der classischen Geschichte oder der Mythologie zu sprechen***).

Schule, die Gemüther der Menschen recht zu poliren und aufzuwecken, und durch welchen ganz gewiß alle diejenigen, die sich jemals durch ihre dergleichen Schriften berühmt gemacht, als wie Cäsar, Cicero, Virgilius, Horatius, Ovidius, Claudianus, Quintilianus, und zu unseren Zeiten Bussey-Rabütin, Flechier, Boileau, Racine, Rochester u. a., zu ihrer Vollkommenheit gelanget, ja welcher auch sonderlich unsern Autor mehr, als alle seine Studien, dahin gebracht, daß, gleichwie ehemals von Cäsar gesagt ward, daß er auf eben die Weise, wie er gefochten, auch geschrieben habe, also nicht minder von unserm Autor gesagt werden kann, daß seine politur und ungezwungenen Hofmanieren, die in allem seinen Thun sich finden lassen, nicht weniger in seinen Schriften zu spüren und anzutreffen sind".

*) S. ebenda S. 8.

**) Jenes in dem Gedicht: „Die Königskrone Friedrich's" von Besser (s. dessen Gedichte, herausg. von König, 1. Bd. S. 94), dieses in den Gedichten Gottsched's, der zwar theoretisch gegen diese Art unnatürlicher Poesie eiferte, praktisch aber selbst derselben opferte. In diesen wird August der Starke so besungen:

„Wie manchen Fürsten auch Homer
Bis an die Sternenburg erhoben,
So war doch keiner halb so sehr,
Als du, o König jetzt, zu loben."

Weiter heißt es: August vereinige in sich „Ulyssens Klugheit, Nestor's Rath, des Agamemnon große Werke, Achilleus' unerhörte Stärke" u. s. w. Dann wieder wird er mit Salomon verglichen. Eine Jagd des Königs wird den Heldenthaten der Griechen gleichgestellt, die „Hydren und Chimären dämpften" u. s. w.

***) Auch davon nur ein paar Proben! Besser, in dem prosaischen „Lebenslauf" seiner Frau (als Anhang zu deren poetischem „Ehrengedächtniß") sagt u. a.: „Die selige Besserin bewährte durch ihr Beispiel, daß die Häuslichkeit einem edelmüthigen Weibsbilde ebensowol anstehe, als die streitbaren Amazonen an der einen Brust ihre

Die Gewalt der Mode, welche diesen bombastischen Ton einer höfischen Poesie zum herrschenden Geschmacke erhob, war so groß, daß auch solche Dichter, welche im Uebrigen sich einer einfacheren und naturgemäßeren Weise befleißigten, dennoch wenigstens durch ein und das andere Gedicht im gleichen Stile der allgemeinen Zeitrichtung ihren Tribut abtrugen. Nicht blos die Hofpoeten von Profession, wie Besser, König, Pietsch, Heräus, erschöpften ihren Witz in Gelegenheitsgedichten und Schmeicheleien gegen die Großen, sondern auch Männer von edlerem Geschmack, wie Canitz, und von einfacherer Naturempfindung, wie Günther, Brockes, Richey, fielen von Zeit zu Zeit in den steifen Paradeschritt dieser Gattung zurück, und Gottsched, dessen kritische Ansichten von dem Wesen der Dichtkunst eigentlich einer solchen Richtung nichts weniger als günstig waren, half dennoch durch seine Dichtungen und durch sein tonangebendes Beispiel dieselbe nicht nur verlängern, sondern auch immer weiter ausbreiten.

Kinder säugten und an der Stelle der andern die Bogen zu spannen wußten". Ferner: „Er (der Dichter) kann nicht leugnen, daß sie eines feurigen Geistes und sehr empfindlich gewesen. Aber, zu geschweigen, daß sie bei ihren so vielen Tugenden auch was Menschliches haben müssen, so muß er auch ihr hierin gerecht sein: daß sie in dem Umgange mit ihm, wie bei den Schlachtopfern der Juno geschah, ihre Galle gleichsam von sich geworfen". Seinen Abschied von ihr bei einer Reise, die er nach England unternahm, vergleicht er mit dem Abschiede Hektor's von der Andromache, die Zurückgebliebene aber mit der Penelope. Von ihrem Tode sagt er: „Ihr treffliches Ende, welches ihre Tugenden, wie das Feuer den angesteckten Weihrauch beim Verbrennen, allererst wohlriechend machte, sollte von keinen andern, als den Augen einer Hofstatt gesehen werden". — Gottsched in einer Trauerrede an einen Herrn Benmann sucht diesen wegen des Verlustes seines Sohnes damit zu trösten, daß ja auch August der Starke habe sterben müssen, und räth ihm, seinen Schmerz, wie einst Marius den seinen, dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Auch das gegenseitige Sichansingen und Lobhudeln der Dichter untereinander, wobei man ebenfalls die Vergleichungen mit dem classischen Alterthum nicht spart, gehört zu den Schwächen dieser Gelegenheitspoesie. Von Canitz sagt König in dessen „Lebensbeschreibung" (S. 181): Preußen mache Canitz der Mark streitig, wie die sieben Städte Griechenlands sich um Homer gestritten. Weichmann vergleicht Brockes nacheinander mit Pindar, Lucrez, Horaz, Juvenal, Martial, Claudian, Statius, Theokrit, Grotius, David u. s. w. („Poesie der Niedersachsen", 1. Thl. S. 229 — wo sich noch mehrere dergleichen gegenseitige Beräucherungen der befreundeten Dichter finden.) Ebenso dichtete Richey auf König, als dieser Mitglied der Patriot. Gesellschaft in Hamburg geworden war, ein Loblied, worin der Vers vorkommt:

„Nur Ein August, nur Ein Augustens würd'ger König!"

(Curiosa Saxonica, 2. Bd. S. 44.)

Anfänge einer natürlicheren Poesie.

Inzwischen zeigen sich doch schon im Wendepunkte des Jahrhunderts die Anfänge einer naturwüchsigeren Poesie und einer gesünderen Geschmacksrichtung, welche ebensowol den Ueberschwänglichkeiten der zweiten schlesischen Schule, als dem frostigen Witze der Hof- und Gelegenheitspoesie einen entschiedenen Krieg erklärt.

Die Satire: Neukirch und Wernicke.

Wie fünfzig Jahre früher die Satire die letzte Zuflucht gewesen war, wohin das ersterbende Leben der eigentlich nationalen Dichtung sich zurückgezogen hatte, so war sie auch die erste Bahnbrecherin des wiederauflebenden besseren Geistes. Neukirch, obgleich selbst noch theilweise befangen in den Geschmacklosigkeiten seines Zeitalters, eröffnete doch gegen dessen Verirrungen im Leben und in der Literatur einen ernstgemeinten und nicht unwirksamen Kampf. Er eiferte gegen die herrschende Mode der Gelegenheitspoesie und drang darauf, daß der Dichter, was er besingen wolle, „mit Augen gesehen, mit Ohren gehört und an seiner eignen Person erfahren" haben müsse. Er ahnte mit richtigem Instinct die tiefinnerliche, durch nichts zu ersetzende Wechselwirkung großer poetischer Schöpfungen mit großen nationalen Thaten, und er appellirte gegen die allgemeine Geringschätzung und Vernachlässigung der Muttersprache an den deutschen Stolz, der, wie er meinte, den fremden Musterdichtern recht wohl seine Opitz, Flemming, Dach, Gryphius u. a. entgegenstellen könne*). Wernicke entfaltete in scharfen Epigrammen eine Feinheit der Beobachtung, welche die verschwommene Malerei der Schlesier, und eine Energie der Freimüthigkeit und des Patriotismus, welche die höfische Kriecherei der Gelegenheitsdichter tief in den Schatten stellte, griff auch direct die Einen wie die Anderen an**).

*) Vgl. insbesondere Neukirch's Vorrede zu seinen Gedichten. Von seinen Satiren auf das leichtfertige französische Wesen der Deutschen, besonders der Hof- und Adelskreise, haben wir schon früher, S. 73 ff., Einiges angeführt. Seine Persiflage des Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Schwulstes ward oben mitgetheilt.

**) Z. B. in Gedichten wie die folgenden:

Kleiner Mangel.

„Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt wohl. Der Reim? geschickt.
Die Wort'? in Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt."

Der Hofmann.

„Corantes sagt mit vielen Flüchen,
Daß Niemand fleißiger zu Hofe geh', als er;
Und ich sah einmal ihn hier selbst von ungefähr,
Jedoch nicht gehen, sondern kriechen."

Ein anderer Satiriker dieser Zeit, an Kraft der Ironie der bedeutendste, Liscow, der Freund Hagedorn's, gehört, seinen Wirkungen nach, mehr schon dem folgenden Zeitraume an, da seine ersten Schriften nicht vor der Mitte der 30er Jahre erschienen.

Die Lyrik. Chr. Günther. Und jetzt fing auch der Drang lyrischer Empfindung wieder an, in ungekünstelter Wahrheit und Ursprünglichkeit sich zu äußern. Muntere Studentenlieder voll sprudelnder Lebenslust waren es, welche zuerst die starren Fesseln der gelehrten Dichtkunst sprengten und aus voller Brust keck in die Welt hinaus von Wein und Liebe, Schönheit und Jugend sangen. Schon Chr. Weise aus Zittau hatte diesen Ton angeschlagen, aber seine Lieder klangen noch etwas schüchtern-philisterhaft, wie Eines, der sich zwingt, lustig zu sein und den flotten Burschen zu spielen. Besser gelang es dem Sohne des gesangreichen Schlesiens, Chr. Günther, einer ächten und starken Dichternatur, der sich frühzeitig der Abhängigkeit von der einseitigen Manier seiner Landsleute, Hoffmannswaldau und Lohenstein, entzog und der bei größerer sittlicher Energie und besserer Gunst der Umstände leicht Großes geleistet haben möchte. Aus diesen Gedichten weht uns doch wieder eine naturwahre und lebenswarme Empfindung an; ein urkräftiges Behagen fröhlichen Sichauslebens tönt durch alle hindurch; eine starke, freilich bisweilen rohe, aber niemals weichliche oder raffinirt lüsterne Sinnlichkeit verleiht ihnen Saft und Glut, während ein ungewohnter Wohllaut und eine mit Kraft gepaarte Anmuth der Sprache in den meisten unser Ohr aufs angenehmste überrascht. Man athmet ordentlich wieder auf bei diesen frischen, wenn auch kecken und derben Naturklängen, nachdem man zuvor in der dürren Wüste der Hof- und Gelegenheitspoesie und in der schwülen Stickluft Hoffmannswaldauschen Bombastes schier verschmachtet ist*). In Günther

*) Goethe zuerst hat diesem Dichter wieder die verdiente Anerkennung gezollt („Werke", 25. Bd. S. 81). Neuerdings haben Vilmar, Kurz u. a., am lebhaftesten Prutz in seinem „Göttinger Dichterbund" (S. 56 ff.) sich Günther's angenommen. Eine Monographie über ihn erschien von dem Dichter Roquette. Zur Bekräftigung der oben stehenden Charakteristik Günther's mögen hier einige Strophen aus dessen Liedern Platz finden.

Studentenlied.

„Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet,

zuerst treten Dichtung und Leben, die so lange getrennt waren, einander wieder näher — bis zur völligen Verschmelzung. Hier ist nichts be-

---

Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret:
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheeret."

— — — —

„Als sie spröde war."

„Blumen wachsen nicht vergebens,
Früchte reifen für den Mund;
Schönheit blüht zur Lust des Lebens,
Brauchen macht den Werth erst kund;
Nimm ein Beispiel an den Bienen,
Die mit Honig Andern dienen,
Und versüße mir den Bund!"

„Als ihm seine Liebste ein Andrer entführte."

— — — —

„Sieh, die Tropfen an den Birken
Thun Dir selbst ihr Mitleid kund,
Weil verliebte Thränen wirken,
Weinen sie um unsren Bund.
Diese zährenvollen Rinden
Ritzt die Unschuld und mein Fleh'n,
Denn sie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugeseh'n."

— — — —

Nach der Beichte an seinen Vater.

„Mit dem im Himmel wär' es gut;
Ach, wer versöhnt mir den auf Erden?
Wofern es nicht die Liebe thut,
Wird Alles blind und fruchtlos werden.
Wer glaubt wol, hartes Vaterherz,
Daß so viel Unglück, Fleh'n und Schmerz
Der Aeltern Blut nicht rühren sollen?
Ich dächt', ich hätt' in kurzer Zeit
Die allerhärt'ste Grausamkeit
Blos durch mein Elend beugen wollen."

— — — —

„Ach! mach' uns nicht das Ende schwer!
Ich will mit Lust noch größre Plagen,

sungen, was nicht vom Dichter wirklich erlebt und selbst empfunden wäre, und er erlebt und empfindet nichts, was sich ihm nicht alsbald zu einem Gedicht gestaltete. Bis auf Goethe herab hat wol kein Dichter wieder so ganz nach unmittelbarstem Drange und aus der ganzen Fülle des Lebens heraus, in Lust und Leid, gesungen, wie Günther, und mit richtigem Blick erkannte unser Altmeister lebensvollen Gesanges die wahlverwandte Begabung in dem unglücklichen Jünglinge, der es leider nur zu vielversprechenden, aber bald verkümmerten Anläufen nach dem gleichen Ziele hin bringen sollte*). Als Goethe auftrat, fand sein hochstrebender Genius die Pfade bereits geebnet, die ihn ebensowol zu den kühnsten Zielen hinleiteten, als von dem gefährlichen Hinausschweifen in das Maßlose bewahrten, und der allgemeine Drang nach dem Höchsten und Edelsten im Leben wie in der Literatur, der ihm aus allen Schichten der Gesellschaft entgegenkam, trug ihn auf seinen Wogen leicht und sicher vorwärts. Günther's Leben fiel in eine Zeit, wo die allgemeinen Bildungsverhältnisse Deutschlands fast nichts darboten, was den dichterischen Genius ermuthigen und zum Rechten lenken, dagegen unendlich viel, was ihn auf Abwege führen konnte. Auf den Universitäten, namentlich den orthodoxen, welche Günther besuchte, Wittenberg und Leipzig, standen ein strenges Kirchenthum und ein wüstes Studentenleben unvermittelt dicht bei einander. Günther trug dem einen wie dem andern seinen Tribut ab, indem er mitten hinein zwischen seine weltlichen Lieder voll überschäumender Sinneslust geistliche Oden voll frommer Ergebung und Zerknirschung dichtete; aber die versöhnende Mitte zwischen den beiden Polen menschlichen Lebens, der Materie und dem Geist, dem Sinnengenuß und der Erhebung zum Idealen, diese heitere Region, in welcher allein die höchste Poesie thront, blieb ihm verschlossen. Bei dem natürlichsten Führer seiner unerfahrenen Jugend,

Und wenn es selbst Dein Sterben wär',
Als solchen Haß noch länger tragen.
Der Nothzwang lehrt uns freilich viel;
Versöhnt Dich weder Mund noch Kiel,
So ist doch nichts umsonst geschrieben,
Die Welt erfährt den treuen Sinn,
Womit ich Dir ergeben bin,
Du magst mich hassen oder lieben."

*) Günther starb schon im 28. Jahre, durch Aufregungen des Geistes und Gemüths, wie durch sinnliche Ausschweifungen, besonders den Trunk, früh zerrüttet.

seinem Vater, fand er kein Verständniß für seine dichterischen Regungen, sondern nur strenge Mahnungen an die nüchterne Nothwendigkeit des alltäglichen Lebens und eine unversöhnliche Härte, da er mehr jenen Regungen, als diesen Mahnungen gehorchte. Theilnehmende Freunde oder Gönner, welche den höheren Funken in ihm erkannt und gepflegt hätten, blieben ihm versagt, denn das Höchste, was ein Mann wie der gelehrte Mencke in bester Meinung für ihn thun zu können glaubte, war eine Empfehlung an den sächsischen Hof zu der erledigten Stelle eines Pritschmeisters und Hofpoeten. Es muß als ein Glück für Günther und für die Poesie betrachtet werden, daß er durch seine angewöhnte Trunksucht sich diese Stellung, wie auch eine ähnliche bei einem andern Vornehmen, verscherzte, denn es wäre doch gar zu kläglich gewesen, wenn diese frische Dichternatur, die gewohnt war, „wie ein Vogel in den Zweigen“ zu singen, im goldnen Käfig eingelernte Melodien hätte pfeifen müssen. War es doch schon traurig genug, daß die Noth des Lebens ihn nur zu oft zwang, Kraft und Zeit in bestellten Gelegenheitsgedichten um des lieben Brodes willen zu zersplittern, und daß der Mangel größerer nationaler Stoffe und die Macht der herrschenden Sitte auch seine Muse zur Schmeichlerin der Großen erniedrigte. Aber selbst dann noch ist es tröstlich, zu sehen, wie unwillig sein stolzes Dichterroß in solchem Joche zieht und wie muthwillig gar oft sein kecker Humor durch die Schranken des steifen Ceremoniells hindurchbricht, dem er sich nothgedrungen unterwirft *).

---

*) Selbst in dem hochfliegendsten aller Gelegenheitsgedichte Günther's, der ihrerzeit vielberühmten Ode „auf den zwischen Ihro Kaiserl. Königl. Maj. und der Pforte 1718 geschlossenen Frieden“, kommen zahlreiche Stellen vor, wo ein derber Humor, bewußt oder unbewußt, den feierlichen Ton des Heldengedichts unterbricht. Auf den Contrast, den die Erzählung des „Nachbar Hans“ von seinen Kriegsthaten (Vers 21) zu den Bildern von Nymphen u. s. w. (Vers 24 u. s. w.) bildet, hat schon Gervinus hingewiesen. Höchst komisch ist es, wie Günther den hochtrabenden historischen Vergleich mit den Griechen vor Troja, womit er sein Gedicht, der herrschenden Sitte gemäß, ausschmücken zu müssen glaubte, plötzlich durch allerhand trivialburleskes Beiwerk gleichsam selbst persiflirt. Der betreffende Vers (23) lautet:

„So sah der Griechen Jubel aus,
Als dort, nach zehn Belagrungsjahren,
Der Dardaner verwünschtes Haus
In geilem Feuer aufgefahren,
Corinth und Argos und Athen
Ließ Kampfplatz, Stall und Schulen steh'n

Die Hamburger und Schweizer, Brockes, Haller, Richey, Hagedorn u. a.

Was wir an Günther vermissen, das glückliche Behagen günstiger äußerer Verhältnisse und eine zwar sinnlichheitere, aber durch feste sittliche Grundsätze veredelte Lebensanschauung, das besaß in vollem Maße ein Verein von Dichtern, der in die literarische Bewegung Deutschlands von zwei entgegengesetzten Punkten, von Hamburg und der Schweiz aus, bedeutsam eingriff und als dessen Koryphäen Brockes, Haller, Richey und Hagedorn zu nennen sind. Was dagegen diesen Dichtern insgesammt abgeht, das ist die Ursprünglichkeit und der angeborene Schaffensdrang Günther's. Ihr Element ist mehr die ruhige Schilderung allgemeiner Empfindungen und Betrachtungen, als der leidenschaftliche Erguß individueller und momentaner Stimmungen. Ihre Dichtungen haben meist einen gewissen Beigeschmack lehrhafter Absichtlichkeit und ermangeln der Naivetät, welche die Naturlaute der Güntherschen Muse auszeichnet. Sie stehen

---

Und lief, die Schiffe zu empfangen;
Weib, Kind und Kegel drang an Port,
Und Keins verstund sein eigen Wort
Vor Jauchzen, Fragen und Verlangen."

Welch prächtiger Humor verbirgt sich ferner in dem folgenden (25.) Verse:

„So weit die Donau, wie sie soll,
In christlichem Gehorsam fließet,
Und, mehr begierd-, als wasservoll,
Sich unter Carl's Gebot ergießet,
So weit vermehrt sie ihre Lust —
Denn Freude zieht das Blut zur Brust —
Durch Beitrag aus den kleinen Flüssen,
Die jetzt den stündlichen Tribut,
Weil große Freude viel verthut,
Geschwind und doppelt liefern müssen."

Auch in den gewöhnlichen Gelegenheitsgedichten geht G. oftmals von dem hergebrachten steifen Wesen dieser Gattung ab und sucht durch eine ungezwungnere Behandlung seines Gegenstandes den Zuhörern und sich selbst die Langeweile der Arbeit zu versüßen. So beginnt Nr. 10 der Gelegenheitsgedichte gleich mit der muntern Ueberschrift:

„Da, wo Scherz und Anmuth lacht,
Wie um Dich, Du kleiner Hase,
Da erlaubt uns auch der Ernst
Eine wohlgemeinte Schnake."

Dergleichen ließe sich noch Mancherlei anführen.

den gelehrten Dichtern näher, als Günther, und haben ihre Blicke immer noch mehr auf fremde Vorbilder, als in das eigne Innere gerichtet.

Nichtsdestoweniger bezeichnet auch diese Poetenschule einen wesentlichen Fortschritt über die frühere, verderbte Zeitrichtung des dichterischen Geschmackes hinaus. Sie vermeidet die Uebertreibungen der zweiten schlesischen Schule durch größere Einfachheit des Ausdrucks, die frostige Steifheit und Unnatur der Hof- und Gelegenheitsdichter durch eine vorwaltende Neigung für Stoffe des bürgerlichen Lebens und für allgemein menschliche Empfindungen. Sie wendet sich von der lüsternen Weichlichkeit der Italiener und der kalten Glätte der Franzosen ab, indem sie von beiden nur die besseren Eigenschaften nachzuahmen sucht, und schließt sich im Uebrigen theils an die ächten classischen Muster der Griechen und Römer, theils an die natürliche und gefühlvolle Dichtweise der Engländer an. Brockes, von beinahe gleicher Liebe zur Poesie, zur Malerei und zur Musik hingezogen, versuchte in Worten zu malen und durch Tonfall, Vers und Wahl der Laute*) musikalische Wirkungen hervorzubringen. Ein Freund der Natur und ein Anhänger jener sanfteren und helleren Religion, welche nicht in dem gedankenlosen Hersagen unverstandener Glaubens- und Gebetsformeln, sondern in der begeisterungsvollen Anschauung und Bewunderung der Schönheit und Regelmäßigkeit der göttlichen Werke die wahre Gottesverehrung erkennt, unternahm er es in seinem „Irdischen Vergnügen in Gott“ **), die Natur in ihren kleinsten wie in ihren größten Gebilden zu schildern und mit derselben Hingebung sich in das Thautröpfchen, das Hälmchen Gras oder den am Boden kriechenden Wurm, wie in die unendlichen Tiefen des Firmaments zu versenken. Zwar erreichte er die plastische Kraft Thompson's in diesen Naturschilderungen nicht, während auch die Frische und Fülle

*) So glaubte er die Stille in der Natur vor und nach dem Gewitter und andrerseits das Rollen des Donners und die allgemeine Erregung aller Elemente während desselben dadurch nachahmen zu müssen, daß er jene ersteren Momente in lauter Versen, worin der Buchstabe R nicht ein einziges Mal vorkommt, diese letzteren in solchen besang, welche durch absichtliche Häufung dieses Consonanten einen starken und rollenden Tonfall erhalten.

**) Der ganze Titel heißt: „Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in physikalischen und moralischen Gedichten“ — 9 Thle. 1723—1748. (Da die Gedichte von Brockes, Richey, Haller, Hagedorn wol auf jeder größeren Bibliothek zu haben sind, so unterlasse ich es, einzelne Proben daraus wörtlich hier anzuführen.)

der Bilder, welche in manchen seiner früheren Gedichte als ein Nachklang der italienischen Manier sich zeigte, in den späteren nur zu oft in Trivialität und Weitschweifigkeit verwandelt erscheint. Aber er leitete doch — und auch das war schon ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst in der damaligen Zeit — seine Landsleute von der Büchergelehrsamkeit zur lebendigen Anschauung der Natur, von der dogmatisch beschränkten Kirchlichkeit der Orthodoxen zu einer mehr heiteren, gefühlsinnigen Religiosität, von der kaltvornehmen Geringschätzung des Irdischen zum sorgsamen Studium dieser sichtbaren Offenbarung Gottes, von den leeren Vergnügungen eitler Modesucht zu den reineren und edleren Freuden der Wissenschaft und des sinnigen Naturgenusses hinüber.

In größerem Stile besang Albrecht von Haller die Natur und den Menschen, die Harmonie der physischen wie der moralischen Weltordnung. Wenn die mikroskopischen Naturschilderungen von Brockes, welche uns oft an die Blumenstücke und die Stillleben der niederländischen Maler erinnern, der Liebhaberei für schöne Ziergärten und Naturaliensammlungen entsprachen, wie sie eben damals unter den reichen Handelsherren Hamburgs Mode waren, so weht uns aus den Hallerschen Gedichten der frische Lufthauch der großartigen Alpenwelt, angesichts deren er seine Lieder dichtete, und der Geist jener umfassenden Naturforschung an, deren Meister er war; auch klingen oftmals mitten in seine tiefsinnigen Speculationen über den Ursprung des Uebels in der Welt und mitten in seine idyllischen Betrachtungen über die Milchwirthschaften der Sennerinnen oder die Liebesbewerbungen der Hirten die kräftigeren Töne eines starken republikanischen Gemeingefühls und jener vaterländischen Begeisterung für die großen Thaten seiner Vorfahren, an der es keinem Schweizer, geschweige einem Schweizer Dichter fehlt, belebend und erfrischend hinein.

Richey, gleich Brockes ein Bürger der reichen und stolzen Hammonia und durch innige Freundschaft mit ihm und einem Kreise anderer Gleichgesinnter — den Männern der „Patriotischen Gesellschaft“ — verbunden, wendete sich in seinen Liedern vorzugsweise dieser bürgerlichen und geselligen Seite des Lebens sowie der Verherrlichung der Größe seiner Vaterstadt zu. Die meisten seiner Gedichte, wie derer seiner niedersächsischen Freunde, sind ihrer Form nach Gelegenheitsgedichte, aber sie halten sich, mit einzelnen Ausnahmen, frei von jener steifen

Convenienz und jenem erkünstelten Pathos, wodurch die Mehrzahl der handwerksmäßigen Gelegenheitsgedichte der damaligen Zeit so widerwärtig wurde; vielmehr athmen sie ein munteres Behagen bei frohen, eine wahre und in ihrem Ausdruck bescheidene Empfindung bei traurigen Veranlassungen. Nicht selten prägt sich der Geist heiterer geselliger Lust, der diese Lieder eingegeben hat und belebt, auch in musikalischen Sangesweisen aus, womit dieselben durchflochten sind, und verleiht dadurch den an sich nicht immer besonders poetischen Gedanken eine erhöhte Stimmung. Sogar den provinziellen Dialekt verschmähen diese Dichter nicht, wo es gilt, in recht gemüthlich zwangloser Weise zu scherzen und zu spielen.

Einen etwas höheren Flug nahm Hagedorn's Muse. In seinen Empfindungen und Neigungen ebenfalls mehr bürgerlich, obgleich Edelmann von Geburt, aber weltmännisch gebildet und durch Reisen und Verbindungen mit der großen Welt vertraut, war er mannigfaltiger in seinen Stoffen und zugleich gewandter in Sprache und Versbau. Ein Feind des höfischen Gepränges, der eitlen Modethorheiten, aber auch des steifen Gelehrtenthums und der finsteren Orthodoxie, geißelte er die Gebrechen seiner Zeit unter der Form von Satiren und Fabeln und opferte in anmuthigen, leichtgeschürzten Liedern, wie im Leben, den Genien des heitern Genusses, der Zufriedenheit, der Freundschaft und aller sanften und edlen Regungen des Herzens.

So waren von verschiedenen Seiten her wieder die Anfänge einer Poesie vorhanden, welche ihre Anregungen und ihre Stoffe aus dem wirklichen, gegenwärtigen Leben, nicht aus einer fernen, weitabgelegenen Welt, aus den eignen Empfindungen und Anschauungen der Dichter, nicht aus der bloßen Nachbildung fremder Empfindungen und Gedanken entnahm. Freilich waren es aber nur erst Anfänge, und zwar ziemlich bescheidene, ja zum Theil dürftige Anfänge. Man bewegte sich noch in den engsten Kreisen und auf den untersten Stufen poetischer Gestaltung. Das Lehrgedicht, die Fabel, die Satire und das Epigramm („Ueberschrift" nannte man es damals) — das waren die höchsten Dichtungsarten, zu denen man sich verstieg. Denn die schwachen Anläufe zum Epos, welche Postel und König machten, wollten wenig bedeuten. Die große Mehrzahl der Gedichte beschränkte sich auf die Schilderung individueller Empfindungen oder auf Darstellungen der einfachsten Art aus der Natur und dem Menschenleben, bisweilen untermischt mit metaphysischen oder moralischen Betrachtungen.

Diese Beschränktheit der Poesie nach ihren Stoffen und ihren Formen stand mit dem allgemeinen Fortschritte des nationalen Geistes ganz im Einklange. Das deutsche Volk war kaum aus der dumpfen Gefühllosigkeit erwacht, worin es lange Zeit gleichsam nur vegetirt hatte. Von den Fesseln der Orthodoxie wie des gelehrten Pedantismus befreit, begann es eben erst wieder menschlich zu empfinden, selbständig zu denken und die umgebende Natur und Menschenwelt mit offenem Auge zu betrachten. Die Poesie erfüllte nur eine natürliche Aufgabe, wenn sie diesen ersten Regungen des wiedererwachenden menschlichen und bürgerlichen Bewußtseins der Nation Sprache und Ausdruck zu verleihen suchte und sich mit Vorliebe in lyrischen Ergüssen, idyllischen Naturschilderungen, lehrhaften Moralbetrachtungen oder satirischen Angriffen auf die Feinde des neuen Bildungsfortschrittes erging. Woher sollte ihr auch Stoff und Anlaß zu Dichtungen im höheren Stile kommen, so lange die Nation selbst keinen kräftigeren Anlauf nahm, so lange es an großen Thaten und großen Charakteren, ja sogar an der Möglichkeit zu beidem fehlte und, nach Goethe's leider nur zu wahrem Ausspruche*), „der einzige würdige, nicht nationelle, aber doch provinzielle Gegenstand, der vor einem Dichter auftrat", das — Lustlager von Mühlberg war? Und doch ward dieser bescheidene Gang, den die deutsche Dichtung in ihrem Wiederaufstreben zu nehmen begonnen hatte, plötzlich unterbrochen durch den kühnen Anlauf eines Schriftstellers, der „eine deutsche Nationalliteratur" im großen Stil**) gleichsam aus dem Nichts zu schaffen unternahm. Dieser Schriftsteller war Johann Christoph Gottsched.

J. Chr. Gottsched und sein Versuch der Schaffung einer „deutschen Nationalliteratur".

Gottsched begann seine Laufbahn zu Königsberg in Preußen, wo neben der Wolfschen Philosophie die Poesie und die literarische Kritik (besonders durch Pietsch, einen Genossen der Besser und König) gepflegt ward und eine allgemeine Bildung ihre Vertreter an der Universität, in der Kaufmannschaft und

---

*) „Dichtung und Wahrheit", 2. Thl. 6. Buch. („G.'s Werke", 25. Bd. S. 81.)

**) Ich folge in der obenstehenden Darstellung von Gottsched's Entwickelungsgange größtentheils dessen eigenen Aufzeichnungen in der „Nachricht von des Verfassers Schriften bis zum 1745. Jahre", als Vorrede zu dessen „Ersten Gründen der gesammten Weltweisheit. Praktischer Theil" (1762).

selbst unter einem Theile des umwohnenden preußischen Adels fand*). Hier empfing der junge, strebsame und ehrgeizige Gelehrte mannigfache Anregungen zu einer vielseitigen literarischen Thätigkeit. Während er durch die Fertigung von Gelegenheitsgedichten auf allerhand hochgestellte Personen und bei öffentlichen Festlichkeiten seine ersten Lorbeeren zu pflücken und sich Gönner zu verschaffen beflissen war, studirte er gleichzeitig das Monadensystem von Leibnitz, disputirte über Probleme der Physik und schrieb eine Dissertation von der göttlichen Gnadenwahl.

Ausgebreiteter und einflußreicher ward seine Wirksamkeit, als er im Jahre 1724 nach Leipzig übersiedelte. Leipzig war, als Sitz des Buchhandels, der Mittelpunkt des literarischen Verkehrs. Sein lebhafter Handel brachte es in Verbindungen mit allen wichtigen Punkten Deutschlands und selbst des Auslandes. Seine Messen waren regelmäßige Sammelplätze der vornehmen Welt im weitesten Umkreise. Durch die Acta Eruditorum, neben welchen seit einiger Zeit auch noch eine „Leipziger Gelehrte Zeitung“ bestand, übte es einen bedeutenden Einfluß auf die gelehrten Kreise aus. Der damalige Herausgeber der Acta, Burckhard Mencke, der Sohn ihres Stifters, war auch in den schönen Wissenschaften vielbewandert, besaß einen reichen Schatz von Werken der deutschen und ausländischen Literatur und wirkte in diesem Geiste an der Universität und darüber hinaus. Die Universität, wennauch zum Theil zurückgeblieben hinter der neu aufblühenden zu Halle, war doch noch immer berühmt und zahlreich besucht. Die deutschen Studien hatten dort eine bevorzugte Pflege in der 1697 errichteten „Görlitzischen Gesellschaft“ gefunden, die 1717 sich in eine „Deutschübende Gesellschaft“ umtaufte, seitdem gleichmäßig Prosa und Poesie betrieb und nicht mehr blos Lausitzer und Schlesier, sondern Angehörige aller deutschen Länder, die sich in Leipzig zusammenfanden, in ihren Schooß aufnahm**).

Gottsched's vielseitige Wirksamkeit in Leipzig.

Gottsched trat in Leipzig anfangs nur als Verbreiter der Wolfschen Philosophie auf***). Bald aber dehnte er

*) Besonders wird eine Familie v. Keyserlingk in damaligen Quellen viel genannt — als Gönnerin des Philosophen Leibnitz, wie später wieder des Philosophen Kant. Eine Gräfin v. Keyserlingk übersetzte auch Gottsched's Handbuch der Philosophie ins Französische, wie man aus dessen Dedication der „Ersten Gründe der Weltweisheit“ ersieht.

**) Danzel, „Gottsched“, S. 78 ff.

***) Er gab zuerst ein „Handbuch“, später ein vollständiges System der Philo-

seine Thätigkeit weiter und immer weiter aus. Er verfaßte, auf Veranlassung eines Buchhändlers, Moralische Wochenschriften. Er übersetzte Boileau's Satiren und Fontenelle's Gespräche der Todten. Er kritisirte in den Actis Eruditorum allerhand neue deutsche Bücher. Er gab Gedichtsammlungen, fremde und eigne, heraus. Er ward Mitglied der „Vertrauten Rednergesellschaft", verließ diese dann wieder und ging zu der „Deutschübenden Gesellschaft" über, deren zukunftreiche Wirksamkeit er mit richtigem Instinkt erkannte. Rasch schwang er sich zum Haupte und Mittelpunkte dieser Gesellschaft auf und veranlaßte eine abermalige Umgestaltung derselben (1727), infolge deren sie den Namen „Deutsche Gesellschaft" annahm, zu ihrer Aufgabe noch entschiedener, als bisher, die Verbesserung und Uebung der Muttersprache in gebundener und ungebundener Rede machte, zugleich durch Aufnahme auswärtiger Mitglieder und durch Anregung ähnlicher Gesellschaften in anderen Ländern oder Anknüpfung von Verbindungen mit schon bestehenden sich über ganz Deutschland zu verzweigen suchte*).

Dieser Plan gelang über Erwarten. Der Trieb der Vereinigung, der sich damals überall regte, und der in allen Klassen erwachte literarisch-ästhetische Drang führte der deutschen Gesellschaft zu Leipzig zahlreiche Mitglieder aus den verschiedensten Theilen Deutschlands zu**) und rief an vielen Orten wahlverwandte Vereine ins Leben. Von allen Seiten kamen an Gottsched, als den „Senior" der Gesellschaft, Aufnahmegesuche, Dankschreiben der Aufgenommenen, Gedichte zur Begutachtung durch die Deutsche Gesellschaft und zur Veröffentlichung in ihren Schriften.

Gottsched als literarischer Tonangeber Deutschlands.

So sah sich Gottsched mit einem male an die Spitze einer allgemeinen literarischen Bewegung gestellt und mit einer Art kritischer Dictatur über ganz Deutschland bekleidet. Er verfehlte nicht, die Macht, die dadurch in seine Hände gelegt ward, sowol auszubeuten, als zu befestigen und immer weiter auszudehnen. Unermüdlich ließ er Bücher auf Bücher erscheinen, in denen er bald die Regeln der deutschen Sprache, der Beredsamkeit, der Dichtkunst auf

---

sophie nach Wolffschen Grundsätzen heraus, letzteres unter dem Titel: „Erste Gründe der Weltweisheit", in 2 Bänden. (1732—34. 7. Aufl. 1762.)

*) Danzel, a. a. O. S. 82 ff.

**) Sogar aus Siebenbürgen. Auch einige gelehrte Frauen wurden Mitglieder der Gesellschaft.

bestimmte Grundsätze zurückzuführen und allgemeinverständlich zu machen suchte, bald die Anwendung dieser Grundsätze in der Kritik einzelner literarischer Erscheinungen gab, oder Musterstücke der Prosa und der Poesie zur Bildung des Geschmackes sammelte*). Daneben veröffentlichte er regelmäßig die Schriften der Deutschen Gesellschaft, d. h. die Sammlung der in ihrem Schooße vorgetragenen oder ihr eingesandten Reden, Gedichte u. s. w. Und so sehr wußte er seine Bestrebungen und Ansichten mit denen der Gesellschaft zu identificiren, daß die öffentliche Meinung sich gewöhnte, in allem, was diese unternahm, seine leitende Hand, und in allem, was er that, ein gemeinsames Product seiner und der Gesellschaft Thätigkeit zu erblicken. Endlich wirkte er auch noch auf einen zahlreichen Kreis von Jüngern durch seine akademischen Vorlesungen, auf einen noch viel zahlreicheren durch seinen ausgebreiteten und lebhaften Briefwechsel **).

Seine Bestrebungen für Verbesserung der Sprache.

Seine nächsten Bemühungen galten der Verbesserung der deutschen Sprache. Noch war es trotz Opitzens Anstrengungen nicht gelungen, eine bestimmte Mundart zur alleingültigen Schriftsprache zu erheben. Die meisten Schriftsteller mischten ungescheut Provinzialismen in ihre Rede ein: der Schwabe, der Franke, der Niedersachse war an seiner Schreibweise zu erkennen ***). Gottsched setzte es durch, daß dem meißnischen Dialekt der Vorzug vor allen

*) Es erschienen von ihm nacheinander: 1729 „Grundriß zu einer vernunftgemäßen Redekunst, mehrentheils nach Anleitung der alten Griechen und Römer“ (später erweitert in der „Ausführlichen Redekunst“ u. s. w., 1739) und „Versuch einer kritischen Dichtkunst“ (4. Aufl. 1751); 1731 „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache“; 1741 die „Deutsche Schaubühne, nach den Regeln und Exempeln der Alten“; 1748 „Sprachkunst“ (5. Aufl. 1762); 1751 „Nöthiger Vorrath zur dramatischen deutschen Dichtkunst“; 1760 „Handlexikon der schönen Wissenschaften“ u. s. w.

**) Die Sammlung der an ihn gerichteten Briefe, nebst einer Anzahl der seinigen, bildet 22 Foliobände und enthält nicht weniger als 4700 Briefe, geschrieben zwischen 1722 und 1756. Sie findet sich auf der Leipziger Universitätsbibliothek und ist zuerst von Danzel ganz durchgesehen, excerpirt und für seine Schrift über Gottsched benutzt worden. Ich habe einen Theil derselben gleichfalls durchgelesen, weil ich hoffte, neben den literargeschichtlichen auch manche cultur- und sittengeschichtliche Anhaltepunkte darin zu finden. Indessen gab es deren nur sehr wenige. Interessant ist der Gesammteindruck von dem damaligen literarischen Treiben, den das Lesen dieser Correspondenz gewährt.

***) Gottsched, „Sprachkunst“, S. 5.

zuerkannt und der Gebrauch jedes anderen in der Schriftsprache zu einem Fehler gestempelt wurde. Er hatte dabei das Ansehen Luther's und die Macht eines Herkommens für sich, welches seit der Reformation der obersächsischen Mundart den ersten Rang unter allen eingeräumt hatte. Gewiß verfuhr er dabei zu souverain und zu ausschließlich, wollte zu sehr die Sprache in bestimmten Formen für immer fixiren, gab ihrer natürlichen Fortbildung zu wenig Raum, beachtete namentlich zu wenig die befruchtenden Wirkungen, welche eigengeartete provinziale und selbst locale Ausdrücke oftmals auf die Sprache ausüben; allein darin hatte er unstreitig Recht, daß, nach dem damaligen Stande der Bildung und dem Vorgange anderer Völker, um zu einer Nationalliteratur zu gelangen, man erst eine allgemeingültige Nationalsprache haben mußte.

Gottsched's Idee einer deutschen Nationalliteratur. — Warum Deutschland noch nicht, wie Frankreich, eine solche haben konnte.

Diese Idee einer deutschen Nationalliteratur — das war das höhere Ziel, welches dem Ehrgeize Gottsched's vorschwebte und seine Bestrebungen leitete. Frankreich bot das verführerische Beispiel einer solchen dar. Die französische Literatur des Zeitalters Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. trat auf mit allem Glanze äußerer Regelmäßigkeit und Classicität der Form, und dabei war sie in dem Schwunge ihrer Rhetorik, der Präcision ihrer Gedanken, der Feinheit ihrer Antithesen und ihrer Vergleichungen ein natürlicher Ausdruck des französischen Geistes. Gottsched ließ sich durch diesen Vorgang verführen und sah nicht ein, daß von den Voraussetzungen, auf welchen die Blüthe und der Glanz der classischen Literatur in Frankreich beruhte, die einen in Deutschland gänzlich fehlten, die andern auf die deutschen Verhältnisse nicht anwendbar waren. Der Mangel eines Protectorats von oben (um welches Gottsched sich vergeblich für seine Bestrebungen bemühte*)) war unter allen Hindernissen, die einer Nachahmung des französischen Literaturaufschwunges hier im Wege standen, noch beinahe das geringste. Viel schwerer fiel ins Gewicht der Mangel eines eigentlichen Nationalgeistes in Deutschland und die verkümmerte Ausbildung nicht blos der öffentlichen, sondern auch der gesellschaftlichen Zustände. In Frankreich, wie sehr auch die innere Selbstthätigkeit des Volkes unterdrückt war, hatte doch die Nation als Ganzes ein Gefühl der Einheit und der Größe, welches dem Geiste derselben in allen seinen Regungen einen erhöhten Schwung und

*) Danzel, a. a. O. S. 86 ff.

lebhafte Empfänglichkeit für die Würdigung heroischer Thaten und heroischer Charaktere verlieh. Die Concentration aller Talente in Paris, die fortdauernde Reibung der Geister, welche dort stattfand, die unwiderstehliche Gewalt der öffentlichen Meinung, welche sich dort bildete, alles dies waren — trotz dem erdrückenden Despotismus der oberen Klassen und der Geistlichkeit — mächtig wirkende Hebel der geistigen Spannkraft, der Kritik, des Witzes, der Satire. So besaß Frankreich fruchtbare Elemente für zwei der wichtigsten Gattungen der Poesie, die heroische Tragödie und die Komödie. Auch dem Epos boten sich dort viel leichter Stoffe von nationaler Bedeutung dar, als in Deutschland, wo gerade das, was Großes und Würdiges aus der nationalen Vergangenheit hätte entnommen werden können, in der durch und durch particularistisch gesinnten Gegenwart nicht auf Theilnahme, viel eher auf Widerspruch und Anfeindung zu rechnen hatte. Für ein französisches Epos blieb Heinrich IV. immerfort ein populärer und dankbarer Stoff auch bei veränderten politischen Zuständen im Innern; aber in welchem der vielen hundert Territorien Deutschlands hätte man sich denn wol zu dieser Zeit begeistern mögen für einen Heinrich den Finkler oder einen Friedrich Barbarossa und ihre Verdienste um die Einheit und Größe des Reichs? Die Helden eines Corneille und eines Racine mit ihrer kühnen Entschlossenheit und ihrer vor nichts zurückscheuenden Ehrbegierde waren dem Charakter des durch seine Könige an Kriegsruhm und große Waffenthaten gewöhnten französischen Volkes wahlverwandt, und selbst ein etwas übertriebenes Pathos entsprach dem Geschmacke eines Publicums, welches sogar im geselligen Verkehr das Effectreiche und Glänzende von jeher dem Einfachen und Natürlichen vorzog. Und wenn Molière mit den vernichtenden Schlägen seiner Satire vor den Augen von Paris, d. h. von ganz Frankreich, in seinem „Tartüffe" den Repräsentanten jener furchtbaren Macht züchtigte, welche ganz Frankreich mit ihren finstern und unheimlichen Einflüssen umspannte, so war die Wirkung natürlich eine weitaus andere, als wenn in Deutschland irgend ein provinzieller Tartüffe auf irgend einer provinziellen Bühne zur Schau gestellt ward.

Aber alle diese wesentlichen Unterschiede übersah Gottsched, ebenso von patriotischem Eifer*), wie von persönlicher Eitelkeit geblendet.

*) Daß G. wirklich auch einen patriotischen und nationalen Gesichtspunkt dabei im Auge hatte, geht u. a. aus der Vorrede zu seinem „Nöthigen Vorrath" hervor,

Er bildete sich ein, es bedürfe nur der Nachahmung des von Frankreich gegebenen Vorbildes und der Beobachtung gewisser theoretischer Regeln, um eine Literatur gleich der jenes Volkes auch in Deutschland aus dem Boden zu stampfen. So ging er daran, jene fremden Muster theils in Uebersetzungen, theils in Nachbildungen auf die deutsche Bühne und in die deutsche Literatur zu verpflanzen, diese Regeln planmäßig auszuarbeiten und den zahlreichen dichterischen Kräften, die sich allseits regten, als Richtschnur darzubieten. Er selbst, seine Frau, seine Jünger übersetzten und dichteten um die Wette dramatische Stücke, und nach allen Seiten hin regte er zur Nachfolge auf diesem Wege an.

Gottsched's Wirksamkeit für die Bühne und ihre Erfolge.

Es war ein richtiger Instinct, der Gottsched dazu trieb, vor allem das Theater ins Auge zu fassen. Wenn es möglich war, eine Nationalliteratur zu schaffen, so mußte die dramatische Poesie die Spitze derselben bilden. Das Beispiel der französischen Literatur wies darauf hin. Durch nichts konnte auch eine nationale Dichtung sich leichter des Interesses aller Klassen der Gesellschaft bemächtigen, als durch das Theater, welches alle Klassen in seinen Räumen vereinigte.

Der damalige Zustand des deutschen Theaters. Die Wandertruppen. Die Hauptstaatsactionen und die Possenspiele.

Das deutsche Theater stand damals auf einer ziemlich tiefen Stufe*). Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts war es in den Händen professioneller Schauspieler, welche von Stadt zu Stadt umherzogen. Die meisten dieser

wo er sagt: „Im Jahre 1740 kam ein französisches Buch heraus, darinnen uns Deutschen die Liebe und Kenntniß der Schaubühne mit sehr stolzen und verächtlichen Worten abgesprochen ward. Ich muß sie nothwendig anführen, so hart sie auch lauten, damit meine Leser selbst von dem Eindrucke urtheilen können, den sie bei mir und vielen andern rechtschaffenen Deutschen gemacht haben". (Nach Anführung des französischen Urtheils fährt er fort): „Da ich kein Freund von Streitigkeiten bin und gleichwol die Ehre der Deutschen gern gegen solche bittere Angriffe vertheidigen wollte, so dachte ich, der beste Weg, einen Widersacher zu demüthigen, wäre, wenn man ihm den großen Vorrath von Schauspielen vor Augen legte, den Deutschland seit zwei und mehr Jahrhunderten hervorgebracht hat". In derselben Vorrede wendet er sich auch noch ausdrücklich gegen die „Bewunderer alles Ausländischen", unter denen er besonders die Höfe und den Adel nennt, setzt diesen die älteren und vornehmlich die neueren deutschen Originalschauspiele entgegen (worunter natürlich die seinigen in erster Reihe stehen) und motivirt sein Unternehmen schließlich mit den Worten: „Es ist auf die gemeinsame Ehre von ganz Deutschland damit abgezielet!"

*) Das Folgende hauptsächlich nach Devrient, „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", und Prutz, „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters".

Wandertruppen bestanden aus Subjecten von der niedrigsten Bildung. Ihr Repertoir theilte sich zwischen Hauptstaatsactionen oder Heldenstücken und Possenreißereien*). Der Hanswurst oder Harlekin spielte

*) Um von beiden eine ungefähre Vorstellung zu geben, theile ich (nach Devrient, a. a. O. 1. Bd. S. 316 ff., 346 ff.) die Anschlagezettel einiger solcher Stücke mit. Der eine lautet:

„Die Veltheimsche Bande, als kön. pohlnische und churf. sächsische Hof-Comödianten, wollen heute, Sonnabend, den 15. Julius (1709), auf ihrer Schaubühne ein ungemein rares biblisches Stück vorstellen, welches nicht allein wegen prächtiger theatralischer Auszierungen, sondern auch besonders wegen der beweglichen Begebenheit fast nicht zu verbessern und niemand mißfallen kann. Den summarischen Inhalten zu melden, wird unterlassen, indem die Materie niemandem unbekannt sein wird. Die Action wird genannt: Eliä Himmelfahrt oder die Steinigung des Naboths. Nach Endigung dieser vortrefflichen Haupt-Action soll eine sehr angenehme Nach-Comödie den Schluß machen, genannt: Der vom Pickelhering gemordete Schulmeister oder die betrogenen Speckdiebe."

Ein anderer:

„Heute, als am 14. November 1709, werden die Sächsisch-Hochteutschen Comoedianten zum erstenmale vorstellen eine gantz neue, wohlsehenswürdige Haupt-Action, genannt:

Wett-Streit der Verliebten oder Die um den Jungfern-Krantz selbstreitende Printzeßin.

Kurtzer summarischer Inhalt:

Actus I. Der König von Creta, nachdem er die Thracier überwunden, wird auff einem Triumph-Wagen, so von nackenden Sklaven gezogen wird, öffentlich eingeholet. Verspricht deswegen, denen Göttern ein ewig brennendes Feuer anzuzünden. Actus II. Der Fürst von Negroponto will seine Printzessin Dorimene mit Consens des Königs an den Printzen aus Cypern vermählen; weil aber die Printzessin anderwerts verliebt, bittet sie, daß ihre Wahl auff ein ritterliches Gefecht möge gestellet werden. Sie aber verkleidet sich heimmlich in Mannskleidern, entweder ihren Liebsten Orontes zu gewinnen, oder ihr Leben zu verlieren. Actus III. Der Printz von Cypern, nachdem er auff der See dem Orontes das Leben errettet, vermag ihn dahin, anstatt seiner den Wett-Streit um den Jungfern-Krantz anzutretten, welcher auch den Sieg erhält. Weil er aber nachgehends als des Königs Sohn erkannt wird, überläst ihm der Printz von Cypern die Braut freiwillig; hierbey wird ein Ballett von 4 Rittern gehalten, auch ist diese Haupt-Action mit lustiger Harlekins-Kurtzweill angefüllet."

Nach Endigung dieser Haupt-Action soll beschliessen eine lustige Nach-Comoedia, genannt:

L'Esprit François oder Der Frantzösische Geist."

Förster in Hamburg führte auf:

„Die bekannten Seeräuber Claus Störzenbecher, Gädche Michael, Wiegmann und

in beiden eine wichtige Rolle. In den meisten Residenzen und selbst in manchen der größeren Handelsstädte hatte das deutsche Schauspiel an dem französischen und italienischen, sowie an der deutschen Oper eine gefährliche Nebenbuhlerschaft. Nur in den beiden Hauptstädten Berlin und Wien fand es eine günstige Stätte. In Berlin nahm Friedrich I., obgleich im Uebrigen ein Anbeter französischer Moden, die deutschen Komödianten gegen die Anfeindungen seiner zelotischen Geistlichkeit in Schutz, und Friedrich Wilhelm I. duldete keine andere Art von Schauspiel, als die Staatsactionen und Harlekinaden*). In Wien hatte sich diese Art von Schauspiel durch Stranitzky's Talent und durch die Vorliebe der Wiener Gesellschaft für volksmäßigen Humor so sehr eingebürgert, daß es sich sowol neben dem französischen Theater, als neben dem deutschen Drama im höheren Stil bis weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts behauptete, wo es endlich Sonnenfels gelang, den Hanswurst zu stürzen. Selbst die vornehme Welt Wiens hatte ihre herzliche Freude an den tollen Possen, und die derben Späße des Hanswurst wurden am lebhaftesten von den Logen aus beklatscht**).

Die Neuber'sche Truppe und Gottsched's Anknüpfungen mit ihr.

Leipzig war für jene Wandertruppen ein besonders fruchtbarer Boden sowol wegen des Wohlstandes seiner einheimischen Bevölkerung, als wegen seiner Messen, welche zahlreiche Fremde dahin zogen. Aus eben diesem Grunde war hier am ersten die Einführung eines verbesserten Geschmackes auf dem Theater möglich. Zu der Zeit, wo Gottsched nach Leipzig kam, hatte die Neuber'sche Truppe von der dortigen Bühne Besitz genommen. Die Prinzipalin dieser Truppe, Caroline Neuber, geb. Weißenborn***), war eine

Wiegboldt. Wie dieselbigen in dem heiligen Lande gefangen genommen, in Hamburg auf dem Grasbrock nebst 150 Mann zu öffentlicher Execution sind gebracht worden". Auf dem Anschlagszettel war im Holzschnitte das Schaffot abgebildet, auf welchem der Scharfrichter soeben einem der Seeräuber den Kopf abschlug, während verschiedene andere schon am Galgen hingen und auf's Rad geflochten waren. — „In diesem Mordspektakel", sagt Devrient, „wurde denn nach alter Weise ein großer Aufwand von Kälberblut gemacht, nachher aber ein lustiges Nachspiel: Harlekin, die lebendige Uhr, aufgeführt." — Vgl. Prutz, a. a. O. S. 207 fl., wo noch mehr dergleichen Hauptstaatsactionen angeführt sind.

*) Devrient, a. a. O. 1. Bd. S. 387.

**) Ebenda S. 335 fl. Lady Montague, Letters, 1. Bd. S. 40.

***) Sie war die Tochter eines Advokaten zu Reichenbach im sächsischen Voigtlande und 1692 geboren.

Frau von mehr als gewöhnlicher Bildung, willensstark und eifrig für ihre Kunst, dabei mit einem vorzüglichen Talente der Leitung begabt. Sie hatte es verstanden, die besten Kräfte an sich zu ziehen und ihre Truppe auf einen höheren Standpunkt, als die meisten andern, zu erheben. Gottsched fand in ihr eine empfängliche und sachverständige Gehülfin für die Verwirklichung seiner Idee einer Reform des deutschen Theaters. Er beredete sie, dem rohen Volksschauspiel zu entsagen und ihrem Publicum Stücke in dem verfeinerten Geschmacke der Franzosen zu bieten. Schon früher hatte man hier und da Versuche mit der Aufführung französischer Dramen in deutschen Uebersetzungen gemacht, aber mit wenig Erfolg. Auf Gottsched's Rath und mit seiner Unterstützung nahm jetzt die Neuberin diese Versuche planmäßig wieder auf. Gottsched's Einfluß und Autorität kamen ihr zu Hülfe. Sogar der Hof zu Dresden interessirte sich für das neue Unternehmen und lieh zu der ersten Darstellung eines Trauerspiels im höheren Stile, des „Regulus“ von Pradon, Costüme aus der Hofgarderobe her.

Einführung von Dramen im höheren Stil auf der deutschen Bühne durch Gottsched.

Der Versuch gelang, und Gottsched verfolgte den errungenen Sieg, indem er mit unermüdlichem Fleiß, unterstützt von seiner hochgebildeten Frau und einigen seiner Schüler, Stücke auf Stücke theils aus der französischen, theils aus anderen mehr oder weniger ihr nachahmenden Literaturen, wie der englischen und dänischen, übersetzte, bearbeitete, auch wol in etwas selbständigerer Weise umdichtete. Auf die Trauerspiele ließ er Lustspiele folgen, und so kam allmälig ein Repertoir zu Stande, reichhaltig und mannigfach genug, um die nöthige Abwechselung zu bieten und das Zurückgreifen zu den rohen Hauptactionen und Hanswurstiaden für immer entbehrlich zu machen*).

Das Publicum fand je länger je mehr Geschmack an den neuen Stücken, die durch eine kunstgerechte Form und eine gebildete Sprache günstig von den ungeschlachten und gemeinen Productionen der alten Bühne abstachen, von der Neuberin mit allem Fleiß und allem Aufwand äußeren Glanzes in Scene gesetzt und von den besten mimischen Talenten,

*) Gottsched stellte diese Stücke später zusammen in seiner „Deutschen Schaubühne“, 6 Bde. 1741—46. Ob dann der Hanswurst, um seine Beseitigung für immer symbolisch anzudeuten, wirklich im Bildniß auf offener Bühne „verbrannt“, oder, nach einer andern Lesart, nur „verbannt“, d. h. eben abgeschafft worden ist, darauf kommt für die Sache selbst weniger an.

die sie an sich gezogen oder selbst herangebildet hatte, gespielt wurden. Von Leipzig verpflanzte die Neubersche Gesellschaft die dort glücklich durchgeführte Reform nach anderen Städten. Sogar in Hamburg, wo sie mit der dortigen glänzenden Oper einen schweren Strauß zu bestehen hatte, drang ihr unerschütterlicher Eifer endlich durch, und noch vor dem Jahre 1740 war beinahe im ganzen Norden Deutschlands der Sieg des neuen Princips über das alte entschieden, ja 1741 konnte Gottsched triumphirend verkündigen, „daß in diesem Jahre die letzte deutsche Oper gegeben worden sei“ *).

Die Resultate der von Gottsched durchgeführten Theaterreform.

So hatte man mit einem Schlage ein deutsches Nationaltheater, d. h. eine dramatische Poesie, welche nach gleichförmigen Regeln und nach denselben Mustern ihre Stücke fertigte. Sonderbarer Weise waren nur diese Muster nicht blos ausländische, sondern auch solche, welche der Natur und den Bedürfnissen des ureignen deutschen Volksgeistes keineswegs entsprachen, und diese Regeln von der Art, daß sie mit der Wendung, welche die deutsche Poesie gerade jetzt auf anderen Gebieten genommen hatte, mit der Richtung auf das Natürliche, in schreiendstem Widerspruche standen. Denn diese nach französischer Schablone fabricirten Dramen (an deren Spitze der „Sterbende Cato“ Gottsched's selbst) bewegten sich in eben den steifen Formen phrasenhafter Rhetorik und kaltverständiger Reflexion, in denen so lange die gelehrte deutsche Dichtkunst sich bewegt und von denen nur eben erst eine neue, lebenswarme Regung poetischen Triebes sich zu befreien begonnen hatte. Mochte es auch für einen Vortheil gelten, daß durch den besseren Geschmack, den Gottsched auf der deutschen Bühne einführte, die Uebermacht des französischen und italienischen Theaters gebrochen und selbst die vornehme Welt für eine etwas größere Theilnahme an den Leistungen der heimischen Schauspielkunst gewonnen wurde, so war doch dieser Vortheil darum wieder

*) Devrient, a. a. O. 2. Bd. S. 40 fl.; Prutz, a. a. O. S. 245; Danzel, „Gottsched“, S. 130 fl.; Wehl, „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert“, S. 46. — In Gottsched's Briefwechsel finden sich mehrfache Schreiben der Neuberin und ihres Mannes an G., welche beweisen, wie unermüdlich jenes Ehepaar für Gottsched's Idee thätig war, so u. a. eine Beschreibung von der ersten Aufführung eines Stückes aus dem Französischen durch die Neubersche Truppe auf dem Braunschweigischen Theater und von dem Antheil, den Hof und Publicum daran genommen. („Briefwechsel“, 2. Bd. Bl. 110.)

ein illusorischer, weil es doch nur der Genius des ausländischen Dramas war, den man, wennauch in deutscher Bekleidung, über die Breter schreiten ließ.

Lessing's und Möser's Ausspruch über die Verdrängung des Volksschauspiels.

Zwei der bedeutendsten Autoritäten, der größte literarische Kritiker Deutschlands und der gründlichste Kenner deutschen Volksthums, Lessing und Justus Möser, haben sich entschieden gegen die von Gottsched durchgeführte Reform des deutschen Theaters ausgesprochen und haben die Verbannung des volksmäßigen Dramas in der Person des Hanswurst beklagt. Indeß hat keiner von beiden gewagt, an die Zurückführung dieses volksmäßigen Dramas auf die deutsche Bühne praktisch Hand anzulegen. In England war es gelungen, aus dem Volksdrama in das höhere Drama den natürlichen Uebergang zu finden. Dort hatte man es verstanden, ohne mit jenem zu brechen und den darin verkörperten Geist volksmäßigen Humors von der Bühne zu verscheuchen, dennoch den Bedürfnissen der gestiegenen Bildung gerecht zu werden und den erhabenen Schwung poetischer Gedanken mit der ganzen Naivetät und Einfachheit des altenglischen Schauspiels zu vermählen. Aber das hatte nur ein Shakspeare vermocht, und auch ihm wäre es schwerlich gelungen, wenn nicht die allgemeinen Zustände seines Vaterlandes, die zähe Kraft des englischen Volksgeistes und die dort bestehende, niemals auch nur annähernd so, wie in Deutschland, gestörte engere Verbindung der verschiedenen Gesellschaftsklassen unter einander sein Unternehmen begünstigt und unterstützt hätten.

Und selbst in England war nicht nur seit lange schon die von Shakspeare eingeschlagene Richtung wieder verlassen, sondern er selbst beinahe vergessen. Dryden und Otway hatten sich bereits der Herrschaft des französischen Geschmackes gebeugt; Addison mit seinem „Cato", dem Vorbilde des Gottsched'schen, half diese Herrschaft befestigen.

In Deutschland fehlten jene natürlichen Bedingungen, die in England den Uebergang aus dem Volksschauspiel zu einem höhern Drama ermöglicht hatten, und selbst dem Genie eines Shakspeare dürfte es schwer geworden sein, ein solches den Harlekinaden und den Staatsactionen der deutschen Wandertruppen abzuringen. Aber die Frage läßt sich aufwerfen: ob es nicht zuträglicher für das deutsche Theater gewesen sein möchte, wenn man es noch so lange in seiner Verwilderung gelassen hätte, bis durch das natürliche Wachsthum des erwachten dichte-

rischen Dranges und durch eine allmälige Heranbildung desselben an bescheidneren Stoffen, vielleicht unter Hinzutritt günstigerer äußerer Verhältnisse, die Möglichkeit eines selbständigen und originalen deutschen Dramas nähergerückt worden wäre. Wenn es wahr ist, daß das Drama, als diejenige Dichtungsart, die sich vorzugsweise an den Willen und die Thatkraft des Menschen wendet, erst da seine natürliche Blüthezeit hat, wo ein ganzes Volk zur Bethätigung seines Willens und zur Uebung seiner Kraft herangereift ist, so war jedenfalls diese von Gottsched mit so viel Anstrengungen künstlich hervorgebrachte Treibhausblüthe des deutschen Dramas eine sehr verfrühte. Eine Zeit der allertiefsten politischen Abgestorbenheit, wie die, worin sich damals das deutsche Volk befand*), war keinesfalls ein geeigneter Fruchtboden für ein nationales Drama, und ein längeres Brachliegen dieses Feldes hätte wahrscheinlich, wennauch um etwas später, kräftigere und lebensfähigere Keime poetischer Schöpfungen hervorgelockt, als diese vorzeitige und gewaltsame Aufstachelung des nationalen Geistes.

Gottsched als Kritiker.

Mit der Reform des Theaters hatte Gottsched die Aufgabe, die er sich gestellt, erst halb gelöst. Sein Plan war ein größerer und umfassenderer. Er wollte die ganze deutsche Poesie umgestalten. Er wollte den ästhetischen Geschmack seiner Landsleute verbessern, leiten, beherrschen. Was Boileau für Frankreich war, das wollte er für Deutschland werden.

Eine Zeit lang glückte es ihm wirklich, eine Art kritischer Dictatur über Deutschland auszuüben. Sein Urtheil ward von den einen verehrt, von den andern gefürchtet. Eine Empfehlung von ihm galt als der beste Freibrief für ein neuerscheinendes Literaturerzeugniß. Man drängte sich an ihn, um einen günstigen Ausspruch von ihm zu erhaschen. Man schmeichelte ihm, um von ihm gelobt zu werden.

Auch ein Mann von höherem Geist und geläuterterem Geschmack möchte durch solche Erfolge verwöhnt, durch solche Huldigungen auf Abwege gebracht worden sein. Und Gottsched war weder das Eine noch das Andere. Er war ein Kritiker von kaltem, nüchternem Verstande,

*) Danzel, a. a. O. S. 279: „Es ist unglaublich, aber wahr, daß in diesem bändereichen Briefwechsel (Gottsched's) kaum eine oder zwei Aeußerungen politischer Art vorkommen". „Der ärgste Servilismus wird als etwas betrachtet, was sich ganz von selbst versteht."

aber ohne eine Spur eigentlich poetischer Empfindung, dabei eitel und ehrgeizig. Er lobte die Mittelmäßigkeit — nicht blos, weil er da am sichersten auf Gegenseitigkeit rechnen konnte, sondern weil er selbst in seinen poetischen Productionen nicht über das Mittelmaß hinauskam, und er nahm Partei gegen das Große und Erhabene in der Poesie, weil dieses sich seinen knappen Maßstäben nicht fügte und ihn selbst und seine Schule zu verdunkeln drohte.

Indessen muß man, um gerecht gegen Gottsched zu sein, seine theoretischen Ansichten von der Poesie von seiner Praxis als Dichter und als Kritiker, und in letzterer Hinsicht wieder sein Verhalten während der späteren Zeit seines Lebens von seinem früheren unterscheiden.

Gottsched's Ansichten von der Dichtkunst.

Als Gottsched zum ersten Male (1729) seinen „Versuch einer kritischen Dichtkunst“ herausgab, war noch der Hoffmannswaldau-Lohensteinische Geschmack weit verbreitet. Dem Schwulste dieser Schule setzte Gottsched die nüchterne Klarheit der Franzosen, ihrer weibischen Zierlichkeit den männlichen Ernst eines Opitz und Flemming entgegen. Die Hofpoeten Canitz und Besser lobte er zwar wegen ihrer deutlichen und gemäßigten Schreibart, tadelte aber unumwunden die Unnatur mancher ihrer Gelegenheitsgedichte, namentlich das wortreiche Prunken mit Empfindungen in Lagen, wo das rechte Gefühl stumm oder einsylbig sei, und stellte ihnen als Muster wahrer Natürlichkeit Günther gegenüber. Er verlangte von der Poesie, daß sie sich nicht nach dem wechselnden Zeitgeschmacke, weder dem der Höfe, noch dem des Pöbels, richte, sondern diesen Geschmack zu läutern suche, und von dem Poeten, daß er weder ein Schmeichler der Großen, noch ein Lästerer, vielmehr ehrlich, tugendliebend, ein Feind von Zweideutigkeiten und Leichtfertigkeiten sei. Für das oberste Princip der Dichtkunst erklärte er, in Uebereinstimmung mit Aristoteles, die „Nachahmung der Natur“, und für ihren letzten Zweck, mit Horaz, das „Ergötzen und Nützen“. Den Werth und die Nothwendigkeit eines angebornen dichterischen Talentes (eines „munteren Kopfes“, wie er sich ausdrückte), d. h. des Witzes, der Einbildungskraft und des Scharfsinnes, erkannte er an, hielt aber dafür, daß auch ein solcher „munterer Kopf“ erst durch gute Muster, Uebung im Beobachten und ein nach Regeln gebildetes Urtheil in den Stand gesetzt werde, wahrhaft künstlerische Dichtwerke zu schaffen*).

*) Die Behauptung, als ob G. die Einbildungskraft geradezu proscribirt habe,

An alledem wäre am Ende wenig auszusetzen gewesen. Auch ist zuzugeben, daß die „Kritische Dichtkunst“ Gottsched's viele feine und treffende Bemerkungen enthält. Nur leider verfuhr Gottsched selbst nicht nach den Grundsätzen, die er dort aufstellte, weder als Kritiker, noch als Dichter. Er schmeichelte ebensowol schlechten Dichtern, als despotischen Großen, und fehlte gegen die erste seiner Regeln durch zahlreiche Spuren von Unnatur in seinen Gelegenheitsgedichten und durch das ausschweifende Pathos vieler seiner Bilder*).

Gottsched's poetische Theorie ist übrigens weit weniger durch das, was sie empfahl, als durch das, was sie verwarf, bekannt und gewissermaßen berüchtigt geworden. Die verächtliche Art, womit er von Shakspeare und seinen „Unregelmäßigkeiten“ sprach, hätte man ihm allenfalls noch hingehen lassen in einer Zeit, wo Shakspeare sogar in seinem eigenen Vaterlande von dem ersten englischen Kritiker jener Zeit, Dryden, um der gleichen Ursache willen angeklagt ward und wo man in Deutschland von seiner Größe noch keine Ahnung hatte. Daß er aber auch Milton's Dichtweise schlechthin als überschwänglich und erkünstelt verwarf, daß er gegen die Götter- und Heldenmythen im Homer und Virgil, gegen die Wunder- und Zaubererscheinungen im Ariost und Tasso, als gegen eine Verletzung der Gesetze des Wahrscheinlichen und der Grundsätze der gesunden Vernunft, eiferte, ward ihm mit Recht als ein Mangel von Empfänglichkeit für das wahrhaft Poetische und als ein Zeichen seiner durchaus prosaischen Natur vorgeworfen und verwickelte ihn namentlich in jenen berühmten Streit mit der sog. Schweizerischen Schule, Breitinger und Bodmer.

Sein Streit mit den Schweizern.

Die Ansichten dieser Schweizer Kritiker von der Poesie gingen in vielen Stücken mit denen Gottsched's Hand in Hand**). Gleich Gottsched erklärten auch sie für die Aufgabe der Dichtkunst die Nachahmung der Natur; ja sie hoben noch entschiedener, als er, die Verwandtschaft zwischen ihr und der Malerei hervor. Gleich ihm stellten

---

hat schon Danzel mit Recht als unrichtig bezeichnet (a. a. O. S. 203). In der Praxis freilich machte G. nicht viel Gebrauch davon, aber in der Theorie hat er sie nie verworfen.

*) S. die oben, S. 450, mitgetheilten Proben.

**) Breitinger's „Kritische Dichtkunst, worinnen die poetische Malerei in Absicht auf die Erfindung im Grunde untersucht und mit Beispielen aus den berühmtesten Alten und Neuern erläutert wird“. Mit einer Vorrede eingeführt von Bodmer. 1740.

sie den moralischen Zweck der Dichtungen neben dem der Erregung der Phantasie und des Gefühls (der „Ergötzung“ oder „Erholung“) in den Vordergrund, und sie fanden einen Hauptentstehungsgrund der Poesie, wie aller Künste, in dem Bestreben der Künstler, diejenigen Wahrheiten, „die von den Weltweisen mittelst tiefen Nachsinnens erkannt worden, aber für die groben Sinne der meisten Menschen ungeschmackt sind“, durch sinnliche Bilder „schmackhafter und eindrucksvoller“ zu machen *). Wenn die Schweizer einen besonderen Werth auf die Erregung eines erhöhten Gefühls legten, so stellte auch Gottsched die Schilderung lebendiger Empfindungen über die bloße Beschreibung der todten Natur, und wenn jene der Poesie die Darstellung menschlicher Handlungen und menschlicher Charaktere als ihre wichtigste Aufgabe zuwiesen, so thaten sie nichts, was nicht schon zuvor Gottsched gethan hätte **). Die Schweizer priesen, gleich Gottsched, nicht allein Opitz, sondern auch König. Die Schweizer waren viele Jahre lang mit Gottsched selbst befreundet, lobten seine Schriften und nahmen an seinen größeren literarischen Unternehmungen thätigen Antheil.

Was sie mit Gottsched entzweite, waren ihre abweichenden Ansichten theils über die Sprache, theils über die Natur der poetischen Motive. Die Schweizer zeigten sich als Gegner jener nach ihrer Meinung allzunüchternen Begriffsmäßigkeit und Deutlichkeit, die Gottsched's Ideal war, und als Verfechter einer Anfrischung der Schriftsprache durch Herübernahme eindrucksvoller Bilder und Gleichnisse aus den lebendigen Mundarten. In Bezug auf die poetischen Motive aber vertraten sie die Meinung: um das menschliche Gemüth recht zu ergreifen, müsse man die Kreise des Gewöhnlichen und Natürlichen gänzlich verlassen und das Uebernatürliche, Wunderbare zum Gegenstande poetischer Schilderungen machen. Gottsched dagegen, von der Ansicht ausgehend, daß nichts dem Menschen näher stehe, folglich nichts einen stärkeren Eindruck auf ihn machen könne, als das Menschliche und Natürliche, wenn es wahrheitsgetreu und deutlich vorgestellt werde, verwarf den über-

*) Breitinger, a. a. O. S. 7. Dahin zielt auch die hohe Bedeutung, welche die Schweizer der Fabel beilegten (Ebenda).

**) Breitinger, a. a. O. Erster Abschnitt am Ende, zu vergleichen mit Gottsched, a. a. O. IV. Hauptstück (S. 144 ff.), ferner Abschn. 13 mit G., S. 107 ff., 146.

mäßigen Gebrauch des Wunderbaren und wollte dasselbe nur in den seltensten Fällen und in den bescheidensten Grenzen gelten lassen*).

In diesem Wettstreite Gottsched's und der Schweizer kündigt sich bereits der Gegensatz zweier großer Principien unsrer modernen Poesie an, welcher bis auf den heutigen Tag fortdauert. Die Schweizer vertraten die idealistische, Gottsched die realistische Richtung der Kunst. Den Ansichten Gottsched's lag ein Gedanke zu Grunde, dessen Richtigkeit und Fruchtbarkeit für die Poesie auch in unserm idealistischen Deutschland je länger je mehr erkannt worden ist: der Gedanke, daß die Poesie ihre Motive soviel möglich aus der umgebenden Wirklichkeit, aus dem menschlichen Leben selbst, der Einzelnen oder der Völker, zu nehmen habe. Bei Gottsched freilich blieb dieser Gedanke unfruchtbar oder ward vielmehr zum Zerrbild, theils weil ihm und seinem Anhange die Kraft der Phantasie und die Naivetät des Gefühls abging, um das Gegebene zu poetischen Bildern zu gestalten, theils weil das damalige Volks- und Gesellschaftsleben zu abgestorben und zu erkünstelt war, um Stoff für wahrhaft poetische Gestaltungen darzubieten. Er hätte daher jedenfalls in dem Streite mit seinen Gegnern unterliegen müssen, auch wenn er nicht durch Anmaßlichkeit, Eitelkeit und Abgeschmacktheit in der Beurtheilung einzelner Dichtwerke seine Sache vollends verderbt hätte. Unter seinen Händen, und selbst unter den Händen eines Feinerbegabten, als er war, konnte bei den damaligen Verhältnissen eine Dichtungsweise, welche sich an die Wirklichkeit halten wollte, sobald sie sich an höheren Stoffen, als an einfachen Naturschilderungen oder munteren Liebesspielen versuchte, nur entweder trivial, oder gespreizt und unnatürlich werden, und es gab keinen ärgeren und für Gottsched selbst gefährlicheren Widerspruch, als den, daß er der Poesie zu ihrem hauptsächlichsten Gebiete das Leben und die den Dichter umgebende Wirklichkeit anwies, und daß er gleichwol die höchste aller Gattungen der Poesie, das Drama, fix und fertig aus einer fremden Welt nach Deutschland herüber verpflanzte.

*) S. Breitinger, „Krit. Dichtkunst", 6. Abschnitt; Gottsched, „Krit. Dichtkunst", V. u. VI. Hauptstück. Am Schlusse des VI. Hauptst. (S. 224) sagt Gottsched: „Kluge Dichter bleiben beim Wahrscheinlichen, d. i. bei menschlichen und solchen Dingen, deren Wahrscheinlichkeit zu beurtheilen nicht über die Grenzen unserer Einsicht geht".

Die Schweizer ihrerseits verfielen in einen noch wunderlicheren Widerspruch. Nachdem sie das Ungewöhnliche, das Außerordentliche, das Wunderbare für den einzig würdigen Gegenstand der Poesie erklärt hatten, versuchten sie, die Dichtungsart zu bestimmen, in welcher dieses höchste poetische Motiv seinen vollsten Ausdruck finden sollte. Und — sollte man es glauben? — sie bezeichneten als solche die — äsopische Fabel *)!

---

*) Goethe macht sich darüber lustig in „Dichtung und Wahrheit“, 1. Thl. 6. Buch („Werke“, Bd. 25. S. 79). Eine würdigere praktische Probe auf die Theorie der Schweizer lieferte Klopstock's „Messias“; es zeigte sich dabei aber auch sogleich die Schwäche derselben, nämlich die so leichte Abirrung in das Ueberschwängliche und Formlose. Derjenige Dichter dagegen, welcher den Gedanken einer realistischen, d. h. ihre Motive aus der nächsten Wirklichkeit nehmenden Poesie zuerst in Deutschland verwirklichte, und zwar in gelungenster Weise, war derselbe, der als Kritiker Gottsched am heftigsten wegen seiner Verballhornung eben dieses Gedankens angriff und bekämpfte, — Lessing. (S. die Abschnitte über Klopstock und Lessing im 2. Thl. des 2. Bdes.)

Zehnter Abschnitt.

Allgemeines Bild der geistigen, sittlichen und geselligen Zustände des deutschen Volks in der Zeit bis 1740.

Allgemeiner Charakter der geistigen Wiedererhebung des deutschen Volkes im 18. Jahrh.

Wir können nicht erwarten, daß die Fortschritte, welche das deutsche Volk bis zum Jahre 1740 in geistiger, sittlicher oder irgend einer andern Beziehung gemacht, sehr belangreiche und weitreichende sein werden. Die Früchte culturgeschichtlicher Entwickelungen reifen selten schnell, und Generationen gehen oft vorüber, ehe eine geistige Bewegung wennauch scheinbar noch so mächtig, sichtbare Wirkungen in weiteren Kreisen erzeugt. Am allerwenigsten konnte die Rückbildung so tief zerrütteter und so unnatürlich verbildeter Zustände, wie die des deutschen Volkes seit dem dreißigjährigen Kriege waren, anders als nur sehr langsam und allmälig vor sich gehen. Blieben doch die äußeren Verhältnisse, welche die wesentlichste Schuld jener Zerrüttung und Verbildung trugen, fortwährend dieselben, ja, waren sie doch zum Theil fast noch schlimmer geworden, so daß der Fortschritt zum Besseren nur in einem fortgesetzten Kampfe mit diesen Verhältnissen und durch ein Aufgebot aller idealen Kräfte der Nation stattfinden konnte.

Auch müssen wir darauf gefaßt sein, daß die Wiedererhebung des deutschen Volksgeistes im 18. Jahrhundert nicht den Charakter einer Rückkehr auf die im 17. Jahrhundert verlassenen Bahnen, einer Wiederanknüpfung an die Zustände des Reformationszeitalters, sondern den einer völlig neuen Gestaltung des geistigen Lebens der Nation tragen wird. Die Richtung auf das Ideale, die Concentration der Individuen in sich und ihre Absonderung vom Ganzen, sammt einer gewissen

Empfindsamkeit und Sprödigkeit gegen die Verhältnisse und Interessen des äußeren, praktischen Lebens, bildet von jetzt an beinahe durch das ganze 18. Jahrhundert hindurch die vorherrschende Signatur des deutschen Nationalgeistes.

Bis zum Jahre 1740 bewegt sich das geistige Leben der Nation, trotz mancher nicht unerheblicher Fortschritte im Einzelnen, im Ganzen doch noch in ziemlich beschränkten Bahnen, läßt uns fast überall nur halbe und unvollständige Anläufe zu einem bessern Zustande erblicken. Erst unter der Regierung Friedrich's des Großen, und nicht am wenigsten durch diese, empfängt die geistige Bewegung in Deutschland einen höheren Schwung, einen festeren Rückhalt und eine allgemeinere Verbreitung.

Volksthümlicher Ursprung dieser Bewegung. Mangel eines centralisirenden Ausgangspunktes und einer Initiative der Höfe.

Eine wichtige Thatsache tritt uns sogleich am Eingange dieses Rückblickes auf den abgelaufenen Zeitraum entgegen: die geistige und sittliche Wiedererhebung des deutschen Volkes geht nicht von den Fürsten und den Höfen, am allerwenigsten von einem einzigen beherrschenden Mittelpunkte des Reichs aus; kein Ludwig XIV. hat die deutsche Wissenschaft und Literatur großgezogen oder an seinem Hofe versammelt, vielmehr, was das deutsche Volk in Bildung und Gesittung ist und sein nennt, das ist es geworden und das hat es errungen durch seine eigene, freie That, durch ein Zusammenwirken mannigfaltiger Einzelkräfte von den verschiedensten Punkten des gemeinsamen Vaterlandes aus.

Einer Centralisirung des deutschen Geisteslebens stand der Mangel einer Alles beherrschenden Hauptstadt, einem entscheidenden Anstoße der Höfe auf dasselbe die Hinneigung dieser zu französischer Sitte und Bildung im Wege. Der katholische Kaiserhof konnte unmöglich der beherrschende Mittelpunkt der Nation sein, nachdem der Schwerpunkt des geistigen Lebens entschieden in den protestantischen Theil des Reichs gerückt war. Versuche, welche einzelne deutsche Gelehrte, wie Leibnitz, Paullini, später auch wol Gottsched, unternahmen, Wien zum Mittelpunkte und den Kaiserhof zum Patron einer wissenschaftlichen Verjüngung Deutschlands zu machen, scheiterten an den dortigen Verhältnissen und insbesondere an den Gegenbestrebungen des einflußreichen Ordens der Jesuiten.

Bessere Aussichten schienen sich für eine Förderung und Leitung des geistigen Aufschwunges der Nation von Preußen aus darzubieten.

In Berlin trat die Idee einer Akademie der Wissenschaften, deren Verwirklichung in Wien Leibnitz vergebens erstrebte, wenigstens äußerlich ins Leben, wenn dieselbe auch zu einer rechten Wirksamkeit während dieses Zeitraumes noch nicht gedieh. Schon früher hatte Friedrich III. durch die Stiftung der Universität Halle der neuen Ideenbewegung, welche die Pietisten und Thomasius entzündeten, einen Mittelpunkt und Rückhalt in seinen Staaten gegeben. Aber dieser Anlauf, den Friedrich III. — wahrscheinlich selbst nur mit halbem Bewußtsein von der Bedeutung dessen, was er that — nach dem erhabenen Ziele eines Protectors der deutschen Wissenschaft hin genommen hatte, verkehrte sich in sein gerades Gegentheil unter seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm I. Die Musen flohen den Hof und das Reich eines Königs, welcher die Wissenschaften verachtete und ihre Jünger mißhandelte. Als dann endlich mit Friedrich II. die Philosophie den Thron Preußens bestieg, war inzwischen das geistige Leben der Nation durch eigene Anstrengungen schon soweit vorgeschritten, daß dieses Königs freier und hoher Geist demselben zwar einen lebendigeren Schwung zu geben, nicht aber es erst gleichsam zu schaffen vermochte.

Von den Höfen zweiten Ranges schienen die von Mainz und von Hannover — jener, obgleich er katholisch, dieser, weil er seit dem Abfall Kursachsens und der Pfalz der erste lutherisch-protestantische Hof Deutschlands war — eine Zeit lang an die Spitze des geistigen Fortschritts treten zu wollen. Allein in Mainz hörten diese Bestrebungen sofort auf, als Kurfürst Johann Philipp, der Gönner Leibnitzens, starb, und in Hannover wurden die Nachkommen Ernst August's, die ohnehin seinen Geist nicht geerbt hatten, durch die neugewonnene englische Krone der Aufmerksamkeit auf ihr Stammland und auf Deutschland mehr oder weniger entfremdet.

Was endlich die kleineren Höfe betrifft, so zeichneten sich zwar von diesen mehrere gerade während der traurigen Zeiten in und nach dem dreißigjährigen Kriege durch eifrige Bestrebungen für die Bildung und Gesittung ihrer Völker aus — wie die von Gotha, von Wolfenbüttel, von Cassel —, allein um auf das ganze geistige Leben Deutschlands einen beherrschenden Einfluß zu gewinnen, dazu waren ihre Mittel zu gering und die allgemeinen Verhältnisse zu wenig günstig.

Tonangebender Einfluß der Universitäten und der großen Handelsstädte.

So fiel die Initiative des Fortschritts vorzugsweise in die Universitäten, diese Pflegestätten der freien, auf sich selbst angewiesenen Wissenschaft. Im Anfange des Zeitraums nahm unter diesen Helmstedt eine hervorragende Stellung ein, denn von da ging durch Georg Calixt und seine Schüler die erste kräftige Regung auf kirchlichem Gebiete aus. An seine Stelle tritt kurz vor dem Anfange des 18. Jahrhunderts Halle, von dessen Kathedern nacheinander die Pietisten, Thomasius und Wolf ihre Lehren über Deutschland ausbreiten. Endlich, noch gegen das Ende unseres Zeitraums, wird Halle wiederum abgelöst von der im Jahre 1733 neugegründeten Universität Göttingen, welche wenigstens in mehreren gewichtigen Fächern des Wissens den Vorrang über diese wie über alle andern Hochschulen Deutschlands erringt.

Mit den Universitäten theilten sich in die Anregung oder die Fortleitung der geistigen Bewegung jene großen Handelsstädte, welche in ihrem Weltverkehr, ihrem Wohlstande und der durch beides erzeugten Entwickelung eines kräftigen Bürgerstandes fruchtbare und nachhaltige Elemente sittlichen und geistigen Fortschritts besaßen. Wo diese Gunst der äußeren Lebensverhältnisse mit einer altbegründeten Pflege der Wissenschaften zusammentraf, da war natürlich die Wirkung um so entscheidender. Unter dem Einflusse solcher Culturkräfte ward Straßburg (noch kurz vor seiner Trennung vom Reiche) die Wiege des Pietismus, welchen sodann von ihm Frankfurt, später Leipzig, Hamburg, Königsberg u. a. überkamen. Auf ähnliche Weise ging von Leipzig die Doppelbewegung der Theologie der Spenerianer und der Philosophie des Thomasius aus, und Gottsched's weitreichende literarische Wirksamkeit fand hier ihren Ausgangs- und Schwerpunkt. Breslau entsandte Wolf; Königsberg war schon früh eine wichtige Pflanzstätte freierer Richtungen und ein Sammelpunkt regsamen geistigen Lebens. Aber auch Hamburg, die reichbegüterte Welthandelsstadt, in der sich Güter und Menschen aus allen Ländern begegneten, streute, wetteifernd mit jenen Universitätsstädten, wie seine Waarenballen, so auch mannigfache befruchtende Keime geistigen Lebens über die deutschen Hinterlande aus, und vom Süden herauf wirkten nicht minder bedeutsam die blühenden Schweizerstädte Zürich, Bern und Basel nach dem alten Mutterlande herüber. Nur die vor Zeiten ebenso sehr ihrer geistigen, wie ihrer politischen und commerciellen Bedeutung wegen hochangesehenen und ein-

flußreichen oberdeutschen Städte: Nürnberg, Augsburg u. a. standen außerhalb der neuen Strömung, welche Deutschland jetzt erfaßt hatte; selbst Nürnberg konnte, trotz seiner „Pegnitzschäfer" und trotzdem, daß es mit schweren Kosten eine eigene Universität zu Altdorf unterhielt, nicht entfernt die hervorragende Stellung wiedergewinnen, welche es einst in dem kirchlichen, wissenschaftlichen und Kunstleben Deutschlands eingenommen hatte, mußte sich vielmehr mit dem bescheidneren Ruhme begnügen, eine sorgsame Pflegerin gewisser, immer nur untergeordneter Zweige der vaterländischen Tonkunst und Bildnerei zu sein.

Jenes Zurücktreten der binnenländischen und dieses Hervortreten der an den Grenzen Deutschlands gelegenen oder in lebhaftem Verkehr mit dem Auslande stehenden Städte, wie Straßburg, Hamburg, Breslau, Königsberg, Leipzig u. a., deutet zugleich auf eine Erscheinung hin, welche wir im Laufe unserer Betrachtungen wiederholt hervorzuheben uns veranlaßt fanden, darauf nämlich, daß beinahe alle Anregungen zu geistigen Fortschritten während dieses Zeitraumes unserem Vaterlande von außen her kommen, und zwar vorzugsweise von den westlich gelegenen Nachbarländern, nicht mehr, wie ehedem, von Italien.

Fortentwickelung der Bildung in diesem Zeitraume von der strenggelehrten zur encyklopädischen und populären.

Der Charakter der Bildung, welche sich von dem Anfange dieses Zeitraumes an bis zu dessen Ende in immer weiteren Kreisen über die verschiedenen Schichten des deutschen Volks verbreitet, wechselt mit den Trägern und Leitern dieser Bewegung selbst. Zu Leibnitzens Zeit herrschte noch der Geist strenger Gelehrsamkeit vor. Für seine Pflege im Lichte der neuen Fortschritte der exacten Wissenschaften und der Philosophie wollte Leibnitz Akademien gegründet wissen, weil er die bestehenden Universitäten, als in geistlose Vielwisserei, leeren Wortkram und unfruchtbares Schulgezänk versunken, dazu nicht fähig erachtete*). Mit Thomasius und Wolf kam auch in diese Körperschaften ein neuer Geist, ging zugleich die Wissenschaft aus den Salons der Vornehmen in die Kreise der Gebildeten, aus den dicken Folianten der Acta Eruditorum in die leichteren Hefte der Monatsschriften und der Sammelwerke über, bis sie endlich unter den Händen Gottsched's, der Herausgeber der Moralischen Wochenschriften u. a. einen völlig encyklopädischen und beinahe tagesschriftstellerischen Charakter annahm. Was sie auf diesem Wege an Tiefe

*) Rößler, „Die Gründung der Universität Göttingen" (1855), S. 23.

verlor, das gewann sie an Ausbreitung ihres Einflusses und an unmittelbarer Wirksamkeit fürs Leben.

Zwar ward über die um sich greifende encyklopädische Bildung schon damals vielfach Klage geführt; dagegen fand sie auch ihre Vertheidiger und Förderer selbst unter den Gelehrten; Männer wie Buddeus, Hübner, Schöttchen, Jablonski, Wolf, Hederich, Mencke und Jöcher nahmen keinen Anstand, ihr Wissen in der bequemen Form von Wörterbüchern und Sammelwerken aller Art auch den Nichtfachgelehrten zugänglich zu machen, und so entstanden derartige Hülfsmittel für alle nur mögliche Zweige der Wissenschaft und des Lebens*). Und wenn die Einen dagegen einwendeten: „eine Kenntniß, die aus Wörterbüchern geschöpft werde, schaffe keine gründlichen Gelehrten, sondern nur eine Masse Halbgelehrter", so erwiderten die Andern: „was es denn schade, wenn außer den wahren Gelehrten, die freilich ihre Wissenschaft aus ganz andern Quellen schöpfen müßten, auch eine gute Anzahl der sogenannten Unstudirten nicht ganz unwissend sei? ob es nicht im gemeinen Leben

*) Gottsched in der Vorrede zu seinem „Handlexikon oder kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste", S. 1, führt die verschiedenen Sorten von Wörterbüchern und Encyklopädien, welche es damals gab, in den folgenden Worten an: „Ein Staats- und Zeitungslexikon, ein Natur-, Kunst- und Bergwerkslexikon, ein Lexikon aller Wissenschaften und Künste wurden bald durch ein Gelehrtenlexikon und ein Frauenzimmerlexikon abgelöst. Ein Realschullexikon bekam bald ein Antiquitätenlexikon, sowie dieses ein Heiligenlexikon zum Nachfolger; und daß auf das geographische auch ein Handelslexikon, ja mitten unter allen auch ein mathematisches, ein philosophisches und so manches theologische und juristische Reallexikon ans Licht getreten, wird gleichfalls Vielen noch in frischem Andenken ruhen. Endlich können auch das große historische Lexikon, das noch größere Universallexikon nebst dem Baylischen Wörterbuche und dem Adelslexikon hier unmöglich mit Stillschweigen übergangen werden. Ein Jeder aber sieht daraus, daß man sich im Deutschen fast eine ganze Bibliothek von Realwörterbüchern anzuschaffen im Stande sei". — Einen gewissen Maßstab für die fortschreitende Popularisirung der Wissenschaft giebt auch die wachsende Zahl sowol der Schriften überhaupt, als insbesondere der in deutscher Sprache abgefaßten im Verhältniß zu den lateinischen. In Niemeyer's „Grundsätzen der Erziehung", 3. Bd., finden wir darüber folgende Zusammenstellung. Danach erschienen:

1589	246 lateinische,	116 deutsche Schriften.		
1616	461	„	270	„ „
1714	209	„	419	„ „
1716	162	„	396	„ „
1780	198	„	1917	„ „

allemal angenehmer sei, mit Leuten, die etwas, als die gar nichts wüßten, umzugehen, und ob nicht diese sogenannten Ungelehrten, die aber von den freien Künsten und Wissenschaften allerlei gelernt, was zu ihrer Lebensart in Weltgeschäften und zu einem artigen und aufgeweckten Umgange nöthig sei, diejenigen wären, welche die Welt gescheidt und eine Nation gewitzt und wohlgesittet machten, nicht die Handvoll wirklicher Gelehrter *)?"

Es scheint hier angezeigt, einen Blick auf die Jugendbildung der damaligen Zeit in den verschiedenen Schichten des eigentlichen Volkes, d. h. der bürgerlichen Klassen, zu werfen, nachdem wir die Erziehung an den Höfen und unter dem Adel früher geschildert haben.

Zustand des öffentlichen Unterrichtswesens. Das Volksschulwesen auf dem Lande und in den Städten.

Das Schulwesen auf dem Lande befand sich noch auf der untersten Stufe der Ausbildung. Wie hätte man auch große Mühe auf die Erziehung eines Standes wenden sollen, den man kaum viel besser als das Vieh hielt und bei dem man jede Kenntniß und Fähigkeit außer den zu den Geschäften seiner Dienstbarkeit nothwendigen für einen überflüssigen Luxus ansah? Nur einzelne humanere Fürsten suchten den Volksunterricht zu heben. Ernst der Fromme von Gotha hatte schon 1642 regelmäßige Katechisationen angeordnet und einen „Kurzen Unterricht" für die Schulen ausarbeiten lassen, welcher Belehrungen über die Beschaffenheit der Erde, über wichtige Naturerscheinungen, über den menschlichen Körper, über geistliche und weltliche Landessachen, über Hauswirthschaftsfragen und Aehnliches enthielt **). In den meisten deutschen Ländern beschränkte sich die Unterweisung der ländlichen Jugend auf Lesen und Schreiben, Religion und Kirchengesang und höchstens ein wenig nothdürftiges Rechnen. Diesen Unterrichtskreis hatten die im 16. Jahrhundert entstandenen Schulordnungen ***) abgesteckt, und man hielt ihn noch jetzt für ausreichend. Aber selbst diese kargen Bildungselemente wurden der ländlichen Jugend

*) Gottsched, a. a. O. Vorrede S. 3 ff.

**) K. A. Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen", 8. Bd. S. 461. — Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus", 1. Thl. 1. Abth. S. 173, sagt von den Reformen Ernst's, sie hätten im Gothaischen Lande in höheren und niederen Schulen die Realkenntnisse in dem Maße verbreitet, daß, wie man zu sagen pflegte, der thüringische Bauer gelehrter wurde, als anderwärts der Landedelmann.

***) Z. B. die würtembergische von 1562 und die kursächsische von 1560. Vgl. Raumer, „Geschichte der Pädagogik", 1. Bd. S. 311 flg. (3. Aufl.)

verkümmert durch die mangelhafte Art des Unterrichts und die schlechte Beschaffenheit der Lehrkräfte. Von einer wissenschaftlichen Vorbildung der Dorfschulmeister war in dieser Zeit noch nicht die Rede. Das Lehramt ward als ein bloßes Zubehör des Küster- oder Meßneramtes betrachtet, und es galt schon für eine belangreiche Verbesserung, wenn man die Lehrer, „damit sie sich dem Schuldienste ganz widmen könnten", von Beschäftigungen lossprach, welche sie früher noch beiher hatten besorgen müssen und welche, wie z. B. der Büttel- und Flurschützendienst, weder dem moralischen Ansehen noch der Berufserfüllung eines Volkslehrers sonderlich zuträglich sein konnten*). In der Regel waren es Handwerker, welche neben ihrem Gewerbe den Küster- und Schulmeisterdienst verrichteten, denn letzterer allein reichte nicht aus, seinen Mann zu nähren. Diese Rücksicht war aber entscheidend, da man nicht Lust hatte, für Zwecke des Unterrichts besondere Opfer den Gemeinden anzusinnen oder auf den Staat zu übernehmen. Höchstens bestimmte man, welche Arten von Gewerben mit dem Lehramte verbunden sein dürften, welche nicht. So verordnet ein kurfürstlich brandenburgisches Patent vom Jahre 1722, „daß zu Küstern und Schulmeistern auf dem Lande außer Schneidern, Leinewebern, Schmieden, Rademachern und Zimmerleuten sonst keine anderen Handwerker genommen werden sollen", und noch in dem Schulplan von 1736 heißt es: „Ist der Schulmeister ein Handwerker, kann er sich schon nähren; ist er keiner, wird ihm erlaubt, sechs Wochen auf Tagelohn zu gehen" **).

Die gelehrten Schulen.

In den Städten bestanden für die unterste Stufe des Unterrichts sogenannte Kinderschulen***), in ihrer Einrichtung und ihrem Lehrplane den Schulen auf dem Lande ähnlich, nur wahrscheinlich in Bezug auf ihre Lehrer etwas besser, als jene. Für eine weitergehende Ausbildung der Mädchen bot der öffentliche Unterricht gar kein Hülfs-

*) Würtembergische Kirchenordnung, bei Raumer, a. a. O. S. 312.

**) Rönne, „Das Unterrichtswesen des preußischen Staates" (1854), S. 63.

***) In eine solche ging der berühmte Philolog Heyne als kleiner Knabe. Um auch Latein zu lernen, nahm er Privatstunden bei dem Lehrerssohne, einem verdorbenen Studenten, wofür er wöchentlich 1 guten Groschen zahlen mußte; später kam er auf die lateinische Schule; dort betrug das Schulgeld fürs Quartal 1 Gulden. Der Unterricht war schlecht, mechanisch, geistlos. („Heyne's Leben" von Heeren, S. 9.)

mittel, für die der Knaben nur eines, den Uebergang in die lateinische Schule.

Zu der Zeit, wo man in Deutschland das Schulwesen reformirte, im 16. Jahrhundert, erschien das Studium der griechischen und römischen Classiker und des in ihnen sich spiegelnden Geistes des Alterthums als das einzig taugliche Element einer nicht scholastisch beschränkten, sondern freien und wahrhaft menschlichen Bildung. Sowol die amtlichen Schulordnungen als die Ansichten der berühmtesten Pädagogen jener Zeit, eines Trotzendorf, Sturm u. a., erhoben die alten Sprachen zum hauptsächlichen, wenn nicht ausschließlichen Gegenstande des Unterrichts. Von Kenntnissen, welche auf die Gegenwart und das wirkliche Leben Bezug haben, wie Geographie und Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften, selbst von der deutschen Muttersprache war kaum die Rede.

Der Lehrplan der Jesuiten, deren Schulen in dem katholischen Deutschland den ersten Rang behaupteten, stimmte in diesem Punkte mit dem der protestantischen Schulmänner überein, nur daß bei ihnen die Betreibung der classischen Sprachen nicht dem Interesse freier menschlicher Geistesbildung, sondern der ausgesprochenen Absicht diente, die Jugend für die Zwecke der alleinseligmachenden Kirche zu erziehen *).

Indessen hatten schon durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch einsichtigere Pädagogen und selbst Philologen von Fach gegen die allzugroße Ausdehnung des classischen Sprachunterrichts und die Vernachlässigung der fürs Leben nützlichen Kenntnisse, sowie der Muttersprache, gekämpft. Ratich und Amos Comenius hatten die Aufnahme der sogenannten Realien in die Lehrpläne der lateinischen Schulen, oder aber die Errichtung besonderer Lehranstalten für solche Knaben verlangt, welche nicht studiren wollten. Gelehrte von Ruf, wie Jungius und Helwig, hatten diese Bestrebungen unterstützt **), welche auch wirklich hier und da Früchte trugen. Des Comenius Lehrbücher wurden in mehreren Schulen eingeführt. In Frankfurt und Hamburg schärften amtliche Verordnungen die Betreibung der deutschen Sprache neben der lateinischen ein. An die Stelle der lateinischen Komödien, die man zur Uebung der Jugend im Lateinsprechen in den Schulen aufzuführen

*) Raumer, a. a. O. S. 338.
**) Guhrauer, „Jungius“, S. 26 ff.

pflegte, traten allmälig deutsche*). Die Realien gewannen an Feuerlein, dem Rector des Gymnasiums zu Nürnberg, an Leibnitz und von Seckendorf, an Thomasius und H. A. Francke gewichtige Fürsprecher**). Und endlich erklärten sich sogar zwei der bedeutendsten Philologen des 18. Jahrhunderts, J. M. Gesner und J. A. Ernesti, der eine um die Mitte, der andere gegen das Ende unsres Zeitraumes, in besonderen Schriften über den Unterricht auf Gymnasien***) gegen

*) Raumer, a. a. O. 2. Thl. S. 8 ff., 105 ff., 160 ff.

**) Ueber Feuerlein vgl. Raumer, a. a. O. 2. Thl. S. 161. Von Leibnitz ward schon oben berichtet, wie er als nothwendiges Ziel einer Reform aussprach: „eine zweckmäßigere Erziehung der Jugend — zu den Realien: Geschichte, Mathematik, Physik — und eine Verbesserung der öffentlichen Schulen, damit nicht ferner das fürs Leben Nützliche versäumt und eine zu lange Zeit mit bloßem Lateinreden und ähnlichen Dingen zugebracht werde". Schon in seiner Methodus (Opp. omn. I. 178) hatte er eine zugleich humanistische und realistische Unterrichtsweise empfohlen. Ueber Thomasius s. Abschnitt VII, und über Francke's realistische Richtung Abschnitt VIII. — Seckendorf in seinem „Christenstaat", S. 594, sagt: „Ein großer Vortheil wäre auch, wann man mit Ersparung vieler anderer, offt sündlicher und eiteler Auffwendung und Kosten, die Schul-Arbeit theilen und gar andere Schulen für die Kinder insgemein, zur Lernung der durchgehends nothwendigen Stücke, so wol in catechesi, als wegen Lesens, Schreibens und Rechnens, andere aber allein vor diejenigen hielte, die beym Studiren bleiben wollten, dahin zwar die Stifftung und die Meynung der Land-Schulen und Gymnasien ohne Zweiffel zielet, aber nicht allenthalben, oder alles genau und nützlich angestellt ist. Wann nun eine völlige und sattsame Separation zu treffen wäre, so solte in den gemeinen Schulen gar kein Latein oder dergleichen etwas gelehret, hingegen viel mehr von der Religion und der Gottseligkeit und guten Sitten getrieben werden; aus solchen gemeinen Schulen können Christliche und nützlich unterwiesene Hauswirthe, auch Soldaten hervorgehen, denn diesen allen ist das wenige Latein, so sie in den Schulen erschnappen, und darüber die Zeit mit Versäumniß mehrerer und nöthiger Information in Gottes Wort und guten Sitten verdrießlich hinbringen, nichts nütze. In denen andern, so zu reden, gelehrten und lateinischen Schulen triebe man dann nur die Sprachen, nebst der Religion und Sittenlehre, und könnte ein Knabe von 14 Jahren, der in der Teutschen Schule lesen und schreiben lernen, in 2 oder 3 Jahren bey wachsendem Verstand im Latein und anderen dergleichen Dingen ein grosses thun, wie man dann sieht, in was geringer Zeit ein erwachsener, hurtiger Mensch eine fremde Sprache lernet, der wol 12 oder 15 Jahr von seiner Kindheit her mit dem Donat, Grammatica, Vocabulariis und Autoribus geplacket worden".

***) Gesner in seinen Institutiones rei scholasticae, 1715, und seiner Isagoge in eruditionem universalem, Ernesti in seinen Initia doctrinae solidioris, 1734.

die herrschende Methode dieses Unterrichts, verlangten ein weniger an den Subtilitäten der Grammatik klebendes, mehr in den Geist des Alterthums eindringendes Lesen der Classiker, verlangten ferner, namentlich der Erstere, neben den Wortkenntnissen auch Fachkenntnisse (in den Naturwissenschaften, der Geographie, der Geschichte, vor allem der vaterländischen), endlich die Uebung der Muttersprache neben den Sprachen von Latium und von Hellas *).

In einzelnen der gelehrten Anstalten brach sich auch die Einsicht des Besseren Bahn; die meisten jedoch beharrten in dem langgewöhnten Schlendrian einseitig formeller Abrichtung der Jugend zu spitzfindigen Wortklaubereien und todtem Gedächtnißwerk und in der Vernachlässigung fast aller Lehrgegenstände neben dem einzigen Latein, selbst das Griechische und die Religion nicht ausgenommen **). Wenn in einem Visitationsprotokolle aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts geklagt ward, daß ein Lehrer 14 Jahre mit der Erklärung der Aeneide Virgil's zugebracht habe, so war dies 50 Jahre später um weniges besser geworden, da ein anderer Lehrer seinen Schülern zu 45 Versen des Hesiodus volle 3 Bogen Bemerkungen dictirte. Und wenn man am Ende des 16. Jahrhunderts den Geist zwölf- und vierzehnjähriger Knaben in die spanischen Stiefel der Logik eingeschnürt hatte, so beging man die gleiche Verkehrtheit auch noch im Anfange des achtzehnten, indem man die Schuljugend mit dem Auswendiglernen und Hersagen logischer Regeln und dialektischer Kunstgriffe quälte ***).

Uebungen im Deutschen kamen erst um den Anfang des 18. Jahrhunderts einigermaßen in allgemeineren Gebrauch, hatten aber auch da noch auf den meisten Schulen wegen des geringen Eifers, womit sie von

---

*) Es wird hierauf, im Zusammenhange der Entwickelung der Philologie in Deutschland während des 18. Jahrh., im 2. Thl. des 2. Bd. zurückzukommen sein.

**) Tholuck, a. a. O. 1. Thl. 1. Abthlg. S. 170, 179, 196.

***) In einem Bericht von 1708 über ein braunschweigisches Gymnasium heißt es: In theologicis ist Boneti nucleus theologicus eingeführt worden. Hierin nun examinire ich 1) die definitiones ad logicae normam und frage, welches das Definitum, was definitionis genus, differentia, welche causae und was für ein effectus sich zeige. Weiter explicire ich die unbekannten terminos . . . . . Wo ich conclusionum rationes finde, lasse ich integros syllogismos componiren, dieselben nach ihren propositionibus et terminis resolviren und die dicta probantia auswendig lernen. (Dies, wie das meiste Obige, nach Tholuck, a. a. O. S. 175 ff.)

den Lehrern betrieben wurden, so wenig praktischen Erfolg, daß H. A. Francke 1709 klagte: „es gebe wenig studiosi theologiae, die einen deutschen Brief recht orthographice schreiben könnten"*). Ebenso vermißte Francke bei den von den Schulen Entlassenen beinahe jede Kenntniß der Geschichte, Geographie, Mathematik u. s. w., während sie auch im Griechischen, ja selbst im Lateinischen nicht fest waren.

Nur mühsam drangen nach und nach die nothdürftigsten Realien in die Gymnasien ein. Von den sächsischen Fürstenschulen bequemte sich Meißen 1702 zu einem regelmäßigen Unterrichte in der Geschichte, wogegen Pforta sowol diesen, als auch die deutschen Ausarbeitungen in stolzer Classicität bis ins 19. Jahrhundert von sich fernhielt. Mathematische Lehrstunden finden sich auf der erstgenannten Anstalt nicht vor 1729, auf andern, z. B. in Eisleben, gar erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts.

So tiefgewurzelt war bei Schulmännern und Schulbehörden der Glaube an die alleinseligmachende Kraft des Lateinischsprechens und so groß die Verachtung, womit man in diesen Kreisen noch immer auf die deutsche Sprache herabblickte, daß im Jahre 1690 in Pommern die Kirchenordnung von 1535 wieder eingeschärft ward, worin es heißt: „Die Praeceptores sollen mit den Discipulis alle Wege lateinisch und nicht deutsch reden, als welches an sich leichtfertig und bei den Kindern ärgerlich und schädlich ist", und daß man in Oldenburg noch 1703 ein altes Schulgesetz erneuerte, welches verfügte: „die Schüler der 1. Klasse sollten in der Schule, außer der Schule, in der Kirche und an allen Orten lateinisch sprechen und, wenn sie dagegen handelten, gestraft werden"**).

Daher vernehmen wir auch aus dem Munde von Männern, welche später sich eine vielseitigere Bildung erwarben und den Werth einer solchen schätzen lernten, bittere Klagen über die Beschränktheit und den Pedantismus des öffentlichen Unterrichts, der ihnen nichts geboten habe, als: „Latein, Griechisch, Hebräisch, scholastische Logik und Metaphysik"***).

---

*) Lect. paraen. 4. 280, und „Anhang der Abbildung eines studiosi theol.", S. 280, — bei Raumer, „Geschichte der Pädagogik", 2. Thl. S. 149.

**) Tholuck, a. a. O. S. 173.

***) Uffenbach, „Reisen", 1. Bd. Vorrede XV. Jenisch in seinem „Geist des

Von Schulen speciell für die Ausbildung der Jugend zu bürgerlichen Berufsarten, einer Neuerung, zu welcher H. A. Francke durch seine Halleschen Anstalten den ersten entscheidenden Anstoß gegeben (sog. Realschulen) sah die erste Hälfte des Jahrhunderts nur vereinzelte Anfänge; es bedurfte langer und wiederholter Kämpfe, bevor die Erkenntniß der Nothwendigkeit einer selbständigen Entwickelung des bürgerlichen und realistischen Unterrichtswesens und seiner Unabhängigkeit von der classischen Gelehrsamkeit sich allgemeinere Geltung verschaffte.

Die Universitäten. Dasselbe Gesetz der Trägheit, welches den pädagogischen Reformideen den Eingang in die gelehrten Schulen erschwerte, ließ auch auf den Universitäten den alten Schlendrian und die mancherlei eingerissenen Mißbräuche zum großen Theil selbst dann noch fortbestehen, als bereits durch Männer wie Thomasius, Francke u. a. und durch die Stiftung neuer Universitäten nach neuen Grundsätzen und in einem freieren Geiste der Anstoß zum Bessern gegeben und der Weg zeitgemäßer Reformen vorgezeichnet war. Die Lässigkeit und Bequemlichkeit eines großen Theils der Professoren, nicht selten verbunden mit einem Eigennutze, den man nirgends weniger als bei den Vertretern der Wissenschaft suchen sollte, vor allem aber der beschränkte Pedantismus, der das Wissen lediglich als eine Sache todter Gelehrsamkeit, nicht als ein Mittel zur Befruchtung und Veredelung des Lebens und zur allgemeinen Bildung des Volks betrachtete — das waren die schwer zu überwindenden Hemmnisse einer gedeihlichen Entwickelung des Universitätswesens. Auch den wohlmeinendsten Anstrengungen einzelner Regierungen wollte es nicht gelingen, die daraus entspringenden Uebelstände zu beseitigen*). Einer der hauptsächlichsten darunter war die ungebührliche Ausdehnung der einzelnen Vorlesungen, welche die Studirenden nicht nur an der gleichmäßigen Betreibung der verschiedenen Zweige ihrer Wissenschaft hinderte, sondern bisweilen so weit ging, daß eine ganze Studienzeit nicht ausreichte, um eine einzige Vorlesung

18. Jahrhunderts" bestätigt das obige Urtheil über die Geistlosigkeit des Unterrichts in den gelehrten Schulen zu der damaligen Zeit.

*) Von Frankfurt a. O. erzählt z. B. J. J. Moser in seiner Selbstbiographie (S. 69): er habe seinem Amt als Director der Universität zufolge über die bestehenden Uebelstände an die Curatoren berichtet, es sei auch ein neues Reglement gekommen, seinem Bericht und Vorschlag entsprechend; „aber Niemand bekümmerte sich darum oder that danach".

zu Ende zu hören. In Wittenberg ergingen zur Abstellung dieses Mißbrauchs wiederholte kurfürstliche Rescripte (1728, 1735, 1740), aber, wie eben aus dieser Wiederholung zu erhellen scheint, ohne rechten Erfolg, und von dem Theologen Carpzov, dem Zeitgenossen Spener's, wird erzählt, daß er ein volles Jahr zur Erklärung der ersten neun Kapitel des Jesaias gebraucht habe *). Andere Professoren täuschten das Interesse ihrer Zuhörer auf die entgegengesetzte Weise, indem sie in jedem Halbjahre neue Vorlesungen ankündigten, sich auch dafür bezahlen ließen, aber die angefangenen nicht zu Ende führten **).

Eine weitere Klage über die Universitäten der damaligen Zeit betrifft den trockenen und ermüdenden Vortrag der meisten Professoren. Als Grund davon wird angeführt, daß man bei Anstellung der Professoren oftmals nicht sowol auf ihre Fähigkeit zu diesem Lehramte, als auf Empfehlungen Rücksicht nahm ***). Und in der That scheinen derartige Empfehlungen von einflußreicher Stelle bisweilen nicht blos den Mangel an Lehrfähigkeit, sondern auch an Gelehrsamkeit vergessen gemacht zu haben. Wenigstens erzählt Gottsched aus seiner akademischen Erfahrung, wie in Leipzig, gegen die Ansicht der eigentlichen Anstellungsbehörde, durch einen wiederholten unmittelbaren Cabinetsbefehl Jemand zum Professor der Dichtkunst befördert worden sei, der selbst eingestanden habe, daß ihm die eigentliche Befähigung dazu abgehe †). Auch der Nepotismus, d. h. die Begünstigung der Söhne und Verwandten älterer Professoren, spielte auf vielen Universitäten eine bedenkliche Rolle. J. J. Moser ward dadurch von Tübingen hinweggescheucht, und von Leipzig ist bekannt, daß dort die Carpzovs ein förmliches Familienmonopol der Professuren für ihre zahlreiche Sippschaft beanspruchten ††).

---

*) Tholuck, a. a. O. 1. Thl. S. 85, 93. Freilich war dies noch gar nichts gegen den Tübinger Kanzler Pregizer, welcher über den Propheten Jesaias 1509 Stunden, von 1624—1649, also 25 Jahre lang, las. (Ebenda, S. 92.)

**) „Gutachten des Universitätskanzlers und k. preuß. Geh. Raths von Ludewig über die Zustände der Universität Halle" (1730), in Rößler's „Gründung der Universität Göttingen", S. 447.

***) Rößler, a. a. O. S. 472, „Aus den Papieren eines verstorbenen Staatsministers und Universitätscurators" (Hrn. von Münchhausen).

†) Gottsched, „Gründe der Weltweisheit", 2. Thl. Vorrede.

††) „J. J. Moser's Lebensgeschichte, von ihm selbst beschrieben", S. 17 („Ich hatte dem Herrn Kanzler Pfaff dreimal abgeschlagen, eine Person aus seiner Freund-

Der lateinische Vortrag blieb, trotz des von Thomasius und den Pietisten gegebenen Beispiels des Gebrauchs der Muttersprache und der damit erzielten Erfolge, auf den meisten der älteren Universitäten noch lange vorherrschend, und nur allmälig überwand man den tiefgewurzelten Abscheu vor einer Sprache, welche des Gelehrten unwerth schien, weil sie auch dem Ungelehrten verständlich war.

Das geisttödtende Dictiren, das auf den meisten Universitäten die Herrschaft erlangt hatte, erhielt sich in ziemlich allgemeiner Geltung, fand seinen Weg sogar auf die neuen Universitäten, wo man anfangs beflissen gewesen war, es fernzuhalten. J. Lange klagt 1732, daß auch in Halle das Dictiren überhandnehme und daß die Vorlesungen derer, welche sich dieser Unsitte nicht anbequemen wollten, leer blieben; die Studenten fanden es bequem, die Lehrsätze der Professoren „schwarz auf weiß“ nach Hause zu tragen*).

Keiner der geringsten Mißbräuche endlich war der, daß viele Professoren, um Zuhörer anzulocken, theils mit einer zwecklosen Vielbelesenheit prunkten, theils ihr Auditorium mit nicht zur Sache gehörigen, bisweilen sogar unziemlichen und zweideutigen Späßen unterhielten, oder auch wol auf ihre Collegen öffentlich vom Katheder herab schimpften und spotteten**). In Bezug auf den Inhalt der Vorlesungen herrschte bei einzelnen Universitäten noch eine gewisse Einseitigkeit in Berücksichtigung der verschiedenen wissenschaftlichen Materien vor, während wieder andere eine fast überraschende Mannigfaltigkeit in dieser Hinsicht zeigen. So fehlte es in Leipzig (das doch einen hervorragenden Rang unter den deutschen Universitäten beanspruchte) ganze fünf Jahre lang (1733—1738), wie Reiske klagt***), an Vorlesungen über die griechische Sprache. Ebendort war 1674—1679 kein einziges exegetisches Collegium gehalten worden, und selbst noch 1728 las man lediglich über sog. **dicta classica**, d. h. über einzelne, als dogmatisch besonders wichtig geltende Aussprüche in den heiligen Schriften. Kirchengeschichte tritt als selbständige Vorlesung in Leipzig erst 1778

---

schaft zu heirathen: das ließ er mich redlich entgelten“) und S. 18. Hoßbach, „Spener“, 1. Bd.

*) Lange's Selbstbiographie, S. 96.

**) Rößler, a. a. O. S. 446.

***) In seiner Selbstbiographie, S. 9.

auf*). Dahingegen zeigt sich der freiere Geist, der in Jena eingezogen, in der regelmäßigen Pflege der (von den strenglutherischen Universitäten seit Ende des 16. Jahrhunderts meist verschwundenen) Moraltheologie, ebenso der Exegese, nicht blos der sprachlichen, sondern auch der sachlichen; ja sogar an einer Art von speculativer Behandlung der Theologie fehlt es nicht. Auch eine zeitgemäßere Behandlung der Rechts- und der Geschichtswissenschaft, eine größere Beachtung der Muttersprache und selbst der vaterländischen Literatur, endlich eine sorgsame Berücksichtigung der neueren Entdeckungen in den Naturwissenschaften treffen wir dort an**).

Besser, als auf den älteren Universitäten, stand es im allgemeinen um die beiden an der Schwelle und im Verlaufe des 18. Jahrhunderts gegründeten neuen: Halle und Göttingen. Hier fand der Geist vorgeschrittener Bildung leichteren Eingang, weil ihm hier nicht das todte Gewicht verjährter Mißbräuche und tiefgewurzelten Schlendrians im Wege stand, und weil hier vom Standpunkte der Ideen und der Bedürfnisse der Gegenwart aus von Männern, welche diese Bedürfnisse begriffen und sich mit diesen Ideen durchdrungen hatten, sowol die Gründung als die Fortführung der neuen Anstalten geleitet und überwacht ward***). Hier wählte man mit Sorgfalt und nach wirklicher

*) Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus", 1. Thl. S. 110.

**) Alles Obige über Jena nach den Lectionskatalogen auf der Universitäts-Bibliothek daselbst, s. meine Schrift: „Die Universität Jena nach ihrer Stellung und Bedeutung in der Geschichte deutschen Geisteslebens" (1858), S. 49 ff. Es kommen da u. a. vor: ein collegium biblicum (jedenfalls nach Art derer, welche die Spenerianer Francke und Anton in Leipzig einzuführen versuchten), eines über „Evangelienharmonie", eines „über des H. Grotius Buch de veritate religionis christianae", ein anderes „über Locke's philosophisch-theologische Ansichten", eines „über die Grenzen der natürlichen und der positiven Theologie", ferner Vorlesungen „über Staatskunde Europas und über politische Statistik", sogar (schon um 1710) ein sog. Zeitungscolleg, wie es viel später in Göttingen Schlözer las, und „über die Kunst des Reisens" (ebenfalls von Schlözer gelesen); in der Geschichte wird bis ins 16. und 17. Jahrhundert herabgegangen, der deutsche Stil wird cultivirt (schon 1705, also lange vor den Gottschedischen Bestrebungen in dieser Richtung); Struve liest „Literaturgeschichte" und macht darin seine Zuhörer besonders auch mit „dem Neuesten in der Literatur" (nova literaria), allerdings noch in lateinischer Sprache, bekannt; ja seit 1722 begegnen wir schon einem Colleg „über deutsche Dichtkunst".

***) Für die Kenntniß der Grundsätze, nach welchen die Universität Göttingen

Befähigung, nicht nach äußeren Rücksichten, die Vertreter der verschiedenen Lehrfächer. Hier bemühten sich sowol die einzelnen Lehrer, als die ganzen Facultäten, den Studirenden durch öffentliche und private Anweisungen den Weg zu bezeichnen, wie sie das Ziel ihres Studiums am besten erreichen möchten. Hier war es den Professoren ausdrücklich zur Pflicht gemacht, in persönlichem Verkehr mit den Studenten für deren wissenschaftliche und sittliche Bildung Sorge zu tragen, und dieser Pflichterfüllung unterzogen sich nicht blos die theologischen Professoren (einzelne sogar mit einem Eifer, der bisweilen sein Ziel verfehlte*)), sondern auch die der andern Facultäten, vor allen Thomasius. Hier war der Gebrauch der deutschen Sprache und des freien Vortrags auf dem Katheder von vornherein als Regel angenommen und das gegenseitige Lästern der Professoren untereinander statutenmäßig verboten. Und doch konnte man nicht verhüten, daß allmälig auch hier der eine und andere der oben gerügten Mißbräuche einriß.

Ziele und Resultate des allgemeinen Bildungsstrebens dieser Zeit.

Der Geschichte der Gelehrsamkeit mag es überlassen bleiben, die Fortschritte der einzelnen Wissenschaften, wie sie im Schooße der Universitäten oder doch in mehr oder minder engem Zusammenhange mit diesen während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vor sich gingen, zu verfolgen und die geschichtlichen Arbeiten eines Leibnitz oder Bünau, die kirchengeschichtlichen eines Mosheim, die exegetischen eines Bengel und Wettstein, die staatsrechtlichen eines Schmauß, J. J. Moser oder Lünig, u. a. m., nach ihrem strengwissenschaftlichen Werthe und ihrer Bedeutung für das bestimmte Fach, dem jede davon angehört, durchzumustern. Die Culturgeschichte hat es mit diesen und ähnlichen Bestrebungen erst dann zu thun, wenn dieselben aus dem Banne der einzelnen Fachwissenschaft heraustreten und auf die allgemeine Bildung des Volkes einen maßgebenden Einfluß üben. Ihre Aufgabe ist hauptsächlich darauf gerichtet, die beherrschenden

---

von dem trefflichen Curator von Münchhausen geleitet ward, giebt das mehrerwähnte Buch von Rößler in seinen verschiedenen Theilen, ganz besonders aber in dem Anhange aus den Papieren Münchhausen's, interessante Aufschlüsse. Ueber die Zustände der Universität Halle verbreiten sich zwei eben dort abgedruckte Gutachten, eines des Kanzlers von Ludewig und eines des k. Directors der Universität Halle, Geheimen Raths Böhmer.

*) Raumer, a. a. O. 4. Thl. S. 243.

Ideen, die allgemeinen Bildungsziele und Bildungsresultate einer Zeit zu erkennen und zu schildern*).

Für unsere Periode liegen diese Ziele und Resultate klar vor Augen. Es war der Kampf gegen einen beschränkten und beschränkenden Autoritätsglauben, was in immer weiteren Kreisen das ganze Geistesleben des Volkes in Bewegung setzte. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehen wir diese Bewegung bei einem doppelten Ziele angelangt. Auf dem religiösen Gebiete ist die frühere Uebermacht der Orthodoxie gebrochen; dem starren Kirchenthum ist von der einen Seite der mildere Gefühlsglaube der Pietisten, von der andern die aufgeklärte Naturreligion der Philosophen gegenübergestellt. Zugleich hat eine Lostrennung und Unabhängigkeitserklärung der auf das irdische Leben und die endliche Welt der Erscheinungen gerichteten Wissenschaften von der Theologie und ihrem Principe unbedingter Autorität stattgefunden; das freie, selbständige Forschen ist auf diesem Gebiete zu einem allgemeingültigen Gesetze erhoben.

Sittliche Folgen der wachsenden Aufklärung: Entstehen eines gebildeten Mittelstandes.

Die wissenschaftlichen Folgen dieser Veränderung konnten sich erst allmälig entfalten: unmittelbarer und entschiedener treten die sittlichen Einflüsse derselben auf das Leben des Volkes hervor. Einer der wichtigsten darunter ist der, daß eine breite Schicht der Gesellschaft, welche lange Zeit gewöhnt war, entweder in roher Dumpfheit vor sich hinzuleben, oder nur fremdem Gebot, dem Beispiel der Vornehmen und einer gedankenlos angenommenen Mode zu gehorchen, jetzt anfängt, sich auf die eignen Füße zu stellen, zu überlegen, was Natur und Vernunft gebieten, oder verbieten, und nach dieser Ueberlegung zu handeln.

So entsteht allmälig und wächst von Tage zu Tage eine wirkliche gebildete Klasse, welche die Mitte zwischen dem höfischen Adel, dem abgezogenen Gelehrtenthum und der rohen Masse des gemeinen Volks einnimmt, eine Klasse, die dann allmälig sich zur tonangebenden Macht in allen Fragen der Religion, der Moral, des Geschmackes und selbst der Wissenschaft erhebt.

---

*) Im 2. Thl. dieses Bandes, der die wissenschaftliche Bewegung in Deutschland seit 1740 schildert (welche enger, als die frühere, mehr rein fachgelehrte, mit dem geistigen Gesammtleben des Volkes zusammenhängt), wird auf Einzelnes auch aus der Zeit vor 1740 zurückzukommen sein.

Bald nach dem dreißigjährigen Kriege hatte es einen solchen gebildeten Mittelstand kaum gegeben. In der Wissenschaft wie in der Poesie herrschte damals ein gelehrter Pedantismus; in Sitte, Sprache und Tracht gaben die ausländisch gesinnten Höfe den Ton an: was weder zu dem einen, noch zu dem andern dieser Kreise gehörte, war in Rohheit, Unwissenheit, Aberglauben und Sittenlosigkeit der ärgsten Art versunken. Die wenigen besseren Elemente, welche den allgemeinen Zusammensturz der nationalen und sittlichen Grundlagen des deutschen Volkslebens überdauert hatten, sahen sich vereinzelt, ohne Zusammenhang und darum ohne Kraft zum Widerstande gegen das hereinbrechende Verderben.

Auch jetzt noch, nach beinahe hundert Jahren, fehlte viel, daß die Fessel der Unnatur und der ausländischen Mode gänzlich gebrochen, die Rohheit der untern Klassen nachdrücklich gebändigt, dem weitverbreiteten Mangel an Bildung selbst in den sogenannten besseren Klassen überall abgeholfen gewesen wäre. Noch immer war nicht blos die Zahl der groben Gesetzesübertretungen erschreckend groß und schien aller grausamen Strafen, womit die weltliche Gerechtigkeit, und aller beschämenden Kirchenbußen, womit die geistliche Gewalt davon abzuschrecken suchte, zu spotten, sondern die Linie der gemeinen Verbrechen stieg auch zum Theil sehr hoch hinauf in die Schichten der sogenannten guten Gesellschaft. Wenn damals in einer einzigen Stadt, der Residenz des Kurfürstenthums Sachsen, binnen 17 Jahren 23 Hinrichtungen von Mördern und 46 weitere wegen anderer Verbrechen meist der schwersten Art vorkamen, so finden sich in dem gleichen Zeitraume auch vier Fälle von Diebstählen von Offizieren und Edelleuten*).

---

*) Die nachfolgenden criminalstatistischen Angaben aus „Iccander's kurzgefaßtem sächs. Kernchronikon" (1726) haben das doppelte Interesse, nicht nur die begangenen Verbrechen, sondern auch die damals üblichen Strafarten zu vergegenwärtigen. Nach der gedachten Quelle wurden in Dresden

1702 3 Personen wegen Diebstahls gestäupt;

1703 1 Kindesmörderin gesäckt, 1 Soldat wegen Mordes enthauptet;

1704 1 desgl., 2 Deserteure gehenkt, 1 Kindesmörderin gesäckt;

1705 1 Deserteur die Ohren abgeschnitten, 1 Soldat als Diebstahlscomplice gehenkt, sein Herr (also ein Offizier) wegen Diebstahls und Mordes mit glühenden Zangen gekniffen und gerädert;

1706 abermalen 1 westphälischer Edelmann (!) wegen Diebstahls gehenkt;

„ 14 Soldaten wegen Plünderung ihrer eigenen Bagage u. s. w. theils gehenkt, theils erschossen;

Noch immer war Völlerei — bis zum öffentlichen Scandal — eine alltägliche Erscheinung nicht allein in den untern Klassen und unter

---

1706 1 Soldat wegen Diebstahls erschossen;
„ 7 andere Soldaten wegen verschiedener Verbrechen (meist Desertion) exequirt;
„ 1 Junker, weil er seinen Fourier erstochen und zwei Weiber gehabt, hingerichtet;
1707 2 Soldaten als Deserteure erschossen;
„ 2 Offiziere hingerichtet, weil sie ihre Untergebenen getödtet;
„ 2 Unteroffiziere wegen Diebstahls gebrandmarkt;
„ 1 Soldaten zwei Finger unterm Galgen abgeschnitten und derselbe dann hingerichtet wegen Meineides;
1708 1 Deserteur exequirt;
„ 1 Kindesmörderin hingerichtet;
„ 2 Soldaten wegen Duells im Bildniß gehenkt;
1709 1 Kindesmörderin hingerichtet;
1712 1 Mordbrenner lebendig verbrannt;
„ 1 Bauer desgl., der den Herrenhof aus Rachgier angezündet;
„ 1 Straßenräuber und ein Dieb hingerichtet;
1713 (in diesem und dem folgenden Jahre sind die hingerichteten Deserteure nicht mitgezählt) 1 Hinrichtung;
„ 2 Offiziere wegen Spitzbübereien gestäupt;
1714 5 Hinrichtungen;
1715 der berüchtigte Lips Tullian mit 4 seiner Spießgesellen hingerichtet (er hieß eigentlich von Schönknecht und war der Sohn des Stadthauptmanns von Straßburg);
„ außerdem 1 Mörder;
„ 7 Soldaten wegen Mord und Raub desgl.;
1716 2 Räuber und mehrere Offiziere wegen Theilnahme an der polnischen Rebellion hingerichtet;
1718 4 Hinrichtungen.

Von der Menge der Hinrichtungen in der damaligen Zeit finden wir noch ein Zeugniß, wenn auch vielleicht in etwas übertreibendem Ausdruck, bei Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd. S. 250, wo dieser Reisende erzählt, „eine Viertelstunde weit vor Bamberg (von Nürnberg aus) komme man durch eine ganze Allee von Rädern und Galgen". Ganz das Gleiche berichtet übrigens Edelmann, der denselben Weg 1724 machte, in seiner Selbstbiographie, S. 55. Ueber die Kirchenbußen und die Art ihrer Verhängung ward mir Nachstehendes aus den „Rügengesetzen" des sächs. Ortes Bertholsdorf (durch die Gefälligkeit des dortigen Herrn Lehrers Korschelt) mitgetheilt: „Die Strafe des Halseisens fand Sonntags nach beendigtem Gottesdienste statt. In der Nähe des Kirchhofeinganges wurden die zu Bestrafenden an eine Säule gestellt und mit Halseisen daran befestigt. Außerdem wurde ihnen eine Tafel, auf der ihr Vergehen bemerkt war, umgehangen, oder, wenn es ge-

den Männern, sondern auch bei Standespersonen und unter Frauen *). Betrunkenheit galt als ein gewöhnlicher Entschuldigungsgrund wegen begangener Verbrechen vor Gericht, und so häufig waren die Fälle dieser Ausschweifung, daß man rechtsgelehrte Untersuchungen darüber anstellen zu müssen glaubte, ob ein Eid, eine Zeugenschaft, ein Testament, im Trunke vorgenommen, gültig sei oder nicht, und daß man es nicht für überflüssig hielt, Geistliche, Aerzte und Hebammen ganz besonders vor den gefährlichen Folgen des „Zutrinkens" zu warnen **). Landesherrliche Verordnungen ergingen „gegen das Vollsaufen" und suchten der Ohnmacht der öffentlichen Sitte gegen dieses Laster zu Hülfe zu kommen ***).

Noch immer wetteiferte der Ton der sogenannten guten Gesellschaft mit dem des gemeinen Volks in Unsittlichkeiten und Unfläthereien aller Art †). Es gab weder ein allgemeines sittliches Bewußtsein als

fallene Frauenspersonen waren, ein weißes Tuch als Sinnbild der verlornen Unschuld. 1719, den 28. Januar, als ein Ehepaar 11 Wochen nach der Verheirathung taufen ließ, heißt es im Kirchenbuche: „Diese beiden sind die ersten, die ohne Kirchenbuße, d. i. des Halseisens Strafe und Knien vor dem Altare drei Sonntage nacheinander (wie von undenklichen Jahren allhier gebräuchlich gewesen), sind losgelassen worden, welches aber Gott an einem herrschaftlichen Bedienten 1719 den 6. Mai nicht ungerochen gelassen, davon diese Gemeine Nachricht geben kann, und am Verbrecher selbsten 1720 durch eine abscheuliche Krankheit, daran er am 23. Februar gestorben". Auch Abgötterei, Zauberei, Gotteslästerung, Segensprechen, Schwören, Fluchen ward, nach den gleichen Rügengesetzen, mit Halseisen an dreien Sonntagen nacheinander bestraft. Fälle von Kirchenbuße kommen dort noch bis 1780 vor.

*) In dem „Leben in Frankfurt a. M.", herausgegeben von Maria Belli, geb. Gontard, 1. Heft, S. 22, ist von „trunkenen Weibern" die Rede, „die nach Hause gefahren werden mußten". Büsch in seiner Lebensbeschreibung spricht von „Hunderten von Betrunkenen", die in seiner Jugend auf den Straßen Hamburgs zu sehen gewesen wären. In der erstgenannten Quelle (1. Heft, S. 84) wird auch von Trunkenbolden erzählt, die auf offener Straße ihren Degen verloren (also jedenfalls Standespersonen) und sich angesichts der Leute entkleideten.

**) Dissertatio de eo, quod justum est circa ebrium, 1742.

***) So ein k. preußisches Edict 1718. (v. Rohr, „Ceremonialwissenschaft", S. 450.)

†) In einem, wahrscheinlich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts (jedenfalls nach 1686) erschienenen Schriftchen: „Lust- und Spielhaus", finden wir u. a. Frage- und Antwortspiele, Prophezeihungen u. dgl., welche die weitgehendste Scham- und Sittenlosigkeit anzeigen. Antworten im Geschmack der folgenden (aber noch

Gemeingut einer eigentlichen gebildeten Klasse, noch ein besonderes der einzelnen Geburts- oder Berufsstände, welches stark und geläutert genug gewesen wäre, um dieselben vor der Befleckung mit solchen Rohheiten zu bewahren, die in geordneten Zeiten lediglich das traurige Unterscheidungszeichen des Pöbels oder der ungebildeten Masse des Volkes sind. Sogar der ehrwürdigste aller Berufsstände, der geistliche, hatte sich von der Verderbniß, welcher die Mehrzahl seiner Mitglieder in den wüsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges und zum Theil schon vorher verfallen war*), noch nicht soweit wieder gereinigt, daß nicht auch jetzt Beispiele von Gemeinheit der scandalösesten Art in seinen Kreisen vorgekommen wären. Zwar Dippel's Zeugniß, „der Pfarrer halte es mit der Magd, des Pfarrers Tochter mit dem Knecht, der Seelsorger begehe mit seinen Beichtkindern öffentlich liederliche Gelage" **), würden wir als verdächtig anzweifeln, weil Dippel's Haß gegen alles Geistliche bekannt ist; allein auch der unverfängliche Bericht eines Königsberger Correspondenten Gottsched's ***) von einem Pfarrer in der Nachbarschaft, der „eine Königsberger Metze zu sich ins Haus genommen und seine Frau fortgejagt", sowie dessen Zusatz, „daß eine königliche Commission zur Untersuchung der Sache hingesandt sei und der Schuldige ohnfehlbar die Muskete werde tragen müssen", bekundet einen so tiefen Grad des Gesunkenseins sowol der Achtung des geistlichen Standes vor sich selbst, als der Rücksicht, die man von Seiten der Behörden auf seine Amtswürde nahm, wie es uns heutzutage beinahe undenkbar ist. Ein Mandat des Herzogs Ernst August von Weimar (von 1745) verbietet den Geistlichen, „unanständige Gewerbe" zu treiben†), und ein Theater-

---

viel schmutzigere) kommen darin zahlreich vor: „die Frau wird ein wenig neben ausgehen, aber mit Bescheidenheit"; „sie wird eine Jungfer bleiben — bis ins 12. Jahr", u. s. w. — Daß das Büchlein nicht für gemeine Leute geschrieben war, erhellt daraus, daß in eben jenen Prophezeihungen von „Hofdienst", „Kaufmannschaft" u. s. w. die Rede ist. Ein ähnlicher Ton herrscht in dem Anhange dazu: „Des galanten Frauenzimmers Jahr-, Tag- und Stundenbuch, darin alle jungferliche Kurzweil vorgestellet". —

*) Tholuck, „Vorgeschichte des Rationalismus", 1. Bd. S. 267 ff.

**) Orcodoxia Orthodoxorum, p. 25.

***) Gottsched's „Handschriftlicher Briefwechsel", 1. Bd. S. 5.

†) „Herzoglich weimarische Mandate und Verordnungen", von 1733—1765, 2 Bände.

stück: „Die Geistlichen auf dem Lande“ (1743) giebt diesem Stande arge Sittenlosigkeit schuld.

In tiefem sittlichen Verfalle befanden sich auch die Pflanzstätten des geistlichen, wie aller gelehrten Stände, die Universitäten. Die studirende Jugend schien es für ihr Privilegium anzusehen, die einfachsten Forderungen der Bildung zu verhöhnen und der öffentlichen Scham und Sitte ins Gesicht zu schlagen. Die Klagen wegen der unter den Studenten herrschenden Sittenverderbniß, welche schon durch das ganze 17. Jahrhundert ertönen, verstummen auch im achtzehnten keineswegs so bald. Wenn wir die Berichte aus jener Zeit über die Trunksucht, die Ausschweifungen, die ans Unglaubliche streifenden Verletzungen des öffentlichen Anstandes, wie sie damals in der Studentenwelt vorgekommen*), mit den fast gleichlautenden Schilderungen des berüchtigten Laukhard aus dem letzten Drittheil des 18. Jahrhunderts von seinen und seiner Genossen Thaten vergleichen**), wenn wir von den Unfläthereien lesen, welche sich die akademische Jugend zu Gottsched's Zeit im Theater erlaubte***), und von meuchlerischen Anfällen der ehrlosesten Art, von Studenten gegen Studenten unternommen, so müssen wir beinahe zu der Ueberzeugung gelangen, daß die in andern Kreisen so erfreulich zunehmende Bildung und Gesittung nirgends so schwer Eingang und Einfluß gewonnen habe, als gerade bei den Jüngern jener Wissenschaft, welche, nach dem Ausspruche des alten Dichters, „die Sitten mildert und die Rohheit zähmt“. Selbst in Halle, wo Thomasius und die Pietisten gemeinsam auf die sittliche Veredelung der Studenten und ihre „Befreiung von der Bestialität“ hingearbeitet hatten — eine Zeit lang nicht ohne Erfolg —, brach dennoch schon nach kurzer Frist die frühere Rohheit wieder hervor, begünstigt durch die aus Schwäche oder Eigennutz entstandene Nachsicht der Professoren†), und, als Zachariä seinen „Renommisten“ schrieb (1744), mußte ihm Halle neben Jena,

*) Tholuck a. a. O., Besser's Lebensbeschreibung von König, Sicul, „Leipziger Jahresgeschichte“, Jahrgang 1719. Eine interessante Zusammenstellung und Vergleichung des Studentenwesens aus verschiedenen Jahrhunderten enthält K. Seifart's „Altdeutscher Studentenspiegel“.

**) In seiner „Selbstbiographie“, wie in seiner „Universität Schilda“.

***) Devrient, „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“, 2. Bd. S. 78.

†) „Gutachten des Kanzlers von Ludewig“ (vom Jahre 1730) bei Rößler, a. a. O. S. 442 ff. („Warum die Studenten liederlich seien.“)

(das schon längst wegen der Excesse seiner akademischen Jugend berüchtigt war) als Typus wüsten Studententhums dienen. Nur auf denjenigen Universitäten, wo einer nicht durch Zahl und Vermögensverhältnisse übermächtigen Studentenschaft eine wohlhabende und selbstbewußte Bürgerschaft gegenüberstand, wie in Straßburg, Königsberg, vor allem in Leipzig, scheint der wilde studentische Geist sich früher, als anderwärts, der bürgerlichen Sitte anbequemt und wenigstens etwas mehr den äußeren Anstand respectirt zu haben*).

Diese so weitgreifende und nicht selten bis zu den tiefsten Stufen der Gemeinheit herabsteigende Sittenverderbniß unter der studirenden Jugend, deren Hauptmasse theils aus dem Mittelstande hervorging, theils als Beamte, Geistliche, Lehrer oder Aerzte in denselben übertrat, läßt uns zugleich ahnen, wie niedrig noch immer in diesen Schichten der Gesellschaft, dem eigentlichen Kerne der Bevölkerung, der Durchschnittsgrad der Bildung, wie ohnmächtig oder in sich zerrüttet die Familiensitte, wie unentwickelt das moralische Bewußtsein und das öffentliche Schamgefühl sein mußte**).

---

*) Dies bezeugt Tholuck a. a. O. — In dem erwähnten Gedichte Zachariä's werden die Leipziger Studenten wegen ihrer zu galanten Sitten als „Schäfer an der Pleiße" bespöttelt. An einzelnen Ausschreitungen fehlte es natürlich auch hier nicht. So finden sich wiederholt (1717, 1719, auch noch 1771) polizeiliche Verbote gegen das Umherlaufen der Studenten auf den Straßen in Schlafröcken, Nachtmützen, mit brennenden Pfeifen, oder in Masken und mit dem Degen unterm Arm ꝛc., desgleichen gegen das Karten- und Würfelspiel in den Kaffeehäusern, „wodurch viele Studenten zur Versäumniß ihrer Studien verführt, die Aeltern aber zur Bezahlung der Schulden und der oft erzwungenen Wechselbriefe genöthigt werden". Sogar ein kurfürstliches Rescript solchen Inhalts wird von Rector und Senat publicirt. Auch das Mitsichführen von Hunden wird den Studenten in einer feierlichen Ansprache des Rector Academiae (1770) zum schweren Vorwurf gemacht. Qua indignatione, heißt es darin, prosequendirunt ii, qui, studium literarum, quibus ingenia ad humanitatem et decus omne finguntur, professi, comites circumducunt bestias, veluti simulacra ingeniorum suorum. (Acta im Leipziger Rathsarchiv.) In Halle bestand zwischen der damals 1000—1200 Köpfe starken, theils aus vornehmen jungen Leuten, theils wieder aus Söhnen ärmerer Familien, die sich zu Theologen bildeten, bestehenden Studentenschaft und der damals noch wenig zahlreichen Bevölkerung der Stadt ein numerisches Mißverhältniß, welches dem natürlichen Hange der Jugend zu Ueberhebung über die allgemeine Sitte nur zu günstig war. Nicht anders war es in Jena. (Vgl. das oben citirte Gutachten von Ludewig's.)

**) Der Kanzler v. Ludewig sagt in dem mehrerwähnten Gutachten: „Weil alle

Aber auch an viel directeren Beweisen für diese Vermuthung fehlt es leider in der damaligen Zeit nicht. Die Unredlichkeit im Handel und Wandel, der Leichtsinn des Verschwendens weit über die vorhandenen Mittel hinaus, die Bestechlichkeit der Richter und Advokaten, und was sonst noch auf den Mangel eines kräftigen öffentlichen Gewissens und geläuterter sittlicher Begriffe bei den Einzelnen hindeutet, — alles dies, worüber schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts so laute Klage geführt worden war, kündigt sich in mannigfachen Erscheinungen als auch jetzt noch fortbestehend an. Noch 1721 konnte eine Zusammenstellung öffentlich abgegebener Meinungsäußerungen von Rechtsgelehrten über die Frage erscheinen: „ob ein Richter von einer Partei Geschenke nehmen dürfe, oder nicht?" *), wobei sich ergiebt, daß eine ziemliche Anzahl von Rechtsgelehrten sich nicht entblödete, diese Frage zu bejahen und die Annahme von Geschenken durch gelehrte Sophismen zu beschönigen. Auch die Satiren jener Zeit deuten mehrfach auf einen im Richter- und Advokatenstande wahrzunehmenden Mangel an Redlichkeit hin **).

Das eitle Prunken mit äußerem Glanze, welches nur schlecht die Lücken wahrer Bildung verhüllte und gewöhnlich eine Quelle finanzieller Zerrüttungen des Hauswesens, leichtsinniger Bankerotte, auch wol betrügerischer Handlungen ward, zeigt sich noch immer als ein weitverbreitetes Uebel selbst in den alten Reichsstädten, diesen einstigen Musterbildern einer ehrbaren, wenn auch behäbigen und mit solider Pracht ausgestatteten Lebensweise. In Nürnberg und Augsburg, wo noch der jugendliche Leibnitz durch die wohlthuenden Spuren eines ächt bürgerlichen, an der altväterlichen Sitte getreulich festhaltenden und darum in sicherem Wohlstande beharrenden Gemeinwesens erfreut worden war ***), hatte sich im Laufe eines halben Jahrhunderts dieser glückliche

---

Jahre so viel neue Leute und unter denselben so viel rohe und junge Menschen ankommen, welche wegen übler Erziehung von gemeinem Stand oder Verzärtelung reicher Aeltern allerhand üble Sitten mitbringen .... Weshalb sich dann findet, daß bei allen Tumulten und liederlichen Händeln die armen und jungen Studenten allemal die gröbsten Excesse begehen; dahingegen man über Leute von Condition und Stande fast wenig zu klagen findet". Ob dies letztere nicht etwas einseitig geurtheilt war?

*) Praxis aurea, von Ertel.

**) So z. B. das Gedicht des Herrn von Hagedorn: „Lob unsrer Zeiten".

***) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 45. Leibnitz sagt in dem „Bedenken, welchergestalt securitas publica" u. s. w.: „Man sehe Nürnberg und einige wenige

Zustand der Dinge vielfach zum Schlimmeren gekehrt. Der allgemeine Taumel der Mode hatte auch sie ergriffen. Ein Reisender, welcher Augsburg, Ulm und andere süddeutsche Reichsstädte um das Jahr 1730 besuchte, glaubte wahrzunehmen, „daß die Bürgerschaft daselbst mit Bällen, Kränzchen, Schlittenfahrten und sonstigen kostspieligen Vergnügungen um so lustiger in den Tag hineinlebe, je mehr es mit den Verhältnissen des Ganzen wie der Einzelnen rückwärts gehe, und daß man weder um die eigene Zukunft, noch um das allgemeine Wohl sich sonderlich kümmere"*). Ein anderer Reisender bemerkt um die gleiche Zeit von den Patriziern Nürnbergs, „sie spielten die Venetianer im Kleinen und blähten sich auf wie die Frösche, während doch der gesunkene Wohlstand der Stadt sich in den devoten Bücklingen verrathe, womit Gastwirthe und Krämer den Fremden aufwarteten, welche sie in Nahrung setzten"**). Was Hamburg betrifft, so bildet der gestiegene Luxus und die weitverbreitete Neigung zu gleißendem Prunke, besonders das verschwenderische Carrossenhalten, ein stehendes Thema bald der spöttischen Rügen, bald der ernsten Mahnungen des „Patrioten", und einzelne Beispiele, welche der Herausgeber von dieser Schwäche seiner Landsleute und deren traurigen Folgen anführt, bezeugen, auch wenn wir die dem Satiriker gestattete Uebertreibung in Abzug bringen, in der That einen unglaublich hohen Grad des Leichtsinns***). Etwa ein Jahrhundert

---

andere Städte an, ob nicht darin noch die alten Trachten gelten, der meiste Luxus beschnitten und dies eine große Ursache ihres noch dauernden Flores ist".

*) Keyßler, „Reisen", 1. Thl. S. 70.

**) Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd. S. 227. Bemerkenswerth ist, daß (nach Pütter's Zeugniß in seiner Selbstbiographie) das 1681 französisch gewordene Straßburg noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Tracht und Sitte mehr von der altreichsstädtischen Einfachheit und Ehrbarkeit sich bewahrt hatte, als die in der Mitte Deutschlands gelegenen Städte Ulm, Augsburg ꝛc.

***) Hier ist, neben einzelnen Stellen (S. 85, 153 u. a.), besonders das ganze 2. und 48. Stück des 1. Jahrganges zu vergleichen. Aus dem erstern theile ich nachstehend den angeblichen Jahresabschluß eines jungen Kaufmanns mit, der sich durch Verschwendungen in seinem Haushalte ruinirte. Die einzelnen Ansätze darin sind in mehrfacher Hinsicht charakteristisch. Daß dieselben, wenn auch vielleicht etwas übertrieben, doch nicht völlig aus der Luft gegriffen oder karikirt sein können, läßt sich theils aus dem Zweck ihrer Mittheilung, der Opposition gegen den herrschenden Luxus, schließen, welcher Zweck verfehlt sein würde, wenn der Verfasser ein weit von der Wirklichkeit abweichendes Bild dieser Zustände aufgestellt hätte, theils stimmen

früher (1637) erschienen einem französischen Reisenden die Bürger Hamburgs, gleich denen Bremens und Lübecks, als haushälterisch und

---

diese Ansätze nahezu mit denen überein, die in einer späteren Note von einzelnen Luxusartikeln in Frankfurt a. M. aus einer der Uebertreibung nicht entfernt verdächtigen Quelle anzuführen sein werden.

Extract-Rechnung von Anno 1708.

	Mk.	Schill.
Den 1. Jan. meinem Herrn Beicht-Vater, für mich und meine Frau, zum Neuen Jahre, anstatt der sonst gewöhnlichen 4 Ducaten, wegen der nahrlosen Zeiten 4 Thlr.	12	—
Ein Gastgebot auf Neujahrstag, kostet in allem	413	
Noch für anderthalb Dutzend englische Gläser, so dabey entzwey geworfen worden	18	—
Den 6. Februar meiner Frau bey ihrer glücklichen Niederkunft verehret einen Schlafrock von frantzösischer Etoffe mit güldenen Blumen	522	—
Noch brabantische Spitzen, die Elle à 20 Thlr.	500	—
Ein neues Bette kostet	1460	—
Eine neue Wiege	194	—
Für Kinderzeug	1000	—
Dem Herrn Pastori zu Dancken 2 doppelte Cronen	4	2
Für Wein, Zucker und Confect, so bey der Tauffe und Kindertrock verzehret und verschickt worden	695	3
NB. Mein Volk hat wol 100 Thlr. Umhangsgeld gekriegt.		
Den 20. Mart. ein Gastgebot, als meine Frau in die Kirche gegangen	511	4
Den 22. ejusd. zwo neue Perüquen	300	—
Den 2. May die ersten Kirschen, das Stück zu 3 Sch. bezahlet, 100 St.	18	12
Mir und meiner Frau ein Sommerkleid	706	—
Meines ältesten Sohnes Quartal Schulgeld 4 Quartal à 9 Mark	36	—
Dem Tantzmeister, Spielmeister, Singmeister jedem monatlich 3 Thlr. und dem Fechtmeister des Monats 2 Thlr. fac. 10 Monat	330	—
NB. Weil mein Sohn fast 2 Monate bei mir auf dem Garten gewesen und seine Exercitienmeister sich dennoch nichts abdingen lassen wollen, habe ich diese abgeschafft und andere angenommen, muß aber dem Spielmeister 1 Thlr. mehr geben.		
Eine neue Perüque und ein Kleid für meinen Sohn, weil er eine Oration halten soll	172	—
Dem Herrn, der ihm die Oration gemacht, 2 Ducaten — mit dem agio	15	—
Weil mein Sohn sich so wohl verhalten, habe ihm eine Uhr verehrt	90	—
Noch ihm einen Degen gekaufft, damit er nicht wie gemeiner Leut Kinder im Mantel gehen darf	31	—
Noch zu seinem Plaisir, wenn er in Compagnie gehet und l'hombre spielet	100	—
Den 22. Juli ein Familien-Gastgebot von 30 Personen gehalten, kostet	600	12
Noch 2 Schulbücher und die Asiatische Banise mit Binderlohn für ihn	9	—

sparsam, die Frauen als sehr einfach in ihrer Tracht, deren einzige Auszeichnung in der soliden Pracht schwerer goldener Ketten be-

---

	Mk.	Schill.
Sattel und Zeug für meines Sohnes Pferdt	95	—
Den 30. ejusd. ein Gastgebot, da ich meinem Dienstmädchen eine freye Hochzeit gegeben	452	9
Den 10. Aug. meiner Frauen Juwelen nach der neuen Mode versetzen (anders fassen) lassen und von Berenz Salomon einige neue Steine dazu gekaufft, kostet	800	—
Den 24. Aug. Compagnie 8 Tage auf dem Garten bei mir gehabt, kostet	876	—
Den 6. Sept. mein Quart pro Cent auf dem Rathhause bezahlt	10	—
Den 7. Sept. verschiedene Sammlungen zum Waysenhause und andern Armenhäusern, in diesem Jahr jede à 4 Schill. fac.	1	8
Den 8. September meiner Frau Spiel-Geld gegeben	350	—
NB. Während der Zeit, daß ich auf dem Garten gewesen bin, ist vergessen worden, einen Wechselbrief protestiren zu lassen, habe meinem Freunde deshalber vergüten müssen 1000 Thlr. Banco, vid. Hauptb. f. 51.		
Den 20. Sept. auf meiner Frauen Geburtstag tractiret, wobei auch der Herr Baron von N. mit seinen Leuten gegenwärtig gewesen	350	—
Den 21. Sept. ist mein Sohn mit dem Pferde gestürtzt und hat das Bein gebrochen, kostet die Kur	185	—
Den 22. Sept. ein halb Dutzend seidene Strümpfe	180	—
Ein Winterkleid für mich	210	—
Ein paar neue Kutschpferde, wogegen die alten angegeben und zugeschossen	450	—
Den 26. Sept. meiner Frau ein neu Kleid	432	—
Eine güldene Repetiruhr für meine Frau	1200	—
Den 5. Oct. 2 Ochsen geschlachtet, kosten mit der Accise	216	—
Wein, so beim Ochsenbesehen ausgebrauchen, 20 Stobche	70	—
Das Caldaunen Gast Gebot kostet	223	—
Pferde und Wagen kosten mir dieses Jahr	1100	—
Einem Studenten, der meinem Sohne die Exercicen zu Hauße machen hilft, weil er ein Doctor werden soll	24	—
Loge in der Opera	200	—
Meinen Kindern Damgeld	109	—
Meiner Frau ein neues Kleid zum Weihnachten verehret, weil wir den mittelsten h. Tag haben zu Gast geben müssen	604	—
Den letzten h. Tag habe ich wieder tractirt, kostet	400	—
Eine Puppe, so ich aus Holland für meine kleine Tochter kommen lassen	240	—
In der Haushaltung hat meine Frau dieß Jahr über ausgegeben	5142	8
Schneiderrechnung bezahlt	753	—
Schusterrechnung	152	—
An Umhangsgeld habe ausgegeben 70 Thlr.	245	—

stand*). Aber schon ein Vierteljahrhundert nach dem dreißigjährigen Kriege, da der im Frieden rasch wieder aufblühende Verkehr leichtgewonnene Schätze daselbst angehäuft hatte, fand ein Besucher der reichen Handelsstadt sich durch die „Pracht, Ueppigkeit und stolze Selbstüberhebung" ihrer Bewohner verletzt**). Etwa ein Jahrzehnt darauf klagt der eigene Bürgermeister Hamburgs über die immer mehr einreißende Sucht des Verschwendens und die in Folge dessen sich häufende Zahl der leichtsinnigen Bankerotte***). Und wieder fast ein halbes Jahrhundert später hatten sich diese Zustände eher verschlimmert, als gebessert†). Auch in Frankfurt a. M., wo man 1671 wegen der vielen damals ver-

	Mk.	Schill.
Gevatterngeschenk (weil mit einem vornehmen Herrn gestanden, habe mehr als er geben wollen) 3 Portugalöser	210	—
Im l'hombre verspielt	450	—
Taschengeld für mich das gantze Jahr	925	—
NB. Kutscher, Diener, meiner Frau ihren Jungen und 2 Mägde gegen Weihnachten weggejagt und nur das halbe Lohn gegeben (wodurch nicht allein die Hälfte an Lohn, sondern viel am Weihnachtsgelde erspart habe)	138	—
Noch für galante Depensen einmal 50 Ducaten durch den Juden Levi Samson an Herrn N. N. in Banko abschreiben lassen	1050	—
An den B . . . R., der die Sache so wohlfeil abmachen helfen, 10 Ducaten	70	—
Sa. Sarum: 25759 Mk.		

*) Beneke, „Hamb. Geschichten und Sagen" (1854), 1. Bd. S. 295.

**) „Der Chronist Lucä", S. 133.

***) „Briefe des Hamburger Bürgermeisters Johann Schulte an seinen in Lissabon etablirten Sohn, geschrieben in den Jahren 1680—1685" (1856). Daselbst heißt es z. B. S. 127: „So ist auch der junge Dr. Schulte Schulden halber ausgetreten und sich nach Ottensen auf seinen Garten retirirt. Dieser ist wol ein recht muthwilliger Bancrottirer, welcher durch übermäßiges Haushalten das Seinige verschlampampet und verprasset hat. Er hielt 2 Paar schöne Wagenpferde, fuhr alle Tage aus, dominirte und banquetirte alle Tage, also daß auf solche Arbeit kein anderer Lohn erfolgen konnte". S. 139: „Dieser junge Mensch schlägt seine Dinge hoch an, hat Wagen und Pferde bereits zugelegt; man sagt auch, er habe ein Kleid machen lassen, welches ihm 1000 Mark soll gekostet haben. In summa: Pracht und Hoffahrt nimmt zu, und im Gegentheil nimmt Handel, Wandel und Nahrung leider sehr ab" u. s. w.

†) Ein englischer Reisender, der um 1725 Hamburg besuchte, bemerkt, daß namentlich die Frauen daselbst den übermäßigen Putz liebten und dadurch oft ihre Männer ruinirten (Beneke, a. a. O. S. 354). Aehnliche Klagen über Putzsucht, Eitelkeit der Frauen, hohes Spiel u. s. w. erhebt Schuppius in seinem „Gedenke dran, Hamburg!"

gekommenen Bankerotte das alte Bankerottirmandat von 1581 erneuert hatte, nach welchem jeder Bankerottirer einen gelben Hut tragen mußte*), herrschte jetzt dennoch wieder ein so ausschweifender Luxus, daß er demjenigen Hamburgs schwerlich etwas nachgab**).

Das Schlimmste war, daß in diesen alten Reichsstädten meistentheils die angestammte deutsche Untugend der Völlerei mit der eingedrungenen französischen Ueppigkeit, das angewohnte Streben nach Pracht mit der modernen Sucht, mehr zu scheinen, als man war, und eher zu genießen, als zu erwerben, einen verderblichen Bund einging, und daß man, statt diese ausländischen Thorheiten im stolzen Gefühl altüberkommener Sittenstrenge abzuweisen, sich sogar noch damit brüstete, wenn man unter den gleißenden Namen von: libéralité, noble ambition und galanterie allen Ausschweifungen der Verschwendung, der Eitelkeit und der Wollust fröhnte***).

Steigen wir endlich noch hinab zu der untersten Klasse der Gesellschaft, der unfreien ländlichen Bevölkerung, so finden wir diese natürlich in Rohheit, Unwissenheit, trotziger Abkehr von allem Besseren und dumpfem Haß gegen die oberen Klassen versunken — eine natürliche Folge des furchtbaren Druckes, der auf dieser Klasse lastete, der unwürdigen Erniedrigung, zu der sie sich durch die herrschende Klasse verurtheilt sah†). Kein Wunder, wenn durch solche Zustände alle besseren Gefühle im Bauer erstickt, alle schlechten Leidenschaften erweckt und großgezogen wurden. Dazu die Verwilderung vom dreißigjährigen Kriege her, die in dieser Schicht des Volkes länger, als anderswo, nachwirken mochte, weil es hier an kräftigen Elementen einer wiederaufstrebenden Bildung fehlte. Die obern Klassen (selbst die dem Landmann bestellten Seelsorger nicht ausgenommen) betrachteten den Bauer nicht viel anders denn als eine wilde Bestie, die nur gebändigt, nicht civilisirt werden könne††).

*) „Frankfurter Chronik“, von Lersner (1706).

**) In dem „Frankfurter Intelligenzblatt“ von 1723 wird „ein kostbares französisches Bett à la duchesse“ zum Verkaufe ausgeboten, „von rothem Sammet und weiß und goldenem Stoff (wahrscheinlich der Betthimmel), mit goldenen Borden, reich chamarirt“, für den Preis von 750 Thlr.!

***) „Patriot“, 1. Jahrgang S. 61.

†) Garve, „Ueber den Charakter der Bauern“ (1796).

††) So behandeln denselben z. B. das 1684 erschienene Büchlein: „Des neunhäutigen und haimbüchenen Bauernstandes und Wandels entdeckte Uebel, Sitten-

Nicht wenig trug zu der langen Fortdauer der Sittenrohheit in den unteren Volksklassen die tiefe Verwahrlosung eines Standes bei, welcher in unserer Zeit für eine Schule wenigstens der Ordnung, des äußeren Anstandes und der Pünktlichkeit in Erfüllung vorgeschriebener Obliegenheiten gilt, des Soldatenstandes. Wie die geworbenen Heere meist aus den entsittlichtsten Theilen der Bevölkerung hervorgingen, so sandten sie auch immer neue Elemente der Entsittlichung in diese zurück. Vielleicht die zahlreichsten und sicherlich die rohesten Verbrechen fallen Mitgliedern dieses Standes zur Last. So verwildert war der Geist der damaligen Soldateska, daß selbst die Offiziere von deren Zügellosigkeit und Rohheit angesteckt wurden*). Die Verbrechen, welche die Militärreglements jener Zeit aufzählen, um vor ihnen zu warnen oder sie mit Strafen zu bedrohen, sind so zahlreich und deuten auf eine so große sittliche Verworfenheit hin, daß, wenn auch nur ein Theil davon, wie hiernach anzunehmen, mehr oder minder häufig unter den Truppen vorkam, der moralische Zustand dieser ein wahrhaft schaudererregender gewesen sein muß**).

Gesinnungslosigkeit der oberen Klassen.

Versetzen wir uns aus der Sphäre der eigentlich unrechtlichen, dem Polizei- oder Strafgesetze verfallenden Handlungen in die Sphäre jener, welche, ohne gerade dies zu sein, doch

---

und Lasterprob, von Veroandro aus Wahrburg", ferner ein anderes aus dem Jahre 1700: „Der glückselige und unglückselige Bauernstand". (S. G. Freytag, „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volks" (1862), S. 47.) Nach dem letzteren war es ein bei den Mansfelder Bauern oft gehörter Spruch: „Jungen Sperlingen und jungen Edelleuten soll man bei Zeiten die Köpfe eindrücken".

*) Vgl. die früher (S. 497 fg.) mitgetheilte Criminalstatistik Dresdens, insbesondere auch die daselbst aufgeführten Beispiele von Missethaten von Offizieren.

**) In dem „Reglement für des Markgrafen von Brandenburg-Culmbach Truppen" von 1722 wird den Soldaten eingeschärft, „den Gottesdienst fleißig zu besuchen und die geistlichen Personen zu respectiren, sich nicht an ihnen zu vergreifen, das Stehlen, Rauben, Plündern, das Vollsaufen, Straßenraub und Mord, Mordbrennen, Nothzucht, Blutschande, Sodomiterei, Hexen und Zaubern, Schwarzkünstlerei und Bündnisse mit dem Teufel zu unterlassen". Auch noch in dem „Reglement für die preußische Infanterie" von 1750 heißt es: „Damit nicht ein Kerl vor der Zeit ungesund werde oder gar crepire, derohalben auch das übermäßige Vollsaufen, absonderlich in Branntwein, verboten sein soll". — Ferner wird den Soldaten „das Schlagen der Bauern" (gleichzeitig mit dem „Uebertreiben der Pferde, so daß sie crepiren") verboten. Sie sollen „keine öffentlichen H . . . . in die Garnison mitnehmen". Die Offiziere sollen „sich anständig aufführen" u. s. w.

einen kaum geringeren Grad moralischer Verbildung bekunden und für den Gesammtzustand einer Zeit oft fast bedenklichere Symptome sind, als manche offene Gesetzesübertretung, so ist das Bild, welches sich hier unserem Blicke darstellt, um nichts tröstlicher. Daß auch in der vornehmen Welt, im Adel und unter den Umgebungen der Fürsten, die Grundlagen wahrer „Standesehre“ vielfach erschüttert waren nicht blos durch zahlreiche Acte der Selbstwegwerfung im Verkehr mit den fürstlichen Gebietern — (Acte, die man freilich in diesen Kreisen nicht unter einem solchen Gesichtspunkte, vielmehr als Kundgebungen einer „noblen“ und „loyalen“ Gesinnung angesehen wissen wollte), sondern durch wirkliche, unableugbare Gemeinheiten und Ehrlosigkeiten einzelner Standesgenossen, vor allem seitens der zahlreichen Klasse abenteuernder Glücksritter, welche sich in die adeligen Gesellschaften eindrängten und von diesen in der Regel nicht zurückgewiesen wurden, davon haben wir schon an früheren Stellen so manche frappante Beispiele angeführt.

Mangel an Selbstachtung in den bürgerlichen Ständen: Rang- und Titelsucht; Ceremoniell und Formenwesen.

Ein Charakterzug ist es insbesondere, welcher den Zustand größter Abschwächung des sittlichen und bürgerlichen Ehrgefühls, worin die besseren Klassen des deutschen Volkes sich noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts befanden, recht augenfällig kennzeichnet. Wir meinen jenen Mangel an Selbstachtung und Selbstvertrauen, der sich darin kundgiebt, daß jeder durch fremde Gunst und Protection, nicht durch eignes Verdienst und eigne Kraft etwas zu sein oder zu werden, sein Fortkommen im Leben und seine Stellung in der Gesellschaft zu erwerben strebt. Diese Gunstbuhlerei bei den Mächtigen und Vornehmen ist die giftige Wurzel, aus welcher zahllose Erscheinungen der damaligen Zeit, Beispiele der widerwärtigsten Art von Gesinnungslosigkeit, Niederträchtigkeit, Kriecherei, ja bisweilen von offener Schlechtigkeit hervorsprießen.

Schon Leibnitz konnte nicht umhin, zu bekennen, daß feine Manieren und die Kunst, sich den Großen angenehm zu machen, ein gewisseres Mittel des Fortkommens im Leben wären, als Gelehrsamkeit und Fleiß *). Thomasius fand für nöthig, besondere Collegien über die gute Lebensart zu lesen, und Wolf glaubte den ernsten Vorschriften seiner Sittenlehre als eine nothwendige Ergänzung Regeln der Weltklugheit und des äußeren Anstandes beifügen zu müssen. Eine andere Klasse

*) Methodus docendae discendaeque jurisprudentiae.

von Schriftstellern faßte ausschließlich den letzteren Gesichtspunkt ins Auge und suchte den ganzen Inbegriff der Lebensweisheit in der richtigen Beobachtung solcher Klugheitsregeln. „Hänge den Mantel nach dem Winde!“ ruft einer derselben*) seinen Lesern mit naivster Offenheit zu, wobei er freilich mit scheinheiliger Salbung hinzufügt: „so weit es christlich ist“. „Verstelle Dich“, fährt er fort, „und gieb Dich nicht bloß! Stehest Du bei vornehmen Leuten in Gnaden, so unterwirf Dich zwar ihren Befehlen, aber nimm Dein Interesse dabei wohl in Acht!“ In gleicher Weise enthält ein damals vielgelesenes Buch, des Herrn von Rohr „Klugheitslehre“**), ein sonderbares Gemisch von religiösen Vorschriften, moralischen Tugendlehren und den gemeinsten Kunstgriffen höfischer Klugheit, und zwar die einen ebenso ernsthaft, mit eben solcher Wichtigkeit dargelegt, als die andern. Zwar beklagt Herr von Rohr selbst in einem andern seiner Werke***) mit einem frommen Seufzer, „daß Galanterie, Mode und Weltmanier sich fast über die göttlichen und natürlichen Rechte erheben wolle und ein großer Theil der Menschen sich mehr befleißige, seine Handlungen nach dem Wohlstande und dem Gefallen der Höheren einzurichten, als den Sätzen der Tugendlehre Folge zu leisten“; aber, als hätte er sein Gewissen damit beruhigt, vertieft er sich gleich darauf in alle Specialitäten eben jener Wissenschaft, deren ausgesprochener Zweck es war, die Menschen darauf hinzuweisen, durch strenge Beobachtung des Ceremoniells am Hofe und in der guten Gesellschaft, durch genaue Kenntniß aller Feinheiten der Rangfolge und des Titelwesens, durch wirkungsvolle Schmeicheleien gegen vornehme und einflußreiche Personen, genug, durch leere Aeußerlichkeiten, wenn nicht gar durch Heuchelei und Lüge, sich emporzuschwingen und ihr Glück zu machen! Es ist peinlich, zu sehen, wie sogar Gelehrte vom ersten Range und Wortführer der Literatur ihrer Zeit an solche Nichtigkeiten ihre Aufmerksamkeit verschwenden und nicht selten dabei ihre Würde wegwerfen: wie ein Wolf im Verkehr mit dem Reichsgrafen von Manteuffel zu Ausdrücken der Devotion herabsteigt, welche dieser selbst halb beschämt abzulehnen scheint†); wie Gottsched, dessen Aengstlichkeit ein häufiger

*) „Bürgerliches Complimentirbüchlein“, von Civili Gratiano, 1727.

**) Aus dem Jahre 1719.

***) „Einleitung zur Ceremonialwissenschaft der Privatpersonen“, 1730.

†) Z. B. in den Glückwunschschreiben W.'s an M. zum Neujahr 1741, zum

Gegenstand seiner Spöttereien für denselben gräflichen Gönner ist, nach jeder Gelegenheit, einem Großen oder einem Hofmanne von Einfluß sich zu empfehlen, begierig hascht und bei jedem Gedanken, daß ein solcher ihn mißgünstig oder argwöhnisch ansehen könnte, auf das allerkläglichste zittert*).

Die Vorliebe für Titel, die Strenge in Aufrechthaltung der dadurch bezeichneten Rangstufenfolge, die Umständlichkeit des äußeren Ceremoniells, der Anreden, der Verbeugungen und der sonstigen Formalitäten des Umgangs sowol Gleichgestellter unter sich, als mit Höhergestellten,

---

Jahresschluß 1742 und wieder zum Neujahr 1743, wo von „überfließender Gnade" u. dgl. die Rede ist („Briefwechsel zwischen M. und W.", 1. Bd. Bl. 271 u. s. w.). In einem Schreiben W.'s zu M.'s akad. Jubiläum in Leipzig, vom 3. Sept. 1743 (Ebenda, 2. Bd. Bl. 58), läßt er es nicht bei der Schmeichelei bewenden: „Gott verleihe andern Universitäten, insbesondere unserm armen Halle, auch einen solchen Kenner der Wissenschaften!" — wobei er wenigstens der Wahrheit nicht zu nahe trat, — sondern er fügt auch noch hinzu: „Jedoch, wie kann man auf Maecenates in einem Lande hoffen, wo keine Augusti das Scepter führen?" — worin, ganz abgesehen von allem Anderen, schon in Berücksichtigung dessen, was Wolf's Landesherr, Friedrich II., gerade für ihn und in ihm für die Wissenschaft zu thun sich beeifert hatte, eine schnöde Undankbarkeit und Niederträchtigkeit liegt. Auch noch bei einer andern Gelegenheit bewies W., wie wenig er den einem Gelehrten so wohlanstehenden Freimuth, Mächtigen gegenüber, besaß. Als Friedrich II. den vielberufenen Befehl gegen den Professor Francke (H. A. Francke's Sohn) erlassen hatte, worin diesem, weil er über die Komödianten zu Halle geklagt, daß sie die Studenten verführten, aufgegeben ward, „bei Verlust seines Amtes" selber die Komödie zu besuchen und darüber, daß dies geschehen, von dem Director des Theaters ein Zeugniß beizubringen (einer der Fälle, wo Friedrich's Haß gegen alles das, was er „Muckerei" nannte, ihn zu der tadelnswerthesten Tyrannei und Unduldsamkeit verleitete), ging die Rede, der akademische Senat zu Halle werde sich Francke's annehmen und im Interesse der in dessen Person tiefgekränkten Professorenwürde Vorstellungen beim Könige thun. Manteuffel fragt in einem Briefe bei Wolf deshalb an, Wolf aber antwortet: er wisse davon nichts und er für seine Person werde an einem solchen Schritte sich nicht betheiligen.

*) Danzel, „Gottsched", S. 42 ff., 51 ff. u. a. m. Das eine mal (S. 44) schreibt M. mit bitterem Spott an das Gottschedsche Ehepaar, indem er sie zugleich beruhigt und wegen ihrer Schwäche und Poltronerie schilt, folgende beißende Worte: Un coeur Alethophile (so nannten sich bekanntlich die Mitglieder der Gesellschaft „zur Ausbreitung der Wahrheit") peut-il être susceptible d'une terreur panique lorsqu'il s'agit de rendre un service si essentiel à la vérité?! Auch in einer andern Manteuffelschen Correspondenz (Handschrift 1274° der Leipziger Universitäts-Bibliothek, Bl. 100) wird Gottsched mit seiner Aengstlichkeit aufgezogen.

alles dies bekundet einen Zustand der Gesellschaft, welchem die rechte Freiheit der Bewegung und die höhere Weihe wahrer Bildung gebricht. Die Adeligen, die sich noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts mit der Anrede „Ew. Adeligen Gestrengen“ und mit der Titulatur „Hochedelgeboren“ begnügt hatten, wollten jetzt „Wohlgeboren“ oder noch lieber „Hochwohlgeboren“ heißen. Während 50—60 Jahre früher sogar eine junge Dame vom Adel schlechtweg „Jungfer“ genannt worden war, rümpften jetzt Kramerstöchter die Nase, wenn man sie anders als Mademoiselle titulirte, und die adeligen Fräulein verlangten durchaus den auszeichnenden Zusatz „gnädig“. Natürlich blieben die Gelehrten in diesem Wettstreite um Rang und Titel nicht zurück. Einfache Geistliche hießen nun „hochehrwürdig“, Doctoren der Theologie „hochgelahrt“; ja, letztere sahen es nicht ungern, wenn man sie im Laufe der Rede „Ihro Excellenz“ titulirte; die Bürgermeister größerer Städte wollten wenigstens im außeramtlichen Verkehr ebenfalls „Excellenz“ oder „Magnificenz“ angeredet sein; Schuldiener und Magister dünkten sich mit den Namen „Wohlehrwürdige, Großachtbare und Wohlgelahrte“ nicht zu hoch geehrt, da schon Kaufleute die Bezeichnungen: wohlehrenfest, wohlfürnehm und großedel, Künstler die der Ehrenfesten und Wohlbenamten, und gewöhnliche Handwerker die der Ehrsamen und Namhaften für sich beanspruchten*).

Auch nach Adelsrang und höfischen Titeln geizten Kaufleute**),

---

*) „Complimentirbuch“, S. 24 ff. v. Rohr, „Klugheitslehre“, S. 50 ff. (Doch spottet Rohr noch (S. 60) über das damals auch aufgekommene „Höchstselig“ bei fürstlichen Personen.) Thomasius, „Monatsgespräche“, Jahrg. 1688, 2. Bd. S. 709.

**) „Der Chronist Lucä.“ In einer handschriftlichen „Beschreibung der Reichsstadt Nürnberg“ (Nr. 4417 des German. Museums), S. 159, findet sich folgendes charakteristische Beispiel der Entartung des bürgerlichen Selbstgefühls sogar in den Reichsstädten. Der Magistrat von Nürnberg wendet sich 1722 an den Kaiser mit einer Vorstellung darüber, „daß verschiedene Kaufleute und Bürger bei allerhand deutschen Potentaten sich die Titel: Rath, Agent oder Anwalt ausgewirkt hätten und darauf hin allerhand Freiheiten und Vorrechte prätendirten“. Der Kaiser läßt rescribiren: „es sei den betreffenden Unterthanen zu gebieten, daß sie binnen drei Monaten entweder dergleichen Charaktere niederlegen, oder, mit Unterlassung ihrer Profession, von ihren Titeln leben sollten, widrigenfalls die kaiserliche Ungnade nicht ausbleiben werde“. Darauf hin wird 1724 ein Bürger von Nürnberg, welcher fürstbischöflich bambergischer Resident geworden, zur Befolgung des kaiserlichen Befehls angehalten; derselbe flüchtet sich aber in das bambergische Haus in Nürnberg und

Beamte, Gelehrte und Dichter, und die Anwandlung von Stoicismus, welche Wolf veranlaßte, Leibnitz gegen den Verdacht in Schutz zu nehmen, als ob er nicht „den Namen eines Philosophen und Gelehrten viel höher geachtet, als alle äußeren Ehren", ja sogar zu bestreiten, daß Leibnitz jemals den Adel wirklich angenommen und geführt habe*), hinderte nicht, daß er selbst des ihm ertheilten Reichsfreiherrntitels sich mit Befriedigung bediente.

Der Einfluß französischer Sitte, in vielem Andern so nachtheilig, wirkte in dem einen Punkte günstig, daß er das allzu steife Formenwesen (das gemeinsame Product der Schwerfälligkeit deutschen Gelehrtenthums und der an den Höfen herrschend gewordenen spanischen Grandezza) sammt der unendlichen Weitschweifigkeit der üblichen Höflichkeits- und Ehrerbietungsbezeugungen einigermaßen durch einen leichteren und bequemeren Umgangston ersetzte, obschon die nach dieser neuen Mode abgekürzten Complimente immer noch einen gewaltigen Luxus von Worten enthalten**).

Allmäliger Sieg der wachsenden Bildung über diese und ähnliche Uebelstände.

So mannigfaltig waren die Hindernisse, welche die fortschreitende Bildung zu überwinden hatte und von denen sie wirklich eines nach dem andern, freilich nur sehr allmälig und langsam, überwand. Wir dürfen uns diesen Fortschritt weder so stetig, noch so allgemein und gleichmäßig vorstellen, daß nicht noch weit über die Grenzen unseres Zeitraums hinaus immer wieder Ausbrüche der alten Rohheit, Rückfälle in den alten Aberglauben, Beispiele von Gesinnungslosigkeit unter den Mittelklassen, von Brutalität unter den höheren vorgekommen wären. So viel können wir indeß, gestützt auf die Gesammtanschauung jener Zeit, wie sie aus einem gewissenhaften Studium aller Erscheinungen derselben sich ergiebt, und auf einzelne Thatsachen, welche sichere Schlüsse auf Weiteres zulassen, mit ziemlicher

---

klagt beim Reichshofrath, der ein Conclusum zu seinen Gunsten erläßt, wobei der Magistrat sich beruhigen muß.

*) „Briefwechsel mit M.", 2. Bd. S. 290.

**) v. Rohr, welcher in seiner „Klugheitslehre" ausdrücklich sagt: „Die kurzen Complimente sind heut fast mehr beliebt, als die weitläuftigen", führt (S. 158) als Beispiel eines solchen „kurzen" Complimentes folgende Anrede eines Bittstellers an einen Minister an: „Mit Ew. Excellenz gnädigen Erlaubniß bitte mir die unterthänige Freiheit aus, dieselben gehorsamst zu ersuchen, die besondere Gnade mir zu erzeigen", u. s. w.

Bestimmtheit aussprechen, daß zwischen dem Anfange des vorigen Jahrhunderts und dem Beginne des fünften Jahrzehnts desselben ein nicht unerheblicher Umschwung in den geistigen und sittlichen Zuständen Deutschlands entweder eintrat, oder doch sich vorbereitete.

Wahrscheinlich würden wir, wenn wir eine so vollständige Criminalstatistik des vorigen Jahrhunderts, wie der Gegenwart, besäßen, noch eine geraume Zeit hindurch keine sehr wesentliche Abnahme der Verbrechen wahrnehmen, aber doch auch schwerlich eine Zunahme, trotzdem, daß in der Anwendung peinlicher Strafen um die Mitte des Jahrhunderts und theilweise schon früher eine bedeutende Milderung eintritt*) und die Vollziehung der Kirchenbußen an den meisten Orten thatsächlich in Abgang kommt. Wenn schon an sich diese Aenderung des Strafsystems einen Fortschritt anzeigt, indem man mit vernünftigeren und humaneren Mitteln denselben Zweck zu erreichen sucht, den man bisher nur mit den grausamsten erreichen zu können glaubte, so deutet sie zugleich auf den mitwirkenden Einfluß neuer sittlicher Kräfte hin, welche bisher geschlummert hatten. Und so ist es in der That. Wie der Pietismus ohne allen Zweifel mehr Unsittlichkeiten verhütete, als die alte Kirche mit all ihren noch so strengen Kirchenbußen, so machte die gestiegene und nach und nach selbst bis zu den unteren Klassen des Volkes hinabdringende Bildung es der Staatsgewalt möglich, an die Stelle von Galgen und Rad, glühenden Zangen und anderen raffinirten Peinigungen**) theils minder qualvolle und das menschliche Gefühl

*) Die Todesstrafe für Diebstahl, Betrug, Meineid, Ehebruch, die zu Anfang des Jahrhunderts noch ziemlich allgemein war („Leisner's Chronik von Frankfurt", „Jetzt lebendes Leipzig", S. 648, „Tagebuch", 1. Bd.), kommt unter Friedrich II. und anderwärts außer Gebrauch, wogegen allerdings in Baiern unter Carl Theodor theilweise wieder eine Verschärfung der peinlichen Strafen eintrat (Schlözer's „Briefwechsel"). Die Tortur, um das gleich hier zu bemerken, ward in Preußen 1754 abgeschafft (doch kommen noch später Stockschläge und Kettenstrafe als Mittel zur Erzwingung eines Geständnisses vor), in Baden 1767, in Mecklenburg 1769, in Kursachsen 1770, in Oesterreich 1776, hier infolge einer Schrift von Sonnenfels durch eigensten Entschluß der Kaiserin Maria Theresia gegen die Mehrheit der Stimmen ihrer Räthe (Schlözer's „Briefwechsel", 1. Heft); in Pfalz-Baiern ward sie 1779 auf das nothwendigste eingeschränkt, jedoch sollten die „abgängigen" Folterwerkzeuge überall wieder angeschafft werden.

**) In Prag wurden allerdings noch 1732 mehreren Mördern Riemen aus

weniger empörende Todesarten, theils sogar bloße Freiheitsberaubungen zu setzen*).

Es wäre thöricht, zu wähnen, der Glaube an Hexen, Teufelsbeschwörungen, Schatzgräberei und dergleichen Vernunftwidrigkeiten sei mit dem Eintritte des „Jahrhunderts der Aufklärung" oder mit dem Erscheinen und der Verbreitung der Thomasiusschen Schriften gegen die Hexenprocesse alsbald verschwunden. Nicht nur im Laufe dieses ersten Abschnittes, sondern bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts kommen Beispiele solchen Aberglaubens vor, und zum Theil noch in ziemlich krasser Gestalt**). Aber ein unverkennbarer Sieg der gesteigerten Aufklärung zeigt sich doch darin, daß nicht blos einzelne freierdenkende Gelehrte oder einzelne Facultäten, wie seinerzeit Thomasius und dessen juristische Collegen zu Halle, sondern ganze Universitäten, und zwar auch solche, die früher Vertheidigerinnen der

---

dem Rücken geschnitten und abgestreift, sie dann mit glühenden Zangen gezwickt und endlich gerädert. („Leipziger Postzeitung" von 1732, S. 328.)

*) 1715 ward das erste Zuchthaus in Kursachsen (in Waldheim) errichtet. Es diente zugleich als Versorgungshaus für Arme, Waisen (z. B. „Zigeunerkinder"), als Correctionshaus für Landstreicher, Bettler, „Trotzige", liederliche Weibspersonen, Solche, „so zu Müßiggang und Desperation (?) geneigt", „ungerathene Söhne", liederliches Gesinde (von den Herrschaften eingeliefert), Landesverwiesene, welche die Urphede gebrochen (d. h. gegen ihr Versprechen zurückgekehrt waren), endlich als wirkliches Zuchthaus für Diebe („auf allerunterthänigstes Suppliciren" — also als Strafmilderung, da sie eigentlich mit dem Tode bestraft wurden); auch kommt eine Frau „wegen mehrmaligen Feueranlegens" darin vor; daraus erhellt, wie sehr man schon von dem früheren Strafsystem, welches für alle solche Verbrechen unbedingt auf Tod erkannte, zurückging. („Beschreibung des kursächsischen Zucht-, Waisen- und Armenhauses Waldheim", 1717.)

**) Hering, „Geschichte der kirchlichen Unionsversuche", 2. Bd. S. 332, erzählt eine Schatzgräbergeschichte aus Jena, in deren Folge zwei Bauern todt, ein Student bewußtlos gefunden wurden. Iccander („Kursächsisches Kernchronicon"), 2. Bd. S. 40, spricht von „Nachstellungen des Satan", denen die Sechswöchnerinnen unterworfen seien, wie von einer bekannten Sache; Bernd in seiner Selbstbiographie erzählt auch verschiedene male von Teufelsanfechtungen, die er als Student zu haben geglaubt. Auch besondere Schriften vom Teufel erschienen noch immer (vgl. „Leben in Frankfurt", 2. Heft S. 1). 1732 ließ Se. römisch-kaiserliche Majestät Carl VI. einen Bericht über angeblich vorgekommene „Vampyre" an mehrere Universitäten zur Begutachtung senden („Leipziger Postzeitung" von 1732, S. 174) — u. dgl. m. „Wunderdoctoren" kommen auf den Messen und anderwärts regelmäßig noch bis in die 70er Jahre des 18. Jahrh. vor (Dolz, „Leipzig", S. 329).

übernatürlichen Wirkungen dämonischer Kräfte gewesen waren, jetzt diese Ansicht verleugnen und für das Princip der „natürlichen Ursachen" in die Schranken treten*).

Die Titel- und Rangsucht, nicht blos an den Höfen, sondern auch im Mittelstande, unter Beamten, Gelehrten, ja selbst einfachen Bürgern, bestand noch lange fort; aber sie ward, je länger je mehr, in der aufstrebenden besseren Literatur ein Gegenstand ernster Rüge oder beißenden Spottes. Die charakterlose Feigheit im Verkehr mit den Mächtigen und Vornehmen machte sich noch immer vieler Orten breit, aber daneben erhob doch auch schon der bürgerliche Freimuth hier und da, wennschon meist noch etwas schüchtern, sein Haupt.

Versuch einer Schilderung des häuslichen Lebens in Deutschland während der ersten Hälfte des 18. Jahrh.

Die Bildung und Gesittung eines Zeitalters spiegelt sich am deutlichsten ab in dem Zustande des häuslichen Lebens, als des natürlichen Mittelpunktes, von welchem die Entwickelung der Individuen aus- und auf welchen sie zurückgeht. Zumal in einer Periode wie diese, wo es an einem öffentlichen Leben gänzlich fehlt, und in einem Lande wie Deutschland, wo von jeher das Haus und die Familie eine so große Rolle spielten.

Wir wollen den Versuch machen, am Schlusse dieses Rückblickes ein Bild des häuslichen Lebens unserer Voraltern in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu entwerfen. Den Versuch, sagen wir, denn leider müssen wir bekennen, daß die Quellen unserer Darstellung nirgends spärlicher fließen, als hier, und wir deshalb, trotz der eifrigsten Bemühungen, nicht im Stande sind, diesem Theile unserer Schilderung

*) In der oben erwähnten Schatzgräbergeschichte zu Jena hatte zuerst ein Arzt zu Halle in einer besondern Schrift (jedoch anonym) unternommen, den Tod der beiden Bauern und die Bewußtlosigkeit des Studenten als Folgen einer Erstickung durch Kohlendämpfe darzustellen. Dem entgegen behauptete ein Dr. Andreä zu Jena: der Teufel habe jene getödtet und diesen betäubt. Aber die drei Facultäten von Leipzig gaben ihr Gutachten dahin ab: es seien hier natürliche Ursachen im Spiele gewesen, und eine öffentliche Rechtfertigung dieses Gutachtens stellte geradezu die Ansicht auf: eine solche Wirkung des Teufels, wie die von Andreä vorausgesetzte, sei unmöglich. (Man vergleiche damit die schüchternen Erklärungen des Thomasius über die dämonischen Wirkungen, welche er noch keineswegs schlechthin zu bestreiten wagte.) Löscher's „Unschuldige Nachrichten" erblicken in dieser Teufelsleugnung seitens einer ganzen Universität „eine offenbare Probe der thränenwürdigen Licenz, welche unter uns eingerissen". (Hering a. a. O.)

auch nur annähernd diejenige Vollständigkeit und Anschaulichkeit zu geben, die wir gerade ihm so gern geben möchten.

Wir beschränken uns dabei im Wesentlichen auf den Mittelstand, da von den höheren Ständen schon früher die Rede gewesen, von den unteren Klassen aber und insbesondere von der ländlichen Bevölkerung es vollends unmöglich ist, eine nur einigermaßen sichere Anschauung zu gewinnen, wir uns daher in Bezug auf sie mit den einzelnen Schlaglichtern begnügen müssen, welche die oben versuchte allgemeine Sittenschilderung ab und zu auch auf deren häusliches Leben geworfen hat.

Sittliche Zustände in den Familien.

Mancherlei Anzeichen deuten darauf hin, daß ein Theil des Bürgerstandes gerade in der Periode, wo die höheren Stände am ausschweifendsten lebten, insbesondere die Heiligkeit der Familie am schamlosesten mißachteten und entweihten, sich um so strenger in sich abgeschlossen und an der Ehrbarkeit des deutschen Hauses festgehalten habe. Wenn nichts Anderes, so mochte schon ein gewisser bürgerlicher Trotz sie antreiben, der vornehmen Modebildung, die verachtend auf Alles herabsah, was nicht an ihr Theil hatte, die herbe Strenge altväterischen Wesens entgegenzusetzen. Von dieser Seite betrachtet, wirkte die spätere Verfeinerung der Mittelklassen nicht immer günstig auf deren häusliches Leben zurück, indem sie an die Stelle jener Abgeschlossenheit und Zurückhaltung derselben ein zwar freieres, aber auch leichtfertigeres Gebahren setzte und den Bürgerstand zur Nachäffung der Vornehmen, nicht eben zum Vortheil seiner Sittlichkeit, verführte*).

In denjenigen Städten, welche mit der höfischen Gesellschaft weniger in Berührung kamen, mag dieser Uebergang zu freieren Sitten erst um ein gut Theil später, als in den Residenzen, erfolgt sein. Von Hamburg besitzen wir in dieser Beziehung ein günstiges Zeugniß eines englischen Reisenden (vom Jahre 1725) über das dortige Familienleben**), und ein noch günstigeres finden wir in den unzufriedenen Aeußerungen des frivolen Herrn von Pöllnitz über die Zurückgezogenheit der

*) Semler in seiner „Lebensbeschreibung, von ihm selber abgefaßt", 1. Thl. S. 146, bemerkt von seiner Braut (ungefähr aus dem Jahre 1750): „Ihre Mutter hatte eine sehr strenge Ordnung für ihre Tochter eingeführt, weil sie mit der freieren Lebensart ihres Geschlechts, die ziemlich in Coburg schon herrschte, durchaus nicht zufrieden war. Sie behielt die alten Grundsätze, wonach sie selbst in Saalfeld erzogen war" u. s. w.

**) S. Beneke, „Hamburger Geschichten", S. 354.

Hamburger Frauen, die er zu seinem Bedauern fast gar nicht außer dem Hause traf, und auch dann nur in Begleitung ihrer Männer, und die im eignen Hause noch weniger zugänglich waren*).

Dennoch würden wir wahrscheinlich irren, wenn wir die Sittlichkeit der Mittelklassen in Bezug auf das eheliche und häusliche Leben im Anfange des Jahrhunderts als noch völlig ungetrübt und unter dem Bilde patriarchalischer Reinheit uns vorstellen wollten. Eine so günstige Meinung davon zu fassen, hindert uns schon die Physiognomie der damals herrschenden Zeitliteratur, welche ziemlich sichere Rückschlüsse auf den Zustand der Gesellschaft, für die sie geschrieben ward, gestattet. Ein Geschlecht, welches die schmutzigen Romane Talander's und Seinesgleichen, die schlüpfrigen und raffinirt lüsternen Gedichte der zweiten schlesischen Schule so gierig verschlang, wie die große Verbreitung und das massenhafte Erscheinen dieser Producte bezeugt, konnte unmöglich durch Sittenreinheit und Stärke des Familiensinnes ausgezeichnet sein. Die Betrachtungen, welche Schuppius über die verbreitete Unsittlichkeit in diesem Punkte anstellt, die Moralvorschriften Wolf's, welche kein Verhältniß so ernst, wie das eheliche, ins Auge fassen, diese und ähnliche Mahnungen wenden sich offenbar vorzugsweise an die bürgerlichen Klassen. Thomasius, der für dieselbe Gesellschaftsschicht schrieb, äußert sich häufig in einem Tone, der nicht auf eine besondere Reinheit des Familienlebens jener Zeit schließen läßt. Die Moralischen Wochenschriften klagen vielfach über die Ausschweifungen der jungen Männer und die Koketterie der Mädchen und wissen allerlei von unglücklichen Ehen und von ungetreuen Ehegatten beiderlei Geschlechts zu erzählen**). Auch haben wir das ausdrückliche Zeugniß eines zeitgenössischen Schriftstellers vor uns, welches von dem Ueberhandnehmen der „Gewissensehen" in einer Weise spricht, die sattsam andeutet, daß diese Erscheinung damals schon weder neu, noch vereinzelt war***).

Wohl aber sehen wir zu unserer Befriedigung, neben den für die Sittlichkeit des Familienlebens nachtheiligen Einflüssen von oben und

---

*) v. Pöllnitz, „Memoiren", 1. Bd. S. 86.

**) Ueber alles dieses s. oben die betreffenden Abschnitte. Hinsichtlich der Wochenschriften verweise ich beispielsweise auf folgende Stellen: „Vernünftige Tadlerinnen", 1. Bd. S. 294, 416; 2. Bd. S. 55, 288, 378 ff. u. s. w. „Patriot", 2. Bd. S. 146, 446, 3. Bd. S. 155, 268 u. s. w.

***) v. Rohr, „Ceremonialwissenschaft", S. 601.

vom Auslande her, andere wirksam, heimische und aus dem Schooße des Bürgerstandes selbst kommende, die nicht blos der Ausbreitung des Uebels Schranken setzen, sondern allmälig auch einen Rückschlag dagegen vorbereiten. Nicht der kleinste Antheil an diesem Verdienste gebührt den Pietisten. Ohne ihre ernsten und beharrlich fortgesetzten Bemühungen für Reinigung der Sitten und Erweckung eines bessern Geistes im Bürgerstande möchte das deutsche Familienleben der zwiefachen Gefahr, womit es von den Nachwehen der allgemeinen Sittenverwilderung im dreißigjährigen Kriege und von dem schädlichen Beispiele romanischen Leichtsinns bedroht war, noch viel weniger entgangen sein. Nächst dem Pietismus hat die sogenannte natürliche Moral, namentlich wie sie in der Wolfschen Philosophie vertreten war, am meisten zu der Verbesserung der sittlichen Zustände in diesem Punkte beigetragen. Durch die Moralischen Wochenschriften drang eine ernstere und gehobenere Lebensansicht in alle Kreise der bürgerlichen Gesellschaft ein, und die mit ihnen Hand in Hand gehende Dichterschule der Niedersachsen und der Schweizer, deren Lieder zum großen Theil der Verherrlichung der Häuslichkeit, der geselligen Freuden, der Zufriedenheit und der Freundschaft galten, half diese Richtung vollends in den Gemüthern befestigen. Auch Gottsched, wennschon seine Muse sich lieber auf dem Parkette des Hofes, als in den Kreisen bürgerlichen Lebens bewegte und er für seine Person mehr die Erregungen und den Glanz des geselligen Salons, als die stillen Freuden des häuslichen Herdes liebte*), wirkte dennoch auf die Läuterung des Familiengeistes günstig ein, indem er nachdrücklich den in der Literatur herrschend gewordenen schlüpfrigen Ton bekämpfte, und selbst Canitz und Besser, wiewol sie nicht umhin konnten, der an den Höfen beliebten frivolen Sitte auch in ihren Gedichten hier und da zu

*) Aus dem Briefwechsel Manteuffel's ersieht man, wie die Gottscheds es liebten, geistreiche Cirkel in ihrem Hause zu geben, berühmte Fremde bei sich zu sehen und überhaupt soviel als möglich die in Paris gewöhnlichen sog. bureaux d'esprit nachzuahmen. (S. auch „Büsching's Lebensbeschreibung", 1. Bd. S. 129.) Bezeichnend ist in dieser Hinsicht das offene Geständniß der Frau Gottsched (in ihren „Briefen", 2. Bd. S. 151), daß sie „Haus- und Wirthschaftssorgen von Kindheit an für die elendeste Beschäftigung eines denkenden Wesens gehalten habe". Ein anderes mal (ebenda) preist sie sich glücklich, daß sie keine Kinder habe; denn, wäre sie Mutter, so würde sie es für ihre Pflicht halten, sich ihrer Kinder anzunehmen, und doch würde dies sehr störend auf ihre gelehrten Beschäftigungen einwirken.

huldigen, bekundeten doch daneben ein warmes und aufrichtiges Gefühl für die Freuden wie für die Pflichten der Gatten und Familienväter.

Die häusliche Erziehung. Aus der häuslichen Erziehung jener Zeit tritt ein Uebelstand vor allen grell hervor: die auch im Mittelstande weitverbreitete Unsitte des Ammenhaltens. Gegen nichts eifern die Moralischen Wochenschriften so sehr, als gegen die allgemeine Vernachlässigung der ersten Mutterpflichten aus Bequemlichkeit, Genußsucht oder Modedünkel, aber sie sowol, als die namhaftesten theologischen und philosophischen Sittenlehrer, an ihrer Spitze Schuppius und Wolf, scheinen mit nur geringem Erfolge gegen diese Widernatürlichkeit angekämpft zu haben, der wir auch noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in weitesten Kreisen begegnen*).

Eine andere häufige Klage der zeitgenössischen Schriftsteller richtet sich gegen die unvernünftige Härte der Aeltern**). Den Vätern insbesondere wird schuldgegeben, sie verführen gegen ihre Kinder häufig so, „daß diese sich vor ihnen wie ein Sklave vor seinem Tyrannen, ja wie vor dem Teufel fürchteten"***). Das macht, die Väter glaubten an Autorität einzubüßen, wenn sie nicht bis zur Grausamkeit hart wären, und Schläge galten als die einzige Panacee gegen alle Unarten des jugendlichen Alters†). Daneben finden sich auch wieder Klagen über Verwöhnung und Verzärtelung der Kinder. Im Durchschnitt scheint es, selbst in vielen Häusern des höheren Bürgerthums, nicht blos an jeder festen Erziehungsmaxime, sondern auch an der ersten Tugend eines Erziehers, der Selbstbeherrschung, gefehlt und nur die augenblickliche Laune oder Leidenschaft die Behandlung der Kinder dictirt zu haben. Blinde Liebe wechselte mit blindem Zorn oder Haß, ja es wird als eine

*) S. oben Abschnitt 9, speciell S. 431; Schuppius, „Gedenk' dran, Hamburg!" u. a. m.

**) In den „Vernünftigen Tadlerinnen", 1. Bd. S. 272, wird eine Mutter aus den wohlhabenderen Ständen darüber zur Rede gesetzt, daß sie mit ihrer gutartigen Tochter so grausam umgehe. „Ich sehe", heißt es dort, „daß du ihr einige Fäden um die Hände wickelst, ein Licht ergreifst und dieselben anzündest, auch wol mit Ruthen dreinschlägest, wenn sie dieselben nicht stillhalten kann. Ich sehe, wie blutrünstig dieselben täglich sind. Warum thust du alles dies? Darum, sprichst du, weil das Aas nicht Spitzen genug klöppeln will." Aehnlich äußert sich der „Politische Philosoph" (1724).

***) „Politische Philosoph", S. 128.

†) „Vernünftige Tadlerinnen", 1. Bd. S. 276.

„ebenso gemeine, wie schädliche Sache" erwähnt, „daß kaum ein Vater oder eine Mutter zu finden sei, wo sich nicht ein Unterschied in der Liebe zwischen ihren Kindern blicken lasse" *). Der Mangel an psychologischer Einsicht in die Natur der Kinderseele war ein anderes Hinderniß einer vernünftigen Erziehung. Weiß doch sogar noch Goethe aus seiner Jugend Sonderbares in dieser Hinsicht von seinem sonst so verständigen Vater zu erzählen **)! Endlich aber stand die Unnatur der Verhältnisse, in denen die Erwachsenen selbst sich bewegten, einer guten und wirksamen Kinderzucht vielfach im Wege. Wie konnten Aeltern, welche den Sinnengenuß, die Verschwendung, den Putz oder das Prunken mit Rang und Titel als ihr Lebensziel betrachteten, ihre Kinder zu bessern Grundsätzen erziehen? In den meisten Fällen hatten sie nicht Zeit noch Lust, sich selbst mit der körperlichen und geistigen Pflege ihrer Kleinen abzugeben, und, wie sie jene einer Amme anvertrauten, so diese einer Gouvernante oder im späteren Alter einem Hofmeister, der, da er nur wenig besser, als ein Bedienter, gehalten ward ***), natürlich weder das nöthige Ansehen bei den Kindern, noch die gehörige Freudigkeit zur Erfüllung seines schweren Berufs besaß. Die Kinder sahen von früh auf das schlimme Beispiel der Aeltern, ja es kam wol vor, daß diese selbst, wie einsichtigere Zeitgenossen klagen, „ihren Kindern Essen, Trinken und schöne Kleider als das höchste Gut vorstellten" †).

Inzwischen brachte doch gerade in diesem Punkte der allgemeine Bildungsfortschritt im Laufe einiger Jahrzehnte wesentliche Veränderungen hervor. Die Ansichten Locke's über die Erziehung fanden in

*) Jenisch, „Geist des 18. Jahrhunderts".

**) „Aus meinem Leben", 1. Thl. 1. Buch („Werke", 24. Bd. S. 16). „Unglücklicherweise hatte man noch die Erziehungsmaxime, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unsichtbaren zu benehmen und sie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder sollten daher allein schlafen, und, wenn uns dieses unmöglich fiel und wir uns sacht aus den Betten hervormachten und die Gesellschaft der Bedienten und Mägde suchten, so stellte sich, in umgewandtem Schlafrock und also für uns verkleidet genug, der Vater in den Weg und schreckte uns in unsre Ruhestätten zurück."

***) „Mehr als 40 Thlr. wollte man nicht an einen Hofmeister wenden, dabei sollte er auch noch die Verwalterrechnungen mit besorgen." („Briefe der Frau Gottsched", 2. Bd. S. 97.)

†) „Polit. Philosoph", S. 138. — Aehnliche Klagen findet man im „Patrioten", den „Vern. Tadlerinnen" u. s. w.

Deutschland vielfach Verbreitung und Beachtung*). Die Wolffsche Philosophie und die Moralischen Wochenschriften machten die Verbesserung der Erziehung zu einer ihrer Hauptaufgaben. In den Häusern der Gelehrten und Geistlichen mag im allgemeinen eine sorglichere Kinderzucht zu finden gewesen sein, als in denen der wohlhabenden, den Zerstreuungen des Modelebens mehr ausgesetzten Klassen, und viele Familien des niederen Bürgerstandes scheinen es ebenfalls mit dem Geschäft der Erziehung ernster genommen zu haben, wie das Hervorgehen so bedeutender Männer wie Wolf, Kant u. a. gerade aus diesem Stande und die von denselben uns aufbewahrten Erinnerungen an die Eindrücke ihrer Jugend bekunden**).

Was den häuslichen Unterricht betrifft, so war er in der Mehrzahl der Fälle wol um nicht vieles besser, als der öffentliche. Das mechanische Einlernen trockener Namen und Zahlen oder dunkler und meist unverstandener Begriffe spielte auch hier eine Hauptrolle, und dazu kam in vielen Häusern ein Uebermaß äußerlicher Andachtsübungen — Gebete, Hersagen von Bibelversen oder Katechismusstellen u. dgl. m. —, welches weit mehr geeignet war, den wahren religiösen Sinn in den jugendlichen Gemüthern zu ersticken oder irrezuleiten, als zu kräftigen***). Eine Eigenthümlichkeit der damaligen Zeit war auch die Sucht, die Kinder so früh als möglich geistig anzustrengen, selbst auf Kosten der natürlichen körperlichen Entwickelung, für die man überhaupt, das Tanzen abgerechnet, wenig that†). Einen Vortheil hatte der schlechte Zustand der öffentlichen Schulen für den häuslichen Unterricht der Jugend, den nämlich, daß gewissenhafte Aeltern um so länger sie unter ihrer eigenen Obhut zu bilden suchten und sich selbst der Unterweisung derselben unterzogen.

---

*) Ebenda und „Vern. Tadlerinnen", 2. Bd. S. 64.

**) So erzählt Kant, „daß er im Hause seiner Aeltern nie etwas Unrechtes gesehen habe" („Sämmtl. Werke K.'s", herausg. von Rosenkranz, 11. Bd.), und auch Wolf rühmt von den seinigen („Eigne Lebensbeschreibung", S. 111): „Sie haben mir von der ersten Kindheit an große Liebe zur Gerechtigkeit und einen Haß gegen die Ungerechtigkeit, auch einen Eifer für die Religion und Gottesfurcht beigebracht".

***) Möser's „Verm. Schriften", S. 199. Bernd's „Leben", S. 21.

†) Jenisch a. a. O., „Patriot", 1. Bd. Sogar der große Denker Leibnitz wollte dem Kinde schon vor dem 6. Jahre mehrere Sprachen durch den Gebrauch beigebracht, außerdem Geschichte, allgemeine und besondere, die heilige und die der Gegenwart, gelehrt wissen (Methodus, — Opp. omn. IV. 170).

Weibliche Bildung. Die weibliche Bildung stand im allgemeinen in jener Zeit nicht besonders hoch. Oeffentliche Schulen für den höheren Mädchenunterricht gab es nicht*). Im Hause war deren Erziehung in vielen Familien ausschließlich der Mutter überlassen; der Vater hielt es unter seiner Würde, sich darum zu kümmern, und wendete seine Sorgfalt nur den Knaben zu**). Dagegen finden wir auch Beispiele von einer mehr als gewöhnlichen Bildung bei manchen Frauen jener Zeit. Gottsched's Frau war nicht blos im Französischen und Englischen, sondern auch im Lateinischen und Griechischen geübt, las lateinische Schriftsteller und schrieb (was damals beinahe noch mehr bedeuten wollte) ein gutes Deutsch, obgleich ihr Hofmeister ihr versichert hatte, „es sei gemein, deutsche Briefe zu schreiben" ***). Latein scheinen damals viele Frauenzimmer gelernt zu haben, besonders Töchter von Gelehrten. Auch fehlte es nicht an wirklich „gelehrten" Frauenzimmern. Die Listen der „Deutschen Gesellschaft" Gottsched's zählten mehrere solche unter ihren Mitgliedern auf, denn nicht alle waren so bescheiden oder so klug, wie Frau Gottsched, welche diese Ehre als eine für Frauen nicht passende verbat†). Französisch mußte ein Mädchen können, welches auf moderne Bildung Anspruch machen wollte. Selbst die alte Frau Möser, des Justus Mutter, die durch und durch eine gute westphälische Hausfrau

---

*) v. Seckendorf, „Christenstaat", S. 601. „Ein sehr weniges geschieht in den Mägdleinschulen und bleibet gemeinlich nur bei dem allerunterſten Grade der Catechisation."

**) „Vernünftige Tadlerinnen", 1. Bd. S. 343. „Politischer Philosoph", S. 143. An der letztern Stelle ruft der Verfasser vorwurfsvoll aus: „Die Töchter sind doch ebensowol Menschen, als die Söhne!"

***) „Briefe der Frau Gottsched", Einleitung und 1. Bd. S. 7.

†) Als Curiosum sei hier noch aus einem 1705 erschienenen Schriftchen: „Frauenzimmerbibliothekchen", die Liste von Büchern mitgetheilt, welche daselbst (S. 78) einem „Frauenzimmer von aufgewecktem Verstande" zum Lesen empfohlen werden. Es sind folgende:

I. In Folio.

Die sogenannte Weimarische Bibel.
Lundii Jüdische Heiligthümer.

II. In Quarto.

Speneri Glaubens-Lehre.
Gribneri Predigten vom Tod.
Schelhammer unterwiesene Köchinn.
Hessens Garten-Lust.

war und das Wirthschaftswesen für den ersten Zweck des Daseins hielt, war doch eine Freundin des Französischen und hielt ihre Kinder dazu an*). Auch Musik und Singen gehörte zur Ausbildung eines jungen Frauenzimmers aus guter Familie. Gottsched sendet seiner Braut S. Bach's Stücke zum Clavier, andere von Weyrauch zur Laute, auch eine Symphonie von Hasse, und das junge Mädchen schreibt zurück, sie werde diese Compositionen „im Concert" spielen**).

Doch hören wir auch von Töchtern aus ersten Familien des Bürgerstandes, welche solche und ähnliche Fertigkeiten entbehren mußten und dennoch für wohlerzogen und gebildet galten. Die Frau des berühmten Gelehrten Pütter und ihre Schwestern, Töchter eines braunschweigischen Geheimen Rathes (deren Jugend in die letzten Jahre unseres Zeitraums fällt), waren „in ihren Religionsgrundsätzen (durch ihre Mutter) wohlunterrichtet und festgegründet, bewandert im Hauswesen, geübt, ihre Zeit zwischen weiblichen Arbeiten und dem Lesen nützlicher Bücher ein-

III. In Octavo.

Eine Hand-Bibel.
Arnd's Vom wahren Christenthum.
Ein groß Gesang-Buch, als etwa Crügeri, oder das Lüneburger.
Saiten-Spiel und Andachts-Flamme.
Creutzberg's Seelen-Ruh in Jesu Wunden.
Lassenii Betrübtes und getröstetes Ephraim.
Hoën's Evangelisches Hand-Buch wider die Papisten.
Colberg's Platonisch-Hermetisches Christenthum.
Lassenii Besiegte Atheisterey.
Kurtzgefaßte Kirchen-Historie Alten und Neuen Testaments.
Mulleri Vade-Mecum Botanicum.

IV. In Duodecimo.

Arnd's Paradis-Gärtlein, Berliner Edit.
Cundisii Perlen-Schmuck.
Speneri Erklärung des Catechismi.
Bergeri Für Augen gemahlter Christus Jesus.
Masii Bericht vom Unterscheid der Lutherisch- und Reformirten Lehre.
Hübneri Geographische Fragen.
Hübneri Politische Fragen, complet.
Anonymi Genealogische Fragen.
Becheri Haus-Vater.
Helwigii Frauen-Zimmer-Apotheckchen.

*) „J. Möser's Leben", von Nicolai, vor „Möser's Werken", S. 17.
**) „Briefe der Frau Gottsched", 1. Bd. S. 4.

zutheilen; um Tanzen, Singen, Zeichnen, Musik und Französisch zu lernen, hatte es ihnen an Gelegenheit gefehlt; sonst aber hatten sie Bildung genug bekommen durch den Umgang mit den jungen Prinzessinnen und anderen adeligen jungen Damen" *). Eine ähnliche solide Bildung des Geistes und Verstandes rühmt Semler von seiner Braut. „Sie war in aller Geschicklichkeit, die dem weiblichen Geschlechte wahre Vorzüge giebt, unterrichtet; ihr Urtheil war so richtig, daß in häuslichen Einrichtungen und Veranstaltungen die Mutter es gemeinlich ihrem eigenen vorzog; sie schrieb einen gut ausgedrückten Brief mit schönen und gleichen Zügen und mit sehr wenig Fehlern gegen die Orthographie. Geldrechnung verstand sie besser, als die Mutter, und hatte, da sie kaum 15 Jahr alt war, in langer Abwesenheit der Mutter bedeutende Einnahmen so sicher berechnet, daß gar nichts daran fehlte. Sie hatte tanzen gelernt und trug sich gut, liebte es aber nicht sonderlich; ihren Putz und einen großen Theil ihrer Kleidung machte sie selbst, und stets mit Geschmack. Ihr Charakter war vortrefflich **)."

Dagegen wird freilich auch vielfach über eine leichtsinnige und oberflächliche Erziehung der jungen Mädchen, besonders in den reicheren Häusern, geklagt. Man erzog sie, wenn wir diesen Klagen glauben dürfen, „öfter zu Koketten, als zu Hausfrauen", ließ sie mehr „leichtfertige" Bücher lesen, als solche, „die zur Tugend und Vollkommenheit führen", mehr „garstige Buhlenlieder" singen und spielen, als die erhebenden und das Gemüth veredelnden Weisen der ernsteren deutschen Musik ***). Das folgende Bild einer weiblichen Erziehung aus einer weiblichen Feder, welches wir einer zuverlässigen zeitgenössischen Quelle entnehmen †), mochte wol damals in den meisten Familien des Mittelstandes, selbst solchen, die sich zu den gebildeteren rechneten, nur zu sehr zutreffen:

„Man steht in dem Gedanken, es sei zu unserem Unterrichte genug, wenn man uns die Buchstaben zusammensetzen und dieselben, zuweilen schlecht genug, nachmalen lehrt. Darauf hält man uns eine Französin, um eine fremde Sprache in das Gedächtniß zu fassen, da wir doch die Muttersprache nicht recht verstehen. Unser Verstand wird durch keine

*) Pütter's „Selbstbiographie", S. 253.

**) Semler's „Leben", 1. Bd. S. 150.

***) „Matrone" von 1729, Möser's „Verm. Schriften", S. 117 fl. u. a.

†) Den „Vernünftigen Tadlerinnen", 1. Bd. S. 45.

Wissenschaften geübt, und man bringet uns, außer einigen, oft übel genug aneinanderhängenden Grundlehren der Religion, nichts bei; ja auch diese werden meistentheils mehr dem Gedächtnisse, als dem Verstande eingeprägt. Wenn man die Schule verläßt, so verläßt man, wofern ich etwa ein Gebetbuch ausnehme, zugleich alle Bücher. Oder, wenn man ja etwas liest, so ist es ein läppischer oder närrischer Roman, wodurch die vorhin eitlen Personen unseres Geschlechts noch mehr in ihrer Eitelkeit bestärkt werden. Die Schriften, die zur Verbesserung des Verstandes und Willens etwas beitragen könnten, dünken uns zu schwer, zu unverständlich, zu trocken, zu ernsthaft. Und, da man unsere Seele niemals zum Nachdenken gewöhnt hat, so wird es uns sauer, solche Bücher, die mit Ueberlegung gelesen sein wollen, zu verstehen, so daß wir sie wieder von uns werfen, wenn wir sie kaum in die Hände genommen haben."

Verfahren der Aeltern in Bezug auf Berufswahl und Verheirathung der Kinder.

Es lag in der damaligen Ansicht von der unantastbaren und niemandem verantwortlichen Würde des Familienhauptes, daß ein solches über die Zukunft der Kinder völlig souverain verfügte. Die Fälle, wo ein Vater oder eine Mutter ihren Kindern bei der Wahl des Berufes, der Bestimmung ihrer Studien oder der Eingehung eines Herzensbündnisses eine Stimme einräumten, gehörten zu den seltenen und werden als besondere Liberalität gerühmt *). Die Heirathen der Töchter wurden in den meisten Familien lediglich unter dem Gesichtspunkte einer Versorgung betrachtet.

Allgemeine Zeitansichten über die Ehe.

Auch auf Seiten der Bewerber scheinen ähnliche Rücksichten der Convenienz in der Regel den Ausschlag gegeben zu haben. Eine Romantik der Liebe war damals etwas Seltenes und Ungewöhnliches. Man trat in den Bund für's Leben mit einer nach unsern heutigen Begriffen unbegreiflichen Nüchternheit und Gleichgültigkeit. Bisweilen mochte dieser Unbesorgtheit eine gewisse Hingebung an die göttliche Vorsehung zu Grunde liegen, der vertrauensvolle Glaube, daß „die Ehen im Himmel geschlossen würden"; in manchen Fällen trieb man aber auch mit dieser Anrufung der göttlichen Fürsorge ein beinahe freveles Spiel, indem man sehr äußerliche Zwecke zum Bestimmungsgrunde einer der ernstesten Angelegenheiten des menschlichen Lebens machte **).

*) „Briefe der Frau Gottsched", 1. Bd. S. 41.

**) Von den ganz eigenthümlichen Maximen, die man damals großentheils beim

Formalitäten bei der Eingehung von Ehen.

Dieser geschäftsmäßigen Behandlung der Ehe entsprach auch die äußere Form der Bewerbung. Was heutzutage nur etwa noch beim Bauernstande gebräuchlich ist, das förmliche

---

Heirathen befolgte, seien hier einige Beispiele angeführt, und zwar absichtlich von namhaften Personen aus den gebildetsten Kreisen! Einem Herrn von Nüßler wird vorgeschlagen, er möge doch eine der Töchter des Kanzlers v. Ludewig heirathen, eines angesehenen, einflußreichen und wohlhabenden Mannes. Er läßt bei dem Kanzler v. L. anfragen und erhält zur Antwort: „er möge nur kommen!“ Er kommt, wird von L. in die Familie eingeführt und hält um eine seiner Töchter (ohne Bezeichnung, welche,) an. L. läßt ihm sagen: er solle die älteste nehmen, da die zweite schon ziemlich verlobt sei. N. hätte lieber diese genommen; der Unterhändler stellt ihm vor: es würde sich das zwar auch allenfalls machen lassen, doch sei die ältere passender. N. giebt nach, und die Ehepakten werden abgeschlossen (Büsching, „Lebensbeschreibungen“, 1. Bd. S. 294 fl.). — Pütter, wie auch sein College Achenwall, heiratheten auf Empfehlung zwei ihnen persönlich ganz unbekannte Mädchen aus guten Familien. P. entschloß sich zum Heirathen, weil ihm die Haushaltung zu viel Zeit kostete. Die Ehe ward eine glückliche. A. hatte zuerst aus Liebe gewählt, und zwar eine Adelige, allein die Familie des Mädchens gab die Heirath nicht zu, und seine Geliebte schlug ihm nun selbst eine Andere, eine ihrer Freundinnen, vor, welche A. auch heirathete (Pütter a. a. O.). Das allermerkwürdigste Beispiel einer trüben Mischung kaltberechnender Speculation und eingebildeter oder geheuchelter Ergebung in Gottes Willen stellt uns die Heirath des bekannten Theologen Semler vor (s. dessen „Leben“, 1. Bd. S. 146 fl.). Um die nöthigen Mittel zum Antritt einer Professur zu erhalten und die Schulden für Wohnung und Tisch bei einer wohlhabenden Witwe, seiner Wirthin, loszuwerden, verfällt er darauf, deren Tochter, „an die er bisher gar nicht gedacht“, zu heirathen. Er macht sich Vorwürfe darüber, daß er sie nur aus Speculation wähle und daß er eine frühere Geliebte, die er „noch mit Grund verehrte“, im Stich lasse: „ich allein weiß es“, sagt er, „wie mein Gemüth ganz niederlag in dieser Zeit, wie ganz ohne Muth und Ruhe ich Tage und Nächte zubrachte, — bis ich mich unter das allgemeine Gesetz der einzigen höchsten Regierung Gottes bequemen lernte“. „Mehr als einmal verwirrte mich wieder der starke Zweifel, ob ich auch so wichtig wäre, daß diese Providenz sich auf mich erstreckte, ob nicht alles Folgen von meinen Fehlern in meinem bisherigen unüberlegten Verfahren seien, — kurz, ich konnte diesen Zustand ebensowenig länger aushalten, als ich Zeit in Klagen zu verlieren hatte.“ Das Ende vom Liede ist dann, daß er sein früheres Verlöbniß bricht und um die reiche Tochter anhält. In der mehrtägigen Ungewißheit über den Erfolg seiner Werbung „fängt sein Gemüth an, sich ernstlicher zu Gott zu erheben in einer tiefen, gänzlichen Unterwerfung“ u. s. w. Diese ganze Geschichte und die naive Art, wie S. sie erzählt, wirft ein grelles Schlaglicht auf die Verwirrung der sittlichen und religiösen Begriffe und auf die innere Unwahrheit, wie sie damals selbst bei Männern von höherer Bildung vorkam.

Anhalten durch einen Brautwerber, war damals auch in dem Bürger- und Gelehrtenstande noch allgemeine Sitte*). Gottsched, nachdem er vier Jahre lang mit seiner Braut im vertrautesten Briefwechsel gestanden hatte und ihrer eigenen, wie der Einwilligung ihrer Mutter längst versichert war, hielt dennoch durch eine Mittelsperson feierlich um ihre Hand an. „Es ist dies", schreibt er, „ein Zoll, den man der Gewohnheit bringen muß**)." Und ebenso ward ohne förmliche und ausführliche „Ehepakten" selten eine Heirath geschlossen.

Die Geselligkeit in und außer dem Hause.

Der Traulichkeit häuslichen Beisammenlebens ebensowol, wie der Entwickelung einer freieren und feineren Geselligkeit stand zu Anfange des Jahrhunderts die damals fast noch allgemein übliche Unsitte des übermäßigen Trinkens der Männer im Wege. Die Frauen waren dadurch genöthigt, entweder deren Gesellschaften zu fliehen, oder an ihrer Unmäßigkeit theilzunehmen. Von einer Geselligkeit außer dem Hause schloß die Frauen ohnehin eine alte Sitte aus, welcher, wenigstens in den Reichsstädten, die meisten Familien noch lange treu blieben. Die Männer besuchten ihre „Zunft"- oder „Gesellschaftshäuser", oder fanden sich in öffentlichen Trinkstuben zusammen, wo sie zechten, spielten und politisirten. Die Frauen schienen, wie Reisende der damaligen Zeit verwundert bemerken, gar nicht zur Gesellschaft zu gehören. Sie lebten streng eingezogen in ihren Häusern, mit dem Hauswesen und weiblichen Arbeiten beschäftigt. Ihr geistiger Horizont blieb daher in der Regel ein ziemlich beschränkter; doch ersetzten sie bisweilen durch Mutterwitz und ein offenherziges, aufgeräumtes Wesen, was ihnen an erlernten Kenntnissen und geselliger Gewandtheit gebrach. Oeffentliche Vergnügungen, an denen auch Frauen hätten theilnehmen können, wie Bälle, Maskeraden, Concerte u. dergl., gab es in den meisten dieser Städte nicht. Nur die „Geschlechtertänze" der Patrizier in den süddeutschen Reichsstädten machten davon eine Ausnahme, bei denen in der Regel eine ebenso belebte, als anständige Geselligkeit herrschte.

Ebenso streng verschloß sich das Haus des Bürgers von altem Schrot und Korn nach außen. Selbst die bestempfohlenen Fremden

*) „Complimentirbuch", S. 34.

**) „Briefe der Frau Gottsched", 1. Bd. S. 91. Beiläufig bemerkt, ist in diesem Briefwechsel von Romantik oder Sentimentalität wenig zu spüren. Man sieht, daß hier mehr die Geister, als die Herzen, eine Verbindung eingingen.

fanden nur schwer Zutritt in einer reichsstädtischen Familie oder wurden der Bekanntschaft mit der Frau und den Töchtern vom Hause gewürdigt. Man glaubte, alles gethan zu haben, wenn man sie im Wirthshause tractirte und womöglich mit einem Rausche „ehrte“ *).

Die Familienschmäuse.

Dagegen waren gesellige Zusammenkünfte und Festlichkeiten, besonders Schmäuse, im Kreise der Familie oder der weiteren „Freundschaft“ eine althergebrachte und meist noch eifrig gepflegte Sitte **). Essen und Trinken war freilich dabei die Hauptsache; Geist und Gemüth gingen meist leer aus. Schon längst war die Gesetzgebung genöthigt gewesen, gegen die bei diesen „Freundschaftsgeboten“ herrschende Völlerei einzuschreiten, ohne daß es ihr doch gelingen wollte, derselben Meister zu werden ***). Gegen die steife Förmlichkeit aber, die

*) v. Pöllnitz, „Memoiren“, 1. Bd. S. 227; Wraxall, „Bemerkungen auf einer Reise durch das nördliche Europa“ (deutsch 1775); Keyßler, „Reisen“; Meiners, „Geschichte des weiblichen Geschlechts“ (1800), 3. Bd. S. 70 ff.

**) Zur Abkühlung der Schwärmer, welche die „Familienhaftigkeit“ nur in den vergangenen Jahrhunderten finden und das Verschwinden der Familienschmäuse als ein Zeichen des Verfalls der Familiensitte beklagen (obschon noch heutzutage in zahlreichen Familien des Mittelstandes, wenigstens in Norddeutschland, es ganz gewöhnlich ist, daß an bestimmten Tagen Kinder und Enkel im älterlichen Stammhause sich Mittags oder Abends versammeln), möge folgende authentische Notiz über einen solchen „Familientag“ in einem ächt altbürgerlichen Hause aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Platz finden. Der schon erwähnte Hamburger Bürgermeister Schulte schreibt an seinen Sohn in Lissabon („Briefe“, S. 179): „In den Heiligen Pfingsten hatte, nach altem gebrauch, Meine Kinder und Schwieger Söhne bei Mihr zum eßen, eß fielen aber über die Mahlzeit einige verdrießliche reden vor, worüber Dein Bruder und der Secret. Albert mit Johan Bartelß in harte wordtwechselung verfielen vnd in einander geriehten vnd hatte Ich nie geglaubet, daß Er „Bartelß“ so ein gar eifferiger vnd zornjähiger Man were vnd allen respect auß den augen setzet, also daß wyr an allem seinem ungebührlichen conportement nicht geringen Verdruß hatten, dannenhero Deine Fr. Mutter sich resolviret hat, daß Sie solche convivia auff die hohen Feste einstellen vnd die Mühe vnd Unkostungen, welche dazu erfordert werden, besparen wolle, weiln unter den Schwiegersöhnen inß gemein einige anstößliche reden vorzukommen pflegen“.

***) Wie üppig es noch im 18. Jahrhundert bei diesen Schmäusen herging, beweisen folgende Angaben von Rohr (a. a. O. S. 435). Bei einem gewöhnlichen Freundschaftsgebot, sagt dieser, seien 5—6 delicate Speisen genug; ein großes Banket bei freudiger oder trauriger Gelegenheit müsse aus 12—16 Gängen ohne das Dessert bestehen. Für Ueberfluß halte er es, wenn manche Private bis zu 50, 60, 80 Gerichten gäben! Bei Standespersonen (Ministern u. dgl.) sei es freilich etwas Anderes! Von der Kostspieligkeit der Hochzeiten (auch im Gelehrtenstande) kann

geistlose Unterhaltung und den läppischen Witz, woran die meisten Familienfeste damals krankten, erklärte sich immer entschiedener die gebildete öffentliche Meinung*).

Veränderungen in den herrschenden Sitten seit Anfang des 18. Jahrh.

Gerade in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lag, wie wir dies auch beim höfischen Leben bemerkt haben, die einfältige, aber meist ungelenke alte Sitte noch im Kampfe mit der neuen, die in vielen Stücken eine freiere Beweglichkeit, in manchen aber auch eine Verflachung oder Verkünstelung der ganzen Lebensweise mit sich brachte. Es ist von Interesse, zu beobachten, wie diese beiden Elemente sich bald befehden, bald zu einem bizarren Gemisch verschmelzen. In Wohnung, Kleidung und geselliger Sitte läßt sich dieser Uebergang wahrnehmen — bald zum Besseren, bald zum minder Guten.

In Bezug auf die Wohnungen.

Die Häuser aus dem 16. und 17. Jahrhundert waren meist von einfachem, unscheinbarem Aeußern, ohne besonderen architektonischen Schmuck**). Im Innern führte von der, gewöhnlich gewölbten Hausflur in der Regel eine schmale Treppe nach dem obern Stock, an deren Ende sich zuweilen eine offne Gallerie nach dem Hofe hinaus und

man sich einen Begriff machen, wenn Frau Gottsched als Braut an ihren Bräutigam schreibt („Briefe", 1. Bd. S. 213): „Unser Hochzeittag soll nicht mehr als 100 Thaler kosten. Mein Aufwand für ganz unentbehrliche Dinge beläuft sich auch nicht viel höher", und hinzusetzt: „Wie viele verschwenden bei dieser Gelegenheit in wenig Stunden die Einkünfte eines ganzen Jahres!"

*) Die Moralischen Wochenschriften enthalten viele dergleichen Anspielungen. So werden gewisse stehende Gesundheiten bei dergleichen Gelegenheiten angeführt, z. B.: „Die Ehre von Dero Wohlsein", „Eine wohlschlafende Nacht", „Ein Glas zur schuldigen Danksagung" („Matrone" v. 1729, S. 15, vgl. Beneke, a. a. O. S. 354). Ferner gab es stumme Gesellschaften, wo nur gegessen und getrunken, dann gespielt ward („Matrone", S. 50, „Einsiedler" (1741), S. 38). Bei den Hochzeiten kamen regelmäßig nicht nur sehr zweideutige, sondern auch sehr fade Späße vor („Handschriftliches Tagebuch eines Hofmeisters", 1. Heft, „Vernünftige Tadlerinnen", 1. Bd. S. 266, „Patriot", 2. Bd. S. 177 fl., v. Rohr, „Ceremonialwissenschaft", S. 555). — Eine Hamburger Gasterei mit ihrem Uebermaß an sinnlichen und ihrem Mangel an geistigen Genüssen schildert der „Patriot", 1. Bd. S. 314 fl., und eine Kaffeegesellschaft ebendort mit ihrer leeren und langweiligen Unterhaltung 1. Bd. S. 42.

**) Die folgende Schilderung theils nach v. Rohr, „Ceremonialwissenschaft", S. 519, theils nach Bildwerken aus dem 17. Jahrhundert, z. B. in der illustrirten Ausgabe von Thomasius' „Monatsgesprächen", theils nach eigner Anschauung.

nach innen zu ein gleichfalls gewölbter Vorsaal, ein beliebter Tummelplatz für die Kinder, befand. Der innere Raum der Wohnung war zum größeren Theile der geräumigen Familienstube zugewiesen, in welcher sich meistens die ganze Familie, auf dem Lande auch wol die Dienstboten mit eingeschlossen, zusammenfand. Wohlhabendere Familien hatten daneben wol noch eine besondere „Putzstube", die aber nur für vornehmere Besuche und bei besondern Gelegenheiten geöffnet zu werden pflegte. Die Familienstube war gewöhnlich mit Familienbildern verziert, im Uebrigen einfach meublirt: ein paar hohe Schränke, ein oder einige gewaltige Tische von schwerem Eichenholz mit großen runden, künstlich gedrehten Füßen, Stühle mit Rohr- oder hölzernen Sitzen und hohen, geraden Lehnen, auch wol blos hölzerne Bänke um die Tische oder auf dem Mauervorsprunge, der rings um die Stube hin lief, auf's höchste einfache Lederpolster oder Stühle mit grünem Tuch beschlagen, ein ungeheurer, weit ins Zimmer vorspringender Kachelofen, kleine, schief von der Wand herabhängende Spiegel, dazu endlich noch in der Regel runde oder eckige Glasscheiben, mit Blei eingefaßt, statt der späteren Tafelscheiben in den Fenstern — das war die Einrichtung und Ausstattung der Mehrzahl dieser älteren Häuser. Allerdings kommen auch schon aus dieser Zeit in den wohlhabenderen Städten einzelne geschmackvolle und selbst prächtige Bürgerwohnungen vor; aber es sind dies Ausnahmen, während die einfachere Bauart und Einrichtung der Wohnungen im Ganzen noch die Regel bildet*).

*) Ein interessantes Denkmal einer solchen elegantern Bauart aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts ist unlängst in Hamburg wieder aufgefunden worden. Es ist ein Zimmer, dessen ursprüngliche Bestimmung nicht mehr genau zu ermitteln ist, vielleicht ein Vorzimmer zu einem Saale. Eine Mittheilung darüber in der Beil. zu Nr. 149 der Hamburger Nachrichten von 1857 (von Ph. Limmer) schildert dasselbe folgendermaßen: „Die Malereien an der Decke und den Wänden, bestehend in Sujets ohne Zusammenhang aus der alten Weltgeschichte, sind in 13 Bildern in ovalen Feldern auf Leinewand in Colorit gemalt, von ganz eigenthümlichen, geschmackvollen goldenen Ornamenten eingefaßt und von vielen Blumengruppen, die im Colorit gut gemalt sind, umgeben. Die Bilder sind von einem tüchtigen Schüler Rembrandt's, deren es hier damals viele gab, vielleicht von einem der de Wetts, der aber übrigens auch ein ebenso großer und arger Sünder wider das Costüm und die Composition war wie sein berühmter Meister, sehr praktisch und mit vieler Haltung gemalt. Die Boiserie-Arbeiten der Portale, Thüren, Profilirungen und Füllungen sind von der feinsten, geschmackvollsten Art, die Vasen, Capitäler und Mascarons, sauber geschnitzt, beschämen die heutigen Arbeiten dieser Sorte".

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts und mehr noch im achtzehnten nehmen auch die bürgerlichen Wohnungen weit häufiger ein elegantes, bisweilen fast vornehmes Ansehen an. Schon im Aeußeren verrathen sie durch die ausgedehnten Façaden, den reichen Schmuck architektonischer Zierrathen, die häufigen Balkone und Erker mit geschweiften Dachungen und Brustwehren, die hohen Etagen und die großen Fenster mit hellen Tafelscheiben die Nachahmung fürstlicher und adeliger Palais*). Im Innern werden die Treppen breiter und stattlicher; sie sind häufig mit Absätzen versehen, auch wol mit Statuen, Vasen, Candelabern u. dgl. geschmückt. Die großen Familienzimmer verschwinden, in denen das ganze Haus sich zusammenfand, der Herr und die Frau vom Hause, auch wol die erwachsenen Kinder, haben nun jedes sein Zimmer für sich. Daneben giebt es ein Gesellschaftszimmer oder eine Reihe solcher. Flügelthüren führen zu diesen, oft mit Schnitzwerk; die Fußböden sind parkettirt oder in Marmor getäfelt, bisweilen auch mit Rohr- oder Strohteppichen belegt, die Decken mit Stuckaturarbeit oder Malerei; die Wände entweder mit Holzgetäfel oder mit seidenen oder Sammettapeten überzogen, mit Landschaften und anderen Bildern bedeckt, auch wol mit Statuen geschmückt, die der Hausherr aus Italien oder Frankreich mitgebracht. Große Spiegel mit silbernen Rahmen und Gueridons, silberne oder messingene Kron- und Wandleuchter, zierlich geschnitzte, bemalte oder vergoldete Büffets mit silbernen und goldenen Gefäßen und Aufsätzen von Glas, endlich kunstreich verzierte Kamine vollenden den Schmuck dieser Prunkzimmer, denen als weiterer Aufputz auch noch allerlei niedliche Nippsachen und Curiositäten dienen, auf besonderen Tischen oder in Schränken aufbewahrt. Im Putzzimmer der Dame vom Hause ist deren Toilettentisch aufgestellt, der mit silbernem Stellspiegel, mit Schächtelchen zu Puder und zu Schönpflästerchen, mit L'Hombretellern und Markenschachteln, Wachsstock und Lichtputzkasten, Nähbesteck und andern Dingen — womöglich insgesammt von Silber und mit kunstreicher Arbeit — zu prangen pflegt. Auch ein mit Silber beschlagenes Gesangbuch ließ man gern unter all' jenen Weltlichkeiten hervorschauen. Wieder in anderen Zimmern waren die kostbaren Para-

*) Dieser Art sind z. B. in Leipzig auf der Katharinenstraße die zwei großen Häuser am Eingange in das Böttchergäßchen (beide 1717 gebaut), ferner das ehemals Romanusche, später Dufoursche Haus an der Ecke des Brühl, Hohmann's Hof auf der Petersstraße u. a. m.

bebetten, von Sammet, Damast und anderen schweren Stoffen und mit ebenso kostbarer Holzarbeit, ausgestellt, um von den Gästen bewundert zu werden*).

In Bezug auf die Tracht. Einen ähnlichen Uebergang aus dem Alten ins Neue zeigt uns im Wechsel der beiden Jahrhunderte die Tracht. Noch an der Schwelle des 18. Jahrhunderts, ja zum Theil noch im ersten Jahrzehnt desselben, sehen wir vielfach bei den Männern die einfachere bürgerliche Kleidung, den weiten, dunklen Rock, bisweilen mit feinem Spitzenkragen darüber, die wollenen Strümpfe und hohen Schuhe oder Stiefel, den runden spitzen oder halbspanischen Schlapphut, das natürliche, einfach herabfallende Haar ohne Puder und Toupet, dagegen Schnauz- und Stutzbart, sogar bei Geistlichen; bei den Frauen die enganschließenden, bis hoch herauf geschlossenen Kleider und die züchtigen Hauben. Dazwischen drängt sich aber schon die modische fremde Kleidung hervor, die dann, je weiter wir vorwärts schreiten, immer häufiger wird, das Kleid von Sammt oder Seide, „chamarrirt" und „brodirt", mit goldenen oder silbernen Tressen, die Spitzenmanschetten, der Staatsdegen mit goldenem oder Porzellangriff, dazu der unvermeidliche Stock mit kostbarem Knopf, die seidenen Hosen und Strümpfe, der kleine eckige Hut auf der hohen Perrücke bei den Männern, die tiefausgeschnittenen Kleider, die Stöckelschuhe, oft mit Gold oder Silber gestickt, die künstlichen Nachhülfen für den Aufbau der Körpergestalt und die hochgethürmten Kopfputze bei den Frauen.

Dieser immer steigende Luxus in Wohnung und Kleidung griff weiter und weiter um sich und breitete sich wie eine ansteckende Krankheit allmälig auch in den bürgerlichen Kreisen aus. Baumann**) berechnet, daß zu seiner Zeit, d. i. in den siebenziger Jahren, die Kosten des Unterhalts einer Familie seit 40 Jahren auf das Doppelte gestiegen seien. Die Männer, wird geklagt, jagten geselligen Zerstreuungen nach,

*) So schildert v. Rohr a. a. O. die Einrichtung eines Hauses im modernen Stil. Natürlich gilt dies mehr von den Häusern der reicheren Kaufleute, als von den gewöhnlichen Bürgerhäusern, welche letztere wol noch länger den einfacheren Charakter der früheren Zeit beibehielten. Doch kommen „gegipste Decken" und „große Spiegel" in den Putzstuben in Leipzig häufiger vor (vgl. Kästner's „Vermischte Schriften"), und auch in Halle waren sogar manche Studentenwohnungen schon „tapeziert" (Semler's „Leben", 1. Thl. S. 85).

**) In seinen Anmerkungen zu Süßmilch's „Göttlicher Ordnung" (1776).

vernachlässigten ihr Hauswesen und betrachteten Frau und Kinder als eine Bürde. Die Frauen plagten ihre Männer um theuern Putz, kostbare Meubels, Fêten u. dgl., um es den Höhergestellten darin gleichzuthun. Ja selbst auf die Kinderwelt erstreckte die Mode ihren verderblichen Einfluß, indem viele Aeltern schwach genug waren, ihre Kinder an den luxuriösen Gewohnheiten, denen sie selbst huldigten, theilnehmen zu lassen. „O, mag mancher Vater denken“ — ruft ein ungenannter Correspondent, wahrscheinlich selbst ein solcher unglücklicher Vater, in einem Wochenblatte aus dem Jahre 1784 aus*), „möchte doch auch bei uns, wie bei den Römern, ein Polizeigesetz vorhanden sein, worin allen Müttern verboten wäre, ihren Kindern vor dem 15. Jahre Silber oder Gold, Spitzen oder Blonden, taffetne Kleider u. dgl. zu geben, oder möchten sich patriotische Aeltern zu einem so heilsamen Vorsatze freiwillig verbinden! Mit welchem Vergnügen würde dann der bekümmerte Vater auf seine zahlreichen Kinder herabsehen. Wir erschöpfen das Vergnügen ihrer besseren Jahre durch unsere unüberlegte Verschwendung, legen in ihre zarten Herzen den Samen der Eitelkeit, der dann rasch emporschießt. Eine Uhr war sonst für ein Mädchen so viel als ein Mann; jetzt giebt man sie ihr fast im Flügelkleide.“

Folgen des übertriebenen Luxus der Mittelklassen.

Die Folgen dieses leidenschaftlichen Jagens nach Genuß, besonders in den Mittelklassen, dieser eiteln Sucht, den Vornehmern an äußerem Prunk und Aufwand nachzuahmen ohne Rücksicht auf das gegebene Maß der eignen Mittel, zeigten sich leider nur zu sehr in einer überhandnehmenden Unsolidität im Handel und Wandel, einer weitverbreiteten Hast raschen Geldgewinnstes, in häufigen Betrügereien und anderen ehrlosen Handlungen selbst bei solchen Leuten, die zur guten Gesellschaft zählten, in hohem, auch wol falschem Spiel oder sonstigen Arten abenteuernden Glücksritterthums, endlich bei den in öffentlichen Diensten Angestellten in Bestechlichkeit, Erpressung und Unterschleif. In den zeitgenössischen Sittenschilderungen des vorigen Jahrhunderts sehen wir diese Nachtseite der damaligen Gesellschaft, oft mit erschreckender Nacktheit, zu Tage treten**).

*) Schlözer, „Staatsanzeigen“, 6. Bd.

**) Z. B. in Romanen wie „Sophiens Reise“, „Carl v. Carlsberg“ u. s. w. Man vergleiche, was Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, 7. Buch, über die Motive seines Drama: „Die Mitschuldigen“ sagt.

Luxusgesetze konnten dagegen nur wenig helfen, um so weniger, da sie großentheils mehr die untern als die obern Stände trafen, welche doch erst jenen das böse Beispiel der Verschwendung gaben. Uebrigens beweisen diese Luxusgesetze, wie sehr auch in den bürgerlichen Ständen und selbst auf dem Lande theilweise bereits der Luxus und namentlich die Kleiderpracht gestiegen war. Die fürstbischöflich hildesheimische Kleiderordnung von 1779 verbot den „gemeinen Bürgers- und Bauersleuten" das Tragen von Gold, Silber, Sammet, Seide, brabanter Spitzen, Kammertuch und Zitz bei 5 Thlrn. Strafe nebst Confiscation der ordnungswidrigen Kleidungsstücke und untersagte den Kaufleuten, dergleichen Stoffe an diese Klassen zu verkaufen*). In Kursachsen wurden die Dorfgerichte angewiesen, darauf zu halten, daß die Kleiderpracht, „woran besonders das Weibsvolk auf dem Lande sich gewöhnen will", nicht überhandnehme, daß man mit den Kindtaufs- und Hochzeits-, auch guten Montags- und Kirmeßausrichtungen Maß halte, und daß besonders kein Knecht und keine Magd andere als im Lande fabrizirte Tuche oder andere wollene, baumwollene oder leinene Zeuge trage**).

Physiognomie der Hauptorte Deutschlands in Bezug auf Luxus.

Der zweideutige Glanz eines ausschweifenden Luxus erschien besonders da widerlich und verletzend, wo ihm entweder der Schmutz und die Blöße einer darbenden Massenbevölkerung gegenüberstand, oder wo dieselben Menschen, welche in äußerem Flitterstaat und prunkender Geselligkeit Wohlstand, wol gar Reichthum heuchelten, in anderen Beziehungen um so dürftiger leben mußten. Solchen Contrasten begegnete man namentlich in manchen Residenzstädten, welche sich keiner selbstkräftigen Industrie erfreuten, sondern nur entweder durch die Freigebigkeit der Höfe oder durch künstliche Unterstützungen auf Kosten des übrigen Landes zu einem gewissen Scheine von Wohlstand emporgeschraubt waren. So schildert den Zustand Münchens ein Schriftsteller der damaligen Zeit***). „Das Geld", sagt er, „floß immer mehr nach oben; dort vermehrte sich der Reichthum, während das Volk verarmte; München hob sich; die anderen Städte gingen zurück. Und auch in München verloren sich täglich mehr die solideren Gewerbe und machten Luxusfabriken, Kaffee- und Bierhäusern

*) Bergius, „Landesgesetze", 6. Thl.

**) „Des kurf. sächs. Kreisamts Wittenberg gesammelte Anordnungen", 1773.

***) Westenrieder, „Beschreibung der Hauptstadt München".

Platz." Im J. 1793 gab es in München 58 Kaffeehäuser, 180 Bierwirthschaften bei kaum 40,000 Einwohnern, während für Berlin, bei mehr als 140,000 Einw., nur 69 namhafte Wein-, Bier- und Kaffeehäuser angegeben werden*). Ebenso unmäßig war die Schlemmerei des Essens in der bairischen Hauptstadt. An gewissen feineren Lebensmitteln, wie Geflügel, Eiern u. s. w., ward daselbst ebenso viel verzehrt, als in dem dreimal so bevölkerten Berlin. In der Hauptstadt Sachsens war es der Kleiderstaat, worauf man den größten Werth legte und wofür man alle seine Mittel, oft sogar mehr als diese, zu verwenden pflegte, während man in Bezug auf Nahrung und häuslichen Comfort sich um so kärglicher behalf. „Man sieht den Leuten auf den Kragen, nicht in den Magen", hieß ein Dresdner Sprüchwort, und wirklich fand man nirgends so viel äußeren Flitterstaat bei so viel Dürftigkeit im Innern der Familien, als dort, namentlich in dem mittleren und niederen Beamtenstande**).

Von den deutschen Residenzen im allgemeinen entwirft beim Anfange des vorigen Jahrhunderts die englische Reisende, Lady Montague, kein besonders günstiges Bild. Als deren gemeinsamen Charakterzug bezeichnet sie eine gewisse „schäbige Eleganz", eine „aufgeputzte Unsauberkeit und Armuth", namentlich in den höheren Klassen. Nach ihrem Ausspruch glichen diese Städte geschminkten und frisirten Freudenmädchen mit Bändern in den Haaren und Silbertressen auf den Schuhen, aber in zerrissenen Unterröcken.

Von den beiden Hauptstädten Deutschlands, Wien und Berlin, war die erstere schon damals der Sitz eines reichen, zum Theil üppigen Lebensgenusses. Der Hof, der unter Carl VI. und Maria Theresia einen wahrhaft kaiserlichen Glanz entfaltete, der reiche Adel aus den verschiedenen österreichischen Ländern, welcher in der Hauptstadt seine Einkünfte verzehrte, der großartige Handelsverkehr, welchen die günstige Lage Wiens erzeugte und die Sorgfalt der Regierung beförderte, und die daran sich knüpfende lebhafte industrielle Thätigkeit — alles dies erschloß den erwerbenden Klassen eine Menge von Nahrungsquellen und weckte den Geist sinnlichen Wohllebens in der Bevölkerung. 1300

---

*) Nicolai, „Reisen" und „Beschreibung Berlins"; Reichard, „Der Passagier auf der Reise durch Deutschland".

**) Nicolai, „Reisen"; „Briefe über Sachsen", 1786; „Reise durch Thüringen".

Miethwagen aller Art nebst 80 numerirten Sänften dienten dem Verkehr und dem Vergnügen des großen Publicums in der Stadt und deren Umgebungen, während die Zahl der herrschaftlichen Equipagen, in denen der Hof, der Adel und die vornehmeren Klassen des Bürgerthums ihren Reichthum entfalteten, sich angeblich noch viel höher belief. Die Menge der Gasthöfe, der Kaffee-, Wein- und Bierhäuser, der Tanzsäle und anderer öffentlicher Vergnügungsorte, sowie die Preise der Zimmer (in den gesuchtesten Theilen der Stadt bis zu 20 und 24 Fl. für den Monat) bezeugen den hohen Grad von Wohlleben, Luxus und Aufwand, welcher schon damals diese Kaiserstadt kennzeichnete, von der Schiller später in der bekannten Xenie auf die Donau sagte:

„Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phäaken.
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß."

Das Leben der vornehmen Kreise Wiens schildert Lady Montague, die 1716 dort verweilt, als überaus luxuriös. Acht bis zehn große Empfangszimmer waren bei den Gesellschaften, die man gab, geöffnet, alle mit reichverzierten Thüren und Fenstern, mit Meubels, wie man sie anderwärts kaum in fürstlichen Palästen fand, mit Tapeten von der feinsten Brüsseler Arbeit, mit ungeheuern Spiegeln in Silberrahmen, mit Bettvorhängen, Stuhl- und Sophaüberzügen und Fenstervorhängen von dem reichsten Genueser Damast oder Sammt mit Goldtressen und Stickereien, mit kostbaren Gemälden, reichen Tafelaufsätzen von chinesischem Porzellan und mächtigen Kronleuchtern von Bergkrystall. Bei großen Diners sah die erstaunte Engländerin fünfzig Gänge auf Silber servirt und achtzehn verschiedene Sorten der feinsten Weine herumgereicht.

Natürlich fehlte diesem Prunk und Schimmer auch seine dunkle Kehrseite nicht. Die Hoffnung leichten Erwerbes zog eine Menge vornehmer und gemeiner Abenteurer und Glücksritter nach der Kaiserstadt; der allgemeine Wettlauf nach Pracht und Genuß und die eitle Sucht der Mittelklassen, es den Vornehmern nachzuthun, zerstörte manches Vermögen, verführte manchen Geschäftsmann zu Unredlichkeit und Schwindelei, manchen Beamten zu Unterschleif, und vergebens wandten patriotische Männer, wie Sonnenfels (der in seinem „Vertrauten" und seinem „Mann ohne Vorurtheil"*) die Eitelkeit, Verschwendungssucht und Unsolidität, die er in so vielen Kreisen der Residenz antraf, mit

*) S. dessen „Gesammelte Schriften", 1. u. 2. Bd.

offnem Freimuth rügte), ihren ganzen sittlichen Ernst, vergebens wandte Joseph II. die ganze Strenge des Gesetzes und der kaiserlichen Autorität auf, um diesen Ausartungen des leichten Sinnes und des heitern Lebensgenusses der Wiener zu steuern.

Ungleich einfacher und mäßiger waren die Sitten in Berlin. Aus dem ganzen dortigen Leben leuchtete, nach der Bemerkung eines Zeitgenossen*), hervor, „daß es in Berlin viele wohlhabende, aber wenige müßiggängerische Leute gab, viele, die nach vollbrachten Geschäften ein anständiges, simples, nicht zu kostbares, nicht zu viel vorheriges Raffinement erforderndes Vergnügen suchten und zu genießen verstanden". Die Einfachheit des Hofs, der Mangel eines reichbegüterten Adels, eine mehr für das Landesbedürfniß als für den Welthandel arbeitende Industrie mit weniger großen, aber gleichmäßiger vertheilten Gewinnsten, endlich die an sich mehr nüchterne nordische Lebensweise, durch den soldatischen Geist des Militärstaates noch strenger gewöhnt und durch die überwiegende geistige Bildung der Fridericianischen Aera immer weiter von dem trägen Schwelgen in blos sinnlichen Genüssen abgelenkt, ließ eine ähnliche Fülle und Ueppigkeit des Lebens, wie in der südlichen Kaiserstadt, dort nicht aufkommen. Auch der gemeine Mann in Berlin suchte im Ganzen weniger das substantielle Vergnügen des Essens und Trinkens, selbst bei den lautesten seiner Ergötzungen, als eine verfeinerte, durch geistige Unterhaltung und Naturgenuß gewürzte Geselligkeit. Uebermaß im Essen und Trinken fand man selten. Fast nur an Sonn- und Feiertagen ging der Berliner seiner Erholung nach; an Werkeltagen sah man die öffentlichen Vergnügungsorte selbst des Abends nur schwach besetzt. Dagegen pflegte der Bürger des Sonntags mit Weib und Kind den Thiergarten, die öffentlichen Kaffee- und Biergärten oder die benachbarten Dörfer zu besuchen und sich mit Kegelspiel, Caroussel, Tanzen u. dgl., oder mit Gesprächen über Politik, Religion, und mit „witzigen Discursen" zu vergnügen. Auch die Tracht war, wenigstens in den Mittelklassen, einfacher und von der Nachäfferei französischer Moden freier, als in den meisten andern Hauptorten Deutschlands. Nur das weibliche Geschlecht konnte, wie der schon erwähnte Beobachter klagt, seine Neigung zu Modeputz und Flitterstaat nicht ganz verleugnen, sah mehr auf ein seidenes Halstuch, als auf ein gutes Hemd,

*) „Berliner Monatsschrift", 1785, 1. Bd.

und gab für eine hübsche Mütze das Geld aus, womit ein Paar ganze Schuhe hätten gekauft werden können. Doch dachten selbst in diesem Punkte viele Frauen und fast alle Männer vernünftiger. Was die höheren Klassen betrifft, die sich in Berlin mehr absonderten und an den öffentlichen Vergnügungen der Bürger fast gar nicht theilnahmen, so lebten auch sie für gewöhnlich sparsam, häuslich, mehr geistigen, als sinnlichen Vergnügungen ergeben. Von den Männern besuchten viele, besonders Beamte und Gelehrte, die Clubbs, welche damals aufkamen. Daneben gab es „Kränzchen", in denen man reihum sich besuchte, wobei aber der Aufwand nur mäßig war. Nur von Zeit zu Zeit fanden in den vornehmern Häusern größere Gastereien, sogenannte „Abfertigungen", statt, welche in der Regel sehr luxuriös und kostspielig waren und bei denen öfters auch hoch gespielt ward. So hatte das Leben Berlins im allgemeinen einen überwiegend bürgerlichen, wie das Leben Wiens einen überwiegend aristokratischen Charakter. Man sah es dieser im dürren Sande der Marken angesiedelten Bevölkerung an, daß sie sich ihren Unterhalt mühsam erarbeiten und das Erworbene sorgfältig zu Rathe halten mußte, während in der Kaiserstadt an der Donau ein schon länger angesammelter Reichthum, eine freigebige Natur und die Gunst der Lage die Mittel des Wohllebens in verschwenderischer Fülle zur Verfügung stellte*).

Geselligkeit. Eine günstige Veränderung ging in dieser Zeit mit der Geselligkeit und den Gelegenheiten zur Erholung und geistigen Anregung für Männer und Frauen vor. Die Versammlungsorte der Männer vervielfältigten sich: zu den Weinstuben traten, als eine neue Einrichtung, an manchen Orten schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts die Kaffeehäuser hinzu, wo die Gesellschaft mannigfaltiger und daher belebter war. In Hamburg war das Dreyersche Kaffeehaus der Mittelpunkt eines geistig regsamen Kreises, dem die bedeutendsten Gelehrten und Schriftsteller angehörten. Dort sah man Hagedorn regelmäßig mit seinen literarischen Freunden verkehren. In Leipzig gab es 1725 schon acht Kaffeehäuser, unter denen das besuchteste das Richtersche war, wo sich namentlich in den Messen viele Fremde zusammenfanden,

*) „Berliner Monatsschrift" a. a. O.; „Neue Reisebemerkungen von verschiedenen Verfassern"; Jenisch, „Geist des 18. Jahrh."; Nicolai, „Beschreibung Berlins".

während der „Kaffeebaum" vornehmlich der studentischen Welt als Vereinigungspunkt diente*).

Die Gelehrten pflegten zu bestimmten Stunden sich in den größeren Buchläden einzufinden, die Neuigkeiten der Literatur aus erster Hand zu besichtigen und wissenschaftlich gesellig untereinander zu verkehren**). Auch größere geschlossene Gesellschaften entstanden, welche Alles, was nach höherer Bildung und einer edlern Geselligkeit strebte, in sich vereinigten***). Jüngere Leute fanden sich wol auch in den „Ballhäusern" zusammen, deren es in den meisten größeren Städten gab, und vergnügten sich gemeinsam mit dieser ebenso angenehmen, als gesunden Leibesübung.

Eine Liebhaberei der edelsten Art, die um diese Zeit unter der wohlhabenden Kaufmannswelt überhandnahm, war die Einrichtung und Pflege schöner Gärten und die Anlegung von Kunst- und Naturaliensammlungen. Manche dieser Gärten wurden zugleich durch die Liberalität ihrer Besitzer zu öffentlichen Spaziergängen und Erholungsplätzen für die ganze städtische Bevölkerung†).

Die Zurückgezogenheit der Frauen verlor sich nach und nach; Frauen und Mädchen erschienen immer häufiger in der Gesellschaft und nahmen an den Gesprächen der Männer theil. Der Umgangston ward freier, die Unterhaltung mannigfaltiger und beweglicher††). Die

---

*) Dolz, „Geschichte Leipzigs", S. 329; Zachariä's „Renommist".

**) Bielefeld („Briefe", 1. Bd. S. 10) berichtet dies von Breslau.

***) Galletti, a. a. O. 2. Bd. S. 385.

†) Namentlich in Leipzig entstanden damals die meisten der Gärten, die bis auf die neueste Zeit herab einen weitverbreiteten Ruf hatten, so der Bosensche 1700, der Apelsche (später Reichelsche), der Rudolphsche, der Lehmannsche — alle beinahe um die nämliche Zeit. Sie waren sämmtlich im holländisch-französischen Geschmack angelegt, zum Theil sehr prächtig, mit Grotten, Irrgängen, Fontainen, oder auch mit fächerförmigen Alleen, vielfach mit Statuen geschmückt, auch wol mit kostbaren Gewächshäusern versehen. Aus dem Lehmannschen Wintergarten gingen die Blumen nach Wien und Petersburg; bei einer Blumenausstellung wurden 1167 Stück Blumen vor Notar und Zeugen aufgewiesen, und ein Verzeichniß des Vorraths ward von Monat zu Monat veröffentlicht. Sicul, a. a. O. S. 821, Dolz a. a. O. S. 364, Vogel's „Annalen" zum Jahre 1700. v. Rohr, „Hauswirthschaft", S. 474. — Die Kunst-, Naturalien- u. a. Sammlungen von Spener, Wolf, Winkler in Leipzig erwähnt Dolz (a. a. O.), die der Hamburger und Königsberger Kaufleute Kant („Kant's Biographie", 2. Bd. S. 55. Jachmann, „Kant's Leben", S. 13).

††) „Matrone", S. 328, „Tagebuch", 1. Heft.

Männer brachten die Ausbeute ihrer Reisen und ihrer Studien, die Frauen einen geweckteren Sinn für geistige Interessen mit. Zwar geschah es noch bisweilen, daß einzelne „Stutzbocken" (petit-maîtres) durch ein geradebrechtes Deutsch (gleich als ob sie ihre Muttersprache im Auslande vergessen hätten) und durch Einmischung zahlreicher französischer Brocken, durch affectirtes ausländisches Wesen und altkluges Absprechen über alles sich hervorzuthun, daß gelehrte Charlatane mit auswendiggelernten Phrasen aus dem Bayle sich den Anstrich großer Belesenheit zu geben versuchten*), oder daß mitten in die hochdeutsche Conversation hinein plötzlich eine jener steifen und gedehnten Redensarten im Dialekte plumpte, deren die älteren Männer und Frauen sich schwer entwöhnen konnten; aber das waren Anstöße, welche die immer rascher fortschreitende Bildung bald vollends überwand. Die monotonen Fragen und Antworten über das Wetter und den Anzug machten je länger je mehr gehaltvolleren Gesprächen über Gegenstände der natürlichen Moral, der Erziehung, der Naturwissenschaft, oder über neue Erscheinungen der Literatur Platz. Die steife Absonderung der Geschlechter in den Gesellschaften selbst, namentlich beim Essen, ward aufgegeben und an ihre Stelle trat die „bunte Reihe", bisweilen im Wege der Verloosung. Es kam auch wol vor, daß am Schlusse einer Mahlzeit „auf Commando des Wirthes" jeder Herr seine Dame küssen mußte**). Die abgeschmackten und meist sehr zweideutigen Unterhaltungen des Kartenlegens, der Prophezeiungen, der „Fragespiele" u. s. w. wurden durch Gesellschaftsspiele anderer Art ersetzt, bei denen Witz und Laune sich zeigen konnten und wobei auch allerhand kleine Neckereien nicht fehlten, die aber nicht, wie jene plumpen Späße, Anstand und Zartgefühl verletzten***).

Allgemeiner Zustand der Künste in Deutschland zu jener Zeit. Die bildenden Künste.

Von den Künsten, welche das Leben verschönern und den Geist erheben, war, neben der Literatur, im 17. und ein ziemliches Stück ins 18. Jahrh. hinein nur die Musik

---

*) „Politischer Philosoph", S. 37 — überhaupt die Moralischen Wochenschriften an vielen Stellen.

**) v. Rohr, a. a. O. S. 378.

***) In dem „Tagebuch", 1. Heft, werden Pfänderspiele, die man in einer gemischten Gesellschaft spielt, beschrieben. Da giebt es allerlei lustige Auslösungen, die zum Theil auch satirische Anspielungen auf Zeitverhältnisse enthalten, z. B. der „verliebte Jesuit", das „Lutherischleuchten" und „Reformirtabsolviren" u. dgl. m.

in einem neuen Aufschwunge begriffen. Die bildenden Künste lagen zum größten Theil in den Banden ausländischen Geschmackes. Architektur und Sculptur huldigten fast ausnahmelos dem Roccocostyle, der von Italien und Frankreich her sich nach Deutschland verbreitet hatte, und nur einzelne Künstler, wie Schlüter in Berlin, folgten etwas unabhängiger dem eignen Genius. Die Malerei mühte sich vergebens ab, in peinlicher Nachbildung der Italiener oder Rembrandt's eine neue Blüthe der Kunst hervorzubringen, und der Kupferstich, obschon in der Technik desselben einzelne Fortschritte geschahen, war von der Höhe, auf welche ihn einst A. Dürer und L. Cranach erhoben hatten, weit herabgesunken; einigermaßen verjüngt ward er erst jenseit der Grenzen dieses Zeitraums durch den feinen und vielbeweglichen Grabstichel Chodowiecki's *).

Anfänge einer nationalen Richtung in der Musik. S. Bach und Händel als Meister der Hausmusik.

Dagegen begann in der Musik damals für Deutschland ein frischeres Leben. Bisher hatte die fremde Musik das Uebergewicht über die heimische gehabt. In den Opernhäusern der Residenzen und der großen Handelsstädte hörte man fast nur Italienisch und Französisch, höchstens mit einzelnen deutschen Gesangstücken untermischt; die katholischen Kirchen ertönten von italienischen Messen und von dem Gesange wälscher Castraten **). Bedeutende musikalische Talente unter den Deutschen, wie Hasse, schlossen sich dieser ausländischen Manier, als der an den Höfen und in der vornehmen Gesellschaft beliebtesten, willig an.

Jetzt aber erhob sich durch die beiden großen Meister der Töne, Sebastian Bach und Händel, die deutsche Musik zu selbständiger Geltung und Würde und rang sich ebenso aus der Abhängigkeit von einem fremden Genius, wie aus der Zurücksetzung, worin dieser sie gehalten hatte, siegreich los. Neben den gewaltigen Tonschöpfungen, durch welche diese beiden Männer die Musik in ihrem erhabensten Ausdruck, als das Organ der öffentlichen Gottesverehrung, zu ungeahnter Tiefe und Innigkeit fortbildeten, verschmähten sie es nicht, auch der frommen Andacht in den stillen Räumen des Hauses, ja der heiteren Geselligkeit und der Erholung von den Mühen des Werkellebens ihr herrliches Talent dienstbar zu machen. Durch sie und ihre Nachfolger

*) Kugler, „Handbuch der Kunstgeschichte", S. 819, 855 ff.

**) „Ueber die Stellung der Deutschen in der Geschichte der Musik", im Weimar. Jahrbuch, 1. Bd. 1. Heft, S. 197.

auf dieser Bahn ward die Hausmusik, deren erheiternde und erhebende Macht schon Luther gepriesen und an sich selbst erfahren hatte, wieder in ihre vollen Rechte eingesetzt und mit der ganzen Innigkeit des deutschen Geistes befruchtet.

Es war ein älteres Herkommen, welches aber auch in dieser Zeit noch vielfach sich forterhielt, daß nicht blos auf den Schlössern des Adels und der kleinen Dynasten, sondern auch in manchen reicheren Bürgerhäusern eine „Hauskapelle" bestand, worin neben den musikalischen Gliedern der Familie auch Kutscher, Jäger, Koch und andere Bediente die verschiedenen Instrumente spielten*). Wo es daran fehlte, da pflegten wenigstens die Söhne und Töchter vom Hause, nebst einigen Freunden und Freundinnen, zu solchen musikalischen Unterhaltungen sich zu vereinigen, in denen dann wol auf die ernsteren Klänge einer Bachschen Fuge oder einer Kuhnau'schen Sonate die leichteren Weisen eines munteren geselligen Liedes folgten und endlich ein heiterer Tanz nach den Tönen der Gigue, der Sarabande oder Allemande die unschuldige Lust des traulichen Familienabends beschloß**).

*) In dem „Leben in Frankfurt" finden wir wiederholte Anzeigen, welche auf diese Einrichtung hindeuten: so z. B. sucht ein Koch einen Dienst, der zugleich das Waldhorn bläst (1. Bd. S. 52); ein andermal ein Kammerdiener, der ebenfalls seine musikalischen Fertigkeiten anpreist (ebenda, S. 66) u. s. w.

**) Sowol Bach als Händel componirten neben ihren ernsteren Werken auch sog. „Suiten", meist fürs Clavier — Reihefolgen von Tänzen, theils im leichten und raschen Tempo, wie die Gigue, theils im langsamen und pathetischen, wie die Sarabande und Allemande. Auch „Tongemälde" für Clavier und Violine kommen vor, zum Theil aus dem Volksleben entnommen, wie der „Wiener Tandel", die „Bauerrichterwahl" (beides von Werner, 1720) u. a. Liedersammlungen mit Musikbegleitung waren schon in und nach dem 30jährigen Kriege mehrere erschienen (mit Texten von S. Dach u. a.); um 1740 kamen wieder verschiedene neue heraus, z. B. Speronte's „Singende Muse an der Pleiße", 1747, „Musikalischer Zeitvertreib auf dem Clavier", 1743, „Sammlung neuer Oden und Lieder", 1744. Im Ganzen zählte man von 1737—1760 einige dreißig solcher Sammlungen mit 1582 Gesängen. (Becker, „Hausmusik", S. 12 ff.)

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Deutschland

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Biedermann.

Zweiter Band.

Geistige, sittliche und gesellige Zustände.

Zweiter Theil:

Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts.



Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1867

Deutschlands

Geistige, sittliche und gesellige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Biedermann.

Zweiter Theil: Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts.

Erste Abtheilung: Von Gellert bis mit Wieland.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1867

Vorrede.

Als ich den ersten Theil des zweiten Bandes dieses Werkes der Oeffentlichkeit übergab, sprach ich die Hoffnung aus, den zweiten bald nachfolgen lassen zu können.

Diese Hoffnung hat leider getäuscht! Nicht nur sind seitdem viele Jahre verstrichen, sondern auch jetzt ist, was ich zu geben vermag, immer nur noch Stückwerk, und ich muß rücksichtlich der wirklichen Vollendung des Ganzen abermals die Nachsicht der Leser in Anspruch nehmen.

Wenn man, wie der Verfasser dieses Buchs, durch den Beruf als Publicist und durch eine damit vielfach verbundene persönliche Betheiligung an den Tagesereignissen fortwährend auf das Lebhafteste in Anspruch genommen ist, so fällt es allerdings schwer, zumal bei so erregten Zeiten, dergleichen wir seit 1858 fast unausgesetzt gehabt haben, diejenige Ruhe nicht blos äußerlich, sondern namentlich auch der innern Sammlung nach zu gewinnen, welche für eine Arbeit wie die vorliegende schlechterdings unerläßlich ist. Glücklich genug werde ich mich zu schätzen haben, wenn wenigstens dem Inhalte des endlich Zuwegegebrachten die Mühe und Bedrängniß nicht anzumerken ist, womit dasselbe fast Seite für Seite jener Ungunst der Verhältnisse abgerungen werden mußte.

Unter solchen Umständen hatte ich schon seit länger darauf verzichtet, den ganzen noch übrigen Theil meiner Aufgabe mit einem Male zu lösen. Doch hätte ich gern die erste Abtheilung des letzten Bandes zum Mindesten so weit fortgeführt, daß sie ein mehr in sich abgerundetes Ganzes darstellte, nämlich bis dahin, wo Friedrichs des Großen Einfluß auf die deutsche Literatur in seinem vollen Umfange hervortritt, und bis zu dem Höhepunkte, den dieser Einfluß in Lessing erreicht.

Aber auch diese Genugthuung mußte ich mir versagen. Denn auf der einen Seite schien die freundliche Ungeduld der Leser meiner ersten

zwei Bände, wie sie in zahlreichen und wiederholten Anfragen wegen der Fortsetzung des Werkes sich kundgab, mir es zu einer Pflicht gegen mich selbst und gegen den Herrn Verleger zu machen, endlich einmal durch ein Lebenszeichen zu bethätigen, daß die Arbeit nicht gänzlich ins Stocken gerathen sei. Und auf der andern Seite häuften sich gerade in der neuesten Zeit die drängenden Anforderungen des äußern Lebens in einer Weise, daß es ungewiß wurde, wie bald ich an die Vollendung auch nur dieser, obschon längst und sorgsam vorbereiteten Partie die letzte Hand würde legen können.

So habe ich denn von der Güte meines Herrn Verlegers erlangt, daß er den schon länger fertigen Theil, unerwartet des Weiteren, gesondert hinausgab. Wie derselbe jetzt vorliegt, umfaßt er freilich blos eine Gruppe von Erscheinungen unserer Literatur im vorigen Jahrhundert, die nach dem gewöhnlichen, ästhetischen Maßstabe heutzutage nur noch ein untergeordnetes Interesse zu beanspruchen hat, nämlich die Dichter der Empfindsamkeit, Gellert, Gleim, Klopstock und ihre Kreise, sodann den Gegenpol dieser Richtung, den Wieland'schen Epikureismus.

Indessen hatte ich es hier mit diesem blos ästhetischen Maßstabe nicht zu thun. Mein Bestreben ging gerade dahin, mit der kulturgeschichtlichen Behandlung auch der sogenannten schönen Literatur — von der zwar auch bisher schon viel die Rede, aber thatsächlich noch wenig zu spüren gewesen — wirklichen Ernst zu machen. Ich habe versucht, eine jede dichterische Thätigkeit sowohl nach ihren erregenden und bestimmenden Ursachen, wie nach ihren Rückwirkungen auf die allgemeine Bildung und Stimmung des Volkes mit dem gesammten Kulturleben ihrer Zeit in einen möglichst innigen, organischen Zusammenhang zu bringen. Von dieser Seite boten schon die hier behandelten Abschnitte mancherlei ausgiebige Gesichtspunkte. Zu nicht geringer Ermuthigung bei der Inangriffnahme der folgenden, bedeutsameren, aber auch schwierigeren Abschnitte unserer Literaturgeschichte würde es mir gereichen, wenn eine unbefangene, eingehende Kritik sich über die Richtigkeit und Fruchtbarkeit dieser von mir angewandten Methode zustimmend äußerte.

Leipzig, den 13. Nov. 1866.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erster Abschnitt. Die Periode der Empfindsamkeit in der Literatur und im Leben des deutschen Volkes; die Hauptvertreter dieser Richtung: Gellert, Gleim, Klopstock . . 3

Die schöne Literatur als beherrschender Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland seit dem zweiten Dritttheil des 18. Jahrhunderts 3

Hervorgehen einer neuen literarischen Schule aus der Gottsched'schen . . 4

Die „Bremer Beiträge" 5

Unterscheidender Charakter der neuen Richtung gegenüber der alten . . . 5

Aeußere Veranlassungen dieses Umschlages in der Literatur 6

Zusammenhang der neuen Richtung mit den Niedersachsen und den Schweizern 7

Charakteristik der Hauptheilnehmer: El. Schlegel, Giseke, Ebert, Gärtner, Zachariä u. A. 8

Rabener: seine Satire, verglichen mit der Moscherosch's, Lauremberg's, Neukirch's u. s. w.; Wechselwirkungen zwischen der Entwickelung der Satire und den Zuständen des öffentlichen Lebens 12

Ungünstige äußere Lage Rabener's als Satiriker und Spuren davon in seinen Schriften 12

Ehrenrettung Rabener's gegen die ihm gemachten Vorwürfe 15

Vergleichung Rabener's mit Liscow 18

Kulturgeschichtliche Bedeutung der Rabener'schen Satiren 19

Ch. F. Gellert: seine Anfänge ebenfalls satirischer Natur 20

Weitere Ausbreitung und vielseitige Gestaltung der literarischen und persönlichen Wirksamkeit Gellerts 21

Leipzig als Ausgangspunkt dieser vielseitigen Wirksamkeit und der Einfluß dieser Oertlichkeit darauf 22

Belege des außerordentlichen Ansehens, dessen Gellert genoß 23

Inwieweit Gellert dieses Ansehen der Form seiner Schriften zu verdanken hatte 29

Gellert's Einfluß auf seine Zeit ein vorzugsweise stofflicher, in den Ideen, die er verbreitete, begründeter 33

Seite
Gellerts Bedeutung für eine sittliche und sociale Reform in Deutschland . 34
Gellerts Ansichten über Ehe, Familienleben, Erziehung, Bestimmung des Menschen ꝛc. 37
Sein religiöser Standpunkt 41
Seine freimüthigen und humanen Aeußerungen über die Standesverhältnisse 42
Unterstützende äußere Momente der von Gellert unternommenen Reform. Beginn einer Reaction des sittlichen Gefühls im Adel 44
Desgleichen im Bürgerthum 47
Die damaligen Verhältnisse Sachsens besonders geeignet zu einem solchen Rückschlag 47
Mitwirkender Einfluß des siebenjährigen Kriges in der gleichen Richtung . 48
Aehnliche Erscheinungen im übrigen Deutschland. — Friedrichs II. maßgebendes Beispiel 48
Rückwirkungen dieser Vorgänge in Deutschland auf die umliegenden Länder, und umgekehrt 49
Schattenseiten und Mängel der von Gellert versuchten socialen und sittlichen Reform 50
Der gänzlich unpolitische Charakter der Gellertschen Lebensphilosophie und dessen Folgen 50
Vergleichung der Gellert'schen Sittenreform unter diesem Gesichtspunkte mit dem Pietismus 53
Aufzählung der hauptsächlichsten Erscheinungen des einseitig individuellen Empfindungsleben 56
Schlußbetrachtung über die von Gellert angeregte Lebensanschauung nach ihren allgemeinen kulturgeschichtlichen Wirkungen 68
Die Hallesche Dichterschule: Lange, Pyra, Gleim, Uz, Götz . . . 70
Dichtung und Leben 74
Moralisch-ästhetische Lebensanschauung der „Anakreontiker“ 78
Ihr Freundschaftskultus, verglichen mit dem der Gellert'schen Kreise . . 80
Gleim als Haupt und Mittelpunkt der Schule 81
Charakteristik Gleims 82
Gleim und sein Halberstädter Kreis 83
Licht- und Schattenseiten dieses poetischen Zusammenlebens der Halberstädter 89
Nachtheilige literarische Wirkungen der zu großen Abgeschlossenheit dieses Kreises in sich 92
Ihr patriotisches Gefühl ein Gegengewicht wider diese Nachtheile . . . 94
Patriotische Dichtungen Gleims und seiner Genossen 96
Mangel einer eigentlich bedeutenden Dichtung aus den Gellertschen und Gleimschen Kreisen, und gesteigerter Drang nach einer solchen 101
Aeußere Anregungen dazu 103
Friedr. Gottl. Klopstock. Seine Jugendbildung 105
Zusammenwirkende Einflüsse der klassischen Studien und der Zeitereignisse auf den jungen Klopstock 106

Seite

Klopstocks Ansichten über Poesie; seine Vorliebe für das Epos, sein Ehrgeiz, der Schöpfer einer epischen deutschen Nationaldichtung zu werden . . 107
Anfängliche Wahl eines vaterländischen und Vertauschung desselben mit einem religiösen Stoffe. Versuch einer Erklärung dieses Wechsels . . 110
Vergleichung Klopstocks mit Milton 112
Charakterisirung des „Messias" vom poetischen und religiösen Standpunkte 114
Große Wirkung der Messiade auf die Zeitgenossen. Grund davon . . 119
Vorwiegend stofflicher Eindruck der Messiade — von Seiten ihres religiösen Inhalts 121
Vergleichung Klopstocks mit Gellert in dieser Beziehung 123
Der religiöse Standpunkt Klopstocks 123
Verhältniß dieses religiösen Standpunktes zu den herrschenden Zeitansichten und Einfluß der Messiade auf letztere 125
Rückwirkung der Messiasdichtung auf das Wesen und die übrigen Dichtungen Klopstocks 127
Klopstocks Uebersiedelung nach dem Norden und weitere Lebensschicksale; Rückwirkungen davon auf seine dichterische Richtung 134
Charakteristik der Klopstock'schen Odendichtung 142
Beurtheilung derselben vom ästhetischen Standpunkte 144
Kulturgeschichtliche Würdigung der Klopstock'schen Lebensanschauung. Seine Naturempfindung 147
Seine Behandlung der moralischen Verhältnisse der Menschen: Lebensgenuß, Freundschaft, Liebe 150
Seine Stellung zu den politischen und gesellschaftlichen Fragen — sein deutscher Patriotismus 152
Klopstocks Ansichten über innere Politik: seine humanitären und kosmopolitischen Ansichten 161
Einfluß der amerikanischen und der französischen Revolution auf Klopstock 162
Klopstocks kulturgeschichtlicher Einfluß und dessen Nachwirkungen in der Literatur und im Leben des deutschen Volkes 166

Zweiter Abschnitt. Umschlag der Empfindsamkeit. Der Epikureismus als Doctrin. Chr. M. Wieland 175

Innerer Widerspruch der Empfindsamkeitspoesie 175
Beginnender Kampf des sinnlichen mit dem übersinnlichen Elemente in der Literatur 176
Der Epikureismus als Doctrin 177
Wielands Anlagen und erste Jugend 177
Wieland auf der Schule 179
Sein Aufenthalt in Erfurt 180
Seine ersten größern Dichtungen 181
Erstes Hervortreten des sinnlichen Elements in dessen Anti-Ovid und „Moralischen Erzählungen" 183

Seite

Wieland in Zürich. Stärkere Hinneigung desselben zur idealistischen Richtung. Die „Briefe Verstorbener“ u. A. 188
Höhepunkt dieser Richtung in den „Empfindungen eines Christen“ . . 196
Umschlag nach der entgegengesetzten Seite: Wielands Briefe an Zimmermann, sein „Araspes und Panthea“ 197
Wieland in Biberach. Stoff zu den „Abderiten“; Entwurf des „Agathon“ 201
Entscheidende Krisis. — Bekanntschaft Wielands mit dem Grafen Stadion und seinem Kreise. Völliger Durchbruch der sinnlichen Richtung in ihm. „Don Sylvio von Rosalva“; die „Komischen Erzählungen“ 202
Ausgebildete Philosophie des geistig-sinnlichen Lebensbehagens: „Agathon“, „Musarion“ ꝛc. 205
Allgemeine Charakteristik der Dichtungen Wielands aus dieser und der späteren Zeit 207
„Oberon“ und „Abderiten“. — Die literarische und die kulturgeschichtliche Bedeutung Wielands 209
Wieland als Schöpfer des pathologischen Romans 210
Seine Mängel in dieser Hinsicht 211
Wieland fälschlicherweise als „Dichter der Liebe“ gepriesen 213
Wieland der Urheber des „Epikureismus als Doctrin“ in der deutschen Literatur. 214
Ausbreitung und Fortbildung dieser Richtung durch Heinse, Fr. H. Jacobi, Thümmel, Goethe 215
Charakteristik und Kritik dieser ganzen Lebensanschauung 217
Ihr Zusammenhang mit den öffentlichen Zuständen Deutschlands . . . 219
Mitwirkender Einfluß der Persönlichkeit und der Bildungsweise Wielands 219
Abschließendes Urtheil über die Empfindsamkeitspoesie und ihren Gegensatz, den Wielandschen Epikureismus, und Uebergang zu einer neuen, höheren Kulturstufe 224

Deutschlands

Geistige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Erster Abschnitt.

Die Periode der Empfindsamkeit in der Literatur und im Leben des deutschen Volkes; die Hauptvertreter dieser Richtung: Gellert, Gleim, Klopstock.

Die schöne Literatur als beherrschender Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland seit dem zweiten Drittheil des 18. Jahrhunderts.

Die schöne Literatur war in Deutschland schon vom zweiten Viertheil des vorigen Jahrhunderts an mehr und mehr der beherrschende Mittelpunkt des geistigen Lebens geworden. Theologie und Philosophie, welche vordem diese Rolle gespielt, hatten ihr Scepter an sie abgegeben. Die moralischen und religiösen Wahrheiten erschienen „eindrucksvoller und schmackhafter"*) im Gewande der Poesie, des lehrhaften oder beschreibenden Gedichts, des geistlichen Liedes oder der sanften Elegie, Darstellungsarten, welche nicht blos den Verstand, sondern auch das Gefühl in Bewegung setzten und befriedigten. Die Moralischen Wochenschriften und die Poesie der Niedersachsen waren dieser Richtung, bald in Prosa, bald in Versen, gefolgt. Auch Gottsched hatte, wenigstens in der Theorie, den gleichen Begriff von der Dichtung, oder der schönen Literatur im Allgemeinen, festgehalten. Sie war ihm nur eine Art von gesteigerter Beredsamkeit; Deutlichkeit galt ihm für deren erstes Erforderniß. In der Praxis freilich legte er einen stärkern Accent auf das eigentlich künstlerische Element der Poesie: die Befriedigung des Geschmackes stand ihm hier höher, als der blos lehrhafte oder moralische Zweck eines Gedichtes. Er wollte eine Nationalliteratur im großen Styl schaffen. Er hatte es, gleich seinen Vorbildern, den Franzosen, mehr auf den Geist, als das Herz oder den moralischen Sinn abgesehen.

*) Diesen Grund für die Bevorzugung der Poesie geben namentlich auch die Schweizer an. Vgl. des 2. Bandes dieses Werkes 1. Abth., S. 496.

Inzwischen hatte doch, neben den stolzeren Anläufen der Gottsched'schen Tragödie, auch jene lehrhafte, moralische Dichtungsweise immerfort ihr bescheidenes Dasein gefristet. Gottsched selbst hatte den „Zuschauer" des Addison übersetzt; er stand an der Spitze von mehr als einer Moralischen Wochenschrift; auf seinen Antrieb und unter seiner Leitung beschäftigte sich ein Kreis talentvoller jüngerer Leute mit der Einführung der philosophischen Speculationen Bayles in die deutsche Literatur.

Um eben die Zeit, wo Gottsched in jenen Streit mit den Schweizer-Kritikern über Ziele und Wege der Poesie verwickelt ward, inmitten dessen wir ihn am Schlusse der vorigen Periode (um 1740) verließen, — einen Streit, der mit dem Sturze seiner literarischen Dictatur endete — begann einer seiner eifrigsten Schüler, Magister Schwabe in Leipzig, unter den Augen des Meisters die Herausgabe einer Zeitschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes" (1741—45), deren Aufgabe die „Beförderung der Beredsamkeit in Versen und Prosa" sein sollte. Durch einen jener merkwürdigen Rückschläge, die im geistigen Leben der Völker nicht selten sind, ward diese Zeitschrift, die bestimmt war, eine Hauptwaffe des Gottschedianismus gegen die Schweizer zu werden, der Sammel- und Ausgangspunkt einer neuen literarischen Schule, welche dem Einfluß der Gottsched'schen Richtung schnell entwuchs und seiner Alleinherrschaft auf dem Gebiete der Literatur mehr Abbruch that, als die Schweizer mit allen ihren poetischen Theorien.

Hervorgehen einer neuen literarischen Schule aus der Gottsched'schen.

In den „Belustigungen" erschienen von Zeit zu Zeit neben anderen, ganz im hergebrachten Style klarer, aber steifer und kalter Verständigkeit gehaltenen Beiträgen, auch solche, die einen frischeren, einfacheren und natürlicheren Geist athmeten. Es waren kleine, ziemlich harmlose, aber treffende Satiren, munter erzählte Fabeln, die sich theils ebenfalls satirisch, theils in wohlmeinenden moralischen Regeln zuspitzten und meist Beziehungen des wirklichen, geselligen, häuslichen, auch wohl bürgerlichen Lebens in leichter, ansprechender Form behandelten, endlich eine ganz neue Art von Gedichten, der Form nach heroisch, dem Inhalte nach scherzhaft, und durch den Contrast zwischen dem Pathos des hochtrabenden Alexandriners, worin sie einherschritten, und den bürgerlichen, bisweilen sogar trivialen Stoffen, die sie behandelten, gewissermaßen eine Parodie der, von Gottsched so hochgehaltenen, französisch-classischen Dichtweise.

Die „Bremer Beiträge“.

So entwickelte sich im Stillen — eine Zeit lang, wie es scheint, dem Leipziger Altmeister selbst unbemerkt oder von ihm unbeachtet — ein innerer Gegensatz zwischen der, bisher allein gebietenden, alten und einer neuen, jugendlicheren Richtung — ein Gegensatz, der endlich auch äußerlich sichtbar hervortrat. Die jüngeren Kräfte schieden aus dem Verbande der älteren förmlich aus und gründeten ein eigenes, selbstständiges Organ, die „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“, gewöhnlich kurzweg „Bremer Beiträge“ genannt, weil sie in Leipzig und Bremen zugleich erschienen (1744 ff.). Das Programm der neuen Zeitschrift ließ einen grundsätzlichen Unterschied derselben von den „Belustigungen“ kaum erkennen, das ausgenommen, daß es neben der „Beredsamkeit“ die „Dichtkunst“ stärker und ausdrücklicher betonte, sich auch noch entschiedener, als die „Belustigungen“, nicht blos an die Gelehrten, sondern an „alle Gebildeten“, ganz besonders aber an „das gebildete Frauenzimmer“ wendete, endlich daß die Herausgeber sich vornahmen, die Polemik bei Seite zu lassen und statt ihrer die eigentlich schöpferisch-literarische Thätigkeit zu bevorzugen *). Auch würde man sich täuschen, wenn man in den „Bremer Beiträgen“ sofort einen durchweg neuen Ton, oder einen wesentlich höheren Schwung, als in ihrer Vorgängerin, suchen wollte. Neben einzelnem Bedeutenderen giebt es auch hier noch viel Unbedeutendes, neben einzelnem Geschmackvolleren viel Geschmackloses, Breites und Langweiliges.

Unterscheidender Charakter der neuen Richtung, gegenüber der alten.

Was indessen doch gleich von vorn herein diese neue literarische Schule von der älteren unterscheidet, das ist der schlichtere, ungekünsteltere, so zu sagen mehr bürgerliche Ton ihrer poetischen, wie ihrer prosaischen Erzeugnisse, ihre Abwendung von dem Bombast höfischer oder heroischer Dichtung im steifen Styl, ihre Befreundung mit den Interessen des gewöhnlichen Lebens, mit dem Bildungsstande der bürgerlichen Mittelclassen. Das Conventionelle, welches bei Gottsched und seinen strengeren Anhängern

*) In der „Nachricht von dem Leben und den Schriften Rabeners“, von C. F. Weiße („Rabener's Briefen“ vorgedruckt) wird die Entstehung der „Bremer Beiträge“ ausführlich erzählt, aber auch da ist von einem principiellen Gegensatze zu den Schwabe'schen „Belustigungen“ nicht die Rede, sondern nur davon, daß die Aufnahme „unschmackhafter Streitschriften“ in letztern, überhaupt die zu mangelhafte Auswahl der Beiträge die jüngeren Theilnehmer abgestoßen habe.

eine so bevorzugte Rolle spielte und namentlich in den von ihm gegründeten „Deutschen Gesellschaften“ oft bis zur höchsten Unnatur ausgesponnen war, verschwindet hier mehr und mehr, sowohl in der Wahl der Stoffe, als in der Art ihrer Behandlung. An die Stelle der ceremoniösen Gelegenheitsgedichte zur Verherrlichung irgend eines Mannes von Rang oder einer gelehrten Berühmtheit, von denen die Schriften jener Gesellschaften strotzten, treten kleine, bescheidene Betrachtungen oder Schilderungen aus den Kreisen des geselligen und bürgerlichen Lebens, lehrhafter oder satirischer Tendenz; an die Stelle der großen Epopöen und Tragödien, in denen fernliegende Stoffe nach einer dem Auslande abgeborgten Schablone besungen wurden, muntere komische Gedichte, deren Helden und Heldinnen studentische Renommisten, französirende Stutzer, putzsüchtige junge Damen sind, oder „rührende Comödien“, welche die kleinen Schwächen und Lächerlichkeiten, aber auch die guten, tugendsamen, gefühlvollen Seiten der täglichen Umgangswelt in Scene setzen. Von den französischen Vorbildern, an welche sich Gottsched ausschließlich und meistentheils fast sclavisch gebunden hatte, behielt die neue Schule nur die unbestreitbaren Vorzüge bei, die größere Eleganz der Form, den kurzen, scharfen und klaren Ausdruck, während sie in Bezug auf das Materielle der Gedanken und Gefühle sich mehr den Engländern oder denjenigen unter den Franzosen anschloß, welche, wie Destouches und Lachaussée, selber englische Muster nachgeahmt hatten.

Aeußere Veranlassungen dieses Umschlages in der Literatur.

Diese Reaction des bürgerlichen Bewußtseins und der einfach menschlichen Empfindung gegen den unnatürlichen Zwang einer conventionellen Poesie und eines erkünstelten heroischen Pathos, wie sie hier in der Form einer neuen literarischen Richtung zu Tage trat, war offenbar nicht ohne einen, wenn auch vielleicht nur halbbewußten, gewissermaßen instinctartigen Zusammenhang mit den äußeren, politischen und socialen Ereignissen. Als Gottsched den kühnen Gedanken faßte, den Deutschen eine classische Nationalliteratur nach dem Muster der französischen zu geben, da geschah dies unter dem noch frischen Eindrucke des glänzenden Zeitalters Ludwigs XIV. Gottscheds Jugend war in jene merkwürdige Zeit gefallen, wo der erste König von Preußen den Versuch machte, das bewunderte französische Vorbild wenigstens im Aeußeren nachzuahmen, und Gottsched selbst hatte in nächster Nähe — in Königsberg — den Pomp der Feste mit ange-

sehen, welche, mochten sie immerhin ihren Ursprung mehr der Eitelkeit, als dem Vollgefühl wahrer Fürsten- und Heldengröße verdanken, doch jedenfalls eine bedeutungsvolle Aussicht auf große Ziele und große Geschicke des preußischen Staats eröffneten. Seine eigene Wirksamkeit als Reformator der Literatur und des Geschmacks hatte er sodann in Sachsen unter der Regierung des ersten polnischen Königs begonnen, in einer Atmosphäre, welche wohl dazu angethan war, mit dem maßlosen höfischen Prunk im Style des alten Imperatorenthums und mit der allverbreiteten Bezauberung des Volkes durch denselben auch einen ernsten Geist zu blenden und zu verwirren.

Seitdem aber war in diesen Zuständen eine merkliche Veränderung vor sich gegangen. In Frankreich selbst hatte, zum Theil schon in den letzten Lebensjahren Ludwigs XIV., mehr noch während der Regentschaft und dann unter Ludwig XV., eine immer wachsende Opposition des bürgerlichen Geistes gegen die Alles erdrückende Herrschaft des Hofs und der bevorrechteten Classen sich entwickelt und einen lebhaften Ausdruck in der Literatur gefunden. In England waren die letzten Spuren des gleichen höfisch-aristokratischen Einflusses, der mit Karl II. von Frankreich herübergekommen, im Verschwinden, und der altenglische Geist mit seiner unzerstörbaren Innigkeit des Gefühls, seiner warmen Anhänglichkeit an das häusliche und das Familienleben hatte nicht allein bei sich die Herrschaft des kalten und leichtfertigen französischen Geschmacks ziemlich wieder beseitigt, sondern wirkte sogar schon im gleichen Sinne anstoßgebend auf Frankreich zurück. In Deutschland war wenigstens der blendendste Nimbus, womit die ersten Nachahmer Ludwigs XIV. sich zu umgeben verstanden, erloschen: der zweite Friedrich August von Sachsen glich dem ersten so wenig, wie Ludwig XV. seinem Vorgänger, und in Preußen war gar auf den französisch geschulten Friedrich I. der mehr als bürgerlich einfache, sittenrauhe Friedrich Wilhelm I. gefolgt.

Die Literatur blieb von diesem Wechsel der Verhältnisse nicht unberührt. Schon einmal — in den Moralischen Wochenschriften und der Poesie der Niedersachsen — hatte dieselbe einen nicht erfolglosen Anlauf zur Vertiefung in die nächste Wirklichkeit genommen. Durch Gottscheds hochfliegende Pläne war diese naturgemäße Entwickelung unterbrochen worden. Jetzt nahm man gewissermaßen den Faden da wieder auf, wo man

Zusammenhang der neuen Richtung mit den Niedersachsen und den Schweizern.

ihn hatte fallen lassen. Der dichterische Quell, der von Hamburg aus so reichlich geflossen, war noch nicht gänzlich versiegt. Besonders Hagedorn, der gewandteste und beweglichste unter den niedersächsischen Dichtern, erhielt die Traditionen jener einfachen, muntern Dichtweise, trotz Gottsched und seiner Schule, lebendig und durch seine zahlreichen geselligen Verbindungen auch in weiteren Kreisen wirksam. Von den jungen Leipziger Dichtern waren zwei, Ebert und Giseke, bereits persönlich mit ihm bekannt, ehe sie nach Leipzig kamen. Sie brachten die Hinneigung zu seiner Denk- und Dichtweise, sowie die Vorliebe für die englische Literatur, die sie von ihm gelernt, in den Kreis der dortigen Strebegenossen mit. Der begabteste von diesen, El. Schlegel, kam um dieselbe Zeit auf einer Reise nach Kopenhagen mit Hagedorn in Berührung. Hagedorn ward der Rathgeber und gewissermaßen der Protector der neuen Schule, die sich um die „Bremer Beiträge" gruppirte*). Von anderer Seite halfen Anknüpfungen nach der Schweiz hin, namentlich mit Bodmer, die Emancipation derselben von Gottsched vollenden**).

Charakteristik der Haupttheilnehmer: El. Schlegel, Giseke, Ebert, Gärtner, Zachariä u. A.

Die neue Schule bestand durchweg aus jungen Leuten, die schon während ihrer Studienzeit, oder doch unmittelbar danach, als Schriftsteller auftraten. Gottsched mit seiner treibhausartigen Pflege der Literatur hatte dieses frühreife Schriftstellerthum in Aufnahme gebracht. Eine heitere Geselligkeit verband die Jünglinge auf's Engste***). Nach einigen Jahren hörte zwar dieses persönliche

*) S. Koberstein, „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur", 4. Ausg. 2. Bd. S. 912 ff., Wehl, „Hamburgs Literaturzustände". Der Letztere geht indeß wohl zu weit, wenn er die neue Richtung der „Bremer Beiträge" gänzlich von Hamburger Einflüssen herleiten will.

**) Gervinus, „Geschichte der deutschen Dichtung", 4. Ausg. 3. Bd. S. 69 ff.

***) Das schönste Denkmal des engen persönlichen Zusammenhaltes der jungen Dichterschule, der durch örtliche Trennungen nicht aufgehoben ward, ist die bekannte Klopstock'sche Ode: „Wingolf", aus dem Jahre 1747, auch darum hierher gehörig, weil sie die einzelnen Mitglieder des Freundeskreises vergegenwärtigt. Sie bezeugt zugleich in vollstem Maße die oben angedeutete Verehrung dieser Dichterjünglinge für den schon älteren Hagedorn. Cramer wird wegen seines Liedes auf die geistliche Beredsamkeit, Ebert als Freund der englischen Muse, Giseke um seiner sanften Empfindungen willen, Rabener als „der Thorheit Hasser, aber auch Menschenfreund" gepriesen. Am Längsten und Innigsten verweilt Klopstock bei Gellert, der „des Herzens Werth auf der Bühne, wie kein Anderer, zeigt" und „die Tugend in ihrer ganzen Schönheit enthüllt." Auch minder Bedeutende, wie Kühnert, Rothe, Olde, Schmidt, werden besungen. In stärkerer Betonung treten

Zusammenleben auf; die Mehrzahl der Mitglieder des Kreises verließ Leipzig: Gärtner und Ebert fanden sich in Braunschweig als Lehrer am Collegium Carolinum wieder zusammen; Schlegel ward Privatsecretair des sächsischen Gesandten in Kopenhagen, dann Professor an der Ritteracademie zu Soroe; Cramer versuchte sich als Docent in Leipzig, trat aber bald in das geistliche Amt über, welches ihn aus Sachsen fort- und zuletzt ebenfalls nach Dänemark führte. An seine Stelle kam in Quedlinburg Gisekc. Schmidt ging nach seiner Vaterstadt Lüneburg zurück und später ebenfalls nach Braunschweig, wo auch Zachariä wieder mit den Freunden zusammentraf.

Doch blieben Alle, auch nach ihrer Entfernung von Leipzig, einander geistig eng verbunden und größtentheils in lebendigem Zusammenhange mit diesem ihrem literarischen Mittelpunkte. Die „Bremer Beiträge“ erschienen (in vier Bänden) bis 1748; an sie schloß sich eine „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“, 1748—52 (in drei Bänden) an. Außerdem traten die Genossen des Leipziger Kreises auch selbstständig mehr oder weniger schöpferisch auf, sei es als Dichter, sei es in andern, verwandten Richtungen literarischer Thätigkeit. Die örtliche Uebersiedelung der meisten weiter nach Norden hin, in die unmittelbarere Nähe der Einflüsse Hagedorn's und der Einströmungen der englischen Literatur, blieb dabei nicht ohne Wirkung. Am Auffallendsten zeigt sich dies an El. Schlegel, nächst Klopstock wohl der bedeutendsten dichterischen Kraft des ganzen Kreises. Er hatte früher — zum Theil schon auf der Schule, dann auf der Universität — Dramen im Gottsched'schen Styl geschrieben. Seinen „Hermann“ nahm Gottsched

dann wieder hervor: der „ernst-heitre“ Gärtner, Schlegel, „in dessen Geniusbildungen der Dichtung Flamme strömt aus voller Urne“, endlich Hagedorn, mit lautem „Evan, Evoe“! begrüßt, Hagedorn, den nur die Thoren „blos zu weinenden Liedern geschaffen wähnen“, denn „ihm schlägt ein männlich Herz auch, sein Leben tönt mehr Harmonien, als ein unsterblich' Lied; im unsokratischen Jahrhundert ist er für wenige Freund' ein Muster.“

Auch Giseke besang die schönen Stunden im Leipziger Freundeskreise, die nur ach! zu rasch entflohen („Poet. Werke“, S. 173, vgl. Gervinus a. a. O.); die gleiche fortdauernde Anhänglichkeit an die früheren Genossen bezeugen an vielen Stellen die Briefwechsel von Gellert und Rabener, u. A. m.

(1742) in seine „Deutsche Schaubühne“ auf — Goethe sah ihn noch 25 Jahre später auf der Leipziger Bühne und lernte daran, wie man es nicht machen müsse, um das lebende Geschlecht für historische Stoffe zu begeistern. Allein Schlegels Geist entwuchs bald den Fesseln des französischen Classicismus, in welche Gottsched ihn geschlagen. Noch in Leipzig (1742) schrieb er, angeregt durch die erste, 1741 erschienene, deutsche Uebersetzung Shakspeares, von Herrn von Borck, preußischem Gesandten in London, in Gottscheds „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ eine Vergleichung Shakspeares mit A. Gryphius, worin er zwar dem Letzteren in Bezug auf regelrechte dramatische Gliederung den Vorzug vor dem Briten giebt, aber doch schon Shakspeares tiefe Menschenkenntniß und wahrheitsgetreue Charakteristik rühmt, auch dem Vorurtheil entgegentritt, welchem noch kurz zuvor Gottsched selbst in eben jener Zeitschrift das Wort geredet hatte, als ob bei Shakspeare Alles verworren, planlos, unvernünftig sei. In Kopenhagen ward der Einfluß Shakspeares auf Schlegel entscheidender. In seinen „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters“ erklärte er sich offen gegen die einseitige Nachahmung des französischen Dramas, und gelangte durch eine unbefangene Vergleichung desselben mit dem englischen dahin, dem letzteren wesentliche Vorzüge vor jenem einzuräumen. Er erkannte an, daß jede Nation sich ihre dramatische Poesie nach den ihr eigenthümlichen Sitten und Anschauungen bilden müßte, daß vaterländische Stoffe die stärksten Wirkungen auf die Gemüther der Zuschauer hervorbrächten. Dieses richtige Gefühl hatte ihn schon bei der Wahl des Stoffes seines „Hermann“ geleitet; aus demselben Gesichtspunkte bearbeitete er in Kopenhagen einen Gegenstand der dänischen Geschichte, den „Canut“, und hatte noch mehrere vaterländische Dramen, z. B. einen „Otto von Wittelsbach“, im Sinne. Auch in seinen Lustspielen suchte er die wirklichen Gesellschaftszustände und die herrschenden Sitten zu schildern und so einen festen und natürlichen Boden für ein vaterländisches Theater zu gewinnen.

Bei längerem Leben — er starb schon in seinem einunddreißigsten Jahre — hätte Schlegel leicht Bedeutendes leisten können. Er kann in ähnlichem Sinne ein Vorläufer Lessings auf dem dramatischen Gebiete heißen, wie Günther ein Vorläufer Goethes auf dem lyrischen. Ihm fehlte, was Lessing zu Statten kam, die äußere Anregung und Förderung

durch große nationale Thaten, diese ergiebigste Quelle großer Empfindungen, wie so treffend J. Möser bemerkt hat. Er sah sich durch den Mangel an solchen gezwungen, im hohen geschichtlichen Drama noch immer zu dem künstlichen, declamatorischen Pathos der Franzosen seine Zuflucht zu nehmen, und im Lustspiel stellte der unvollkommene Zustand der damaligen deutschen Gesellschaft ihn vor die verhängnißvolle Alternative, entweder, indem er die deutschen Sitten wahrheitsgetreu schilderte, langweilig und trivial, oder, wenn er sich bessere Muster im Auslande suchte, seinem Ideal eines selbstständigen nationalen Theaters untreu zu werden*).

Außer El. Schlegel hat unter denen, welche von dem jungen Leipziger Dichterkreise ausgingen, aber örtlich ihm ferner traten, — wenn wir von Klopstock absehen, der bereits eine selbstständige Richtung eingeschlagen hatte, als er zu demselben hinzutrat — keiner sich an größeren dichterischen Aufgaben versucht. Zachariä hatte das Beste, was er überhaupt vermochte, in seinem „Renommisten" gegeben, der schon in den „Belustigungen" erschienen war; es lag in der Natur des, von ihm nach Pope's Muster, aber mit weniger Geist gepflegten, komischen Epos, daß eine öftere Wiederholung in der gleichen Richtung eintönig und manierirt werden mußte. Ebert, Gärtner und Giseke versuchten sich in leichten lyrischen Ergüssen; der Erstere übersetzte daneben die schwermüthigen „Nachtgedanken" Youngs. Cramer dichtete Oden, halb in Ramler'scher, halb in Klopstock'scher Manier. Beiher betheiligten sich Mehrere an der Herausgabe Moralischer Wochenschriften, in denen sie besonders für eine vermittelnde religiöse Weltansicht, gleich weit entfernt von Freigeisterei wie von Zelotismus, auftraten.

Zwei von den Genossen der „Bremer Beiträge" blieben ihr ganzes Leben lang in Kursachsen. Und gerade diese zwei sind es, welche einen tieferen und dauernderen Einfluß auf die Strömung der Zeit gewannen und gewissermaßen eine neue Epoche in der Denk- und Empfindungsweise ihrer Nation begründeten. Wir meinen den Satiriker Rabener und den Moralisten Gellert.

---

*) Lessing in seiner „Dramaturgie" sagt von dem ersten Lustspiel Schlegels, dem „Geschäftigen Müßiggänger", es enthalte das langweiligste Alltagsgewäsch, wie es nur immer im Hause eines meißnischen Pelzwaarenhändlers vorkommen könne; in den späteren, „Stumme Schönheit" und „der Triumph der guten Frauen", findet er eine bessere Charakterzeichnung, aber nur darum, weil dort dänische, hier französische Sitten abgebildet würden.

Rabener: seine Satire, verglichen mit der Moscherosch's, Lauremberg's, Neukirch's u. s. w. Wechselwirkungen zwischen der Entwickelung der Satire und den Zuständen des öffentlichen Lebens.

Jede neue Literaturperiode, als Vertreterin eines neuen Kreises von Ideen und Empfindungen, pflegt sich durch eine Bekämpfung des Bestehenden, in der Form der Satire, anzukündigen und gleichsam einzuführen. Der lyrischen und beschreibenden Dichtung der Niedersachsen waren die Satiren Neukirch's und Wernickes voraus-, die von Hagedorn und Liscow zur Seite gegangen: auch die Genossenschaft der „Bremer Beiträge“ war in ihren Anfängen überwiegend satirisch. Nicht blos Rabener's Arbeiten, die nach Form und Inhalt fast ausschließlich einen solchen Charakter an sich tragen, sondern auch Gellert's Fabeln und Zachariä's komische Heldengedichte verfolgten zum größern Theil die gleiche Richtung. An eine Satire im großen Styl, eine Bekämpfung der Uebelstände und Mißbräuche des allgemeinen politischen und gesellschaftlichen Lebens, dürfen wir freilich hier nicht denken. In dieser Beziehung hatte der deutsche Geist, je länger je mehr, immer kleinere Maßstäbe angenommen, sich in immer engere Schranken zurückgezogen. Wir können den fortschreitenden Verfall des öffentlichen Lebens und des bürgerlichen Muthes in Deutschland seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an der Geschichte der deutschen Satire studiren. Moscherosch, der Zeitgenosse des 30jährigen Krieges, griff noch direct und rücksichtslos die öffentlichen Mißstände in Staat und Gesellschaft an. Lauremberg, Rachel, Logau, welche ihm zunächst folgten, gingen auch noch so ziemlich auf seiner Spur, obgleich sie doch schon mehr die äußeren Symptome des politischen Verfalls Deutschlands, die Ausartungen in Tracht, Sprache, Sitten, als dessen innersten Kern und tiefere Veranlassung zum Gegenstand ihrer Angriffe machten. Neukirch und Wernicke eiferten noch bisweilen, wenn auch weniger stark, gegen die Ausländerei in Sprache und Sitte, gegen die verkehrte Erziehung der vornehmen Jugend und Aehnliches mehr. Die Satiriker der neuen Periode waren ungleich zahmer und schüchterner: sie hielten sich vorzugsweise an jene kleinen, geselligen, spießbürgerlichen Thorheiten, Schwächen und Untugenden, welche zu den allgemeinen staatlichen und nationalen Verhältnissen nur einen entfernteren Bezug haben, darum auch weniger einer bestimmten Zeit, als vielmehr beinahe allen Zeiten angehören. Sie selbst hatten das niederdrückende Gefühl, daß der beste Theil von dem, woran die Satire sich mit Glück versuchen und dessen rückhaltlose

Ungünstige äußere Lage Rabeners als Satiriker und Spuren davon in seinen Schriften.

Besprechung große Wirkungen hervorbringen mag, für sie etwas schlechterdings Unnahbares sei. Dieses Gefühl und die daraus entspringende fortwährende Aengstlichkeit machte sie befangen und zaghaft sogar innerhalb des engen Kreises, in den sie von vorn herein mit bewußter Entsagung sich einschlossen. Rabener erklärt in der Vorrede zu dem einen Bande seiner „Satirischen Schriften": Märtyrer der Wahrheit wolle er nicht werden; er schließt ein für allemal von seiner Satire aus „die Fürsten und Obrigkeiten, die Geistlichen und Lehrer". Es sei Hochmuth, meint er, wenn Schriftsteller „in ihren finstern Winkeln" schärfer zu sehen glaubten, als Diejenigen, „welche den Zusammenhang des Ganzen vor Augen haben". Eine freimüthige Kritik von Handlungen der Regenten oder ihrer Organe erscheint ihm wie eine Vermessenheit. „Sie haben nicht gelernt", sagt er von solchen Kritikern, „gute Unterthanen zu sein, wie sollen wir von ihnen erwarten, daß sie uns die Pflichten eines vernünftigen Bürgers lehren*)?" Die Lehrer glaubt er schonen zu müssen, weil die Jugend ohnehin geneigt sei, „das Fehlerhafte an denen zu entdecken, deren Ernsthaftigkeit ihren Muthwillen im Zaum halten soll". — „Wollen wir sie", sagt er, „durch Satire auf ihre Lehrer noch muthwilliger machen?" „Einen Pedanten habe ich nicht gebessert, dem Vaterlande aber habe ich an seinen Schülern hundert ungesittete Bürger erzogen." Die Geistlichen endlich seien zwar über die Satire nicht erhaben, ja viele ständen tief unter derselben, wenn man sie nach ihrer Aufführung beurtheilen sollte, und viele würden gar zu sorglos sein, wenn ihre ehrwürdige Kleidung sie vor allen Streichen der Satire schützte; dennoch könne man nicht zu vorsichtig dabei verfahren. „Die Religion läuft Gefahr, verächtlich zu werden, wenn man die Fehler desjenigen verächtlich macht, welcher gesetzt ist, die Religion zu predigen."

Trotz dieser soweit gehenden Selbstbeschränkung stieß Rabener dennoch fast in jedem Augenblicke auf Hemmnisse und Rücksichten der verdrießlichsten Art. Zwei Umstände waren einem freieren Aufschwunge seiner Satire besonders hinderlich: die Kleinlichkeit der Umgebungen, in denen er schrieb, und die Beengtheit seiner eigenen bürgerlichen und geselligen Stellung. Eine großartige Satire vermag sich nur da zu entwickeln, wo es eine starke öffentliche Meinung giebt, die den

*) Rabeners „Satirische Schriften", Ausgabe von 1755, Vorrede zum 4. Theil.

Schriftsteller gegen die Ausbrüche der verletzten Eitelkeit oder Eigensucht Derer, die er im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit angreift, wirksam zu schützen vermag. Hagedorn war in dieser Hinsicht glücklicher: er lebte in einer großen Handelsstadt, wo man Selbstständigkeit und Freimüthigkeit zu schätzen wußte, und er befand sich in einer unabhängigen und angesehenen Stellung. Die sächsische Residenz dagegen unter den polnischen Augusten und unter einem Grafen Brühl war nicht der Ort, wo sich eine freie und starke öffentliche Meinung hätte bilden können, und am Allerwenigsten durfte ein Beamter von nur mittlerem Range auf den wirksamen Schutz einer solchen rechnen. Knechtische Furcht und Servilität nach Oben, Brutalität nach Unten war in den tonangebenden und namentlich den so zahlreichen Beamtenkreisen Dresdens die vorherrschende Gesinnung. Ein freies, männliches Urtheil erschien diesen Kreisen als etwas Unerhörtes. Eine Kritik der bestehenden Verhältnisse, der herkömmlichen, conventionellen Formen galt für einen unerträglichen Frevel. Daß vollends ein unbedeutender Steuersecretair sich dergleichen herausnahm, daß er es wagte, über die Reichen zu spotten, „welche kostbare Kleider trügen, aber arm an Verstand wären", daß er satirische Beispiele sammelte zur Erläuterung des Sprüchworts: „wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er Verstand", daß er unter der ironischen Ueberschrift: „Ehrlich währt am Längsten" nicht blos Kaufleute, die 30 Proc. Wucherzinsen nähmen, sondern auch Adlige angriff, die auf Cavalierparole geborgt und nicht bezahlt hätten, daß er einem Landjunker vorwarf, er sorge zwar sehr gut für seine Pferde und Hunde, kümmere sich aber wenig um die Erziehung seiner Kinder, das waren unverzeihliche Anmaßungen, die nicht geduldet werden durften. Bei der spießbürgerlichen Beschränktheit und der kleinlichen Klatschsucht, welche vorzugsweise in jenen Residenzkreisen herrschte, konnte Rabener keine Thorheit oder Lächerlichkeit schildern, ohne daß bald sein rechter, bald sein linker Nachbar sich dadurch getroffen fand*).

*) „In Dresden habe ich", schreibt Rabener an einen Freund nach seiner Uebersiedelung dahin von Leipzig 1753, „noch keine Feder angesetzt. Aufrichtig gesagt, muß ich hier mit meinen Satiren viel vorsichtiger sein. Gemeiniglich suchen die Leser die Originale da, wo der Verfasser schreibt. Das konnte ich allenfalls in Leipzig geschehen lassen: in Dresden wage ich zu viel." — „Das Thema", bemerkt er weiter, „zu welchem ich so viel Lust hatte: „„der allezeit fertige Bankeruttirer"", muß ich weglassen: es möchten es Excellenzen ungnädig vermerken." („R.'s Briefe", herausgegeben von Weiße, S. 164.)

Verstieg er sich gar in seiner Kühnheit so weit, auf die Bestechlichkeit der Richter im Rechtsprechen, oder auf die Mißbräuche bei der Besetzung öffentlicher Stellen anzuspielen, so hatte er gewiß ungnädige Blicke seiner Vorgesetzten, wo nicht laute Rügen darüber, daß er sich mit Dingen abgebe, die nicht seines Amtes seien, zu gewärtigen. Ja, noch mehr! Die eigenen nächsten Freunde Rabeners, statt seine satirische Muse zu unterstützen und zu ermuntern, trugen dazu bei, sie einzuschüchtern und befangen zu machen. Gellert war mit Allem zufrieden, nur nicht mit den Stellen, „wo die Satire mit Poeten frevelt"; ein anderer Bekannter — wahrscheinlich ein Jurist — ärgerte sich, wenn über die „Chicane" gespottet ward; wieder ein anderer wußte es dahin zu bringen, daß Rabener zwei Stellen strich, wo von den „Gewürzkrämern" die Rede war; ein vierter bat, die Worte „Philosoph", „Magister", „Präsident" aus dem Spiele zu lassen. Und werde wohl, fragt der, durch solche Einsprüche ängstlich gemachte Satiriker, sein lieber Schlegel es leiden können, wenn etwas vom „Scandiren" gesagt sei, oder Cramer, wenn ein Wort gegen unwürdige Geistliche falle, da der Letztere schon einmal sogar in einer bloßen Vorrede einen ganz unschuldigen Ausdruck über diese Materie beanstandet habe?

„Wie wird es mir ergehen", ruft er kläglich aus, „wenn ein Jeder mit Allem zufrieden ist, nur nicht damit, daß ich das Lächerliche *seiner* Collegen nicht schone! Was für Einwürfe muß ich von meinen mürrischen Lesern besorgen, da meine vernünftigen Freunde so bedenklich sind*)!"

So verzärtelt war durch die lange Entbehrung jenes erfrischenden und kräftigenden Luftzuges, den ein reges öffentliches Leben in seinen unvermeidlichen Kämpfen und Gegensätzen mit sich bringt, das Empfindungsleben auch der Bestgesinnten und Verständigsten unserer Nation in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts! Eine trostlose Lage in der That für einen Satiriker! Billig mögen wir die Ausdauer bewundern, womit Rabener dennoch seinem Berufe treu blieb, sowie die ungetrübte und gleichmäßige Heiterkeit, womit er allen Anfechtungen Stand hielt, ohne sich in seinem Vorhaben, „lachend die Wahrheit zu sagen", beirren zu lassen**). Wenn

Ehrenrettung Rabener's gegen die ihm gemachten Vorwürfe.

*) Ebendas. S. 195.

**) Diese Heiterkeit und Gleichmüthigkeit ist es, was Goethe so ganz besonders an Rabener rühmt. („Werke", Ausg. v. 1828, 25. Bd.)

Rabener nicht wagte, den Gebrechen seiner Zeit, namentlich den furchtbaren politischen Mißbräuchen, unter denen gerade sein specielles Vaterland Sachsen damals seufzte, scharf und rücksichtslos zu Leibe zu gehen, so werden wir uns viel weniger darüber verwundern oder ihm daraus einen Vorwurf machen dürfen, als, umgekehrt, es ihm hoch anrechnen, daß er wenigstens ab und zu ein Streiflicht satirischen Spottes oder strafenden Ernstes auf einzelne Partien dieses so streng gehüteten Gebietes warf. Wie wenig ihm für derartige öffentliche Uebelstände der scharfe Blick oder das patriotische und menschliche Feingefühl abging, bezeugen so manche vertrauliche Aeußerungen in seinen Briefen, worin er sich über die Verschwendungen des Hofs und den gegen die Unterthanen geübten Steuerdruck, über die Nichtigkeiten, mit denen man die Zeit vertändelte, und die Sorglosigkeit, womit man inzwischen das Land immer tiefer ins Elend sinken ließ, bald beißend satirisch, bald wehmüthig bewegt ausspricht*).

*) Nur ein paar solche Stellen mögen hier Platz finden zur Ehrenrettung der politischen Gesinnung Rabener's, die man neuerdings öfters angezweifelt hat. So erzählt er von sich in dem „Versuch eines Tagebuches" („Briefe", S. 12) unterm 25. Mai 1759: „Von 9 bis 11 Uhr beschäftige ich mich meistentheils mit Ausarbeitung solcher Sachen, die in meinen Beruf Einfluß haben und die mich oft zu einem patriotischen Donquixote machen. Ich untersuche die Fehler unsrer zerrütteten Landesverfassung, thue sehr gründliche Vorschläge von Verbesserung des Steuerwesens, und, so oft ich eine solche Abhandlung zu Papiere gebracht habe, so oft freue ich mich darüber wie ein Poet, der ein Sinngedicht ausgeheckt hat. Aber den Augenblick darauf schäme ich mich meines patriotischen Kollers, werfe die ganzen Vaterlandsgedanken in den Kamin, um dem Hofe nicht verdächtig und den Patrioten nach der Mode nicht lächerlich zu werden. Doch alles dieses hindert mich nicht, den folgenden Morgen in eben den Paroxysmus zu verfallen, von neuem zu reformiren, und mich von neuem zu schämen." — Ein anderes Mal schreibt er an Schlegel (S. 165): „Neuigkeiten wollen Sie wissen? Gut! — Der Hof ist noch in Hubertusburg. Fünf Castraten aus Venedig sind vorige Woche ganz verhungert hier angekommen und werden auf die Fasten satt wieder zurückkehren, um daselbst zu verdauen und in der Charwoche dem heiligen Antonius zu danken, der für sein Vieh so väterlich sorgt. Die Jagd ist vorbei: die Hunde waren sehr stumpf und die Pferde konnten der Jagd nicht folgen. Solymann wird nicht wieder aufgeführet: die Ratten haben vier Elephanten gefressen. Der Castrat Nicolini macht dem Hofe viel Vergnügen, weil er so feiste ist, daß er kaum mehr gehen kann. Die Albuzzi, prima donna an mehr als einem Orte, dürfte wohl aufs Carneval wieder in die Wochen kommen. Budini, dieser steife Sänger, den man in Rom nicht zum Nachtwächter machen würde, ist heisch, ein Unglück, darüber sich niemand, als er und seine Mutter betrübt. Amerevoli, dessen Frau besser küßt, als er singt, ist verdrüßlich und macht Miene, fortzugehen; man wird ihm tausend Thaler Zulage geben. Die Bildergallerie ist in vollkommenem Zustande. Man erwartet den

Auch an patriotischem Selbstbewußtsein in Dingen nationaler Ehre und an dem Muthe, ein solches gegen Große zu zeigen, gebrach es ihm keineswegs: das bewies sein Verhalten bei der Anwesenheit Friedrichs II. in Dresden. Prinz Heinrich, des Königs Bruder, hatte ihn kommen lassen und sich lange mit ihm unterhalten. Rabener hatte gegen ihn die deutsche Literatur, die der Prinz nicht sonderlich schätzte, lebhaft in Schutz genommen. Der König selbst wollte ihn sprechen, allein Rabener fühlte patriotisches Bedenken, sich ihm durch einen Franzosen, den Marquis d'Argens, vorstellen zu lassen, und diesem Bedenken opferte er entschlossen die, gewiß nicht geringe und sehr verzeihliche Genugthuung, die es seinem Ehrgeiz gewährt haben würde dem größten Monarchen seiner Zeit persönlich nahe zu treten*).

Nicht also die Gesinnung oder den Willen Rabeners dürfen wir anklagen, wenn seine Satire schwächlich, befangen, spießbürgerlich erscheint, sondern die traurigen Zeitumstände, unter denen er schrieb, den allgemeinen Mangel an politischem Sinn und Muth, woran die Zeit krankte und unter dem auch er verkümmerte. Er selbst fühlte dies wohl und sprach es freimüthig aus in den klagenden Worten:

„Deutschland ist nicht das Land, in welchem eine bessernde Satire es wagen dürfte, das Haupt mit der Freiheit emporzuheben, mit welcher sie gewohnt ist die Laster und Thorheiten der Menschen zu strafen. In Deutschland mag ich es nicht wagen, einem Dorfschul-

Buccamboni aus Rom, welcher grüne Himmel und blaue Wiesen nach dem neuesten Gusto malen soll. Oederan ist ganz abgebrannt; Suhl kann nicht wieder aufgebaut werden. Wer kann den albernen Leuten helfen, warum gehen sie mit dem Feuer nicht vorsichtiger um? — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf die Redoute freue ich mich. Die neue Oper wird sehr prächtig und kostbar. Leben Sie wohl! Ich muß in die Antichambre! Gefallen Ihnen diese Neuigkeiten? Wenn sie nicht wahr sind, so sind sie doch möglich."

*) Er schrieb an den Baron von C., der den Vermittler in dieser Sache machte: „Je suis bien fâché, Monsieur, que je sois trop allemand et Monsieur le Marquis d'Argens trop français, pour que je puisse profiter de la permission de rendre mes respects à ce savant, d'autant plus estimable qu'il est peut-être le seul de sa nation, qui permette à nous autres Allemands d'avoir de l'esprit. Mais, au comble de mon malheur, je me vois par cette même raison tout-à-fait privé de l'honneur d'être présenté par Monsieur le Marquis au Roi." u. s. w. — Vierzehn Tage lang „stand er deshalb mit dem König in Tractaten", wie er sich ausdrückt. „Der König ist so gnädig, sich meine Weigerung gefallen zu lassen", schreibt er: „er will deutsch, deutsch will der große Friedrich mit mir reden." Allein schließlich ward doch aus der Vorstellung Nichts. („Briefe", S. 275 ff.)

meister diejenige Wahrheit zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischof anhören muß"*).

Vergleichung Rabeners mit Liscow.

Leichter und gefahrloser war das Werk der Satire dann, wenn sie sich auf das Gebiet rein literarischer oder gelehrter Interessen beschränkte, höchstens von da aus einen Streifzug gegen die Orthodoxie unternahm. Auf diesem Felde hatte schon Chr. Thomasius die Bahn gebrochen, hier hatten Dippel und Edelmann manchen kühnen Streich geführt. Hier errang Liscow mit geringerem Wagniß günstigere Erfolge, als Rabener auf seinen mühsameren und dornigeren Pfaden. Er konnte rücksichtsloser auftreten, da er es fast immer nur mit Einzelnen, nicht mit ganzen Klassen zu thun hatte; er mochte einen Philippi und einen Sievers — unbedeutende Schriftsteller ohne Rang und Einfluß im bürgerlichen Leben — persönlich angreifen**), ohne Etwas zu wagen, während Rabener sich nicht vorsichtig, nicht allgemein genug halten konnte, wenn er nicht einen allseitigen Sturm gegen sich hervorrufen und seine ganze bürgerliche Stellung auf's Spiel setzen wollte***). War doch der Muth, über das

*) Ebenda.

**) Liscow's Satiren betreffen: den gelehrten Pedantismus in der Erklärung der Bibel („Historie von der Zerstörung Jerusalem's") und in der Erforschung von Alterthümern („Vitrea fracta oder des Ritters Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden über eine gefrorne Fensterscheibe" — gegen Sievers), die Geschmacklosigkeit im Reden und Schreiben („Lobrede Briantes, des jüngeren", vor allem aber seine berühmteste Schrift: „Von der Vortrefflichkeit elender Scribenten", — Beides hauptsächlich gegen Philippi) u. dgl. m.

***) Seitdem Gervinus sein gewichtiges Urtheil so entschieden zu Gunsten Liscow's und zu Ungunsten Rabener's abgegeben hat („Geschichte der deutschen Dichtung", 4. Bd. S. 91), ist es Sitte geworden, den Letzteren unbedingt gegen den Ersteren zurückzustellen. Noch neuerlich hat dies Julian Schmidt in seiner „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von 1681—1781" gethan, wo er Liscow ausführlich auf etwa 18 Seiten (485—504) bespricht, Rabener auf nicht vollen 2 Seiten (584—86) mit der ganzen Leichtfertigkeit abthut, welche leider sehr viele Partien dieses neuesten Buches des, sonst nicht verdienstlosen, Literarhistorikers kennzeichnet. Wie uns scheint, hat Gervinus hierbei doch nicht genug den wesentlichen Unterschied einer vorzugsweise literarischen von einer in's gewöhnliche Leben, seine Verhältnisse und Interessen eingreifenden Satire berücksichtigt. Vom rein literarischen oder ästhetischen Standpunkte aus mag Liscow in manchen (obgleich auch nicht in allen) Beziehungen den Vorzug vor Rabener verdienen; in ihren kulturgeschichtlichen Wirkungen war die Satire des Letzteren entschieden bedeutender, und schon das Wagniß, von dem blos literarisch-gelehrten Gebiet auf das des Lebens überzugehen, ist nicht zu unterschätzen. Wir freuen uns, in dieser Ansicht uns mit Hettner („Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", 3. Th., 1. Buch, S. 388 ff.) zu begegnen.

Lächerliche zu lachen, das Schlechte schlecht, das Alberne albern zu nennen, überhaupt frei heraus zu sagen, was man denke, und eigene Gedanken zu haben, nicht blos fremde sclavisch nachzubeten — diese bescheidenste Voraussetzung aller Satire — unsern Vorfahren im 18. Jahrhundert, unter dem langen Druck eines weltlichen und geistlichen Despotismus, eines steifen geselligen Ceremoniels und eines in Formen erstarrten gelehrten Pedantismus — bis zu dem Grade abhanden gekommen, daß jede, auch die blos literarische Satire und Polemik, Vielen unzulässig, anstößig, ja unchristlich erschien, „weil sie sowohl gegen die christliche Liebe, wie gegen den dem Christen in allen Dingen geziemenden Ernst verstoße". Gegen solche und ähnliche Vorurtheile hatte nicht blos Liscow*), sondern auch Gellert**), ja selbst noch Lessing***) die Satire zu vertheidigen!

Kulturgeschichtliche Bedeutung der Rabener'schen Satire.

Es war daher immerhin schon ein Großes, wenn die junge literarische Schule, Rabener voran, die Nation — und zwar nicht blos die Gelehrten und Literaten, sondern den schlichten Bürger — daran gewöhnte, über die Erscheinungen des ihn umgebenden Lebens selbstständig nachzudenken und zu urtheilen, unter Umständen auch zu spotten und zu lachen. Wie schüchtern dieser Spott, wie befangen dieses Lachen noch sein mochte, es war doch seit langer Zeit wieder die erste entschiedenere Regung eines freieren Selbstbewußtseins des Menschen und des Bürgers, des Bewußtseins, mehr zu sein, als eine bloße Gliederpuppe oder ein auf Commando der Obern handelnder Sclav; es war mindestens der Anfang einer öffentlichen Meinung, wenn auch zunächst nur für den kleinbürgerlichen und geselligen Privatverkehr der Menschen. Zwar blieb noch ein weiter Weg zurückzulegen von jener geheimen Genugthuung, welche der in seinem Rechte Gekränkte, im Handel und Wandel Uebervortheilte, in der Gesellschaft vor dem reichen Emporkömmling schnöde Zurückgesetzte empfand, wenn er den ungerechten Richter, den unehrlichen Kaufmann, den an Verstand armen Geldstolzen von der Satire gegeißelt sah, — bis zu jener vollständigeren und wirksameren, wo Gerechtigkeit und Gleichheit durch das

*) In der Vorrede zu seiner „Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften" 1739.

**) „Briefe", S. 187. „Wie kann die Spötterei ein Verbrechen sein, wenn sie nur gegen allgemeine Thorheiten gerichtet ist?"

***) In einem Briefe an seinen Vater, wo er diesen fragt: „Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen?"

Gericht der öffentlichen Meinung ihren vollen Triumph feiern; allein es war doch immer schon ein erster Schritt auf dieser Bahn, und ein geselliger Zustand, wo man diese Grundsätze der Gleichheit und Gerechtigkeit, wenn auch nur erst in schüchternen Andeutungen oder versteckten Gleichnissen, zu predigen, die ihnen entgegenstehenden Handlungen dem Spotte oder der Verachtung preiszugeben wagte, bezeugte doch eine wieder aufsteigende Bewegung aus der tiefen Dumpfheit, Geistesträgheit und Unfreiheit, worin das deutsche Volk so lange gelegen hatte.

So faßten schon die Zeitgenossen die Bedeutung der Rabener'schen Satire auf. Nicht nur in Deutschland erlebten dessen Schriften in verhältnißmäßig kurzer Zeit*) sechs Auflagen, sondern sie wurden auch in's Englische, Französische, Holländische, Dänische und Schwedische übersetzt. Es ist anzunehmen, daß diese, in politischer und socialer Bildung den Deutschen damals größtentheils vorangeschrittenen Nationen an den Schriften Rabener's weniger die künstlerische Form schätzten (denn sie selbst besaßen in dieser Hinsicht meist schon weit Besseres), als vielmehr die Kundgebungen des in Deutschland wiedererwachenden lebendigeren Geistes der bürgerlichen Klassen.

Ch. F. Gellert: seine Anfänge ebenfalls satirischer Natur.

Auch **Gellert** begann seine schriftstellerische Thätigkeit mit der Satire. Unter der harmlosen Form von „Fabeln“ und „Erzählungen“ — nach dem Beispiele Aesops und Lafontaines**) — schilderte er mit schalkhafter Laune die kleineren und größeren Gebrechen der Gesellschaft. Er spottete über die Dichter, welche zu lange singen, auch wenn ihnen das Talent versagt, über die Schönen, die den Putz zu sehr lieben, über zänkische Frauen und ungetreue Männer, über die Gefahren des Reichthums und die Angst des Geizigen, über zanksüchtige Bauern, pedantische Gelehrte, Philosophen, die desto mehr beweisen, je weniger sie verstehen, und Aehnliches mehr, aber auch über die falsche Frömmigkeit in Worten ohne gute Werke, über den orthodoxen Formelkram, wie andrerseits über die erheuchelte Starkgeisterei der Ungläubigen, welche in der Stunde des Todes zu Schanden wird, über das Elend einer glänzenden Sclaverei gegenüber den Vorzügen einer, zwar mühevollen, aber auch ehrenvollen

*) Etwa binnen 15 Jahren.

**) Das Letztere wollte zwar Gellert nicht Wort haben, gab sich vielmehr für ein „Original“ aus, z. B. in dem bekannten Gespräch mit Friedrich II.; indeß dürfte schwerlich der fremde Einfluß abzuleugnen sein.

Unabhängigkeit, über ungebildete, tyrannische und ungerechte Edelleute, und über andere Mißstände des öffentlichen Lebens.

Diese Fabeln und Erzählungen *) gefielen durch die leichte, natürliche Sprache, welche Nichts hatte von dem geschraubten Pathos der Gottsched'schen Schule, durch die menschenfreundliche Gesinnung und die milde, moralisch lehrhafte Art, welche sich darin aussprach.

Weitere Ausbreitung und vielseitige Gestaltung der literarischen u. persönlichen Wirksamkeit Gellerts.

Aber Gellert blieb dabei nicht stehen. Er begann 1744 Vorlesungen an der Universität zu halten. Darin setzte er sich vor, „den Geschmack seiner Hörer zu bilden, und zwar auf eine solche Art, daß sie überzeugt würden, die Frömmigkeit erhöhe und veredle die Vergnügungen eines feinen Geschmackes **)."

Fast um die gleiche Zeit (1744) warf er sich auf das Theater, „um diese Art des öffentlichen Vergnügens moralischer und dadurch nützlicher zu machen ***)". Er wollte hier vorzugsweise auf die „mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens" wirken, deshalb hielt er sich fern von dem Kothurn der hohen Tragödie; er wollte aber auch „eher mitleidige Thränen, als freudiges Gelächter erregen", deshalb pflegte er eine ganz besondere Art des Schauspiels, die sogenannte „rührende Comödie", zu welcher damals in Frankreich Destouches und Lachaussée den Anstoß gegeben hatten †).

Damit noch nicht zufrieden, versuchte er sich auch im Roman. 1739 war Richardsons Pamela erschienen. Gellert, dadurch angeregt, schrieb (1746) das „Leben der schwedischen Gräfin von G". Im folgenden Jahre (1747) gab er „Trostgründe wider ein sieches Leben" heraus. Endlich begann er seit 1751 einen ausgebreiteten Briefwechsel, den er bis zu seinem Tode (1769) fortsetzte. Einen Theil dieser Briefe veröffentlichte er als Muster des Briefstyls (1754). Daneben schrieb er geistliche Lieder (1757) und hielt, außer seinen ästhetisch-moralischen Vorlesungen, die er regelmäßig (bis 1767) wiederholte, noch besondere über die Sittenlehre (seit 1758). Rechnen wir dazu noch die zahlreichen

*) Sie erschienen zuerst einzeln, theils in den „Belustigungen", theils in den „Bremer Beiträgen", sodann gesammelt in 2 Bänden (1746—48).

**) S. „Gellerts Leben", von Cramer, in „Gellerts sämmtlichen Schriften", 10. Thl., S. 48.

***) Ebenda, S. 50.

†) Er suchte diese Gattung auch wissenschaftlich zu rechtfertigen in der, zum Antritt seiner Professur (1751) geschriebenen, Dissertation de comoedia commovente.

Veranlassungen, welche sich ihm theils in seiner Eigenschaft als akademischer Lehrer, theils durch die vielen Bekanntschaften, die er hatte, und durch die häufigen Besuche Fremder aus allen Ländern und von allen Ständen, die sein Ruf herbeilockte, zur Ausbreitung seiner Lehre und zum Einwirken auf das sittliche Gefühl wie auf den Geschmack seiner Zeit darboten, so erhalten wir ein Bild von der vielseitigen Thätigkeit und Wirksamkeit des Mannes. Leipzig war ganz der Ort dazu, um einer solchen vielseitigen Thätigkeit Geltung und Einfluß zu verschaffen. Noch immer galt Leipzig gewissermaßen als die literarische Hauptstadt Deutschlands*). Die Herrschaft, die von dort aus Gottsched nach allen Seiten hin geübt, die Verbindungen, die er mit den entferntesten Orten und Gegenden, selber über die Grenzen Deutschlands hinaus, angeknüpft, pflanzten durch eine gewisse Macht der Gewohnheit ihre Wirkungen auch auf die neue Richtung fort, die von dem gleichen Mittelpunkte aus, wenn schon in ganz anderem Sinne, zu wirken begann. Die Leipziger Universität ward seit lange von der wohlhabenden und vornehmen Jugend, nicht blos Deutschlands, sondern auch der angrenzenden Länder, gern und viel besucht, weil man daselbst neben den ernsten Studien die feinen Sitten einer größern Stadt kennen und üben lernte. Junge Dänen, Russen, Polen, Schweizer von Stande fanden sich hier zusammen. Sie versäumten nicht, bei Gellert zu hören. Der meißnische oder obersächsische Dialekt war durch Gottsched und seine deutschen Gesellschaften der tonangebende in Deutschland geworden. Gellert überkam gewissermaßen diese Erbschaft, und man muß gestehen, daß er sie besser verwaltete, als der Erblasser selbst; sein Styl war entschieden freier, anmuthiger, gewandter und zugleich natürlicher, als der Gottsched'sche. Dazu kam, daß Gellert nicht blos den Geschmack, sondern auch die Herzen seiner Zuhörer zu bilden beeifert war und in seiner milden, Zutrauen erweckenden Weise sich weit mehr persönlich ihrer annahm, als dies Gottsched bei seiner dictatorischen Hoheit vermochte. Es war für gewissenhafte und besorgte Eltern, welche ihre Söhne von fernher nach Leipzig sandten, eine Beruhigung, sie der

Leipzig als Ausgangspunkt dieser vielseitigen Wirksamkeit und der Einfluß dieser Oertlichkeit darauf.

*) Berlin durfte erst seit Friedrichs II. Thronbesteigung daran denken, sich zu einem Brennpunkt des geistigen Lebens in Deutschland zu erheben; damals galt es nur noch „nächst Leipzig" für eine der gebildetsten Städte Deutschlands, wie ganz richtig Kayserling in seinem „Moses Mendelssohn", S. 11, bemerkt.

Aufsicht, dem bildenden und schützenden Einfluß des sanften und doch zugleich sittenstrengen Gellert zu übergeben.

Belege des außerordentlichen Ansehens, dessen Gellert genoß.

So erlangte Gellert allmälig und fast ohne sein Zuthun, mindestens mit ungleich geringeren Anstrengungen und weniger künstlichen Mitteln, als Gottsched, einen weitausgebreiteten, nach allen Seiten hin reichenden Einfluß, ward der Mittelpunkt eines großen und sich fortwährend vergrößernden Kreises von Anhängern, die in ihm ihren Lehrer, ihren Freund und Rathgeber verehrten. Selbst als sein literarischer Ruhm durch neue, bedeutendere schriftstellerische Kräfte verdunkelt ward, blieben doch sein persönliches Ansehen und die fast an Vergötterung grenzende Pietät beinahe aller Schichten des Volkes gegen ihn unvermindert, ja sie schienen eher zu wachsen, als abzunehmen, und bei seinem Tode (1769) ging ein allgemeines Gefühl der Trauer durch ganz Deutschland. Kritiker, welche Gellerts Ruhm längst überlebt geglaubt hatten, waren betroffen über den „unsinnigen Lärmen", welchen sein Tod veranlaßte*); sogar der eigne Biograph und vertraute Freund Gellerts, Cramer, gesteht ein, daß Gellert sogleich nach seinem Tode „mit einer Begeisterung erhoben wurde, welche selbst die Grenzen überschritt, die das Lob auch des besten Sterblichen haben sollte**)." Zu seinem Grabe fanden förmliche Wallfahrten statt, so daß der Stadtrath von Leipzig dieselben zuletzt verbieten mußte***). Noch drei Jahre später, 1772, war die allgemeine Verehrung für Gellert so groß und festbegründet, daß, wie Goethe versichert†), „an Gellert und an die Tugend glauben, beinahe gleichbedeutend erschien". Die Kritik wagte, angesichts einer solchen einmüthigen Begeisterung der Nation für Gellert, lange Zeit kaum schüchtern und nur halb verstohlen gegen die Berechtigung dieses Beifalls Zweifel zu erheben, und selber der junge Nachwuchs kühnerer Geister, die auf ganz anderen Bahnen einherschritten, ging schonend und achtungsvoll an der stillen Größe des sanften, kränklichen Mannes vorüber. Das Volk aber ließ sich auch durch die späteren kritischen

*) „Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter" (von Mauvillon und Unzer), 1. Brief.

**) Cramer a. a. O., S. 183.

***) Gervinus a. a. O., IV. Bd., S. 88.

†) In der Recension der obengenannten „Briefe", in den „Frankfurter Anzeigen" von 1772.

Angriffe auf Gellert in seiner Verehrung für ihn nicht irre machen. Noch Jahrzehnte nach seinem Tode fand ein Reisender in einem entlegenen Winkel der Schweiz Gellerts Schriften auf einem kleinen Bücherbret über der Thür einer einfachen Hütte neben Bibel und Gesangbuch*). Landpredigertöchter, die sonst kaum einen profanen Schriftsteller kannten, lasen seine Schriften und schwärmten für ihn**). In den Wochenblättern kleiner Städte aus der damaligen Zeit findet man die Spuren Gellert'schen Einflusses: sie sind angefüllt mit Erzählungen, Fabeln, Schäfergesprächen, Gedichten von ihm oder in seiner Manier***). Selbst der Gegensatz der Confessionen schien in der gemeinsamen Sympathie für Gellert sich zu verwischen. Der Jesuit Denis besang seinen Tod wetteifernd mit den Protestanten Cramer und Weiße. Gellerts geistliche Lieder wurden in die lutherischen wie in die reformirten Gesangbücher aufgenommen und fanden auch in katholischen Ländern Beifall. Seine Schriften blieben von dem Verbote verschont, das sonst alle akatholischen Bücher in Oestreich zu treffen pflegte. Einzelne Katholiken (z. B. Mozarts Vater) schrieben ausdrücklich an Gellert, um ihm für die Erbauung zu danken, die seine Werke ihnen gewährt. Andere glaubten aus ihm, weil er die „guten Werke" so sehr empfehle, einen Proselyten für ihre Kirche machen zu können†). Ebenso wetteiferten die verschiedensten Landschaften Deutschlands in der Bewunderung Gellerts, und selbst das Ausland nahm an diesem Kultus Theil. In Dänemark, in Liefland, in Polen und Ungarn besaß er Anhänger, die in fortwährendem geistigen Rapport mit ihm zu bleiben bemüht waren††), und aus der Hauptstadt Frankreichs schreibt ihm ein Freund: sein Name sei dort eben so bekannt, wie in Deutschland†††). Vornehme Oestreicher suchten seinen Umgang und versicherten ihm, es werde dies eine Empfehlung für sie bei ihrer Kaiserin Maria Theresia sein†*), und preußische Officiere jeden Ranges drängten sich bei den Durchmärschen durch Leipzig in solcher Zahl zu

*) „Matthissons Erinnerungen."

**) Abbt: „Vom Verdienste", S. 277 ff.

***) Z. B. die „Wöchentl. Weimarischen Nachrichten" von 1755 ff.

†) Hagenbach, „Kirchengeschichte des 18. u. 19. Jahrhunderts", 1. Thl., S. 339.

††) Cramer a. a. O., S. 128.

†††) „Gellerts Werke", Bd. 8, S. 54.

†*) Cramer a. a. O. — „Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius", S. 234.

seinen Vorlesungen, daß sein Auditorium, nach dem Ausdrucke eines Zeitgenossen, dem Vorzimmer eines Commandirenden glich*). Ein preußischer General verschonte Gellerts Vaterstadt, Hainichen, mit Contribution und erklärte dem Stadtrathe, es geschehe dies aus Hochachtung für ihren berühmten Mitbürger**). Von einem Gute, wo Gellert sich zum Besuche aufhielt, wurden die preußischen Wachen zurückgezogen, weil sie ihm Furcht einflößten, und auf seiner Fahrt von Leipzig dahin ließen alle Vorposten, auf schon vorher deshalb ergangene Ordre, ihn ungehindert passiren***). Der bloße Anblick der Gellert'schen Schriften wirkte auf einen vornehmen Reisenden, der sich in einem Posthause barsch und knauserig benahm, so mächtig, daß er sofort sein Betragen änderte†). Der dänische Minister, Graf Bernstorff, ließ Gellert durch Cramer förmlich um sein Gutachten darüber bitten, ob es wohlgethan sei, wenn er, der Minister, in seinen Abendgesellschaften das Spiel zulasse††). Ein junger Officier, der sich duellirt hatte, schrieb an Gellert und klagte sich selbst bei ihm deshalb an†††). Ein anderer trug ihm die Gewissensscrupel vor, die er empfinde, „weil sein Stand ihm Handlungen gebiete, die mit der Menschlichkeit streiten“ †*). Wieder ein anderer erbat sich von ihm eine Braut, „ähnlich Ihrem Lottchen“ — (in dem Gellert'schen Lustspiel: „Die zärtlichen Schwestern“). Junge Damen wünschten aus seiner Hand ihre künftigen Lebensgefährten zu empfangen, oder forderten seinen Rath in Herzensangelegenheiten. Aeltern ließen sich von ihm Hofmeister für ihre Söhne, Gesellschafterinnen für ihre Töchter empfehlen, oder baten ihn um Verhaltungsmaßregeln bei der Erziehung ihrer Kinder†**). Eine Frau von Plessen aus Holstein wandte sich an ihn, um durch seine Vermittelung ein Gesellschaftsfräulein zu bekommen, „eine Frau Damon oder ein Carolinchen“ †***). Nicht blos junge

*) Cramer a. a. O., S. 118. „Gellerts Briefe an Frl. v. Schönfeld“ (als Manuscript herausgegeben von der Gellertstiftung zu Hainichen), S. 12.

**) Ebenda, S. 57.

***) Ebenda, S. 126.

†) Ebenda.

††) „Gellerts Briefe“, S. 429.

†††) „Gellerts Briefe an Frl. v. Schönfeld“, S. 80.

†*) „Gellerts Werke“, 8. Bd., S. 54.

†**) „Briefwechsel mit Dem. Lucius“, an verschiedenen Stellen.

†***) „Briefe an Frl. v. Sch.“, S. 50.

Schriftsteller wendeten sich an ihn, Belehrung oder Empfehlung suchend, sondern auch Solche, die sich in bedrängter Lebenslage befanden, hofften durch ihn Versorgung, oder wenigstens Rath zu erhalten. Leute aus der großen Welt wollten von ihm wissen, wie sie den Versuchungen des Lebens am Sichersten entgehen könnten, einsamstehende Jünglinge, wie sie sich in Sachen des Glaubens zu verhalten hätten. Es galt für ein Glück und eine Ehre, mit Gellert in Briefwechsel zu stehen, oder auch nur einzelne Briefe von ihm zu besitzen. Seine Briefe wurden wie kostbare Dokumente abgeschrieben, mit Stolz weitergegeben, mit Andacht empfangen und mit Rührung gelesen. Von seinem Portrait bei Oeser wurden Dutzende von Copien bestellt. Schon der Umgang mit einer Person, die sich näherer Beziehungen zu Gellert rühmen durfte, war Gegenstand eifriger Bemühungen und einer stolzen Befriedigung. Demoiselle Lucius in Dresden, eine der eifrigsten Correspondentinnen Gellerts, sah sich von Einheimischen und Fremden, darunter Männern in den höchsten Stellungen, wie Graf Brühl, Graf Moltke u. A., aufgesucht und sogar von Mitgliedern des Königshauses ausgezeichnet*). Diplomaten glaubten sich bei ihren Höfen zu insinuiren, wenn sie ihnen Abschriften Gellert'scher Briefe sendeten. Bis zu den niedersten Schichten des Volkes hinab ging die verehrungsvolle Anhänglichkeit an Gellerts Person, die rührende Dankbarkeit für die aus seinen Schriften geschöpfte Erquickung und Belehrung. Eine Magd fragte ihn, ob er es sei, der die schönen Bücher geschrieben, und küßte ihm, als er dies bejahte, voll herzlicher Rührung die Hand**). Ein alter Feldwebel von den Preußen machte einen Umweg von vielen Meilen, um sich persönlich bei Gellert für all das Gute zu bedanken, das er aus seinen Schriften gelernt***). Ein Bauer brachte ihm einen Wagen voll Brennholz und bat ihn, dasselbe als ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit anzunehmen†).

Ebenso aber empfing er auch die wetteifernden Huldigungen der mittleren Klassen, wie der höheren und höchsten Kreise. Die adligen Familien, welche in der Umgegend Leipzigs Landgüter besaßen, machten

*) „Briefwechsel mit Dem. Lucius", S. 377.
**) Cramer a. a. O., S. 206.
***) „Briefwechsel mit Dem. Lucius", S. 85.
†) „Werke", 6. Bd., S. 358.

einander seine Besuche förmlich streitig. In Leipzig selbst versäumte nicht leicht ein Durchreisender von Stand oder Namen, sich ihm vorzustellen. Als Goethe daselbst studirte (1766—68), mußten Gellerts Famuli sein Zimmer „wie ein Heiligthum" bewahren, wozu nicht Jedem, noch zu jeder Zeit, der Zutritt erlaubt war; „denn" — setzt Goethe hinzu, — „er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen." In Karlsbad war er, so oft er dort verweilte, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und ausgesuchter Artigkeiten der höchsten Gesellschaftskreise. Man drängte sich um ihn — nach dem Ausspruch eines Oestreichers: „wie in Wien um den Feldmarschall Laudon." Gräfinnen sandten ihm Bouquete, und die Damen, die sich am Brunnen um ihn drängten, ließen ihm keine Ruhe, bis er dieselben unter sie vertheilte. — Prinzen und Prinzessinnen aus regierenden Häusern, sogar gekrönte Häupter huldigten seinem allverbreiteten Ruf und widmeten ihm ein auszeichnendes Interesse. Die Prinzen Heinrich und Karl von Preußen suchten seine persönliche Bekanntschaft*). Er erhielt den Antrag, den preußischen Kronprinzen (nachmaligen Friedrich Wilhelm II.) zu erziehen**). Einen ähnlichen Antrag machte ihm von Kopenhagen aus Graf Bernstorff***). Friedrich II. unterhielt sich lange mit ihm und sprach über ihn mit größerer Anerkennung, als über irgend einen deutschen Gelehrten oder Dichter. Kaiser Joseph II. hielt große Stücke auf ihn†). Der jugendliche König von Sachsen, Friedrich August III., kam ausdrücklich zu dem Zwecke nach Leipzig, um von Gellert eine moralische Vorlesung zu hören, und erbat sich nachher das Manuscript, „um sich zu belehren"††). Die Prinzessin Christine, Tochter des zweiten Königs von Polen, suchte ebenfalls eine Unterredung mit Gellert, und die Prinzessin Elisabeth erging sich öffentlich im Lobe seiner Briefe†††).

*) Cramer a. a. O., S. 118.

**) Gellert an Rabener, in dessen „Briefen", S. 280.

***) „Briefe an Frl. v. Sch.", S. 46. Note.

†) „Briefwechsel mit Dem. Lucius", S. 377.

††) Gellerts Widmung an den Kurfürsten, vor seinen „Moral. Vorlesungen".

†††) „Leben des Herrn von Dittersdorf", „Briefw. mit Dem. L." u. s. w.

Von allen Gegenden her wetteiferte man, ihn durch Geschenke oder andere Aufmerksamkeiten zu erfreuen, zu seiner Zufriedenheit oder zur Verbesserung seiner Lage beizutragen. Wohlhabende Verehrer und Freunde sandten ihm von Zeit zu Zeit, auch wohl regelmäßig, größere oder kleinere Summen, um ihn der Sorge für's tägliche Leben zu entheben, ihm Muße zur Arbeit und zur Erholung, oder Mittel zur Befriedigung seines lebhaften Wohlthätigkeitstriebes zu verschaffen. Die meisten dieser Gaben gelangten an ihn ohne den Namen des Gebers. Aus Warschau erhielt er eine anonyme Anweisung auf jährlich 150 Thlr., — wie er vermuthete, von der Gemahlin des Ministers Grafen von Brühl. Der junge Graf, sein Schüler, ließ ihm eine gleiche Summe seit 1762 regelmäßig auszahlen, ohne daß Gellert den Geber ahnte. Aus Preußen gingen ihm wiederholt anonyme Sendungen von hundert Thalern zu. Eine Dame aus Liefland sandte ihm 200 Thlr. Herr von Rochow auf Rekahn gab ihm einen Jahrgehalt, den Gellert eine Zeit lang — nicht für sich, sondern für bedürftige Verwandte — annahm: später bat er den Geber, für diese Summe arme Kinder erziehen zu lassen. Eine andre ihm zugedachte Pension ward, auf sein Begehr, auf seine Mutter übertragen. Ein junger preußischer Officier bot ihm ein Geschenk von 20 Louisd'ors an, indem er sich ihm für die Besserung seines Herzens verschuldet bekannte. Ein wilder Husar aus Ungarn wollte ihm durchaus ein paar seltene Pistolen aufdrängen als Beweis seiner Dankbarkeit für den Genuß, den Gellerts Schriften ihm bereitet*). Eine adlige Dame aus Basel sandte ihm zur Erquickung „selbstgebackene Pfefferkuchen." Als die Aerzte ihm wegen seiner Hypochondrie regelmäßiges Reiten empfahlen, erhielt er, erst vom Prinzen Heinrich von Preußen, dann vom Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, ein Pferd geschenkt. Das letztere hatte der Kurfürst unter seinen Augen zureiten lassen, damit der kränkliche Mann es ungefährdet besteigen könnte; es war geschmückt mit vergoldetem Zaume, blausammtnem Sattel und prachtvoller Schabracke. Außer-

*) „Briefe an Frl. v. Sch.", S. 57, 131; „Briefe an Dem. L.", S. 220. Cramer a. a. O., S. 100 u. 124; „Gellerts Werke", 8. Bd., S. 183; „Briefe", S. 32. — Der Brief, worin Gellert seine Begegnung mit dem Husarenofficier (dessen Erscheinung ihm zuerst großen Schrecken einflößte) schildert, erlangte (unter dem Titel des Husarenbriefes) eine förmliche Berühmtheit und circulirte in zahllosen Abschriften.

dem sandte der Kurfürst seinen eigenen Leibarzt zu Gellerts Pflege. Der Stadtrath von Leipzig aber gestattete ihm, was Keinem sonst erlaubt war, in den schattigen Gängen des Rosenthales spazieren zu reiten.

Eine so ausgebreitete, so allseitige und andauernde Verehrung war wohl seit Luther keinem Deutschen zu Theil geworden. Gottsched hatte eine Zeit lang sich eines bedeutenden Anhanges erfreut, aber es war ein rein literarischer, und er sah denselben lange vor seinem Tode erst abnehmen, zuletzt fast gänzlich schwinden. Spener war der Mittelpunkt eines Kreises von Gleichgesinnten gewesen, der sich über das ganze protestantische Deutschland ausgedehnt hatte; allein seine Wirksamkeit war wesentlich auf das religiös-moralische Gebiet beschränkt. Wolf ließ sich gern den Namen „Lehrer der Menschheit“ von seinen Verehrern gefallen und legte sich selbst ihn bei; aber auch sein Einfluß war weitaus weder ein so vielseitiger, noch ein so tief in das eigentliche Volk eindringender, wie der Gellerts.

Es waren nicht blos Schriftsteller und Freunde der schönen Literatur, die sich zu ihm drängten, wie zu Gottsched, oder der Philosophie, wie zu Wolf, auch nicht blos fromme und andächtige Seelen, wie zu Spener: er war ebensogut als moralischer, wie als literarischer Rathgeber gesucht; er war gesucht und geschätzt von Leuten, die nichts weniger als in pietistischer Abkehr von der Welt, vielmehr mitten in der Welt mit ihren Ansprüchen und ihren Ergötzungen lebten; er schien Etwas zu haben, was nicht minder den Katholiken, als den Protestanten anzog, was den Mann von Bildung nicht unbefriedigt und doch auch den minder Gebildeten, den einfachen Mann aus dem Volke nicht ohne Erquickung ließ.

Inwieweit Gellert dieses Ansehn der Form seiner Schriften zu verdanken hatte.

In der ästhetischen Form seiner Schriften allein konnte der Zauber, den Gellert auf einen so großen Theil seiner Zeitgenossen ausübte, nicht liegen. Sein Styl hat zwar etwas Leichtes, Gefälliges, Natürliches, was vortheilhaft gegen die steife Umständlichkeit und Breite der Gottsched'schen Schule absticht; allein er ist weder besonders gedankenreich und tief, noch besonders witzig. Seine Schalkhaftigkeit nimmt sich bisweilen etwas frostig aus, und seine Art, gesprächig zu sein,

fällt nicht selten in's Geschwätzige*). Seine Fabeln sind nicht durchgängig besser, als die von Hagedorn oder Lichtwer, und zum Theil weniger gut, als die älteren Muster, die er nachahmte. Seine Comödien sind arm an Erfindung, breit und langweilig in der Auseinandersetzung und meist ziemlich gewöhnlich in der Charakterzeichnung. Sein Roman zeigt allerdings einen bedeutenden Fortschritt über die rohen Erzeügnisse dieser Gattung, woran sich ein paar Jahrzehnte früher das deutsche Publikum ergötzte; allein die künstlerische Composition darin ist dürftig, der Gang der Handlung mehr auf die blos äußerliche Spannung der Neugier berechnet, als nach organischen Gesetzen innerer Entwickelung gestaltet.

Manche zeitgenössische Kritiker, betroffen über die ungeheuren Erfolge Gellerts, waren nicht abgeneigt, diese Erfolge geradezu aus der Mittelmäßigkeit seines schriftstellerischen Talentes zu erklären, die, wie sie meinten, der breiten Masse des Publikums das Liebste sei, weil sie ihr am Wenigsten zumuthe, weil sie von ihr am Leichtesten gefaßt und verstanden werde**).

*) In dem Exemplare der Gellert'schen (Muster-) „Briefe" auf der großherzogl. Bibliothek zu Weimar hat sich Jemand die Mühe gegeben, die Briefe nach ihrem Inhalte zu gruppiren: die letzte Klasse bezeichnet er als „scherzhafte und geschwätzige"; sie zählt 15 Stück, über ein Fünftel der ganzen Sammlung.

**) Darauf kommt im Ganzen hinaus, was in den „Briefen über den Werth einiger deutschen Dichter" (1771) über Gellert gesagt ist. „Gellert", heißt es dort, „war ein seichter Schriftsteller, als solcher gefiel er den seichten Köpfen, und, da diese immer die Mehrheit des lesenden Publikums bilden, so ist es kein Wunder, wenn Gellert der Mann des Tages wurde. Er war der Liebling aller Landprediger und Landpredigerstöchter, — welch' ungeheures Contingent von Bewunderern, Verehrern, Lobpreisern!" — Nicht viel anders lautet das Urtheil Goethe's, obschon dieser ihn gegen den allzuheftigen Tadel der obigen „Briefe" in Schutz nimmt. „Gellert", sagt Goethe in der Recension der „Briefe" in den „Frankf. Gel. Anzeigen" von 1772 („Goethe's Werke", Ausgabe von 1830, 33. Bd., S. 10 ff.), „war nicht mehr als ein bel esprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen, und sich wundern, wenn der gemeine Haufen nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftstellern hat? Nicht allein bei uns, sondern in allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menschen, der wahren Gläubigen immer eine unsichtbare Kirche bleiben!" Inzwischen habe Gellert doch „einen wahren Einfluß auf die erste Bildung der Nation gehabt." — Auch Abbt, in seiner Schrift „vom Verdienst", rühmt Gellert hauptsächlich deswegen, weil er einen bessern Geschmack in die breiteren Schichten der Nation gebracht, diese allererst an das Lesen von Dichtwerken gewöhnt habe. Von den neueren Literaturhistorikern stimmen mehrere der bedeutendsten, wie Koberstein, Gervinus, Vilmar, in dieses Urtheil (dem auch Herder in seinen „Frag-

Einigermaßen mochten sie Recht haben. Es ist gewiß, daß breite Schichten des Publikums sich zu allen Zeiten an einem mittleren Grade von Geist und Geschmack genügen lassen, ja denselben einem höheren vorziehen, weil der letztere an ihre Empfänglichkeit Ansprüche stellt, denen diese nicht gewachsen ist. Und gerade in der Periode, wo Gellert auftrat, zu einer Zeit, wo das deutsche Volk noch in den ersten Stadien einer wiederaufsteigenden Geistes- und Geschmacksbildung sich befand, würde ein solches Resultat am wenigsten Wunder nehmen können.

Dennoch würden wir glauben, ein Unrecht zu begehen — gegen Gellert, wenn wir ihm jeden bessern Anspruch auf den Ruhm, der ihm zu Theil geworden, bestreiten, gegen die Zeitgenossen Gellerts, wenn wir ihrer Bewunderung für diesen Mann keinen andern, als einen so zweideutigen Beweggrund unterlegen wollten. Der Instinct einer ganzen Nation, wenn er sich mit solcher Stärke und Einmüthigkeit, wie in diesem Falle, ausspricht, kann unmöglich so völlig irre gehen. Und wenn wir auch von den Huldigungen, deren Gegenstand Gellert war, alles Das in Abzug bringen, was auf Rechnung der, in allen Zeiten so mächtigen, leicht in förmliche Modethorheit ausartenden Nachahmungssucht, insbesondere aber

menten" beitrat) so ziemlich ein. Koberstein („Grundriß", 4. Aufl., II. Bd., S. 1022) meint: Gerade durch das Mittelmaß seines Talentes habe Gellert so viel auf seine Zeit gewirkt, — mehr würde diese nicht vertragen haben. — Gervinus („Gesch. der deutschen Dichtung", 4. Aufl., IV. Bd., S. 89) bemerkt: „Alles, was Gellert schrieb, war durchaus für die mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens bestimmt, auf die damals am Entschiedensten zu wirken war. — Seine Fabeln wandten sich von den Gelehrten weg zu den Mittelleuten von gesundem Verstand, deren Fähigkeit seiner Erzählungsweise gerade angemessen war. — Mit dieser Faßlichkeit und Popularität der eingänglichen Ausbildung gangbarer Ideen, der nachgiebigen Zubereitung für Jugend und Frauen, der zarten Rücksicht auf allen Anstand senkte er sich in Haus und Schule so tief ein, wie kein anderer Schriftsteller." — Vilmar („Gesch. der deutschen Nationalliteratur," 7. Aufl., 2. Bd., S. 56) verfährt noch härter gegen Gellert, wenn er sagt: „Es ist genau die Mittelmäßigkeit der Gellert'schen Fabelpoesie, die bei der verwandten Mittelmäßigkeit, welche an Lessing, Herder, Goethe, Schiller nicht heranreicht, Eingang gefunden hat und theilweise noch heut findet." — „Gerade diejenigen, die von der Poesie etwas Handgreifliches, Lernbares, einen praktischen Hausnutzen verlangen, und denen die größten Dichtergeister unfaßbar oder widrig sind, — gerade diese haben sich von jeher an die Gellert'sche Poesie angeschlossen. Und sie, diese Mittelmäßigen, haben sich ihr *mit Nutzen* angeschlossen, mit *dem* Nutzen, daß von Gellerts Fabeln aus ein ganz natürlicher Fortschritt zu *besserer* Poesie, *kaum* einer zu *schlechterer* möglich ist."

auf Rechnung des durch den Vorgang des großen Preußenkönigs gegebenen Anstoßes*) zu schreiben sein möchte, so bleibt immer noch so viel übrig, daß wir selbst diesen Rest unmöglich aus einer bloßen Schwäche oder Liebhaberei des Publikums für mittelmäßige Schriftsteller zu erklären vermögen.

Eher würden wir es gelten lassen, wenn man eine wesentliche Ursache des Gellert'schen Einflusses auf seine Zeit in dem Umstande fände, daß er in seinen Stoffen, wie in seiner ganzen Fühl- und Denkweise, sich immer vorzugsweise den Empfindungen, den Verhältnissen und Interessen des gebildeten Mittelstandes nahe hält. Gellert selbst hat es mehrfach ausgesprochen, daß er sich nicht an die Gelehrten, sondern an alle denkende und fühlende Menschen, ganz besonders auch an das weibliche Geschlecht, mit seinen Belehrungen und Anregungen zum Nachdenken wende. Dieselbe Befriedigung, welche schon die Literatur der Moralischen Wochenschriften dem Bürgerthum gewährt hatte, daß es wieder einmal von sich und von dem, was ihm am meisten zu Herzen ging, zu lesen bekam, diese fand es hier, in den Gellert'schen Schriften, in erhöhtem Maße wieder.

Nur daß man dies nicht so verstehe, als ob Gellert sich lediglich zu dem beschränkten Ideenkreise und der beengten Fassungskraft der ungelehrten Kreise herabgelassen, deren Vorurtheilen gehuldigt und sie dadurch für sich gewonnen, oder als ob er höchstens ihnen eine gewisse äußere Bildung, Geschmack, literarisches Interesse beigebracht habe. Gellerts Einfluß auf diese Kreise war ungleich mehr, als ein blos formell bildender**); die Wirkungen seiner Thätigkeit hatten einen viel

*) Gellert selbst erkannte und belächelte die außerordentlichen Wirkungen, welche seine Audienz bei Friedrich II. auf die Meinung der Leute von ihm übte. „Ein Brief über den andern", schreibt er an Fräul. v. Schönfeld, „wünscht mir Glück zur Gnade des Königs." — „Ich komme den Leuten jetzt erst ehrwürdig vor, seit ein König mit mir gesprochen." Vielleicht gehen wir nicht ganz irre, wenn wir annehmen, daß, umgekehrt, Friedrich der Große bei der, dem in Sachsen als Mensch und Dichter hochgefeierten Gellert erzeigten Aufmerksamkeit einigermaßen dem Zuge dieser öffentlichen Meinung (gegen die er bekanntlich keineswegs gleichgültig war) folgte. Das Gespräch Friedrichs II. mit Gellert ist hinlänglich bekannt.

**) Daß Gellert selbst seine Wirkungen auf die Nation vorzugsweise in diesem Sinne — nach der Seite des Inhaltes, weniger der Form seiner Schriften — auffaßte, geht u. A. aus einer Bemerkung seines Biographen Cramer hervor, welcher erzählt, Gellert habe absichtlich nicht „farbenreich", sondern nur „deutlich und mit Empfindung" schreiben wollen, „damit die Leser mehr auf die ausgesprochenen Wahrheiten selbst, als auf deren Ausdruck achten möchten."

positiveren Charakter und gingen viel tiefer. Mit einem Worte, Gellert verhalf der Nation, und vorzugsweise den bürgerlichen Klassen, zu einer neuen, besseren, namentlich aber selbstständigeren Denk- und Empfindungsweise. Seit nahezu drei Menschenaltern hatte das deutsche Volk unermüdlich danach gerungen, sich aus der Abhängigkeit und Unselbstständigkeit zu befreien, in welche es durch den dreißigjährigen Krieg, wie politisch, so geistig und sittlich versunken war. Die Pietisten, Thomasius, Wolf, die Moralischen Wochenschriften, — Alle hatten nach dem gleichen Ziel gestrebt. Vieles war auf diesem Wege schon erreicht. An die Stelle eines todten Formenwesens, das nicht selten nur zur heuchlerischen Maske diente, war eine lebendigere und innigere Frömmigkeit getreten. Wo sonst nur der starre Buchstabe kirchlicher Autorität herrschte, da hatte man gelernt mit der eigenen Vernunft jene ewigen Wahrheiten, deren der Mensch bedarf, zu finden und zu begreifen. Die Moral war aus einer Sache äußern Zwanges mehr und mehr eine Angelegenheit freier, schöner Herzensregung und innerlicher Ueberzeugung geworden. Die geistige und gesellige Bildung hatte sich ebensowohl von den steifen Formen eines veralteten und nichtssagenden Ceremoniels, wie von den Rohheiten der eingerissenen Uncultur frei gemacht. Die Menschen begannen wieder — nach langer Zeit zum ersten Mal — gleichsam auf den eignen Füßen zu stehen, mit dem eignen Kopfe zu denken, aus dem eignen Herzen heraus zu empfinden, und sich zu diesen ihren Empfindungen freimüthig zu bekennen. Die starre Rinde, welche Unnatur, falsche Scham, Zwang der Gewohnheit und sclavische Abhängigkeit von fremder Autorität so lange um die Geister und die Herzen gelegt hatte, fing an zu bersten: man fühlte wieder den eignen und den fremden Herzschlag; man wagte wieder, Mensch im vollen Sinne des Wortes zu sein, die Zwangsjacke abzustreifen, in der man sich wie mit zusammengeschnürten Gliedmaßen bewegt hatte, frei, unbefangen, mit Selbstvertrauen einherzugehen.

Gellerts Einfluß auf seine Zeit ein vorzugsweise stofflicher, in den Ideen, die er verbreitete, begründeter.

Bis jetzt indessen war diese neue Lebensanschauung doch immer nur erst in einzelnen Anläufen und vorzugsweise in der Form einer Opposition oder Polemik gegen das Bestehende zu Tage getreten. Der Pietismus hatte die alte Orthodoxie bekämpft, war aber selbst wieder großentheils in ein System des Glaubenszwanges ausgeartet. Die Wolf'sche Vernunftphilosophie war zumeist auf die gelehrten Kreise

beschränkt geblieben. In den Moralischen Wochenschriften hatte man nur noch halb schüchtern und gleichsam tastend die veralteten Formen der Geselligkeit, das unnatürliche Erziehungswesen, die Nachäfferei der vornehmen und ausländischen Sitten angegriffen und einer freieren Denk- und Handlungsweise Bahn zu brechen gesucht. Auch die poetische Satire war — schon ihrer Natur nach — über solche einzelne Anläufe nicht hinausgekommen.

Es fehlte noch der Glaube an die Vollberechtigung der neuen Lebensanschauung, die naive Zuversicht, sie in allen Verhältnissen und nach allen Seiten hin anzuwenden und geltend zu machen. Wem es gelang, diese Zuversicht nicht allein selbst zu bethätigen, sondern auch in den Andern zu erwecken, und so das Werk, welches die Pietisten, Wolf, die Moralischen Wochenschriften, — ein Jedes an seinem Theil und nach einer bestimmten Richtung hin, — begonnen hatten, zu einer gewissen Vollendung und Allseitigkeit hinauszuführen, der war der Mann des Tages, der willkommene Führer des ganzen lebhafter denkenden und empfindenden Theils der Nation, der Prophet einer neuen, freieren Bildungsepoche.

Das aber war es eben, was Gellert that. In anspruchslosester Weise, aber mit größter Beharrlichkeit und Unermüdlichkeit, dazu bisweilen mit einer Kühnheit, die man dem sanften, schüchternen Gelehrten kaum zutrauen sollte, ging er daran, alle möglichen Lagen des menschlichen Lebens aus dem Gesichtspunkte jener freieren Lebensanschauung — des rein menschlichen Empfindens — oder, wie er es wohl ausdrückte, „eines guten, empfindlichen Herzens“ — zu betrachten und zu behandeln. Die Vielartigkeit seiner literarischen Bestrebungen und die vorherrschend ästhetische oder poetische Form derselben kamen ihm dabei wirksamst zu Statten. Die letztere war, wie wir gesehen, die damals beliebteste und eindrucksvollste*). Mit ihrer Hülfe gelang es ihm, auch da, wo er nicht eigentlich als Poet, sondern als Lehrer oder Sittenprediger auftrat, dennoch mehr zum Gefühl, als blos zum Verstand oder zum Willen seiner Hörer und Leser zu sprechen. Nicht, wie Wolf oder

Gellerts Bedeutung für eine sittliche und sociale Reform in Deutschland.

*) Rabener, in einem seiner Briefe an Gellert (vom 25. März 1757), erklärt es für einen besonders günstigen Umstand, daß Gellert, der durch seine Fabeln sich das Zutrauen und die Liebe des Volkes erworben habe, diesem nun auch die religiösen Wahrheiten vortrage, welche, aus solchem Munde, besonders wirksam sein müßten.

Gottsched, muthete er seinen Anhängern die Erlernung einer besondern, ungewöhnlichen Denk- und Sprechweise, oder die künstliche Erhebung in einen ihnen fremdartigen Ideenkreis zu; vielmehr suchte er den Menschen auf und fand ihn heraus in den nächsten, gewöhnlichsten Beziehungen seines alltäglichen Lebens; er sprach zu ihm — sei es im poetischen Gewande, sei es in mehr lehrhafter Form, — nicht mit der Miene des Moralisten oder des Verkündigers einer neuen, höhern Weisheit, sondern wie ein vertrauter Freund, bald ernsthaft, bald scherzhaft, bald sanft ermahnend oder rathgebend bald mild tröstend, jederzeit aber mit der vollen Zuversicht und der innern Wärme einer tiefempfundenen, aus dem ureigensten Gefühl geschöpften, nicht fremder Autorität entlehnten Ueberzeugung. Weil er selbst an die Untrüglichkeit der Eingebungen seines „guten, empfindlichen Herzens“ glaubte, glaubten ihm auch die Andern, und so ward er der lebendige, beherrschende Mittelpunkt, der Freund, der Rathgeber, so zu sagen das verkörperte Gewissen eines ausgedehnten und sich stets weiter und weiter ausdehnenden Kreises von Solchen, die, gleich ihm, eine Befriedigung darin fanden, bei allen Vorkommnissen ihres Lebens immer nur der Stimme ihres Herzens zu folgen und dadurch ihre Freiheit und Würde als vernünftig denkende und natürlich empfindende Wesen zu bethätigen.

Die eigene Persönlichkeit Gellerts trug nicht wenig zu diesem Erfolge bei. In allen Zeiten hat auf das eigentliche Volk, d. h. die mehr ihrem natürlichen Gefühl, als einer anerzogenen, conventionellen Lebensansicht folgenden Gesellschaftsklassen, Nichts einen so großen Eindruck gemacht, als ein Charakter, der durch sein ganzes Verhalten im Leben die Maximen, die er Andern empfiehlt, auch selbst bewahrheitet. Der in seinen Sitten so reine und tugendhafte, im Umgange so liebenswürdige, im Lebensverkehr so sanfte und menschenfreundliche, in der Freundschaft so zuverlässige, hingebende und beharrliche, bei seinen vielen und oft schweren Körperleiden so geduldige, Andern zu helfen und zu rathen immer bereite Gellert war der beste Bürge für die Vortrefflichkeit der Grundsätze, die er lehrte. Seine Persönlichkeit machte wirksame Propaganda für seine Lehren, und die zum Theil neue und ungewohnte Schreibart, worin er diese letzteren vortrug, reizte wiederum die Leser seiner Schriften, seine persönliche Bekanntschaft zu suchen.

Schon das ward ihm hoch angerechnet und gewann ihm viele Herzen, daß er so gleichmäßig mit den verschiedensten Gesellschaftsklassen verkehrte, daß er leutselig und zutraulich gegen Arme und Niedere, zwar respectvoll, aber nicht kriechend, vielmehr von einer anständigen Freimüthigkeit auch gegen die Vornehmsten war; daß er seine Belehrung, seinen Rath, seine Freundschaft so wenig der Jugend, als dem Alter, so wenig den Frauen, als den Männern versagte. Weder Wolf noch Gottsched besaßen eine solche Hingebung und Mittheilungsfähigkeit im persönlichen Verkehr; nur Spener hatte in ähnlicher Weise Vornehme und Geringe, Männer und Frauen an sich gefesselt und um sich geeint. Allein das Verhältniß Speners zu seinen Kreisen beschränkte sich zumeist auf die überirdischen Beziehungen des Menschen und schloß die des gewöhnlichen, irdischen Lebens, entweder als gleichgültige, oder gar als unheilige, zum größern Theil von sich aus: Gellert war der Berather und Vertraute seiner Anhänger auch in Dingen des alltäglichen Lebens, der weltlichen Bildung und Beschäftigung. Welche Lectüre die für Geist und Herz fruchtbarste sei? Ob man wohl thue, viel mit Andern zu verkehren, oder mehr mit sich allein? Ob das viele Briefschreiben als eine bildende Beschäftigung zu billigen, oder wegen des Zeitverlustes, den es verursache, zu beschränken sei? Was für ein Frauenzimmer mehr zu empfehlen, Bildung des Geistes durch das Lesen von Büchern, oder Betreibung der Hauswirthschaft? Ob man sich einem größern Hange zur Schwermuth, zur Empfindsamkeit, zur Schwärmerei überlassen dürfe, und wie weit*)? — solche und ähnliche Fragen gelangten an Gellert in zahlloser Menge, von allen Seiten, mündlich und schriftlich, direct oder durch Vermittelung von näher Vertrauten, und er beantwortete sie alle, so weit er nur immer konnte, mit liebenswürdigster Freundlichkeit, meist sogar sehr ausführlich und eingehend.

Aus jenen Anfragen, wie aus diesen Antworten Gellerts ersieht man auf den ersten Blick den weiten Abstand der Gellert'schen Lebensanschauung von der Spener'schen. Statt der Zurückdrängung oder höchstens halb widerstrebenden Duldung der irdischen Interessen

---

*) Vergl. die Briefwechsel G.'s mit Dem. Lucius, Frl. von Schönfeld, Rabener u. A., die in seinen Werken abgedruckten gesammelten Briefe, sowie oben S. 25 ff.

und weltlichen Beschäftigungen, welche den Grundton des Pietismus bildete, finden wir hier eine liebevolle Abwägung und Einordnung eben dieser Interessen vom Standpunkte einer zeitgemäßen Bildung, nach den Maximen einer vernunft- und naturgemäßen Denkweise. Sehr Vieles zwar von dem, was wir als den Inhalt der Lebensanschauung Gellerts und seiner Anhänger aus dessen Briefen und sonstigen Schriften kennen lernen, ist nicht gerade neu — wir haben das Gleiche oder Aehnliches schon bei Wolf oder in den Moralischen Wochenschriften gefunden —; allein es tritt hier mit größerer Zuversicht auf, nicht mehr als bloße philosophische Lehre, oder als Versuch einer sittlich-socialen Meinung, sondern als bereits in Fleisch und Blut übergegangen, als getragen von einer starken Strömung der Zeit, zu deren Dolmetscher und Wortführer sich Gellert machte.

Gellerts Ansichten über Ehe, Familienleben, Erziehung, Bestimmung des Menschen &c.

Wir lernten es früher als einen nicht eben erfreulichen Charakterzug des deutschen Familienlebens in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kennen*), daß die Väter sehr häufig die Haustyrannen spielten und mit dem Lebensglück ihrer Kinder, zumal der Töchter, willkürlich, nicht selten auch nach sehr eigensüchtigen Beweggründen, schalteten. Diesem weitverbreiteten unnatürlichen Verhältniß sehen wir Gellert in dem Lustspiel „Die zärtlichen Schwestern" entgegentreten, indem er daselbst einen Vater aufführt, der seinen beiden Töchtern volle Freiheit in der Wahl ihrer Lebensgefährten einräumt, sie nur mit seinem väterlichen Rathe liebevoll und sorglich unterstützt.

Ebenso war es damals fast etwas Selbstverständliches, eine Heirath nur wie das Mittel einer guten Versorgung, der Erlangung eines unabhängigen Vermögens oder einflußreicher Verbindungen zu betrachten**). In demselben Lustspiele Gellerts sehen wir einen speculativen Freier wegen dieser seiner eigennützigen Absichten beschämt und bestraft.

Die herrschenden Ansichten über Ehe und Familie befanden sich überhaupt zu jener Zeit noch in einer bedenklichen Verwirrung. Die vornehmen Klassen gaben fortwährend das Beispiel leicht-

*) S. des 2. Bandes 1. Abth., S. 548.
**) Ebendas., S. 549.

fertigster Mißachtung und Verletzung dieses heiligsten Lebensverhältnisses, und von der andern Seite hatte es lange als das Anzeichen eines starken Geistes gegolten, die Ehe nur wie eine Zwangsfessel, oder, im besten Falle, wie Etwas anzusehen, was zu der wahren Befriedigung des Herzens und vollends des Geistes kaum viel beitragen könne*). Obgleich schon Wolf diese Meinung sehr ernstlich bekämpft und sowohl die Heiligkeit der Ehe, wie ihre beglückenden Wirkungen, mit Gründen der Vernunft bewiesen hatte, so behauptete doch die minder günstige Ansicht noch immer einen vorwiegenden Einfluß. Sogar ein Mann von so reinen Sitten, so klarem Verstande und so gefühlvollem Herzen, wie Rabener, meinte sehr „philosophisch" zu denken, wenn er sein eheloses Leben nicht allein entschuldigte, sondern als das wahre Element geistiger Freiheit und gemüthlichen Behagens verherrlichte**). Auch Gellert hat öfters für einen Feind der Ehe gegolten, weil er in seinen Fabeln häufig die Schattenseiten des ehelichen Lebens, wie sie in der Wirklichkeit vorkommen, zu Gegenständen seiner Satire macht — zänkische Weiber, ungetreue Männer, solche, welche im Geheimen froh sind, ihre Frauen los zu werden, u. dgl. m. Allein, wenn er hierin vielleicht dem Zeitgeschmack einigermaßen huldigte, so sehen wir ihn doch andererseits auf dem Theater, im akademischen Hörsaal, in seinen Briefen die Treue und Innigkeit des ehelichen Verhältnisses nicht blos als ein Gebot der Moral und der Religion, sondern auch als ein nothwendiges Erforderniß zum Glück und zur Zufriedenheit des menschlichen Lebens anpreisen. In den „Zärtlichen Schwestern" beruht ein wesentlicher Theil der Entwickelung darauf, daß Julchen, welche anfangs von Liebe und

---

*) S. 2. Bd., 1. Abth., S. 433.

**) In dem „Versuch eines Tagebuchs" („Rabeners Briefe", herausgegeben von Weiße, S. 1) finden sich folgende — bei der Belagerung Dresdens geschriebene — Stellen: „Ich empfand die ganze Glückseligkeit eines Menschen, den keine Familie fesselt, der seinen Wohnort verlassen kann, ohne ängstlich an Die zu denken, die er zurückläßt, und der kaum den zehnten Theil der allgemeinen Noth empfindet, da er sie allein empfindet." — „So philosophisch, als ich damals dachte, ist wohl kaum noch in einer Couriercalesche gedacht worden." — Ebenda, S. 256: „Ich besuche meine Freunde und hübsche Mädchen in Familien, von denen man Ehre hat. Bin ich nicht recht glücklich, und würde ich es wohl mehr sein, wenn ich ein Weib hätte?"

Heirath nichts wissen will, sondern diesem Verhältniß, als einem nach ihrer Meinung „zu schwermüthigen und eingeschränkten", dasjenige der „Freundschaft", d. h. ein ebensowohl freieres, als mehr blos geistiges Verhältniß der Geschlechter zu einander vorzieht, durch ihre Schwester und ihren Liebhaber zu der entgegengesetzten Ansicht bekehrt wird. In dem Roman „Die schwedische Gräfin" läßt Gellert eine der Hauptpersonen sagen: „Eine recht zufriedene Ehe bleibt, nach allen Aussprüchen der Vernunft, die größte Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens." „Bei Klugheit und Behutsamkeit" — heißt es weiter — „kann sich darin eine wohlbegründete Liebe auch frisch erhalten." Seine „Lehren eines Vaters an seinen Sohn, den er auf die Akademie schickt," enthalten eindringliche Mahnungen gegen die unordentliche Liebe und ernste Hinweisungen auf die „bessern Freuden der Ehe." In seinen „Moralischen Vorlesungen" erhebt er ebenfalls das Glück der Ehe (oder, wie er es dort — bezeichnend genug für die damalige Anschauungsweise — nennt, der „ehelichen Freundschaft", gleichsam nur einer besondern Abzweigung des allgemeinern und höhern Gefühls der Freundschaft), vertheidigt dieselbe gegen die ihr gemachten Vorwürfe, erklärt die eheliche Treue für ein Gebot der Vernunft, und ertheilt Rathschläge darüber, wie eine wahrhaft glückliche Ehe am Sichersten zu Stande komme. Und dabei ist er weit entfernt, etwa blos den ascetischen Sittenprediger zu machen, vielmehr weiß er recht wohl, daß „eine metaphysische Liebe allein so wenig, wie eine blos sinnliche, das Glück des Lebens begründet", sondern nur eine harmonische Vereinigung von beiden. Der Schwärmerei eines jungen Mädchens, welches nicht heirathen will, weil ihr „allzu empfindliches Herz" keine volle Befriedigung in irgend einem Manne zu finden fürchtet, tritt er mit der sehr vernünftigen Bemerkung entgegen: zwar gebe es nicht überall Grandisons, aber doch viele edle, liebenswerthe Männer*)

Die Mängel der häuslichen Erziehung waren längst Gegenstand der Aufmerksamkeit denkender und wohlmeinender Männer gewesen, lange Zeit jedoch ohne sonderlichen Erfolg. Indessen hatte Rousseau seinen „Emil", dieses „Naturevangelium der Erziehung", —

*) „Briefe", S. 188.

wie Goethe ihn treffend nennt — geschrieben, und Basedow hatte die ersten Versuche gemacht, die Grundsätze dieser Schrift in Deutschland einzubürgern. Gellert (obschon sonst nichts weniger als ein Verehrer von Rousseau) lieh doch das Gewicht seiner Autorität diesen Bestrebungen und eiferte in seinen Vorlesungen für eine „naturgemäße“, besonders auch die körperliche Entwickelung des Kindes mehr berücksichtigende Erziehungsweise, gegen das Unwesen des allgemeinen Ammenhaltens und des unvernünftigen Einschnürens der Kinder, für Abhärtung des Körpers und für zeitige Uebung des Geistes mittelst guter Spiele.

Nicht minder verständig spricht er sich aus in Bezug auf die, damals noch vielfach theils vernachlässigte, theils mit mancherlei Unnatur behaftete Frauenbildung *). „Das Haus wirklich regieren helfen“, schreibt er an Demoiselle Lucius, „ist besser, als die schönsten Bücher lesen und keine häuslichen Pflichten besorgen“, und Aehnliches antwortet er einer andern jungen Dame, welche ihm ihre Beunruhigung darüber ausgedrückt hatte, daß die häuslichen Geschäfte ihr so wenig Zeit zum Lesen übrig ließen.

In Bezug auf die allgemeine Auffassung des Lebens und der Bestimmung des Menschen standen sich zu Gellerts Zeit zweierlei Ansichten ziemlich schroff gegenüber, deren jede eine bedenkliche Einseitigkeit enthielt. Die eine war die finster ascetische Verachtung des irdischen Lebens mit seinen Freuden, auch den edleren — der Bildung, der Geselligkeit, der Freundschaft —, wie sie eine beschränkte supranaturalistische Theologie, vor Allem aber der Pietismus, namentlich in seiner späteren, zelotischen Ausartung, predigte. Die andere war die leichtfertige und eigensüchtige Glückseligkeitslehre, welche von Frankreich her zunächst in die vornehmen, aber auch schon in die mittleren und unteren Klassen des deutschen Volks eingedrungen war. Gellert unternahm es, seine Zeitgenossen dem einseitigen Einflusse der einen wie der andern dieser Lebensanschauungen zu entziehen und sie vielmehr an eine solche zu gewöhnen, welche mit Natur und Vernunft besser im Einklang wäre. „Die Religion“, sagt er in seinen „Trostgründen wider ein sieches Leben“, „will uns die Liebe zum Leben nur insoweit benehmen,

*) Vgl. 2. Bd., 1. Abth., S. 545 ff.

als solche uns an der Zufriedenheit hindert; das Verlangen zum Leben muß gemindert werden, wenn wir nicht immerfort in Unruhe stehen wollen." Einem Frauenzimmer, welches, obgleich noch jung, doch schwermüthig und lebensmüde an ihn geschrieben hatte*), redet er in's Gewissen, sie solle sich die Frage vorlegen: „Warum bist du traurig?" — solle zu sich selbst sagen: „Deine Religion befiehlt dir die Freude! Sei nicht traurig, du sündigst an dir selbst!" — In seinen „Geistlichen Oden" singt er: „Gott will, wir sollen gücklich sein." — An vielen Stellen seiner Fabeln ist er bemüht, die irdische Glückseligkeit des Menschen als einen wesentlichen Zweck der göttlichen Vorsehung darzustellen**), und in seinen „Moralischen Gedichten" glaubt er dem Christenthum am Besten zu dienen, wenn er es gegen den Vorwurf in Schutz nimmt, als mache es den Menschen gegen die Freuden des Lebens gleichgültig oder verdrossen. Auf der andern Seite predigt er unablässig, daß das wahre Lebensglück nicht im Reichthum und in dessen verschwenderischem Genuß, nicht in äußerem Glanz oder eitlen Ehren bestehe, sondern in der inneren Zufriedenheit und einem bescheidenen, recht genossenen äußeren Behagen, vor Allem aber in den Freuden der Menschenfreundlichkeit und des Wohlwollens gegen Andere***).

Sein religiöser Standpunkt.

So sucht Gellert überall eine mittlere Stellung einzunehmen zwischen den beengten Ansichten eines starren Glaubens- und Sittenzwanges, und den allzu schrankenlosen einer Moral des Egoismus und der Willkür. Auch auf dem eigentlich religiösen Gebiete hielt er sich ebenso entfernt von theologischem Zelotismus und pietistischer Scheinheiligkeit, wie von herz- und gemüthloser Freigeisterei, und wenn in seinen spätern Lebensjahren überhandnehmendes Siechthum und dadurch genährte Hypochondrie ihn bisweilen einer fast krankhaft überreizten, selbstquälerischen und andächtelnden Religiosität zuführte†), so blieb

*) „Briefe", S. 106.

**) Z. B. in der bekannten Fabel vom Kürbis.

***) Dieses Thema behandeln viele Gellert'sche Fabeln, z. B. „der Arme und der Reiche", „der baronisirte Bürger", „der Arme und das Glück", „das Rhinoceros" u. s. w.

†) Diese krankhafte Ueberreiztheit, Aengstlichkeit und Beengtheit seines religiösen Gefühlslebens spiegelt sich namentlich in den späteren Jahrgängen seines „Tagebuchs" ab (er hielt ein solches seit 1752), wovon der eine, von 1761, erst unlängst durch das

er doch dem unduldsamen Wesen pietistischer oder orthodoxer Zeloten — Dank der unzerstörbaren Milde seines Charakters — jederzeit fern, und, wie wenig er auch die menschliche Vernunft oder den menschlichen Willen für ausreichend hielt, durch sich allein das Gute zu finden und beharrlich zu thun, so gewann doch jene trostloseste Ansicht, nach welcher der Mensch ein sittlich kraft- und willenloses, im tiefsten Grunde verderbtes Wesen ist, das nur durch einen übernatürlichen Act göttlicher Gnade gerettet werden kann, über ihn höchstens in einzelnen Momenten, nicht bleibend, Gewalt. Der frömmelnde Heuchler war ihm stets eben so zuwider, wie der Freigeist, ja in seinen frischeren Jahren nahm er keinen Anstand, den „Schmeichler der Großen" für gefährlicher, als den Freigeist, zu erklären*). Auf eben diesem Standpunkte galten ihm das „Licht der Vernunft" und die „Kraft des Willens" als die Hebel, durch welche Gott auf den Menschen wirkt; menschenfreundliche und tugendhafte Werke hatten in seinen Augen einen höheren Werth, als blos äußerliches Frommthun, Augenverdrehen und Beten mit den Lippen**); neben der Offenbarung war ihm auch die Natur eine ebenso heilige Quelle der Erkenntniß und der andächtigen Verehrung des göttlichen Wesens, und die Erhabenheit des Stifters des Christenthums erschien ihm nicht weniger beglaubigt durch dessen sittliche Größe, als durch die Wunder, die er vollbracht***).

Seine freimüthigen und humanen Aeußerungen über die Standesverhältnisse.

Wenn in dem bisher Angeführten Gellert kaum etwas Anderes that, als, Demjenigen, was schon vor ihm von verschiedenen Seiten gelehrt worden, allgemeinere Geltung und Verbreitung zu verschaffen, oder entgegengesetzte äußerste Richtungen in einer vermittelnden Anschauung versöhnend auszugleichen, so sehen wir ihn auf einem andern Gebiete, dem socialen, wo

dankenswerthe Bemühen des Herrn T. O. Weigel zu Leipzig in die Oeffentlichkeit gelangt ist (wir werden daraus weiter unten einiges hierher Bezügliche mittheilen). — Ebendahin gehören so überängstliche Rathschläge, wie der in den „Briefen an Dem. Lucius", S. 157, in Bezug auf Rousseau, den er sie „lieber nicht zu lesen" ermahnt, „so lange nicht zuverlässige Richter das Gegentheil von dem bestätigt haben, was man Rousseau schuldgiebt", nämlich, „daß seine Weisheit sich nicht mit der Religion vertrage". —

*) Z. B. in der „Schwedischen Gräfin".

**) Dies ist z. B. das Thema seines Lustspiels: „Die Betschwester", sowie der gleichnamigen Fabel. Die Orthodoxen nahmen an diesem Titel ein Aergerniß und suchten ihn zu einer Aenderung desselben zu bestimmen.

***) „Betrachtungen über die Religion" („Werke", 5. Bd.).

bisher die Vernunft und das rein menschliche Gefühl noch viel weniger durchgedrungen waren, oder doch öffentlich ihre Stimme noch kaum zu erheben gewagt hatten*), als den Verkündiger von Ansichten auftreten, die, angesichts der damaligen Gesellschaftszustände, für wirkliche, bedeutsame und überraschende Neuerungen gelten konnten. Die junge Gräfin, die Heldin seines Romans, sagt von einer früheren bürgerlichen Geliebten ihres Gemahls: „Ich sah beinahe keinen Vorzug an mir, als daß ich adlig geboren war, und wie gering ist dieser Vorzug, wenn man ihn vernünftig betrachtet!“ Der Vater des Grafen, ein würdiger Greis, läßt bei seinem Tode seine Bedienten kommen und redet sie so an: „Ich gehe in eine Welt, wo Ihr so viel, als ich, sein werdet.“ — Als die Gräfin durch den vermeintlichen Tod ihres Gemahls ihre Hand wieder frei sieht, ermuthigt sie den Herrn R., den sie liebt und der sie liebt, zu einer Erklärung mit den Worten: „Sie haben Verdienste, was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an?“ Gellert hat den Muth, auszusprechen, daß der Reitknecht, „der seines Herrn Vieh getreu in Acht genommen,“ mehr Verdienst habe, als der Held, der „drei Könige bekrieget und in sieben Schlachten stets gesieget**).“ Er läßt seine Poeten — als das gerade Widerspiel der damals so weitverbreiteten Klasse schmeichlerischer Hofpoeten — ein „Gelübde“ thun, „nur das Verdienst und nie den Namen zu besingen“***). Er wagt es, in einem Briefe an einen Herrn Baron, nachdem er ihm lange von einem „alten braven Nachtwächter“ erzählt, die Frage aufzuwerfen: „Sind Sie nicht auch der Meinung, daß er eher verewigt zu werden verdient, als mancher große Mann?“†). Er läßt in seinem Roman den Herrn R. sich Etwas darauf zu gute thun, „daß er lieber Geringen, als Vornehmen diene“. Ja er nimmt sich sogar einer damals noch fast allgemein verachteten Menschenklasse, der Juden, an; er schildert in der „Schwedischen Gräfin“ einen tugendhaften, edlen Juden; er bringt diesen Juden mit den Hauptpersonen des Romans, mit Graf und Gräfin, in nähere Berührungen, läßt die Letztern ihn fast auf dem Fuße der Gleichheit behandeln, und legt der Gräfin die ächt humanen Worte in den

*) Vgl. 2. Bd., 1. Abth., S. 140, 432, 533 ff.
**) In der Fabel: „Der Held und der Reitknecht“.
***) In der Fabel: „Elpin“.
†) „Briefe“, S. 73.

Mund: „Vielleicht würden Viele von diesem Volke bessere Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügerisch machten und sie durch unsere Aufführung nöthigten, unsere Religion zu hassen*)."

Unterstützende äußere Momente der von Gellert unternommenen Reform. Beginn einer Reaction des sittlichen Gefühls im Adel.

Daß diesen so wesentlich bürgerlichen und humanen Ansichten der Mittelstand und das niedere Volk Beifall schenkten, begreift sich leicht. Eher könnte es Wunder nehmen, daß auch von den Vornehmern so Viele mit dem Apostel einer solchen Lehre der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen auf gutem Fuße standen, ja daß gerade in diesen Kreisen Gellert am meisten verkehrte, am höchsten geehrt ward. Es wiederholt sich hier eine Erscheinung, der wir schon einmal, in den Anfängen des Pietismus, begegneten. Wie Spener, so sehen wir auch Gellert mit einer gewissen Vorliebe von den Vornehmen gesucht und wiederum sie suchend, während doch der Eine und der Andere eine Lebensanschauung vertritt, die in ihrem tiefsten Kern durchaus bürgerlich ist und einen wichtigen Sieg des wiedererwachten allgemein menschlichen Bewußtseins über das bevorrechtete Standesbewußtsein bezeichnet. Irren wir nicht, so ist die Ursache dieser Erscheinung hier eine ähnliche, wie bei Spener**). Wie damals, so bereitete sich auch jetzt ein Rückschlag des edleren menschlichen Gefühles, eine Umkehr zu reineren, sittlicheren, insbesondere aber zu menschenfreundlicheren, gerechteren Grundsätzen im Verkehr mit den andern Klassen, in den Gemüthern eines Theils der vornehmen Gesellschaft vor; wo dies aber auch nicht der Fall war, da regte sich wenigstens eine gewisse sittliche Scheu oder die Furcht vor der erstarkenden öffentlichen Meinung. Grund dazu war jetzt noch weit mehr vorhanden, als zu Speners Zeit. Denn einerseits hatte sowohl die sittliche Verderbniß, als die sociale Absonderung und Ueberhebung der bevorzugten Stände seitdem einen viel höheren Grad erreicht, und andererseits ließ die materielle und geistige Wiedererhebung des Bürgerthums, welche in den letzten 60 Jahren so bedeutende Fortschritte gemacht hatte, das Mißverhältniß zwischen den beiden Gesellschaftsklassen, jener herrschenden und dieser unterdrückten, jetzt um Vieles greller

---

*) „Werke", 4. Bd., S. 396.

**) S. 2. Bd., 1. Abth., S. 340.

erscheinen. In demselben Maße, wie die bürgerlichen Klassen sich wieder mehr zu fühlen begannen, empfanden die privilegirten das Bedürfniß, oder mindestens die äußere Nöthigung, von ihren Ansprüchen Einiges aufzugeben und sich auf einen Fuß größerer Gleichheit mit jenen herabzustimmen.

In England und Frankreich, den beiden für Deutschland jederzeit am meisten mustergebenden Ländern, war dieser Rückschlag zum großen Theile schon erfolgt, hatte eine stärkere Geltendmachung allgemein menschlicher Empfindungen — gegenüber den exclusiv standesmäßigen — in der öffentlichen Meinung und der Literatur sich bereits entschieden Bahn gebrochen. In England war der Kampf gegen die Nachwirkungen der Restauration siegreich beendet, und das, von dem Druck des aufgedrungenen Fremdwesens wieder befreite Gefühlsleben der Nation ergoß sich mit behaglicher Breite und Sicherheit in den empfindsamen Romanen Richardsons, den tiefsinnigen Schwärmereien Youngs und ähnlichen Schriften, während von anderer Seite her die Schule der schottischen Moralisten, welche die, mehr kaltverständigen Freidenker abgelöst hatte, einer naturgemäßen und doch gemüthvollen Richtung im Sittlichen und Religiösen zu ihrem Rechte verhalf*). In Frankreich hatte, zum Theil unter dem rückwirkenden Einfluß eben jener englischer Vorbilder, die bürgerliche Lebensanschauung und die rein menschliche Empfindung, im ausgesprochenen Gegensatz zu der Leichtfertigkeit und dem kalten conventionellen Wesen der Hofkreise, wichtige Triumphe gefeiert in den dafür eigens geschaffenen Literaturformen des bürgerlichen Romans und des bürgerlichen Dramas oder der sogenannten rührenden Comödie**). Voltaire hatte den Kampf gegen die drückende und entwürdigende Tyrannei der obern Klassen über die untern mit der ganzen siegreichen Gewalt seines unwiderstehlichen Witzes begonnen. Montesquieu und Rousseau hatten im Namen der ewigen und allein untrüglichen

*) Von dem bedeutenden Einflusse, den die Schriften von Richardson, Young, Addison, Hutcheson, Dodridge u. A. auf Gellert und seine Kreise übten, enthalten die Briefwechsel und die sonstigen Schriften Gellerts vielfache Beweise.

**) Diese neue Gattung des französischen Schauspiels fand bald auch nach Deutschland den Weg. Demoiselle Lucius schreibt an Gellert 1766 („Briefe", S. 136): die französische Comödie in Dresden gefalle ihr, weil sie meist das Leere, Frivole des herrschenden Gesellschaftstones persifflire, Wahrheit und Empfindung an die Stelle der Coquetterie und der leeren Förmlichkeit setzen wolle.

Gesetze der Natur gegen die Verkünstelung und Verderbniß einer falschen Zeitbildung geeifert, zugleich auf die unveräußerlichen Rechte des Volkes — gegenüber der herrschenden Minderheit — hingedeutet. Ein Theil des Adels selbst hatte sich, in Frankreich wie in England, diesen Bestrebungen für Humanität und Aufklärung mit Eifer und Hingebung angeschlossen. Diese Veränderung in der Stimmung der tonangebenden Kreise Englands und Frankreichs konnte weder dem Adel, noch dem Bürgerthum in Deutschland verborgen bleiben, am Wenigsten dem ersteren, welcher durch Reisen in jene Länder und auf mancherlei andere Art mit seinen Standesgenossen dort in lebhaftem Wechselverkehr stand*). Eine gewisse sittliche Beunruhigung begann sich daher auch in Deutschland dieser Kreise zu bemächtigen; man begann zu fühlen, daß man mit der bisherigen Denk- und Lebensweise, der Verachtung des bürgerlichen Sittengesetzes, dem Dahinleben in den Tag hinein, der souveränen Willkür und Ueberhebung, womit man auf den ganzen übrigen Theil der Menschheit herabgeblickt — daß man mit Alledem gegen eine natürliche und göttliche Ordnung der Dinge gesündigt habe, und daß diese Versündigung früher oder später sich schwer an ihren Urhebern rächen werde. Nur aus einem solchen, vielleicht erst halbbewußten Gefühl lassen sich Erscheinungen erklären, wie jene Selbstanklage des jungen Officiers wegen des eingegangenen Duells**) und mehrfache andere ähnliche Kundgebungen aus diesen Kreisen, bald von Reue und Zerknirschung, bald von Unsicherheit in Bezug auf die zu wählende Lebensrichtung — Stimmungen, die bei Manchen eine solche Stärke erreichten, daß die Einen, in übertriebener Weichheit, an ihrem soldatischen Beruf aus Gründen der Menschlichkeit irre wurden***), Andere bei den unschuldigsten geselligen Zerstreuungen eine Regung der Unruhe empfanden†).

*) Die Briefe des jungen Grafen Moritz v. Brühl von Paris aus an Gellert (s. „Gellerts Werke", 8. Bd.) lassen Einiges von derartigen Eindrücken spüren.

**) Siehe oben Seite 25.

***) S. ebenda.

†) Ein Beispiel dieser letztern Art führt uns ein Brief Gellerts an einen preußischen Officier in Schlesien vor („Werke" 8. Bd., S. 115 ff.), aus dem deshalb das Folgende, als bezeichnend für die Stimmung der Kreise, die sich an Gellert anschlossen, hier eine Stelle finden mag. Gellert schreibt: „Ihr gutes Herz drückt sich in allen Ihren Briefen aus, und, so sehr Sie es der Empfindung nach zuweilen vermissen mögen, so sehe ich es doch in jedem Gedanken. Ich will Sie gar nicht stolz, sondern nur muthig machen, an dem guten Erfolg Ihrer frommen Absichten und Bemühungen nicht zu sehr zu zweifeln. Unsere Schwachheit soll

Desgleichen im Bürgerthum.

Aber auch das Bürgerthum, namentlich das höhere, blieb von jener Beunruhigung nicht verschont. Hatte es doch nur zu sehr sich der Verschuldungen der herrschenden Klasse mittheilhaftig gemacht durch kriechende Unterwürfigkeit und unwürdige Nachäffungssucht nach oben, durch lächerliche Ueberhebung und kalte Gleichgültigkeit nach unten, überhaupt durch Unnatur und Verbildung aller Art. Auch in diesen Kreisen fand daher die Stimme des „guten, empfindlichen Herzens", welche Natürlichkeit Einfachheit, Tugendstrenge, vor Allem Menschenfreundlichkeit gegen Jedermann gebot, einen lauten und starken Widerhall.

Die damaligen Verhältnisse Sachsens besonders geeignet zu einem solchen Rückschlag.

In dem engeren Vaterlande Gellerts, Kursachsen, war zu einer solchen sittlichen Umkehr und Selbstanklage fast aller Gesellschaftsklassen, namentlich aber der höhern, besonders dringende Veranlassung gegeben; kaum irgendwosonst hatten länger, als hier, Hof und Adel in einem so sitten- und gedankenlosen Taumel, Bürger- und Beamtenthum in einer so entwürdigenden Bewunderung und Nachäfferei dieses Treibens gelebt. Schon seit Augusts des Starken Tod (1733) war die Nothwendigkeit einer Umkehr in vielen Kreisen empfunden worden, und dieses Gefühl hatte seitdem von Jahr zu Jahr zugenommen. Von dem Adel selbst zog sich ein Theil, entweder aus wirklichem Ueberdruß an den nichtigen und zerstreuenden Freuden des Hoflebens, oder um seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, auf seine Güter zurück. Gerade in der Umgegend von Leipzig hatten viele adlige Familien sich auf solche Weise wieder dauernder heimisch gemacht. Durch die Entfernung von den Residenzkreisen und ihren Einflüssen, durch die häufigen Berührungen, in welche sie mit einem wohlhabenden, gebildeten und selbstständigen Bürgerthume kamen, wurden die bessern davon für eine mehr bürgerliche Lebensanschauung gewonnen und allmälig

uns zwar zum Fleiße, zur Wachsamkeit über uns selbst, zur Untersuchung unsers Herzens antreiben, aber sie soll uns nicht traurig, niedergeschlagen und furchtsam machen . . . Sie klagen, daß Sie sich leicht in Gesellschaft vergessen und den Vergnügungen alsdann zu sehr nachhängen . . . Eine oftmalige Erfahrung, auch meine eigene, hat mich gelehrt, daß Gemüther, die von Natur zur Traurigkeit geneigt sind, die Freude zu gewissen Zeiten so tief in sich einlassen, daß sie bis zur Lustigkeit anwächst und ernsthafteren Gedanken nicht wieder weichen will. Sobald sie endlich weicht, behauptet die Schwermuth wieder ihre Rechte und stellt uns unsre Fehler, wo nicht zu groß, doch gewiß nicht geringer vor." u. s. w.

dahin gebracht, den herkömmlichen Anmaßungen ihres Standes einigermaßen zu entsagen, einfachere, vernünftigere, mehr bürgerliche Sitten anzunehmen.

Mitwirkender Einfluß des siebenjährigen Krieges in der gleichen Richtung.

Der siebenjährige Krieg förderte den begonnenen Umschwung nicht wenig. Der jähe, furchtbare Zusammensturz des so hoch aufgeblähten kursächsischen Staatswesens enthüllte die ganze Hohlheit und Nichtigkeit eines Systems, welches nur auf den Glanz des Hofes, die Herrschaft und das Wohlleben einer Minderheit, die sclavische Unterwürfigkeit und Selbsterniedrigung der Masse des Volks gebaut war. Die gedankenlose Leichtfertigkeit räumte einer ernsteren Stimmung den Platz. „Das Unglück des Krieges macht nachdenklich", schreibt die bekannte Dresdner Correspondentin Gellerts an diesen*). Der Thronfolger selbst, der edle Prinz Christian, bezeigte tiefen Widerwillen gegen die, von seinem Vater nur zu lange geduldete, Brühl'sche Wirthschaft**), und dessen Sohn, Friedrich August III., der Gönner und Bewunderer Gellerts, führte ein gerechtes und sparsames Regiment über das unglückliche, so lange der Willkür und der Verschwendungssucht preisgegebene Land herauf. Die eigene Familie des Grafen Brühl scheint Reue über das von diesem angestiftete Unheil, und den lobenswerthen Trieb empfunden zu haben, dasselbe nach Kräften zu sühnen: wenigstens sehen wir die Gemahlin und den Sohn des allmächtigen Ministers sich mit Gellert in Berührung setzen, denselben mit Beweisen der Verehrung überhäufen und ihre Anhänglichkeit an die von ihm verkündigten Grundsätze mit geflissentlichem Eifer bethätigen.

Aehnliche Erscheinungen i. übrigen Deutschland. — Friedrichs II. maßgebendes Beispiel.

Auch im übrigen Deutschland kam man, hier früher, dort später, von dem Rausche, der die Einen, und von der Trägheit oder Verzagtheit, welche die Andern so lange gefangen gehalten hatte, allmälig zurück. Den ersten Anstoß zu dieser Veränderung hatten die unabhängigen und wohlhabenden Bürgerschaften in den großen Handelsstädten gegeben***); einen allgemeineren und durchgreifenderen

*) „Briefwechsel mit Dem. Lucius", S. 143.

**) Wie hoch Gellert Christian III. verehrte, ersieht man aus dem „Briefwechsel mit Dem. Lucius" (S. 325), wo er den Wunsch ausspricht, es möchte sich ein junger Dichter in Leipzig finden, der die Verdienste dieses (damals eben — leider sehr früh — verstorbenen) Fürsten besänge: er selbst fühle sich dazu nicht schwungvoll genug.

***) S. 2. Bd., 1. Abth., S. 441 ff.

Einfluß erlangte jedoch der neue Geist der Bildung und Gesittung erst durch die gewichtige Unterstützung des Beispiels eines gekrönten Hauptes, Friedrichs II. Wie ungern man auch gerade in Kursachsen einen Einfluß des, als Landesfeind verhaßten Preußenkönigs, wie doppelt ungern ihn vor Allen Gellert zugestanden haben möchte, dem Friedrich II. als Freigeist Grauen einflößte, (was ihn jedoch nicht hinderte, die von dem König empfangenen Gnadenbezeigungen mit geschmeichelter Eitelkeit aller Welt zu erzählen), so ist derselbe doch schwerlich zu leugnen. Zwischen der, immer auf das Wohl der Gesammtheit abzielenden Regierungsweise jenes großen Monarchen, seiner gegen Alle gleichen Gerechtigkeitsliebe, seiner unparteiischen Schätzung persönlichen Verdienstes, endlich seinen strengen und einfachen, wahrhaft bürgerlichen Sitten, und den von Gellert gelehrten Maximen der Menschenfreundlichkeit, Billigkeit und Tugend bestand eine innere Wahlverwandtschaft, welche, bei der allerwärts in Deutschland damals noch herrschenden Autoritätssucht, diesen letzteren in den Augen der Leute eine Bedeutung geben mußte, die sie ohne jenes königliche Vorbild schwerlich in gleichem Maße gehabt hätten.

Rückwirkungen dieser Vorgänge in Deutschland auf die umliegenden Länder, und umgekehrt.

Selbst in solchen Ländern, die für minder civilisirt galten, fanden ähnliche Ideen Eingang. In Dänemark begann unter dem Grafen Bernstorff ein volks- und menschenfreundliches, milder Aufklärung und edler Bildung zugeneigtes Regiment. In Oestreich fühlte man das Bedürfniß, hinter den Fortschritten Deutschlands nicht allzusehr zurückzubleiben, und der aufgehende Stern des jungen Kaisers, des Verehrers eines J. J. Rousseau und eines Franklin, ermuthigte Männer wie Sonnenfels u. A., trotz des entgegenstehenden Einflusses mächtiger hierarchischer und aristokratischer Coterien, freieren und milderen Anschauungen das Wort zu reden. Sogar in Rußland suchte Katharina II. den Ideen der Aufklärung und der Gerechtigkeit, welche Voltaire lehrte und durch deren Kultus Friedrich II. glänzte, einen Boden zu bereiten.

Solche Bestrebungen in den Nachbarstaaten wirkten natürlicherweise wiederum auf Deutschland zurück. Es hob den einfachen Leipziger Gelehrten in den Augen seiner Landsleute nicht wenig, wenn sie zu ihm aus Dänemark, aus Ungarn, von den fernen Ostseeküsten Rußlands begeisterte Anhänger herbeiströmen sahen, wenn sie vernahmen, wie

die Lehren der Moral und des Geschmackes aus seinem Hörsaal oder seinen Schriften den Weg in die Kabinette fremder Regierungen und in die Salons der vornehmen Kreise des Auslandes fanden.

Schattenseiten und Mängel der von Gellert versuchten socialen und sittlichen Reform.

Bei so vielfach günstig zusammenwirkenden Umständen mußte — so sollte man meinen — die von Gellert unternommene sittliche und sociale Reform die größten Verhältnisse annehmen und die nachhaltigsten Erfolge erringen. Dem ist jedoch keineswegs so. Die Bestrebungen Gellerts, wenn sie auch unstreitig manche glückliche Veränderung in den Anschauungen und den Sitten der Menschen, besonders in dem Verhalten der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu einander herbeiführten, sahen sich doch von Hause aus auf ein sehr bestimmtes Maß eingeschränkt und beschränkten sich selbst auf dieses Maß. Und gerade dieser Selbstbeschränkung — die uns vielfach als bedenkliche Halbheit und Inconsequenz erscheint — verdankte Gellert einen großen, vielleicht den größern Theil der immerhin bedeutenden Wirkungen, die er auf seine Zeit übte, und des ungeheuern Einflusses, dessen er für seine Person genoß.

Der Grund dieser Erscheinung ist unschwer einzusehen. In England war der sittliche und sociale Umschwung auf einen Umschwung in den gesammten öffentlichen Verhältnissen gefolgt, war nur eine natürliche Folge der großen Revolution von 1688 gewesen. In Frankreich zielte die literarische Bewegung mit bewußter Absicht auf eine politische und gesellschaftliche hin. In Deutschland dachte Niemand an eine solche, konnte Niemand daran denken.

Der gänzlich unpolitische Charakter der Gellertschen Lebensphilosophie und dessen Folgen.

Am Allerwenigsten wäre Sachsen der Boden, oder Gellert der Mann dazu gewesen. Aus beschränkten häuslichen Verhältnissen stammend — sein Vater war Prediger in einer kleinen sächsischen Stadt, Hainichen — hatte Gellert von früh auf sich bescheiden, sich fügen gelernt. Er hatte schon als Knabe seinen Unterhalt durch Abschreiben und ähnliche mechanische Beschäftigungen verdienen müssen. Er war von schwacher Körperbeschaffenheit und litt bereits als Jüngling an einem Siechthum*), das, fort und fort zunehmend, ihm vielfache körperliche und gemüthliche Beschwerden verursachte. Was Wunder, wenn sein ganzes Wesen von Hause aus etwas Aengstliches, Ge-

*) Cramer, „Gellerts Leben", S. 5 ff.

drücktes, Verzagtes erhielt! Bewunderung verdient es vielmehr, daß er gleichwohl, wie wir sahen, aus dieser Verzagtheit bisweilen heraustrat und einen etwas kühneren Anlauf nahm. Nicht ohne ein geheimes Grauen gedachte Gellert in spätern Jahren seiner eignen frühesten poetischen Versuche, noch im Vaterhause, wo er mit der glücklichen Unbefangenheit der Jugend lebhaft natürliche Empfindungen frisch und fröhlich in fast Günther'schen Weisen ausgeströmt hatte*). Auch seine ersten, muntern Anfänge in der Fabel und im Lustspiel, die er in Leipzig gemacht, erregten ihm später öfters Bedenken und wurden beim Wiederabdruck mannigfachen Beschneidungen unterworfen. Er kam sich selbst bisweilen in der Erinnerung an jenen kühneren Jugendmuth wie ein „feuerspeiender Vulcan" vor, „der alle umherliegende gesunde Gegenden verheerte"**).

Der gute Gellert! Wie wenig hatte doch der sanfte, kränkliche Mann von einem Vulcan! Wie glich er vielmehr einer jener Sensitiven, die vor jeder Berührung von außen sich in sich selbst zurückziehen und ihren Kelch fest verschließen! Wie sorgsam ängstlich suchte er sich und die ihm Vertrauten in die engsten Kreise eines gemüthlichen Stilllebens zu flüchten, und Alles fernzuhalten, was dieses trauliche Beisammensein zu stören, sie in weitere Bahnen hinauszureißen drohte! Die Begebenheiten des öffentlichen Lebens, die Schicksale der Völker und der Länder, die großen, welterschütternden Ereignisse, in denen es sich um gewaltige Umgestaltungen der ganzen Zeitgeschichte handelt, — Alles dies machte auf ihn keinen Eindruck, außer sofern es sein eigenes kleines Einzelleben oder das seiner Freunde berührte, und daher — weil diese Berührungen meist unsanfte, störende waren — fast immer

*) Wirklich haben die ersten noch aufbewahrten Gedichte Gellerts in Ton und Inhalt eine wunderbare Wahlverwandtschaft mit den Günther'schen (vgl. über diesen des 2. Bandes 1. Theil, S. 464), so das „an eine Freundin":

„Als ich von Dir Abschied nahm,
Immer ging und wieder kam" u. s. w.

Auch die zwei von dem Comité für das Gellertdenkmal in Hainichen (in der Schrift: „Die Gellertstiftung und das Gellertdenkmal in Hainichen. Ein geschichtlicher Beitrag", 1862) herausgegebenen angeblichen Jugendgedichte Gellerts („Nachtwächterlied" und „Vertrauen auf Gottes Vorsehung") verrathen, besonders das letztere, eine solche Hinneigung zu Günther'scher Muse, mögen dieselben nun wirklich Originale, oder von Gellert nur schon vorhandenen Volksliedern nachgedichtet sein (worüber zu vergleichen R. Köhler in den „Blättern für lit. Unterhaltung", 21. Aug. 1862).

**) Cramer, „Gellerts Leben", S. 15 ff.

einen abstoßenden, widerwärtigen. Wer Schlesien oder Böhmen beherrsche, war ihm „sehr gleichgültig“, aber, einen Freund durch den Krieg um diese Länder aus seiner Nähe gerissen zu sehen, verursachte ihm tiefen Schmerz*). Tapferkeit und Heldengröße flößten ihm zwar Bewunderung, aber auch Grauen und Bedauern ein, weil der Held durch seinen Beruf den süßeren Pflichten der „Freundschaft“ entzogen würde. „Zu unserer Freundschaft brauchen wir die Tapferkeit nicht“, schreibt er an eben jenen Freund, den Rittmeister v. B., „sie ist ihr vielmehr schädlich“**). Beim Anblick eines Soldaten befällt ihn ein Zittern, und die hochachtungsvolle Annäherung fremder Krieger an seine Person flößt ihm anfänglich nur Angst ein***). Daß des großen Friedrich kriegerische Erfolge ihm — von seinem particularvaterländischen, sächsischen Standpunkte aus und im Gefühl eines durch sie verletzten Privatinteresses — in wenig günstigem Lichte erschienen, würden wir ihm allenfalls verzeihen†); daß er aber auch für eine That von so allgemeiner national-deutscher und weltgeschichtlicher Bedeutung, wie die Besiegung der Franzosen bei Roßbach — eine That, welche selbst in den Ländern der Gegner Friedrichs vielfache Begeisterung erregte — nichts hatte, als Seufzer um die Gefallenen und Klagen über die Angst, die er selbst (bei zufälliger Anwesenheit in der Nähe des Schlachtfeldes) ausgestanden††), Das beweist,

*) „Briefe“, S. 39.

**) Ebenda.

***) „Briefe an Frh. v. Sch.“, S. 112 u. sonst.

†) In einem Briefe an Rabener beklagt er sich, daß Friedrich II. ihm, dem armen Professor, eine Contribution abnehme, obgleich er doch immer von „Recht und Billigkeit“ spreche. — Gerechter war gegen Friedrich II. Rabener: er pries ihn begeisterungsvoll als „den tapfersten, noch nicht überwundenen König“, freilich mit dem, ihm nicht zu verargenden patriotischen Stoßseufzer: „Ach! wäre dieser König nur nicht unser Feind!“ („Rabeners Briefe“, S. 277.)

††) Wir lassen hier die Schilderung, die Gellert von den Eindrücken der Schlacht von Roßbach auf sich selbst giebt, vollständig folgen. Er schreibt („Nachträge zu Gellerts Briefen“, S. 65): „Die Bataille bei Roßbach, o ja, liebster Freund, die habe ich, kaum anderthalb Stunden, vielleicht nicht eine Stunde von ihr entfernt, erlebt, und, von der Krankheit entseelt, von dem Krachen des Geschützes mit dem ganzen Gebäude erschüttert, mit keuchender Brust, mit bebenden Händen, unter Gebeten für die Sterbenden, nein nur unter Seufzern (denn ich konnte nicht beten, nicht weinen), so habe ich sie vier Stunden nach einander gehört, oder vielmehr zu sehen geglaubt, schon den Tag vorher gehört, schon lange vorher an dem Rasseln der Stücke, die durch den Hof, hart vor meinem Lager, gezogen wurden, gehört. Genug! der Herr regieret die Welt und lebt.“

wie sehr jener Zeitgenosse Gellerts Recht hatte, zu sagen: „Wenn das Vaterland der Vertheidiger bedarf, so kann es die durch Gellerts Schwachheit angesteckten Seelen nicht brauchen“*). Ist doch in Gellerts sämmtlichen „Moralischen Vorlesungen“ auch nicht mit Einem Worte von Pflichten gegen das Vaterland oder das Gemeinwesen die Rede, geschweige denn von jenem Mannes- und Bürgermuth, der niemals nothwendiger gewesen wäre, als gerade zu Gellerts Zeit, mindestens ebenso nothwendig, wie die — an ihrer Stelle gewiß trefflichen — Tugenden der „Sanftmuth“ und „Demuth“, welche allein für Gellert einen Werth zu haben schienen und deren Nichterwähnung in der Moral der Griechen und Römer er so streng tadelte.

Fürwahr! Es erscheint fast wie eine Satire auf die deutsche Nation, daß sie, die einst dem Kernmann Luther in den Kampf mit den gewaltigsten Feinden so unverzagt gefolgt war, unter dem begeisterungsvollen Schlachtruf:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Es müßt' uns doch gelingen!“ —

daß diese selbe Nation sich jetzt von einem kränklichen, schüchternen, verzagten Stubengelehrten leiten ließ, dessen einzige Tugendideale Sanftmuth, Demuth und Friedensliebe waren und der vor jedem, auch dem entferntesten Gedanken eines ernsteren Conflictes auf das Aengstlichste zurückbebte!

Diese absichtliche Verzichtleistung Gellerts auf jede größere Wirksamkeit im politischen, bürgerlichen und vaterländischen Sinne, diese strenge Selbstbeschränkung auf die engsten Beziehungen des Privatlebens und des geselligen Verkehrs — aufgedrungen, wie sie ihm war, theils durch die gegebenen Verhältnisse, theils durch seine eigene Natur und frühe Gewöhnung — ward verhängnißvoll für ihn selbst, für die Kreise, in denen er seinen Einfluß verbreitete, ja für die ganze Bildung seiner Zeit, welcher seine Richtung sich mittheilte.

Vergleichung der Gellert'schen Sittenreform unter diesem Gesichtspunkte mit dem Pietismus.

Schon einmal im Laufe dieser Betrachtungen trafen wir auf eine große, ernstgemeinte und in ihren Anfängen höchst wohlthätige Sittenreform, welche gleichwohl in ihrem weiteren Fortgange daran scheiterte, daß man nur die Menschen, nicht die Verhältnisse, nicht die allgemeinen Formen und Einrichtungen der Gesellschaft zu verbessern

*) „Briefwechsel über den Werth einiger deutscher Dichter“. 12. Brief.

unternommen, daß man es für möglich gehalten hatte, eine blos ideale, moralische Reform durchzuführen ohne eine gleichzeitige politische und sociale*).

Die einst so kräftige, so schöne und heilsame Erregung der Gemüther, welche der fromme Spener entzündet, war seitdem je mehr und mehr theils ermattet, theils in krankhafte Ueberreizung oder gar in widerliche Heuchelei ausgeartet.

Wir sehen von diesem krankhaften, selbstquälerischen Pietismus manche der edelsten und zum Theil sogar der hellsten und kräftigsten Geister ergriffen, wie J. J. Moser, den hochangesehenen Staatsrechtslehrer, A. Haller, den berühmten Naturforscher und Dichter, nicht am Wenigsten unsern Gellert selbst in der spätern Zeit seines Lebens**).

---

*) Vgl. 2. Bd., 1. Theil, S. 343 ff.

**) Als Belege der eigenthümlichen Erscheinungen dieser Art von Pietismus, welche auf die davon Befallenen lediglich eine niederdrückende, entmuthigende und dadurch entkräftende, keine sittlich erhebende und stählende, nicht einmal eine recht eigentlich bessernde Wirkung äußerte, mögen folgende, nahezu gleichlautende Stellen aus den Tagebüchern Hallers und Gellerts (von Beiden während dieser krankhaften Periode ihres Geisteslebens geführt) einen Platz finden. Haller schreibt (2. Dec. 1736): „Ich erschrecke über die fürchterlichen Folgen eines unheiligen Lebens. Immer hat sich etwas in mir nach der Besserung gesehnt, aber ohne rechte Liebe zu Gott, ohne Rührung, ohne Haß der Sünde, ja ohne genugsame Reue und Traurigkeit. Ich kann weder recht beten, noch an Christi Verdienst Antheil nehmen, ich bleibe in einer dürren und ängstlichen Ungewißheit. Denn die Welt liebe ich, Hochmuth und insonderheit Unreinigkeit herrscht in meinen Gedanken. Ich habe Ursache, zu zweifeln, ob etwas Gutes an mir sei. O Gott, erweiche mein fühlloses Herz! — (8. Dec.) — Gottlob, ein Fünklein des Glaubens! so schwach es auch ist, so muntert's mich auf. — (17. Dec.) — Schon lange nichts Göttliches mehr! Eitelkeit, Neid, Haß, Zorn; o, was soll aus mir werden! Ich habe nicht mehr Kraft, zu seufzen. Heiliger Geist, zerknirsche mich! — (18. Dec.) — Nichts gebessert. Aeußerlich Ruhe. Ich vergesse meinen Gram nach und nach. Aber mit Gott wie stehts? Lau, ohne Eifer, ohne Furcht, ohne Liebe. — (19. Dec.) — Elendes Gebet ohne Kraft und Glauben. Elende Entschließungen ohne Erfolg. Noch immer Ungeduld, Ruhmsucht, heimlich, auch wohl öffentlich. Auch Zorn und Hader. Indessen verläuft die Zeit der Gnade, und wer weiß, wie lange sie währen wird? — (1737, 6. Jan.) — Elender Zustand, wenn man sich selbst nicht besehen darf und vor dem Spiegel sich scheut! — (13. Jan.) — Ich war krank. Gott hat in dieser Zeit mich etwas von der Süßigkeit der Gläubigen schmecken lassen. O, daß ich diese Erinnerung nie wieder verlöre! — (10. Febr.) — Der Zustand meiner wankenden Gesundheit erinnert mich, an Gott zu denken. Ich danke dir, Gott, für diese Gnade, da ich sonst deiner bald vergessen würde. — (26. Febr.) — Weit schlechter, als jemals.

Vollends zum Zerrbild aber ward der Pietismus in jenen widerlichen Erscheinungen eines bald wüsten und rohen, bald scheinheiligen, dem Eigennutz oder der Sinnlichkeit schamlos zum Werkzeug dienenden Treibens, wie sie gerade um diese Zeit — im 4. und 5. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts — vorzugsweise in einzelnen Gegenden Deutschlands hervortreten*).

Ich darf nicht mehr sagen, Herr, bekehre mich! Mein Herz ist zu schlimm und zu falsch. Aber was soll ich denn sagen? Herr, erbarme dich meiner, um deiner grundlosen Güte willen! — (25. März) — Unfruchtbare Entschließungen, die ich nicht in Augen gehabt und an die ich, so zu sagen, niemals gedacht; darf ich noch andere machen? — (14. April) — Mein Herz hängt an der Welt, so wenig es auch Ursache an der Welt findet, daran zu hangen." u. s. w. — Gellert schreibt: (2. Jan. 1761) „Ach, ich muß die heilige Schrift fleißiger und herzlicher lesen und forschen, meiner Eitelkeit mehr wehren, und auch meiner unheiligen Traurigkeit, sie ist ja große Sünde und nichts als Undank gegen Gott. — Weniger Kaffee und Tabak sollte ich auch gebrauchen; warum thue ich mir diese Gewalt nicht an? — mehr Pflichten des Berufs ausüben und die kostbare Zeit seliger nützen. Herr, laß deine Barmherzigkeit mein Herz heiligen und zum Guten willig machen! — (13. Jan.) — O Gott, laß deine Hand noch schwerer auf mir werden, wenn meine Seele nicht anders gerettet werden kann! — Wie finster ist alles in meiner Seele, und kein Gedanke will haften, und keine Vorstellung von Gottes Heiligkeit und Güte, von meinem Elende und meiner Strafwürdigkeit will in mich eindringen. — (8. April) — Nicht wohl geschlafen. Mit Finsterniß und bösem, ungläubigem Herzen aufgestanden. Gott wolle sich meiner erbarmen! — (5. Dec.) — Die beiden Monate December und November sind meinem vorigen Gemüthszustande sehr ähnlich gewesen. In dir, meine Seele, ist keine wahre Ruhe, kein Friede Gottes, keine Gewißheit des Glaubens und der Seligkeit, sondern Unruhe, Angst, Feindschaft, heimlicher Unglaube und Widersetzlichkeit gegen die Heilsordnung Gottes. Du wächsest nicht in der Einsicht der Glaubenswahrheiten, sondern deine Blindheit und Unvermögen nehmen eher zu. Du suchest und liebst Christum nicht in seinem Evangelio als das höchste Gut, und das ist ja der geistliche Tod, auf den nothwendig der ewige folgt" u. s. w. — In den letzten Lebensjahren Gellerts waren solche Gewissensbeunruhigungen bei ihm, wie sein Biograph erzählt, seltener. Merkwürdig ist, daß der in beiden Tagebüchern so sichtlich hervortretende enge Zusammenhang zwischen körperlichen und geistigen oder Gewissensbeängstigungen weder den Menschenbeobachter Gellert, noch den Arzt und Physiologen Haller auf eine andere Beurtheilung und Behandlung der betreffenden Seelenzustände hinleitete. — Einen ähnlichen Ton und Geist, wie die Tagebücher Hallers und Gellerts, athmen noch andere aus eben dieser Zeit, so z. B. das des Theologen Hartmann, woraus sehr weitläufige Auszüge gegeben sind in der Schrift: „K. Fr. Hartmann, ein Charakterbild aus der Geschichte des christlichen Lebens in Süddeutschland", entworfen von dessen Sohn G. F. Hartmann, gesichtet und ergänzt von Ehmann (1861).

*) Dieser, zum Theil sehr unlautere Pietismus trieb sein Spiel vornehmlich in dem Winkel zwischen Thüringen, Franken und Obersachsen, in den kleinen Residenzen zu Saalfeld, Ebersdorf u. s. w. Semler in seinem „Leben" (1. Bd.

Aufzählung der hauptsächlichsten Erscheinungen des einseitig individuellen Empfindungslebens.

Vor solchen äußersten Verzerrungen bewahrte die Gellert'schen Kreise glücklicher Weise die inzwischen zu viel allgemeinerer Geltung gelangte freie, naturgemäße Bildung und Gesittung. Zwar ist ein gewisses pie-

S. 32 ff., 58 ff.) erzählt allerhand von den pietistischen Betstunden im Speisesaal des herzogl. Schlosses zu Saalfeld, wobei übrigens die weltliche Rangordnung streng beobachtet wurde. Aus der angeblich geistlichen Vereinigung seien viele menschliche, sinnliche Verbindungen entstanden. „Alle Beweise von dem Leben dieser Leute im Fleische, dergleichen Beweise gar nicht selten oder unkenntlich waren, halfen nichts. Hier und da hatte ein solcher „Belehrter" mit der Magd in Schande gelebt, — es wurde nicht untersucht, es war Verleumdung; man setzte ihn zur Noth anders wohin, wenn seine Bauern hierin zu altlutherisch blieben." – Auch von den „guten zeitlichen Absichten solcher ganz unnützen Leute" weiß Semler zu berichten. „Ehrenstellen, Aemter, Kundschaften fanden sich nun in einem neuen Zusammenhang." „So abfallend das Leben häufig in der Woche war, so gleichförmig wurden die Betstunden besucht", — „die meisten Gemüther der Theilnehmer erfuhren gar keine Besserung." — Viele der angeblich Frommen wurden auf Befehl des Herzogs, den sie ganz umstrickt hatten, auf seine Kosten mit Essen, Trinken, Holz u. s. w. reichlich versorgt; einige wohnten gar im Schlosse „blos der Erbauung wegen." „Man lief sogar im Wald umher Tag und Nacht und sang die neuen Liederchen miteinander. Der Herzog gab oft den Conversationswagen dazu her nebst der leiblichen Bewirthung; ja er war bisweilen selbst der Kutscher, um etliche fromme Schusterweiber, die viel Glaubenskraft hatten, um des Heilands willen öffentlich zu ehren." Gottesfurcht galt als ein besonderes Geschäft, „das alle andern, blos menschlichen Arbeiten und Geschicklichkeiten nicht wohl neben sich stehen ließ." Außerdem waren diese Frömmler „stets krank und schwächlich", oder gaben sich doch dafür aus. Als nach dem Absterben des Herzogs dessen Vetter von Coburg die Regierung antrat und der Wirthschaft ein Ende machte, „da war alle jene Andacht, Frömmigkeit, Kopfhängen, Augenverdrehen, Leisereden auf einmal vorbei, denn es konnte nun Niemand mehr äußerliche Vortheile sich damit verschaffen." Weiter erzählt Semler eben da: „Ueber den Seelenzustand führten manche Prediger ein großes Stadtregister; die Vorsteher der einzelnen Erbauungsstunden hatten ebenfalls dergleichen geistliche Kalender eingeführt, woraus Jeder seinen Seelenzustand in der vorigen ganzen Woche wieder hersagte. Dieses war für sehr Viele ein recht sicherer Weg, sich nun bei allen hohen und vornehmen Personen so zu empfehlen, daß sie ihre häuslichen und bürgerlichen Endzwecke auf's Allerunfehlbarste hiermit erreichten, wenn sie sich dieser geistlichen Direction nur so ganz überließen, daß dem Stolz oder dem Eigensinn oder der schon bekannten Eigenliebe des Seelenführers ganz gewiß Genüge geschah." Aehnliches berichten aus derselben Gegend Tholuck in seinen „Vermischten Schriften" (nach zeitgenössischen Quellen) und J. J. Moser in seiner „Selbstbiographie." – In Jena grassirte das pietistische Unwesen gerade um 1740 unter einem Theile der Studentenschaft ziemlich stark. Ein Sohn des bekannten Philosophen Buddeus erhenkte sich aus religiöser Melancholie. „Gelehrsamkeit galt für entbehrlich, wo nicht gar gefährlich. Prediger, nicht sowohl aus der Spener'schen Schule, als von der Abart der sich so nennenden „philadelphischen Gesellschaft", bestärkten die jungen Leute in dieser Richtung durch Reden

tistisches Element nicht blos an Gellert selbst zu manchen Zeiten*), sondern auch an einem Theile seiner Anhänger zu bemerken**). Im Allgemeinen jedoch erscheint dieser Ton in den Gellertschen Kreisen nicht als vorherrschend, vielmehr behauptete, wie schon früher bemerkt, das Bedürfniß weltlicher Bildung und die Freude daran ihr gutes Recht neben der sittlich-religiösen Erhebung. Nichtsdestoweniger be-

---

voll lauter Bilder in überschwenglicher Sprache." Das hieß man „Kraft und Saft". — Noch schlimmer ging es in Halle. Hauswirthe hielten dort mit ihren Miethsleuten regelmäßige Betstunden. Ein Student betete täglich 3 Stunden lang auf den Knieen. Es war in diesen Kreisen ein gewöhnlicher und beliebter Unterhaltungsstoff, sich gegenseitig von dem „Durchbruch" (der göttlichen Gnade), der „Versiegelung" (der Gewißheit dieser Gnade), oder von den Störungen und Stockungen, die man bei diesem Seelenprocesse erfahren, vorzureden, ferner sich der Intimität mit Christo, als dem „Seelenfreund", zu rühmen u. dgl. m. Semlers eigener Bruder ward von diesem, nicht blos ungesunden, sondern auch meist heuchlerischen Treiben angesteckt, geistig und leiblich ruinirt. Die Schilderung, die Semler von dessen Seelenzustand und Gebahren entwirft, ist so bezeichnend, daß sie, statt aller andern, zur Charakterisirung jener Verirrungen des Pietismus dienen mag. „Mein Bruder", erzählt Semler, „war zur Rechtschaffenheit so sehr gewöhnt, daß er sie auch gegen sich selbst unverbrüchlich in Acht nahm. So leicht es also vielen Brüdern wurde, den Tag, die Stunde der Versiegelung anzugeben, von da an sie nun in lauter geistlicher, himmlischer Fröhlichkeit zu leben alle Ursache hatten und in den Rang der Kinder Gottes, die zum Durchbruch gekommen, sogleich erhoben wurden, so wenig konnte mein Bruder diese Nachahmung und geistliche Lüge sich verzeihen; es trat nichts bei ihm ein von alledem, was Andere so leicht und so unzählige Male daherredeten. Er gerieth also über die Größe seiner Sünden, die ihn allein daran hinderten, in eine ungemessene Traurigkeit, er betete nicht nur, er winselte halbe Nächte vor dem Heilande, aber es fand sich keine Veränderung in seinem Bewußtsein. Er aß selten Fleisch, kein Weißbrot oder Semmel, er hielt sich ganz unwerth sogar seines Daseins." — „Meine Mutter weinte über ihren Sohn, der nun unsere Stütze sein konnte, wenn ihn nicht solche unwahre einzelne Gestalten verdorben hätten. Mein Vater mißbilligte dies Alles noch ernsthafter und holte aus der Dogmatik und Polemik so weit aus, daß sich wohl verstand, wofür er diese neuen Seelenanstalten hielt. Jedoch mein Bruder gab zu verstehen, daß auch mein Vater diesen engen Weg noch nicht gegangen sei. Es war ihm also nicht zu helfen."

*) Dahin gehört (nächst dem in der Note zu S. 54 Mitgetheilten) auch das, was Goethe (aus dem Jahre 1768) erzählt, daß Gellert die jungen Leute, die bei ihm Rath und Anweisung für ihren Bildungsgang suchten, nur immer gefragt habe, ob sie fleißig zur Kirche gingen.

) In den Gellert'schen Briefwechseln finden sich davon mehrfache Andeutungen. So schreibt er an einen Herrn **: „Ihre Reue hat so starke Kennzeichen der Aufrichtigkeit;" an einen Herrn L: „Wenn Ihnen meine Lieder den Dienst geleistet, den Sie ihnen zuschreiben, habe ich Ursache, Gott zu danken. Gehen Sie standhaft auf den Wegen der Religion fort!" u. s. w.

gegnen wir auch hier Erscheinungen, die, wie in ihren Ursachen, so in ihren Wirkungen eine nicht zu verkennende Familienähnlichkeit mit dem Pietismus, und zwar in seiner späteren, unvortheilhafteren Gestalt, verrathen, während die Sicherheit und Selbstgewißheit einer einfachen, in sich festgeschlossenen Lebensanschauung, welche den älteren Pietismus auszeichnet, hier fast nirgends erreicht wird. Eine gewisse Unsicherheit der moralischen Haltung, eine Verzärtelung des Empfindungslebens, eine Ueberschätzung der aus diesem entspringenden Stimmungen konnte kaum ausbleiben, wenn man den Einzelnen auf der einen Seite zu einer freieren Entfaltung seiner natürlichen Gefühle anregte und ermuthigte, auf der andern aber von jeder Thätigkeitsäußerung im großen Maßstabe ängstlich zurückhielt. Die Menschen sollten natürlich denken, empfinden, handeln, und doch bestanden die vielerlei unnatürlichen Verhältnisse, in welche sie sich eingeengt, von denen sie ihr ganzes Thun und Denken unwillkürlich bestimmt fanden, unverändert fort. Man fühlte sich durch die Stärke seiner Empfindungen seinen Umgebungen entfremdet, über sie erhoben, allein, da man wirklich bessere Zustände weder irgendwo fand, noch zu schaffen vermochte, so blieb es bei dieser bloßen Flucht aus der beengenden Wirklichkeit in ein Reich der Gefühle und der Ideale. So entstand bald eine krankhafte Ueberreizung, Beunruhigung und Unsicherheit des ganzen Gemüthslebens, — da man nicht wußte, welchem Zuge man folgen sollte*) — bald ein eitles Selbstgenügen und Schönthun

*) Als Beleg zu dem oben Gesagten mag hier ein längerer Auszug eines Briefes im Zusammenhange Platz finden, aus welchem einzelne Aeußerungen schon früher beiläufig erwähnt worden sind. Ein junges Mädchen schrieb an Gellert: „Mein Herz ist von Natur weich, zu der feurigsten, zärtlichsten und beständigsten Freundschaft aufgelegt, stets bereit, alle Eindrücke des Mitleids und der Empfindlichkeit aufzunehmen, dabei aber so sehr zur Schwermuth geneigt, daß ich öfters meine Zuflucht zu Thränen nehmen muß, um dasselbe zu erleichtern. Meine Gemüthsart ist biegsam, nachgebend, ich verehre und schätze Verdienste, wo ich sie auch finde. Das Lesen guter und nützlicher Bücher ist mein liebster und angenehmster Zeitvertreib, und ohne die Schriften eines **Gellerts**, Cronegks, Wielands und Klopstocks würde mir das Leben eine Last sein. Eine rührende, große und edle Empfindung, ein wohlgewählter und glücklich ausgeführter Charakter haben mehr Reizungen für mich, als alle Güter und Freuden dieser Welt; aber eben diese rührenden Stellen, eben diese Empfindungen erweichen mich so sehr, daß ich mich oft in ganzen Tagen nicht genug wieder fassen kann, und belehren mich dadurch von der außerordentlichen Schwäche und Weichlichkeit meines Herzens und meines Temperaments. Ich stelle mir die Gefahren und die Schwachheiten,

mit den eigenen Empfindungen, — da man sittliche Regungen, welche bei natürlich geordneten Zuständen sich ganz von selbst eingestellt haben würden, jetzt, beim Mangel solcher, als etwas Außerordentliches und Hochverdienstliches ansehen zu dürfen meinte. Die Humanität des Vornehmern gegen den Geringern ward als besondere Herablassung von dem Letztern empfunden, von dem Erstern sich selbst zum Verdienst angerechnet. Ein sehr mäßiger Freimuth, den Jemand im Verkehr mit Höhergestellten zeigte, erschien als eine Kühnheit, auf die man sich wohl Etwas zugute thun könnte. Man gab sich gern das Ansehen, als mache man sich aus den Großen wenig, und war doch durch ein von ihnen gespendetes Lob, ja schon durch die gestattete Annäherung an sie jeder Zeit höchlichst geschmeichelt*).

---

denen ein solcher Charakter unterworfen sein muß, ohne sie zu kennen, so lebhaft vor, daß ich davor erzittere. . . . .

. . . .

Meine liebste Freundin hat der Tod schon vor einigen Jahren in eine bessere Welt versetzet, und eine andere ist seit ihrer Verheirathung kaltsinniger geworden, als es mit meinen Begriffen einer vollkommenen Freundschaft bestehen kann. Da ich nun aber meine ganze irdische Glückseligkeit in die Freundschaft gesetzet habe: so werde ich täglich mehr überzeugt, daß keine solche für mich möglich sei, auch nicht bei Veränderung meines Standes; ja ich sehe alle die Unruhen, die Beängstigungen voraus, denen mein allzu empfindliches Herz in dem verheiratheten Stande ausgesetzet sein würde. Dieses Alles zusammen (ich muß es zu meiner äußersten Beschämung gestehen) macht mir das Leben so verhaßt, daß mich nichts so sehr zu quälen vermag, als der Gedanke, daß mir mein Schöpfer wohl bei einer so dauerhaften Natur, als ich besitze, ein langes Leben bestimmt haben möchte."

*) Den im Obigen geschilderten Eindruck machen fast durchweg die Correspondenzen Gellerts mit Vornehmern, sowie seine Erzählungen von seinen persönlichen Begegnungen mit solchen. Jede ihm von Hochgestellten erwiesene Auszeichnung berichtet er auf's Breiteste, und nicht blos an einen, sondern meist fast gleichlautend an mehrere Correspondenten (bez. Correspondentinnen), — fast immer aber mit der Miene eines Mannes, der entweder, im Gefühl seiner Menschenwürde, aus einer Bevorzugung solcher Art sich nichts mache, oder aus Bescheidenheit sie von sich ablehne (vgl. insbesondere den Briefwechsel mit Frl. v. Schönfeld und Dem. Lucius). Als Friedrich II. ihn rufen läßt, „betet er erst, damit er Nichts wider sein Gewissen reden möchte", — so wenig ist er seiner selbst sicher. — „Gott wird mir Muth und Klugheit geben (schreibt er an Frl. v. Sch. — S. 181), die Ehre der christlichen Religion gegen alle Könige zu bekennen und, wo ich kann, zu retten." Nach der Unterredung rühmt er sich gegen Rabener: „er habe ganz gegen seinen Charakter, ohne die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen, blos das, was Wahrheit und Ehrerbietung geboten, geredet, und eben deswegen gefallen". — Weniger scrupulös, als sein Freund Rabener (s. oben S. 17), berichtet er mit Befriedigung von den Einladungen zu d'Argens, sowie

Eine menschenfreundliche oder gemeinnützige Handlung, dergleichen heut täglich zahllose verübt werden, ohne daß davon besonders die Rede ist, versetzte Den, der sie gethan, bei der Mittheilung davon an Andere (welche selten unterblieb), sowie diese Andern beim Anhören einer solchen Mittheilung jedesmal in die größte Rührung. Ueberhaupt liebte man es in diesen Kreisen, sich gegenseitig durch Schilderungen, bald der eignen, bald der fremden Vortrefflichkeiten, oft bis zu Thränen, zu rühren*). Wenn derartige Selbstschilderungen bisweilen die Maske einer gewissen Verschämtheit oder Bescheidenheit vornehmen, so blickt doch die Eitelkeit nur um so koketter dahinter hervor**). Andere Male wieder scheint es, als wolle

zum englischen Gesandten, desgleichen von den Bittschriften, welche die Leute ihm brächten, damit er sie bei Friedrich dem Großen befürworte u. s. w. Dann aber plötzlich wieder den Philosophen spielend, setzt er hinzu: „Aber ist denn Friedrichs Lob vor dem Richterstuhle der Vernunft und des Gewissens mehr, als das eines andern Menschen?" — Ein anderes Mal erzählt Gellert in einem gewissen ironischen Tone: er habe einem Grafen „zehnmal" aufzuwarten versucht, aber immer vor den vielen Supplicanten mit Dedicationen u. s. w. nicht zu ihm gelangen können, und sei deshalb fortgegangen. Er scheint damit andeuten zu wollen, er gehöre nicht zu denen, die sich bittstellernd zu den Großen drängten. Aber gleich darauf ersucht er einen Andern, dem Grafen ein Schreiben von ihm zu überreichen, und setzt hinzu: „Bitten Sie um seine fernere Gnade für mich, wenn ich sie verdiene!"

*) Gellert schreibt an einen Freund, Borchward: „Rabener schließt seinen Brief an mich mit einer Stelle, die mich beinahe vor Empfindung getödtet hat. „„Ich danke Gott"", sagt er, „„daß Sie mein Freund sind.""
Als Rabener auf Gellerts dereinstigen Tod den Vers gedichtet hatte: „Die Erde weinete, der Himmel freute sich", schrieb Gellert: „Ich zitterte, als ich an die Stelle kam, „„der Himmel freute sich""; indeß konnte er doch nicht umhin, diesen Vers mehreren seiner Correspondentinnen mitzutheilen (s. „Briefw. mit Dem. Lucius", S 99, „Briefe an Frl. v. Sch.", S. 112).

**) In Gellert selbst war, bei aller scheinbaren Demuth des Frommen und Weltverachtung des Philosophen, doch ein gut Theil Eitelkeit. Wir haben schon oben einige Proben davon mitgetheilt. „Er selbst gestand" (so berichtet sein Biograph Cramer), „seine Neigung zur Eitelkeit mit einem ernstlichen Mißvergnügen daran". In seinen Briefen, wie in seinem Tagebuch, klagt er sich öfters der Eitelkeit an, verfällt aber im Augenblick darauf wieder in denselben Fehler. Vgl. „Briefe", S. 99, „Nachtrag zu Gellerts freundsch. Briefen", S. 59, 67, 68. — Als er einmal nach der Rückkehr von Karlsbad sich schlechter befindet, schreibt er an Dem. L. (S. 363): „So demüthigt mich Gott, damit der Beifall der Menschen mein Herz nicht mit Stolz und Vertrauen zu mir aufblähe", — eine Auffassungsweise, die ebensowohl vom religiösen, wie vom natürlich-vernünftigen Standpunkte aus höchst sonderbar erscheint.

man durch den gegenseitigen Austausch von Gefühlen sich selbst erst in diesen bestärken, sich die Gewißheit verschaffen, daß man damit nicht allein stehe, sondern viele Gleichgesinnte habe. Eine stete Wiederanfrischung des innern Gefühlslebens durch äußere Erregungen ist den „empfindlichen" Seelen überhaupt Bedürfniß. Daher die ausgedehnte und wichtige Rolle, welche in diesen Kreisen die Briefwechsel spielen. Man begnügt sich nicht damit, an Dutzende von „Freunden" und „Freundinnen" Briefe zu schreiben und von ihnen solche zu empfangen*), sondern man läßt sich auch von seinen Correspondenten Briefe, welche diese von Dritten erhalten haben, mittheilen, und theilt seinerseits ihnen solche von Andern mit. Wenn man sich auch gar nichts zu schreiben hat, als daß man eben nichts zu schreiben habe**), so muß doch selbst dies Stoff zu einem Briefe geben; weiß man doch, daß der bloße Empfang eines Briefes dem Empfänger die Freude und Beruhigung gewährt, sich in einem ununterbrochenen, gleichsam magnetischen Rapporte mit Gleichgestimmten, mit „Freunden" zu wissen. Denn „Freund" heißt hier Jeder, der durch seine Betheiligung an diesem gegenseitigen Austausche von Gefühlsäußerungen sein „gutes, empfindliches Herz", seinen Sinn für „Tugend" und „Freundschaft" beweist; eine weitere Bürgschaft erscheint nicht nothwendig; der erste beste Fremde, völlig Unbekannte, sobald er nur in diesen Ton einstimmt, wird als Freund begrüßt, und man bedenkt sich nicht, sein Herz vor ihm aufzuschließen. Freundschaftserklärungen und Betheuerungen der Zärtlichkeit nehmen daher in diesen Briefwechseln meist einen sehr

*) Gellert selbst „erschrickt fast" über die Menge der Correspondenten der Dem. Lucius; sie rechtfertigt sich: sie besuche keine Gesellschaften, wende die dadurch ersparte Zeit lieber zum Briefschreiben an („Briefw. mit Dem. L.", S. 123). Ebenda ist einmal (S. 551) die Rede von einem „gleichgültigen Briefwechsel", den man „zur Uebung und Belustigung" unterhalte. — Es scheint damals eine Art von geistigem Luxus oder Ehrgeiz gewesen zu sein, möglichst viele Correspondenten und namentlich solche zu haben, die einen gewissen Ruf als anmuthige, geist- oder empfindungsreiche Briefschreiber besaßen. Gellert selbst gab seine „Briefe nebst einer praktischen Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen" ausdrücklich, wie er im Vorworte sagt, zu dem Zwecke heraus, „junge Leute, und insonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern."

**) Gellert klagt selbst einmal, er habe eine Menge Briefe zu beantworten, „in denen nichts steht, als daß ich antworten soll, und auf die ich nichts zu antworten weiß" („Briefe", S. 141).

breiten Raum ein, und, als ob man sich der Leerheit und Unsicherheit dieser auf bloßen Gefühlsäußerungen beruhenden Freundschaften bewußt wäre, scheint man durch häufige Wiederholung solcher Aeußerungen die Leere ausfüllen und des ungewissen Besitzes sich versichern zu wollen*). So sucht man sich, nicht unähnlich darin den sog. „Frommen“ oder „Stillen im Lande“, als eine besondere Gemeinschaft von Auserwählten — „eine eigene Familie“ (wie es Gellert selbst ausdrückt) — unter einander ab- und zusammenzuschließen**).

Die bisher bezeichneten Erscheinungen eines durch Ueberspannung krankhaft gereizten und durch Verzärtelung einseitig gewordenen Empfindungslebens bewegten sich indeß doch vorzugs-

---

*) Beispielsweise enthalten von den „Briefen“ Gellerts der 41. 42. 43. 47. 48. fast nur solche Versicherungen und Betheuerungen der Freundschaft. In dem letzten heißt es: „Ich weiß mir kein edleres Vergnügen, als wenn ich meine Freunde in Gedanken sammle und mich mit diesen rechtschaffenen Männern so betrachte, als ob wir eine eigene Familie in der Welt ausmachten. Bei Allen finde ich einerlei Geschmack, Ein empfindliches und großes Herz.“ — Ebenso besteht Brief 11 wesentlich nur in der Aufforderung: „Sagen Sie mir, daß Sie mein Freund sind!“ — Brief 12 in der Versicherung: „Wenn ich Ihnen auch keine Antwort schuldig wäre, würde ich doch schreiben und sagen, wie sehr ich Ihr Freund bin.“ — An einen ihm persönlich ganz fremden Prediger, der ihm „Erzählungen“ eingeschickt hat, schreibt er (Brief 18 und 19): „Was ist es für eine Wollust um das Gefühl der Freundschaft!“ — „Ich liebe Sie so sehr!“ — Einem „hochwohlgebornen Herrn“ schreibt er nur zu dem Ende, um ihm zu sagen, „daß er vor Andern sein Freund sei, daß er ihn wegen seiner Tugend hochschätze.“ — Sogleich in Brief 1 beschreibt Gellert das Verhältniß der Freundschaft so: „Freunde müssen wie Verliebte von der Freundschaft reden können, ohne dabei müde zu werden.“ — „Mögen Andere ihre Blätter mit täglichen Neuigkeiten füllen, wir wollen sie mit den Empfindungen unseres Herzens anfangen und abschließen. Es ist für mich eine Sache von der größten Wichtigkeit, Ihr Freund zu sein, und ich fühle so viel Vergnügen dabei, wenn ich's Ihnen sage, daß ich's Ihnen ganz gewiß noch viele hundert Male sagen werde.“ — (Aehnlich Rabener: „Ich habe heut an Cramer zwei Bogen voll freundschaftlichen Nichts geschrieben; nach Kopenhagen, Hamburg, Braunschweig, Dresden, Bernstadt in Schlesien habe ich nichts Wichtigeres geschrieben, und nun fange ich auch mit Ihnen an zu plaudern.“ — „Briefe“, S. 199.) Endlich noch eine Probe des damals üblichen empfindsamen Briefstyls von einer der Correspondentinnen Gellerts. Dem. Lucius schreibt an Gellert („Briefw.“, S. 123): „Welch' ein Segen des Himmels ist tugendhafte Freundschaft! welcher Anblick schöner, als der einer edlen und gefühlvollen Seele? welche Quelle menschlicher Glückseligkeit reicher, als das heilige Bedürfniß, das solche Seelen einigt?“

**) Vgl. u. A. „Briefw. mit Dem. L.“, S. 83 und sonst.

weise nur im Bereiche der Stimmungen des Einzelnen, des geselligen oder, so weit sie sich dort reflectirten, des literarischen Verkehrs. Sie machten jene ersteren häufig trübe und gedrückt, oder schwärmerisch überschwänglich, diesen letzteren eintönig und langweilig. Allein ungleich bedenklicher war eine andere Reihe von Wirkungen, die, aus der gleichen Ursache entspringend, auf das Gebiet der sittlichen und socialen Anschauungen hinübergriff. Da man sich von vornherein beschied, die bestehenden Einrichtungen in Staat und Gesellschaft und die dadurch bedingten Formen menschlichen Zusammenlebens weder ändern zu können, noch auch nur ändern zu wollen, doch aber das geheime Gefühl hatte, daß darin der Grund mancher unnatürlichen und ungerechtfertigten Handlungen des Einzelnen liege, so fand man sich unwillkürlich dahin gebracht, auch an diese letzteren einen andern Maßstab, als den der vollen sittlichen Strenge, anzulegen, Manches zu entschuldigen, was man eigentlich hätte streng verurtheilen müssen, Manches sogar schön zu finden, was keineswegs sittlich tadellos war.

So entstand jene, wie es ein zeitgenössischer Kritiker ausdrückt*), „mehr auf Stimmungen, als auf Grundsätzen ruhende", casuistische, d. h. den einzelnen Fall immer nach besondern Rücksichten beurtheilende Moral, welcher wir nur zu häufig bei Gellert und in den Gellert'schen Kreisen begegnen. In der Duldung und Beschönigung gesellschaftlicher Mißstände geht man so weit, daß man nicht allein das Fortbestehen solcher, die man als Uebel anerkennt, für nothwendig erklärt, „weil sonst die Menschen den Drang nach einer bessern Welt verlernen möchten", sondern daß man sich nicht scheut, einzelnen derselben sogar den Stempel von Einrichtungen der göttlichen Vorsehung zur Glückseligkeit der Menschen aufzudrücken. Wenn unsere heutige Menschenliebe ihre höchste Aufgabe darin sucht, dem Einzelnen die Möglichkeit und Fähigkeit zu verschaffen, für sich selbst zu sorgen und fremder Hülfe, fremden Mitleids wo möglich gänzlich zu entrathen, so schien man damals beinahe eine gewisse Wollust darin zu finden, Andere in bedrängten oder doch in minder günstigen Verhältnissen zu wissen, gleichsam um nur recht viel Stoff für die Uebung der privaten Tugenden der Wohlthätigkeit oder doch des Mitleids zu haben. Und auf der andern Seite fehlte es dann natürlich auch nicht an Solchen, welche es

*) Einer der Verfasser des „Briefw. über den Werth einiger deutscher Dichter."

bequemer fanden, statt sich selbst anzustrengen, an die empfindlichen Herzen ihrer Nebenmenschen zu appelliren und ihre Hülfe zu beanspruchen*). Eine Correspondentin Gellerts klagt, daß ein junges strebsames Talent ihrer Bekanntschaft aus Mangel an Protection (ohne welche es damals nur schwer ein Fortkommen gab), darben und verkümmern müsse, setzt aber sogleich hinzu: „Aber freilich, wäre Alles nach den Gesetzen der Billigkeit abgemessen, jeder Tugendhafte so glücklich, als er es zu verdienen scheint, so würden wir wenig an diejenige Welt denken, wo die Gerechtigkeit allein herrschen soll" **).

Als dieselbe Freundin ihm ihre Gewissensbeunruhigung darüber mittheilt, daß sie durch einen Lotteriegewinnst in den Besitz von Glücksgütern ohne ihr Zuthun und Verdienst gekommen sei, antwortet ihr Gellert: „Dieser Glücksfall ist ja auch ein Beweis der göttlichen Vorsehung" ***), — eine wahrhaft blasphemische Aeußerung, wenn man bedenkt, wie eben damals allerwärts in Deutschland die Lotterie, und namentlich das Zahlenlotto, von habsüchtigen und verschwenderischen Regierungen eingeführt ward, um mit dem den Unterthanen abgelockten Gelde den nimmersatten fürstlichen Seckel zu füllen. Diese Verkehrung eines, sittlich und volkswirthschaftlich so schädlichen Mißbrauchs in eine gute und wohlthätige Einrichtung wird dadurch nicht gerechtfertigt, daß Gellert ein anderes Mal — in dem Lustspiel „Das Loos in der Lotterie" — einen Lotteriegewinnst als Belohnung der Tugend †) und

*) Wie dabei bisweilen diese hochgesteigerten Ansprüche von der einen Seite mit dem nicht gleich großen Maße, sei es des wirklichen Vermögens, sei es der Willfährigkeit zum Helfen, auf der Gegenseite in ein eigenthümliches Mißverhältniß kommen, davon finden wir bei Gellert selbst eine bezeichnende Kundgebung. In den „Briefen an Frl. von Schönfeld", S. 98, schreibt derselbe, er habe einen Brief von einem Vetter erhalten. „Nun, was wird darin stehen? Meine Vettern haben mir immer viel Noth gemacht. Was dächten Sie wohl, mein gnädiges Fräulein? Ich soll dem Menschen 400 Thlr. Geld leihen. Der Affe! Es ist eine Frage, ob ich so viel hundert Groschen habe. „Er wüßte, ich hätte viel Menschenliebe." Alle Leute machen mir die Schmeichelei, wenn sie Etwas bei mir suchen. „Ich hätte immer als ein Vater an ihm gehandelt." Das will ich auch jetzt thun und als Vater ihm sagen, daß er nicht klug ist, daß er zu Hahnemann (ein Banquier in B.) gehen soll, wenn er Geld braucht."

**) „Briefw. mit Dem. L.", S. 120.

***) Ebenda, S. 490.

†) „Für die Tugend" war die damals häufig auf Lotterielosen angebrachte Devise, wodurch man die Menschen mit ebenso unklaren sittlichen, als volkswirthschaftlichen Vorstellungen anzulocken suchte, eine Unklarheit, welcher Gellert hier auf bedenkliche Weise Vorschub leistet (vgl. Gellerts „Werke", 3. Thl., S. 331).

als ersehntes Mittel der Wohlthätigkeit gegen Andere darstellt. Man kann leicht wohlthun, wenn man die Mittel dazu nicht erwirbt, sondern durch einen Glücksfall mühelos erhält; das kurz vorher der Genügsamkeit gespendete Lob verliert wieder seine Kraft, wenn schließlich doch alle Wünsche ihre Befriedigung finden, und die Zuschauer jenes Lustspiels werden zwar gewiß sehr gerührt über die von Frau Damon, Karolinchen und Herrn Anton wetteifernd geäußerten „tugendhaften" Gesinnungen, aber ebenso gewiß in der herrschenden Meinung von der Vortrefflichkeit der Lotterie — als einer Veranstaltung, die zur Bethätigung so schöner Gesinnungen Anlaß gebe — bestärkt nach Hause gegangen sein.

Bei diesem unbedingten Respect vor dem Bestehenden in Staat und Gesellschaft mußte Gellert natürlich allemal nicht wenig in Verlegenheit kommen, wenn Anfragen, wie die des jungen adligen Duellanten *), ihn in die Mitte zwischen zwei unvereinbare Rücksichten stellten. Er wagte nicht, den Standesbegriff von Ehre, dessen Ausfluß das Duell ist, schlechthin zu verdammen, er wagte ebensowenig, dem Gesetz, welches das Duell verpönte, und dem Moralgebot der Sanftmuth und Menschlichkeit, welches er selbst so oft eingeschärft, zu widersprechen, und so wußte er sich nicht anders zu helfen, als dadurch, daß er mit der guten Absicht oder Gesinnung entschuldigte, was an sich als unsittlich zu verurtheilen er nicht wohl umhin konnte **).

---

*) S. oben S. 25.

**) Der betreffende Brief an den jungen Officier ist so charakteristisch für die ganze durch Gellert vertretene Richtung, daß er hier eine Stelle finden mag. Er ist in den „Briefen an Frl. v. Schönfeld", S. 82 ff., abgedruckt und lautet so: „Auch wenn Sie fehlen, fehlen Sie noch fromm; und, so wenig ich die Größe Ihres Fehltritts verringern will, so ist doch die Größe der Reue, die Sie empfinden, eben so gewiß ein untrüglicher Beweis eines guten Herzens, als die That ein Beweis Ihrer Schwachheit ist. Ja, liebster Freund, ein bewilligtes Duell ist eine Empörung wider Gott, und das Ihrige ist es nicht weniger, allein es hat doch in Ansehung seines Ursprungs etwas, das es vielleicht von allen Duellen in der Welt unterscheidet. Sie geriethen in eine gewisse Heftigkeit, weil man Sie in dem Gottesdienst ohne dringende Noth störte, und dieser Eifer, der im Grunde nichts als rühmliche Tugend ist, verleitete Sie, hitziger zu reden, als Sie gegen einen Vorgesetzten hätten reden sollen, eine Uebereilung, deren nur die besten Menschen fähig sind. Hätte der Major, wer er auch seinem Charakter nach ist, die Quelle Ihrer Hitze sehen können: so würde er Sie bewundert und heimlich geliebt, nicht aber beschimpft und bis zum Duell gehaßt haben. Diese Ursache Ihres bezeugten Unwillens und des daraus entstandenen Duells macht mir Sie mitten auf dem mörderischen Kampfplatze, den das Gewissen und die Religion

Besonders zu Gunsten Vornehmer läßt Gellert — wie viel er auch sonst immer von der „Gleichheit aller Menschen vor Vernunft und Gewissen“ spricht*) — von der Strenge der bürgerlichen Moral gern Etwas nach; ja er scheint es Personen von ausgezeichneter gesellschaftlicher Stellung beinahe schon als ein Großes anzurechnen, wenn sie mit solchen Handlungen, die er an Leuten gewöhnlichen Schlags wahrscheinlich einfach verurtheilen würde, sich entweder durch irgend eine äußerliche Ausgleichung, oder auch nur durch eine, ziemlich wohlfeile, Kundgebung gefühlvoller Regungen übel und böse abzufinden suchen**).

Als ihm über einen Mann, „den er hochschätzt“ (aller Vermuthung nach einen Höhergestellten), ungünstige Gerüchte in Bezug auf dessen sittliches Verhalten zugehen, will er lieber gar nichts davon hören, um seine gute Meinung von ihm nicht ändern zu müssen, denn „er w ü n s ch t e, daß alle Menschen gut wären“***).

verabscheut, bald bedauernswürdig, bald ehrwürdig. Genug, ich preise Gott mit Ihnen, daß er Sie so barmherzig bewahret und Ihnen das Leben zum zweiten Male, und selbst in dem Augenblicke, da Sie es verachteten, geschenket hat. So hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade walten über die, so ihn fürchten, auch in der Stunde, wenn sie fallen.“

*) S. oben S. 43.

**) In der „Schwedischen Gräfin“ erlaubt der alte Graf seinem Sohne, seine bürgerliche Geliebte mit auf Reisen zu nehmen, „um ihn von größern Ausschweifungen abzuhalten.“ Als aber der junge Graf sich standesmäßig verheirathen soll, entsagt jene ihm freiwillig (obschon sie sich ihm nur gegen das Versprechen der Ehe ergeben hatte), weil sie hört, daß er sonst „sein Glück bei Hofe verscherzen würde.“ Die junge Gräfin findet dieses Benehmen Karolinens „sehr tugendhaft“ (natürlich! s i e hat ja den Vortheil von dieser Entsagung), aber ebenso auch das des Grafen, der, nachdem er Karolinen verlassen, ihr — wie großmüthig! — eine Summe Geldes zum Unterhalte aussetzt. — Der Graf wird vom Hofe verbannt, weil seine Frau, die Gräfin, tugendhafter Weise den Verführungen eines Prinzen widersteht. Dieser selbe Prinz trifft die Eheleute später in England wieder, spricht sich reuevoll über seine jugendliche Schwachheit und lobend über die Tugend der Gräfin aus, bietet dem Paare seine Vermittelung zur Rückkehr an den Hof an u. s. w., und wird dafür mit einem kleinen Heiligenscheine, als ein „gefühlvoller Mensch“, umgeben. —

***) „Briefw. mit Dem. Lucius.“ — Es erinnert dies an einen ähnlichen Charakterzug, den von Spener Leibnitz berichtet. In einem Briefe an Chr. Junker, vom 11. Febr. 1711, sagt Leibnitz von Spener: „Er bediente sich als Werkzeuge auch solcher Männer, deren Leben und Sitten er nicht achtete, die er aber durch seine Rathschläge lenken zu können glaubte, und bei ihnen entschuldigte und vertuschte er, was er bei Andern laut getadelt hätte.“ (S. Jul. Schmidt, „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland“, S. 331.) Vergl. 2. Bd., 1. Theil, S. 343.

Mit derselben Inconsequenz sehen wir den so tugendstrengen und gefühlvollen Mann sich als Schriftsteller in der Ausmalung von Verhältnissen gefallen, welche jedes gesunde, natürliche Gefühl als anwidernd verwerfen muß, und fast gewinnt es den Anschein, als ob er seine Helden und Heldinnen absichtlich nur darum in die unnatürlichsten und sittlich bedenklichsten Lagen versetze, um ihre empfindsamen und tugendhaften Gesinnungen desto glänzender leuchten zu lassen*).

Auch in Gellerts pädagogischen Ansichten verschmelzen Natur und Unnatur, eine verständig menschliche und bürgerliche Lebensanschauung und eine ängstliche Rücksichtnahme auf die Forderungen der, damals noch wesentlich aristokratisch zugespitzten Gesellschafts-

*) Es ist bekannt, daß, als Varnhagen einmal den Inhalt der „Schwedischen Gräfin" in einer Gesellschaft vortrug, ohne Titel und Verfasser des Romans zu nennen, die meisten der Zuhörer darin ein Erzeugniß des „jungen Deutschland" zu erkennen glaubten. — Es genüge, einige der bedenklichsten Situationen aus diesem Romane anzuführen. Von dem Verhältniß des Grafen zu seiner bürgerlichen Geliebten war schon die Rede. Als der Graf angeblich an seinen Wunden im Felde gestorben ist, heirathet die Gräfin nach einiger Zeit einen vertrauten Freund desselben, Herrn R. Jene ehemalige Geliebte des Grafen zieht, auf Bitten der Gräfin, in ihre Nähe und lebt im vertrauten Verkehr mit Herrn und Frau R. Nach Jahren kommt jedoch der todtgeglaubte Graf aus russischer Gefangenschaft zurück. Herr R., die älteren Rechte respektierend, tritt ihm die Gräfin wieder ab und will sich entfernen, natürlich nicht, ohne einen rührenden Brief voll Großmuth und Entsagung zurückzulassen. Allein der Graf besteht darauf, daß Herr R. dableiben und täglich mit ihnen verkehren muß. Ja er macht sich das besondere Vergnügen, in seiner Gegenwart die Gräfin zu liebkosen, indem er scherzend sagt: das solle seine Strafe dafür sein, daß er ihm die Gräfin abwendig gemacht. Und, zur Gräfin gewendet: sie räche sich ja auch an ihm durch die Gegenwart Carolinens. Ferner läßt die Gräfin in einem ihrer Briefe einfließen: Herr R. sei „sehr tugendhaft", denn sie „möchte leicht so viel Schwachheit gehabt haben, ihn anzuhören, wenn er an die vorigen Zeiten gedacht hätte", ja sie hätte wohl auch „durch manchen stummen Blick ihm ein Bekenntniß der vorigen Liebe gethan." — Neben dem Hauptroman geht als Episode her die leidenschaftliche Liebe des Sohnes und der Tochter Carolinens zu einander, die sich finden, ohne sich zu kennen. Es kommt bis zur Heirath — erst nach dieser tritt die Entdeckung ein; zum Glück stirbt der Mann, die Wittwe heirathet nach einiger Zeit einen vermeintlichen Freund desselben, der sich aber später als sein Mörder ausweist. Also: erst Maitressenwirthschaft, dann das unnatürliche und für ein gesundes sittliches Gefühl unerträgliche Zusammenleben von vier Menschen, die in solchen Beziehungen zu einander gestanden haben, wie der Graf, die Gräfin, Herr R. und Caroline, dazu endlich, als Würze, Blutschande, Verrätherei, Meuchelmord — dies Alles aber mit einer breiten Brühe rührender und tugendhafter „Empfindungen" übergossen! — Nicht viel anders ist es in den Lustspielen Gellerts. —

ordnung zu dem wunderbarsten Gemisch. Seine Erziehungslehre beginnt mit der Empfehlung einer naturgemäßen Pflege des Körpers und einer vernünftigen Ausbildung des Geistes — ganz im Sinne Rousseau's —, so daß man glauben könnte, Gellert wolle ein Geschlecht heranbilden, stark genug, um auf eignen Füßen zu stehen und dem eingewurzelten Unwesen der Ueberfeinerung, der Charakterlosigkeit, des höfischen Knechtssinnes ein Ende zu machen —; allein weiterhin verläuft sie in eine Lehre der Wohlanständigkeit und der feinen Sitten, in eine Anweisung zum Fortkommen im Leben und zu einer „guten Carriere", ganz im hergebrachten Style der damaligen Zeit *).

„Laßt ihn machen!" sagte ein vornehmer Besucher der Gellert'schen Vorlesungen, „er erzieht uns Duckmäuser."**) Und, in der That, wenn Dies auch nicht die Absicht Gellerts war, so war es doch sicherlich nur zu leicht die Wirkung einer solchen, viel zu weichlichen und zu rücksichtsvollen, viel zu wenig männlichen und willensstarken Moral.

Schlußbetrachtung über die von Gellert angeregte Lebensanschauung nach ihren allgemeinen kulturgeschichtlichen Wirkungen.

So bietet die von Gellert ausgegangene neue Lebensanschauung — oder, sagen wir vielleicht besser, Stimmung — der kulturgeschichtlichen Betrachtung eine doppelte Seite dar. Unzweifelhaft war es ein Fortschritt zu nennen, daß man sich gewöhnte, im geselligen Verkehr natürlicher, mittheilsamer, minder zurückhaltend und förmlich zu sein, in der ganzen Lebensführung nicht mehr blos dem äußern Zwange des Gesetzes, oder der, oftmals sehr zweideutigen, Regel der Convenienz, sondern der innern Stimme des Herzens, der eigenen sittlichen Empfindung zu folgen, insbesondere das, bisher so vielfach mißachtete, einfache Verhältniß von Mensch zu Mensch in seiner Reinheit und Würde neben, ja womöglich über den

*) S. Gellerts „Moralische Vorlesungen." In einem Briefe („Briefe", S. 19) an Jemand, der ihn wegen der Erziehung eines 10jährigen „jungen Herrn vom Stande" um Rath gefragt, empfiehlt Gellert, denselben „aus dem Hause und mit einem Hofmeister nach Leipzig zu schicken." „Auf diese Weise", bemerkt er, „ist auch der junge Graf von *** als Kind nach Leipzig gekommen, und so noch etliche junge Herren vom Stande. Der Vortheil ist groß: sie fangen etliche Jahre eher an zu leben [mit 10 Jahren!], und hören etliche Jahre eher auf, Kinder zu sein." [Welch' traurige pädagogische Weisheit im Munde eines Menschenfreundes" !]

**) „Laissez le faire, il nous forme des dupes." („Goethe's Werke", 25. Bd., S. 127.)

künstlichen Standes- und Klassenverhältnissen herzustellen. Dadurch kam in die Geselligkeit mehr Wärme und Zutraulichkeit, in die Sittlichkeit ein größerer Ernst, in die allgemeine Bildung mehr Freiheit und Beweglichkeit, in das ganze Zusammenleben der Menschen mehr Gegenseitigkeit, Billigkeit und Wohlwollen. Was Gellert hier, allerdings mit zum Theil noch unsicherer Hand, ausstreute, Das waren die ersten Keime jener edlen Humanitätsbestrebungen, die in den folgenden Perioden, unter der kräftigeren Pflege eines Klopstock, eines Herder u. A., und beim Hinzutritt neuer unterstützender Momente im äußeren Leben, der deutschen Bildung und Gesittung vielfach herrliche Frucht trugen.

Auf der andern Seite tritt in dem Gebahren Gellerts und seiner Kreise ebensoviel Unnatur, als Natur, ebensoviel Unwahrheit und Schein, als Wahrheit und Wesenheit, zu Tage. Die Geselligkeit, kaum erst durch die Aufnahme eines neuen, fruchtbaren Elements, der größern Expansion des Gefühlslebens und der ungezwungeneren Mittheilsamkeit, einigermaßen belebt und vermannigfaltigt, ward alsbald wieder durch das Uebermaß der Empfindung zur Einförmigkeit und Langeweile verurtheilt. Die Sittlichkeit, lediglich auf individuellen, nur zu oft unklaren Gefühlsregungen fußend und dabei noch zwischen allerlei Rücksichten eingeklemmt, ward unsicher und gerieth in's Schwanken. Die ganze Stimmung der Gesellschaft erhielt etwas Ungesundes, Kränkelndes, Verweichlichtes. Das weibliche Element gewann, wie in Gellerts persönlichem Umgang und in seiner eignen Empfindungsweise, so in der ganzen durch ihn verbreiteten Lebensrichtung ein ungebührliches Uebergewicht. Die Frauen überboten einander in zärtlichen, schwärmerischen, auch wohl schwermüthigen Empfindungen*), und die Männer wurden zum Theil davon angesteckt. Wenn die Letzteren bis dahin nur zu oft die Tyrannen im Hause gespielt hatten, so hörten sie jetzt bisweilen fast auf, Männer zu sein, wurden geschwätzig, weichlich, überempfindsam. Das eine Uebel ward geheilt, aber durch ein anderes, kaum weniger schlimmes. Die Absicht, die Unebenheiten und Schärfen des alltäglichen Verkehrs (die am Stärksten da hervortreten, wo die Menschen, beim Mangel großer öffentlicher Verhältnisse, gänzlich auf das Zusammenleben in

*) „Jede Schulmeisterstochter meint, sie müsse ein „„Julchen““ sein“, sagt der eine der Verfasser der oft citirten „Briefe über den Werth“ u. s. w.

diesen engsten Kreisen beschränkt sind) durch die Ausbreitung sanfter, menschenfreundlicher Gesinnungen möglichst abzustumpfen, die kleinen Privatleidenschaften des Menschen durch die entgegengesetzten Tugenden zu bekämpfen, war sicherlich zu loben; allein man übersah, daß Dies auf wahrhaft wirksame und nachhaltige Weise nur durch die läuternde Ablenkung der menschlichen Triebe auf große, allgemeine Interessen — wie sie ein freies öffentliches und nationales Leben bietet — geschehen kann, daß aber auf dem Wege, auf welchem man hier zu dem gleichen Ziele zu gelangen suchte, die Willenskraft des Menschen selbst abgetödtet oder doch unter dem Uebermaße „sanfter", „zärtlicher" Empfindungen erstickt wird*). Im Privatverkehr waren Leute aus Gellerts Schule in der Regel gewiß höchst liebenswürdig und umgänglich — wohlwollend, billigdenkend, theilnahmevoll —, allein, wie schon ein Zeitgenosse treffend bemerkte**), „ein Staat von lauter Gellerts" — d. h. von lauter empfindsamen, nur Wohlwollen und Sanftmuth athmenden Individuen — „wäre unglücklich."

Die Hallesche Dichterschule: Lange, Pyra, Gleim, Uz, Götz.

Ungefähr gleichzeitig mit der jungen Leipziger Schule, deren Mittelpunkt die „Bremer Beiträge" waren, zum Theil sogar noch etwas früher, hatte sich in dem benachbarten Halle ein ähnlicher Kreis dichterischer Talente zusammengefunden. Es waren ebenfalls junge Leute, Studenten oder unlängst der Universität Entwachsene. Auch sie hatten ihre Laufbahn in Gottsched's Schule begonnen; auch sie waren durch den vereinten Einfluß Hagedorns und der Schweizer in andere Bahnen gelenkt worden. Mehrere davon arbeiteten eine Zeit lang für die „Bremer Beiträge", einzelne auch schon für Schwabe's „Belustigungen".

Indessen war doch der Charakter dieses Halleschen Kreises in mehrfacher Hinsicht vom Anfange an ein von dem der Leipziger abweichender.

Die Ursachen dieser Verschiedenheit mochten zum Theil zufällige, persönliche sein, zum Theil waren sie in der örtlichen Natur der beiderseitigen Ausgangspunkte selbst begründet. Den Leipziger Freunden bot die lebhafte Handelsstadt mit ihrer bunten, aus Heimischen und Fremden gemischten Bevölkerung, mit ihrem gebildeten und leidlich

*) Auch diesen Gesichtspunkt haben bereits (damit wir uns in keiner Weise mit fremden Federn schmücken) die Verff. der „Briefe" u. s. w. wenigstens angedeutet.
**) Ebenda.

unabhängigen Bürgerthum Stoff und Anstoß zu poetischen Darstellungen aus den Kreisen des alltäglichen Lebens, zugleich, durch eine vielbesuchte Universität, eine berühmte Schaubühne, endlich, als Mittelpunkt eines ausgebreiteten literarischen Verkehrs, Gelegenheit zu einer wirksamen Propaganda vorzugsweise moralischer Art. Was Wunder, wenn man sich dort einer lehrhaften oder auch satirischen Dichtweise zuwendete und dabei einerseits das Theater, andererseits den Journalismus als Hebel literarischen Einflusses benutzte.

In Halle war von dergleichen äußern Hülfsmitteln und Antrieben so gut wie Nichts vorhanden. Die jungen dichterischen Talente sahen sich wesentlich auf sich selbst und auf rein literarische Anregungen angewiesen. Unter diesen Umständen erhielt bei ihnen das lyrische Element von vornherein ein natürliches Uebergewicht, war die dichterische Produktion weniger die Wirkung einer Beobachtung gegebener Lebenszustände und einer dadurch geweckten Empfindung, als vielmehr einer künstlerischen Nachahmung fremder Muster und einer praktischen Anwendung theoretischer Regeln. Diese letzteren schöpften die jungen Dichter aus den Vorlesungen und Schriften Al. Baumgartens und Meyers — Letzterer selbst einer der Genossen dieses Kreises —, welche sich für die Ausbildung einer besondern Wissenschaft der Aesthetik eifrig bemüht zeigten.

Eine Hauptforderung dieser, auf dem Grunde Wolf'scher Ansichten auferbauten Aesthetik war die „sinnliche Vollkommenheit" der Erkenntniß und des Ausdrucks. Die Leipziger, mit ihrer mehr erzählenden, lehrhaften oder satirischen Dichtweise, faßten vorzugsweise die Deutlichkeit der Darstellung, verbunden mit einem warmen, lebhaften moralischen Gefühl, in's Auge: die Hallenser, mit ihren vorwaltend lyrischen Neigungen, brachten das Element der sinnlichen Empfindung entschiedener zur Geltung. Als besonders nachahmenswerthes Muster einer solchen sinnlichen lebhaften, natürlich muntern Dichtung wurde von ihnen unter den Alten der Grieche Anakreon verehrt, als Muster einer etwas mehr gehaltenen, sinnliches Wohlbehagen mit geistiger Freiheit und Würde anmuthig verbindenden Lebensweisheit der Römer Horatius. Diesen beiden Vorbildern strebten sie eifrig nach, und bildeten so, mit ihren aus Horazischen und Anakreontischen Weisen gemischten muntern Liedern von Liebe, Freundschaft, Natur- und Lebensgenuß, einen nicht minder starken

Gegensatz zu der steif conventionellen Dichtung Gottscheds, als die Genossen der Bremer Beiträge mit ihren kleinen Fabeln, Erzählungen und komischen Epopöen aus dem Alltagsleben. Auch in Bezug auf die äußere Form sagten sie sich ausdrücklich von dem Leipziger Altmeister los, indem sie an die Stelle des einförmig klappernden Alexandriners den reimlosen Vers der Alten setzten, den sie später zwar meist wieder mit gereimten, doch aber zwangloseren Versarten vertauschten.

Daß eine solche freie und heitere Dichtweise nicht allein an dem Hauptsitze des, in seiner damaligen Gestalt vorwiegend einer düstern Auffassung des Lebens zugewendeten Pietismus entsprang, sondern auch zu ihrem ersten Urheber und Vorkämpfer den Sohn eines Hauptvertreters des Pietismus hatte, S. G. Lange, würde wie eine bloße Ironie des Zufalls erscheinen, wenn man nicht wüßte, wie leicht einseitige und übertriebene Lebensrichtungen nach dem natürlichen Gesetze geistiger Reaction in ihr gerades Gegentheil umschlagen *).

Diese erste Periode Hallescher Dichtung war übrigens nur kurz und wenig ausgiebig. Der von Lange 1734 gestiftete Verein „zur Beförderung der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" zählte unter seinen Mitgliedern, außer dem Stifter selbst und dessen jüngerem Freunde Pyra, kein einziges nennenswerthes poetisches Talent; auch löste er sich auf, als jene Beiden Halle verließen (1737). Doch wirkte der dadurch gegebene Anstoß fort, lebendig erhalten durch die im gleichen Sinne weitergeführte wissenschaftliche Thätigkeit Baumgartens und Meyers, zu denen 1738 noch Klotz, als eifriger, wenn auch nicht immer glücklicher Erklärer des Horaz, hinzukam, so wie durch die persönlichen Beziehungen, welche Lange von seiner Pfarre in Laublingen aus noch immer nach Halle hinüber unterhielt. Neue Strebegenossen traten an die Stelle der Ausgeschiedenen. Die bedeutendsten dieser Jüngeren, welche zwischen 1738 und 1740 sich in Halle zusammenfanden, Gleim aus dem Halberstädtischen, Uz aus Anspach, Götz aus Worms, brachten zu ihren gemeinschaftlichen Bestrebungen ein Element mit, welches für die neue Richtung und ihren Gegensatz zu dem Leipziger Kreise entscheidend ward. Der letztere bestand, mit Ausnahme Rabeners und El. Schlegels, nur aus Solchen, welche ein geistliches oder

*) Dieser Ansicht ist auch Cholevius („Geschichte der deutschen Poesie"), wenn er (I. Bd. S. 468) sagt: „Sie boten den pietistischen Forderungen des Waisenhauses Trotz."

ein Lehramt zu ihrer Lebensbestimmung gewählt hatten. Diese alle fühlten sich dadurch von vornherein auf eine mehr lehrhafte, moralisirende Richtung hingewiesen. Gleim und Uz dagegen waren Juristen und bewegten sich während des größten Theils ihres Lebens in Verhältnissen, welche ihnen das Dichten weniger als Lebensberuf, um so mehr als Erholung in ihren Mußestunden nahelegten. Was Götz betrifft, so war er zwar Theolog, allein durch mannigfache günstige äußere Umstände, welche ihn in die große Gesellschaft, ja in ferne Länder führten, ward auch er fast noch mehr zum Weltmann, als zum Geistlichen herangebildet.

Aus solcherlei zusammenwirkenden Ursachen entstand hier eine Poesie des heitern, unbefangenen Sichauslebens in sinnlich-geistigem Behagen, ziemlich frei ebensowohl von der lehrhaften Absichtlichkeit, wie von der satirischen Polemik der Leipziger Schule, ihrem Grundcharakter nach lyrisch, ihrer Form nach leicht, zwanglos, zum großen Theil musikalisch in ihrem Rhythmus, — recht eigentlich eine Poesie der muntern Geselligkeit.

In diesem Geiste wirkte sie auch ganz vortheilhaft auf den Bildungsfortschritt der damaligen Gesellschaft ein. An den kleinen, muntern Poesien der Hallenser gewannen die Kreise des gebildeten Mittelstandes (wie schon früher an den Hagedorn'schen und manchen andern Liedern der niedersächsischen Schule) wohlthätig belebende Elemente geistig-geselliger Erheiterung und Erregung. Lieder, wie die, seiner Zeit überall gekannten und beliebten, von Gleim: „Kein tödtliches Sorgen beklemme die Brust“ u. s. w., oder: „Den flüchtigen Tagen wehrt keine Gewalt“, u. a. m., meist in Musik gesetzt und von Einzelnen oder im Chor gesungen, auch wohl vorgelesen oder declamirt, gaben eine erwünschte Unterbrechung der, in den meisten geselligen Cirkeln damals noch immer vorherrschenden, steifen und langweiligen Complimente und hergebrachten einförmigen Gespräche, eine erfrischende Anregung zwanglosen Empfindens und natürlichen Sichgebens, dessen fortwirkender Anstoß dann leicht zu einem freieren und unbefangeneren Gedanken- und Gefühlsaustausche im Allgemeinen führte.

Aber nicht blos die gesellige Sitte, die ganze Denkweise der Menschen erfuhr durch die heitere Lebensphilosophie, welche die neue Dichterschule verbreitete, eine einflußreiche Reform. Sie bildete ein

günstiges Gegengewicht gegen die, allzusehr einer schwermüthigen Auffassung des Lebens zuneigenden, Ansichten der Gellert'schen Kreise. Sie füllte eine wichtige, von den letzteren offengelassene Lücke aus, indem sie die heitere Naturempfindung, die dort hinter den rein geistigen, moralischen Regungen fast zu sehr zurücktrat, in ihr Recht einsetzte und das praktische Beispiel eben jenes zufriednen Lebensbehagens gab, welches Gellert zwar gelehrt, aber selbst — wegen seines kränklichen, gedrückten Wesens — nur höchst unvollkommen zur Erscheinung zu bringen vermocht hatte.

Dichtung und Leben.

Die Halleschen Dichter („Anakreontiker" pflegten sie sich wohl zu nennen) suchten ihre poetischen Anschauungen und Empfindungen auf ähnliche Weise in ihrer Lebensweise auszuprägen, wie Gellert und seine Anhänger die ihrigen; sie übten den Kultus der Freude, der Geselligkeit, des heitern Naturgenusses, vor Allem aber der zärtlichsten Freundschaft, den sie in ihren Liedern verherrlichten, nach besten Kräften auch in der Wirklichkeit.

Eines müssen wir davon ausnehmen: die Liebe — denn, wie keck auch diese Jünger Anakreons bisweilen in ihren Dichtungen auf den Spuren des Meisters einherzuwandeln scheinen, so sieht man es doch den meisten ihrer Liebeslieder auf den ersten Blick an, und die Lebensläufe der Dichter bestätigen es, daß sie viel seltener aus eigener Erfahrung, als nach fremder Schablone, viel weniger aus vollpulsirendem Drange innerster Empfindung, als nur ehrenhalber, um dem Namen und dem Vorbilde ihres Lehrers keine Schande zu machen, verliebte Weisen anschlagen. Wie frostig und gemacht nehmen sich die meisten der erotischen Lieder von Gleim, Uz, Götz u. A. aus im Vergleich z. B. mit den, zwar viel kunstloseren, aber auch viel naturwüchsigeren Chr. Günthers! Von Gleim weiß man, daß er ein einziges Mal wirklich zu lieben glaubte, aber auch da sich getäuscht fand und dann sein ganzes langes Leben als Hagestolz verbrachte*). Götz, der Verfasser der, wenn nicht empfindungs-

*) „Der Liebe", schreibt Gleims Biograph, Körte, von ihm (S. 66), „schien er nicht gewachsen — wegen der eigensüchtigen Heftigkeit seines Gemüths." — „Muß nicht die Liebe auch den Sinnenrausch bestehen?" — „Freundschaft ist ein einfacheres Element, — die Freundschaft liebt frei, um im freien Bunde hochherzig zu sein, Liebe bindet sich auf ewig." — „Bis jetzt (1750) hatte der Sänger so vieler verliebter Lieder noch nicht geliebt." Seine Freunde machten ihm Vorschläge, aber er konnte sich nicht entschließen.

reichsten, so doch bilderreichsten aller dieser anakreontischen Tändeleien, der „Mädcheninsel“, führt darin sich selbst als „Alten“ mit „silbernem

„Sollte es wohl“, schreibt er an Weiße, „der Liebe zu den Mädchen hinderlich sein, daß ich so viele Freunde zärtlich liebe?“ Im Winter 1752—53 verliebte er sich endlich wirklich, — eine Verlobung fand statt, der Tag der Hochzeit war angesetzt, aber noch im letzten Momente ward die Sache rückgängig: Gleim dichtete in jener Zeit die Strophen:

— welch' ein Thor war ich: ich sang
Der Schönen Lob in unerfahrner Jugend,
Pries ihre Küss' und ihre Tugend,
Und kannte Kuß und Tugend nicht!

„Niemals“, setzt Körte hinzu, „ward sein Herz wieder gefesselt.“ — Der Briefwechsel Gleims mit Caroline Meyer (oder, nach dem damaligen Sprachgebrauch, „der Meyerin“) ist handschriftlich im 1. Bande der in der Gleimstiftung aufbewahrten Manuscriptensammlung enthalten und mir durch die Güte der verehrlichen Verwaltung besagter Stiftung, insbesondere des Herrn Seminarlehrer Jänicke, des Custos derselben, zur Einsichtnahme auf mein Ersuchen mitgetheilt worden. Es ist ein äußerst zärtlicher Briefwechsel, von ihrer Seite fast noch zärtlicher, als von der seinen. Sie kann die Hochzeit kaum erwarten, nennt sich schon „seine Frau“, die „Gleimin“, ihn „ihr liebes Männchen“ u. s. w. Das eine Mal hat sie unter dem Brief die Küsse abgebildet, die sie ihm in Gedanken mitsendet. Plötzlich aber, ganz kurz vor der, bereits auf den 2. Mai 1753 angesetzten Hochzeit, tritt eine Störung des Verhältnisses ein, — wodurch? läßt der Briefwechsel durchaus nicht klar erkennen. Körte behauptet, der Vater der Braut habe sich nicht entschließen können, sie von sich zu lassen, habe deshalb einen Groll gegen Gleim gefaßt; die Tochter, dem väterlichen Willen nachgebend, sei gleichfalls kälter geworden. In dem Briefwechsel finden wir nur eine Klage Gleims über ein plötzliches kälteres Benehmen der Braut, einen „halben Abschied“, ihrerseits Entschuldigungen und neue Liebesversicherungen. Dann schreibt wieder Gleim: er wolle ihr nicht mehr so oft schreiben, um sie nicht in der Arbeit zu stören, der Vater scheine es nicht gern zu sehen. Vorher erweist sich das Verhältniß Gleims zum Vater und zu der ganzen Familie seiner Braut als ein sehr freundliches. Nichtsdestoweniger sucht Gleim um Dispensation vom öffentlichen Aufgebot nach, die ihm auch gewährt wird, ja, der Tag der Hochzeit muß noch bis zuletzt fest (auf den 2. Mai) bestimmt gewesen sein, denn es finden sich in dem betreffenden Heft mehrere gedruckte Hochzeitsgedichte von auswärtigen Freunden Gleims mit diesem Datum. Eine auffallende Erscheinung an diesem Briefwechsel ist, daß die sämmtlichen Briefe der „Meyerin“ — bis auf zwei — nicht in der Urschrift, sondern nur in Abschriften vorhanden sind (wie theils aus der Handschrift, theils daraus zu entnehmen, daß Vieles darin in einer Weise abbrevirt ist, wie es in Briefen nicht gewöhnlich, und wie es am wenigsten Frauenzimmer zu thun pflegen), und daß diese abgeschriebenen Briefe von den beiden im Original aufbewahrten sich — sehr zu ihrem Vortheil — nicht allein im Styl, sondern auch in der Orthographie unterscheiden. Man möchte dadurch fast auf die Vermuthung kommen, Gleim habe die Briefe seiner Geliebten abgeschrieben, oder (da die Handschrift auch der seinigen nicht ganz gleicht) abschreiben lassen und dabei vielleicht hier und da etwas gefeilt. Man weiß, wie vielverbreitet damals

Haar“ auf, den zwar die Schönen umtanzen, der wohl auch ihnen „im Schooße sitzt“ und „Küsse raubt“, der aber doch mehr beschaulich, als unmittelbar theilnehmend, den Liebesscherzen der Jugend bei-

die Sitte war, Briefe an Dritte mitzutheilen, und wie großen Werth man auf wohlgeschriebene Briefe legte; möglich also, daß Gleim, um seine Geliebte vor Verwandten oder Freunden in möglichst günstigem Lichte zu zeigen, eine solche kleine pia fraus beging. Nach den beiden Originalbriefen zu urtheilen, mochte die „Meyerin“ ein ganz munteres und von Herzen gutes, aber durch Geist und Bildung nicht eben ausgezeichnetes Mädchen sein. Aus einem Briefe Kleist's an Gleim (aus dem Jahre 1751) scheint hervorzugehen, daß Gleim noch kurz vor Anknüpfung jenes Verhältnisses in letzterer Beziehung ziemlich hohe Ansprüche gemacht hatte. „Warum thun Sie jetzt so ängstlich um eine Frau?“ schreibt Kleist (Handschriftl. Briefwechsel zwischen Kleist und Gleim, 2. Band). „Wenn Sie Schönheit, Verstand, Tugend, Mittel, Sympathie mit Ihrem Charakter, Witz, Geschmack, oder was sonst für eine Idee von einem Mädchen, das Ihnen gefallen soll, Sie sich gemacht haben', suchen wollen, werden Sie es nicht finden. Wenn Sie aber mit einem guten Aussehen, natürlichem Verstande, gutem Herzen, mittelmäßigem Reichthum zufrieden sind, werden Sie es finden.“ — Möglich, daß ein wahrgenommener Mangel an feinerer Bildung oder an Zartgefühl auf Seiten des Mädchens oder ihrer Verwandten Gleim verletzte und noch im letzten Augenblicke überzeugte, daß er in seiner Wahl sich getäuscht habe. — Ein späterer Brief der „Meyerin“ scheint auf so Etwas hinzudeuten. Im J. 1774 schreibt dieselbe (die sich inzwischen anderweit verheirathet hatte und wieder Wittwe geworden war) an Gleim, klagt sich selbst ihrer damaligen „Vergehungen“ und ihres „abscheulichen Unsinns“ an, bei welchem Gleim sich so „großmüthig“ benommen habe, und bittet ihn um seine Vermittelung wegen einer „Versorgung“. Gleim bedauert, im Augenblick nichts thun zu können, bittet sie aber, „diese Kleinigkeit (jedenfalls ein Geldgeschenk) anzunehmen“, auch ihn ihren Aufenthaltsort wissen zu lassen. Alles Frühere sei vergessen und vergeben. Sie dankt ihm sehr gerührt (etwas phrasenreich) und voll tiefster Hochachtung. Wie man aus dem Briefwechsel ersieht, ist sie in dieser Zeit selbst einmal in Halberstadt, in Gleims Hause, gewesen, hat jedoch nicht ihn, nur seine Nichte gesprochen. 1779 bittet ihn dieselbe „verwittwete Hartmann“ nochmals um eine Unterstützung und gibt an, daß sie bei einem Geistlichen lebe. Gleim erkundigt sich bei einem Dritten nach diesem Geistlichen, erhält auch Auskunft, — was er aber weiter in der Sache gethan, erfährt man nicht. — Die ganze Art, wie die frühere Geliebte ihn bittstellernd, und zwar wiederholt, angeht, sowie der Ton dieser Bittgesuche, macht nicht gerade den Eindruck von besonderem Zartgefühl oder feinerer Geistesbildung: die Frau stellt sich vielmehr als etwas gewöhnlich dar, und so scheint auch Gleim ihr Gebahren empfunden zu haben. — In jenem früheren Briefwechsel mit seiner Braut (1752—53) spricht Gleim ganz deutlich aus, daß seine, damals längst erschienenen, Liebeslieder nicht wirklich Erlebtes, sondern nur Gebilde seiner Phantasie enthalten hätten. „Ich habe“, schreibt er u. A. am 9. Febr. 1753, „das Bild eines vollkommenen Mädchens, als eines, das wohl nirgends, außer in meiner Einbildungskraft, zu finden sein wird, unter dem Namen „Doris“ in hundert Liedern besungen.“ Weiter sagt er: er habe ein zärtliches Herz, das aber „bis zu der glücklichen Zeit seiner Liebe (zu ihr) der Tugend und Unschuld treu geblieben.“

wohnt und dessen höchster Wunsch darin besteht, daß nach seinem Tode sein „balsamirter Leib" als „wohlriechendes Skelett" auf Cytherens Altar aufgestellt werde. Das Gedicht „Die Wollust" von Uz weist ausdrücklich die Wollust zurück, „die Lieb' und Wein durch Uebermaß entweiht", empfiehlt dagegen jene andere, „die, der Weisheit Kind, durch reine Lust die zügellosen Triebe bändigt", welche, entfesselt, „Recht und Menschenliebe kränken". „Der Weise", singt er, „muß nach ächten Freuden streben, die Klugheit würzt und Reue nicht vergällt."

Dieses etwas frostige und kaltverständig berechnete Verhältniß der neuen „Anakreontiker" zu der Göttin Anakreons, der Liebe, ist bezeichnend für das damalige deutsche Kulturleben. Jene sinnliche, frivole Abart der Liebe, welche in den Kreisen der, von französischer Sittenlosigkeit angesteckten, vornehmen Gesellschaft — und, in deren Nachäffung, theilweise auch im Bürgerstande — als ein Monopol aristokratischen Lebensgenusses gepflegt ward, konnte unmöglich das Ideal einer Dichterschule werden, welche mit Gellert und dessen Strebegenossen die Begeisterung für „Unschuld" und „Tugend", „Menschenrecht" und „Menschenwürde" theilte. Ein Egoismus, der in ungezügelt wilder Lust Ehre und Lebensglück des Gegenstandes seiner Liebe zerstört, mußte den Jüngern der „heitern Lebensweisheit" ebenso verwerflich erscheinen, wie den „empfindlichen" Gellert'schen Seelen. Ward doch dadurch — wie Uz andeutet — „Recht und Menschenliebe gekränkt", vor Allem aber (da der leidende Theil in der Regel einem geringeren Stande, als der genießende, angehörte) die natürliche Gleichheit aller Menschen aufgehoben, das Selbstgefühl und die Selbstachtung des Bürgerstandes auf's Tiefste verletzt!

Die freie Liebe aber als ein natürliches Recht jedes Menschen, gleichsam als die Erfüllung eines inneren Naturgebotes, zu proklamiren und ihr dadurch wenigstens die Ausschließlichkeit und Gehässigkeit eines aristokratischen Vorrechts zu benehmen, — dieser kühnere Schritt war erst einer spätern Richtung unserer Literatur vorbehalten, die allerdings — durch W. Heinse, den Verfasser des „Ardinghello" — persönlich gewissermaßen an die Gleim'schen Kreise anknüpft. Gleim selbst und seine nächsten Gesinnungsgenossen, wenn sie auch noch so viel von „Mädchens", „Schönen", Küssen und sonstigem Liebesscherz sprachen oder sangen, waren weit entfernt, damit etwa zu einem Kultus der

Sinnlichkeit in jenem späteren, Heinse'schen Sinne auffordern, oder einen solchen poetisch rechtfertigen zu wollen. Gewiß hatte Gellert Recht, wenn er von dieser Seite her Uz gegen den Vorwurf der „Leichtfertigkeit" in Schutz nahm.

Noch aus einem andern Gesichtspunkte war gerade die Empfindung der Liebe nicht geeignet, für diese Kreise mehr, als ein bloßer poetischer Zierrath, der Gegenstand eines wirklichen, leidenschaftlichen Kultus im Leben zu sein. Auch für diese Kreise, wie für die Gellert'schen, war die Aufhebung der Schranken, welche den Menschen vom Menschen trennen, die Verbannung jeder Art von Eigensucht, Absonderung, Ausschließlichkeit, die Herstellung größtmöglichster Gemeinsamkeit, Gegenseitigkeit, sympathetischer Theilnahme unter allen Menschen ein Hauptpunkt der Lebensmoral. Nur daß, was bei Gellert, der sich als Lehrer der ganzen Nation, als Mittelpunkt einer ausgedehnten Gemeinde von Anhängern und Schülern betrachtete, die größeren Maßstäbe einer Annäherung ganzer Gesellschaftsklassen aneinander, einer allgemeinen Verpflichtung zur Menschenliebe und zur Wohlthätigkeit annahm, bei Gleim und seinen Freunden, die mehr nur unter sich im engern Kreise verkehrten, vorzugsweise in der bescheideneren Form geselliger Tugenden und Pflichten sich darstellte. Allein mit der Uebung dieser geselligen oder Umgangspflichten nahm man es dagegen hier um so strenger.

Moralisch-ästhetische Lebensanschauung der „Anakreontiker".

Heiterkeit, Aufgeschlossenheit des Herzens und des Geistes, Mittheilsamkeit, Theilnahme an fremdem Wohlbefinden und Vergnügen, und das werkthätige Bestreben, dieses Vergnügen so viel als möglich zu erhöhen und zu vervielfältigen, — Das betrachtete man von diesem Gesichtspunkte aus nicht allein als die edelsten und „unschuldigsten" Freuden des Lebens, sondern geradezu als Kennzeichen einer wahrhaft menschenfreundlichen, gefühlvollen, von Eigensucht freien Denkungsart; dagegen galten Verschlossenheit, Streben nach irgend einer Ausschließlichkeit des Gebahrens und des Genießens, ein launenhafter, ja selbst schon ein gedrückter Gemüthszustand, der unfähig zur Theilnahme an dem Glück Anderer und an der allgemeinen Fröhlichkeit machte, für Anzeichen eines Mangels an Nächstenliebe, wo nicht gar eines bösartigen Charakters*).

*) Dies ist der Grundgedanke jenes oft citirten Gleimschen Gedichtes „Einladung zum Tanz", worin die Verse vorkommen:

Auch die Liebe durfte von dieser Regel keine Ausnahme machen. Man ließ sich dieselbe gefallen als ein „unschuldiges“ Tändeln und Scherzen, gleichsam nur eine erhöhte Art der Geselligkeit durch zwanglose Annäherung der Geschlechter aneinander, ohne tiefere Leidenschaft, ohne ein ausschließliches und für immer bindendes Verhältniß. Eine Liebe dagegen, die den ganzen Menschen einnehmen und für alles Andere unempfindlich machen wollte, mußte in diesen Kreisen schon fast wie ein Verrath an der allgemeinen sympathetischen Theilnahme für Andere, an der Freundschaft, erscheinen. Selbst zu Gunsten der Ehe würde man davon kaum eine Ausnahme gemacht haben. Gleim hatte wohl Recht, wenn er sagte: „daß er so viele Freunde zärtlich liebe, hindere ihn an der Liebe zu Einem Mädchen“*).

„Unschuldige Jugend,
Dir sei es bewußt:
Nur Feinde der Tugend
Sind Feinde der Lust.

Die Wolken der Grillen
Verrathen genug
Boshaftigen Willen
Und bösen Betrug.

Denn Tugend und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band.“
U. s. w.

*) Körte a. a. O., S. 68. In dem (handschriftl.) Gleim-Kleist'schen Briefwechsel finden sich mehrfache Andeutungen des Vorzugs, den man in diesen Kreisen grundsätzlich der Freundschaft vor der Liebe gab. So schreibt Gleim an Kleist (1. Bd.): „Weder Musen noch Mädchen werden die Sorgen so gut abhalten, als ein Freund.“ Und Kleist an Gleim: „Sie sind mir weit angenehmer, wenn ich Sie mir bei einer Doris, als beim Buche vorstelle. Am angenehmsten aber werden Sie mir sein, wenn ich, auf Doris eifersüchtig, Sie selber küssen werde.“ Ein anderes Mal scherzt Kleist über die Vorzüge der sächsischen und schlesischen Mädchen, fügt aber hinzu: „Doch auch Dies ist mir nicht recht Ernst; ich scherze nur, um mich des Schmerzes über den Verlust meines lieben Adler (eines Freundes, der von Potsdam fortgegangen) zu entschlagen.“ — Im Dez. 1745 schreibt Kleist wieder an Gleim von sich: „Sie halten mich für verliebt, und ich habe nur gescherzt.“ Und gleichzeitig von Gleim selbst: dessen horazische Ode sei also „noch weniger bei ernsthafter Gelegenheit verfaßt worden, als die Lieder an Doris.“

Ihr Freundschaftskultus, verglichen mit dem der Gellert'schen Kreise.

In demselben Maße aber, wie man sich mit der Liebe nur durch einige scherzhafte poetische Tändeleien abfand, im Leben jedoch sich meist kühl abweisend dagegen verhielt, ward die Freundschaft in diesen Kreisen der Gegenstand eines hingebenden, selber die Liebe an Zärtlichkeit fast überbietenden Kultus*). In diesem Punkte übertreffen die Anakreontiker noch weit Gellert und seinen Anhang. Namentlich das Moment des persönlichen Wechselverkehrs kommt hier ungleich mehr, als dort, zur Geltung. Die „Empfindlichen" begnügten sich allenfalls mit dem rein geistigen, gleichsam blos magnetischen Rapport in die Ferne, mit dem Bewußtsein, da und dort gleichgesinnte Seelen zu haben und mit diesen brieflich zu verkehren: die Anakreontiker — nach ihrer lebensfroheren Weise — zogen den persönlichen Wechselverkehr und Gedankenaustausch allem Andern vor und betrachteten den brieflichen — so sehr sie auch diesen nebenbei pflegten — doch immer nur als ein dürftiges Surrogat des mündlichen.

Den Gellert'schen Kreisen war die Freundschaft ein moralisches Bedürfniß, ihr Hauptgegenstand und Zweck die gegenseitige Bestärkung und Befestigung in der gemeinsamen „tugendhaften" und „menschenfreundlichen" Lebensauffassung: den Anakreontikern war sie ein geistig-sinnlicher, oder auch ästhetischer Genuß — als Befriedigung ihrer geselligen Neigungen und als wechselseitige Anregung geistiger, besonders auch poetischer Thätigkeit. Die „Freunde" und „Freundinnen" Gellerts standen in dem Verhältniß einer natürlichen Unterordnung zu Gellert selbst, als dem Hohenpriester der ganzen Gemeinschaft, sie verkehrten miteinander fast nur durch dieses ihr Haupt, oder doch in ihrer Eigenschaft als dessen Jünger und Anhänger: in dem Kreise, mit dem wir es hier zu thun haben, herrschte eine größere Unabhängigkeit und Gleichheit der Einzelnen, da Jeder die gemeinsame Empfindungsweise nach seiner Individualität in Leben und Dichtung, productiv oder receptiv zu bethätigen suchte.

*) Der Ton der freundschaftlichen Briefe Gleims, Kleists, Ramlers u. s. w. ist bisweilen ein förmlich verliebter. Die Freunde sind gegenseitig eifersüchtig auf einander wegen des größern Maßes von Freundschaft, welches der Eine dem Andern widmet. Kleist gesteht Ramlern, daß er Gleim doch mehr liebe, als ihn, Ramler bekennt das Gleiche von sich. — Dies theilt dann wieder Kleist in schwärmerischer Zärtlichkeit an Gleim mit, u. s. f.

Dennoch spitzte sich auch diese Vereinigung zu einer Art von Hohenpriesterschaft zu, wenn nicht im literarischen, so doch im geselligen und persönlichen Sinne. Und, weil das gesellige Moment persönlichen Zusammenlebens und steten, unmittelbaren Wechselverkehrs auch für die literarische Produktivität dieser poetischen Tafelrunde von entscheidendstem Einflusse war, so ward die gesellige Führerschaft indirect zu einer literarischen, der gesellige Mittelpunkt des Kreises zugleich zum geistigen Erregungspunkte für die allermeisten seiner Theilnehmer.

Gleim als Haupt und Mittelpunkt der Schule.

Man kann nicht sagen, daß Gleim, dem diese Führerschaft durch besondere Umstände zufiel, unbedingt als die geistig bedeutendste oder poetisch hervorragendste Persönlichkeit unter Denen, die sich um ihn gruppirten, zu betrachten sei. Aber er war allerdings nicht allein im eignen Produciren der Unermüdlichste und Unerschöpflichste, sondern auch der Unverdrossenste und Beharrlichste, Andere zu gleicher poetischer Thätigkeit anzuregen und immerfort in Athem zu erhalten*); er war zugleich, in Folge günstiger Verhältnisse, Derjenige, welcher seinen eigenen wie den Dichtungen seiner Freunde die nachdrücklichste äußere Förderung**), dem ganzen Kreise einen festen Zusammenhalt und eine gewisse bürgerlich-sociale Grundlage zu geben vermochte. Er war ebensowohl ein Beschützer als ein Jünger der Dichtkunst, gleichsam Mäcen und Horaz in Einer Person; er umgab sich mit einer Würde, die zwar zum Theil mehr aus seiner angesehenen und unabhängigen bürgerlichen Stellung und aus den Wirkungen, welche diese ihm zu üben gestattete, als aus seiner Dichtereigenschaft entsprang, in der öffentlichen Meinung jedoch unmerkbar mit dem Geschäft und der Person des Dichters als solchen verschmolz und daher auch seinen Genossen und Nachfolgern vielfach zu gute kam.

---

*) Kleist (in einem Briefe von 1743) bekennt ausdrücklich, daß er durch den Umgang mit Gleim den fast verlornen Geschmack an der Poesie wiedergewonnen habe und in Folge dessen sogar eigene Versuche mache, um Poet zu werden. — Aehnlich war es mit Anderen.

**) Er ließ nicht blos seine Gedichte fast alle auf seine eigenen Kosten drucken und vertheilte sie massenhaft an Freunde und Bekannte, sondern half auch durch seine Bemühungen und durch baare Unterstützung die Herausgabe fremder ermöglichen, z. B. die Lieder der Frau Karschin (Körte a. a. O.).

Man kann daher von den sogenannten Anakreontikern nicht sprechen, ohne Gleim, als das Haupt derselben, in den Vordergrund zu stellen, und es heißt nicht zu viel behaupten, wenn man die eigenthümliche Phase des deutschen Empfindungslebens, welche durch diese Schule repräsentirt wird, zu einem großen, ja zum größten Theil auf die Persönlichkeit, das Thun und Treiben Gleims zurückführt.

Charakteristik Gleims.

In Gleim war von Hause aus ein natürlicher Trieb frischen Sichauslebens, unbefangener und mittheilsamer Fröhlichkeit *). Der Sohn eines Beamten auf dem Lande, der in vielseitigster Weise mit Natur und Menschen verkehrte und selbst ein lebenslustiger, jovialer Mann war, erwuchs Gleim in zwar mäßigen, jedoch behaglichen häuslichen Verhältnissen, und erlangte dadurch eine gewisse Zuversicht des Lebens, die ihn selbst dann nicht verließ, als, nach dem frühzeitigen Tode seiner beiden Aeltern, minder günstige Umstände für ihn eintraten. In dieser Gesinnung fand er sich bestärkt durch die gleich zuversichtliche, strebsam tüchtige Denk- und Handlungsweise seiner zahlreichen Geschwister, unter denen allen ein ununterbrochen herzlicher, zutraulicher Wechselverkehr, eine immer bereite gegenseitige Theilnahme und thätige Hülfleistung bestand **). Durch Reisen und Aufenthalt an verschiedenen Orten nach absolvirten Studien in Halle, besonders in der Hauptstadt Preußens, die eben damals (1741) der Sitz eines bewegteren Lebens zu werden anfing, so wie durch persönliche Antheilnahme an den Ereignissen des zweiten schlesischen Krieges, erst als des Prinzen Wilhelm von Preußen, später als des Fürsten Leopold von Anhalt Privatsecretär, befestigte und erweiterte Gleim diese früh angewöhnte Lebensrichtung, erhielt er sich frisch und von jener Beengung frei, die den blos wissenschaftlich Gebildeten und Beschäftigten so leicht beschleicht. Noch ziemlich jung, fand er eine gesicherte und behäbige Stellung als Secretär (1747) und nicht lange darauf als Canonicus des Domstiftes zu Halberstadt, eine Stellung, welche ihn den Verhältnissen des Lebens nahe erhielt,

*) Das Folgende nach dem schon erwähnten Werke von W. Körte: „J. W. L. Gleims Leben aus seinen Briefen und Schriften".

**) Wir entnehmen Dies aus dem Briefwechsel Gleims mit den Seinen, im 1. Bande der Handschriftensammlung.

ohne seinem Hange nach dem Idealen Fesseln anzulegen, ihn beschäftigte, ohne ihm Kraft und Muße zu seiner Lieblingsthätigkeit, der Poesie, zu rauben, ihm auch öfters Veranlassung oder doch Gelegenheit und Mittel zu Reisen und Besuchen bei auswärtigen Freunden bot.

Gleim und sein Halberstädter Kreis.

Gleim säumte nicht, die Vortheile seiner Lage im Sinne seiner poetischen Neigung und Lebensanschauung auszubeuten. Sein neuer Aufenthaltsort selbst gewährte Wenig oder Nichts, um seinem Drange der Geselligkeit, des Umgangs mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden Genüge zu thun. Um so mehr war Gleim beeifert, solche Elemente dorthin zu ziehen, und er hatte dabei den Vortheil, nach freiester Sympathie und Wahlverwandtschaft verfahren zu können. Am Liebsten hätte er Halberstadt zum Sitze einer Akademie gemacht und alle Stellen darin mit seinen Freunden besetzt. Da dies nicht anging, versuchte er es wenigstens im Einzelnen, seine Freunde in seine Nähe zu bringen. Dem Theologen Spalding verschaffte er einen Ruf als Prediger an die Domkirche zu Halberstadt, den dieser jedoch ausschlug. Klopstock wollte er durch seine Fanny und deren Bruder an das Domstift fesseln, und gab sich darum große Mühe, für den Letztern eine Pfründe daselbst zu erlangen. Mit dem Dichter J. G. Jacobi glückte ihm dies wirklich. Dem in beengten Umständen lebenden Heinse vermittelte er eine Hauslehrerstelle in Halberstadt, und hatte so die doppelte Freude, Jenem ein Unterkommen, sich selbst den steten Umgang des Jünglings, der ihn durch sein geniales Wesen anzog, zu sichern. Andere, welche bleibend in seine Nähe zu ziehen ihm nicht möglich war, suchte er wenigstens als Gäste in seiner behaglichen Häuslichkeit um sich zu sammeln und möglichst lange festzuhalten. Benjamin Michaelis lebte in solcher Eigenschaft über ein Jahr bei ihm und starb unter seinem gastlichen Dache. Noch Andere, die nicht allzufern von ihm wohnten, wie Lange in Laublingen, Ebert und Zachariä in Braunschweig, Klopstock und Schmidt in Langensalza, besuchte er öfters, wußte sie wohl auch zu längeren Gegenbesuchen in Halberstadt zu bewegen, wie denn Klopstock und Schmidt fast den ganzen Sommer 1750 daselbst zubrachten. Auch Cramer und Ramler halfen vorübergehend den dortigen Freundeskreis vermehren*). Und mitten heraus

*) Körte a. a. O., S. 56 ff., 161 ff. u. s. w.

aus diesem so zahlreichen und mannigfaltigen persönlichen Umgange unterhielt Gleim noch einen lebhaften und unausgesetzten Briefwechsel nach den verschiedensten Seiten hin. Auf junge literarische und besonders dichterische Talente machte er förmlich Jagd, theils um ihnen durch seine Protektion oder auch durch direkte Geldunterstützungen hülfreich zu sein, theils aus Begier nach neuen Bekanntschaften*). Seine Sorge um entfernte Freunde, die er in Noth wußte, und sein Eifer, ihnen nützlich zu sein, sind wahrhaft rührend.

Dieser Trieb der Geselligkeit und dieser Durst nach Freundschaft nahm bei Gleim mit den zunehmenden Jahren eher zu, als ab. Der Fünfzigjährige verkehrte mit unveränderter Lebhaftigkeit, wie ein gleichgestimmter Altersgenosse, mit Zwanzigjährigen, ließ sich gern von ihnen „Vater Gleim" nennen, und suchte mit Rath und That sie zu leiten und zu unterstützen. In einer besondern Abtheilung seiner geräumigen Wohnung stiftete er einen förmlichen „Tempel der Muse und der Freundschaft", worin er die Bildnisse seiner Freunde aufhing**). Sein Haus, wollte er, sollte die Stätte

---

*) So erzählt Körte a. a. O., S. 169, ausführlich, wie Gleim, auf Bürger aufmerksam geworden, nicht ruhte, bis er durch Boie diesen sich näher gebracht, zugleich für ihn gesorgt hatte. Aehnlich machte er es mit Jean Paul (ebenda, S. 311).

**) Körte a. a. O., S. 437 ff. In Folge einer Stiftung, die Gleim gemeinsam mit seinen unverheiratheten Brüdern machte (worüber das Urkundliche sich im 1. Bd. der Handschriftensammlung befindet — vergl. auch Körte a. a. O., S. 454 ff.), ist diese Porträtgallerie, sowie die Brief- und Autographensammlung, endlich die, über 9000 Bände starke Bibliothek Gleims, wohlerhalten und geordnet, seit 1862 in den dafür bestimmten Räumen übersichtlich aufgestellt und einer besonderen Verwaltung anvertraut, — ein werthvolles Denkmal nicht blos des Lebens und Wirkens Gleims, sondern der ganzen damaligen Literatur- und Kulturperiode. Freunden der Literatur und Kulturgeschichte dürfte es nicht unerwünscht sein, eine Uebersicht über die literarischen und andern Schätze der Gleimstiftung (von denen ein großer Theil noch unbenutzt ist) zu erhalten. Wir theilen daher hier ein Verzeichniß derselben mit, wie es uns durch die große Freundlichkeit des Herrn Seminarlehrer Jänicke, Custos der Stiftung, zugemittelt worden.

I. **Gemälde des Freundschaftstempels.**

1. 2. Gleim. 3. Gleims Vater. 4. 5. Gleims Brüder. 6. 7. Spiegel zum Desenberge. 8. Spiegel zu Pickelsheim. 9. Ernestine Voß. 10. Herzogin Amalie von Weimar. 11. Karoline v. Klencke. 12. Sophie de la Roche. 13. Schultheß. 14. Gleims Schwester, verehelichte Pfarrer Caroli. 15. Dohm. 16. Eschenburg.

sein, von wo aus seine Freunde „Weisheit und Tugend“ verbreiteten, und wo sie zugleich „in Gleims kleiner Grasvertiefung sich erlustirten.“

---

17. Bertuch. 18. Feder. 19. Matthisson. 20. Bachmann. 21. Clodius. 22. Chodowiecky. 23. Rode. 24. Zieten. 25. Prinz Heinrich von Preußen. 26. v. Beroldingen. 27. v. Stammfort. 28. v. Erdmannsdorf. 29. Tischbein senior. 30. Schröckh. 31. Klein. 32. Schmidt (Werneuchen). 33. Teller. 34. Mendelssohn. 35. Heinse. 36. Graf v. d. Lippe-Bückeburg. 37. Ferdinand von Braunschweig. 38. Blankenburg. 39. v. Busch zu Hünefeld. 40. Dusch. 41. Nath. Fischer. 42. Anna Louise Karsch. 43. Friedr. Richter. 44. Consul Müller. 45. Huber. 46. Friedrich II. 47. Lessing. 48. Klopstock. 49. Göckingk. 50. Oeser. 51. Heinze (J. W.). 52. Champion de Cicé, Bischof v. Auxerre. 53. Gellert. 54. Winckelmann. 55. Seume, 56. Bürger. 57. Herder. 58. Lavater. 59. Dalberg. 60. Joh. v. Müller. 61. Voß. 62. Jerusalem. 63. Meil. 64. Lichtwer. 65. Nicolai. 66. Ebert. 67. Böttiger. 68. Christ. Meiners. 69. Biester. 70. Klamer Schmidt. 71. Schmid. 72. Andreä. 73. Moritz. 74. Engel. 75. Schröder. 76. Wieland. 77. Samuel Lange. 78. Krause. 79. General v. Stille. 80. Spalding. 81. Gräfin v. d. Lippe-Bückeburg. 82. J. G. Jacobi. 83. Zachariä. 84. Michaelis. 85. Ramler. 86. Ewald v. Kleist. 87. Hirzel. 88. Friedr. Jacobi. 89. Langemark. 90. H. E. Graf zu Stolberg-Wernigerode. 91. Uz. 92. Ch. F. Graf zu Stolberg-Wernigerode. 93. Sulzer. 94. Herzberg. 95. Bodmer. 96. Geßner. 97. v. Reinhardt. 98. v. Reyer. 99. Funk. 100. v. Köpken. 101. Madame Löhr, geb. Banse. 102. Bonstetten. 103. Zimmermann. 104. Bordenhagen. 105. Klotz. 106. Möser. 107. v. Beyer sen. 108. Weiße. 109. Lucanus. 110. Gärtner. 111. Patzke. 112. Gedicke. 113. v. Stahl. 114. Eich. 115. Meinecke. 116. v. Archenholz. 117. Oelrichs. 118. Frau Clodius. 119. Dorothee Gleim (Cleminde). 120. Klopstocks Mutter. 121. Kretschmann. 122. Elise von der Recke.

(Das obige Verzeichniß stimmt nicht ganz mit dem von Körte, a. a. O., S. 439—454 mitgetheilten überein. Theils sind manche Porträts seit damals noch hinzugekommen, wie z. B. die der Mitstifter, der Brüder Gleims, und seiner Schwester, ferner einige andere, die nach den Inschriften auf der Rückseite ausdrücklich für Gleim gemalt, aber der Sammlung entfremdet worden waren. Dieses letztere Schicksal hat auch mehrere Bilder betroffen, die in dem Körte'schen Verzeichniß aufgeführt, aber bis jetzt nicht wieder zu erlangen gewesen sind und daher in dem vorstehenden Verzeichniß, so wie in der Sammlung selbst fehlen. Dahin gehören die Porträts von Lieberkühn, Kästner, Willamow, Krünitz, Graf Schlabrendorf, Prinzessin Pauline von Anhalt. Auch von Falk war ein Porträt für Gleims Freundschaftstempel gemalt, das ebenfalls verschwunden ist. Erst ganz neuerdings ist das von Kretschmann durch die Bemühungen des Herrn Jänicke bei einem Trödler in H. aufgefunden und der Sammlung wiedergewonnen worden. Von Elise v. d. Recke besitzt die Sammlung nur eine Bleifederzeichnung, die ihr als Geschenk überlassen ward. Das Oelgemälde derselben (welches im Verzeichniß von Körte steht) ist im Besitze einer Dame in H., die einen hohen Preis dafür fordert.)

Die Freunde lasen sich ihre poetischen Erzeugnisse gegenseitig vor, oder sendeten sie einander zur Ansicht und Beurtheilung in

---

II. **Gleims handschriftlicher Nachlaß.**

A. Zu Gleims Leben und Werken gehörig. 1. Ein Folioband mit allerlei Gedrucktem und Handschriftlichem, auf Gleims Leben bezüglich. 2. Gleims Stammbuch aus der Zeit seines Aufenthaltes auf dem Wernigeroder Lyceum. 3. Handschriftliche Poesien Gleims in ca. 80 Pappbändchen (1783—1803). 4. Mehre Packete einzelner handschriftlicher Poesien und poetischer Entwürfe. 5. Mehre Packete mit gedruckten Gleim'schen Poesien mit handschriftlichen Aenderungen.

B. Briefsammlung. 1. Briefe von Ew. v. Kleist. 4 Bde. 1743—1759. 2. Briefe von Gleim an Kleist. 1 Bd. 3. Briefe von Sulzer an Gleim. 1 Bd. 1744—1764. 4. Briefe von Ramler an Gleim. 5 Bde. 1745—1769. 5. Briefe von Chr. Gottfried Krause (Verf. der „Musik. Poesie") an Gleim. 6. Briefe von Joh. Benjamin Michaelis (Verf. der „Fabeln") an Gleim und von Verschiedenen an Joh. Benj. Michaelis. 7. Briefe vom Vater und der Mutter des Michaelis. 8. Briefe von Bodmer, Jul. Geßner und Hirzel an Gleim. 9. Briefe von Klopstock an Gleim. 1750—1782. 10. Briefe von Lange (in Laublingen) an Gleim. 11. Briefe von Uz an Gleim. 1741—1787. 12. Briefe von Gleim an Uz. 1741—1754. 13. Briefe von G. Bürger an Gleim. 1772—1789. 14. Briefe von Lessing an Gleim. 1757—1774. 15. J. N. Götz an Gleim. 1750—1785. 16. Briefe von Schmidt (Langensalza) an Gleim. 17. Briefe von Zachariä an Gleim. 18. Briefe von der Familie Klopstock an Gleim. 19. Briefe von Spalding an Gleim. 20. Briefe von der A. L. Karsch(in) an Gleim. 10 Bde. 21. Briefe von Göckingk an Gleim. 1775—89. 22. Briefe von Kisker (Feldprediger in der Armee Friedrichs II. im 7jährigen Kriege) an Gleim. 23. Briefe von Joh. v. Müller an Gleim. 1771—1787. 24. Briefe von Wieland an Gleim. 1755—1788. 25. Briefe von Ebert an Gleim. 26. Briefe von Joh. G. Jacobi an Gleim. 1766—1789. 3 Bde. 27. Briefe von Gleim an Joh. G. Jacobi. 1767—1769. 28. Briefe von Fr. H. Jacobi an Gleim. 29. Briefe von Franz v. Kleist an Gleim. 30. Briefe von Eschenburg an Gleim. 31. Briefe von Benzler an Gleim. 32. Briefe von Herder an Gleim. 3 Bde. (Von Düntzer herausgegeben.) 33. Briefe von Wilhelm Heinse an Gleim. 1770—1797. 2 Bde. 34. Briefe von Gleim an Jähns. 35. Briefe von Frau v. Klencke. 3 Bde. 1772—1802. 36. Briefe von Gleim an die A. L. Karsch(in). 2 Bde. 1761—91. 37. Briefe von Gleim an die Klencke. 1774—1802. 38. Briefe von Gleim an Lessing. 39. Briefe von J. Möser an seine Schwester-Tochter Jenni Friederici. 40. Briefe von der Karsch an Frau v. Berg. 41. Briefe von Gleim an Daniel Gleim (Bruder). 42. Briefe von Joh. Winckelmann (von Rom aus) an Herrn von Schlabrendorf. 43. Briefe von Klopstock an seine Eltern. 2 Bde. 44. Briefe von der Fürstin Elisabeth zu Zerbst (Mutter Katharinas II.) an das Fräulein v. Davier. 45. Briefe von Gleim an Ew. v. Kleist. 1744—47. 46. Briefe, den Tod Kleist's betreffend und sein Grabmal. 47. Briefe von Archenholz, Abbt, Abramson, Albrecht, Fürst von Anhalt-Bärenburg, Affsprung, Bischof von Auxerre und Abel. 48. Briefwechsel mit Bartels, v. Brabeck, Ballhorn, Bode, Blum, Bischoff, v. Bogulawsky, Blaumann, Becker (Dresden), Blumauer, Bielefeld, Biester, v. Bonstetten, Böttiger,

die Ferne zu. Die Trägeren wurden zum Dichten angespornt, die Fleißigen gelobt, die Schüchternen ermuthigt. Gleim selbst war

v. Bentwitz, Becker (Gotha), v. Beroldingen, D. Barth, Boysen, Bamberger. 49. Briefwechsel mit Bürger, Baumgarten, Borries, Bärbaum, Becker (Leipzig), Bachmann, Bodmer, Burrmann, Benzler sen., Benzler jun., Boie, Bertuch. 50. Briefwechsel mit Dem. Becker, Beireis, v. Bludowsky, v. Breitenbauch, Bönninger, Banse, Bürkley, Baggesen, Basedow, v. Blankenburg, v. d. Bußche zu Bagwiz, Brandes, Herzog zu Braunschweig, Herzog Ferdinand zu Braunschweig, Herzog Braunschweig-Oels, Graf Schaumburg-Lippe (Wilhelm), Bertrand, Bergius, Bothe, Bouterweck. 51. Briefwechsel mit der Familie v. Berg. 52. Briefwechsel mit Graf Canitz, Cordes, Catel, Cranz, Claproth, Herzogin v. Curland, Cube, Conspruch, Casperson, Campe, Clodius, Cramer (Halberstadt), Cramer (Kiel), Cramer (Quedlinburg), Cramer (Hamburg), Claudius, Collmann, v. Collong. 53. Briefwechsel mit Dohm. 54. Briefwechsel mit Dietz, Dusch, Dellbrück, Tob. Dieck, Denis, Dettmar, Dreyer, Ewald (Potsdam), Engel, v. Erdmannsdorf, Eck (Leipzig), Eckstein, v. Elsner, Engelschall, Ebert, Eberhardt, Fritze, v. Floreich, Funke, Graf v. Finkenstein, Fischer, Fleischer, Feder, Falk, Göckingk. 55. Briefwechsel mit Gurlitt, Gmelin, Gräter, Gesenius, Gottsched, Goldhagen Glotz, v. Grawert, Großmann, Geißler, Gericke, Graue, v. Gotsch, Geßner, Grieninger, Gautier, Grüter, v. Goens, Gleim (Bruder), v. Günther, Gerning, Gisecke, Grille, Gerstenberg, Götz, Gellert, Göchhausen. 56. Briefwechsel mit Hildebrandt, Hirzel, Hagedorn (Dresden), Hagedorn (Hamburg), Graf von Herzberg, Hederich, Heinse, Heyne, v. Köpcken, Graf von Kalkreuth, v. Keller-Banner, Köhler, Küster, Frau von Krosigk, Koch, König, Krügelstein, Neumann, E. v. d. Recke, Seume. 57. Briefwechsel mit Friedrich Richter (Jean Paul), Rabener, Resewitz, Reiniger, Rochow (Golze und Rekahn), Reichardt, Raspe, Riedel, Rathmann, Reich, Rave, Rötger, — Kunze, Klotz, Kretschmann, Wolke, Weiße. — Rudolphi, Raschky, v. Resewitzky, Frau v. Röhr, v. Rohr (Cleve), Rohr (Cöslin), Rost, Riedel, Rambach, v. d. Recke, Reimann, v. Retzer, Reichardt, La Roche, Familie Stolberg-Wernigerode, Schubart, Spitzbarth, Spiegel, Schnorr, v. Schütz, Schlez, Salzmann, Stelzer, Steubel, Seybold, Schetten, Stockmann, Schulze, Schlosser, Fräulein v. Schenk, Arn. Schmidt, Salken, Schirach, Schulze, Eul. Schneider, v. Stammfort, Schlegel. 58. Briefwechsel mit Schröder (Wernigerode), Schröder (Marburg), Seidel (Lieutenant), Seidel (Pastor), Schubart, Schulze, Simmingskiold, v. Schlieffen, Sickeley, Spazier, v. Schlabrendorf, v. Struensee, Frau v. Schulte (Berlepsch), Schwarz, v. Sievers, Schlichtegroll, v. Schulenburg, Schütze, Starke, Schultheß, Scheffner, Soltan, Schröckh, Schwarz. 59. Briefwechsel mit Schiller (1 Brief), Sander in Dessau, v. Stedten, Sonnenfels, v. Schardt, Schmidt (Erfurt), Chr. Heinr. Schmidt, Sangerhausen, Schlözer, Sommermann, Spalding, Schlüter, v. Stille, v. Stein, Schultheß, v. Spiegel, Sack, Schmidt (Klosterberge), Schink, Fräul. v. Schlieben, Withof. 60. Briefwechsel mit Musäus, Meißner, Mittelstedt, Möser, M. Mendelssohn, Merkel, Münnich, Meil, v. Mausebach, Meinhardt, Michaelis, Münter, Mastalier, Murcard, Müller, Meyer, Meusel, Mittelstedt, Matthisson, Meyer, Morgenstern, Maaß, Müller (Berlin). 61. Briefwechsel mit Waasbergha, Waser, Wolf, Wöllner, Wittenberg, Wilhelmi, Zollikofer, Zedlitz, Zimmermann, Zachariä, v. Zieten, Zelter, Zöllner, v. Zach. 62. Briefwechsel mit Heidenreich, Hufeland, Hopfner, Isenbart, Jacob, Jerusalem, Jani, Ihlen,

der Thätigste von Allen, sowohl im eignen Schaffen, als im Anregen Anderer. Tag für Tag dichtete er sein Pensum, häufig auch in der Nacht, besonders in seinen späteren Jahren, wo er nicht mehr bis zum Morgen schlafen konnte. Dann kam er früh, „die Musengabe in der Hand“, zu den Seinen, und las ihnen dieselbe vor*). Als J. G. Jacobi, Heinse, Schmidt, Sangerhausen u. A. gleichzeitig in Gleims Nähe in Halberstadt oder als Gäste bei ihm selbst lebten (1774), trafen sie die Einrichtung, daß an jedem Morgen eine verschlossene Büchse umhergetragen ward, in welche Jeder „eine Musengabe“ warf. Sonnabends kamen dann Alle bei Gleim zusammen; Gleim las die Beiträge vor und ließ die Verfasser errathen**).

So trieb es Gleim bis an seinen Tod. Sein Haus und sein Herz blieben fortwährend den Freunden geöffnet, und bis zuletzt

---

v. Irwing, v. Kursell, Krause. Knesebeck, v. Knebel, Krünitz, v. Kortzfleisch, v. Krickende, Kersten, Kleuker, Körner. 63. Briefwechsel mit Voß und Frau, Klam. Schmidt, Tiedge. 64. Briefwechsel mit v. Hagen, v. Herel, Hauptmann, Henkel, Hartmann, Huth, Heinze, Heinitz, Hymme, Hermes, Hoze, Hoffmann, Hurke, Hinze, Hohenborst, Häuser, Halem, Hempel, Hartmann, Hensler, Himly, Horstig. 65. Briefwechsel mit Graf v. d. Lippe, Lüdke, Lehmann, Lamprecht, Langer, Lengefeld, Langer (Düsseldorf), Lucchesini, Lavater, v. d. Leche, Lieberkühn, Lichtenberg, Lafontaine, Leuchsenring, Matthisson, Maus, Merck, Münnich, Müchler, Meinecke, Mattei, Nicolai, Nösselt, Norrmann, Nauendorf, Nicolovius, Nöldechen, Niemeyer, v. Nuys, Overbeck, Pleising, Plenz, Preuße, Patzke, Pauli, Pfutsch. 66. Briefwechsel, betreffend Eberts Liebesgeschichte, Streitigkeiten Horstenbergs mit J. G. Jacobi, Klopstocks mit Bodmer. Abschriften des Briefwechsels zwischen Klopstock und Voß, Sulzer und Bodmer, Klopstocks und Sulzers Reise nach Zürich.

C. Handschriften von Pyra („Aeneis“), Kleist, Karschin, Benj. Michaelis, Bothe, Heinse, Kl. Schmidt, Stammfort, Götz, Fischer, Jacobi. Ueber Waser und seinen Prozeß. Handschriften von Rudnick, Stille, v. Hardenberg, Klopstock, Ramler, Voß (die „Luise“ im Original), Trenk, Kretschmann, u. Anderes von Unbekannten.

Nachtrag.

Briefe zwischen Gleim und Uz. Briefe zwischen Gleim, Ramler, Uz. Abschriften der Briefe der Frau Karsch.

*) Körte a. a. O., S. 375. — Wir verweisen hierbei auf die oben mitgetheilte Notiz von den noch handschriftlich vorhandenen Poesien Gleims, welche allein schon die Massenhaftigkeit seines dichterischen Schaffens bezeugt.

**) Körte a. a. O., S. 188.

ward er nicht müde, den Kreis dieser Freunde noch immer mehr zu erweitern. Die wahrhaft kindliche Seelenheiterkeit, Aufgewecktheit, Gemüthserschlossenheit und theilnahmvolle Hingebung, welche ihn durch sein ganzes Leben begleitet, verließen auch den mehr als Achtzigjährigen nicht, und selbst die Leiden und Unbilden des höheren Alters (er erblindete und mußte sich einer Operation unterwerfen, die ihm gleichwohl keine Hülfe brachte) konnten weder seinen inneren Frieden stören, noch seine Mittheilsamkeit und Empfänglichkeit im Verkehr mit Andern vermindern.

Licht- und Schattenseiten dieses poetischen Zusammenlebens der Halberstädter.

Das Leben Gleims und seiner Freunde gewährt das schöne Bild eines harmlos glücklichen, wahrhaft poetischen Daseins. Jeder Tag wird zu einem Gedichte, zu einer Festesfeier der Phantasie und des Gemüths; das so Empfundene und Erlebte sucht man wiederum in muntern Liedern, in poetischen oder prosaischen Episteln theils für sich festzuhalten und immer von Neuem zu genießen, theils den entfernten Freunden zu gleichem Genusse mitzutheilen, und so fließen Dichtung und Wirklichkeit in immerfort erneutem Kreislauf untrennbar in einander.

Es war das erste Mal, daß man auf solche Weise versuchte, die Poesie gleichsam durch sich selbst zu befruchten, indem man das Leben nach dichterischen Intentionen gestaltete, und aus diesen Gestaltungen wiederum Stoff und Anregung für dichterisches Hervorbringen schöpfte.

So anmuthend auf den ersten Blick dieser Versuch, so liebenswürdig das Treiben der Gleim'schen Kreise erscheint, so hatte die Sache doch auch ihre bedenklichen Seiten. Kleist verfuhr wohl nach einem ganz richtigen Instinct, wenn er schon 1746*) Gleim warnte, sich nicht ausschließlich auf die Dichtkunst zu werfen, sondern danach zu streben, daß er die Welt kennen lerne und durch einen berufsmäßigen Verkehr mit dem wirklichen Leben sich einen größeren Kreis von Erfahrungen und Ideen schaffe, als welchen die bloße dichterische Einbildung oder Empfindung ihm je zu gewähren vermöge. Gleims Beruf in Halberstadt war nicht dazu angethan, ihn zu eingehender Beschäftigung mit größeren Lebensinteressen anzuleiten oder gar zu

---

*) Unterm 8. Febr. — „Briefe Kleist's an Gleim" (handschriftl.), 1. Bd.

nöthigen, und Halberstadt selbst war nicht der Ort, wo Jemand diese Interessen recht kennen lernen und erfolgreich auf sich wirken lassen konnte*). Der Gesichtskreis Gleims und seiner dichterischen Genossenschaft mußte in solcher Zurückgezogenheit sich nothwendiger Weise verengen, da man nicht — um mit Goethe zu reden**) — „in die Fülle der äußern Welt griff, wo allein der Mensch Nahrung für sein Wachsthum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann", vielmehr nur unter sich verkehrte und jeder der Genossen mit seinem ganzen Denken und Thun in dem alltäglichen, gleichförmigen Zusammenleben dieses engsten Freundeskreises vollständig aufging. Die kleinen persönlichen und geselligen Beziehungen der Freunde untereinander erhielten dadurch für diese eine Bedeutung, die sie an sich und für die Außenstehenden nicht hatten und nicht haben konnten. Ein heitrer Scherz, ein trauliches Wiedersehen der Getrenntgewesenen, ein in harmloser Fröhlichkeit zusammen verbrachter Tag, ein zärtlicher Abschied, solche und ähnliche Erlebnisse, welche bei jedem gefühlvollen Menschen auf sympathetische Mitempfindung rechnen dürfen, sobald sie nur keine größere und andauerndere Betheiligung beanspruchen, als die ihnen im Ganzen und Großen des menschlichen Lebens zukommt, wurden hier zu Ereignissen von allgemeiner Wichtigkeit gestempelt, mit denen man sich lange Zeit, und immer von Neuem, beschäftigte, was unvermeidlich sowohl in dem ganzen Empfindungsleben der Genossen, als in deren literarischen Erzeugnissen, besonders ihren Briefwechseln, eine unerquickliche Eintönigkeit und Leere hervorbrachte***). Bisweilen schien man dies selbst zu

*) Sulzer, ein naher Freund Gleims, äußert einmal: „Gleim ist in Umständen, wo er kaum Besseres machen kann, als Tändeleien. Er wohnt an einem elenden Orte und hat nur gewöhnliche Umgebungen" („Briefe deutscher Gelehrten", 1. Bd., S. 121).

**) „Aus meinem Leben" („Werke", 25. Bd., S. 295).

***) Goethe hat auch hier mit wenigen Worten Grund und Wesen der Sache getroffen, wenn er in seinem „Aus meinem Leben", 2. Thl., S. 294 von Gleim und seinen Freunden sagt: „Sie legten auf ihre besondern engen Zustände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur unter einander zugestehen mochten; sie freuten sich mehr als billig ihrer Scherze, die, wenn sie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten. Sie empfingen von Andern Lob und Ehre, wie sie verdienten, und gaben solche zurück, wohl mit Maß, doch immer zu

empfinden: dann suchte man mit einer gewissen hastigen Ungeduld neue Elemente des geselligen Verkehrs, der Lectüre und der poetischen Nachahmung herbei zu ziehen. Allein diese Art, in das geistige Leben des Kreises Abwechselung und Mannigfaltigkeit zu bringen, war eine sehr äußerliche, oberflächliche, um nicht zu sagen künstliche und unwahre. Mit Recht ward es schon von Zeitgenossen als auffällig bemerkt*), daß ein und derselbe Dichter heut in den muntern Klängen der Anakreontischen Muse sich erging, morgen den schwermüthigen Ton Young'scher Nachtgedanken anschlug, bald die schlichte Denk- und Redeweise der niedrigen Volksklassen zu treffen sich anstrengte**), und wieder ein anderes Mal die dunkle und geheimnißvolle Sprache des Koran dergestalt nachahmte, daß er sogar den Gebildeten fast unverständlich blieb***). Nicht anders im Persönlichen. Wenn wir sehen, wie Gleim mit der gleichen Glut für den kritisch-nüchternen Lessing und für den idealistisch-überfliegenden Fr. Jacobi schwärmt, wie er Klopstock als den erhabensten der Menschen verehrt, aber auch mit Wieland, dem direktesten Widerspiel Klopstock'scher Weltauffassung, in der zärtlichsten Freundschaft lebt, wenn wir in seinem Freundschaftstempel Lavater neben Nicolai und Biester, Gellert neben Heinse und Bürger erblicken, so fällt es schwer, an einen wirklichen, tieferen Geistes- und Seelenverkehr des Mannes mit so ganz verschieden gearteten Naturen zu glauben. In dem unersättlichen Haschen nach immer neuen Bekanntschaften und Freundschaften, in der leidenschaftlichen Art, womit Gleim seine Freunde in die engbemessenen Cirkel seines Empfindens, Denkens

reichlich, und, eben weil sie fühlten, daß ihre Neigung viel werth sei, so gefielen sie sich, dieselbe wiederholt auszudrücken, und schonten hierbei weder Papier noch Tinte. So entstanden jene Briefwechsel, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt sich verwundert."

*) „Literaturbriefe", S. 183 (vgl. Koberstein a. a. O., 2. Bd., S. 1258).

**) Gleim schrieb „Lieder für's Volk", die zwar Lessing lobte, an denen aber die Absicht, zum Volke und in dessen Sprache zu reden, ungleich besser ist, als die Ausführung.

***) Dieses Urtheil fällt über Gleims „Halladat", – eine größere, der Uz'schen „Theodicee" verwandte, religiöse Dichtung —, wenn auch in schonender Umschreibung, Lessing in einem Briefe an Gleim.

und Thuns beinahe gewaltsam hineinzwingt *), in der fieberhaften Reizbarkeit, die heut außer sich geräth, weil ein erwarteter Brief oder Besuch eines Freundes ausbleibt, wohl gar über Gefühllosigkeit, Verrath, Bruch der Freundschaft jammert, und morgen hoch aufjubelt, wenn der gestern als ungetreu verklagte Freund wieder schreibt oder selbst kommt **), in Alledem können wir nichts Anderes erblicken, als die natürliche Folge des Mangels an inhaltreicheren, den ganzen Menschen wirklich ausfüllenden Lebensinteressen und der dadurch erzeugten krankhaften Ueberreizung und Verzärtelung des individuellen Empfindungslebens.

Nachtheilige literarische Wirkungen der zu großen Abgeschlossenheit dieses Kreises in sich.

So verfielen Gleim und seine Freunde in eine ähnliche Einseitigkeit, wie Gellert und seine Anhänger, und aus ähnlichen Ursachen. Nur die Wirkungen waren — entsprechend der in jeder der beiden Schulen vorherrschenden Thätigkeitsrichtung — einigermaßen verschiedene: bei Gellert mehr moralische, auf die ganze Lebensführung in weiten Kreisen der Gesellschaft sich erstreckende, hier vorzugsweise blos gesellige und literarische. Die letztern namentlich machten sich auf bedenkliche Weise bemerkbar durch eine literarische Ueberproduktion, die, was sie an Breite gewann, an Tiefe verlor, und durch den Mangel kritischer Strenge und Selbstverleugnung in der Ausscheidung des Unbedeutenden, allenfalls für die Stunde und den nächsten Freundeskreis Werthvollen, von Dem, was man als ein Bleibendes auf die Nachwelt gebracht sehen wollte. Engländer und Franzosen haben öfters ihre Verwunderung darüber geäußert, daß in Deutschland so viel unbedeutende, zumal lyrische Kleinigkeiten cursirten, Sachen, die man bei ihnen zwar vielleicht im geselligen Cirkel einmal vorlesen, aber nimmermehr auf den großen literarischen Markt zu bringen wagen würde. Gleim und seine Genossen tragen einen nicht geringen Theil der Schuld dieser Gewöhnung der Deutschen, zwischen dem engeren

*) So, wenn Gleim in seinen spätern Jahren die Freunde dringend einladet, sich mit ihm in „sein kleines Hüttchen“ zurückzuziehen und von der Welt draußen mit ihren Bewegungen gar keine Notiz zu nehmen.

**) Belege zu dem oben Gesagten liefern die Gleim'schen Briefwechsel und seine Biographie von Körte (S. 381 ff.) in Menge. — Sulzer nennt Gleim einen „ungestümen“ Freund, „dem die Freunde sclavisch dienen müssen, wenn sie nicht seine Gunst verlieren wollen“ („Briefe deutscher Gelehrten“, 1. Bd., S. 29).

Freundeskreise und dem größeren Publikum nicht zu unterscheiden, vielmehr von letzterem zu verlangen, daß es auf die Eigenthümlichkeiten, die Liebhabereien, die kleinen persönlichen Bezüge eines solchen Kreises eingehe und Alles schön finde, was man von dort aus ihm als schön anzupreisen beliebt*), kurz, der Herrschaft eines literarischen Coteriegeistes über einen wirklichen literarischen Gemeingeist. Und wie hätte nicht in solcher Abgeschlossenheit und Entfernung von den größeren Mittelpunkten des gesellschaftlichen und geistigen Lebens die rechte Unbefangenheit und Freiheit der Kritik verloren gehen sollen? Wie schwer war es — selbst für einen starken und hellen Geist — sich diese Unbefangenheit zu bewahren bei Beurtheilung von Leistungen, die unter der harmlosen Form freundschaftlicher oder geselliger Gaben dargeboten wurden und denen gegenüber es fast unfreundlich oder unhöflich erschien, der liebenswürdigen Absicht mit pedantischer Strenge zu begegnen! Wie leicht ließ sich vollends der Schwache oder Eitle verleiten, heut zu loben, um morgen gelobt zu werden! Und wer hätte es nun gar über's Herz bringen mögen, dem gutherzigen, gefälligen, gastfreien, immer dienstfertigen und liebevollen „Vater Gleim" ein unschönes Wort über seine Dichtungen zu sagen, ihm, der für jede fremde Leistung stets die bereiteste und rückhaltsloseste Anerkennung hatte, von dem man wußte und täglich aus seinem eignen Munde hörte, wie sehr der Freunde Beifall ihn erquickte, wie weh ihm ein tadelndes oder auch nur minder unbedingt lobendes Urtheil von solcher Seite that**)?

---

*) Gleim namentlich „dichtete", wie Körte (S. 329) sagt, „etwa nur einige Zeitgedichte für das große Publikum, sonst A l l e s n u r f ü r d i e F r e u n d e, weil nur die Freundschaft seine Muse war." Gleim selbst schrieb an Fr. Jacobi, als dieser ihm den 1. Thl. seiner „Vermischten Schriften" gesandt und dabei bemerkt hatte: von der Aufnahme, welchen dieser Theil im Publikum finden werde, hänge das Schicksal des „Woldemar" ab: „Also schreiben Sie für's Publikum? für welches denn? für unsre Krickler? für unsre Leser? für beide möcht' ich nicht schreiben. Ich, mein Lieber, habe für Krickler und für unsre Leser a u c h n i c h t E i n e meiner 50,000 Zeilen geschrieben. Immer schrieb ich nur für einen Freund: die „Scherzhaften Lieder" für Uz, die „Fabeln" für Kleist, die „Kriegslieder" für Lessing, „Halladat" für Heinse." (Ebenda.)

**) Selbst Lessing betreffen wir, gegenüber Gleim, bisweilen auf der verzeihlichen Schwäche, daß er den guten Willen für die That nimmt. — Goethe berührt sehr treffend diese bedenkliche Nichtunterscheidung zwischen persönlicher Liebenswürdigkeit und literarischer Tüchtigkeit in den Urtheilen über Gleim, wenn er („Werke", 25. Bd., S. 294) sagt: „Gleim gewann sich so viel Freunde, Schuldner

Ihr patriotisches Gefühl ein Gegengewicht wider diese Nachtheile.

Die Folgen der Abschließung unter sich und der Zurückgezogenheit von der Welt würden bei den Halberstädter Genossen noch größer und noch bedenklicher gewesen sein, als bei Gellert und seiner Gemeinde — in demselben Maße, wie diese Zurückgezogenheit selbst, wenigstens äußerlich, eine noch entschiedenere war —, hätten sie nicht vor Jenen Etwas vorausgehabt, was Vieles gut machte. Das war die den meisten derselben von Haus aus gemeinsame patriotische Empfindung für Friedrich II. und seine Thaten. Hier war ein reicher Quell frischen Lebensmuthes, fröhlicher Hoffnung und Begeisterung, eines warmen sympathischen Gefühls für große, allgemeine Interessen, unter Umständen sogar einer werkthätigen Betheiligung an dem stolzen Bau des Ruhmes und der Größe des geliebten Vaterlandes.

---

und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gern gelten ließ, weil man für die reichlichen Wohlthaten Nichts zu erwidern vermochte, als Duldung seiner Gedichte." Der Biograph Gleims, Körte, bekennt selbst unverhohlen: „Die Kritik, wie sie unter den Freunden, und besonders von Gleim, geübt ward, wurzelte mehr in der gegenseitigen Liebe, als in ernster Absicht der Kunst." (Vgl. Gervinus a. a. O., 4. Bd., S. 229, Koberstein a. a. O., 2. Bd., S. 928, 942.) — Gleim feierte „seinen Uz" als den „deutschen Pindar", Klopstock als „Homer", Lessing als „Sophokles", ließ wiederum sich von der Karschin als „deutschen Thyrsis" feiern. Schon Lessing (in den „Literaturbriefen") und Herder (in seinen „Kritischen Wäldern") verspotteten gebührend diese Art von Vergleichung deutscher Dichter mit solchen des Alterthums, wie sie vornehmlich in den Gleimschen Kreisen Sitte geworden war. — Das Gedicht „Alexis und Elise" von Gleim, welches, mildestens gesagt, sehr unbedeutend und langweilig ist (es beginnt so: „Alexis und Elise, zwei Herzen von Gefühl, wenn sie ein Barde priese, so wär' es nicht zu viel", und geht in diesem trivialen Tone und diesem einförmigen Rhythmus durch 3 Gesänge, 109 Strophen, 436 Verse fort!), ward sogar von Wieland, dem Freunde zu Liebe, „himmlisch" gefunden (s. Briefwechsel zwischen Gleim und Wieland). Gleim selbst verlangte (wenn er es auch nicht eingestehen mochte) eine solche derbe Schmeichelei, und war leicht empfindlich oder doch innerlich verletzt, wenn einmal ein Freund tadelte oder auch nur nicht genug lobte. — Wie verderblich diese Gewöhnung gegenseitigen Lobhudelns wirkte, geht daraus hervor, daß selbst Solche, die gar keinen Dichterberuf hatten, aber durch das Beispiel und das Zureden des Halberstädter Kreises zum Dichten verleitet worden waren, sich empfindlich zeigten, wenn ihre Arbeiten von Genossen dieses Kreises nicht mit vollen Backen gelobt wurden, wie dies u. A. dem, in seinem kritischen Urtheil verhältnißmäßig ziemlich unbefangenen und selbstständigen Ewald Kleist mit einem General von Stille begegnete, der ihm ein Gedicht: „Der Lerchenkrieg" (wahrscheinlich in Popescher Manier) mittheilte, und sauer dreinsah, als Kleist, schon darin sich Zwang anthuend, dasselbe nur halbwegs lobte („Handschriftl. Briefwechsel zwischen Kleist und Gleim", Jahrg. 1748).

Diese Empfindung pulsirt stark und lebendig in den hervorragendsten Briefwechseln aus diesen Kreisen, vor Allem in dem Gleims mit seinem Herzensfreunde Ew. Kleist, dem feurigsten Patrioten und Bewunderer des großen Heldenkönigs. Dieser patriotische Drang erfüllte Gleims Denken und Thun während seines ganzen langen Lebens mit unverminderter Stärke, und, wie er in seiner Jugend ihn angetrieben, für die Uebersiedelung tüchtiger Talente nach Preußen sich zu bemühen „zum Ruhm und Nutzen seines Vaterlandes, und um seines Friedrich Zeit zur glänzenden Epoche großer, freier literarischer Ausbildung zu machen und der deutschen Nation ein goldenes Jahrhundert zu bereiten, gleich den Jahrhunderten Augusts und Ludwigs“ *), wie er ihn die Abwendung Friedrichs von der deutschen Muse zwar beklagen, aber auch entschuldigen, und das höhere Verdienst freudig preisen ließ, das der große König durch Förderung der Denkfreiheit um den Fortschritt deutschen Geisteslebens sich erwerbe, so verließ er ihn auch noch im höchsten Alter nicht: mit fast jugendlicher Wärme nahm Gleim bis zuletzt an Allem, was Preußen, was Deutschland anging, regen Herzensantheil, war er unermüdlich in Versuchen, von seinem fernen und einsamen Winkel aus durch Wort und Lied, mit Rath und Warnung auf die Geschicke des Vaterlandes, auf die Entschlüsse der Großen und die Stimmung des Volkes einzuwirken.

Mag immerhin dieser Gleim'sche Patriotismus — zumal in der spätern Zeit — in der Art seiner Kundgebung bisweilen etwas verfehlt **) und selber in der Richtung seiner politischen Ansichten

*) Körte a. a. O., S. 63.

**) Z. B. in jenem Schreiben an Friedrich Wilhelm III., bei dessen Thronbesteigung, worin es heißt: „Sire! Voltaire, der Dichter, schrieb an Friedrich, den König, wie an seines Gleichen. Die deutschen Dichter machen mit ihren Königen sich nicht so gemein! weil ihre Könige nichts aus ihnen sich machen, so machen sie auch aus ihren Königen sich nichts.“

„Sie sind stolzer als die französischen!“

„Wenn aber ein König anfängt, Einer zu sein, wie Ew. Majestät, dann sind sie nicht mehr stolz!“

„Dann gebietet ihnen der König, ihn nicht zu loben.“

„Dann sagt der Dichter:

„„Ihn loben soll man nicht, wer aber kann's denn lassen?““

„So geht's dem alten Soldaten, der auch einmal so etwas von einem Dichter war; er kann's nicht lassen!“

nicht immer ganz einsichtig und unbefangen erscheinen*), so bildet er doch in dem Ganzen seiner Lebensanschauung wie in derjenigen der meisten seiner Freunde, Kleists, Ramlers, Sulzers u. A., ein heilsames Gegengewicht gegen die Anwandlungen jener allzu schwächlichen und kränkelnden Empfindsamkeit, welcher wir ihre Strebegenossen in Sachsen verfallen sahen. Bei diesen letztern blickt überall — durch die schüchterne Satire Rabeners, wie durch die resignirte und nicht selten casuistische Lebensmoral Gellerts**) — der düstere Hintergrund eines politisch und sittlich verkommenen Staats- und Gesellschaftswesens, trostloser öffentlicher Zustände hindurch: Den Preußen dagegen bleibt, auch wenn sie in ihrer persönlichen Denk- und Empfindungsweise noch so sehr zu einer gewissen Einseitigkeit hinneigen, doch allezeit der sichere Rückhalt eines tüchtigen und großartigen Gemeinwesens unverloren, als der feste mütterliche Boden, auf dem sie fußen und dessen Berührung ihnen immer von Neuem willkommene Kräftigung und Erfrischung zuführt.

Patriotische Dichtungen Gleims u. seiner Genossen.

Auf diesem Boden erwuchsen auch den Genossen des Halberstädter Bundes die werthvollsten und dauerhaftesten Blüthen ihrer Dichtung. Während die „Scherzhaften Lieder“ und der „Halladat“ von Gleim, vollends sein „Blöder Schäfer“ und seine Balladen, nicht minder die „Theodicee“ von

---

„Friedrich der Große hatte nur Einen Fehler! Diesen Einen haben Ew. Königl. Majestät nicht! Sie sind ein deutscher König, und ich, der alte Soldat, bin mit den heißesten Wünschen für das höchste Wohlergehen des Landesvaters

Ew. Königl. Majestät
deutscher, unterthänigster, treuester Knecht,
Der alte Gleim.“

Worauf ihm der König durch seinen Geh. Kab.-Rath Menker „für sein Andenken und die in seinem Schreiben bezeigten devoten Gesinnungen“ danken ließ (Körte a. a. O., S. 285 ff.).

*) So bei Gelegenheit des berüchtigten Wöllner'schen Edicts (s. den 1. Bd., S. 122), wo Gleim in einem Brief an den Minister Wöllner sich wegen eines unter seinem Namen verbreiteten und als ein Angriff auf jenes Edict gedeuteten Gedichts rechtfertigt und mit Bezug darauf sagt: „Diese Deutung konnte ein in der Liebe zu den Musen alt und grau gewordener Patriot nicht ertragen. Er bleibt Patriot bis in sein Grab. Patrioten aber müssen Unzufriedenheit im Staate nicht entstehen machen, entstandene nicht vermehren.“ (Ebenda, S. 249.)

**) S. oben S. 63.

Uz, die „Mädcheninsel“ von Götz, selber der „Frühling“ von Kleist, ebenso die meisten lyrischen Gedichte der Freunde, heute, mit nur wenigen Ausnahmen, kaum noch einen mehr als kultur- und sittengeschichtlichen Werth haben, — den Werth von Spiegelbildern einer vergangenen Zeit, ihrer Geschmacksbildung und ihrer Lebensanschauungen —, so machen die „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers“ von Gleim noch jetzt auf jeden warm und patriotisch Empfindenden den ergreifenden Eindruck, der allen solchen „in und mit der That entsprungenen“ Liedern — wie Goethe sie treffend charakterisirt*) — für immer gesichert bleibt. Hier ist, wie Lessing**) es sogleich nach dem Erscheinen der Grenadierlieder hocherfreut und bewundernd aussprach, eine „lebendige Poesie“, hier ist, nach Goethe's weiterem Ausspruch***), jener „wahre, höhere Lebensgehalt“ zu spüren, der „durch Friedrich d. Gr. und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie gekommen“; hier erblicken wir mindestens einen Anfang, und zwar einen bedeutungsvollen Anfang, einer wirklichen „Nationaldichtung“, einer solchen, die — um nochmals mit Goethe†) zu reden — „auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn Beide für einen Mann stehen“††).

---

*) „Goethe's Werke“, 25. Bd., S. 103 ff.

**) In der Vorrede zu der von ihm 1758 besorgten ersten Ausgabe der „Kriegslieder“ (mit Melodien) — vgl. „L.'s Sämmtliche Schriften“, herausgegeben von Lachmann, 5. Bd., S. 101.

***) A. a. O.

†) „Werke“, 25. Bd., S. 103. — Auch Herder in den „Fragmenten“, 2. Bd., S. 345, nennt die Gleim'schen Kriegslieder „wahre Nationalgesänge“.

††) Wir führen, um dem Leser den Eindruck jener Lieder zu vergegenwärtigen, wenigstens einige Strophen daraus an. Das erste der Grenadierlieder, der „Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges von 1756“, beginnt:

„Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!“
U. s. w.

In dem „Siegeslied bei Prag, 1757“, heißt es:

„Victoria! mit uns ist Gott!
Der stolze Feind liegt da.

Nicht immer ganz so schwungvoll und bilderreich in der Form, wie die Gleim'schen Grenadierlieder, athmen dafür die Kriegsgesänge von Ew. Kleist eine fast noch größere Unmittelbarkeit und Innigkeit der Empfindung ihres Gegenstandes: man fühlt es ihnen an, daß, der sie sang, nicht blos die Leier, sondern auch das Schwert führte, nicht blos ein sinniger und empfindungsreicher Dichter und

Er liegt! Gerecht ist unser Gott.
Er liegt. — Victoria!"
U. s. w.

Vor Allem aber mit Recht berühmt sind die folgenden Strophen aus dem „Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach":

„Vom sternenvollen Himmel sah'n
Schwerin und Winterfeld
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held. —
Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Heere Sieg,
Er wog, und Preußens Schaale sank,
Und Oestreichs Schaale stieg." —

Allerdings sind nicht alle Strophen dieser Kriegslieder gleich schwungvoll: allein durch alle weht doch ein warmer, ungekünstelter, patriotischer und thatkräftiger Geist. Gleim hat später noch mehrmals im Tone seiner „Grenadierlieder" zu singen versucht, aber es ist ihm nie wieder so gelungen. Es waren eben keine „in und mit der That" entstandenen Lieder. 1787 dichtete er „Soldatenlieder" auf Anlaß eines von dem Frh. von Beck dem neuen König von Preußen mitgetheilten und von diesem genehmigten Plans: „durch tüchtige Lieder das kriegerische Feuer und den Nationalstolz in der ländlichen Jugend (soll wohl heißen: in der Jugend des Landes) verbreiten zu lassen und Gleim den Auftrag zur Verfertigung solcher Lieder zu geben" (Körte a. a. O., S. 253). Also bestellte Arbeit! — 1790 ließ er „Preußische Marschlieder" folgen. Aber wo gab es damals Friedericianische Kriegs- und Siegesmärsche? — Die „Zeitgedichte" (1793) dienten weniger einer patriotischen, als einer parteipolitischen Stimmung zum Ausdruck, sie waren gegen die französische Revolution gerichtet, wie schon der Titel bezeugt („Zeitgedichte vor und nach dem Tode des heiligen Ludwig XVI."). — 1802 dichtete Gleim sogar „Schweizerische Kriegslieder"; er wollte damit „der guten Sache der Schweizerischen Menschheit nützlich sein." Dabei konnte denn von einer unmittelbaren, persönlichen patriotischen Empfindung noch weniger die Rede sein. — Wieder ein ander Mal besang er erst den polnischen König Stanislaus Augustus, dann den jungen Kaiser Alexander — Beide als „Menschenfreunde." Alles das war reflectirte Poesie aus zweiter, dritter Hand im Vergleich zu der unmittelbaren, lebendigen Begeisterung, welche die „Kriegslieder" und die vielen prosaischen Ergüsse von Patriotismus in den Briefen Gleims aus seiner früheren Periode erzeugt hatte.

ein trefflicher, edler Mensch, sondern auch ein thatkräftiger, ächt männlicher Charakter war*).

Die übrigen patriotischen Dichtungen aus den Halle'schen und Halberstädter Kreisen stehen den kriegerischen Gesängen Gleim's und Kleist's an poetischem Werthe nach. Sie enthalten größtentheils mehr Reflexionen, als unmittelbare Empfindungen und Anschauungen, und können sich — bei allem antiken Pathos der Ramler'schen Oden**), und bei aller nationaldeutschen, nicht blos

---

*) Kleist's „Ode an die preußische Armee im März 1757“ beginnt so:

„Unüberwund'nes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben! . . .“

Und es schließt:

„Auch ich, ich werde noch, — vergönn' es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden zieh'n,
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen flieh'n,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Gewimmel.“ —

Aus dem Schluß von „Cissides und Paches“ sei hier nur folgende Stelle wiedergegeben:

— „Wie gern stürb' ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft, —
Ich, der ich Dieses sang im Lärm des Kriegs,
Als Räuber aller Welt mein Vaterland
Mit Feu'r und Schwert in eine Wüstenei
Verwandelten, als Friedrich selbst die Fahn'
Mit tapfrer Hand ergriff und Blitz und Tod
Mit ihr in Feinde trug, und achtete
Der theuern Tage nicht für Volk und Land,
Das in der finstern Nacht des Elends seufzt. —
Doch es verzagt nicht d'rin, das theure Land,
Sein Friedrich lächelt, und der Tag bricht an.“ . . .

Kleist fiel bekanntlich in der Schlacht bei Kunnersdorf, d. 12. Aug. 1759, erst 44 Jahre alt.

**) Eines der lebendigsten patriotischen Lieder von Ramler ist sein „Schlachtengesang“ mit dem Anfang: „Auf, tapfre Brüder, auf, in's Feld!“ — Hier stören auch nicht, wie in den meisten andern Ramler'schen Liedern, die Anspielungen auf fernliegende, antike, mythologische und geschichtliche Vorstellungen, wie z. B. in dem Gedichte „an die Stadt Berlin“ die Beziehungen auf „Jupiter“, der für Friedrich streitet, „Latonens Sohn“, des Königs „Schutzgott“, die Vergleichung Friedrichs selbst mit „Delius Apollo“ u. A. m. —

spezifisch preußischen Gesinnung in den Vaterlandsliedern von Uz und Cronegk — an Lebendigkeit und Wärme des Eindrucks mit jenen nicht messen. Der trübe, elegische Ton, worin diese Letzteren von Deutschlands Zerrissenheit und Schwäche singen*), bildet zu dem thaten- und siegesmuthigen der Gleim'schen Kriegslieder einen eben so schroffen und unvortheilhaften Gegensatz, wie in der Wirklichkeit das Bild des damaligen, im tiefsten Verfall begriffenen deutschen Reichs zu dem Bilde des jugendlichen, durch seinen großen König zu Macht und Glanz erhobenen Preußens. Dem allgemein deutschen Patriotismus mußte nothwendig die freudige Zuversicht des spezifisch preußischen fehlen, und dieser Unterschied klingt auch aus den patriotischen Liedern der einen und der andern Gattung unverkennbar wieder. Wo aber das Gefühl des Dichters sich unwillkürlich theilte zwischen dem Schmerz um das deutsche Vaterland und dem nicht zurückzuhaltenden Stolz auf die, doch auch deutschen, Großthaten des brandenburgisch-preußischen Herrschers, da that eine solche innere Spaltung jener Einheitlichkeit der Stimmung Abbruch, welche ein so wichtiges Erforderniß jedes, zumal jedes patriotischen und politischen Gedichtes ist**).

*) Z. B. Uz in dem bekannten Gedichte: „Das bedrängte Deutschland" („Wie lang zerfleischt mit eigner Hand Germania ihr Eingeweide?" u. s. w.).

**) So z. B. bei Cronegk, wenn er singt:

„O kämpft, ihr wirklich deutschen Heere,
Für Freiheit und Religion!
Kämpft, muth'ge Preußen! Sieg und Ehre
Und ew'ge Palmen warten schon.
Die Zukunft zeigt sich meinen Blicken;
Ich fühl' ein heiliges Entzücken;
Was flieh'n für Schaaren dort am Rhein?
Kämpft, Deutsche! Gott, der euch begleitet,
Gott ist es selbst, der für euch streitet,
Und Friedrich muß sein Werkzeug sein.

Doch, wie viel Blut? wie viele Zähren?
O Deutschland! o mein Vaterland!
Wie lange soll die Zwietracht währen?
Was schwächst du dich mit eigner Hand?
Statt den gemeinen Feind zu dämpfen,
Muß Adler gegen Adler kämpfen,
Und Bruder wider Bruder stehn.
Dich, traur'ges Deutschland, zu zerstören,
Uebt sich die Wuth von deutschen Heeren,
Die selbst den Sieg mit Thränen seh'n."

Immerhin war der freiere Blick auf's Allgemeine, war die warme vaterländische Gesinnung, die Freude an nationalen Thaten und die patriotische Entrüstung über nationale Schwäche und Zerrissenheit ein bedeutsamer Fortschritt gegen die sich absichtlich streng auf das Privatleben beschränkende Anschauungsweise der empfindsamen Gellert'schen Seelen. Gleim und seine Genossen waren, wie wir sahen, mit ihren Empfindungen noch einigermaßen zwischen diesen beiden Richtungen getheilt. Auch im weitern Verlaufe unserer Betrachtungen werden wir noch öfter die Empfindsamkeit eines auf sich selbst zurückgezogenen, idealen Seelenlebens und die Richtung auf große Thaten und Ereignisse des Völkerlebens im Kampf mit einander erblicken. Aber es war doch schon ein großer Gewinn für den deutschen Geist, daß selbst so entschiedene Vertreter einer idealistischen, von der umgebenden Wirklichkeit sich weit hinweg- und dem Erhabenen, Uebernatürlichen zuwendenden Richtung, wie Bodmer, das Haupt der Schweizer Schule*), offen bekannten: „Friedrich II. ist ein Gesandter Gottes in einem Zeitalter, wo die weiblichen Zärtlichkeiten an die Stelle der männlichen Tugenden gesetzt werden"**).

Mangel einer eigentlich bedeutenden Dichtung aus d. Gellertschen und Gleimischen Kreisen, und gesteigerter Drang nach einer solchen.

Sowohl bei Gellert, als bei Gleim, war die Beschäftigung mit Poesie weniger die Folge eines Dranges nach Hervorbringung wirklicher Kunstwerke, als vielmehr die Wirkung eines im Allgemeinen gesteigerten Empfindungslebens. Für den Einen hatte sie im Wesentlichen nur die Bedeutung einer eindringlicheren lehrhaften Moral, für den Andern die einer erhöhten, vergeistigten Geselligkeit. So theilten sich Beide in gewissem Sinne in die Zwecke, die nach der alten, aber noch immer gültigen, von Gottsched wie von den Schweizern anerkannten Theorie die Dichtkunst

---

*) Vgl. 2. Bd., 1. Theil, S. 497.

**) „Briefe der Schweizer", S. 312, Koberstein a. a. O., 2. Bd., S. 1225. Es war dies 1759. Noch 1745 hatte derselbe B. an das Haupt der Halle'schen Schule, Lange, als dieser ihm sein Gedicht: „Die Siege Friedrichs" übersandt, geschrieben: Er (Lange) und Henzi sollten doch, „statt die Landbezwinger in ihrer Mordgier zu unterhalten", lieber „gegen die elenden Scribenten kämpfen"; „ob nicht die sanftmüthige Muse seiner Doris (so hieß Lange's Frau unter den poetischen Genossen) seinen darniederschlagenden Geist besänftige?" u. s. w. — („Lange's Briefsammlung", 2. Bd., S. 49; Koberstein a. a. O.)

erfüllen sollte: das „Nützen" und das „Ergötzen". Der höhere Schwung freilich mußte dieser Poesie abgehen, die gleichsam nur eine Sache des täglichen Hausbedarfs, ein Hülfsmittel war, um das Gemüth in einer gewissen mittleren Temperatur sinnlich-geistigen, ästhetisch-moralischen Behagens und Selbstgenügens zu erhalten.

Ein solcher Durchgang der Poesie durch das Leben, eine solche Befreundung derselben mit den Interessen der Wirklichkeit und den alltäglichen Bedürfnissen der Gesellschaft war für den allgemeinen Bildungsfortschritt der Nation ohne Zweifel von vielfältigem Nutzen. Das ganze Geistesleben der Menschen ward dadurch ein gehobeneres, ihre Empfänglichkeit für das Edle, Schöne und Gute eine lebhaftere und ausgebreitetere. Auch für wirkliche Kunstschöpfungen konnte diese neue Bildungsphase, wenn nur anderweite fördernde Bedingungen hinzutraten, ein günstiger Fruchtboden werden. Bis jetzt freilich hatte sie noch keine solche Schöpfung erzeugt. Die Verbreiterung der neuen geistigen Strömung schien ihrer Vertiefung hinderlich zu sein. Der Anregungen vom täglichen Leben, von den nächsten Umgebungen aus, der Forderungen, welche diese an den Dichter stellten, waren zu viele und mannigfaltige, als daß ein Geist von nicht ungewöhnlich hoher Begabung und starker Willenskraft so leicht die nöthige Sammlung und jene feste Richtung auf Ein großes Ziel hin sich hätte bewahren mögen, ohne welche Dichtwerke von bleibendem Werth niemals zu Stande kommen.

Gleichwohl war der Drang nach solchen Dichtwerken, war der Ehrgeiz, es auch auf diesem Felde andern Nationen gleichzuthun, wie man es auf den Gebieten der Gelehrsamkeit und der Philosophie bereits mit Glück gethan hatte, bei der damaligen Bildungsstufe des deutschen Volks ein natürlicher und kaum mehr abzuweisender. Seit der Zeit, wo Gottsched zuerst einen solchen Anspruch erhoben hatte*), waren wiederum Jahrzehnte verflossen, Jahrzehnte voll unverdrossener und nicht unfruchtbarer geistiger Arbeit. Die allgemeine Bildung, die Kenntniß und das Verständniß fremder Literaturen, besonders der klassischen, hatte zugenommen, in demselben Maße aber waren auch Trieb und Muth der Nacheiferung gestiegen.

---

*) S. 2. Bd., 1. Theil, S. 485.

Aeußere Anregungen dazu.

Zu solchen Anregungen rein literarischer Natur traten andere, von dem wirklichen Leben aus, und vielleicht waren diese die entscheidenderen. Fast jedem höheren dichterischen Aufschwunge einer Nation ging eine Erhebung und Neubelebung ihrer äußeren politischen Zustände voran. Die Homerischen Dichtungen waren der Nachhall der großen Thaten des Trojanerkrieges, die Dramen des Aeschylos und des Sophokles eine Nachwirkung des Krieges mit den Persern. Die schwungvolle Poesie eines Tasso, Dante, Ariosto entsproßte als geistige Frucht den politischen und religiösen Kämpfen, in denen die Städte und der Adel Italiens ihre Kräfte unter sich und gegen das Ausland gemessen hatten. Milton sang inmitten und nach Beendigung der heftigen Bürgerkriege, welche die Thatkraft des englischen Volkes auf's Höchste anspannten. Das „Zeitalter Ludwigs XIV." endlich spiegelte in seinem poetisch-rhetorischen Pathos die glänzende und kriegerische Politik dieses Königs wieder.

Gottsched, als er den kühnen Gedanken der Erschaffung einer deutschen Nationaldichtung faßte, ward dazu durch den Schein eines ähnlichen Aufschwunges in dem äußeren Leben der Deutschen verführt*). Jetzt aber war schon mehr vorhanden, als ein solcher bloßer Schein. Der Regierungsantritt und sogleich die ersten Regentenhandlungen des jungen Preußenkönigs Friedrich II. hatten die Blicke auf den „aufsteigenden Geist" gelenkt, mit dem offenbar eine neue Zeit für Deutschland aufdämmerte**).

---

*) S. oben S. 6.

**) Bedeutsam ist in dieser Hinsicht Klopstocks „Ode an Gleim" (aus dem Jahre 1752), worin er die Hoffnungen erwähnt, die er anfänglich auf Friedrich gesetzt, aber später aufgegeben habe, weil Friedrich sich von der vaterländischen Muse abgewandt. Er sagt dort von dem jugendlichen Friedrich:

„Würdig war er, uns Mehr, als dein beglücktester
Freiheitshasser, o Rom, Octavian, zu sein,
Mehr als Ludewig, den uns
Sein Jahrhundert mit aufbewahrt.
So verkündigte ihn, als er noch Jüngling war,
Sein aufsteigender Geist. — Noch, da der Lorbeer ihm
Schon vom Blute der Schlacht troff,
Und der Denker gepanzert ging,
Floß der dicht'rische Quell Friedrich entgegen, ihm
Abzuwaschen die Schlacht . . . . ."

Die fast unmittelbar darauf folgenden schlesischen Kriege (1741 ff.) versetzten die Nation in eine Bewegung, welche zwar von jener Begeisterung, die anderthalb Jahrzehnte später der Vertheidigungskampf Friedrichs gegen das wider ihn verbündete halbe Europa erweckte, noch weit entfernt, immerhin aber stark genug war, um ein Dichtergemüth in höhere Schwingungen zu versetzen. Feldherrngröße und Heldenruhm haben zu allen Zeiten etwas Erhebendes, Begeisterndes; in verdoppeltem Maße aber mußte Dies der Fall sein in einem Zeitalter, wo man seit lange entwöhnt war — mindestens in Deutschland —, die Herrscher der Länder persönlich an den Anstrengungen und Gefahren eines Kriegs Theil nehmen zu sehen. Ein junger Heldenkönig, an der Spitze seiner Tapfern kämpfend und siegend — Das war denn doch ein anderes, der Theilnahme würdigeres Schauspiel, als ein fürstliches Lustlager bei Mühlberg*)! Vor der Einbildungskraft des Patrioten erhob sich in neuem Glanze das, so lange umschleiert gewesene Bild deutschen Heldenthums; Erinnerungen an die tapferen Thaten der Vorfahren unter den ersten Kaisern und noch weiter rückwärts, unter Armin, wurden wieder lebendig**).

---

*) S. 2. Bd., 1. Theil, S. 481.

) Für diese Ideenverbindung finden wir ein sehr merkwürdiges Zeugniß in der bekannten Ode **Klopstocks aus dem Jahre 1749, welche in den spätern Ausgaben die Aufschrift trägt: „Heinrich der Vogler", welche aber nach den ziemlich zweifellosen Ergebnissen literargeschichtlicher Kritik (siehe insbesondere Löbell, „Die Entwickelung der deutschen Poesie", 1. Bd., S. 205, und die dort angeführten Quellen) ursprünglich auf **Friedrich** II. gedichtet war, wie u. A. die folgende Anmerkung von Cramer in der Schrift „Klopstock, Er und über ihn", 2. Thl., S. 34, deutlich bekundet. Cramer erzählt: „Als ich die älteren Lesarten mit der jetzigen Ode verglich, schien es mir fast bis zur Gewißheit wahrscheinlich, daß Klopstock Gleimen ins Amt gefallen und auch einmal [und zwar, setzen wir hinzu, viel früher, als Gleim] den **König von Preußen** gefeiert, hernach aber, aus guten Ursachen, sie auf Heinrich den Vogler umgestellt habe." — Er führt sodann folgende Verse als ursprünglich in der Ode enthaltene namentlich an:

„Es braust das **königliche** Roß
Und trägt ihn hoch daher.
Heil, **Friedrich**! Heil dir, Held und Mann,
Im eisernen Gefild!"

Ferner:

„Schon ist an seiner **Königs**brust
Der **Stern** mit Blut bespritzt."

So waren die äußeren Voraussetzungen für einen stärkeren Aufschwung der poetischen Phantasie, zugleich für eine bestimmte Richtung dieses Aufschwunges, wenigstens im Allgemeinen gegeben. Es kam darauf an, ob sich ein begabter, strebsamer und energischer Geist fände, der durch diesen Anstoß sich wirklich zu großen dichterischen Schöpfungen ermuthigen und begeistern ließe. Eine solche vom Hause aus dichterisch angelegte Natur war **Friedrich Gottlieb Klopstock**.

Friedr. Gottl. Klopstock. Seine Jugendbildung.

Klopstock (geb. zu Quedlinburg 1724) verbrachte seine Kindheit in ähnlichen Umgebungen und Verhältnissen, wie Gleim, nur noch freier und naturwüchsiger. Sein Vater, der ein Gut gepachtet hatte, war ein Mann von originellem Geist, starkem Willen und tapfrem Muthe. Die Leute nannten ihn den „tollen Klopstock"*). Von Empfindsamkeit hatte er keine Ader, wohl aber ein tiefes religiöses Gefühl. Von der Mutter Klopstocks weiß der Biograph nur zu berichten, daß sie eine würdige Frau gewesen. Sie scheint auf die Entwicklung des Knaben weniger Einfluß gehabt zu haben, als der Vater, der es wohl leiden mochte, wenn seine Söhne ein offenes und freimüthiges, selbst etwas verwegenes Wesen zeigten, die Stiere im Hofe neckten, im nahen Strome badeten, über hohe Mauern kletterten, um mit benachbarten jungen Edelleuten im Forste zu jagen. So wuchs der junge Klopstock heran inmitten der freien Natur und im innigsten Verkehr mit ihr, durch keinen Zwang zu frühen oder zu angestrengten Lernens in seinem aufgeschlossenen Sinne für's Leben und seinem frischen Muthe verkümmert. Diese glückliche Begabung rettete er auch durch die Vorschule in Quedlinburg hindurch bis in die klösterlichen

---

Endlich:

„. . . . **Friedrich** schlägt
Die Schaaren vor sich hin."

„Da ich ihn (Klopstock) aber selbst darum befragte", berichtet Cramer weiter, „leugnete er es schlechterdings." [Warum er dies that, ist aus der Note **) auf S. 103 ersichtlich.]

*) Cramer in seinen „Klopstock, Er und über ihn" (1. Thl., S. 17 ff.) erzählt ein paar Geschichten von ihm. Einmal forderte er ein paar Gecken, die in seiner Gegenwart über Religion spotteten, zum Zweikampf. Ein anderes Mal drohte er einem preußischen Werbeofficier, der unbefugter Weise auf sein Gut kam, er werde, wenn Jener Gewalt brauchen wolle, ihn mit Pistolen empfangen und seine Knechte mit Mistgabeln und Dreschflegeln bewaffnen.

Räume der Schulpforta, und auch der dortigen strengeren Zucht hielt er tapfer Stand. So verweigerte er einmal eine aufgegebene Arbeit, weil er, seinem innern Gefühl nach, sich mit dem vorgeschriebenen Thema nicht befreunden konnte. Ein ander Mal vertheidigte er ein Gedicht, das er gemacht, gegen einen Lehrer, der dasselbe, nach den hergebrachten Maßstäben, nicht gelten lassen wollte, und appellirte an den Rector, der ihn gewähren ließ. Als die Lectüre des Milton in der Schule verboten ward, weil sie die jungen Geister zu sehr von den klassischen Studien abzuziehen schien, hatte Klopstock die Kühnheit, nicht allein dennoch Milton zu lesen, sondern sogar öffentlich in einer Schulrede dem Studium desselben das Wort zu reden*).

Zusammenwirkende Einflüsse der klassischen Studien und der Zeitereignisse auf den jungen Klopstock.

Die sächsischen Schulen, und namentlich die sogen. Kloster- oder Fürstenschulen, standen in der Pflege der klassischen Wissenschaften den meisten gelehrten Anstalten Deutschlands voran. Kein Zweifel, daß auf ihnen mit zuerst jener Geist zugleich freieren und tieferen Eindringens in die Alten Eingang fand, welcher eben damals von Leipzig aus durch Gesner, Ernesti, Christ verbreitet ward**). Klopstock warf sich mit dem ganzen Feuer eines starken und kräftig entwickelten Naturells in diese Bahn. Sein Geist, in unmittelbarer Anschauung der Natur und in frischer Thatenlust großgenährt, fühlte sich vor Allem zu den epischen Schilderungen und den Naturbeschreibungen Homers und seines Nachahmers Virgil hingezogen, mehr als zu den Dichtern der bloßen Reflexion, wie Horaz und Seneca, oder der lyrischen Empfindung, wie Anakreon. Die allgemeine Stimmung der Zeit war ohnehin dem Epos, der Betrachtung und Bewunderung menschlicher Thaten günstig***). Daß gerade Klopstock von dieser Stimmung unberührt bleiben sollte, war nicht wahrscheinlich. Der erste schlesische Krieg fand ihn als sechszehnjährigen Knaben in Schulpforta, also im Alter größter Empfänglichkeit für solche Eindrücke†), zugleich in der Lebensperiode, wo ein selbstständiger

*) Cramer a. a. O., S. 38 ff.

**) Vergl. 2. Bd., 1. Theil, S. 509.

***) S. oben S. 104. Gervinus (a. a. O., 4. Bd., S. 203) macht die treffende Bemerkung: „Es liegt in der Natur der Dinge, daß eine epische, handelnde Zeit auch epische Dichtungen anregt.“

†) Gellert und Gleim hatten sich noch unter den der Thronbesteigung Friedrichs vorausgegangenen Verhältnissen, die zum großen Theil gerade entgegen-

jugendlicher Geist zuerst über Richtung und Ziel seines Strebens ernster mit sich zu Rathe zu gehen pflegt.

Klopstock hatte früh begonnen, sich in dichterischen Versuchen zu üben. Er hatte „Schäfergedichte" geschrieben, von denen gerühmt wird, daß sie „die Schäfer und Schäferinnen nach ihrer glückseligen Ruhe und Zufriedenheit abschilderten" und „eine mannigfaltige Reihe lieblicher, anmuthiger und sanft ergötzender Bilder" enthielten. Die Idyllen Theokrits oder die Eclogen Virgils mögen ihm wohl dazu den Anstoß gegeben haben. Auch „Oden" hatte er verfaßt, vorzugsweise geistliche, die sich, nach dem Urtheil desselben Zeit- und Jugendgenossen, durch eine zarte, zum Herzen dringende, rührende Empfindung, eine stille und gesetzte Majestät und eine, das Gemüth einnehmende, süße Regung auszeichneten*)

Klopstocks Ansichten über Poesie; seine Vorliebe für das Epos, sein Ehrgeiz, der Schöpfer einer epischen deutschen Nationaldichtung zu werden.

Allein diese vereinzelten Ergüsse poetischen Impfindens thaten dem starken Geiste des Jünglings, der schon damals nach dem Höchsten strebte, kein Genüge. Daß etwas Ungewöhnliches, Bedeutendes in dem jungen Klopstock sei, erkannten an dem kaum Neunzehnjährigen sowohl Lehrer, als Mitschüler. In seinem Wesen und Gebahren bemerkte man „eine mit Hoheit begleitete Vertraulichkeit". Er war gern allein, mit seinen Gedanken beschäftigt. Am liebsten trieb er sich auf den einsamen Berg- und Waldpfaden in der Nähe der klösterlichen Schulräume umher, in bewundernde Anschauung der Natur, als einer Offenbarung des göttlichen Geistes, versenkt**). Er verbarg nicht ein gewisses stolzes Gefühl der eignen Würde, des Bewußtseins, das er empfand, zu hohen Dingen bestimmt zu sein***).

---

gesetzter Art waren, entwickelt: Gleim verließ bald nach derselben die Universität, Gellert war damals schon zum zweiten Mal in Leipzig. Beide hatten bereits angefangen zu schriftstellern, als die neue Aera anbrach. So blieb der Grundton ihres Empfindungslebens von deren Einflüssen unberührt; nur modificirend konnten diese darauf einwirken, wie ich Dies oben im Einzelnen nachzuweisen versucht habe.

*) Cramer a. a. O., S. 34 ff.

**) Dies geht aus den Andeutungen bei Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 34 ff., 38 hervor.

***) Bezeichnend ist in dieser Hinsicht folgende Anecdote, die noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in Schulpforta über Klopstock cursirte. Klopstock hätte einmal im Carcer gesessen. Dort wären, nach einem alten Brauch, die Namen aller nach und nach darin Eingesperrten an den Wänden angeschrieben gewesen: Klopstock

Dabei war seinem träumerisch-empfindsamen Wesen ein Element praktischer Energie zugesellt, welches ihn in der Wissenschaft vor Allem der Geschichte, in der Poesie dem Epos geneigt machte. Er zeigte sich, wo es zu handeln galt, tapfer in Wort und That. Bei einem Streite der ersten Klasse mit der zweiten um gewisse Ehrenrechte hielt er schwungvolle Reden im Styl des Livius. In seiner kleinen Schulbibliothek fanden sich die Arbeiten Pufendorfs zur brandenburgischen und zur schwedischen Geschichte. Neben Homer und Virgil studirte und verglich er sorgfältig die epischen Dichter der verschiedensten Zeiten und Länder, heilige und profane*).

Das Epos erschien ihm als die höchste Gattung der Poesie, weil es „ein Ganzes“ darstelle, — gleichsam ein Gesammtbild der Welt, während alle andern Dichtarten nur einzelne Theile derselben abbilden. In dieser Gattung aber blieb ihm — neben den Dichtern des Alten Testamentes, die er wegen der Erhabenheit bewunderte, womit sie göttliche Dinge besängen — immerfort Homer höchstes und unerreichtes Muster. Denn — so äußerte er mit eindringendem Verständniß — „die Natur war Homer und Homer die Natur.“ Von allen andern Dichtern reichte in seiner Schätzung nur einer ganz nahe an Homer und zugleich an die heiligen Dichter hinan — Milton, der Sänger des „Verlorenen Paradieses“, einer Dichtung, wie er sich ausdrückte, „ebenso natürlich, wie voll Majestät“**).

Jenen großen Heldendichtern es nachzuthun, empfand der Jüngling einen brennenden Ehrgeiz. Ein Gefühl des Unmuths und der Beschämung beschlich ihn im eignen Namen, wie im Namen seines Vaterlandes, wenn er bedachte, daß bald jedes Volk mit dem Verfasser eines Heldengedichtes prangen werde, und nur Deutschland eines solchen entbehren müsse. Was seien doch dagegen alle die poetischen „Tändeleien“, auf die allein man sich hier berufen könne? „Unwerth des deutschen Namens, entstehen sie zu keinem andern

aber, statt den seinen beizufügen, hätte einige Verse eingeschnitten, von denen die letzten beiden so lauteten:

„Mich trägt die Nachwelt einst in ihre Tafeln ein,
Drum soll mein Name nicht bei diesen Namen sein.“

Wahr oder nicht, jedenfalls bezeugt diese Anecdote die Meinung, die sich über Klopstock in Schulpforta gebildet und fortgepflanzt hatte.

*) Cramer a. a. O., S. 35, 39 u. s. w.

**) Aus Klopstocks Rede beim Abgange von Schulpforta (Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 54 ff.).

Endzweck, als daß sie untergehen und nicht mehr da sind." — „Nicht so träge donnerten einst unsere Vorfahren mit ihren Waffen, und auch jetzt bearbeiten wir die Philosophie und jede Art von Wissenschaft nicht so laß und ruhmlos. Warum ist es denn nur das unglückliche Schicksal der Poesie, dieser göttlichen Kunst, von ungeweihten Händen betastet zu werden und an der Erde zu kriechen?" Der Uebermuth der Franzosen, welche höhnten: man möge ihnen doch einen deutschen Dichter nennen, „der aus sich ein ehrenvolles und unsterbliches Werk hervorgebracht", trieb ihm (wie vor ihm schon Gottsched*)) die Schamröthe in's Gesicht und erpreßte ihm den sehnsüchtigen Ausruf: „Durch ein großes, unvergängliches Werk müssen wir zeigen, was wir können! Und, daß er selbst entschlossen sei, diese heilige Ehrenschuld für seine Nation abzutragen, durch eine große poetische That die angefochtene Ebenbürtigkeit des deutschen Geistes mit allen andern Volksgeistern zu erweisen, Das deutete er unumwunden an am Schlusse jener Rede, die er beim Abgange aus Schulpforta hielt — eines merkwürdigen Denkmals von dem frühreifen Ernste und dem schon damals auf das Höchste gerichteten Sinne des noch nicht 21jährigen Jünglings. „O, wie wünscht' ich", ruft er dort aus, „es würde mir so gut, Dieses in einer Versammlung der ersten Dichter Deutschlands zu sagen! Die größte Freude würde mich dann durchdringen und ganz überströmen, wenn ich die Würdigsten zu diesem Werke dahin brächte, daß sie, wegen der so lange vernachlässigten Ehre des Vaterlands, von edler und heiliger Schamröthe glühten! — Wofern aber unter den jetzt lebenden Dichtern vielleicht keiner noch gefunden wird, welcher bestimmt ist, sein Deutschland mit diesem Ruhme zu schmücken, so werde geboren, großer Tag, der den Sänger hervorbringen, und nahe dich schneller, Sonne, die ihn zuerst erblicken und mit sanftem Antlitze beleuchten soll! Mögen ihn doch, mit der himmlischen Muse, Tugend und Weisheit auf zärtlichen Armen wiegen! Möge das ganze Feld der Natur ihm sich eröffnen und die ganze, Anderen unzugängliche, Größe der anbetungswürdigen Religion! Selbst die Reihe der

*) Vergl. 2. Bd., 1. Theil, S. 487. Es ist interessant, zu beobachten, wie das Motiv nationalen Ehrgeizes, der Wunsch, den Fremden, namentlich den Franzosen, es nach- und zuvorzuthun, gleichmäßig bei Gottsched und Klopstock wirksam war.

künftigen Jahrhunderte bleibe ihm nicht gänzlich in Dunkel verhüllt, und von diesen Lehrern werde er gebildet, des menschlichen Geschlechtes, der Unsterblichkeit und Gottes selbst, den er vornehmlich preisen wird, werth!)*)

Anfängliche Wahl eines vaterländischen und Vertauschung desselben mit einem religiösen Stoffe. Versuch einer Erklärung dieses Wechsels.

Als Klopstock Dies aussprach, hatte er selbst bereits die Idee eines Heldengedichts erfaßt, ja, noch mehr, den Plan dazu bis in's Einzelne ausgearbeitet**). Anfänglich war es ein weltlicher, vaterländischer Stoff, auf den sein dichterischer Drang sich richtete — Heinrich der Vogler, der erste Begründer eines machtvollen deutschen Königthums —, bald aber vertauschte er diesen Plan mit einem andern, indem er beschloß, den Messias und sein Erlösungswerk zu besingen.

Den Grund dieser Sinnesänderung Klopstocks läßt sein Biograph unaufgeklärt; wir können ihn vielleicht aus des Dichters Wesen, wie es uns schon hier entgegentritt, errathen. Derselbe Trieb nach dem Schrankenlosen, Unendlichen, der ihn bewog, das Epos allen andern Gattungen der Dichtkunst vorzuziehen, trieb ihn auch bei der Wahl des Gegenstandes über alle Schranken des Menschlichen und Irdischen hinaus. Nicht lange vorher waren jene Schriften der Schweizer erschienen***), welche die Benutzung des Wunderbaren, Uebernatürlichen in der Poesie gegen die Einwürfe Gottscheds in Schutz nahmen, ebendeshalb das Epos vor dem Drama (worin Alles auf einem begreiflichen Zusammenhange beruhen muß) bevorzugten und als das lebendige Muster einer solchen Poesie der Erhabenheit Milton priesen. Dadurch — wie Klopstock selbst von sich erzählt†) — „loderte das Feuer, das Homer in ihm entzündet hatte, zur Flamme auf und hob seine Seele, um die Himmel und die Religion zu singen.“ Dem von ihm bewunderten Sänger des „Verlorenen Paradieses“ nachzueifern, ja sogar ihn — schon durch die Wahl des Stoffes — zu überbieten, Das war von jetzt an sein höchstes Streben††).

---

*) Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 85.

**) Ebenda, S. 36.

***) S. 2. Bd., 1. Theil, S. 495.

†) In einem lateinischen Briefe, den er 1748 an Bodmer schrieb (s. Koberstein a. a. O., S. 1228, Note c.).

††) „Du, geheiligter Schatten des Milton, — zürne nicht über meine Kühnheit, die nicht allein dir zu folgen, sondern sich auch an einen noch größeren und

Wir treffen hier wieder auf eine jener merkwürdigen Wirkungen der eigenthümlichen Wendung, welche das deutsche Geistesleben in Folge der verbildeten und verkümmerten äußern Verhältnisse genommen hatte. Schon Gottsched sahen wir durch den gleichen unbestimmten Drang nach einer großen, epochemachenden „Nationaldichtung" auf falsche Fährte gelockt. Weil er im Leben des eigenen Volks weder Stoff noch Antrieb zu einem Heldendrama fand, gleichwohl aber diese Dichtungsart, welche er von den Franzosen mit so viel Erfolg angebaut sah, auch in Deutschland zur Blüthe bringen zu müssen meinte, ward er ein steifer und geistloser Nachahmer fremder Originale. Vor einer ähnlichen Verirrung bewahrte den Sänger des „Messias" die innere Wahrhaftigkeit seines Wesens, auch wohl das, inzwischen doch einigermaßen gekräftigte, allgemeine Nationalgefühl. Um so rettungsloser verfiel er einer andern. Der Gang der politischen Ereignisse, die Erregung, welche die Kriege zwischen Friedrich II. und Maria Theresia in den Gemüthern hervorgebracht, war zwar stark genug gewesen, den feurigen Geist des Dichterjünglings anzuziehen, aber er war nicht stark genug, ihn festzuhalten. Der ideale, überfliegende, empfindsame Zug, der in der Nation im Allgemeinen noch bei Weitem überwog, trug es auch über ihn davon und ward bei ihm noch besonders genährt und großgezogen durch die Einsamkeit seines Aufenthaltes und die abgezogene Natur seiner Beschäftigungen. Gleichwohl wollte er das Ziel seines Ehrgeizes, die Hervorbringung eines großen, nationalen Epos, nicht aufgeben: er wähnte, es geschehe diesem

herrlicheren Stoff zu wagen gedenkt" — so lauten Klopstocks eigene Worte in jener schon citirten Rede (Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 75). — Zwar behauptet Cramer: die Idee zum „Messias" sei in Klopstock „eher entstanden und gebildet worden, bevor er eine Zeile von Milton sah." Allein hier hat den Biographen offenbar seine Begeisterung für Klopstock irregeführt. In jenem oben citirten Briefe an Bodmer bekennt ja Klopstock selbst ganz klar, daß er durch Milton — „den ich ohne Ihre Uebersetzung vielleicht allzuspät zu sehen bekommen hätte" (!) — zum religiösen Epos begeistert worden sei. Im Original freilich las er Milton erst nach 1752, allein jene Uebersetzung von Bodmer war schon 1732 erschienen. Es wäre doch auch gar zu sonderbar, wenn Klopstock, der sich so planmäßig mit der epischen Literatur aller Völker beschäftigt hatte (und zwar schwerlich blos auf Anlaß jener Abgangsrede, wie man aus letzterer selbst am Besten ersieht), gerade von Milton keine Notiz genommen hätte! Derselben Meinung — daß Klopstock durch Milton zum „Messias" angeregt worden sei — ist auch Gelzer (a. a. O., S. 151).

Unternehmen kein Eintrag, wenn er statt eines weltlichen, vaterländischen Helden einen übernatürlichen, göttlichen wähle, ja dasselbe könne dadurch nur gewinnen, indem ihm von vornherein der Stempel größerer Hoheit und Erhabenheit aufgedrückt werde. Er bedachte nur nicht, daß das Epos Handlungen schildern soll, daß aber wirkliche Handlungen, zumal aber ein Fortgang und eine Steigerung solcher, nur da möglich sind, wo ein an endliche Schranken und Bedingungen gebundener Wille mit der Kraft seiner Freiheit gegen diese ankämpft, sie überwindet oder ihnen kämpfend unterliegt.

Vergleichung Klopstocks mit Milton.

Milton, durch dessen Vorgang Klopstock sich zu dem Versuch eines religiösen Epos verleiten ließ, war in dieser Beziehung in einer ganz andern, günstigeren Lage gewesen. Der Gegenstand seines „Verlorenen Paradieses" war bei Weitem so abgezogen und unnahbar nicht, wie das Mysterium der Menschwerdung Christi und der Erlösung. Das Leben und Thun des ersten Menschenpaares, sammt dem Schauplatz desselben, dem Paradiese — Das waren doch immerhin noch Dinge sinnlicher, greifbarer Natur, bei deren Schilderung die Anforderungen an plastische Anschaulichkeit und Mannigfaltigkeit, welche das Epos an seinen Bearbeiter stellt, gar wohl zu ihrem Rechte gelangen mochten. Was den eigentlich übernatürlichen Theil der Dichtung Miltons betraf, die Vorgänge im Himmel und in der Hölle, so kamen bei deren Behandlung dem Dichter die Vorstellungen seiner Zeit und seines Volkes wesentlich zu Hülfe. Das englische Volk hatte nicht lange vorher heftige Kämpfe halb politischer, halb religiöser Art bestanden. Die Eindrücke derselben zitterten noch in den Gemüthern nach. Man hatte sich dadurch gewöhnt, Weltliches und Ueberweltliches in engster Verbindung mit einander zu denken. Mit einer gewissen rauhen Naivetät glaubten Viele: weil sie nach ihrer besten Ueberzeugung ebensowohl der Sache des wahren Gottes gegen falschen Götzendienst, wie der Sache der politischen Freiheit gegen Tyrannei gedient hätten, so dürften sie sich nun nicht minder dem himmlischen, als dem irdischen Gemeinwesen nahe und gleichsam zubehörig fühlen. Die Puritaner, zu deren Ansichten Milton hinneigte, waren namentlich stark in dieser Verschmelzung des Heiligen und des Profanen. Sie waren in

die Schlacht gezogen mit der Bibel in der einen und dem Schwerte in der andern Hand. Sie liebten es, in der Sprache des Alten Testaments zu reden, welches eine solche unmittelbare, so zu sagen sinnliche Beziehung des Menschen zu Gott zu legitimiren schien, und nannten, nach dem Vorbild der alttestamentlichen Helden, sich selbst „Streiter des lebendigen Gottes", ihre Gegner „Kinder des Satan."

Auf solchen nationalen Vorstellungen fußend, durfte der Dichter des „Verlorenen Paradieses" es wohl wagen, nicht blos Satan und seine Gesellen, sondern auch die Engel und selber Gottvater und Gottsohn mit sinnlich derber Naivetät unter nahezu menschlichen Zügen darzustellen und die Kämpfe zwischen Himmel und Hölle in ähnliche Bilder zu kleiden, wie etwa Homer oder Virgil mit den Kämpfen der Olympier und der Titanen gethan hatten.

Dennoch war selbst Miltons Phantasie bisweilen an der Unendlichkeit ihres Stoffes erlahmt, oder hatte sich ins Ungeheuerliche und Unschöne verirrt!

Die Lage Klopstocks war aber in jeder Hinsicht eine viel ungünstigere. Für eine so naive Auffassung des Göttlichen in seinem Verhältniß zum Menschlichen, wie sie zu Miltons Zeit möglich gewesen, bot weder die Anschauungsweise des 18. Jahrhunderts überhaupt, noch die des deutschen Volkes insbesondere dem Dichter des Messias einen Rückhalt. Zwar auch in Deutschland hatte man vor Zeiten mit einer gewissen treuherzigen Einfalt Himmlisches und Irdisches ganz nahe an einander gerückt, nicht blos in den geistlichen Spielen, die sich aus dem Mittelalter in die neuere Zeit, aus der katholischen zum Theil in die protestantische Welt fortgepflanzt, sondern auch in andern Dichtungen. Hans Sachs u. A. hatten sich nicht gescheut, die Personen der heiligen Dreifaltigkeit in sinnlich derber Redeweise sich ergehen und nahezu menschliche Gefühle äußern zu lassen.

Allein diese Unbefangenheit in der Auffassung des Uebernatürlichen war verloren gegangen, seitdem die philosophische Speculation und der zweifelnde Verstand sich in den Bereich des Glaubens gewagt hatten. Sogar der Pietismus, der sich noch eines besonders innigen Verhältnisses zu den himmlischen Dingen rühmte, glaubte sich doch darin nicht anders behaupten zu können, als durch eine schroffe Verleugnung und Zurückstoßung alles Weltlichen.

Klopstock selbst scheint gefühlt zu haben, daß er mit seinem Unternehmen, „der sündigen Menschen Erlösung“ zu singen, „die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet“, nicht auf dem festen Boden einer allgemeinen, selbstgewissen, unantastbaren religiösen Ueberzeugung fuße, daß er die Stimmung, die ein solcher Gegenstand verlange, nicht ohne Weiteres voraussetzen dürfe, vielmehr erst schaffen müsse*). Dadurch verlor seine Dichtung vom Hause aus die Unbefangenheit und Ruhe des ächten Epos, erhielt statt dessen den Charakter der Absichtlichkeit und einen Ton unruhiger Erregtheit und Spannung, wie er dieser Gattung der Poesie am wenigsten geziemt. In der Besorgniß, der Hoheit und Uebernatürlichkeit seines Helden Etwas zu vergeben und durch eine zu menschliche Auffassung desselben sich jenen ketzerischen Neuerern anzunähern, welche in Jesu nur den sittlich vortrefflichsten Menschen erblicken wollten, glaubte Klopstock ihn nicht erhaben, nicht überirdisch und göttlich genug schildern zu können. Beiwort auf Beiwort, Bild auf Bild wird gehäuft, um nur ja einen möglichst hohen Begriff von der unendlichen Vollkommenheit des Erlösers und der unausdenkbaren geheimnißvollen Tiefe seines Entschlusses der Menschwerdung in dem Leser zu erzeugen und diesen dadurch zu immer gesteigerten Empfindungen der Bewunderung, der Rührung, der andächtigen Verzückung zu entflammen.

Charakterisirung des „Messias“ vom poetischen und religiösen Standpunkte.

So erhalten wir statt einer klaren Aufeinanderfolge wechselvoller Handlungen fast nur eine Reihe theils von Gefühlsergüssen,

*) Sogleich im Eingange des Gedichts (1. Gesang, Vers 18 ff.) spricht sich Dies aus in der Mahnung an die Leser:

„Menschen, wenn ihr die Hoheit kennt, die ihr damals empfinget,
Da der Schöpfer der Welt Versöhner wurde, so höret
Meinen Gesang, und ihr vor Allen, ihr wenigen Edlen,
Theure, herzliche Freunde des liebenswürdigen Mittlers,
Ihr mit dem kommenden Weltgericht vertrauliche Seelen,
Hört mich und singt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben!“

Welcher wahre Epiker wird mit einer captatio benevolentiae für seinen Helden beginnen, statt in ruhiger Zuversicht als gewiß vorauszusetzen, daß die einfache Schilderung des Charakters und der Thaten desselben ihm die Sympathien der Leser gewinnen werde? — Zum Ueberfluß macht der Biograph Klopstocks, C. F. Cramer („Er und über ihn“, 1. Thl., S. 25), zu den Worten: „durch ein göttliches Leben“ die wohlgemeinte, aber für das Lob eines Gedichtes, zumal eines epischen, sehr zweideutige Anmerkung: „Dieser Vers enthält auch den Wink, daß Beförderung der Moralität Hauptendzweck des Gedichtes sei. Sonst würde er außerwesentlich sein.“

theils von metaphysisch-dogmatischen Betrachtungen über das Mysterium der Menschwerdung und der Versöhnung, statt einer anschaulichen Entwicklung von Charakteren und einer Vorführung natürlicher psychologischer Vorgänge fast nur das eintönige Echo ziemlich gleichförmig wiederholter Ausrufungen entweder des Entzückens der dem Erlöser nahestehenden, oder der Selbstanklage, Reue und Verzweiflung der von ihm abgewendeten Persönlichkeiten des Gedichts.

Und selber jener religiöse Zweck der Dichtung, welchem Klopstock so viel von dem poetischen opferte, ward nur sehr unvollständig erreicht. Wenn in der einfachen, naiven Geschichtserzählung der apostolischen Schriften das Bild der Persönlichkeit, der Handlungen und Leiden Christi sich vor unsern Augen klar, anschaulich und mit einer so rührenden Verschmelzung ächt menschlicher Züge und einer übermenschlichen Reinheit und Erhabenheit entfaltet, daß das Gemüth, tief ergriffen, jene geheimnißvolle Einheit von Göttlichem und Menschlichem wirklich zu erfassen glaubt, so lassen die Umschreibungen und Ausschmückungen der gleichen Vorgänge in der Messiade, trotz alles Aufwandes von Phantasie und Gefühl, uns häufig kalt, ja sind bisweilen mehr geeignet, den grübelnden und zweifelnden Verstand herauszufordern, als zu beschwichtigen*).

---

*) Dies gilt z. B. von der langen Anrede Jesu an Gottvater im 1. Gesange, Vers 84—137, und insbesondere von den Schlußworten:

— „ich hebe gegen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du, ich will die Menschen erlösen." —

Worte, auf welche der Dichter (wie auch sein Commentator Cramer) offenbar großes Gewicht legt, die aber — daß wir es freimüthig gestehen — für unser Gefühl geradezu etwas Anwiderndes haben. Was würde man schon von einem gewöhnlichen Helden sagen, wenn er über Das, was er thun wolle, im Voraus so bombastisch sich äußerte? Und wie paßt nun vollends so Etwas zu der still-erhabenen Größe des Messias? — Ganz ähnlich verhält es sich mit der, volle 29 Verse langen, Umschreibung der schönen, einfachen Bibelworte: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch vorüber! Doch nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige!" — im 5. Ges., V. 389 bis 418, mit der, 60 Verse füllenden, Wehklage Petri, als er Christus verleugnet (am Schlusse des 6. Gesanges) u. A. m. — Auch die vielen und immer wiederholten Exclamationen und Beschreibungen, welche dazu dienen sollen, die Empfindung der Größe des von dem Messias gebrachten Opfers und der von ihm erduldeten Leiden möglichst hoch zu steigern, machen auf uns eine der beabsichtigten gerade entgegengesetzte Wirkung. Wenn im Neuen Testamente geschildert wird, wie Christus, mitten in der ruhigen Ertragung aller Körper- und Seelenleiden, doch einmal verzweifelnd ausruft: „mein

Zu den Mängeln, womit sonach die Natur des Unternehmens selbst die Messiade im vorhinein behaftete, kamen nun aber auch noch andere, die in der Persönlichkeit des Dichters ihren Grund hatten. Als Milton Hand an sein Gedicht legte, stand er auf der vollen Höhe gereiftesten Mannesalters, fast ein Sechsziger, — Klopstock entwarf den Plan zu seiner Messiade als 20jähriger Jüngling*) und arbeitete sie nach diesem Plane aus. Milton

Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" so ist das ein ächt menschlicher Zug einer vorübergehenden Schwäche, die auch den Stärksten befallen mag, und rührt uns als solcher nur um so mehr; wenn aber in der Messiade sowohl da, wo Christus stillgeduldig leidet, als da, wo ihm das Uebermaß der Leiden einen Ruf des Schmerzes erpreßt, immer und immer darauf hingewiesen wird, wie unerhört ein solches Leiden sei, erstens, weil es von Einem ausgestanden werde, der eigentlich, als Gott, über alles Leiden erhaben sei, und zweitens, weil es wegen unserer, der sündigen Menschen, Schuld stattfinde, so bringt eine solche directe Berufung — nicht an unser einfach menschliches Gefühl, sondern an eine halb moralische, halb mystisch-dogmatische Reflexion — sicherlich einen viel weniger tiefen Eindruck hervor, als jene einfach rührende Schilderung, welche die naheliegenden moralisch-religiösen Betrachtungen dem Leser selbst überläßt, nicht aber sie ihm wortreich-pathetisch aufdrängt. — Unwillkürlich stellt sich gegen eine solche, von der rein biblischen wesentlich verschiedene Auffassung ein doppelter Zweifel ein (zu welchem diese letztere keinen Anlaß giebt): die Sache rein menschlich betrachtet, dient es wohl zur Verherrlichung des Helden, immer nur von seinen Leiden zu sprechen, statt die Seelenkraft hervorzuheben, womit er solches erträgt? — soll aber das Opfer betont werden, welches überhaupt in der Menschwerdung Christi und den daraus für ihn geflossenen Leiden gelegen habe, so erscheint es wenig angemessen, diesen Act göttlicher Gnade, als was es doch dargestellt wird, mit so überschwenglicher Beflissenheit immer auf's Neue zu preisen, gleich als fürchte man, dieselbe möchte sonst nicht nach Gebühr gewürdigt werden. — In Alledem und Aehnlichem verräth sich der entschiedene Mangel entweder an wirklich naivem Glauben beim Dichter selbst, oder doch an der festen Zuversicht desselben auf das Vorhandensein eines solchen Glaubens bei seinen Zeitgenossen. — Daß Klopstock seinen Gegenstand zu sehr theologisch und zu wenig anthropologisch gefaßt habe, gesteht selbst der, das religiöse Moment überall besonders betonende Gelzer (a. a. O., 1. Thl., S. 155) ein, und auch der strenggläubige Vilmar wagt (a. a. O., 2. Bd., S. 106) nicht, zu leugnen, daß in dem „Messias" zu viel „angespanntes Gefühlsleben" sei.

*) Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 36, versichert, der Plan des Gedichtes, wie Klopstock ihn ausgeführt, sei in den Hauptsachen noch der Entwurf von der Schule her. — Mit Recht bemerkt dazu Löbell (a. a. O., 1. Thl., S. 270): „Wer vom Schüler an über sich, seine Zwecke und den dahin führenden Weg fix und fertig ist, wird schwerlich fähig sein, am rechten Quell der Begeisterung zu schöpfen." Auch Gelzer (a. a. O., 1. Thl., S. 298) beklagt, daß Klopstocks „geistiger Horizont so bald sich verengte, daß seine Fortbildung stockte, und daß der Mann und der Greis fortwährend nur vom geistigen Erwerb des Jünglings lebte." — Noch

hatte ein langes Leben voll der reichsten, zum Theil schwersten Erfahrungen hinter sich — Klopstock kannte von der Welt Nichts, als was seine Bücher ihn lehrten, oder sein erregbares Gefühl ihn ahnen ließ. Miltons Geist war durch Studien und Arbeiten aller Art, durch eine thätige Antheilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes, an den Kämpfen um bürgerliche und religiöse Freiheit, endlich durch Reisen in fremde Länder und eine vielseitige Beobachtung der Natur und des Menschen ausgebildet und gekräftigt — Klopstock, in der einsamen Abgeschlossenheit seines fast klösterlichen Aufenthaltes in Schulpforta, sah sich auf den engen Bereich seines inneren Empfindungslebens, den Umgang mit gleich ihm selbst noch unreifen Jünglingen und Knaben, und die einförmige Anschauung der, zwar lieblichen, aber nicht besonders großartigen oder wechselvollen Naturumgebungen des stillen und abgelegenen Saalethales eingeschränkt. Kein Wunder, wenn auch da, wo die Natur des Gegenstandes und der allgemeine Zweck des Gedichts eine dem Wesen des Epos mehr entsprechende Behandlungsweise wohl zugelassen hätten, die Fähigkeit dazu dem Dichter versagte, wenn er häufig statt der Schilderungen Reflexionen, statt anschaulicher, plastischer Bilder abgezogene Schemen, statt individueller Empfindungen nur hochtönende Allgemeinheiten gab*).

---

weit schroffer, aber der Sache nach nicht unrichtig, spricht sich Danzel („Lessings Leben und Werke", 1. Thl., S. 207) über Klopstock so aus: „Er warf uns die ganze Unreife seiner 20jährigen Primanerexistenz ins Gesicht" .... „Und dieses knabenhafte Product sollte mit dem Werke des Milton wetteifern, in welchem ein Greis die Summe seiner Lebenserfahrung zieht!"... „Ich weiß nicht, ob es Klopstock später klar geworden ist, welch' ungeheurer Fehler es war, sein Leben zur Ausführung eines Planes zu bestimmen, den er vor dem 20. Jahre entworfen hatte."

*) Von zahlreichen Belegen für das oben Gesagte seien nur einzelne hier speziell angeführt. Im 8. Gesang, als Eloa die Seelen der Väter auf Golgatha geleitet und ihnen den sterbenden Messias zeigt, hält Adam eine lange, schwungvolle Rede, voll Jubels über das Werk der Versöhnung: das so nahe liegende ächt menschliche und poetische Motiv aber, die Beziehung dieses Versöhnungswerkes Christi auf die eigene That Adams, den Sündenfall, wodurch jenes erst nöthig geworden, ist nicht benutzt (denn die beiläufigen Worte: „ich erster Sünder" reichen dazu nicht aus). Im 10. Gesange bekennen zwar Adam und Eva vor dem sterbenden Messias ihre Schuld, aber auch da berühren sie jene Wechselbeziehung kaum, fallen vielmehr sofort wieder in ganz allgemeine Betrachtungen über das Erlösungswerk zurück, wie sie für jeden Andern eben so gut gepaßt hätten. — Wie wenig scharf Klopstock zu charakterisiren weiß, zeigt sich z. B. an der Person des Pilatus in der, übrigens in mancher Hinsicht verhältnißmäßig noch mit am besten gelungenen Gerichtsscene im 7. Gesange. Statt dessen Wesen sich vor uns

Klopstock hatte sich, wie uns sein Biograph erzählt *), ursprünglich vorgenommen, an die Ausarbeitung des Planes zur Messiade nicht eher zu gehen, als bis er sich „zur Reife gekommen“ fühlen, sich bewußt sein würde, „daß seine Empfindung das Uebergewicht über seine Phantasie gewonnen habe“, also „vielleicht nicht vor dem 30. Jahre.“

Er blieb jedoch diesem Vorsatze nicht treu, sondern schrieb die ersten drei Gesänge des Gedichts schon in seinem ersten Studienhalbjahre zu Jena, im Winter 1745/6, und zwar vorläufig in Prosa, nieder.

Es darf uns Dies nicht überraschen. Ein so ganz nur aus der Fülle innerster Empfindung empfangener Plan konnte, wenn überhaupt, nur mit Hülfe des ersten jugendlichen Schwunges und Dranges ausgeführt werden. Klopstock täuschte sich selbst, wenn er glaubte, eine größere Reife der Erfahrung werde die Stärke dieser Empfindung steigern. Wäre der Gegenstand ein solcher gewesen, daß eine mannigfaltigere Beobachtung des Lebens und seiner Erscheinungen für dessen Darstellung hätte nützlich werden können, so möchte eine Verzögerung der Inangriffnahme ein Gewinnst gewesen sein. Wie jedoch der Grundgedanke der Messiade beschaffen war, so ließ sich von einem Aufschub der Ausführung zwar wohl einiger, aber doch kaum ein sehr großer Zuwachs an Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit der Gestalten, dagegen sicherlich ein Nachlaß des ersten, frischesten Schwunges der Begeisterung erwarten, welcher allein diesem Gedichte einen gewissen auszeichnenden Charakter zu geben und für jenen Mangel doch in Etwas zu entschädigen vermochte. In der That trat ein solcher Nachlaß ein, als die Vollendung der späteren Gesänge des „Messias“ sich über Gebühr verzögerte [so zwar, daß Anfang und Ende der Dichtung um volle 25 Jahre auseinander liegen **)]: nicht blos die Phantasie des Dichters ermattete an der langwierigen, oft unterbrochenen, müh-

aus seinen Reden und Handlungen entwickeln zu lassen, sucht er es durch ein paar Epitheta, wie „unrömisch“, „entarteter Römer“, „Kenner der Wollust“ u. s. w. (die noch dazu durch Das, was wir von Pilatus sehen, keineswegs genügend illustrirt werden), äußerlich zu beschreiben. — Diesen Mangel an plastischem Talent haben schon zeitgenössische Kritiker an Klopstock gerügt, wie Herder in den „Fragmenten“, Lessing in den „Literaturbriefen“, Schiller in der „Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung“, Merck in den „Briefen aus dem Freundeskreise Goethe's“ u. A. — (Koberstein a. a. O., 2. Bd., S. 1252, Note c, hat diese Urtheile zusammengestellt.)

*) Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 137; Klopstocks Ode: „An Freund und Feind.“

**) Der letzte Gesang erschien 1773.

sam weitergeführten Arbeit, sondern auch seine Empfindung. Wie die Anlage des Gedichts, je weiter es vorrückt, immer breiter, die Gestalten immer einförmiger und verschwommener werden, so verräth sich das Schwinden der Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung in der immer gewaltsameren Steigerung und Anspannung dieser letztern und in dem häufigeren Gebrauche äußerer, künstlicher Hülfsmittel, so z. B. der Unterbrechung des epischen Versmaßes durch allerhand andere, dem Epos eigentlich fremdartige, lyrische, elegische, dithyrambische Rhythmen.

Große Wirkung der Messiade auf die Zeitgenossen. Grund davon.

Trotz aller dieser Mängel erregte die Messiade, zumal in ihren ersten Gesängen, das größte und allgemeinste Aufsehen. Nicht blos die Schweizer jubelten über das Erscheinen einer Dichtung, welche ihren ästhetischen Ansichten eine so willkommene Bekräftigung verlieh und ihnen gestattete, sich bei dem Streite mit Gottsched fortan nicht blos auf fremde Autoritäten, sondern auf ein heimisches, deutsches Dichtwerk zu berufen; nicht blos bei den sinnesverwandten Männern der „Bremer Beiträge" (welche sich das, freilich einigermaßen zweideutige, Verdienst beimessen durften, die neue Dichtung zuerst an's Licht gefördert und die Bedenken Klopstocks gegen eine so frühzeitige Herausgabe derselben überwunden zu haben), so wie bei der jungen Halleschen Schule fand das Werk freudige Theilnahme und Beistimmung, sondern auch in den weitesten Kreisen ward es mit Begeisterung aufgenommen. Das vaterländische und das religiöse Gefühl feierten gleichzeitig in dem Erscheinen des „Messias" einen Triumph, jenes über die einseitige Geschmacksrichtung, dieses über die skeptische und ungläubige Philosophie der Franzosen. Mit Bedauern hatten aufrichtige Patrioten und gläubige Gemüther die französische Literatur, von Friedrich II. gerufen, ihren prunkenden Einzug in die preußische Hauptstadt halten sehen. Je weniger man sich einer Bewunderung der vielen großen Eigenschaften Friedrichs, als Regent, als Held, als starker Geist, zu entschlagen vermochte, desto mehr regte der von ihm dem ausländischen Wesen ertheilte Vorzug bei vielen der Bestgesinnten ein Gefühl stiller Besorgniß und den geheimen Trieb einer Opposition dawider an*).

*) Bei Klopstock selbst haben wir Anklänge dieser halb bewundernden, aber doch überwiegend oppositionellen Stimmung gegen Friedrich II. gefunden in dem Gedicht „an Gleim", s. oben S. 103.

Dieser Trieb fand sich nun befriedigt, jene Besorgniß fand sich erleichtert im Hinblick auf eine Schöpfung, die mit so siegreicher Gewalt eben so wohl die Ebenbürtigkeit, ja das Uebergewicht des deutschen Geistes über den französischen zu erweisen*), als die, von den französischen Philosophen angetasteten Heiligthümer des religiösen und sittlichen Gefühls zu vertheidigen schien. Hier war Etwas, was man als ein Zeugniß deutscher Gemüthstiefe dem kalten Witze eines Voltaire, als ein Bollwerk des Glaubens der zerstörenden Skepsis eines Helvetius entgegenhalten konnte**). Die Erhabenheit und Würde des Gegenstandes, die Kühnheit und Großartigkeit des Unternehmens selbst***), die Glut andächtiger Hingebung und der Muth der Ueberzeugung, womit der Dichter das Uebersinnliche und Heilige, das man seit lange nur noch mit einer gewissen scheuen Zurückhaltung, wenn nicht mit Kälte und Gleichgültigkeit, behandelt zu sehen gewohnt war†), gleichsam wieder in sein

*) Ein Freund schrieb an Klopstock mit Bezug auf die ersten Gesänge der Messiade: „Deutschland ist stolz auf Dich — Du wirst der erste unter Germaniens Söhnen sein — Dich lohnt wahrerer, ewigerer Ruhm, als den Eroberer" (Gelzer a. a. O., 1. Thl., S. 154). — Andere zeitgenössische Urtheile siehe bei Löbell (a. a. O., 1. Thl., S. 96), der gleichfalls dieses Motiv nationalen Stolzes als besonders wirksam für den raschen Erfolg der Messiade ansieht.

**) Daß der Gegensatz der Klopstock'schen Richtung zu der durch Voltaire, Helvetius und andere Franzosen vertretenen, namentlich von der religiösen Seite, sich in dem Bewußtsein der Zeitgenossen alsbald geltend machte und ebenfalls ein Hauptmotiv des lebhaften Interesses an jener ersteren wurde, geht u. A. aus einer Aeußerung Bodmers hervor, der 1749 schrieb: es sei zu bedauern, daß Klopstock „mit der Vollendung seines göttlichen Werkes zu tief in Zeiten hineinkomme, wo die erhabensten Vorstellungen der Religionswahrheiten nicht mehr so interessant sind, weil sie nur halb und kalt geglaubt werden", wo „jede flüchtige Piece Voltaire's zu Dutzenden gekauft wird, ehe ein bleicher und empfindsamer Christ ein Exemplar vom Messias kauft" („Kritische Briefe", 1. Brief). — Auch Gelzer (a. a. O., 1. Thl., S. 155) hebt diesen Gegensatz besonders hervor.

***) Selbst die nächststehenden kritischen Freunde Klopstocks, wie Bodmer, schienen auf diesen Punkt, die Größe der Intention, das Hauptgewicht zu legen. So sagt Bodmer in einem Briefe an Gleim („Briefe der Schweizer", S. 95): „Was für ein großes Gemüth mußte es sein, die Idee von dem Messias zu empfangen und den göttlichen Personen anständig zu denken und zu empfinden!"

†) Als Beweis dafür sei u. A. an eine Aeußerung Rabeners in einem Briefe an Gellert („Briefwechsel", S. 51) erinnert, worin Rabener im Namen eines Dresdner Beamten Gellert um Besorgung eines Hauslehrers bittet, dabei auch der Religion gedenkt, dann aber hinzusetzt: „Lassen Sie hiervon Nichts verlauten, es möchte dem Manne schaden, daß er seine Kinder will Religion lehren lassen." —

volles Recht einsetzen zu wollen schien, — endlich, und nicht am Wenigsten, die Vorzüge des sprachlichen Ausdrucks, der eine gewisse feierliche Hoheit und eine tiefe Innigkeit der Empfindung athmete, der stolze und doch freie Flug des Hexameters, der so angenehm abstach von dem steifen Paradeschritt und dem einförmigen Reimgeklingel des Alexandriners, alles Dies nahm unwiderstehlich für das neue Werk ein und ließ das Ungenügende der Ausführung leichter übersehen.

Vorwiegend stofflicher Eindruck der Messiade — von Seiten ihres religiösen Inhalts.

Unter allen zusammenwirkenden Ursachen des raschen und großen Erfolges, den die Messiade hatte, trat das religiöse Moment alsbald mit sehr entschiedenem Uebergewicht hervor. Und zwar eben so wohl bei dem Dichter selbst und bei dessen Freunden und Verehrern, wie in den weiteren Kreisen des Publikums. Klopstock schien wirklich zu vergessen, daß es doch ursprünglich der poetische Trieb und nebenbei ein ziemlich starker Zusatz persönlichen und nationalen Ehrgeizes gewesen war, was ihn zu dem Vorhaben, ein Epos zu schaffen, angefeuert hatte: ihm däuchte allmälig seine Dichtung nur noch — wie er selbst es einmal aussprach — „die Frucht seiner Jünglingsthräne und der bis zu seinem letzten Odemzuge geathmeten Liebe zu dem Menschen Jesus Christus, in dem die Fülle der Gottheit wohnt, der die Welt mit Gott versöhnte" *). Diesem religiösen Zwecke des Gedichts opferte er sogar absichtlich manche poetische Schönheiten desselben: so strich er mehrere Verwünschungen des wildesten der bösen Geister, Adramelech, weil er fürchtete, „sie könnten christlichen Gemüthern Anstoß geben" **).

Zahlreiche Belege dafür, wie man in Klopstock den Erneuerer eines innigen, lebendigen christlichen Glaubens sah, siehe bei Gelzer a. a. O., 1. Thl., S. 153 ff. —

*) Klopstocks eigene Worte bei Clodius (Vorrede zu der „Auswahl aus Klopstocks Nachlaß"). — In der Ode „der Abschied" (v. 1748) schildert Klopstock seine Ankunft im Himmel nach seinem Tode:

„Ich sang den Menschen menschlich den Ewigen,
Den Mittler Gottes. Unten am Throne liegt
Mein großer Lohn mir, eine goldne
Heilige Schaale voll Christenthränen."

Vergl. auch die Ode: „An Freund und Feind." — Klopstocks Biograph, Cramer, bemerkt (a. a. O., 3. Thl., S. 45): „Je älter er geworden, desto mehr hat er darauf abgezielt, mehr für den Verstand und die Empfindung [richtiger wohl, blos für die letztere], als für die Einbildungskraft zu schreiben."

**) „Nachlaß", 1. Bd., S. 156.

Er betrieb die Vollendung des „Messias“ — namentlich in dessen spätern Stadien — nicht wie eine Sache der Kunst, sondern wie ein Werk der Frömmigkeit, des religiösen Kultus, und arbeitete deshalb an demselben — wie seine Gattin Meta erzählt — nicht anders als „mit Thränen in den Augen“, las auch das schon Fertige immer wieder durch, „um sich selbst durch die Ideen darin zu erbauen.“ So oft er daran schrieb, „betete“ Meta, „daß Gott die Arbeit und die Erbauung segnen möge“; auch ihr erschien als Hauptzweck der Dichtung „der Nutzen, die Erbauung, nicht die Ehre“*).

In ähnlicher Weise beurtheilten Klopstocks Freunde sein Unternehmen. Bodmer jubelte, daß „ganze Nationen“ durch den „Messias“ „Seligkeit finden“ würden, ja selbst „Welten, die noch nicht geboren sind.“ „Wenn das Werk der Erlösung durch den Poeten nicht zu Ende gebracht würde“, schrieb er, „so würde es bei mir einen Kummer verursachen, als wenn dem Satan seine finstere Entschließung gelungen wäre, den Messias zu tödten und die Befreiung des Menschengeschlechts zu hintertreiben“**). Eine minder enthusiastische Aufnahme des Gedichts, vollends ein Tadel oder auch nur eine Ausstellung gegen Einzelnes darin ward von diesem Standpunkte aus, wo man keinen ästhetischen, nur einen religiösen Maßstab gelten ließ, beinahe einer Blasphemie gleich geachtet. Der alte Klopstock, in seiner derben Weise, wetterte gegen die „gottlosen“ Feinde des „Messias“, welche „keine Christen“ wären***).

Auch im Publikum faßte man das Gedicht vorzugsweise von dieser Seite, nach seinem dogmatischen Inhalte auf. Ein Kreis empfindsamer Freundinnen des Dichters in Zürich bat denselben „voll zärtlichsten Mitleidens“: er möge doch ja den gefallenen Engel Abbadonna, als einen Reuevollen, „in seinen Schutz nehmen, und ihm die Seligkeit schenken.“ Eine Gesellschaft von Geistlichen in Magdeburg, unter dem Vorsitz des Hofpredigers Sack, faßte einen förmlichen Synodalbeschluß dahin, „daß Abbadonna selig werden müsse“, wogegen ein orthodoxer Prediger in Langensalza den Dichter „mit

*) Ebenda.

**) „Briefe deutscher Gelehrten“, 1. Bd., S. 98.

***) In einem Briefe an Gleim. In einem Nachsatze drückte er sich noch drastischer aus: „S . . . igel ohne Religion sind's!“ („Kl. und seine Freunde“, 2. Bd., S. 74.)

Thränen" beschwor, „um Gottes und der Religion willen" Abbadonna nicht selig werden zu lassen*).

Vergleichung Klopstocks mit Gellert in dieser Beziehung.

So geschah hier nahezu wieder Dasselbe, was wir schon bei Gellert erlebten. Das stoffliche Interesse überwog das Interesse an der Form. Der Zweck ästhetischer Befriedigung trat zurück vor dem moralisch-religiöser Erbauung. Was Gellert versucht, aber — mit seinen moralischen Vorlesungen, erbaulichen Betrachtungen, geistlichen Mahn- und Trostliedern — nur in beschränktem Umfange zu Stande gebracht hatte, die Befriedigung des Bedürfnisses religiöser Erhebung in der freien Form innerster Empfindung, ohne eigentlich dogmatischen und kirchlichen Beigeschmack, — Das fand man in der Messiade in großartigster, ergreifendster und hinreißendster Weise vollbracht. Wenn Gellert und andere geistliche Dichter, ja auch die Pietisten dem irdischen Auge immer nur einzelne, gleichsam verstohlene Einblicke in das Reich des Uebersinnlichen, in die Geheimnisse Gottes und des Messias erschlossen hatten, so schien hier mit Einem Male der ganze Himmel in all seiner Herrlichkeit, bis in das Allerheiligste, bis in die innersten Tiefen der Gottheit, vor den verzückten und anbetenden Seelen sich aufzuthun.

Der religiöse Standpunkt Klopstocks.

Abgesehen von diesem höheren Schwunge in dem Ausdrucke der religiösen Empfindungen, unterscheidet sich der Sänger des „Messias", was den Inhalt derselben betrifft, nicht wesentlich von Gellert. Auch er nimmt eine vermittelnde Stellung zwischen dem orthodoxen Kirchenglauben und den Ideen einer vorgeschritteneren, freieren und humaneren Bildung ein. Wenn er in der Anschauung der himmlischen Dinge sich bisweilen zu einer Höhe erhebt, wohin weder die gestaltende Kunst, noch das begreifende Denken ihm zu folgen vermag, so läßt er andererseits in Bezug auf das sittliche Moment, die Stellung des Menschen zu Gott, den freieren Ansichten der Zeit ihr gutes Recht widerfahren. Von jener finstern Ansicht, welche den Menschen in seiner Selbstständigkeit als sittliches Wesen gänzlich vernichtet, um ihm als einzige Rettung aus der ewigen Verderbniß die willenlose

*) „Auswahl aus Klopstocks Nachlaß", 1. Bd., S. 120; Cramer, „Er und über ihn", 2. Bd., S. 357.

Hingebung an einen übernatürlichen Gnadenact zu empfehlen, ist Klopstock weit entfernt. Wie feurig er auch die Größe des göttlichen Rathschlusses in dem Geheimniß der Versöhnung durch Christi Tod preist, wie vertrauensvoll und dringend er die Menschheit auf die darin ihr aufgegangene göttliche Gnadenverheißung hinweist, so geht er doch keineswegs so weit, die sittliche Selbstthätigkeit des Einzelnen zu leugnen, oder den Werth eines kräftigen Entschlusses zum Guten herabzusetzen*).

---

*) Wir erinnern u. A. an das Gebet Jesu im 9. Ges. der M., V. 39 ff., wo zuerst allerdings die strengere Theorie der Rechtfertigung durch den Glauben anklingt in den Versen 43 ff.:

„Heiliger Vater, erbarme dich Aller, die an den geliebten,
Deinen ewigen Sohn, den Gottgeopferten, glauben,
Wenn sie, in diesem Glauben, nun auch mit dem Tode ringen." —

wo es aber bald darauf, V. 54 ff., heißt:

„Vater, erbarme dich Aller . . . .
Die, dem Freunde getreu, die Feinde segneten, Demuth,
Liebe der Brüder, und Liebe der Menschen, durch Handlungen zeigten" u. s. w.
. . . .
„Aller, die, nach den verschiedenen von dir gegebenen Gaben,
Weniger oder mehr Anlasse, durch welche die Vorsicht
Sie anlockte, mit reiner, mit herzlicher Liebe dir dienten" . . .

was ersichtlicher Weise sich der milderen Ansicht von dem Werthe der „guten Werke" anschließt. Noch entschiedener im Sinne der modernen, mehr moralisirenden, als dogmatisirenden Theologie sind Stellen gehalten, wie folgende in dem Gebete Adams zum Messias im 20. Ges., V. 869 ff.:

„Leite sie, wenn ihr Alter nun aufblüht, pflege der zarten
Biegsamen Sprossen, daß sie zu jeder Fruchtbarkeit reifen,
Welche du in sie legtest. — In ihnen verdunkle die Sünde
Nie zu sehr den Schimmer der früherleuchtenden Gnade" . . .
. . . .
„Lass', lass' alle Menschen ihr kurzes Leben am Staube,
Diese Stunde der Prüfung, zu ihrer Seligkeit leben" . . .
. . . .

V. 937:

„Heiß, voll Thränen, voll Arbeit, und werth der großen Belohnung,
Werth, wie sein kann, was Sterbliche thun, die Schwachen, die Sünder!
Sei der dauernde Kampf der himmelringenden Seele!
Seligkeit überströmt mich, und Wonne mein innerstes Wesen.
Denk' ich an jene Gnaden, die auf die Siegenden warten". . . .

Auch hier stehen die strengere Ansicht von der Rechtfertigung durch den Glauben und die mildere von einer selbstthätigen Erhebung des Menschen zum Guten, wie man sieht, dicht nebeneinander.

Und wenn bei ihm, wie Dies nach dem Grundgedanken der Messiade nicht anders möglich war, Gott als der strenge Richter der Sünder erscheint, der die finstern „Todesengel" als unnachsichtige Boten seiner strafenden Gerechtigkeit aussendet, so spricht doch der Dichter häufiger und mit sichtbar größerer Genugthuung von der Fülle der göttlichen Liebe, die über den Erdgebornen waltet und selbst den erst werdenden Seelen künftiger Geschlechter als Wächter und Hüter freundliche Schutzengel zugetheilt hat. Die harte Lehre von den ewigen Höllenstrafen, die damals noch immer von einem namhaften Theile der Theologen festgehalten ward, fand in Klopstock keinen Vertreter. Taub für den Einspruch des Langensalza'schen Zeloten, stellte er mit seinem weichen Herzen sich auf die Seite der duldsameren Prediger von Magdeburg und der menschenfreundlichen Züricherinnen und ließ (wie er selbst an Bodmer schreibt) „vor dem Gnadeflehen des Verstoßenen und dem lauten Weinen des Menschengeschlechts und der Seraphim die Donner des Weltgerichts verstummen."

Verhältniß dieses religiösen Standpunktes zu den herrschenden Zeitansichten und Einfluß der Messiade auf letztere.

Gewiß hatten daher die eigentlich Strenggläubigen mindestens ebenso viel Grund, mit den Ansichten des Sängers der Messiade unzufrieden zu sein, als die Freidenker. Wenn den Letztern Vieles in dem Gedichte zu mystisch, zu überfliegend, zu sehr „gegen" oder doch „über die Vernunft" zu sein schien*), so konnte den Ersteren die milde und ächt humane Behandlung der menschlich-sittlichen Verhältnisse unmöglich behagen, welche den Grundton der Messiade bildet**).

---

*) Etwas dergleichen äußert z. B. selbst Sulzer in seinen Briefen an die Schweizer. — Daß mehrfache Anfechtungen solcher Art von rationalistischer Seite gegen die Messiade, insbesondere gegen die Behandlung der Versöhnungslehre darin, erfolgt sein mögen, geht u. A. auch aus den Worten hervor, die Klopstocks Vater am 6. Sept. 1750 an einen Freund schrieb (Gelzer a. a. O., 2. Thl., S. 153): „Mein Sohn hat noch gar schwere Materien in seinem Werke zurück, und er muß in der Zukunft entweder sein Gewissen verletzen, oder frei, ohne Menschenfurcht, sagen: „wie entsetzlich groß das Verbrechen sei, den absolut nothwendigen Mittler nicht ehren und nicht verstehen zu wollen." — „Wie viele Menschen aber sind nicht, die von dieser allerwichtigsten Sache nur noch kindische und läppische Vorstellungen nähren." — Wieland („Ausgew. Briefe", 1. Bd., S. 307) meint: für „vernünftige Leute und Philosophen" sei die Messiade nicht. —

**) Von dieser Seite suchte u. A. Gottsched („Kritische Dichtkunst", Jahrg. 1752) den verhaßten Nebenbuhler zu fassen, indem er die „Gotteslehrer" anstachelte,

Um so mehr befriedigte das Werk die große Zahl Derer, welche zwischen jenen beiden Extremen einen Mittelweg einzuhalten wünschten, welchen die freidenkerischen Vorstellungen von den höchsten Dingen zu nüchtern und prosaisch, dagegen die praktisch-sittlichen Consequenzen der strengen Orthodoxen, ihr zelotischer Verdammungseifer und ihre trostlose Ansicht von der menschlichen Unfreiheit allzu unverträglich mit ihren eignen, sanfteren Empfindungen erschienen.

Daß diese Vermittelung selbst, wie Klopstock sie versuchte, etwas Aeußerliches und Künstliches war, daß er das eine Mal von den unergründlichen Geheimnissen der Menschwerdung Christi und der Entsündigung der Menschheit mit der ganzen rückhaltlosen Ueberzeugung eines streng-gläubigen Theologen, dann wieder von Tugend und Frömmigkeit, von sittlicher Freiheit des Menschen und von der blos unterstützenden Gnade Gottes nicht viel anders sprach, als etwa ein schottischer Moralphilosoph oder ein Wolfianer, Das entging den von der Gewalt der Beredsamkeit des Dichters und der Glut seiner ungeheuchelten Begeisterung hingerissenen Lesern, — so lange dieser Eindruck frisch blieb. Der stillen Macht der Zeit freilich und dem unaufhaltsamen Fortschritte des Denkens hielt derselbe nicht Stich, und so kam es, daß auch in Bezug auf ihre religiösen Wirkungen die späteren Gesänge der Messiade den früheren bei Weitem nachstanden*).

---

nicht ruhig dem „Unwesen" zuzusehen, vielmehr „zu bedenken, welch' einen unvermeidlichen Schaden die neuen geistlichen Legenden in einer zur Freigeisterei und Religionsspötterei geneigten Zeit nothwendig anrichten müßten." — Allerdings erregte bei strengeren Theologen schon die poetische Freiheit Bedenken, womit positive kirchliche Dogmen hier ausgeschmückt erschienen (s. Mörikofer „Die Schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts", S. 151). Dies mag auch der Grund gewesen sein, weshalb die Messiade vom katholisch-kirchlichen Standpunkte aus perhorrescirt und, wenigstens anfangs, in Oestreich und Baiern verboten wurde (Wieland a. a. O.). — Wenn aber Löbell (a. a. O., 1. Thl., S. 96) Klopstock um deswillen „nicht ganz gläubig" nennt, weil sein Glaube „zu unbestimmte Umrisse habe und eigentlich nur auf die Unermeßlichkeit Gottes gehe", so können wir Dem nicht ganz beistimmen, denn Dogmen, wie die von der Dreieinigkeit, der Menschwerdung und Versöhnung, die in der Messiade eine so hervorragende Stelle einnehmen, kennzeichnen doch eine sehr bestimmte Glaubensrichtung. Wir finden das Rationalistische (wenn wir so sagen sollen) bei Klopstock mehr in dem moralischen, als in dem eigentlich dogmatischen Theile seiner Religionsansichten.

*) Goethe („Werke", 26. Bd., S. 114) hat Dies so ausgedrückt: „Die späteren

Ein eigenthümliches Ereigniß — charakteristisch für jene an Gegensätzen und Schwankungen so reiche Kulturperiode — war es zu nennen, daß fast genau um dieselbe Zeit, wo die letzten Gesänge der Messiade erschienen, von demselben Hamburg, welches den Sänger des „Messias" bei seinen Lebzeiten fortwährend mit den höchsten Achtungsbezeigungen umgab und nach seinem Tode mit fast königlichen Ehren bestattete, ein Werk ausging, welches die Uebernatürlichkeit der Person und der Thaten Jesu ebenso entschieden leugnete und angriff, wie Klopstock Beide als etwas Unantastbares und Zweifelloses darstellte. Wir meinen die, von Reimarus verfaßten, von Lessing i. J. 1774 ff. herausgegebnen, sogenannten „Wolfenbüttler Fragmente".

Rückwirkung der Messiasdichtung auf das Wesen und die übrigen Dichtungen Klopstocks.

Mit der Messiade hatte Klopstock sogleich im Beginne seiner Dichterlaufbahn einen so hohen Flug genommen, daß es ihm schwer fallen mußte, wieder zur Erde herabzusteigen und festen Fuß auf ihr zu fassen. Das von der Außenwelt abgekehrte, nur dem Reiche der Gedanken und Gefühle zugewendete Element erhielt dadurch in seinem Wesen schon früh ein entschiedenes Uebergewicht vor dem lebensfrohen und thatkräftigen, welches eigentlich seiner ursprünglichen Anlage und frühesten Gewöhnung nach in mindestens gleicher Stärke mit jenem vorhanden war. Die nächsten Lebensschicksale Klopstocks nach seinem Abschiede von Leipzig und von dem dortigen Freundeskreise, von welchem er sich mit schwerem Herzen trennte*), trugen dazu bei, diesen Hang nach der empfindsamen und schwermüthigen Seite in ihm noch mehr auszubilden. Er war genöthigt, eine Hauslehrerstelle in Langensalza anzunehmen und sich in den beengten Verhältnissen einer kleinen Stadt zu bewegen. Die Sorge um den Erfolg seines ersten dichterischen Versuches — der für ihn, als Anfang eines Unternehmens, welches die Aufgabe seines ganzen Lebens bilden sollte, von entscheidendster Wichtigkeit war —, dann, als diese Sorge sich minderte, die um seine äußere Lebensstellung mochten ihn in peinlicher Spannung erhalten, ihm den un-

Bände des Messias thaten nicht die Wirkung der früheren, die, selbst rein und unschuldig, in eine reine und unschuldige Zeit fielen."

*) Vergl. die Ode „Wingolf", deren wir schon oben, S. 8, bei Gelegenheit eben jenes Kreises der sog. „Bremer Beiträge" gedachten.

befangenen Genuß der Gegenwart verleiden, zugleich aber jenes stolze Gefühl der eignen Erhabenheit über unebenbürtige Umgebungen und der Selbstgenügsamkeit, das schon früh an dem Jüngling bemerkbar gewesen, nicht wenig steigern. Zu Alledem kam endlich eine unglückliche, hoffnungslose Neigung zu der Schwester seines Freundes Schmidt, Sophie (in seinen Gedichten unter dem Namen „Fanny" gefeiert), hoffnungslos vielleicht nicht sowohl, weil er keine, als weil er nicht die Gegenliebe fand, die er in seiner idealen Auffassung dieses Herzensverhältnisses verlangte*). Seine

*) Das Verhältniß Klopstocks zu Fanny ist noch nicht ganz aufgeklärt. Wie schade, daß Fr. Dav. Strauß den Vorsatz, Klopstock (und andere Dichter des 18. Jahrhunderts) monographisch zu bearbeiten, aufgab! Von seinem feinen psychologischen Blicke wären gewiß werthvolle Aufschlüsse über solche und ähnliche Partien in Klopstocks Leben zu erwarten gewesen. — Wir können hier auf eine Episode nicht näher eingehen, die auf Klopstocks menschliche und dichterische Gesammtentwicklung einen entscheidenden, bleibenden Einfluß doch nicht gehabt hat. Daher nur wenige Andeutungen hierüber! Wie uns scheint, war Klopstock durch die äußern Reize, auch wohl durch eine gewisse Anmuth und Liebenswürdigkeit in dem Wesen jener Sophie gefesselt worden, hatte aber an sie in Bezug auf Hoheit des Geistes und Schwung der Empfindung allzu ideale Ansprüche gestellt, Ansprüche, welchen zu entsprechen das Mädchen weder befähigt noch auch gewillt sein mochte. Vielleicht verlangte sie von ihm eine größere Anbequemung an die Formen und Forderungen des gewöhnlichen Alltagslebens, während er umgekehrt es schmerzlich empfunden haben mag, daß sie für seine Würde und seinen Beruf als Dichter, und vollends als Messiasdichter, nicht das gewünschte Verständniß und Interesse zeigte. Dies schließen wir u. A. aus dem Briefe, den, auf Klopstocks Wunsch, Bodmer an sie schrieb und worin er ihr in's Gewissen redet: „Sie sollen den Poeten mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth, Liebe beseelen; Sie sollen ihm einen Geschmack von Freundschaft mittheilen, die macht, daß die ewigen Seelen von himmlischer Entzückung erzittern; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen . . . Dadurch bekommen Sie an dem Werke der Erlösung Antheil." U. s. w. Obwohl nun Klopstock fühlte und einsah, daß hier zwischen ihren beiderseitigen Eigenthümlichkeiten eine unausfüllbare Kluft sei, konnte er sich doch nicht losreißen (auch dann noch nicht, als er schon eine entschiedene Neigung zu einem andern, ihm weit gleichartigeren weiblichen Wesen, seiner spätern Gattin, empfand) und zwar, wie es scheint, mehr noch, als aus verliebtem Drange, aus einer gewissen übertrieben idealistischen Vorstellung von einer durch die Heiligkeit der Liebe bedingten Unveränderlichkeit ihrer Richtung (wobei er freilich seine kleinen Galanterien gegen andere Mädchen, Küsse ꝛc., wahrscheinlich als nicht unter den Begriff der eigentlichen, idealen Liebe fallend, nicht rechnete, — „er gab es nur für Galanterie", sagt Bodmer [Mörikofer a. a. O., S. 179], „die mit seiner Liebe zu Langensalza sich sehr gut vertrüge") oder auch in dem schwärmerischen Glauben an eine vorausbestimmte platonische Seelenharmonie. Der alte Klopstock schreibt an Gleim: „Mein Sohn muß sich den Gegenstand nicht nach des alten Akademikers Ideen bilden."—

Gedichte aus dieser Zeit athmen denn auch überwiegend einen schwermüthigen, trüben Charakter.

Aus dieser gedrückten Stimmung riß den Dichter zuerst die ihm von mehr als einer Seite eröffnete Aussicht auf eine ehrenvolle und gesicherte Lebensstellung, sodann eine herzliche und mit Kundgebungen der höchsten Begeisterung für ihn begleitete Einladung in die Schweiz, in das gastliche Haus Bodmers. Alsbald sehen wir auch die natürliche Fröhlichkeit Klopstocks — schon halb wieder entfesselt durch einen längeren Sommeraufenthalt (1750), in Begleitung seines Herzensfreundes Schmidt, bei Gleim in Halberstadt, wo die Genossen in trautem Zusammenleben des sinnigen Scherzes und des heitern Ernstes pflogen*) — in frischer Kraft auflodern — erst auf der Reise nach Zürich, mit Sulzer und Schultheß**), dann in Zürich selbst. Bodmer war nicht wenig überrascht und schier unangenehm enttäuscht, in dem Sänger des „Messias“, statt des „heiligen, strengen Jünglings“, den er erwartet, einen Lebemann zu finden, der, ausgelassen und muthwillig bei der Flasche oder im Damenkreise, nur ihm gegenüber, wenn sie allein waren, wortkarg erschien***). Klopstock selbst fühlte sich in Zürich, und namentlich in dem Kreise jüngerer, geistig strebsamer Genossen,

---

*) Noch im hohen Alter feierte Klopstock die Erinnerung der dort verlebten Stunden, u. A. in der Ode „Der Wein und das Wasser“.

**) S. „Klopstock und seine Freunde“, von Cl. Schmidt, worin Klopstock selbst diese Reise den zurückbleibenden Freunden beschreibt.

***) Bodmer äußert sich gegen Zellweger über Klopstock (Gelzer a. a. O., 2. Thl., S. 189): „Wenn ich über Tisch oder beim Nachtessen allein bei ihm war, so mußte ich ihn fragen, wenn er reden sollte, und seine Reden waren ganz launische. Erst ward er gesprächiger, wenn er von einem Mädchenbesuch heimkam, oder sich fröhlich getrunken hatte . . . Er denkt nicht nach, was für ein gutes, großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist. Daher steht sein Wandel mit der Messiade in Widerspruch: er ist nicht heilig.“ — Klopstock selbst antwortete wohl auf derartige Vorhalte Bodmers: „ob denn Bodmer geglaubt habe, er äße Heuschrecken und wilden Honig?“ Gleim schreibt seinerseits darüber an Kleist: „Bodmer wird immer mit Klopstock von Adam und Eva, vom Messias und Abbadonna und allen Engeln und Teufeln haben sprechen wollen. O, das ist gar nicht Klopstocks Sache. Dagegen hat Klopstock seine Neigung zur Gesellschaft, zumal einer solchen, die ihn als einen vom Himmel gesendeten Messias angesehen, zu sehr fortgerissen.“ („Handschriftl. Briefw. zwischen Gleim und Kleist“, 2. Bd.)

welche deutsche Gemüthstiefe mit einem Anflug französischer Lebhaftigkeit und Gewandtheit verbanden, wie neugeboren. „Erst in Zürich“, sagte er, „sei er in die Welt gekommen, vorher sei er nur auf Schulen gewesen“*). Doch finden wir nicht, daß er diesen Eintritt in die größere Welt für seine geistige und insbesondere seine dichterische Ausbildung besonders fruchtbar verwerthet hätte. Daß er „keine Neugierigkeit über die Staats- und Civilverfassungen von Zürich oder von andern Kantonen zeigte“, wie Bodmer verdrießlich klagt, darf weniger Wunder nehmen. Woher sollte dem Deutschen, dem daheim jede Theilnahme am Gemeinwesen versagt war, so rasch das politische Interesse kommen? Genug, wenn er den allgemeinen Eindruck, der ihm neu war, mit hinwegnahm, daß „Zürich freie Bewohner nähre“**). Aber auch der Naturbetrachtung widmete er, wie es scheint, nur flüchtige Aufmerksamkeit. „Wenn Sulzer den Tubum nach den Schweizerbergen richtete“, klagt wiederum Bodmer, „so war seiner nach den Fenstern der Stadt gerichtet.“ Und selbst einer der jüngern Freunde, Hirzel, bekennt, daß Klopstock zwar die Schönheit der Schweizer Gegenden gerühmt, doch davon weniger gerührt geschienen habe, als von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die sein Scharfsinn auszuspähen verstanden. In der That sind die Naturschilderungen, die er vom Zürichersee und seinen Umgebungen sowohl in seinen Briefen, als in der berühmten Ode „Der Züricherſee“ entwirft, nur sehr allgemein und flüchtig gehalten; sie stehen an Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit des Einzelnen den gleichartigen Schilderungen Hirzels***) nach. Auch an spätern Gedichten Klopstocks ist eine genauere Kenntniß der Natur zu vermissen. Eben so wenig aber finden wir diese Versäumniß des Dichters durch seine Beobachtung der Menschen ausgeglichen. Ein sorgfältigeres Studium menschlicher Charaktere wäre keiner Poesie nöthiger gewesen, als der Klopstock'schen; wir bemerken jedoch nicht, daß irgend eine seiner folgenden Dichtungen die Frucht

*) Mörikofer a. a. O., S. 178.

**) S. die Ode „Der Züricherſee“.

***) In dem bekannten Briefe an Kleist über die „Fahrt auf dem Züricherſee“. — Welcher Unterschied vollends, wenn man damit etwa Goethe's „Schweizerreise“ vergleicht!

eines solchen Studiums aufwiese; alle theilen den gleichen Mangel individueller Charakteristik. Auch das eigene Erleben — für den rechten Dichter allezeit die reichste Fundgrube poetischer Gestalten — war Dies für Klopstock nur in sehr beschränkter und einseitiger Weise. Wir sehen ihn in Zürich seine Stunden zwischen Scherz und Ernst theilen, ja fast mehr dem Erstern als dem Letztern huldigen; wir sehen ihn bei der berühmten „Fahrt auf dem Zürichersee", in heiterer Gesellschaft, als den Heitersten von Allen, mitten hinein zwischen seine Vorträge empfindsamer Stellen der Messiade muntre Lieder von Hagedorn singen, von den tiefsinnigen Gesprächen der Andern über Tugend, Tod und Unsterblichkeit sich losreißen, um siebzehnjährigen Schönen Küsse zu rauben, und höher, als die platonische Freundschaft, die „zärtliche Liebe" preisen — allein von diesem ganzen, so lebensvollen Gemälde (das uns fast wie ein Vorspiel zu den schönsten Scenen aus der späteren, genialen Periode unserer deutschen Literatur, etwa aus Goethe's Jugend, erscheint) finden wir in Klopstocks poetischer Schilderung nur die ernsten Farbentöne wieder, nicht die lustig darüber hin spielenden Lichter, nur das einförmige tiefdunkle Aetherblau allgemeiner, unendlicher Empfindung, nicht die buntschillernde Mannigfaltigkeit der einzelnen Gestalten und Situationen*).

*) Welchen sonderbaren Contrast bildet die Ode „Der Zürichersee", welche die Eindrücke jener Fahrt wiedergeben soll, aber, nach wenigen flüchtigen Andeutungen der Scenerie und der Vorgänge bei jener Fahrt, alsbald in allgemeine Empfindungen und Reflexionen von Freude, Menschlichkeit, Unsterblichkeit, Freundschaft u. s. w. sich verliert, — zu der folgenden vertraulichen Mittheilung Klopstocks an Schmidt, worin die lebensfrohe, poetisch-reizende Seite des Bildes ganz anders hervortritt: „Dr. Hirzels Frau, jung, mit vielsagenden Augen, die Haller's Doris unvergleichlich singt, war die Herrin der Gesellschaft — Sie verstehen mich doch, weil sie mir zugefallen war. Ich ward ihr aber zu Zeiten untreu; das jüngste Mädchen in der Gesellschaft, das schönste unter allen, und das die schwärzesten Augen hatte, Demoiselle Schinz, brachte mich sehr bald zu dieser Untreue. Das Mädchen in seiner siebenzehnjährigen Unschuld, da es unvermuthet so viele und so neue Sachen hörte, und von mir hörte, vor dem es sein schönes schwarzes Auge mit einer so sanften und würdigen Ehrerbietung niederschlug, öfters große und unerwartete Gedanken sagte und einmal in einer entzückenden Stellung und Hitze erklärte: ich sollte selbst bedenken, wie derjenige von ihr geschätzt werden müßte, der es zuerst gelehrt, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen . . . (Ich muß hier eine Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde auch sehr viel Küsse gegeben habe; die Erzählung möchte Ihnen fast zu ernsthaft scheinen.) Wir hatten zu Mittag etliche Meilen von Zürich auf einem Landhause gespeist, und fuhren

Wir können in diesem Sprödethun des Dichters Klopstock gegen die warme sinnliche Einzelempfindung, in diesem Hinausfliehen über die Schranken der Wirklichkeit in eine Welt allgemeiner Betrachtungen und unendlicher Gefühle nur die nachwirkenden Folgen erkennen theils der von ihm sogleich beim ersten Anlauf genommenen überfliegenden Richtung, theils der Einbildung, in welche der Messiasdichter sich selbst und in welche ihn Andere hineinredeten, als müsse er immerfort nur in erhabenen Weisen, gleichsam mit Engelszungen, reden*).

Und diese Einbildung fand allerdings gerade in Zürich nur allzuviel Nahrung. Nicht blos der Bodmer-Breitinger'sche Kreis

---

hierauf, dem See gegenüber, nach einer mit einem Walde bedeckten Insel. Hier blieben wir am längsten. Wir speisten gegen Abend am Ufer. Als wir abfuhren, stieg meine Untreue gegen Madame Hirzel auf den höchsten Grad, denn ich führte, statt ihrer, Demoiselle Schinz zu Schiffe. Wir stiegen unterwegs verschiedene Male aus, gingen an den Ufern spazieren und genossen den schönen Abend ganz." Hirzels Beschreibung derselben Fahrt (bei Mörikofer a. a. O., S. 169) hält in ihrer einfachen epischen Darstellungsweise die schöne Mitte zwischen dieser zu subjectiv gefärbten und jener zu sehr blos reflectirten Schilderung Klopstocks.

*) In der Ode „Die Braut" (aus dem Jahre 1749) hatte Klopstock schon von sich selbst gesagt:

„Unberufen zum Scherz, welcher im Liede lacht,
Nicht gewöhnet, zu sehn Knidias Götterchen,
Wollt' ich singen, wie Schmidt singt,
Lieder singen, wie Hagedorn.
. . . .

Doch mit Blicken voll Ernst winkte Urania,
Meine Muse, mir zu . . .
. . . .

Singe, sprach sie zu mir, was die Natur dich lehrt!
Jene Lieder hat dich nicht die Natur gelehrt,
Aber Freundschaft und Tugend
Sollten deine Gesänge sein." —

Nicht unpassend sagt Hillebrand („Die deutsche Nationalliteratur", 1. Thl., S. 114): alle übrigen Dichtungen Klopstocks seien „nicht viel Anderes als Variationen über Motive der Messiade" und: „was sich in ihm Weltliches regt, geht mehr oder minder in jener (religiösen) Grundstimmung auf und zieht ihre transscendente Ueberschwenglichkeit an."

trieb einen wahren Götzendienst mit Klopstock*), sondern auch das „junge Zürich", bezaubert durch die Herablassung des gefeierten Dichters zu ihrer Denk- und Lebensweise und durch seine „mit Hoheit gepaarte Vertraulichkeit", huldigte ihm aufrichtig, wenn schon es die Ueberschwänglichkeit jener älteren Herren nicht ganz theilte**).

---

*) Davon nur einige Proben! Schon 1750 sang Bodmer in dem Gedichte „Verlangen nach Klopstocks Ankunft" ihm entgegen:

„Komm', offenbare die denkenden Züg' im sichtbaren Körper; . .
Daß wir mit unsern Augen das Wunder beglaubigen können,
Welches für unsere Tage bewahrt war;
Eine Seel', in dem Kerker des irdischen Stoffs noch gefangen,
Die des Messias Gedanken zu denken
. . . . vermochte."

Hirzel nannte in einem Briefe an Kleist Klopstock „den erhabenen Menschen, die Ehre unsres Geschlechts." — „Sie Wunder in unsren Augen, Zeuge der Macht der Religion!" redete eine Dame ihn brieflich an, und eine andere äußerte: „Gott sei gelobt, daß er mich mit Klopstock, der eins seiner heiligen Werkzeuge ist, bekannt gemacht!" Eine Ungenannte schrieb ihm: „Ich segnete den heiligen Sänger" . . . „Heil Dir, daß Du geboren bist!" — „Was für ein außerordentlich begnadigter Mann ist Klopstock!" ruft sein Freund Funk aus. Derselbe theilte ihm mit, daß eine alte Bergmannsfrau in Freiberg sich nur noch so lange zu leben gewünscht hätte, bis die letzten Gesänge der Messiade erschienen und ihr vorgelesen wären. (Gelzer a. a. O., 2. Thl., S. 154 ff. 188 ff.) — Goethe („Werke", 25. Bd., S. 291) schildert den Gemüthszustand Klopstocks, der sich daraus entwickeln mußte, etwas sarkastisch zwar, aber nicht unrichtig, so: „Die Würde des Gegenstandes (des Messias) erhöhte dem Dichter das Gefühl eigner Persönlichkeit. Daß er selbst einst zu diesen Chören eintreten, daß der Gottmensch ihn auszeichnen, ihm von Angesicht zu Angesicht den Dank für seine Bemühungen abtragen würde, den ihm schon hier jedes gefühlvolle, fromme Herz durch manche reine Zähre lieblich genug entrichtet hatte: dies waren so unschuldige, kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüth haben und hegen kann. So erwarb nun Klopstock das völlige Recht, sich als eine geheiligte Person anzusehen." — Herder hatte daher wohl nicht Unrecht, wenn er („Fragmente", S. 240) sagt: „Hätte Klopstock gleich im Anfang, statt eines posaunenden Lobredners, einen kritischen Freund gefunden, hätte er nicht gleich so viel blinden Beifall und noch blindere Nachahmung gesehen, vielleicht würde Manches in seinem vortrefflichen Gedicht noch vortrefflicher sein."

**) Einer derselben, Waser, schrieb, „um den Posaunentönen der Klopstock'schen Herolde dämpfend entgegen zu treten", wie Mörikofer (a. a. O., S. 151) sagt, zugleich aber um die Gefahr eines Ketzergerichts im Voraus abzuwenden, seine „Briefe zweier Landpfarrer über die Messiade." — Wie sehr Manche dieses Kreises später ernüchtert wurden, bezeugt folgender Ausspruch des jüngern Füßli („Briefe

In Deutschland aber fanden diese Schweizerstimmen ein täglich stärker werdendes Echo.

Klopstocks Uebersiedelung nach dem Norden und weitere Lebensschicksale; Rückwirkungen davon auf seine dichterische Richtung.

Während seines Aufenthaltes in Zürich erhielt Klopstock einen ehrenvollen Ruf nach Kopenhagen. In Dänemark herrschte damals das deutsche Element vor. Der nationale Gegensatz zwischen beiden Ländern schlummerte noch. Die Deutschen in den Herzogthümern schlossen sich unbefangen an das Königreich an und erlangten dort eine Betheiligung an einem kräftigen öffentlichen Leben, wie sie in Deutschland, etwa Preußen ausgenommen, nicht zu finden war. Die Dänen ihrerseits ließen die Ueberlegenheit deutschen Geistes auf den idealen Gebieten willig gelten und nahmen an den Fortschritten der deutschen Literatur fast dasselbe Interesse, wie an denen ihrer eigenen. König Friedrich V. betrachtete sich selbst als einen deutschen Fürsten, sowohl wegen seiner Abstammung aus dem Oldenburgischen Hause, wie wegen der Zubehörigkeit Holsteins zum deutschen Reiche. Seine nächsten und vertrautesten Rathgeber waren Deutsche, der Hannoveraner Bernstorff und der Schleswig-Holsteiner Moltke. Auf ihren Betrieb beschloß der König, den Dichter des „Messias" in seine Nähe zu ziehen und durch Verleihung einer Pension in den Stand zu setzen, sich der Vollendung seines großen, der Nation zum Ruhme, der ganzen Menschheit zum Heile gereichenden Werkes mit ungetheilter Kraft und freiem Geiste zu widmen.

Klopstock zögerte Anfangs, dem Rufe zu folgen: ihm bangte vor dem Verlust seiner Freiheit und vor der Trennung von seinen Züricher Freunden*). Er dachte wohl einen Augenblick daran, sich in der Schweiz eine unabhängige Dichterexistenz zu gründen**).

---

an Merck", 1. Samml., S. 58): „Den größten Theil von Klopstocks Andachtsoden hole Gott, und beinahe Alles von seiner teutonischen Mythologie der Teufel!" — „Wer will mir sagen, daß eins von Klopstocks ewigen: Herr! Herr! rufenden Tonstücken Poesie sei?"

*) So schreibt Bodmer an Zellweger, d. 5. Sept. 1750.

**) Bekannt ist, daß ein Fabrikant, Rahn, in Zürich, ein begeisterter Verehrer Klopstocks, diesem einen Antheil an dem Gewinn seiner Fabrik anbot, um ihn dort zu halten. Rahn heirathete Klopstocks Schwester und ward später der Schwiegervater Fichte's. S. „Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 299.

Wer weiß, ob nicht der Einfluß des regen Züricher Lebens, den Klopstock schon bei so kurzem Aufenthalte merklich empfunden, bei längerem doch noch von entscheidender Bedeutung für die Richtung seines Denkens und Dichtens geworden wäre!

Mit seiner Uebersiedelung nach dem Norden gewannen Einflüsse der entgegengesetzten Art wieder die unbestrittene Oberhand in seinem Geistesleben. Das Gefühl der eigenen Würde, zugleich der Verantwortlichkeit für sein Thun und sein Dichten, erfuhr durch jenen königlichen Ruf eine wesentliche Steigerung. Nicht mehr blos für Seinesgleichen, — für einen König, einen der Gewaltigen der Erde, sollte er fortan der berufene Führer zu den höchsten Zielen der Menschheit sein. Das Schicksal eines ganzen Volkes, das dem Willen dieses, noch jungen, leitungsfähigen Monarchen gehorchte, ja des ganzen Völkervereins, auf den der Beherrscher eines Staates, der nicht zu den schwächsten gehörte, Einfluß hatte, schien gewissermaßen in seine Hand gelegt, denn von ihm hing es vielleicht ab, mit welchen Gesinnungen dieser königliche Jüngling sich durchdringen, ob er mild, oder herrisch regieren, ob er den Gefühlen der Menschlichkeit, oder den Antrieben eines falschen Ehrgeizes folgen, ob er das Wohl seiner Unterthanen fördern und die Segnungen des Friedens ringsumher verbreiten, oder nach blutigen Lorbeern jagen würde*).

Mit so hohen Gedanken und Vorsätzen trat Klopstock in seine neue Lebensstellung ein. Er fand sich darin bestärkt durch den Geist, der in den Kopenhagener Kreisen herrschte. Der Minister von Bernstorff, in dessen Hause er alsbald heimisch ward, verband mit der feinsten weltmännischen Sitte, der edelsten und freiesten

*) Daß Betrachtungen solcher Art Klopstock sofort bei seinem Eintritt in die neue Lebensstellung bewegten, geht aus den beiden, schon 1750 gedichteten Oden „Friedrich V.“ hervor. In der ersten derselben rühmt er den König ausdrücklich als den Gönner „der Muse, welche, mit stiller Kraft handelnd, edler die Seele macht“, geht dann über zu der heiligen Dichtkunst, „die vom Sion herab Gott den Messias singt“, und redet diese dann mit folgenden Versen an:

„Daniens Friederich ist's, welcher mit Blumen dir
Jene Höhen bestreut, die du noch steigen mußt.
Er, der König und Christ, wählt dich zur Führerin,
Bald auf Golgatha Gott zu seh'n.“

Geistesbildung einen tiefen Zug religiösen Gefühls*). Unter dem schleswig-holsteinischen Adel, mit welchem der Dichter theils auf dessen Landgütern, theils in Kopenhagen verkehrte, war die gleiche Richtung weitverbreitet**). In solchen Umgebungen mußten wohl die Eindrücke der kurzen „tollen Zeit" in Zürich bei Klopstock rasch wieder in den Hintergrund treten. Mit derselben, ihm vom Hause aus eigenen, Leichtigkeit, womit er, aus beengten Verhältnissen und einer gedrückten Stimmung kommend, sich in die lustigen Cirkel des „jungen Zürich" eingelebt hatte, fand er sich jetzt in den gemesseneren Formen der nordischen Hauptstadt zurecht. Er nahm eine gewisse Gravität an, die halb den Weltmann, halb den Messiasdichter bezeichnete. Er bewegte sich unbefangen und mit Würde am Hofe und in der ersten Gesellschaft Kopenhagens, doch so, daß er diese Kreise weniger suchte, als sich von ihnen suchen ließ***). Der „Messias", den Klopstock über den Zerstreuungen des Züricher Lebens einigermaßen vernachlässigt hatte†), nahm sein Interesse jetzt wieder ungetheilt in Besitz. Die geistige Sammlung dazu und die Erholung von dem angespannteren geselligen Verkehr, worin er sich hier bewegte, suchte und fand er im ungezwungenen Umgange mit der Natur. Seine alte Neigung für Waldeseinsamkeit wachte wieder auf††). Die nordische Natur, welche ihn jetzt umgab, hatte nicht die lachende Heiterkeit des Züricher Sees und seiner

---

*) „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen J. H. E. v. Bernstorff", von Sturz, in dessen „Schriften", 1. Bd.

**) Bippen, „Eutiner Skizzen", S. 214 ff. — Cramer, „Briefe von Tellow an Elise", 1777, bei Gelzer a. a. O., 1. Bd., S. 215.

***) „Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 364. — Goethe, der Klopstock 1774 persönlich kennen lernte, fand an ihm „ein gewisses diplomatisches, ministerielles Ansehen" („Werke", 25. Bd., S. 292).

†) Bodmer an Zellweger, d. 5. Sept. 1750 . . . „Klopstock arbeitet sehr langsam. In den letzten zwei Jahren hat er nicht mehr als zwei Gesänge geschrieben, und diese sind noch nicht ausgearbeitet. Er giebt es seiner Langensalzischen Liebe schuld. Die wahre Schuld werden wohl seine Zerstreuungen sein. Ich nenne Zerstreuungen sein Attachement an alle Kleinigkeiten, mit Mädchen und rauschenden Gesellschaften".... „Fünfzig oder sechzig Verse sind Alles, was er bis dahin am Messias gearbeitet hat" (Klopstock war am 23. Juli in Zürich angekommen).

††) „Ich habe mir schon gewisse einsame Gänge und Sitze gewählt, wo nur Wenige hinkommen", schreibt er am 24. Mai 1751 von Friedensburg aus (einem königlichen Lustschloß, wohin er den König auf dessen Wunsch begleitet hatte) an Gleim („Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 251).

Rebengestade, sondern einen mehr ernsten, fast schwermüthigen Charakter. Große, dichte Eichen- und Buchenwälder, in deren Mitte tiefdunkle Seen ihre stillen, kaum vom Winde bewegten Gewässer ausbreiteten, weite, einförmige Flächen, bisweilen unterbrochen von riesigen Hünengräbern*) flößten melancholische Schauer, Ahnungen des Unendlichen, wehmüthige Erinnerungen an die Thaten und die Helden einer großen Vergangenheit ein.

In dieser Zurückgezogenheit gewann auch der Schmerz unglücklicher Liebe von Neuem Gewalt über des Dichters Gemüth. Fanny's Bild, in Zürich, wenn nicht verdunkelt, doch einigermaßen in den Hintergrund gedrängt durch den gegenwärtigen Reiz anderer anmuthiger Gestalten, trat jetzt, wo Nichts dergleichen den Dichter abzog, wieder in dem ganzen alten Zauber vor seinen Blick. Unwillkürlich verschmolz in seiner Seele die Melancholie unerwiderter Sehnsucht mit der Erregtheit religiösen Gefühls, in welche ihn die lebhafter betriebene Arbeit am „Messias" versetzte, zu einer Schwärmerei der eigenthümlichsten Art. Es erschien dem Dichter geradezu wie eine „Bestimmung", sein Herz „durch Wehmuth und Thränen" für jene Entzückungen höherer Art empfänglich zu machen, die bei der Verherrlichung des Gottmenschen seiner warteten**).

---

*) „Sieh' den ruhenden See, wie sein Gestade sich,
Dicht vom Walde bedeckt, sanfter erhoben hat . . .
. . . .
Sieh' des schattenden Walds Wipfel . . . ."

(Ode: „Friedensburg", 1750.) — Ueber die Hünengräber bei Lingbye, Klopstocks Landaufenthalt bei Kopenhagen nach seiner Vermählung, schreibt seine Gattin Meta: dieselben hätten für sie einen besondern Reiz, — stets wenn sie zwei solche dicht neben einander sehe, denke sie, „daß dort vielleicht ein Paar Eheleute schlummern, die sich sehr geliebt haben" („Klopstock und Meta", von L. Brunier, S. 127).

**) „Ich ziehe mich beständig von allem Vergnügen zurück", schreibt Klopstock an Schmidt, Fanny's Bruder, den 20. Juli 1751, „das mich glücklich machen könnte, wenn ich Ihre Schwester niemals gekannt und geliebt hätte; ich schleiche mich in die Einsamkeit und lese im Young, oder arbeite am Weltgericht (Messiade), und schreibe Ihre und meine Briefe, die Sie mir einmal zurückgegeben, in ein Buch, damit ich Dasjenige auf Einem Schauplatze versammle, woran mein Herz hängt." — Und an Gleim, den 18. Sept. 1751: „Den Abend, als ich Ihren Brief erhielt, riß ich mich endlich von meiner tiefen Traurigkeit los und sah gen Himmel. Warum bin ich so lange, so sehr und auf diese Weise unglücklich? . . . Deine Bestimmung — kennst du sie nicht? Sie war: Vielen die Menschlichkeit

Auf seiner Reise nach Kopenhagen hatte Klopstock in Hamburg ein Mädchen kennen gelernt, dessen glückliche äußere Bildung und dessen ganzes, seinem eigenen wahlverwandtes Wesen ihn sogleich mächtig anzog*). Die neue Liebe hatte mit der alten, obschon fortwährend hoffnungslosen, dennoch einen harten Kampf zu bestehen. Endlich siegte sie, und Klopstock genoß nun das volle Glück einer gleich warm erwiderten, ihn ganz beseligenden Herzensneigung. Die tiefste Schwermuth wich dem reinsten Entzücken; doch behauptete auch in diesem Gefühl das Ueberirdische vor dem Irdischen ein entschiedenes Uebergewicht. Zwar liebte Meta ihren Klopstock, wie er sie, mit aller Glut menschlicher Zärtlichkeit, allein vor Allem verehrte sie doch in ihm mit einer an Schwärmerei grenzenden Hingebung den gottbegnadeten Sänger des „Messias". Die Ehe der Beiden blieb kinderlos**): kein zwischen ihnen heranwachsendes Geschlecht junger Weltbürger lenkte ihre Seelen auf

---

desjenigen, der unvergangner Anbetung und Nachahmung würdig ist, zu zeigen. Dein Herz mußte deswegen völlig von dir entwickelt werden. Wehmuth und Traurigkeit mußten es ausbilden." U. s. w. („Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 270, 292.)

*) Meta oder Margaretha Moller. — Klopstocks Bekanntschaft mit ihr und das Liebes- und Eheleben Beider behandelt die Monographie „Klopstock und Meta", von Brunier (ein Buch, dessen im Ganzen recht dankenswerthem Inhalte leider die unnöthig in die Breite gehende und an Abschweifungen reiche Darstellungsweise Abbruch thut). — „Die Schelmin", schreibt Klopstock sogleich nach der ersten Bekanntschaft mit ihr an Gleim („Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 254), „ist eine sanfte, ganz aus Empfindung geschaffene Frau, die Taubenaugen im eigentlichen Verstande hat." Meta charakterisirt sich selbst durch einen Brief an Klopstock (noch als Braut) vom 8. Aug. 1752, der so anfängt: „Komme, Klopstock, komme, daß ich Dich umarme, daß ich Dich recht heiß küsse und Dich dann nicht wieder von meinen Lippen und aus meinen Armen lasse." U. s. w. Weiterhin heißt es: Du Süßer, Süßer! Höre, ich will Dich, wenn Du wiederkommst, für jeden Buchstaben küssen, den Du an mich geschrieben hast. Aber nein! Alles, Alles, was Du geschrieben, verdient ja wohl, daß ich Dich küsse. Es bleibt also dabei, ich küsse Dich für Alles: für Deine Oden küsse ich Dir die Hände, für den Messias die Füße." U. s. w. (Ebenda, 2. Thl., S. 8.) Ein anderes Mal schreibt Meta an ihre Schwägerin Schmidt (den 1. Nov. 1755): „Ob ich Klopstock auch als Verfasser des „„Messias"" besonders lieb habe? Ach, von wie viel Seiten habe ich ihn besonders lieb! Aber auch hauptsächlich von dieser. Und welch' eine Liebe ist Das, wie rein, wie sanft und wie ehrfurchtsvoll!" U. s. w. („Auswahl aus Klopstocks Nachlaß", 1. Thl., S. 156.)

**) Erst im vierten Jahre der Ehe zeigten sich Aelternhoffnungen, allein Meta starb, ohne das Kind zur Welt bringen zu können, während der Entbindung.

die irdischen Beziehungen ab; sie lebten ganz nur in und für einander — oder vielmehr, Meta lebte nur in Klopstock und seiner erhabenen Sendung, und Klopstock sah in der andachtsvollen Begeisterung der geliebten Gattin sein eigenes Wesen und Streben zurückgespiegelt und dadurch gleichsam verklärt. Meta schrieb die fertigen Gesänge des „Messias“ ab, oder ließ sich, noch lieber, von Klopstock selbst die Verse frisch, wie sie aus seiner Seele strömten, in die Feder dictiren; wenn sie aber nicht auf die eine oder andere Weise werkthätig an dem Gedichte helfen konnte, so „betete“ sie, während ihr Gatte arbeitete, für das Gelingen des Werkes und dessen gedeihliche Wirksamkeit.

Dieser so selige und fast heilig zu nennende Ehebund war nur von kurzer Dauer. Ein frühzeitiger Tod raubte dem unglücklichen Dichter nach wenig Jahren (1758) die Lebensgefährtin, die ihm Alles war. Die beinahe übermenschliche Fassung, womit Klopstock diesen Verlust ertrug, womit er selbst der sterbenden Gattin Trost einsprach, bekundet eine Erhebung des Gemüths, wie sie nur von einer fortwährenden Beschäftigung mit höheren, himmlischen Dingen kommen und nur zu einer solchen zurückführen konnte*).

---

*) „Klopstock erklärte, seine Gattin auf die Operation vorbereiten zu wollen. Blaß wie der Tod, aber in gefaßter Haltung, näherte er sich ihrem Schmerzenslager. Leise, aber mit fester Stimme sprach er zu ihr: „Ich halte Dir mein gegebenes Versprechen, meine Meta, und sage Dir, daß Dein Leben, wegen Deiner großen Schwäche, in Gefahr ist.“ „„Kann ich in der Operation sterben?““ fragte sie ruhig, als ob es sich um eine Dritte handle. „Du kannst in der Operation sterben, aber ich fürchte Deine Schwäche noch viel mehr, an der Du hernach sterben kannst.“ — Nachdem er ihr hierauf religiösen Trost eingesprochen, schickte er sich an, im Bewußtsein, daß ihm die Kraft fehle, der Operation beizuwohnen, Abschied von Meta zu nehmen. Ihre eiskalte Stirn küssend, sprach er: „Ich fürchte nicht, daß Du in der Operation stirbst, aber es kann geschehen. Nun, der Wille desjenigen, der Dir unaussprechlich hilft, geschehe! Ja, wie Er will! wie Er will!“ — „„Er mache, wie Er es will!““, antwortete Meta, „„und er wird es gut machen.““ — Noch einmal kehrte Klopstock zum Bett zurück und sprach: „Du hast wie ein Engel ausgehalten, Gott ist mit Dir gewesen, Gott wird mit Dir sein! Sein großer Name sei gepriesen. Wenn ich das Unglück hätte, kein Christ zu sein, so würde ich es jetzt werden.“ — Ueber Klopstocks Mienen war während dieses Zwiegesprächs hohe Freudigkeit ausgegossen, Metas Züge schimmerten schon in dem Glanze der Verklärung. — Noch einmal wandte Klopstock das Antlitz seiner Meta zu und sprach: „Sei mein Schutzengel, wenn es unser Gott zuläßt!“ —

Es war Dies nicht der einzige Schmerz, der Klopstock traf. Kaum zwei Jahre früher hatte er seinen Vater verloren, den er hoch verehrte, hatte dann, bei einer furchtbaren Ueberschwemmung Hamburgs, mit seiner Gattin für deren Familie bangen müssen. Acht Jahre nach Meta's Tod starb deren Mutter, die ihm gleich einer eigenen nahe gestanden. In demselben Jahre verlor er seinen königlichen Freund und Gönner Friedrich V. durch den Tod; 1770 ward Bernstorff gestürzt, er selbst, der dem Grafen mit ehrenwerther Treue in die Verbannung folgte, mit dem Verluste seiner Pension bedroht.

Es gehörte eine vom Hause aus so kräftige Natur, wie die Klopstocks, dazu, um unter solchen Schlägen nicht zu erliegen. Die gewaltige Anspannung aller seiner Seelenkräfte, wodurch er so viel Schweres ertrug, konnte nicht wohl anders, als die überfliegende Richtung, die sein Geist schon vorher genommen, noch mehr verstärken, für die Betrachtung der weltlichen Dinge aber ihm die Unbefangenheit und Leichtigkeit vollends rauben, welche zu einer heiteren, naiv poetischen Lebensanschauung nothwendig gehört.

Zwar schien sein Herz noch einmal — nicht allzulange nach Meta's Tod (1762) — frische Blüthen treiben zu wollen*), allein diese Spätlingsneigung hatte das Schicksal seiner Jugendliebe zu Fanny und trug somit nur dazu bei, sein kaum wieder erschlossenes Gemüth abermals in sich selbst zurückzudämmen.

Bei Alledem verfiel Klopstock keineswegs einer düsteren, lebenssatten oder gedrückten Stimmung. Seine Klagen über

---

„„Du bist der meinige gewesen““, antwortete sie mit einem Blicke dankbarster Zärtlichkeit.“ (Brunier, „Klopstock und Meta“, S. 217; vergl. „Hinterlassene Schriften von Margaretha Klopstock, herausgegeben von Klopstock“, Einleitung.)

*) Er nennt das Mädchen in seinen Briefen, sowie in einer auf sie gedichteten Ode, schlechthin „Done“ — ohne nähere Bezeichnung. Ihre Bekanntschaft machte er zu Blankenburg. Sie scheint aus vornehmer Familie und ihr Vater aus Standesrücksichten der Verbindung abgeneigt gewesen zu sein, wenigstens läßt sich so Etwas daraus folgern, daß Klopstock durch den ihm verliehenen Titel als königl. dänischer Legationsrath dieses Hinderniß zu überwinden hoffte. (S. „Klopstocks Biographie“ von Döring, S. 88; „Klopstock und seine Freunde“, 2. Thl., S. 150 ff.) — Hiernach ist das, was Goethe („Werke“, 25. Bd., S. 292) in der Charakteristik Klopstocks von „des überbliebnen Gatten Abneigung vor einer zweiten Verbindung“ sagt, zu berichtigen. — Klopstock heirathete noch einmal, im spätern Alter (1791), um eine Versorgerin zu haben, und zwar die Nichte seiner Meta, eine verwittwete Frau v. Winthem.

Hypochondrie*) sind nur vereinzelt und vorübergehend. Vor jener krankhaften Reizbarkeit mit Verstimmung, unter welcher Gellert körperlich litt und geistig verkümmerte, bewahrte ihn die angeborene und durch frühe Gewöhnung gekräftigte Gesundheit des Körpers und des Geistes. Diese sich unverkürzt zu erhalten, war Klopstock bis in sein höchstes Alter eifrigst bemüht. Ein Meister im Eislauf und ein eben so kühner, als unermüdlicher Reiter, rühmte er sich gern, als schon bejahrter Mann es darin selbst Jüngern zuvorzuthun**), und schalt Gleim einen Stubenhocker, weil dieser früher, als er, der Lust des Roßlaufes entsagte***).

Die entschiedene Hinwendung seines Geistes auf das Ueberirdische machte ihn nicht unempfänglich gegen den Vollgenuß körperlichen Wohlbehagens†) und heitren Sichauslebens, und, wie er schon in Zürich die hohepriesterliche Würde, die man ihm aufdrängen wollte, gern gegen die harmlosen Freuden der Jugend vertauscht hatte, so liebte er es auch im spätern Alter, bisweilen dem Zwange und den künstlichen Formen der Gesellschaft zu entfliehen und unter einfachen Menschen Mensch im vollen Sinne des Worts, ja inmitten einer fröhlichen Kinderwelt beinahe wieder ein Kind zu sein††).

---

*) 1762 schreibt er von Blankenburg, aus der Zeit seiner Bekanntschaft mit Done, an Gleim: „Etwas weniger Hypochonder würde mich viel glücklicher machen, als ich bin; aber ich würde gleichwohl recht sehr undankbar gegen mein Glück sein, wenn ich nicht sagte, daß ich es sehr wäre." („Klopstock und seine Freunde", 2. Thl., S. 150.)

**) S. die Ode: „Mehr Unterricht" (1781), worin die Strophe vorkommt: „Mir, dem das Haar schon grau . . . haben sich Jünglinge nicht nachgewagt, wenn ich die schönern Gegenden über dem Klüftchen anwies." —

***) „Aber, Gleim, warum unterstehen Sie sich denn, daß Sie so lange leben, da Sie doch nicht reiten? . . . Dies will sagen, daß ich Sie bitte, das Reiten wieder anzufangen. Damit müssen Sie mir nicht kommen, daß Sie sagen, Sie wären zu alt dazu" . . . („Klopstock und seine Freunde", 2. Thl., S. 291.)

†) Daß Klopstock auch die Freuden des Weines zu schätzen wußte, geht aus mehreren seiner Oden — „Der Rheinwein", „Der Kapwein und der Johannisberger", „Der Wein und das Wasser" — hervor. Schon an seinem „Züricher see" tadelten die strengeren Alten (Bodmer u. A.) das nach ihrer Meinung allzu feurige Lob des Weines. — Ebenso war er ein starker Esser (Brunier a. a. O., S. 133 u. 142).

††) H. P. Sturz, der 1762—70 mit Klopstock, während des zweiten Aufenthaltes dieses Letzteren in Kopenhagen, viel verkehrte, erzählt („Werke", 1. Bd.,

So führte Klopstock bis an sein Ende ein eigenthümliches Doppelleben. Während sein Haupt weit über den Dunstkreis der Erde hinaus in den reinen Aether himmlischer Regionen ragte, haftete sein Fuß fest am mütterlichen Boden. Wenn er bisweilen ganz nur Seele und aller irdischen, körperlichen Beziehungen entkleidet schien, so zeigte er sich gleich darauf wieder als Musterbild lebensfrischer Jugend, heitrer Fröhlichkeit und hingebenden Genusses an die Wonnen und Schönheiten der vergänglichen Natur. Sein geistiger Aufschwung, weit entfernt, seinem sinnlich-natürlichen Lebensbehagen Abbruch zu thun, schien demselben vielmehr eine gewisse Berechtigung und Weihe zu verleihen, und umgekehrt ward die körperliche Vollkraft und Gesundheit des Dichters ein unversiechbarer Quell immer neuer Stärke und Erhebungsfähigkeit für seinen Geist. Wie es — nach dem Ausspruche von Sturz*) — in Klopstocks Wesen lag, „über jeden Scherz Würde zu verbreiten", so waren andererseits auch die feinsten und abgezogensten Regungen seiner Gemüthswelt von einem Hauche kräftiger Natürlichkeit und Ursprünglichkeit durchweht, welcher sie ebensosehr von den krankhaften Stimmungen der Gellertschen „Empfindsamen", wie von dem kleinlichen Getändel der Anakreontiker vortheilhaft unterschied. Er konnte daher auch, ohne unwahr oder sich selbst untreu zu werden, abwechselnd mit Gleim heiter scherzen, und mit Young oder Richardson**) tiefsinnig schwärmen, denn seinem Naturell war das Eine so verwandt, wie das Andere.

Charakteristik der Klopstock'schen Odendichtung.

In seinen Dichtungen freilich überwiegt die feierliche, selbst schwermüthige Stimmung bei Weitem die heitere und leichte. Sie ruhen alle auf dem dunkeln Hintergrunde jener tiefernsten Weltanschauung, zu welcher er sich schon als Jüng-

S. 322 ff.): „Selten findet man ihn in der sogenannten guten Gesellschaft, im Zirkel abgeschliffener Leute. Dafür zog Klopstock lieber mit ganzen Familien seiner Freunde auf's Land. Weiber und Männer, Kinder und Diener, Alle folgten und freuten sich mit . . . Klopstock ist immer mit Jugend umringt; wenn er so mit einer Reihe Knaben daherzog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt…" — „Er überläßt sich allen Gefühlen und schwelgt bei dem Mahle der Natur…" — „Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und die besten Eisläufer sind."

*) A. a. O.

**) Mit Beiden stand Klopstock in Briefwechsel.

ling emporgeschwungen hatte; sie führen, wie ebensoviele Radien, von den verschiedensten Seiten des Umkreises auf einen gemeinsamen Mittelpunkt, die Erhebung zu Gott und zu einer übersinnlichen Welt, zurück. Selbst wo der Dichter sich vornimmt, — wie in der „Frühlingsfeier" — „nur um die Erde zu schweben", ist doch, was er uns giebt, nicht sowohl eine Schilderung der mannigfachen Reize des Frühlings, als vielmehr nur ein mannigfach variirter Ausdruck dankbarer und staunender Bewunderung der Allmacht und Güte des Schöpfers*). Und, wenn er zwischen diese begeisterten Ausrufungen hinein einzelne Bilder des Irdischen verwebt, so sind es doch fast immer Bilder des Erhabenen, Furchtbaren, Grauenhaften, nicht des Lieblichen und Heitern**), Bilder allgemeiner Naturkräfte, deren Wirkungen sich blos empfinden, nicht bestimmter Naturerscheinungen, die sich in fester Umgrenzung und klaren Umrissen anschauen lassen***). Mit lebendiger Phantasie malt er den Reiz der „Winterfreuden", die erquickenden und stärkenden Wirkungen des „Eislaufs", den duftigen Morgennebel und den glitzernden Reif auf der blanken Fläche des gefrorenen Sees — aber mitten in dieses idyllisch-naive Naturbild drängen sich schwermüthige Todesgedanken ein. Sogar beim „Rheinwein" vermag er sich solcher nicht zu entschlagen. Kaum hat er im „Frohsinn" die volle, frische Lebensempfindung „auf dem Roß und dem Stahl" kundgethan†), so ruft die „träufelnde Thränenweide" melancholische Gedanken in seiner Seele wach. Statt einer gegenwärtigen besingt er „die künftige Geliebte" — in aller Hoheit, aber auch aller Unbestimmtheit eines Gedankenbildes. Und wenn er sein Lied später an eine wirkliche, gegenwärtige Geliebte — an „Cidli" (wie er Meta umtaufte) — richtet, so sind doch die Fäden, die er zwischen sich und ihr herüber und hinüber spinnt, fast immer nur aus dem reinsten Aether seelischer Empfindung gewebt; ist aber ja einmal ein leiser Anklang sinnlich-menschlicher Bezüge ihm entschlüpft, so dämpft er ihn sogleich durch um so ernstere Töne einer feierlich gehobenen Stimmung††).

*) Vergl. namentlich die Strophen 7, 10, 12 u. s. w.

**) Vergl. die Strophe 14 ff.

***) „Lüfte, die um mich wehen." —

†) „Wenn ich dies frische Leben regsam athme." —

††) Die Ode „an Cidli" ist fast nur eine Betrachtung über das Wesen der Liebe, — erst ganz am Schlusse kommt ein sinnlich anschauliches Bild — die schlummernde

Beurtheilung derselben vom ästhetischen Standpunkte.

Vom ästhetischen Standpunkte ist gegen diese Poesie der Gestaltlosigkeit und Zerflossenheit alles Dasjenige einzuwenden, was wir gegen den „Messias" bereits eingewendet haben, und mit noch größerem Rechte. Denn, was

---

Geliebte, die er mit dem Thau der auf sie geworfenen Rose weckt. — In der Ode „Ihr Schlummer" sind es wieder fast lauter Gedankendinge, mit denen es der Dichter zu thun hat, — das „balsamische Leben", welches über das „Herz" der Geliebten sich ergießen, die „Ruhe der Tugend und der Liebe", die sie bedecken soll. — In der „Gegenwart der Abwesenden" sieht er die abwesende Geliebte vor sich — aber nicht im sinnlichen Bilde, sondern rein geistig: „wie hing mein Herz an Deinem Herzen!" — Auch die Ode „An Sie" enthält nur Reflexionen über das Glück, geliebt zu sein. — Die einzige Ode, wo ein wirklich naiver Ton, ohne sentimentalen Nebenklang, ohne verallgemeinernde Reflexionen, festgehalten erscheint (freilich mit ziemlich mangelhafter poetischer Ausprägung dieses naiv sinnlichen Elements), ist „Das Rosenband." —

Man hat versucht, die Klopstock'schen Oden nach ihrem mehr sinnlich plastischen oder mehr übersinnlich abgezogenen, mehr lebensfrischen, oder mehr schwermüthig ernsten Charakter, im Anschluß an die verschiedenen Phasen seines Lebens, gleichsam als eine fortlaufende dichterische Selbstoffenbarung Klopstocks (ähnlich etwa wie bei Goethe) zu unterscheiden und zu gruppiren. Wie wenig Dies aber durchzuführen ist, zeigt sich darin, daß zwei anerkannt gründliche und geistvolle Kenner der Literatur, Schäfer und Cholevius, bei diesem Versuche zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelangt sind. Während Schäfer in seiner „Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts" (1. Bd., S. 174) mit dem J. 1755 „einen folgenreichen Wendepunkt" in der lyrischen Poesie Klopstocks eintreten zu sehen glaubt, indem „die aus den Verhältnissen des wirklichen Lebens hervorklingenden vollen Töne der tiefen, ächt menschlichen Empfindung sich mehr und mehr verlieren, der Dichter sich völlig losreißt von dem Boden des wirklichen Lebens und nur bei den Abstractionen der religiösen Poesie verweilt, in der die sublimirte Gefühlsseligkeit sich in Exclamationen verliert und der concrete Ausdruck ihm stets unter den Händen entschlüpft", — nimmt Cholevius („Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen", 1. Bd., S. 501) „fünf Gruppen" Klopstock'scher Oden an, die sich „theils nach dem äußern Lebensgange des Dichters, theils, damit im Zusammenhange, nach den vorwaltenden Richtungen seines Denkens und Dichtens absondern." — Die „frühesten Jugendgesänge" — zwischen den Jahren 1747 und 1752 — seien „vorzugsweise der Freundschaft und Liebe gewidmet." Die Trennung von den Freunden und Fanny's Abneigung habe ihm den freudigen Lebensmuth geraubt, und er weile mit seinen Hoffnungen „in dem Lande, wo die Zweifel und Klagen schwinden." In diesen Gesängen findet Cholevius „die naturgetreue Sprache eines edlen Herzens, geistvolle Ausführung und reine Anmuth der Form." — Die Verbindung mit Meta (1752 bis 1758) habe „Klopstocks eigenste Empfindungsweise zur Geltung gebracht." „Dem schönen Bewußtsein, daß das Himmlische und das Irdische einander durchdringen, entsprang jene stille und tiefe Freudigkeit der Seele, die nach innen Frieden, nach außen Kraft und Sicherheit verbreitet. In den Gedichten aus dieser Periode trifft Klopstock mit den Anakreontikern (!) zusammen." — (Sonderbarer Weise zieht Cholevius

dort allenfalls der Stoff entschuldigte, der für plastische Gestaltung wenig Veranlassung bot, Das findet hier, wo es sich um Gegenstände des wirklichen Lebens handelt, nicht die gleiche Entschuldigung. Der Reiz der Mannigfaltigkeit, der ein so wesentliches Element dichterischer Schönheit ist, geht in der Eintönigkeit einer Dichtweise,

hierher, als Belege für die „anakreontische" Heiterkeit der Klopstock'schen Muse, eine Anzahl Oden aus den spätesten Lebensjahren des Dichters, von 1781, 1795, 1797, über Wein, Eislauf, Reitlust.) — Eine dritte Gruppe sollen dann (1758—66) die religiösen Oden bilden, gewissermaßen als „Metas Todtenfeier" (Cholevius scheint hier zu vergessen, daß in diese Zeit — 1763 — die neue Liebe Klopstocks zu „Done" fällt, die er auch in poetischen und brieflichen Kundgebungen verherrlichte). — Die meisten Oden zwischen 1766 und 1789, meint Cholevius weiter, beschäftigten sich „mit der Sprache und der Dichtkunst", und die Oden der fünften Gruppe (1789—1802) mit der französischen Revolution. — Hierbei sind alle übrigen Richtungen der politischen Poesie Klopstocks, die doch, wie wir sehen werden, ebenfalls keine unbedeutende Stelle einnehmen, gänzlich außer Betracht gelassen; es ist ferner, wie schon bemerkt, die versuchte Eintheilung von Cholevius selbst vielfach wieder aufgehoben, indem er das eine Mal Oden aus einer ganz andern Periode in eine frühere einreiht, ja als Belege für diese anführt, ein ander Mal solche, die unter ganz besondern Lebensumständen des Dichters entstanden, wie die berühmte Ode „Der Zürichersee", ausdrücklich gar keiner, stillschweigend aber einer solchen Gruppe (der ersten oder sogenannten elegischen) zuweist, zu der sie, sowohl dem darin vorherrschenden Tone, als ihrer äußeren Veranlassung nach, gerade gar nicht gehören. — Unseres Erachtens ist ein eigentlicher Parallelismus zwischen Klopstocks Leben und seinen Dichtungen um deswillen nicht durchzuführen, weil Klopstock durch seine entschiedene Richtung auf das Uebersinnliche, außerhalb der Erscheinungswelt Liegende — eine Richtung, welche er sofort mit dem Plane seines „Messias" ergriff und welche seitdem (aus Gründen, die zum Theil in seinen äußern Lebensschicksalen lagen, wie wir Dies oben nachzuweisen versucht haben) mit seinem ganzen Wesen mehr und mehr verwuchs — derjenigen Naivetät und Unbefangenheit in der Anschauung und Empfindung der äußern Erscheinungswelt verlustig ging, die allein machen kann, daß ein Dichter sich im Leben und in der Dichtung vollkommen parallel entwickelt. Wenn daher auch ein gewisser — unmittelbarer und mittelbarer — Einfluß des äußern Lebensganges Klopstocks auf sein inneres Empfinden und sein poetisches Schaffen durchaus nicht geleugnet werden soll (wie wir denn einen solchen nachzuweisen uns bemüht haben), so ist derselbe doch sicherlich von ganz anderer Art, als bei einem Dichter wie Goethe, dem sein Dichten überall frisch und frei aus dem unmittelbarsten Erleben erwächst. Bei Klopstock äußert sich, nach unserer Ueberzeugung, der Einfluß des Lebens auf sein Dichten vorzugsweise darin, daß die verschiedenen Phasen seines Schicksals mehr oder weniger — aber alle (oder doch fast alle) in irgend einer Weise — zur Steigerung und Befestigung der von früh auf dem „Messiasdichter" eigenen sentimentalen oder überfliegenden Gedankenrichtung beitrugen.

unter, welche alles Endliche in einem Unendlichen verflüchtigt und statt bestimmter Empfindungen nur ein unbestimmtes, allgemeines Empfinden zurückläßt*). Das Erhabene, welches, als Würze des Schönen mit sparsamer Hand angewendet, so ergreifend wirkt, wird hier in so starken Gaben gereicht, daß es den Geschmack abstumpft, der zuletzt kaum mehr die wahre von der gemachten Erhabenheit zu unterscheiden vermag, und das Gemüth durch die fortwährende übertriebene Anspannung erst bis zur Schwärmerei erhitzt, dann in einen Zustand der Ermüdung und des unklaren Dahinträumens einwiegt. Das heitre Behagen an dem Anschauen einer in klarer Umgrenzung gehaltenen, nach bestimmten Gesetzen wechselnden Welt von Erscheinungen, welches unsre Seele in eine so harmonische, zugleich bewegte und doch auch beruhigte Stimmung versetzt, kann da nicht aufkommen, wo der Dichter jede einzelne Vorstellung oder Empfindung sogleich wieder unterbricht, um uns gewaltsam von da hinweg zum Denken eines Schranken- und Wandellosen emporzureißen**).

Selbst Sprache und Versmaß der Klopstock'schen Oden haben durch diese Eigenthümlichkeit des Dichters ebensoviel eingebüßt, als

*) Lessing (in den „Literaturbriefen") sagt: es sei in manchen Klopstock'schen Dichtungen so viel Empfindung, daß man gar Nichts (soll wohl heißen: nichts Bestimmtes, Deutliches) dabei empfinde.

**) „Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen . . . Alle Gefühle, die er, und zwar so innig und mächtig, in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die Alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objects zu erquicken . . . . Ich bekenne daher unverholen, daß mir für den Kopf Desjenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affectation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann, zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann . . . Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei Weitem nicht ihre glücklichste Wahl." (Schiller, „über naive und sentimentalische Dichtung", „Sämmtliche Werke", 18. Bdchen., S. 275.)

gewonnen. Es ist wahr, Klopstock, indem er dem geistlosen Reimgeklingel, sowie der conventionellen Glätte und Oberflächlichkeit der hergebrachten Sprechweise absagte, gab dem sprachlichen Ausdruck größere Ursprünglichkeit, dem Gedankeninhalte des Verses — der nun nicht mehr durch seinen Klingklang blos das Ohr bestechen konnte — eine höhere Bedeutung. Allein über dem Bestreben, in der Wahl, Bildung und Zusammensetzung der Worte neu, gedrängt, gedankenreich zu sein, wird er oft dunkel und schwerfällig, und sein Odenbau, theils dem antiken nachgebildet, theils selbsterfunden, erscheint bisweilen zu wenig der Natur des Gegenstandes innerlich verwandt, vielmehr nur äußerlich ihm aufgezwungen, daher erkünstelt, fremdartig und eintönig*).

Kulturgeschichtliche Würdigung der Klopstock'schen Lebensanschauung. Seine Naturempfindung.

Anders gestaltet sich unser Urtheil über die Klopstock'schen Dichtungen, wenn wir die Lebensanschauung ins Auge fassen, die dadurch zur Geltung gebracht und ausgebreitet wurde. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Sinn für die Betrachtung der äußern Erscheinungswelt und insbesondere das Gefühl für die Schönheit und Erhabenheit der Natur dem deutschen Volke durch lange Entwöhnung und durch eine merkwürdige Geistesverbildung beinahe verloren gegangen war. Theologischer Zelotismus, gelehrte Einseitigkeit und ein unnatürliches Gesellschaftsleben hatten gleichermaßen dahin gewirkt, ein solches Ergebniß hervorzubringen, welches uns heutzutage kaum begreiflich erscheint. War es doch, als Klopstock zu dichten anfing, noch wenig über ein Menschenalter her, daß Leibnitz zuerst wieder durch seine genialen Ansichten von der Natur, als einem in allen seinen Theilen beseelten und vom göttlichen Geiste durchwehten Organismus — den Bann gebrochen hatte**), welcher so lange auf der Naturbetrachtung gelastet***)! War doch eine ganze Reihe von Dichtern, wie A. v. Haller, Brockes, Uz, Gleim u. A., eben erst damit beschäftigt gewesen, oder waren es noch, dieses Resultat

---

*) Z. B. in Oden wie „der Eislauf“, „der Zürchersee“, ferner in den Wein- und Liebesliedern.

**) Vergl. meine Abhandlung: „Deutschlands trübste Zeit“ im 3. Bde. der „Deutschen Nationalbibliothek“ von Ferd. Schmidt, S. 15.

***) S. des 2. Bds. 1. Thl., S. 228, Note **), S. 251 ff.

philosophischer Speculation auch für's Leben, für die allgemeine Bildung fruchtbar zu machen*)!

Alle diese Versuche, der Nation wieder ein lebhafteres Interesse für die Betrachtung der Natur einzuflößen, waren inzwischen bis jetzt fast nur lehrhafter Art gewesen, hatten sich mehr an den Verstand, die Phantasie, oder den moralischen Sinn, als unmittelbar an das Gefühl des Menschen gewendet. Die Natur oder die Körperwelt erschien dabei größtentheils noch wie ein dem Menschen Fremdes, in das er sich erst hineinversetzen, wie eine Masse zerstreuter Erscheinungen, die er erst durch seine Beobachtung, durch die Beziehungen, in welche er die einzelnen Dinge unter sich und zu einem über allen waltenden höchsten Verstande bringe, gleichsam beleben und vergeistigen müsse.

Klopstock schlug einen andern Weg ein. Er durchdrang sich vom Hause aus so ganz mit dem Gefühl der Allgegenwart Gottes in der Natur, im Kleinsten wie im Größten, daß es für ihn einer solchen künstlichen Erhebung vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, einer solchen lehrhaften oder moralisirenden Hinweisung auf die Abhängigkeit des Einzelnen von einem Allgemeinen gar nicht bedurfte. Auch über das Einzelnste ist bei ihm ein so lebendiger Hauch des Zusammenhanges mit einem großen Ganzen, eine so unmittelbar göttliche Weihe ausgegossen, daß man das Wehen des Hauches Gottes durch die ganze Schöpfung in jedem Odemzuge zu empfinden, daß man fortwährend sich wie in einem Allerheiligsten zu bewegen glaubt.

Kein deutscher Dichter der Neuzeit vor Klopstock hatte eine so tiefe und innige Naturempfindung besessen, und in seinen Dichtungen

---

*) S. des 2. Bds. 1. Thl., S. 266, 470. Von Gleim gehört hierher das Gedicht „Halladat". — Daß Klopstock selbst mit Leibnitz sich näher bekannt gemacht, ist wenigstens nicht unwahrscheinlich. Er gedenkt desselben mehrmals, so in der Ode „Fragen" (1752) und in der „Der Nachahmer" (1764); auch wissen wir, daß in Jena, wo Klopstock seine Studien begann, den Leibnitz'schen Ideen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet ward; wir finden daselbst schon 1732 ein Colleg „über die Theodicee" verzeichnet, und auch in der Periode, wo Klopstock dort studirte (1745,6), kommen wiederholt Bezugnahmen auf die Ansichten des berühmten Philosophen „von der besten Welt" und „vom Ursprunge des Bösen" vor. (Vergl. meine Monographie: „Die Universität Jena nach ihrer Stellung und Bedeutung in der Geschichte deutschen Geisteslebens, von ihrer Gründung bis auf die Gegenwart", S. 59, 75.)

ausgeprägt. Was war dagegen die nüchterne Kleinmalerei der Niedersachsen, oder die tändelnde Schilderung einzelner Naturscenen bei den Anakreontikern? Selbst Hallers, zwar großartige, aber doch immer nur in einzelnen Zügen malende Naturbeschreibung reichte an diese, das All gleichsam von innen heraus, wie durch einen unmittelbaren, magischen Rapport, erfassende und offenbarende Poesie nicht heran.

Freilich kam Klopstock selbst, wie wir gesehen, über diese ganz allgemeine und ziemlich unbestimmte Naturempfindung selten hinaus, verlor sich vielmehr in diese so sehr, daß er den Rückweg zu einer anschaulichen Betrachtung und Unterscheidung des Einzelnen nicht immer wiederfand. Wie die Niedersachsen nach der Seite der Malerei von dem rechten Pfade der Poesie abgeirrt waren, so Klopstock nach der Seite der Musik*). Seine Poesie ist eine Poesie der bloßen Stimmungen, ein Meer ohne Wellen, eine Nebelwelt, ähnlich der Ossianschen, worin unser Auge mit Mühe hier und da eine einzelne Gestalt unterscheidet, die aber auch bald wieder im Nebel verschwindet oder sich selbst in Nebel aufzulösen scheint**). Wenn die Niedersachsen statt eines farbengesättigten Gemäldes nur einzelne Striche und Contouren, gewissermaßen nur einen anatomischen Aufriß der Natur gegeben hatten, so sehen wir bei Klopstock beinahe nur Farbe ohne Zeichnung, und oft nicht einmal einen Wechsel von Farben, sondern ein einziges eintöniges Grau, worin Alles verschwimmt.

Dennoch war mit dieser, wie auch immer noch unvollkommnen, Naturempfindung ein bedeutsamer Fortschritt über jene blos äußerliche Naturbetrachtung hinaus erreicht. Der deutsche Geist mußte erst von der Oberfläche der Körperwelt in ihr inneres Leben

---

*) In diesem Sinne hat schon Schiller (a. a. O. S. 273) Klopstock einen „musikalischen" Dichter genannt. Weiter ausgeführt hat dies Gervinus (a. a. O. 3. Bd., S. 117 ff.), der auch ein eben dahin bezügliches sehr feines Urtheil Herders (aus der „Allgem. Deutschen Bibl.", 19. Bd.) citirt.

**) Schon vor dem Erscheinen von Macphersons angeblichen Ossianschen Gesängen (1760) zeigt sich in den Klopstock'schen Oden eine unverkennbare Geistesverwandtschaft zu dieser nebelhaften Dichtweise; später findet zum Theil eine bewußte Nachahmung derselben statt. — W. Menzel in seiner „Deutschen Literatur" (2. Aufl., 3. Bd., S. 258) vergleicht Klopstock selbst mit einem „riesenhaften Ossianschen Geist." „In der Nähe" — sagt er — „löst er sich in Nebelgewölk auf; aber jener erste Eindruck hat auf unsere Seele mächtig gewirkt und uns zum Großen gestimmt."

hineindringen, bevor er im Stande war, auch ihre einzelnen Erscheinungen in unmittelbar lebendiger Empfindung, nicht mehr blos äußerlich, gleichsam nur tastend, zu erfassen und zu poetischen Anschauungen zu gestalten. Wie sehr auch die, ebenso tief empfundenen, als plastisch klaren Naturschilderungen späterer Dichter, vor Allem Goethe's, sich vor den, noch gestaltlosen und nebelhaften Versuchen Klopstocks in der gleichen Richtung auszeichnen, doch darf man kühn behaupten, daß jene schwerlich entstanden sein möchten, wenn diese nicht vorausgegangen wären, und daß sie auf die Nation bei Weitem nicht den Eindruck hervorgebracht haben möchten, den sie hervorbrachten, wenn nicht schon zuvor die Klopstock'schen Dichtungen den Sinn für Naturempfindung in weitesten Kreisen geweckt und gepflegt hätten*).

Seine Behandlung der moralischen Verhältnisse d. Menschen: Lebensgenuß, Freundschaft, Liebe.

Wie die Betrachtung der Natur, so erhielt auch die Behandlung der moralischen Verhältnisse des Menschen durch Klopstock eine größere Vertiefung und gewissermaßen eine religiöse Weihe. Der Kultus harmlosen Frohsinns und frischen Sichauslebens, schon von den Anakreontikern empfohlen, schien nun erst ganz berechtigt, ja fast geheiligt, da ein so frommer Mann, wie Klopstock — ein nicht minder warmer Verehrer der „Tugend", als Gellert — demselben den Stempel seines Ansehens und seines eigenen Beispiels aufdrückte. Das zärtliche Gefühl der Freundschaft erhielt einen neuen, erhabneren Schwung durch Klopstocks poetische Verherrlichung der Seelenbündnisse himmlischer Geister im „Messias" wie durch seinen „Wingolf"**), dieses ächte Hohelied der Freundschaft. Die Liebe, welcher Gleim und seine Genossen mit erkünstelter Wärme leicht-

*) Einen bestimmten Fingerzeig für den Einfluß Klopstocks auf Goethe haben wir u. A. in jener Scene im „Werther", wo Lotte, mit Werther durch's Fenster schauend und die Erhabenheit der von dem Gewitter wieder aufathmenden Natur bewundernd, das einzige Wort: Klopstock! ausspricht. — Uebrigens zeigt ein kurzer vergleichender Blick auf die drei Goethe'schen Zeilen im „Werther", in denen ein vollständiges, farbenreiches Bild der Landschaft nach dem Gewitter entworfen ist, und auf die Klopstock'sche Ode „Sommernacht", an welche Lotte Werther erinnert (denn diese ist jedenfalls gemeint), den ungeheuren Fortschritt in der Naturschilderung von Klopstock zu Goethe. — Noch an eine zweite Spur Klopstock'schen Einflusses auf die Erregung des Goethe'schen Phantasie- und Gefühlslebens (in „Dichtung und Wahrheit" — „Werke", 24. Bd., S. 125) sei hier wenigstens erinnert. —

) S. oben S. 8, Note *).

fertige Huldigungen dargebracht, trat bei Klopstock als ein Selbsterlebtes, mit aller Glut ureigenster, tiefinnerster Empfindung, dabei aber in so idealer Reinheit und Hoheit auf, daß alle fühlenden Seelen davon ergriffen und zur Nachfolge auf diesem Wege hingerissen wurden. Schon Gellert hatte eine solche edle, zugleich ächt menschliche Liebe gepredigt, allein bei seiner nur lehrhaften Weise und nach seiner eignen Persönlichkeit konnte er zwar wohl den moralischen Sinn der Menschen dafür gewinnen, nicht aber das Vollgefühl dieser Liebe selbst in den Herzen lebendig machen. Jetzt, wo man den Dichter des Heiligen, der selbst fast wie ein Heiliger angesehen ward, seine innersten Herzensgefühle so rückhaltlos in schwunghaften Oden an „Fanny“, „Cidli“ und „Done“ ausströmen, wo man ihn sogar in seinem „Messias“ die Regungen irdischer Liebe unmittelbar neben denen der himmlischen, zu Gott und zum Erlöser, gleichsam wie einen Abglanz dieser, verherrlichen sah*), — jetzt wagten allerorten sanftfühlende Gemüther, ihre Empfindungen der Sehnsucht nach einem einziggeliebten Gegenstande, oder der Beseligung durch einen solchen, mit gleicher Unumwundenheit zu bekennen, weder die spöttischen Scherze frivoler Weltleute, noch das bedauernde Achselzucken philosophischer Starkgeister, noch die mißbilligenden Mienen scheinheiliger Zeloten scheuend. Daß bei Klopstock diese Verhältnisse vorzugsweise einen so übersinnlich verklärten, zum Theil auch schwermüthig schmachtenden Charakter trugen, erleichterte wesentlich den Uebergang von der bisherigen, halb leichtfertig galanten, halb nüchtern frostigen oder ascetisch spröden Zeitstimmung zu der warmen und aufrichtigen Hingabe an eine wahre, innige Herzensneigung. Es bedurfte eines solchen höheren, selbst etwas überfliegenden Schwunges für die neue, ungewohnte Empfindung — sowohl gegenüber Denen, welche in der Liebe etwas allzu Irdisches, als Denen, welche in der Ehe etwas allzu Prosaisches zu erkennen meinten**).

Die allgemeineren Beziehungen menschlichen Zusammenlebens waren von den Dichtern zunächst vor Klopstock theils gar nicht,

*) Vergl. z. B. im 4. Gesange die Stelle von der Liebe zwischen Lazarus und Cidli.

**) Aus diesem Gesichtspunkte erhalten auch die Liebesanklänge in den Oden, die, nach rein dichterischem Maße gemessen, wegen ihres zu abgezogenen Charakters unbefriedigend erscheinen mußten, eine andere, höhere Bedeutung. Vergl. hier besonders auch noch die schon oben citirte Ode „Die Braut“.

Seine Stellung zu den politischen und gesellschaftlichen Fragen — sein deutscher Patriotismus.

theils nur mit zaghafter Hand berührt worden. Gellert hatte sich von der eigentlichen Politik geflissentlich fern gehalten, in Bezug auf die socialen Verhältnisse zwar manche humane Ansichten geäußert, deren Verwirklichung jedoch im Ganzen dem guten Willen der Betheiligten anheimgestellt. Der Halberstädter Kreis war, abgerechnet den specifisch preußischen Patriotismus einzelner seiner Mitglieder, den größeren menschlichen Verhältnissen beinahe noch fremder geblieben. Bei Klopstock ist ein gewisser politisch-geschichtlicher Sinn für das Allgemeine — über die rein individuellen Beziehungen des Menschen hinaus — schon früh sichtbar; dieser Zug begleitet ihn durch sein ganzes Leben, er wächst und breitet sich mit dem zunehmenden Alter immer mehr aus, ja er scheint zuletzt beinahe die, anfangs so sehr überwiegende Richtung auf das Jenseitige, Ueberirdische in den Hintergrund zu drängen.

Jugendeindrücke sind oftmals für's ganze Leben entscheidend. Klopstocks Wiege hatte auf reichsunmittelbarer Erde gestanden. Quedlinburg, wo er geboren ward, war ein reichsfreies Stift, das aber, wie Das zu geschehen pflegte, dem schutzherrlichen Einfluß benachbarter größerer Stände unterlag. Die von früheren Aebtissinnen an Kursachsen freiwillig aufgetragene Schutzhoheit war von dem, allzeit geldbedürftigen August dem Starken um ziemlich hohen Preis an Brandenburg verkauft worden. Ein Protest der regierenden Aebtissin dagegen war unbeachtet geblieben; auch eine Rechtsentscheidung des deutschen Kaisers zu ihren Gunsten hatte keinen Erfolg gehabt. Abwechselnd ließen König Friedrich Wilhelm I. und die Aebtissin ihre beiderseitigen Edicte abreißen und öffentlich durch den Scharfrichter verbrennen. Der Stärkere behielt Recht: das Stift mußte sich fügen — man ergriff den Ausweg, die Schwester Friedrichs II., Prinzessin Amalie, zur Aebtissin zu wählen, und so fiel Quedlinburg gänzlich in preußische Hände*).

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese frühesten Erlebnisse des Knaben Klopstock — dadurch verstärkt, daß sein Vater, als Beamter des Stifts, unmittelbar davon berührt ward und mit der ihm eignen Unerschrockenheit das Recht gegen die Gewalt vertrat —

*) Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 16.

in seiner Seele die ersten Keime legten zu jenem lebhaften Hasse gegen das Recht des Stärkeren, jener warmen Liebe zur Freiheit und zur Gerechtigkeit, zugleich jener tiefen Abneigung gegen preußisches Wesen, deren Spuren durch das ganze Leben des Dichters hindurch sichtbar sind. Daß sein Geist mit Friedrichs II. Geist lange und schmerzlich gerungen, dafür haben wir mehr als bloße Vermuthungen. Der Bewunderung des Genies und der Heldenthaten des großen Königs konnte er sich (wie wir schon früher sahen) nicht entziehen*). Zweierlei jedoch hinderte ihn an einer wahrhaft sympathischen Empfindung für Friedrich: Friedrich war kein Christ, und Friedrich war ein Verehrer der Muse Voltaires, dieser Muse, die schon der Jüngling Klopstock nur halb und unwillig gelten ließ, weil, wie er sich ausdrückte, „eine deutsche, das ist feurige und erhabene Seele unmöglich die, zwar artige und zierliche, aber nicht genug schwungvolle Weise des Franzosen bewundern und lieben könne"**).

Als jener andere Friedrich — von Dänemark — den Dichter zu sich berief und dieser dem Rufe eines Königs folgte, den er ganz und ohne Rückhalt lieben durfte, weil er ein Christ, ein Menschenfreund, ein Vater des Vaterlandes war, weil ihn „die durch's Blut blühender Jünglinge erkaufte Unsterblichkeit umsonst in's eiserne Feld lockte"***), da machte doch der Gedanke ihn traurig, daß Preußens Friedrich, „der Sieger von Sorr", nicht die gleichen Wege wandle, nicht zu dem Ruhme des Helden den schönern Ruhm geselle, ein „Christ zu sein"†).

---

*) S. oben S. 103.

**) S. Klopstocks Abgangsrede, Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 80.

***) S. die erste Ode „Friedrich der Fünfte" (1750).

†) In der zweiten Ode gleichen Namens (ebenfalls 1750) finden sich die beziehungsreichen Verse:

. . . . ; „so offen ich sage,
Daß dem Sieger bei Sorr
Julianus zum Muster zu klein, und, ein Christ zu werden,
Würdig Friederich ist.
Aber das ist ein Gedanke voll Nacht: Er wird es nicht werden!
Da sein Freund ihm entschlief
Und, entflohen dem Labyrinth, gewiß war: es herrsche
Jesus, und richte die Welt, —
Blieb der lächelnde König sich gleich . . . . .

Ernste Muse, verlaß den wehmuthsvollen Gedanken,
Der dich traurig vertieft."

Ja selbst noch da, als er schon gänzlich in Kopenhagen festgewurzelt und befriedigt schien, goß er in den Busen seines treuen Gleim die nicht zurückzudämmende Klage darüber aus, daß Friedrich nicht für Deutschland geworden, was er hätte werden können, ein Augustus oder ein Ludwig XIV., — der Gönner und Beschützer der deutschen Muse*). Aber er riß sich los, und wir finden bei ihm aus spätern Zeiten keine ähnlichen Anwandlungen mehr, oder mindestens kein ähnliches Geständniß, einer von Friedrich auf ihn geübten Anziehungskraft. Für alle Thaten des siebenjährigen Krieges, selbst für den großen nationalen Sieg bei Roßbach über die ihm so verhaßten Franzosen, hat er Nichts, als ein kaltes Schweigen: weder eine einzige Strophe in allen seinen zwischen 1756 und 1763 gedichteten Oden, noch eine einzige Zeile in seinen zahlreichen Briefen aus der gleichen Zeit an den „preußischen Grenadier“ verräth eine Antheilnahme Klopstocks an jenen ungeheuren Ereignissen, die ganz Deutschland, ja Europa in Bewegung setzten — ausgenommen die wehmüthige und vorwurfsvolle Klage um die „Siege voll Blut und Elend“**)! Für Friedrich V. und

*) In der schon oben, S. 103, citirten Ode „an Gleim“ (1752). — In einem Briefe vom J. 1751 an Gleim — der damals eine Reise nach Berlin gemacht hatte — („Klopstock und seine Freunde“, 1. Thl., S. 349) findet sich die Stelle: „Schreiben Sie mir auch, wenn Sie wollen, vom König.“ — Es darf nicht verschwiegen werden, daß um jene Zeit Sulzer den Versuch gemacht hatte, dem König durch seine französischen Umgebungen den „Messias“ in die Hand zu spielen, daß aber der König Nichts davon wissen wollte, und daß Voltaire das Gedicht eine „sehr überflüssige“ Nachahmung Miltons nannte, der selbst schon wenig empfehlenswerth sei (s. meine Monographie „Friedrich der Große und sein Verhältniß zur Entwickelung des deutschen Geisteslebens“, S. 17). Es würde nur menschlich sein (eine Menschlichkeit, über die der Dichter des „Messias“ wohl nicht völlig erhaben war), wenn Klopstock durch diesen, ihn auch persönlich berührenden Beweis von des Königs Unempfänglichkeit für die deutsche und die christliche Dichtung noch mehr gegen denselben verstimmt worden wäre.

**) S. die Ode „Das neue Jahrhundert“ (1760). Erst viel später, 1788 (in der Ode „Die Etats généraux“), gesteht Klopstock unwillkürlich ein, welchen tiefen Eindruck auf ihn der Heldenkampf Friedrichs gemacht habe; er sagt dort:

> „Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sei, —
> So dacht' ich sonst, wie Herkules Friederich
> Die Keule führte, von Europas
> Herrschern bekämpft und den Herrscherinnen . . .“

Im Gegensatz zu den jetzigen Fürsten, einschließlich Friedrichs, wird dann der Hohenstaufe Heinrich gepriesen, weil er den deutschen Gesang geliebt und gefördert.

Christian VI. von Dänemark, für Maria Theresia und Joseph II. von Oestreich, für Carl Friedrich von Baden, ja selbst für Ludwig XVI. von Frankreich hat Klopstocks Muse Worte der Sympathie und des Lobes — für Friedrich II. keines! Sogar jene Ausbrüche der Bewunderung, welche des großen Königs Kriegsruhm ihm in seiner Jugend entlockt hatte, tilgte er später wieder, als ob er sie wie eine Jugendschwachheit bereue*)! Unähnlich darin seinem Freunde Gleim, der Friedrichs Abwendung von der deutschen Muse zwar auch beklagte, aber darüber doch dessen größere Verdienste um das deutsche Geistesleben nicht verkannte, warf Klopstock zornig den Bewunderer Voltaire's zu dem Troß der andern, verdienst- und ruhmlosen deutschen Fürsten**)! Auf die, allerdings leichtfertige Anklage des Königs wider die deutsche Literatur***) antwortete er mit einem lauten Schrei nach „Rache"†), und selbst der Tod des Königs, der so viele Gegner desselben durch die Erinnerung an seine großen Eigenschaften mit ihm aussöhnte, ließ Klopstock ungerührt!

So fehlte diesem für seinen patriotischen Drang von vornherein ein bestimmter Anhalt in der Wirklichkeit. Nicht, wie Gleim und dessen Gesinnungsgenossen, konnte er sich an Friedrichs Thaten begeistern. Sein Patriotismus mußte daher wohl eine ideale, überfliegende Richtung nehmen. Während er das brennende Verlangen empfand, den deutschen Namen auf literarischem Gebiete wieder zu Ehren zu bringen, fühlte er doch zugleich — und wie hätte Dies anders sein können angesichts der kriegerischen Ereignisse, in welche schon seine frühe Jugend fiel? — daß bloße Thaten des Geistes zur wahren Größe einer Nation nicht ausreichen, daß dazu auch Heldenthaten, Proben der Tapferkeit und Stärke erforderlich

---

*) S. oben S. 104.

**) In der Ode „Kaiser Heinrich" (1764), wo es heißt:

> „Lass' unsre Fürsten schlummern im weichen Stuhl,
> Vom Höfling rings umräuchert und unberühmt . . .
> . . . .
> . . . . es schlummert ja
> Mit ihnen Der selbst, welcher die blutigen
> Siegeswerthen Schlachten schlug, zufrieden,
> Daß er um Galliens Pindus irrte . . ."

***) „Sur la littérature allemande", 1780.

†) So überschrieb Klopstock die Ode, die er 1782 gegen Friedrich II. schleuderte.

sind. Dieses Gefühl und jenes Verlangen verschmolzen in seiner Seele zu einer starken, aber einigermaßen unklaren patriotischen Gesammtempfindung*). In der Gegenwart erschienen ihm für die Größe und den Ruhm Deutschlands Thaten des Geistes als die wichtigsten, vor Allem die Veredlung der deutschen Sprache und ihre Reinigung von fremden Zusätzen, so wie überhaupt die Verbannung der erniedrigenden Nachahmungssucht und der falschen Demuth der Deutschen gegenüber dem Ausland — und freilich gab es ja für das politisch ohnmächtige und zerrissene Deutschland des 18. Jahrhunderts kein Gebiet, auf dem es mit andern Ländern einen erfolgreichen Wettkampf hätte bestehen können, wenn nicht das geistige, literarische! Die Elemente äußerer, politischer Macht und Größe aber, die er in der Gegenwart nicht fand, entlehnte er der Vergangenheit, und zwar einer sehr fernen Vergangenheit Deutschlands, jener Zeit, wo deutscher Muth und Freiheitssinn über das weltbeherrschende Rom triumphirt hatten. Im berechtigten Stolze auf den hohen geistigen Aufschwung, den zu seiner Zeit das deutsche Volk nahm, und in der lebhaften, begeisterten Erinnerung an die Heldenthaten der Vorfahren (freilich vor mehr als 1700 Jahren!) mischte Klopstock dieses Beides in seinen Empfindungen wie in seinen Gedichten auf die allermerkwürdigste Weise durch einander, sprach von dem lebenden Geschlecht wie von vollbürtigen Nachfolgern jener alten Helden — der siegreichen Vertheidiger ihres Vaterlands und ihrer Freiheit gegen fremde Vergewaltigung! — von der deutschen Nation wie von einer nicht blos an geistiger Kraft und Tüchtigkeit, sondern auch an Kriegsruhm und politischer Größe über alle andern weit hervorragenden.

Eine solche Vermischung der Begriffe konnte weder im Leben noch in der Dichtung günstig wirken. Wenn Klopstock die deutsche Muse zum Wettkampf mit der englischen anfeuert und sie diesem Kampf mit freudiger Siegesgewißheit entgegengehen läßt**), wenn er die Geistesthaten eines Luther, Leibnitz, Händel gegen die auf ihre Vorzüge übermüthig pochenden Fremdlinge in's Feld führt***), wenn er die deutsche Dichtkunst über die französische

*) Wir erinnern hier u. A. an jene, schon oben citirten Worte seiner Abgangsrede: „Nicht so träge donnerten einst unsre Vorfahren mit den Waffen".

**) In der Ode „Die beiden Musen" (1752).

***) In den Oden „Fragen" (1752), „Der Nachahmer" (1764), „Wir und sie" (1766).

erhebt, weil diese nur „mit Bildern zu weinen", jene allein „das Herz zu treffen" wisse*), so ist die Begeisterung hier überall eine wohlberechtigte. Wohlberechtigt ist auch sein vaterländischer Zorn gegen die „Nachahmer" des Auslandes**). Nicht minder mögen wir es gern gelten lassen, wenn er in warmen, obschon etwas vagen Ausdrücken den deutschen Jüngling, das deutsche Mädchen zur Vaterlandsliebe im Allgemeinen ermuntert***), oder wenn er der persönlichen Tüchtigkeit und Tapferkeit seiner Landsleute in den Kriegen gegen das Ausland (welcherlei immer deren politische Erfolge gewesen sein mochten) Gerechtigkeit widerfahren läßt†). Wenn er aber weiter geht und den politischen Gesammtzustand Deutschlands mit einem Glanze zu umgeben versucht, der zwar die Großthaten Hermanns und seiner Cherusker, oder die Eroberungszüge der Franken und Gothen gegen das Römerreich umstrahlt, auf das Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege angewandt aber nur wie bittere Satire erscheint††), wenn er sich vollends gar bis dahin versteigt, die deutschen Fürsten seiner Zeit ohne Unterschied als „Hermanne", ihre Heere als „Cherusker" zu verherrlichen†††), während er von dem einzigen Fürsten und dem

*) In der Ode „Die Fragen" (1752).

**) S. die schon genannte Ode unter diesem Titel.

***) „Vaterlandslied" (1770).

†) Bei Erwähnung der Schlacht von Höchstedt (in der Ode „Die Fragen"):

— „wo, mit edlen Britanniern,
Gleich würdig ihrer großen Väter,
Deutsche dem Gallier Flucht geboten."

††) In der Ode „Unsere Sprache" (1767), wo es heißt:

. . . . „Das ist
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unsern Helden Eroberung, ein Spiel."

ferner (von der deutschen Erde):

„Die der Fremdling nicht entweiht (Teutonien erlag
Nur Siegen, unerobert), o freiere, dich
Wagte der Geschreckten Fessel nicht
Zu fesseln! . . . . Du bliebest,
Die du warst . . . ."

†††) „Hermanne unsre Fürsten sind,
Cherusker unsre Heere sind,
Cherusker kalt und kühn." —
(In der Ode „Wir und sie", 1766.)

einzigen Heere, welche eine solche Bezeichnung verdienten, dem preußischen, Nichts wissen will — so ist hier der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen bereits gethan, und ein solcher „tutonesker“ Patriotismus (wie die Franzosen es nannten), weit entfernt, den Fremden zu imponiren, mußte vielmehr in ihren Augen — angesichts von Thaten wie die der Reichsarmee bei Roßbach, und von Fürsten wie der weichliche Carl Theodor von der Pfalz, der träge Friedrich August II. von Sachsen, der ausschweifende Carl Eugen von Würtemberg und noch viele andere ähnlichen Schlages — unausbleiblich selbst zum Spotte werden.

Für die Gesammtbildung des deutschen Volkes hatte dieser unklare und vage Patriotismus, den Klopstock lehrte, die bedenkliche Folge, daß man sich gewöhnte, in großen Worten und hochklingenden Gemeinplätzen, in frommen, aber vergeblichen Wünschen und ebenso vergeblichen Anrufungen einer längst dahingeschwundenen nationalen Größe thatenlos zu schwelgen, statt mit bedächtig praktischem Sinn das Nächste und Nothwendigste zu erfassen und an die Schäden der vaterländischen Gegenwart, so weit thunlich, die bessernde Hand zu legen. Klopstock selbst hielt sich auf einem viel zu hohen Standpunkte, um für die Einzelheiten der gegebenen Zustände Sinn und Verständniß zu haben; er war viel zu sehr Idealist, um die Verhältnisse in dem nüchternen Lichte der Wirklichkeit zu betrachten. Wie er schon in Zürich verschmäht hatte, seine Aufmerksamkeit und Theilnahme den staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen zuzuwenden*), so versäumte er auch die noch viel günstigere Gelegenheit, die ihm in Kopenhagen durch den vertrauten Umgang mit Männern wie Bernstorff, Moltke, Sturz u. A. geboten war, sich über die wirklichen Zustände des deutschen Reichs zu unterrichten und so seinen patriotischen Anschauungen die feste Unterlage einer klaren Erkenntniß der Gegenwart zu verschaffen**). Klopstocks Beispiel wirkte ansteckend nicht blos auf seine Zeitgenossen,

---

*) S. oben S. 130.

**) Sturz, ein politisch sehr gebildeter und ächt patriotisch fühlender Mann, dessen, zwar wenig trostreiche, aber leider nur zu begründete Ansichten über das damalige Deutschland wir bereits im 1. Bde., S. 161 kennen gelernt haben, setzte dem idealen Vaterlandsstolze Klopstocks die nüchterne Betrachtung der Wirklichkeit entgegen. (Vergl. Dessen „Schriften“, 2. Bd., S. 342; — Gelzer a. a. O., 1. Thl., S. 220.)

sondern selbst noch auf spätere Generationen. Dem idealistischen Sinne der Deutschen und ihrer langgewöhnten Trägheit in allen politischen Dingen lag es ohnehin nahe, durch allgemeine Betrachtungen und Empfindungen sich von der mühsamen Arbeit des Eingehens in das Einzelne loszukaufen und mit einem einzigen kühnen Schwunge der Einbildungskraft die unerquickliche, aber im wirklichen Leben nicht zu umgehende Stufenfolge allmäligen Fortschreitens zu überspringen. Dieser nationale Hang fand sich nur allzusehr unterstützt und ermuntert durch das gewichtige Ansehen des berühmten, in weiten Kreisen fast ebenso sehr wegen seiner warmpatriotischen, wie wegen seiner erhabenen religiösen Gesinnungen verehrten Dichters. Und so hat sich in Deutschand dieser, zwar der Gesinnung nach wohlgemeinte und ernsthafte, aber unpraktische und phantastische Patriotismus, der gern Wünsche für Erfolge, Empfindungen für Thaten nimmt, auf lange hin, ja — trotz vieler und schwerer politischer Erfahrungen, welche ihn hätten ernüchtern können — in zahlreichen Ausläufern noch bis auf die neueste Zeit herab fortgepflanzt.

Noch eine zweite bedenkliche Rückwirkung auf den deutschen Volksgeist äußerte Klopstocks eigenthümliche Art, die politische und die geistige Größe der Nation mit einander zu verwechseln und in der letzteren einen Ersatz für die erstere zu finden*). Sie nährte in den Deutschen jenen einseitigen Stolz auf geistige Vorzüge, der sie noch gleichgültiger gegen die Mängel ihrer politischen Verfassung machte, ja mit einer gewissen Genugthuung sie dem thörichten Gedanken nachhängen ließ, als ob ein „Volk von Dichtern und Denkern" gar nicht nöthig habe, eine Nation im politischen Sinne zu sein, vielmehr gerade um so vollständiger die ihm von der

---

*) Hier ist besonders noch an die Stelle in der Ode „Die Fragen" zu erinnern, wo Klopstock sich selbst den Einwurf macht:

> „Zwar, werther Herrmanns, hat die bestäubte Schlacht
> Uns oft gekrönet, hat sich des Jünglings Blick
> Entflammt, hat laut sein Herz geschlagen,
> Brennend nach kühnerer That gedürstet."

sich jedoch alsbald wieder mit den Versen beruhigt:

> „Das Werk des Meisters, welches, von hohem Geist
> Geflügelt, hinschwebt, ist wie des Helden That,
> Unsterblich, wird, gleich ihr, den Lorbeer
> Männlich verdienen, und niedersehen."

Vorsehung angewiesene Mission erfülle, je weniger es durch solche auf äußere Macht und Geltung gerichtete Bestrebungen davon abgezogen werde.

Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß die meisten und schwungvollsten Oden, in denen Klopstock die Herrlichkeit des alten Germanenthums und, damit theils abwechselnd, theils im Zusammenhange, die Hoheit des deutschen Geistes, der deutschen Sprache und Poesie besang, in den Jahren erschienen, die auf den siebenjährigen Krieg folgten*). Sogar zur dramatischen Gestaltung derselben urgermanischen Vergangenheit — Hermanns, seiner Helden und seiner Barden — erhob er sich damals — einer Dichtungsart**), die ihm freilich hier so wenig, wie bei den alttestamentlichen Stoffen gelingen wollte, welche in die gleiche Form zu gießen er ebenfalls versuchte***).

Diese Thatsache scheint zu beweisen, daß auch auf Klopstocks Gemüth die großen Ereignisse des siebenjährigen Kriegs und ihre in der geistigen Strömung der nächsten Folgezeit fortwirkenden Spuren nicht ohne Einfluß blieben, wenn schon er, statt, wie andere Dichter thaten, diesen Eindrücken nachzugeben und seine Phantasie mit Stoffen der vaterländischen Gegenwart zu erfüllen, vielmehr offenbar bemüht ist, sich derselben gewaltsam zu erwehren, indem er bald den, von allen Seiten ihm entgegenklingenden Ruhm des preußischen Heldenkönigs, des Beherrschers eines einzelnen deutschen Stammes, zu übertönen versucht durch Verherrlichung des Befreiers des ganzen Deutschlands, Hermann, bald die

*) So „Kaiser Heinrich“, „Der Nachahmer“, „Spenden“, „Thuiskon“ 1764, „Schlachtgesang“ 1765, „Braga“, „Skulda“, „Wir und sie“, „Unsre Fürsten“ 1766, „Die Barden“, „Treue“, „Unsre Sprache“, „Der Hügel und der Hain“, „Hermann“ 1767, „Mein Vaterland“ 1768.

**) 1769 erschien seine „Hermannsschlacht“, der später „Hermann und die Fürsten“ (1784) und „Hermanns Tod“ (1787) folgten.

***) „Der Tod Adams“ (1757), „Salomo“ (1764), „David“ (1772). — Ich möchte fast glauben, daß die dramatischen Lorbeern Lessings (dessen „Miß Sara Sampson“ 1756, dessen „Minna von Barnhelm“ 1765 aufgeführt ward) den Dichter des „Messias“ nicht haben ruhen lassen. Daß Klopstock, bei aller scheinbaren Unabhängigkeit und Originalität, dennoch nicht unempfänglich war für derartige Eindrücke fremder Produktionen, welche Epoche in der Literatur machten, sehen wir u. A. an seiner „Gelehrtenrepublik“, in welcher er offenbar Lessing'sche obschon seinem eigenen Dichternaturell völlig ungleichartige Ideen zu benutzen und zu verarbeiten versuchte. Daß er von Erscheinungen so wahlverwandter Art, wie Ossian, stark beeinflußt ward, darf um so weniger Wunder nehmen.

kriegerischen Lorbeern Friedrichs in Schatten zu stellen durch die strahlenderen und unblutigen Kränze, die er der Kunst und Wissenschaft flicht.

Klopstocks Ansichten über innere Politik: seine humanitären und kosmopolitischen Ansichten.

Je mehr Klopstock durch eine solche hartnäckige Abwendung von Alledem, was Friedrich II. betraf, den Empfindungen nationaler Macht und Größe entfremdet ward (da diese, wie damals die Verhältnisse lagen, nur in den Thaten und dem Ruhme des großen Königs Nahrung finden konnten), um so rückhaltsloser gab er sich den idealen Neigungen seines Gemüthes hin, die ihn zu den allgemein menschlichen und weltbürgerlichen Zielen politischer Thätigkeit, der Pflege des Völkerwohls, der Humanität, der Gerechtigkeit und Gleichheit, hinzogen. Gegenüber solchen praktischen Zwecken der Staatskunst schienen ihm die Formen derselben ziemlich gleichgültig zu sein. Der bloße Name „Republikaner" hatte nichts Bestechendes für ihn, zumal wo er den ächt republikanischen Geist vermißte*), und andrerseits war ihm auch die unbeschränkteste Monarchie recht, sobald er darin nur eine wirkliche, menschenwürdige Freiheit und die ungebeugte Herrschaft des Gesetzes antraf**). Vor Allem die milde Behandlung der untern, bisher verachteten Volksclassen, die Verbesserung des harten Looses der bäuerlichen Bevölkerung und Aehnliches, Das war es, was seine wärmsten Sympathien hervorrief, was ihn gleichermaßen zu dem dänischen Friedrich und dessen Minister Bernstorff, zu dem edlen Carl Friedrich von Baden***) und zu Kaiser Joseph II.

---

*) Klopstock schreibt an Gleim von Zürich („Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 176): „Beneiden Sie die hiesigen Republikaner nicht, es sind fast durchweg Leute, die sich erschrecklich tief bücken, denn fast Alle, die von Familie sind, wollen ins Regiment."

**) „O Freiheit, Freiheit! nicht nur der Demokrat
Weiß, was du bist,
Des guten Königs glücklicher Sohn
Der weiß es auch" u. s. w.

(in der Ode „Das neue Jahrhundert", gedichtet auf das einhundertjährige Jubiläum der Erhebung Dänemarks zu einer streng absoluten Monarchie durch das Königsgesetz von 1660!).

***) S. die Widmung von „Hermann und die Fürsten": „An den fürstlichen Weisen, Karl Friedrich, Markgrafen von Baden, der nach viel andern landesväterlichen Thaten vor Kurzem auch die Leibeigenschaft aufgehoben hat."

hinzog, welchen letztern er auch noch wegen seiner religiösen Toleranz und Aufklärung hoch verehrte *).

Verglichen mit der schüchternen Humanitätspropaganda Gellerts, war die laute und beherzte Verkündigung der Bürger- und Menschenrechte des Landmanns und des Juden, die wir bei Klopstock antreffen, kein geringer Fortschritt; doch dürfen wir nicht vergessen, daß Klopstock hier zum Theil nur ärntete, was Gellert gesäet hatte, daß zwischen seinen Aussprüchen und denen seines Vorgängers der Zeitraum nahezu eines Menschenalters lag, während dessen die Ideen der Humanität durch wohlwollende Fürsten und Staatsmänner — großenteils Schüler und Anhänger Gellerts **) — bereits ins Leben eingeführt worden waren, so daß Klopstock das leichtere Geschäft hatte, Das nur anzuerkennen, was schon in Wirklichkeit bestand, statt, wie Gellert, erst fordern zu müssen, was damals noch meist ziemlich schroff gegen das Bestehende abstach.

In Klopstocks Wesen selbst lag allerdings ein starker Zug der Unabhängigkeit, gewissermassen etwas Demokratisches. Dasselbe war durch seinen Lebens- und Bildungsgang von Hause aus großgezogen und genährt, durch seinen früherworbenen ungemeinen Dichterruhm, der ihn in den Stand setzte, sich auch den Vornehmsten gleichzustellen, noch mehr befestigt worden. Klopstock hat diesen lobenswerthen Mannesstolz auf das eigene Verdienst, gegenüber den äußern Vorzügen der Geburt und des Ranges, niemals in seinem Leben verleugnet.

Einfluß der amerikanischen und französischen Revolution auf Klopstock.

Eigentlich demokratische Ansichten (wie wir es heut nennen würden, oder, wie man es damals nannte, republikanische) treten bei Klopstock erst in den spätern Jahren hervor, und wahrscheinlich zum Theil in Folge äußerer Anstöße. Ein gewisser Thaten- und Freiheitsdrang war seit dem siebenjährigen Kriege in Deutschland erwacht ***). Unter dem Einflusse dieses

*) S. die Ode „An den Kaiser" (1781), wo es heißt:
„Du rufst den Priester wieder zur Jüngerschaft
Des großen Meisters, machest zum Unterthan
Den jochbeladnen Landmann, und zum
Menschen den Juden . . . . . ."

**) Vergl. oben S. 24, 25, 27, 49 ff.

***) Diesen Einfluß des siebenjährigen Krieges auf die Zeitstimmung hat sehr gut Goethe in „Dichtung und Wahrheit" geschildert („Werke", 26. Bd., S. 142). Vergl. dieses Werkes 1. Bd. S. 111.

erregteren Gefühls gewannen Ideen wie die Rousseau's vom Gesellschaftsvertrage leichter als zuvor Eingang und Anklang. Vor Allem jedoch war es das praktische Beispiel der für ihre Unabhängigkeit kämpfenden nordamerikanischen Colonien Englands, was allen civilisirten Völkern Europas den stärksten Eindruck hervorbrachte und den Grundsätzen des Vernunftrechts, deren beredte Vertheidigung vor dem englischen Parlamente ein Mann von so ächt bürgerlich-republikanischem Gepräge, wie Franklin, führte, rasch die allgemeinste Zustimmung und Anerkennung verschaffte.

Diese letztern Eindrücke zumal mögen in dem durch einen lebhaften Handelsverkehr mit Nordamerika eng verbundenen, ohnehin seiner eigenen Verfassung nach republikanischen Hamburg, wo damals Klopstock lebte, sich wesentlich fühlbar gemacht haben. Wir irren schwerlich, wenn wir Einflüsse solcher Art in Klopstock'schen Oden aus jener Zeit zu finden glauben, so in der „Weissagung" (1773)), wo der Dichter frohlockend ausruft: „Ein Jahrhundert nur noch, so sinkt dein Joch, o Deutschland, so herrscht das Vernunftrecht vor dem Schwertrecht"; ferner in dem „Fürstenlob", wo er sich selbst wegen des Lobes, das er den besseren Fürsten seiner Zeit gezollt, entschuldigt und dasselbe durch um so härteren Tadel der übrigen quitt zu machen sucht*). Daß ebendamals bei Klopstock republikanische mit monarchischen Stimmungen, der Trieb der Unabhängigkeit mit der Hinneigung zu solchen vornehmeren Kreisen, die seinen Ideen huldigten, im Kampfe lagen, darauf scheint u. A. auch des Dichters Verhalten zu dem Hofe in Carlsruhe hinzudeuten, den er auf die Einladung des Markgrafen 1774 besuchte, aber nach kaum Jahresfrist in schroffer, fast einer Flucht ähnlicher Wiederabreise verließ**).

*) Es finden sich dort Bezeichnungen wie: „lüstende Schwelger", „eingewebte Fliegen", „Eroberer", „Tyrannen ohne Schwert", „Gottesleugner", „Halbmenschen, die sich in vollem dummen Ernst für höhere Wesen halten, als uns", — ja selbst „Kakerlaken und Orang-Utange."

**) Der wahre Grund dieser plötzlichen Abreise ist noch immer nicht ermittelt. Daß Klopstock sich verletzt gefühlt habe, weil er an der Marschalltafel habe speisen müssen, ist zwar behauptet, aber neuerdings von Strauß („Klopstock und der Markgraf C. Fr. von B.", in Sybels „Histor. Zeitschrift", 2. Heft) durch den Nachweis widerlegt worden, daß Klopstock an der Marschallstafel vom Anfange an (mit den Herren vom Hof) gespeist und keinerlei Empfindlichkeit darüber geäußert habe. — Er ging von C. ohne Abschied fort. Doch gedachte er auch später des Mark-

Ungleich stärker noch, als die nordamerikanische, wirkte auf Klopstock die französische Revolution. Schon ihr Vorbote, — die Generalstände von 1788, „der kühne Reichstag Galliens,“ — erschien ihm wie der „Morgenschauer“ eines neuen, schöneren Tages der Freiheit und der Eintracht aller Völker. Die einst von ihm gehaßten „Franken“ wurden ihm jetzt zu „Brüdern“*), ihre Erhebung zu der „edelsten That des Jahrhunderts“**). Mit Genugthuung sah er im Geiste schlechte Fürsten vor dem Schreckensgespenst der Freiheit erbleichen***); mit Jubel begrüßte er den Ausspruch der französischen Nationalversammlung, daß das befreite Frankreich keine Eroberungskriege führen werde, und träumte schon den Krieg auf immer verbannt durch die Verbrüderung aller freigewordenen Nationen. Sein einziger Schmerz war, daß nicht Deutschland es sei, welches dem übrigen Europa mit so strahlendem Beispiel vorangegangen, daß das Mutterland der Kirchenreformation nicht auch die Wiege der politischen Freiheit geworden. Nur halb tröstete ihn darüber der Gedanke, daß, „wenn nicht Deutschland der beschornen Despoten Joch einst zerbrach, das der gekrönten jetzt nicht zerbrochen sein würde†).“ Der Coalition von Pillnitz zürnte er, daß sie „das gepeinigte

grafen immer mit Verehrung als eines Fürsten, „der sich nicht ein höheres Wesen dünkt, wie die meisten Fürsten.“ In der oben erwähnten Ode „Fürstenlob“ sagt er mit Bezug auf die „Vergötterer“ der Fürsten (auch der schlechten): „Sie haben gemacht, . . . daß ich mit zitternder Hand die Saite rühren werde von Badens Friedrich.“ — Ein auffallender Zug von Klopstock (der sonst so viel auf seine Würde hielt) ist der, daß er lange nachher, 1802 (kurz vor seinem Tode), noch einmal an den Markgrafen schrieb und ihm klagte: er könne seinen Arzt, der ihn täglich besuche, nicht so, wie er möchte, honoriren, worauf der Markgraf ihm 10 Louisd'ors sandte, die Klopstock bestens annahm (Strauß a. a. O.).

*) . . . . .

„Verzeihet, Franken (Name der Brüder ist
Der edle Name), daß ich den Deutschen einst
Zuriefte, Das zu flieh'n, warum ich
Ihnen itzt flehe, Euch nachzuahmen.“
„. . . Gallien krönet sich
Mit einem Bürgerkranze, wie keiner war!“ . . .

**) In der Ode „Kennt Euch selbst“! (1789).

***) In der Ode „Der Fürst und sein Kebsweib“ (1789).

†) S. die Ode „Sie und nicht wir“ (1790).

Volk", das sich selbst befreit habe, zwingen wolle, „von Neuem Wilden dienstbar zu sein," daß sie den Krieg wieder heraufbeschwöre, in welchem „vergötzten Herrschern Menschenopfer gebracht werden." Er warnt die Fürsten vor dieses „neugestalteten Krieges nie versuchtem, schrecklichem Spiel," er weist sie hin auf „die Asche", die schon in ihren Ländern entglühe, und mahnt sie, „nicht die Höflinge und die mit Verdienst Gebornen" zu fragen, sondern „die Gemeinen des Heeres, deren Blut auch Wasser nicht ist;" um von ihnen zu erfahren, „was in der Asche sie sehn"*).

Die Freiheitsbeschränkungen, welche deutsche Regierungen, um ihre Völker vor der Ansteckung durch die Ideen der französischen Revolution zu bewahren, in ihren Ländern aufrichteten, erregten als ohnmächtig seinen Spott, und mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, dem Enkel seines verehrten königlichen Gönners, dem Kronprinz-Regenten Friedrich von Dänemark, verdientes Lob dafür zu spenden, daß er, „von der Botschaft des Kaisers unverleitet, sein Gesetz auf der goldenen Tafel stehen ließ", das Gesetz, nach welchem „die edle Kunst" Guttenbergs dort „nie königlich' Fesselgeklirr hört"**).

In diese jugendlich glühende Begeisterung, welche den greisen Klopstock von einem neuen Völkerfrühling, der von Frankreich ausgehen sollte, träumen ließ, fiel wie ein ertödtender Nachtfrost der Umschlag der dortigen Bewegung in Terrorismus, Tyrannei der Clubs, Pöbelherrschaft und alle die wilden Greuel, die daraus folgten. War seine ganze Seele zuvor hoch aufgeflammt in Entzückungen der Freude und Hoffnung, so flammte sie jetzt noch höher auf vor Entrüstung über die furchtbare Enttäuschung, über die im Namen der Freiheit an der Freiheit selbst verübten Frevel. Unermüdlich schleuderte er Ode auf Ode gegen die Zerstörer seiner Ideale — bald voll heiligen Zornes oder bittern Spottes, bald voll tiefster Wehmuth***). Und so sehr nahm

*) S. die Ode „Der Freiheitskrieg" (1792).

**) S. die Ode „Friedrich, Kronprinz von Dänemark."

***) Hierher gehören die Oden „Die Jacobiner" (1792), „Die Erscheinung", „An la Rochefoucaulds Schatten", „Das Wort der Deutschen", „Mein Irrthum" („Ach, des goldnen Traumes Wonn' ist dahin, ... und ein Kummer, wie verschmähter Liebe, kümmert mein Herz"), „Der Eroberungskrieg", „Die beiden Gräber" (Larochefoucaulds und der Charl. Corday), „Die Verwandlung", „Die Denkzeiten",

dieses eine Gefühl seine ganze Seele ein, daß es fast in allen seinen Gedichten aus dieser Zeit*), auch den ihrem Stoffe nach völlig unpolitischen, anklingt, und daß der Dichter selbst nur mit Mühe sich des trostlosen Schicksals zu erwehren vermochte, ein Menschenfeind zu werden**).

Klopstocks culturgeschichtlicher Einfluß und dessen Nachwirkungen in der Literatur und im Leben des deutschen Volkes.

So hatte Klopstock alle Saiten des menschlichen Empfindens in seinen Dichtungen widerklingen lassen. Himmel und Erde, Natur und Geschichte, die Verhältnisse des Einzellebens und die Geschicke der Nationen hatten in seinem Geiste sich berührt und verschlungen. Das Fernste, wie das Nächste, das Größte, wie das Kleinste hatte er mit der gleichen Hingebung umfaßt, hatte in Alles, was er ergriff, sein ganzes vollstes Empfinden hineingelegt. Das war's, was ihn hoch über seine Vorgänger auf dem gleichen Pfade, die Gellerts, Gleims u. A., erhob, denn diese hatten nur einzelne Seiten des menschlichen Lebens berührt, andere geflissentlich von sich fern gehalten; das war's, was ihn durch eine breite Kluft von den Dichtern der kalten Convenienz, der äußerlichen Berechnung oder Nachahmung schied, nicht blos von den Hofpoeten, sondern auch von Gottsched und seiner Genossenschaft, welche immer nur für den Geschmack, nie für das Gemüth gedichtet, immer nur die kunstmäßigen Töne des Zierlichen, Witzigen oder Pathetischen, nie die vollen Accorde tiefinnersten Empfindens angeschlagen hatten.

In jener Weite seiner Weltanschauung und in dieser Tiefe seiner Empfindung liegt das Geheimniß der bedeutenden Wirkungen, die Klopstock auf seine Zeitgenossen hervorbrachte. Der gewaltige Anlauf, den er nahm, riß diese unwiderstehlich mit sich fort: sie folgten ihm, wie einem Seher, der sie in das Allerheiligste der Gottheit, in die verschlossenen Tiefen der Natur, auf die Höhen der Völker- und Menschengeschichte führen, ihnen dort nie geahnte Geheimnisse offenbaren würde. Die helleren Köpfe freilich merkten bald, daß dieser Anlauf, weil ihm die rechte ausdauernde Kraft gebrach, nirgends an das vorgesteckte Ziel gelangte, vielmehr auf halbem Wege ermattet stehen

„Der Belohnte", „Das Neue" („Lebe die Klubbergmunicipalguillotinoligokratierepublik!"...) — sämmtlich 1793 —; „Hermann und Walhalla", „Die Trümmer", „Das Denkmal", „Die Mutter und die Tochter" (1794), „Das Versprechen", „Nantes", „Zwei Nordamerikaner", „Die Vergeltung" (1795).

*) Z. B. den Oden „Der Schooßhund", „Erinnerungen", „Die Wiederkehr."

**) S. die Ode „Der Sieger" (1795).

blieb, daß dem kühnen Wollen selten das entsprechende Können nachfolgte. Daher die eigenthümliche Erscheinung, daß die Dichtungen Klopstocks, zum Theil schon während seines Lebens, vollends aber in der Folgezeit, und je länger, je mehr, zwar von Vielen im Großen und Ganzen angestaunt, aber von Wenigen im Einzelnen mit wirklicher Befriedigung und bis zu Ende gelesen wurden *).

Wie Klopstock als Jüngling mit einem einzigen kühnen Aufschwunge sogleich das höchste Ideal erflogen hatte, freilich nur ein Ideal des Gefühls, welchem mit der gestaltenden Phantasie näher zu kommen, oder welches der sinnlichen Anschauung näher zu bringen ihm niemals recht gelingen wollte, so behielten alle seine Dichtungen, und so behielt sein ganzes Leben das Ahnungsvolle, in die Weite Hinausstrebende, freilich aber auch das Ueberschwengliche und Unfertige der Jugend bei, die so gern den Willen für die That, den Trieb nach einem Unbestimmten für eine vollgültige Gewähr der Erreichung des Höchsten nimmt. Aber gerade damit traf er eine Hauptrichtung seiner Zeit, die er ebensowohl förderte, als er von ihr gefördert ward, jener Zeit, die, von den Banden des kalten Autoritätsglaubens, der steifen Gelehrtheit, der nüchternen Convenienz befreit, dem Jüngling glich, der, zum ersten Mal ins volle Leben hinaustretend, in überströmender Kraftfülle und Erschlossenheit seines innersten Wesens Alles sich möglich glaubt, mit seiner Empfindung die ganze Welt umspannen, beherrschen, verjüngen zu können wähnt.

Die Empfindsamkeit feierte in Klopstock und seiner Poesie ihren höchsten Triumph. Bei Gellert und Gleim war sie nur erst ein kleines und schwaches Wässerchen, das sich zwischen den Klippen der Wirklichkeit mühsam hindurchwand, bisweilen wohl diese verdeckend und ihre Rauhheit mildernd, aber doch immer nur im engbegrenzten Bett bescheiden dahinschleichend: bei Klopstock ward sie zum brausenden Strom, der mit gewaltigem Wogendrange alle Schranken und Hemmnisse auf seinem Wege hinwegschwemmte oder überflutete.

*) Bekannt ist Lessings Epigramm:

„Wohl Jedermann wird Klopstock loben;
Doch wird ihn Jeder lesen? — nein!
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.“

Auf die Thatsache, daß fast alle neueren Kritiker Klopstocks denselben zwar im Allgemeinen, so zu sagen in Bausch und Bogen, loben, im Einzelnen aber nur Weniges von ihm recht gelten lassen, hat schon Loebell a. a. O. aufmerksam gemacht.

Der unendliche Drang innerlichen Empfindens, den Klopstock entfesselt hatte, schien gleichsam das kleine Ich des einzelnen Menschen zu dem großen der Menschheit, des All, der Gottheit selbst erweitern zu wollen. Man begnügte sich nicht mehr, wie in den Gellertschen und den Gleimschen Kreisen, seine nächste Umgebung mit zärtlichen oder menschenfreundlichen Gefühlen zu umfassen, — man wollte die ganze Welt mit allen ihren belebten und leblosen Geschöpfen an das nach Mitgefühl, nach Befriedigung dürstende Herz schließen; man wollte die Schranken durchbrechen, die den Einzelnen in den engen Kreis seiner Einzelexistenz einschließen; man fühlte eine unnennbare Sehnsucht in die Weite hinaus, nach einem Etwas, von dem man selbst keinen klaren Begriff, nur eine dunkle Ahnung hatte. Diese Sehnsucht äußerte sich unter den verschiedensten Formen: als schwärmerische Freundschaft oder Liebe, als hinschmelzende Naturandacht, als religiöse Verzückung, als wilde Begeisterung für Vaterland und Freiheit, als dunkler Drang nach Veredlung der Menschheit oder als Schmerz um eine verlorene paradiesische Unschuldswelt. Immer aber war es derselbe Grundton: eine hocherregte Empfindung, ein niegestilltes Streben und Sehnen nach einem Unerreichbaren, welches man herbeiziehen, in welchem man sich gleichsam auflösen wollte, ein Nichtbefriedigtsein durch die umgebende Wirklichkeit.

Alle diese verschiedenen Richtungen der durch Klopstock aufs Höchste gesteigerten Empfindsamkeit fanden mehr oder weniger entsprechenden Ausdruck in der Literatur. Was Klopstock in sich vereinigt hatte, das sah man nach ihm zerstreut in einer Mannigfaltigkeit dichterischer Erscheinungen, auch wohl, wie dies zu gehen pflegt, nach der einen oder anderen Seite hin zum Extrem verzerrt. Klopstocks erhabene, aber etwas unbestimmte und schwermüthige Naturempfindung gab, indem sie mit geistesverwandten Richtungen englischer Dichter, z. B. den Nachtgedanken Youngs, zu einer einzigen Strömung verschmolz, den Anstoß zu einer Reihe trübsinniger Dichtungen, wie die „Einsamkeit" von Cronegk (1757), die „Gräber" von v. Creuz (1760) u. A.*). Die Idyllenpoesie der Geßner, Schmidt, Müller**),

*) Literaturbriefe 11. Bd. S. 60. Vgl. Hettner a. a. O., 3. Theil, 2. Buch, Seite 453.

**) Mit Gervinus und Gelzer (gegen Hettner, der ihn vor Klopstock stellt) glaube ich in Geßner Klopstocksche Einflüsse zu erkennen. In seinem „Tod Abels" ist

die sich aus der verderbten Gegenwart hinweg in eine Welt der Unschuld und Einfalt, in die Zeiten arkadischer Schäfer oder in die paradiesischen Uranfänge der Menschheit flüchtete, huldigte gleichfalls jenem schwärmerischen Zuge, den zwar schon Thomson angeschlagen, Kleist nachgeahmt, dem aber doch erst Klopstock die rechte Weihe gegeben hatte. Die poetische Verherrlichung der heiligen Geschichte, wie sie Klopstock zuerst im „Messias," später in seinen biblischen Dramen unternommen, fand ihre Nachahmung in Bodmers „Noachide" (1749 ff.) und Geßners „Tod Abels" (1758). Klopstocks tutonesker Patriotismus, an sich schon etwas vag und gestaltlos, ward vollends ins Nebelhafte verflüchtigt oder zur leeren Maske ausgehöhlt von einer Schaar von „Barden", die mit hochklingenden Phrasen von Deutschthum und Heldenthum um sich warfen, und das meist um so ausschweifender, je weniger sie nach Landes- und Berufsart dazu angethan schienen, das Eine oder das Andere wirklich zu empfinden, wie die österreichischen Jesuiten Denis und Mastalier, oder der kursächsische Gerichtsactuar Kretschmann*). Klopstocks

dies ganz entschieden der Fall. Ebenso erinnert des sogenannten Maler Müllers Idylle „Adams erstes Erwachen" (1778) an Klopstocks biblisches Drama „Adam."

*) Schon die Titel der einzelnen Gesänge verrathen das Unnatürliche, Gemachte, Weithergeholte dieser Bardendichtung. So enthalten die „Lieder Sineds des Barden," von Denis (1773), unter Anderem folgende einzelne Gedichte: „An Ossians Geist" (eine ganze Reihe nordischer Stoffe in Ossianischer Manier), dazwischen Lobgesänge auf Maria Theresia und auf Joseph II., dann wieder: „An den Oberdruiden an der Ruhr", „An den Obersten der Barden Teuts" (Klopstock), „An den Bardenführer der Brennenheere" (Gleim), „An den Oberbarden der Pleiße" (Weiße!) &c. Er und ein anderer Oesterreicher, Mastalier, schienen mit Gleims Siegesliedern auf Friedrich II. wetteifern zu wollen, und besangen daher den Kaiser Joseph, Laudon &c. in der pathetischen Klopstockschen Manier, in antiken Versmaßen. Daß sie daneben ihre Landsleute mit der norddeutschen Literatur, besonders Klopstock, Gellert &c., bekannt machten, ist ein Verdienst, das ihnen nicht geschmälert werden soll. Der Sachse Kretschmann sang Bardenlieder unter dem Namen „Rhingulf." Im Göttinger Musenalmanach von 1773 „steht er mit der Goldsichel unter dem heiligen Eichenstamm und ertheilt als ein alter Barde dem neuen Ankömmling Telynhard die Weihe." Er feierte in „Rhingulfs Sang" Hermanns Sieg über Varus, und betrauerte in „Rhingulfs Klage" Hermanns Tod. Daneben dichtete er auch leichtfertige Sachen in der Weise der Anakreontiker. Goethe hat das Unwahre, Hohle dieser ganzen Bardenpoesie mit treffender Satire gerügt in einem Brief an Friederike Oeser, aus Frankfurt a. M. v. 13. Febr. 1769 („Goethe's Briefe an Leipziger Freunde," herausgegeben von O. Jahn, S. 155). Er sagt dort u. A.: „Nichts als ein ewiges Gedonnere der Schlacht, die Gluth, die im Muth aus den Augen blitzt, der goldene Huf mit Blut bespritzt, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein paar Dutzend ungeheure

feurige Freiheitsliebe, seine warme Begeisterung für Menschenwürde und Völkerglück, sein glühender Haß der Tyrannei und der Unterdrückung eines Theils der Menschheit durch den andern entflammte unter dem mitwirkenden Einfluß des mächtigen Rückschlages, den der Freiheitskampf der amerikanischen Colonien gegen ihr Mutterland auf das altersschwache Europa übte, ein jüngeres Geschlecht zu Gefühlserregungen, die sich um so leidenschaftlicher und unbändiger gebehrdeten, je weniger sie ein bestimmtes Ziel sowohl ihrer Liebe als ihres Hasses hatten, so bei jenen hochgeborenen Grafen Stolberg, von denen namentlich der ältere, Fritz, als Jüngling im Tyrannenblut förmlich schwelgte, aber schnell ernüchtert ward, als der Freiheitsdrang, den er zuvor verherrlicht, in der französischen Revolution greifbare Gestalt annahm*). Ins Wildungeheuerliche malte die Schrecken des Despotismus mit wahrhaft wollüstiger Phantasie der Verfasser des „Ugolino," Gerstenberg. Nur da, wo der Haß der Unterdrücker und das Gefühl für Menschenwürde auch im Niedern aus selbsterlebten und selbstempfundenen Zuständen entsprang, wie bei Bürger, Voß, Claudius, die durch Geburt und Lebensstellung dem Volke angehörten, und bei den Opfern eines

Hyperbeln, ein ewiges Ho! Ah! . . . Lärm und Geschrei, statt dem Pathos, das thuts nicht. Flittergold und das ist Alles." In den „Frankfurter Anzeigen", wo er dieselbe auch kritisirte, nahm er, wie es scheint, mehr Rücksichten („Werke", 33. Bd. S. 71).

*) Das Stärkste in dieser Gattung ist Fritz Stolbergs „Freiheitsgesang aus dem 20. Jahrhundert" (charakteristisch schon durch diese Verlegung der Scene aus der Gegenwart in eine ferne und ungewisse Zukunft), worin die Verse:

„Wir sehen dich einst, rauschender Strom,
Mitten im fliegenden Laufe gehemmt.
Bebend und bleich, wehend das Haar,
Stürzte der Tyrannen Flucht sich in deine wilden Wellen.
In die felsenwälzenden Wellen stürzten sich die Freien nach.
Sanfter rollten deine Wellen,
Der Tyrannen Rosse Blut, der Tyrannen Knechte Blut,
Der Tyrannen Blut, der Tyrannen Blut, der Tyrannen Blut
Färbte deine blauen Wellen, deine felsenwälzenden Wellen!"

Auch das Gedicht „Die Freiheit" schäumt und braust hoch auf von — Phrasen, wie z. B.

„Nur Freiheitsschwert ist Schwert für das Vaterland,
Wer Freiheitsschwert hebt, flammt durch das Schlachtgewühl
Wie Blitz des Nachtsturms! Stürzt Paläste!
Stürze, Tyrann, dem Verderben Gottes!

fürstlichen Despotismus, einem Schubart und einem Schiller, verkörperte sich die Klopstocksche Idealität zu wirklich poetischer Lebenswahrheit und innerer Wärme*).

Nicht minder als der heroisch-feurige wirkte der zärtlich-elegische Pol der Klopstockschen Empfindsamkeit zündend auf die empfänglichen Gemüther eines dichterischen Nachwuchses. Wir erkennen diesen Einfluß, zum Theil auch ins Ueberschwengliche gesteigert, in den lyrischen Gedichten von Hölty und Salis, später von Matthisson, in Millers „Siegwart“ und in einer Fluth von Nachahmungen dieses Romans wieder**). Selbst Goethe's „Werther“ kann die Spuren einer solchen Nachwirkung, wenn auch gemildert durch andere literarische Eindrücke und durch den selbstschöpferischen Geist des jüngeren Dichters, ebensowenig verleugnen, wie der „Götz“ die nachzitternde Bewegung jener ungeduldig freiheitlich erregten

---

O Namen, Namen, festlich wie Siegesklang:
Tell, Hermann, Klopstock, Brutus, Timoleon!
O Ihr, wem freie Seele Gott gab,
Flammend ins eherne Herz gegraben.“

*) Wie ganz anders, als jene Stolberg'schen Phrasen, klingt auf diesem Gebiete Selbsterlebtes wider aus Schubarts „Fürstengruft“, „Klaglied“, „Der Gefangene“ &c.! Ein Nachklang, halb von jenem Klopstock-Stolbergschen allgemeinen Freiheitsdrange, halb von Erfahrungen, diesen Schubartschen wenigstens ähnlich, ist die bekannte Devise auf dem Titel der ersten Ausgabe der Schillerschen Räuber: In tyrannos! Von Bürger kommen hier namentlich die Balladen in Betracht, in denen er den Uebermuth, die Verachtung bürgerlicher Moral und bürgerlicher Ehre und Aehnliches schildert, wie: „Der wilde Jäger“, „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim“ &c.; von Voß z. B. die Gedichte auf die Frohndienste; von Claudius jene moralisch-idyllische Schilderung eines guten Gutsherrn unter seinen Dienstpflichtigen u. A. m. — Schubart machte förmlich Propaganda für Klopstock, indem er in Augsburg, Ulm und andern süddeutschen Städten den Messias öffentlich vorlas.

**) In Millers „Siegwart, eine Klostergeschichte“ kommen z. B. folgende Stellen vor: „Siegwart sank in Mariannens Arm und weinte. Eine Stunde lang konnte er nichts als seufzen . . . Ihr Gesicht zeigte eine Wehmuth, die über Thränen erhaben war. Seine Brust war gespannt und konnte kaum den Seufzer zurückhalten. Er sang mit ihr ein Duett. Ihre Stimmen waren wie das Lispeln der Liebe, stiegen mit einander in den Himmel und wieder in das Grab herab und klagten . . . Bei einem Triller sah sie unsern Siegwart so schmachtend und beweglich an, daß ihm Thränen in die Augen schossen und sein Herz im seligsten Gefühl schwamm . . . Sie sahen sich oft lang an, schlugen die Augen nieder, seufzten und lächelten dann einander halb wehmüthig an. Dann blickten sie zum Mond auf, betrachteten jedes Wölkchen, jeden hellen Stern“ u. s. w.

Stimmung, welche durch den siebenjährigen Krieg im deutschen Volke entstand und deren nächste poetische Frucht Klopstocks vaterländische Dichtungen waren *).

Aber nicht blos in einzelnen Dichtungen, in der ganzen Stimmung des Zeitalters prägte sich die von Klopstock ausgegangene Richtung des Gefühlslebens aus. Alle Welt wollte denken und empfinden wie der Dichter des Messias. Die Einen, die Zärtlicheren, schmolzen hin in Freundschaft und Liebe, in Verzückungen über die Schönheit der Natur oder in einer unbestimmten Sehnsucht in die Ferne. Die Anderen, die Heroischeren, erhitzten sich für ein oftmals sehr unklares Ideal von Freiheit, Völkerglück, Menschenveredlung. Die am meisten Begeisterten glaubten von Klopstocks Apostel- und Prophetenthum Etwas in sich zu spüren, und indem sie an Ueberschwenglichkeit den Meister selbst zu überbieten suchten, verloren sie sich mit ihren schwärmerischen Empfindungen gänzlich in den überirdischen Regionen und blickten vornehm verachtend auf die Weltlichgesinnten herab, welche ihrerseits sie als „Seraphiker" verlachten **).

Solche Stimmungen waren natürlich dort am Stärksten, wo eine wirklich dichterische Hervorbringung, wenn auch oftmals nur unbedeutender Art, damit Hand in Hand ging. Wie Klopstock die Hoheit des geheiligten und auserwählten Sängers des Messias auch in die gewöhnlichen Beziehungen der Alltäglichkeit mit hinübergenommen hatte (auch schon nicht immer ganz ohne Affectation), so meinten seine Jünger eine gewisse hohepriesterliche Würde in keiner Lage des Lebens ablegen zu dürfen. Sie trieben mit ihrem eigenen Denken, Empfinden und Thun gleichsam einen fortwährenden Kultus; für sie war die Poesie nicht der Reflex eines Erlebten, sondern der ganze volle Inhalt des Lebens selbst ***). Sie bildeten sich alles

*) Man vergleiche das, was Goethe in „Wahrheit und Dichtung" selbst über diese Beziehungen seines Götz zu dem siebenjährigen Kriege sagt, mit dem, was oben S. 160 über den Einfluß des letzteren auf Klopstocks patriotische Dichtung bemerkt ist.

**) In dem Briefwechsel Gleims mit seinen Freunden wird über die Anmaßungen der „Seraphiker" geklagt, welche die „Anakreontiker" geringschätzten. Mit Klopstock selbst standen bekanntlich Gleim und mehrere seines Kreises ganz gut.

***) Ganz richtig bemerkt Gelzer a. a. O., S. 228: „Diese Jünglinge betrachteten ihre Poesie als eine **That**, als das sittliche Werk der **Neubelebung** des

Ernstes ein, in ihrem poetisch gestimmten, empfindsamen Ich den Talisman zu besitzen, womit sie die Natur und die Geisteswelt erschließen, die kranke Menschheit an Haupt und Gliedern heilen, der Weltgeschichte ihre Bahnen vorzeichnen könnten. Das gab denn zwar manche wirklich begeisterungsvolle, veredelnde und reinigende Erhebung der für alles Schöne, Gute und Hohe glühenden jugendlichen Gemüther, aber auch manche krankhafte Aufblähung und Ueberspannung, der keinerlei ebenbürtige That, weder eine poetische, noch sonst eine, vielmehr oft genug ein nur zu jäher Herabsturz in Trivialität, wo nicht Gemeinheit folgte, im besten Falle eine übertriebene Einbildung sowohl von dem eigenen Können, als von dem Werthe der Poesie in ihrer Stellung zu den realen Mächten des Lebens.

So ging es mit Einzelnen, so mit ganzen Kreisen, z. B. dem Göttinger Dichter- oder Hainbund, wo man förmliche Orgien der poetischen Verzückung, der Freundschafts- und Naturschwärmerei, des Tugend- und Freiheitsrausches beging, ohne daß doch diesem Ueberschwange der Empfindungen und des Geredes davon eine rechte Bethätigung durch Handlungen oder auch nur durch poetische Hervorbringungen von bedeutendem Gehalt entsprochen hätte*).

Nationalgeistes. Wie ihnen die Poesie als Lebensaufgabe, als Hebel ihrer Bestrebungen galt, so ward ihr eigenes Leben oft nur das Material ihrer Poesie."

*) Hier nur einige Züge zu dem oben angedeuteten Bilde! Voß schreibt an Brückner den 2. Sept. 1772 („Briefe von J. H. Voß"): „Wir gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz der Empfindung der schönen Natur . . Wir fanden einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an, und versprachen uns eine ewige Freundschaft". Das Bundesgelübde hieß: „Religion, Tugend, Empfindung!" . . Es kann nicht anders sein, der Bund muß einmal Deutschlands Vortheil stiften — mit dem Eifer, der all seine Glieder beseelt" . . „Keine Seligkeit übertrifft die, welche man in der Umarmung eines Freundes findet, in der wechselsweisen Ermunterung zu großen Thaten und in dem Bewußtsein, daß man seiner Rechtschaffenheit wegen geliebt wird." — Es folgt die Beschreibung der Feier von Klopstocks Geburtstag. „Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang; du kannst denken, wie!" Später heißt es: „Klopstock will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Goethe, Schönborn, und einige andere, die deutsch sind, ein-

Durch diese übertriebene Hegung und Schätzung des individuellsten Gefühlslebens und seiner Erregungen ward aber nicht allein das rechte Gleichmaß der inneren Welt des Menschen mit der äußeren gestört, sondern es ward auch ein Umschlag dieses Gefühlslebens selbst fast mit Nothwendigkeit hervorgerufen, der, wie wir bald sehen werden, zu noch weit bedenklicheren Verirrungen führte.

laden, und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sclaverei aufzuhalten suchen. — Gott wird uns helfen, denn Freiheit und Tugend sind unsere Losung." Den Abschied der Grafen Stolberg von den Bundesbrüdern beschreibt Voß mit all der Ueberspanntheit, womit derselbe begangen worden. „Der Nachmittag und Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; Einigen sah man geheime Thränen des Herzens an . . Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich, er wollte heiter sein und jede Miene war Melancholie . . . . Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen; wir wählten Millers Abschiedslied. Hier war nun alle Verstellung vergebens, die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus . . Jetzt schlug es drei. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen und sangen von Neuem das Abschiedslied und sangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. Nach einer fürchterlichen Stille stand Claußnitz (der Hofmeister der Stolberge) auf: nun, meine Kinder, ist es Zeit! Ich flog auf ihn zu, und weiß nicht mehr, was ich that. Miller rief den Grafen ans Fenster und zeigte ihm einen Stern . . Wie mich Claußnitz losließ, waren die Grafen fort. Es war die schrecklichste Nacht, die ich je erlebt habe." — Wie Einzelne aus diesem Kreise sich auch noch später in einem genial und naturwüchsig sein sollenden, in der That aber nur ungebärdigen und gegen die hergebrachte Sitte verstoßenden burschikos-excentrischen Wesen gefielen, ist aus Goethe's Erlebnissen mit den Stolbergs (auf ihrer gemeinsamen Reise in die Schweiz und schon zuvor in Goethe's Aelternhause zu Frankfurt) zu ersehen, die Goethe mit treffender Würdigung dieses unnatürlichen und unschönen Gebahrens schildert („Werke" 48. Bd. S. 90 ff.).

Zweiter Abschnitt.

Umschlag der Empfindsamkeit. Der Epikureismus als Doctrin. Chr. M. Wieland.

Innerer Widerspruch der Empfindsamkeitspoesie.

Durch die Dichter der Empfindsamkeit war nicht blos die Poesie, sondern das ganze Leben, besonders das sittliche Leben des deutschen Volkes in völlig neue Bahnen gelenkt worden. Schon die Wolfsche Philosophie hatte den Menschen von den Fesseln des äußerlichen Moralgesetzes und der Convenienz befreit; allein sie hatte ihm statt dessen die Vernunft zur Wärterin gegeben, die Repräsentantin des höheren, geistigen Theils im Menschen. Die Dichter der Empfindsamkeit dagegen hatten der Vernunft mit ihren kalten, nüchternen Ueberlegungen dieses Amt abgenommen und es dem Herzen oder dem Gefühl mit seinem vollen, warmen Pulsschlage übertragen. Dieser Unterschied war so lange von keiner wesentlichen Bedeutung, als die neue Lebensführung in dem gleichen Geiste, wie die frühere, geübt wurde. Dies war bisher der Fall gewesen. Gellert mit seinem „guten, empfindlichen Herzen" war ein so strenger Tugendwächter und hatte so ideale Begriffe von der Bestimmung des Menschen, wie nur immer Wolf oder ein anderer Philosoph. Gleim und seine Freunde dachten und handelten — trotz kleiner poetischer Leichtfertigkeiten, die sie sich erlaubten — sehr unschuldig und harmlos. Klopstock vollends hatte dem Gefühlsleben einen Aufschwung zum Höheren, Uebersinnlichen gegeben, welcher jede Besorgniß vor einem Mißbrauch der dem Menschen zugesprochenen sittlichen Freiheit weit hinwegscheuchte. Allein wie nun, wenn dieses Gefühlsleben des Menschen einmal die entgegengesetzte Richtung einschlug, wenn es sich vom Uebersinnlichen zum Sinnlichen, wenn es sich, statt aufwärts, abwärts wendete? Und war dies so ganz unmöglich? Der Mensch ist nur halb Geist, halb Sinnenwesen, halb Engel, halb Thier. Bisher hatte man nur den Engel

im Menschen gesehen; wie nun, wenn auch das Thier sich zu regen und gegen den Engel zu rebelliren begann? In jener geheimnißvollen Tiefe des menschlichen Wesens, die wir Gefühl, Empfindung zu nennen pflegen, berühren sich Geist und Materie, Uebersinnliches und Sinnliches, Engel und Thier gerade am nächsten; von dort gerade gehen ebensowohl die heftigsten Leidenschaften, wie die erhabensten Regungen der Seele aus. So lange der Mensch einem äußeren Sittengesetze gehorchte, ward jede Nachgiebigkeit gegen die Versuchungen der sinnlichen Natur wie ein Verstoß gegen jenes Gesetz, wie ein Verbrechen angesehen und schlechthin verurtheilt. Auch als die Vernunft noch allein die Zügel führte, hielt sie die niedern Vermögen des Menschen und die daraus entspringenden Triebe, Begierden, Leidenschaften mit starker Hand tief unten an ihrem Thron gefesselt. Allein jetzt war die Selbstherrlichkeit des menschlichen Gefühls proclamirt, die Glut innerer Erregung war als der Stempel des Göttlichen im Menschen förmlich verherrlicht worden. Freilich bisher nur in ihren idealen Richtungen — als Freundschaft, höchstens als schmachtende, seufzende Liebe, als Freiheits-, Vaterlands- und Tugendbegeisterung. Aber auch von der sinnlichen Natur des Menschen und ihren Trieben strahlt eine innere Erregung, eine erhöhte Thätigkeit des ganzen menschlichen Organismus aus. Wie leicht war es hier, die Grenze zwischen der einen und der andern Richtung entweder zu verwischen oder zu überschreiten! Wie mochte man wohl immer unterscheiden, ob eine Regung innersten Empfindens eine übersinnliche, oder eine sinnliche, oder eine aus beiden gemischte sei? Und endlich, mit welchem Recht konnte man selbst die sinnlichen Erregungen verdammen oder auch nur geringachten, da sie doch aus derselben Quelle entspringen, wie die höchsten und feinsten übersinnlichen, nämlich aus eben jenem geheimnißvollen Doppelwesen, das wir Mensch, menschliches Ich nennen?

Beginnender Kampf des sinnlichen mit dem übersinnlichen Elemente in der Literatur.

So begann auf dem Boden des von der Empfindsamkeitspoesie entfesselten und in Schwingung versetzten Gefühlslebens ein Kampf, der sich zunächst zwar nur gegen die Uebertreibungen dieser Empfindsamkeit richtete, allein im weitern Verlauf viel größere Verhältnisse annahm und zu den eigenthümlichsten Erscheinungen in der Literatur wie im Leben des deutschen Volkes führte, Erscheinungen, wie sie kaum anderwärts in der gleichen Weise vorkommen. Zwar die sensualistische oder

epikureische Richtung, d. h. die Richtung, welche die unbeschränkteste Berechtigung der sinnlichen Triebe des Menschen verkündigt, war an sich nichts Neues, weder in der Literaturgeschichte überhaupt, noch in der deutschen insbesondere. Neu aber war, daß man dieser Richtung den Stempel einer gewissen poetischen oder philosophischen Nothwendigkeit aufzudrücken versuchte, daß man — wie eine geistreiche Französin, Frau von Staël, treffend gesagt hat — „den Epikureismus zu einer Doctrin machte“ *). Bei anderen Völkern und zu anderen Zeiten auch in Deutschland hat sich wohl gleichfalls eine vorwiegend sensualistische Literatur unter den Einflüssen der herrschenden Sitte, des ansteckenden Beispiels der vornehmen Classen oder des Auslandes entwickelt, hat ihre Wirkungen, bisweilen sehr andauernde und sehr verderbliche Wirkungen, auf das Denken und Empfinden des Volkes geäußert; allein es ist uns nicht bekannt, daß dieselbe irgendwo anders das Ergebniß eines so tiefgehenden, so verwickelten und langwierigen Denkprozesses, so ernsthafter Kämpfe in dem Gemüthsleben der bedeutendsten Geister gewesen wäre, wie in dem Deutschland des vorigen Jahrhunderts. Der poetischen Abspiegelung dieser Kämpfe verdanken wir mehrere unserer reizendsten und unserer erhabensten Dichtungen: aber aus der gleichen Quelle sind auch eine Menge der unerfreulichsten Erscheinungen in der Literatur wie im Leben unseres Volkes geflossen.

Der Epikureismus als Doctrin.

Jedenfalls stehen wir hier vor einer Entwickelungsphase des geistigen Lebens in Deutschland, welche ein ungewöhnliches culturgeschichtliches Interesse darbietet, ein Interesse, das selbst da nicht fehlt, wo die eigentlich ästhetische Bedeutung der Geistesproducte, um welche es sich handelt, nach unserer heutigen Schätzung nur eine zweifelhafte ist. Dieses Letztere ist einigermaßen der Fall bei den meisten Werken des Schriftstellers, zu dem wir uns jetzt wenden, **Christoph Martin Wieland**, dessen Dichtungen als solche zum größern Theil unserem heutigen Geschmack wenig mehr zusagen, während gleichwohl seine literarische Gesammtwirkung von dem angedeuteten culturgeschichtlichen Gesichtspunkte aus eine eingehende Beachtung und Würdigung in hohem Grade verdient.

Wielands Anlagen und erste Jugend.

Christoph Martin Wieland (geboren 1733 in dem Dorfe Oberholzheim unweit der schwäbischen freien

*) In ihrem Buche „de l'Allemagne,“ 1. Band, S. 216.

Reichsstadt Biberach) hatte, seiner eigenen Beschreibung nach*), von Hause aus etwas nervös Erregtes und Unstätes. Jene naturwüchsige Kraft und Gesundheit des Organismus, die wir an Klopstock bewundern, ging ihm völlig ab. Noch als zwanzigjähriger junger Mann, bei seinem Aufenthalt in Zürich, wagte er nur dem vollkommen ruhigen Spiegel des Sees sich anzuvertrauen, und nie in seinem Leben lernte er das Steuer führen. Er selbst schrieb diese krankhafte Reizbarkeit seines Wesens den Nachwehen der natürlichen Blattern zu, von denen er in frühester Kindheit besonders heftig befallen worden war. Außerdem behauptete er, von seiner Mutter — einer lebhaften und geistig beweglichen, aber etwas pietistisch erregten Natur — deren ängstliches, „imaginatives" Temperament geerbt zu haben. In seinem ganzen Wesen spielte die Einbildungskraft eine hervorragende Rolle, aber eine mehr empfängliche und vielseitig regsame, als stetig und selbstständig schaffende Einbildungskraft.

Die Erziehung, die er empfing, diente nur dazu, diese natürlichen Anlagen noch mehr zu entwickeln. Nicht, wie Klopstock, durfte er als Knabe in allseitiger Uebung seiner Kräfte und frischem ungehemmtem Verkehr mit der Natur sich ausleben; vielmehr ward er schon als Kind unausgesetzt an die Stube gefesselt und empfing seine Geistesnahrung fast nur aus zweiter Hand, aus Büchern**).

Schon als dreijähriges Kind ward er zum Lernen angehalten. Sein Vater, ein Prediger aus der Schule H. A. Francke's, übersättigte ihn mit himmlischer Seelenspeise. Kaum daß der Knabe lesen konnte, mußte er Bibel und Gesangbuch fast auswendig lernen, mußte dem gestrengen Mentor Tag für Tag Stücke aus Scrivers „Seelenschatz"

*) Für das Folgende sind hauptsächlich benutzt worden: „Wielands Leben," von Gruber (in Wielands „Sämmtlichen Werken," herausgegeben von Gruber); „Wieland, nach seiner Freunde und seinen eigenen Aeußerungen", von Prof. Böttiger in Erlangen (in Raumers „Historischem Taschenbuch", 1839, S. 361 ff.); die „Literarischen Zustände und Persönlichkeiten", von K. A. Böttiger; die „Ausgewählten Briefe Wielands an verschiedene Freunde", — sämmtlich Quellen, denen mehr oder weniger Wielands eigene Aeußerungen und Selbstschilderungen zu Grunde liegen.

**) Wie Böttiger in seinen „Literarischen Zuständen u. s. w.," 2. Bd. S. 218 erzählt, äußerte Wieland selbst einmal: „Ich war immer eine forcirte Treibhauspflanze. Von meinem 4. Jahre an saß ich so (die Brust an die Schärfe des Tischrandes geklemmt). Wie ganz anders hat sich da Klopstock abzuhärten gewußt: kein Tag verging ihm ohne Gymnastik".

und aus Rambachs „Passionsbetrachtungen" mit ihren widerlich sinnlichen Schilderungen der Martern Jesu vorlesen. Auf der andern Seite aber spornte der Vater ihn zum Studium der alten Classiker so lebhaft an, daß der junge Wieland schon im 8. Jahre seinen Cornelius Nepos „mit den feurigsten Gefühlen" las und schon im 13. Jahre Horaz und Virgil nicht blos den Worten, sondern dem Geiste nach verstand. Und, um die treibhausartige Frühreife des Knaben zu vollenden, spielte die vorzeitig erwachte Wißbegier und die Lust am Verbotenen demselben aus des Vaters Bibliothek Werke wie Schneiders „Philosophisches Lexikon", die „Hypothesen der alten Philosophen über die Entstehung der Welt" und Aehnliches in die Hand, Schriften, durch welche seine noch kindische Einbildungskraft nothwendigerweise mehr in Erregung versetzt und überreizt, als wahrhaft gekräftigt und naturgemäß entwickelt werden mußte.

Kein Wunder, wenn in dem so vielseitig angereizten Geiste des Knaben auch der dichterische Trieb sich frühzeitig regte. Bereits im 12. Jahre machte er Verse, und zwar, da der Vater ihm nicht gestattete, von der Lernzeit am Tage etwas abzudingen, in frühester Morgenstunde. Auch brachte er ganze Sommernächte im Freien zu, schwärmerischer Naturempfindung hingegeben. Die lehrhaften Naturbeschreibungen von Brockes reizten ihn zur Nachahmung, aber auch das rednerische Pathos Gottscheds imponirte ihm. Kaum dreizehn Jahre alt, wagte er sich an ein Heldengedicht im großen Style, die „Zerstörung Jerusalems"!

Wieland auf der Schule.

So vorgebildet und mit solcher Gemüthsstimmung kam Wieland in seinem 14. Jahre auf die Schule nach Klosterbergen bei Magdeburg. Diese Schule, eine Tochteranstalt des Franckeschen Waisenhauses zu Halle, verband, wie dieses, mit einem in manchem Betracht tüchtigen Unterricht, zumal in den alten Wissenschaften, eine ausgeprägt pietistische Richtung. Ihr damaliger Vorsteher, Abt Steinmetz, war als glühender Schwärmer bekannt*). Der junge Wieland „schwärmte anfangs mit"**); allein zugleich arbeitete er mit ungeduldiger Wißbegierde, fortbauend auf der daheim erlangten Vor-

*) S. „Bahrdts Leben, von ihm selbst beschrieben", 1. Bd. S. 304.

**) Ob Lessing blos dies meint, wenn er in den „Literaturbriefen" von Wieland sagt: „Ich mag nicht wiedererzählen, was Leute, die ihn in Klosterbergen persönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wissen" — oder ob er damit auf schlimmere Verirrungen hindeutet, wie sie damals leider in den geschlossenen

bildung, sich in die classische Literatur, in die Schriften von Xenophon, Cicero, Horaz, Lucrez u. A. hinein, las daneben auch moderne Dichter und Philosophen, selbst d'Argens und Voltaire, und brachte es so in kürzester Zeit dahin, daß er „die Theologie über Bayle und Wolf abandonnirte“ und „durch eine poetische Manier, in den metaphysischen terris incognitis herumzuvagiren, ins Freie kam“ *). Mit altkluger Keckheit machte sich der fünfzehnjährige Knabe an ein Werk, das er zur „Belehrung der Menschheit“ herausgeben wollte, eine philosophische Abhandlung in poetischer Einkleidung, worin er sich vorsetzte, die Möglichkeit einer Entstehung der Welt aus bloßen Atomen, ohne das Zuthun eines göttlichen Wesens, zu beweisen, gleichzeitig aber darzuthun, daß dennoch Gott die Seele des Weltalls sei. Dann verfiel er wieder in Zweifel über das Dasein Gottes, die ihn schwer beängsteten, in eine „Frömmigkeitswuth“ (wie er selbst es nennt), unter deren Druck er „wegen der leisesten Anwandlungen eines ihm sündlich scheinenden Phantasiespieles die schrecklichste Gewissensangst bekam, als wenn ihn Satanas mit Fäusten schlüge“, wo er „sich in Thränen des Schmerzes badete, sich fast die Hände wund rieb und die Nächte schlaflos hinbrachte“ **).

Sein Aufenthalt in Erfurt.

Mit einem solchen Zwiespalt in sich selbst mochte der Jüngling gerechte Scheu tragen, in die strenge Zucht des älterlichen Hauses zurückzukehren. Er begab sich daher, statt in die Heimath, zu einem Verwandten, dem Prof. Baumer, nach Erfurt, angeblich, um unter dessen Leitung Wolfsche Philosophie zu studiren. Baumer las jedoch mit ihm häufiger den Don Quixote, als Wolfs Metaphysik, und, wie er sich selbst ein eigenes System der Philosophie ausgedacht hatte, das, wie es scheint, in der Hauptsache auf ein gutes Fortkommen und ein behagliches Leben in der Welt hinauskam ***), so suchte er auch seinen Zögling vor Allem zur Menschenkenntniß und Weltklugheit anzuleiten, von jeder Romantik und Schwärmerei aber gründlich zu heilen.

Schulanstalten sehr verbreitet waren (man vgl. z. B., was Bahrdt a. a. O. über Schulpforta sagt!), besonders häufig auch als Auswüchse des entarteten Pietismus vorkamen, muß dahingestellt bleiben.

*) Wielands „Ausgewählte Briefe“, 1. Bd. S. 48 ff.

**) Wielands eigene Aeußerungen, bei Gruber a. a. O. 1. Bd. S. 11.

***) Böttiger a. a. O. 2. Bd. S. 262.

Das damalige gesellschaftliche und sittliche Treiben in Erfurt mag wenig dazu angethan gewesen sein, einen jungen Menschen, halb Knaben, halb Jüngling, der mit seinen sittlichen Anschauungen ins Schwanken gerathen war und eine leicht erregbare Einbildungskraft besaß, auf die rechte Bahn zurückzubringen. Der Sitz zahlreicher Klöster und eines geistlichen Hofes, der, ein Ableger im Kleinen desjenigen zu Mainz, diesem nachahmte, war Erfurt berüchtigt wegen der Leichtfertigkeit und Lüsternheit der Sitten, welche fast in allen Schichten der Gesellschaft, selbst die gelehrten Kreise nicht ausgenommen, sich ungescheut, ja mit einer gewissen kecken Zurschaustellung breit machte*). Es ist schwer zu glauben, daß der Zögling Baumers davon unberührt geblieben sein sollte. Lassen auch seine eigenen Versicherungen annehmen, daß er der Verführung nicht unterlag, so wird es doch ohne manche heftige innere Kämpfe zwischen der erregten Phantasie und dem besseren moralischen Gefühl oder den frommen Traditionen vom Aelternhause her nicht abgegangen sein**). Auch empfing er wahrscheinlich hier die ersten Anregungen zu der später von ihm immer mit so viel Vorliebe gehegten und bethätigten Ansicht von der allgemeinen Verderbniß des geistlichen Standes, von heuchlerischen Pfaffen und der Weltlust ergebenen Frömmlern.

Seine ersten größern Dichtungen.

Durch so vielfache Anreizungen des Verstandes und der Phantasie weit über die natürliche Reife seines Alters hinaus entwickelt und in eine künstliche Erregung versetzt, kam der etwa siebzehnjährige Wieland 1751 ins Aelternhaus nach Biberach (wohin sein Vater inzwischen versetzt worden war) zurück. Hier warteten seiner Eindrücke einer ihm bis dahin fremd gebliebenen Art. Eine schwärmerische Liebe bemächtigte sich seines ganzen Wesens. Allerdings eine Liebe wohl mehr des Geistes als des Herzens. Eine junge Verwandte des Hauses, zwei Jahre älter als er, Sophie Gutermann, flößte ihm zärtliche

*) Bahrdts Schilderung von Erfurt (im 2. Bande seiner Selbstbiographie) datirt zwar um etwa zwei Jahrzehnte später; allein solche Zustände bilden sich nicht plötzlich, und schwerlich wird es während dieses ersten Aufenthaltes Wielands daselbst wesentlich anders gewesen sein.

**) Vielleicht bezieht sich schon mit auf diese Zeit, was Wieland selbst in seinem Alter berührte, wenn er von einem anstrengenden „Kampfe der sinnlichen Liebe mit dem überspanntesten Platonismus“ sprach, den er in seiner Jugend zu bestehen gehabt habe (Böttiger a. a. O. 2. Bd. S. 218).

Empfindungen ein. Sie war gleichfalls frühzeitig entwickelt, geistvoll, sogar gelehrt, in Künsten und Wissenschaften bewandert, in äußerer Gewandtheit und geselligen Manieren ihm weit überlegen, dabei gefühlvoll, endlich — wie er versichert — sehr schön. Kein Wunder, wenn er sich in sie verliebte, kein Wunder aber auch, wenn diese Liebe eines Jünglings, der noch halb Knabe, halb schon überreif, halb gelehrter Pedant, halb phantastischer Schwärmer war, und zu Alledem die Prätension besaß, ein starker Geist, ein Philosoph zu sein, eigenthümliche Formen annahm und ungewöhnliche Wirkungen hervorbrachte. Sophiens äußere Reize hatten, wie Wieland wenigstens später behauptete, keinen oder doch nur einen untergeordneten Antheil an seiner Leidenschaft für sie; es war „ihre schöne Seele", die er liebte, die er „zu unterhalten und zu verschönern" sich vorsetzte. Er las mit ihr Klopstock und war entzückt über „die Zähre, die sie um Cidli vergoß." Er erging sich an ihrer Seite auf einsamen Spaziergängen in hohen Betrachtungen von der Bestimmung der Geister, der Würde der menschlichen Seele, der himmlischen Liebe*). Auf einem solchen „enthusiastischen Spaziergange" war es, wo er, nach gemeinsamer Anhörung einer Predigt seines Vaters über den Text: „Gott ist die Liebe", und bei der Vertiefung in dieses erhabene Thema im Gespräch mit seiner Sophie, den Plan zu seiner ersten größeren Dichtung faßte, die er später (binnen drei Wochen, wie er sich rühmt) für die Geliebte niederschrieb. Es war ein Lehrgedicht, betitelt: „Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt." Dasselbe ist in steifen Alexandrinern geschrieben und mit dem ganzen herkömmlichen Antithesenprunk französischer Rhetorik ausgestattet. Neben einer für das jugendliche Alter des Dichters und die damalige Bildungsstufe unserer Literatur bewundernswerthen Gewandtheit des Ausdrucks und einer ausgebreiteten Belesenheit trägt das Gedicht eine Selbstgefälligkeit und Altklugheit zur Schau, die an einem solchen Mittelding zwischen Knaben und Jüngling doppelt widerwärtig auffällt. Der Grundgedanke des Gedichts ist eine Verherrlichung der Weisheit und Liebe Gottes und eine Widerlegung der materialistischen und atheistischen Ansichten.

Wieland hatte inzwischen das Aelternhaus und seine Sophie verlassen, und war nach Tübingen gegangen, um die Rechtswissenschaft

*) „Ausgewählte Briefe," 1. Bd. S. 69.

zu studiren. Statt aber Vorlesungen zu hören und mit seinen Altersgenossen oder den Professoren zu verkehren, vergrub er sich in sein Studirzimmer, las, dichtete und schrieb Briefe an seine angebetete Sophie.

Auf jenes erste größere Gedicht (das erst hier ins Leben trat) folgten rasch mehrere andere. Die meisten entstanden auf äußerliche Anregungen hin und nach fremden Mustern. Wie in der „Natur der Dinge“ Lucrez, Haller und Brockes die Vorbilder des Dichters gewesen waren, so verlockte ihn v. Schönaichs „Hermann“, der 1751 erschien, noch in dem gleichen Jahre zu einem Epos über denselben Stoff, von dem jedoch nur die ersten fünf Gesänge fertig wurden*). Im folgenden Jahre versuchte er, Kleists „Frühling“ nachzudichten (1752). Auch die „Moralischen Briefe“, die er ebenfalls 1752 schrieb und an Meyer in Halle sandte, verdankten ihre Entstehung einem äußern Anstoß, den Epîtres diverses des Herrn von Bar, eines französisch schreibenden Deutschen.

War in der „Natur der Dinge“ der wenig mehr als siebzehnjährige Wieland auf den Spuren eines Leibnitz einhergewandelt, so unterfing sich hier der kaum neunzehnjährige, im hohen Tone sokratischer Weisheit das „bescheidene Glück“ der Tugend und Zufriedenheit anzupreisen. Er selbst wunderte sich später über die Verwegenheit, die er gehabt, „moralische Briefe“ zu schreiben „ohne Weltkenntniß und Erfahrung.“

Erstes Hervortreten des sinnlichen Elementes in dessen „Anti-Ovid“ und „Moralischen Erzählungen“.

Dagegen zeigt der „Anti-Ovid“, der schon vor dem „Frühling“ entstand, mehr Selbstständigkeit und Wärme eigner Empfindung**). Hier finden wir den vollen Ton der späteren Wielandschen Dichtungen im Ansatze vorgebildet: das reiche Colorit, die breitbehagliche Ausmalung, den leichten Fall und den Wohllaut der Verse. Hier sehen wir aber auch schon

*) Daß Wieland dabei wirklich dem Herrn v. Sch. nachgeeifert, geht aus dessen Aeußerung an Bodmer hervor („Ausgewählte Briefe,“ 1. Bd. S. 16), „daß er die Fehler des Herrn v. Sch. zu vermeiden gesucht habe.“

**) In Wielands Briefen ist noch von einem anderen Gedicht aus eben dieser Zeit, unter dem Namen eines „Lobgesanges auf die Liebe“, die Rede. Das Gedicht selbst findet sich jedoch in den spätern Ausgaben der Wielandschen Werke nicht vor. Was Julian Schmidt in seiner „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland 1681—1781“ daraus citirt, sind Verse, die in diesen Ausgaben einen integrirenden Theil des Gedichtes „der Frühling“ bilden.

den Dichter auf jener schmalen Grenzlinie zwischen Sinnlichem und Geistigem sich bewegen, auf welcher zierlich hinzugaukeln, bald hierhin, bald dorthin sich neigend, die hauptsächlichste Kunst und der größte Reiz seiner späteren Dichtungen war. Wohl mochten Bodmer und sein Kreis, mit denen Wieland durch seine „Moralischen Briefe" in Beziehungen getreten war, nicht wenig verwundert sein, da sie den jungen Dichter, den sie bis jetzt nur als einen Schüler des Sokrates kennen gelernt hatten, plötzlich sich wie einen in die tiefsten Mysterien der Liebe Eingeweihten geberden sahen*). Und, in der That, die glühenden Schilderungen des „ersten Kusses", überhaupt der Entzückungen der Liebe, im Anti-Ovid, wie immer auch idealistisch sie ausklingen, lassen auf eine Seelenstimmung schließen, weit geeigneter, den Dichter mit der Zeit einem Ovid, als einem Plato ähnlich zu machen**).

---

*) Bodmers Freund Zellweger meinte: „Mir scheint Wieland von sehr verliebter Complexion; seine Ausdrücke sind in Betreff der Küsse zu saftig und über die Liebe im Allgemeinen zu zärtlich, um aus der Feder eines rein speculativen Dichters hervorgegangen zu sein." — Bodmer selbst äußerte: „Ich fürchte, daß unsere Poesie fanatisch (soll wohl heißen: leidenschaftlich) werden wolle. Diese Furcht ist mir über dem Lesen des Lobgesangs auf die Liebe entstanden. Die Liebe ist da ein Taumel, ein Vergessen, ein Verlieren seiner selbst, eine Betäubung, ein Quietismus in Wollust — übrigens ist das Ding ganz poetisch."

**) Z. B. folgende:

„Doch welch' ein Mund besingt die Lust,
Die jetzt die Glücklichen entzücket,
Da jedes sich geliebt erblicket?
Jetzt, da, vom Ueberschwang allmächtiger Empfindung
Bewältigt, ihre Brust zum ersten Mal sich drückt,
Zum ersten Mal sich Arm in Arm verstrickt,
Und Amors Gunst das Siegel der Verbindung,
Den ersten Kuß, auf ihre Lippen drückt?
Nein, dich zu singen, erster Kuß,
Dich, höchste Wollust dieses Lebens,
Bestrebet sich, wiewohl noch glühend vom Genuß,
Der treue Schäfer selbst vergebens.
Die ihr dies zu verstehn begehrt,
Was euch sonst Unsinn scheinen müßte,
Liebt wie Mirtill! — Ovid, der so gelehrt
Von Küssen sang und wie ein Meister küßte,
Erfuhr die Wollust nie und war sie auch nicht werth,
Die reine Liebe nur, und Einmal nur erfährt." (Anti-Ovid, V. 179 ff.)
„. . . . . O, wie entzückend ist

Noch mehr ist dies der Fall bei den „Moralischen Erzählungen", welche Wieland bald darauf folgen ließ*). Sie enthalten das merkwürdigste Gemisch von Schwärmerei und Sinnlichkeit, von Platonismus und Epikureismus. Die Schlußmoral zwar ist jedesmal eine ideale, die Verherrlichung der tugendhaften, die Verdammung der lasterhaften Liebe, aber beim Erzählen selbst hält sich die Phantasie des Dichters für diese Tugendstrenge schadlos durch Bilder so zärtlicher, ja fast lüsterner Art, daß man ungewiß bleibt, ob er mehr darauf ausgehe, durch diese sinnlichen Schilderungen

Die Wollust, die kein Sclav der Sinne kennt,
Wenn uns, harmonischer erhabner Triebe voll,
In jedem Blick der Seelen Gleichlaut rühret,
Indem der Tugend Weg uns holde Weisheit führet,
Die lieben, die man lieben soll!
So wie sie sich mit Zärtlichkeit umfangen,
Umarmen sich in einer bessern Welt
Zwei Himmlischliebende. Sie fühlen ihr Verlangen
Stets überirdischer, stets mehr
Vom Körper abgetrennt, auch ihre Sinnlichkeit
Wird durch die feinste Lust und tausend Gegenstände,
Bei denen Strefon nichts empfände,
Zugleich mit ihrem Geist erfreut." (Ebend. S. 243 ff.)

In der folgenden Stelle sucht er das sinnliche mit dem idealen Element der Liebe zu vermitteln:

„Zwar der begehrt von uns zu viel,
Der bei lebend'gem Leib uns zu Intelligenzen
Erheben will. Das feinere Gefühl
Des Schönen schwebt in beider Welten Grenzen.
Die Reize, deren süße Macht
Der Weise selbst erfährt, der schlanken Glieder Pracht,
Die Augen, die so rührend glänzen,
Der Rosenmund, der so bezaubernd lacht,
Sind darum nicht so schön, daß wir sie stoisch fliehen!
Wer schuf die Trieb' uns an, die uns so mächtig ziehen?
Hat die Natur, die nichts vergebens macht,
Uns durch des Weibes Reiz nur Schlingen legen wollen?
Und ist's, damit wir stracks die Augen schließen sollen,
Daß diesem Zauber alles weicht,
Und das geliebte Weib uns eine Göttin däucht?
Doch wie viel schöner, als die Rosen frischer Wangen,
Und Lilien, die auf der Haut nur prangen,
Ist eine Seele, die der Glanz der Unschuld schmückt!"

*) In den späteren Auflagen ließ Wieland das „Moralische" weg und nannte sie schlechthin „Erzählungen."

den Werth der Entsagung, die er empfiehlt, oder durch die Anspannung des moralischen Gefühls, welche in dieser Entsagung liegt, den Reiz der sinnlichen Empfindungen, die er malt, zu steigern*).

Wielands Gefühlsleben war offenbar damals in einer innern Gährung begriffen. Wie Klopstock, hatte er von der Dichtkunst keine geringere Vorstellung, als daß sie „die Sängerin Gottes und der Tugend" sein solle; er schwärmte für Miltons Erhabenheit und für Thomsons ideale Empfindung. Daneben gefielen ihm aber auch die „natürlichen Ausdrückungen der jugendlichen Freude,

*) Wir haben dabei Stellen im Auge wie folgende („Balsora", V. 239 ff.):

„Halb zaghaft küsset sie den blassen Mund,
Und mit Entzücken fühlt ihr Mund auf seinen
Leisathmenden und immer wärmern Lippen
Des Lebens Wiederkehr. Die Holde legt
Sich neben ihn, auf sein Erwachen harrend.
Schon schlägt an ihrer Brust sein Herz; sein Mund
Bebt unter ihren Küssen" u. s. w.
. . . .
„Mit welchen Wallungen des treuen Herzens
Sank er an ihren Mund, sank sie
In sanfter Ohnmacht hin an seine Brust. —
Euch himmlische, Euch namenlose Freuden,
Euch kennt und fühlt die reine Liebe nur."

In „Zemin und Gulindy" behandelt Wieland das delicate Thema von zwei jungen Wesen, die, durch besondere Veranstaltung ihres Schutzgeistes ohne Kenntniß der Verschiedenheit ihres Geschlechts mit einander aufgewachsen und nur durch eine zärtliche Freundschaft verbunden, allmälig das Bedürfniß einer andern Liebe ahnen und sich finden lernen:

„Sie bebt', unschuldig blöd', als er voll Inbrunst
Sie zu umarmen kam, und wollte flieh'n.
Allein der Liebe stärkere Gewalt
Hielt ihren Fuß zurück; er naht sich ihr,
Und beide zittern. O wie klopft' ihr jetzt
Das Herz, wie schmiegte sie sich in sich selbst,
Da er den Arm um ihren Rosenhals
Sanft schauernd wand. In unaussprechlichen
Entzückungen zerflossen ihre Augen,
Da jedes seine eigensten Gefühle
Im andern las. Das holde Mädchen sank,
Der neuen Lust zu schwach, in süßer Ohnmacht

wenn sie unschuldig", Gleim und Hagedorn ergötzten ihn sehr*); Anakreon war ihm der „weise Patriarch der Wollust," und beinahe schien er denselben dem Plato vorzuziehen, denn dieser dünkte ihm ein „übertriebener Philosoph, der zu sehr vergißt, daß wir Menschen sind." Dann aber machte er sich wieder Scrupel, „ob er nicht besser gethan hätte, keine anakreontischen Lieder und keine so enthusiastische Ode über den ersten Kuß zu schreiben" **). Alles in Allem neigte er damals doch vorwiegend der idealistischen Richtung zu, oder scheute wenigstens vor den weitergehenden Consequenzen der entgegengesetzten zurück. Er wagte nicht, Boccaccio

In seinen Arm. Die Liebe selber stieg
Aus ihrem Himmelskreis herab und sah
Die heiligen Umarmungen der ersten,
Unschuld'gen Liebe."

In der dritten Erzählung muß „Serena" einen ungeliebten Mann heirathen; sie sieht den „Arist", liebt ihn, bleibt jedoch tugendhaft und stirbt vor Schmerz. — Eine andere Erzählung schildert, wie ein Wüstling eine Unschuld verführen will, jedoch von ihren Bitten gerührt wird. Auch hier hat der Dichter den besten Theil seiner Kunst auf die Ausmalung des Kampfes der sinnlichen Triebe mit der Tugend verwendet und dabei jene ersteren mit allen lebhaftesten Farben der Phantasie ausgeschmückt. So in den Worten des Melinden belauschenden „Lysanders" (V. 59 ff.):

. . . . „Wie thöricht,
Wenn solch' ein Glück durch meine Blödigkeit,
Vielleicht wohl unersetzlich, mir entschlüpfte!
. . . . Wie du
Nachlässig schön, gleich der Natur im Schlummer,
In einer Stellung ruhst, als ob dein Herz
Etwas verlangte, was die Schüchternheit
Der jungen Seele nicht zu denken wagt."

Und V. 335 ff.

„Er sprach mit einem Feuer, das sie schreckte,
Von ihren Reizungen, von seinen Flammen,
Von Götterwollust, von der Gunst der Nacht,
Von süßer Ohnmacht, von Entzückungen,
Und was die Wuth, der man den heil'gen Namen
Der Liebe giebt, für Schaum und Unsinn sonst
Aus lasterhaften Lippen gießen kann,
Die unerfahrne Unschuld zu betäuben."

Wieland hat in seinen späteren Dichtungen oft mit mehr gesuchter Lüsternheit, aber kaum wieder je mit so viel innerer Gluth das sinnliche Element der Liebe gemalt.

*) „Ausgewählte Briefe", 1. Bd. S. 56 (an Schinz, d. 26. März 1752).

**) Ebd., 1. Bd. S. 73 (an Schinz, d. 18. April 1752).

und Lafontaine zu lesen, um nicht „seine Seele mit so schlimmen Schriften zu verunreinigen", und vollends verhaßt war ihm Crebillons Witz, weil er „die Tugend untergräbt" *). In seinen Briefen an Schinz aus dieser Zeit ist er noch ganz der empfindsame Schüler und Anhänger Gellerts, den er hoch verehrt, noch mehr Klopstocks, den er selbst über Milton stellt. Seine Ideale sind Weisheit, Tugend, Menschenfreundlichkeit, und er wünscht sich einen Zögling wie Xenophon, um dessen Sokrates zu sein **).

Wieland in Zürich. Stärkere Hinneigung desselben zur idealistischen Richtung. Die „Briefe Verstorbener" u. A.

In solcher Stimmung nahm er mit Entzücken eine Einladung Bodmers in dessen Haus nach Zürich an. Bodmer hoffte in dem jungen Idealisten, dem Verfasser der „Moralischen Briefe" und des „Frühling", einen Ersatz für Klopstock zu finden, der ihn ohnlängst verlassen hatte. Und in dieser Hoffnung fand er sich nicht getäuscht. Wieland erschien in Allem dazu geeigneter als Klopstock, wie dieser sich in Zürich gezeigt hatte, denn er war nicht blos jünger und schmiegsamer, sondern auch viel weniger lebenslustig und burschikos ***), ein Feind des Bacchus und ein Wassertrinker von Profession, in großer Gesellschaft schweigsam und scheu, dagegen mittheilsam und munter unter vertrauten Freunden oder im Einzelgespräch mit einem Seelenverwandten, ein Liebhaber der Stille und der einsamen Arbeit — genug, ganz und gar ein Mann nach dem Herzen Bodmers †). Beide arbeiteten an Einem Tische, philosophirten da-

*) Ebd., S. 91. 102.

**) Ebd. S. 102.

***) So schildert Wieland sich selbst in einem Brief an Schinz, „Ausgewählte Briefe", 1. Bd. S. 77, 90.

†) Bodmer schrieb an Heß acht Tage nach Wielands Ankunft: „Ich lebe mit Herrn Wieland angenehme und ruhige Tage, in welchen mich keine jungen schlimmen Anakreonten stören oder mir, den Besitz und Genuß dieses Freundes zu rauben, auflauern. Anstatt dieser Jünglinge hat er gute Freundschaft mit Herrn Rathsherrn Heidegger und Canonicus Breitinger gemacht, für welche er mit Hochachtung erfüllt ist" (Mörikofer a. a. O., S. 193). Wieland selbst sprach sich später, in der Rückerinnerung an die mit Bodmer verlebte Zeit, so aus: „Ach mein theurer Freund! Die glücklichen Zeiten, die wir im Schooße der philosophischen Ruhe mit einander gelebt haben, sind für mich auf ewig entflohen, diese goldenen, der Weisheit gewidmeten Tage, diese glückliche Entfernung vom Getümmel und den Geschäften der Welt, diese Freiheit von Sorgen und Leidenschaften, diese heilige Stille, worin sich unsere Seelen bald mit den Geistern verstorbener Weisen besprachen, bald in heiterer Entzückung den Eingebungen einer himmlischen Muse entgegenlauschten. Diese Stunden des

zwischen mit einander über die beste Welt und die Vorzüge der übersinnlichen vor den sinnlichen Freuden. Bodmer hatte Wielands Umgang mit Niemandem zu theilen, als mit seinen eigenen älteren Freunden, Breitinger, Heidegger, Zellweger u. A., denn Wieland selbst verbat sich von vornherein allen Verkehr mit den „jungen Thoren," den „Freunden Crebillons" — jenem lebenslustigen Kreise, an dem Klopstock so viel Gefallen gefunden hatte! Er ließ sich von Bodmer dessen „Noachide" stückweise, wie sie entstand, vorlesen, und schwärmte dafür. Er veröffentlichte eine Abhandlung „von den Schönheiten des Noah" und ein „Schreiben von der Würde und der Bestimmung eines schönen Geistes", das in hohen Ausdrücken abgefaßt und mit Ausfällen gegen die „Anakreontiker" gespickt war. Ja er versuchte sich sogar auf Bodmers Zureden gleichfalls in einer Nachahmung von Klopstocks Messiade und dichtete eine „Prüfung Abrahams." Eine andere Schöpfung Wielands aus dieser Zeit sind seine „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" (1753), halb durch Klopstocksche Einflüsse, halb durch ein ähnliches Werk der englischen Dichterin Rowe veranlaßt*). Darin lassen sich verklärte Seelen zu ihren noch auf der Erde weilenden Freunden herab, entweder sie tröstend über irdische Verluste durch Hinweisung auf die höhere, übersinnliche Bestimmung des Menschen, oder sie warnend vor den Verstrickungen der Welt, oder sie erbauend durch Schilderungen des seligen Lebens, in welches sie selbst bereits eingegangen sind**).

vertraulichen Umgangs, worin wir im freundschaftlichen Streit die Wahrheit entdeckten, oder den Irrthum aus seinen labyrinthischen Höhlen hervortrieben, oder mit sokratischer Freiheit der menschlichen Thorheit und unserer eigenen lächelten, bald Könige und bald Dunsen züchtigten, bald den Entwurf eines glücklichen Staats, bald den Plan eines Trauerspiels anordneten, diese dreimal glückliche Zeit ist für mich dahin und hat mir nichts als ein trauriges Andenken und vergebliches Bedauern zurückgelassen." . . . „Da saß ich in seliger, ach! nimmer, nimmer wiederkehrender Beschränktheit, Weltunerfahrenheit und jugendlicher Herzensfülle in eben dem Museum und schrieb an eben dem Tische, wo Bodmer wechselweise bald den Eingebungen seiner patriarchalischen Muse horchte, bald sich von der Homerischen, ihrer Schwester, tiefer hinab in das Heldenalter der Griechen führen ließ." Ebend. S. 205.)

*) Grubers „Leben Wielands", 1. Bd. S. 71.

**) Folgendes ist der vom Dichter selbst beigefügte Inhalt einiger dieser Briefe: 1. Brief: „Alexis beschreibt seinem Freunde seinen Eintritt in die unsichtbare Welt, seine ersten Gefühle in diesem neuen Zustande, seine Gespräche mit dem Engel, der ihn

Indessen verleugnet sich selbst hier die dem Dichter innewohnende Neigung zur Ausmalung sinnlicher Regungen nicht, wenn schon er sich den Anschein giebt, als wolle er durch solche Schilderungen und die ihnen sogleich beigegebenen Contraste nur den Durst nach dem Uebersinnlichen noch stärker wecken *).

Ein schmerzliches Ereigniß, das damals Wieland betraf, gab momentan den Ausschlag für eine noch schwärmerischere Richtung. Seine Sophie ward ihm untreu. Ohne ihm auch nur ein Wort zu sagen, verlobte sie sich mit einem angesehenen Edelmanne, Herrn von Laroche. Wielands Gefühlsleben, ohnehin bereits künstlich hochgespannt, gerieth dadurch in eine völlige Ueberreizung. „Eine Zuneigung der Seelen," schrieb er an Sophie, „die sich auf die

---

führt, und seine neue Glückseligkeit." 2. Brief: „Lucinde, eine in ihrer Blüthe verstorbene Schöne, bemüht sich, eine in den gefährlichsten Reizungen der fröhlichen Welt verstrickte Freundin auf den Weg zurückzuführen, der durch ein Leben voll Unschuld, Einfalt und heiterer Wonne zu einer noch glücklicheren Unsterblichkeit führt." 3. Brief: „Chariklês tröstet seine zurückgelassene geliebte Laura, indem er ihr die Fortdauer seiner Liebe, die durch seinen neuen Stand nur gereinigt worden, zu erkennen giebt, und durch Abschilderung der Schönheiten seines jetzigen Wohnorts, der Sonne, sie noch mehr zu reizen sucht, durch standhafte Erfüllung ihrer Pflichten ihre Wiedervereinigung zu befördern." 6. Brief: „Theanor warnt seinen Freund vor den Ausschweifungen des menschlichen Stolzes in Erforschung der Wahrheit, bezeichnet ihm die unserm Verstande hierin gesetzten Grenzen, und ermahnt ihn, sich ganz der echten Weisheit zu ergeben, die uns wohl und glücklich leben lehrt." 7. Brief: „Euriklês tröstet seinen Freund über den Verlust einer geliebten Gattin, bestraft das Uebermaß seiner Schwermuth, und ruft seinen verlorenen Muth durch die großen Ideen von unserer Bestimmung zurück."

Lessing spottete über diese Briefe, die „alle voller Seligkeiten, Tugend und Freundschaft" seien und worin die „feinste der feinsten Empfindungen herrsche."

*) So z. B. im 2. Briefe, V. 261 ff.:

„Jetzo sitzet Narcissa, von blumigen Büschen verborgen,
Auf der Bank den Violen, und, ohne den Zaubergürtel,
Schön wie Armide, von tausend Amoretten umgeben;
Wollusttrunken, den Arm um den weißen Nacken ihr schlingend,
Klebet Jocasto entzückt an ihren Lippen; die Büsche
Rauschen von lüsternen Seufzern umher; die schwimmenden Augen
Sehn nur Entzückung um sich. — Doch schaue nun, glückliche Göttin,
Einen Augenblick weiter — o grauenvolle Verwandlung!
Himmel voll Wollust, wo seid ihr? wo seid ihr, ewige Freuden?
Und wen seh' ich dann hier? o möchte mein Auge mich täuschen!
Eben diese Narcissa, mit matten, irrenden Blicken,
Todesblässe bedeckt die verzerrten Wangen; die Augen
Sind von Thränen erschöpft 2c."

wahre Liebe des Guten und Schönen gründet, wird durch ein solches rein äußerliches Verhältniß (wie die Verbindung Sophiens mit Laroche) weder aufgehoben noch gestört." — „Bei mir wenigstens", ruft er aus, „wird die ewige Freundschaft dadurch nicht zeitlich, daß Sie mit einem braven Manne verheirathet sind. Lassen Sie uns denen, welche sich nach ihrer niedrigen Art zu denken einbilden, unsere Liebe höre jetzt auf, ein thätliches Dementi geben und, ungeachtet wir uns, wie ich hoffe, in dieser Welt nie mehr sehen werden, mit dem Herzen und durch unsere gemeinschaftliche Liebe zur Tugend vereinigt bleiben, damit wir uns in jenen seligen Gegenden wiedersehen mögen, in denen Ihre Seele sich selber und mich wiedererkennen und, wenn Engel weinen können, noch alsdann eine zärtliche Thräne weinen wird, daß sie ihrer Bestimmung in dieser Welt unvorsichtiger Weise ausgewichen!" Nicht den Besitz ihrer Person, sondern nur ihres Herzens und „seine Sympathie" habe er für seine süßeste Glückseligkeit gehalten; nicht ohne Wehmuth könne er daher denken, „daß diese Sympathie nur ein Traum seiner Liebe gewesen."

Dann wieder zeigt er sich geneigt, den Verlust seiner Sophie (ähnlich wie Klopstock den Kaltsinn seiner Fanny) als eine „Veranstaltung der Vorsehung" zu betrachten, als einen „mächtigen Wink, daß der Schöpfer ihn ganz frei haben wolle, und verlange, daß er, als Einer, der ihm gewidmet sei, sich blindlings von ihm führen lasse"*).

Aus dieser hocherregten Stimmung heraus schrieb Wieland die „Sympathien" (1754), worin er nicht blos Ovid und Anakreon verabscheut, sondern auch Gleim tadelt, weil er statt der Wunder Gottes eine Phyllis, und Petrarca, weil er gleichfalls ein sterbliches Wesen, seine Laura, besungen; worin er das schlechteste Kirchenlied dem reizendsten Gedicht eines Uz vorzieht; worin er selbst die Weisheit eines Sokrates, als eine blos weltliche, geringachtet und nur der christlichen Weisheit die Kraft zuerkennt, uns „vergnügt" zu machen; worin er es endlich für die schönste Aufgabe des wahren Menschenfreundes erklärt, „unsterbliche Seelen von den Blendwerken ihrer Neigungen und Leidenschaften zu entzaubern und sie ihrer rechten Bestimmung, der völligen Erhebung über die Welt, zuzuführen."

*) So äußert sich Wieland noch mehr als zwei Jahre später, unterm 22. Juni 1756, in einem Briefe an Zimmermann („Ausg. Briefe," 1. Bd. S. 189).

In demselben erhabenen Tone verfaßte er in diesem und dem folgenden Jahre noch andere Schriften, theils in Prosa, theils in Versen, so das „Gesicht des Mirza“, die „Platonischen Betrachtungen über den Menschen“, das „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen“ u. s. w. Wo möglich noch gesteigert ward diese Ueberspannung seines Gefühls, als er durch neuere Nachrichten aus der Heimath sich zu überzeugen glaubte, daß Sophie schuldlos, daß sie zu der Heirath mit Laroche gezwungen worden, daß sie selbst unglücklich sei. Zu dem Triumph über den Sieg seines Glaubens an die „Sympathie der Seelen“ kam die schwelgerische Wollust des Gedankens, daß Sophie auch in ihrem jetzigen Verhältniß mit ihren Empfindungen ihm noch angehöre und daß er einen seelischen Verkehr mit ihr ungestört und ungetrübt unterhalten könne*).

Im Sommer 1754 verließ Wieland Bodmers Haus. Er hatte, als er noch an eine Verbindung mit Sophie dachte, den Plan zu einer „Akademie“ für junge Männer entworfen. Er wollte in dieser Akademie Bildung fürs Leben mit Gelehrsamkeit verbinden. Gewissermaßen als einen Anfang dazu hatte er die Leitung einiger Söhne angesehener Zürcherischer Familien übernommen. Der Vater des einen derselben, Ammann von Grebel, bot ihm den Aufenthalt in seinem Hause an. Frau von Grebel war eine Dame von Geist, die an dem jungen Schwärmer Geschmack fand. Durch sie ward Wieland in

*) Er schrieb darüber an Bodmer am 2. Juni 1754 von Winterthur aus, wo er sich vorübergehend aufhielt: „Die Versicherung, daß meine geliebte Sophie unschuldig, daß sie Serena ist, giebt mir eine so reine, innige und bleibende Freude, daß kein Schmerz und keine interessirte Empfindung vor ihr aufkommen kann. Nun habe ich die sicherste Hoffnung, diese Seele, die unsrer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit mit der vollsten Zufriedenheit wieder zu sehen. . . . Ich weiß, daß Sie sehr durch diesen Brief werden gerührt werden. . . . Jetzt weiß ich nichts Besseres, meiner Liebe und meinem Charakter Gemäßeres zu thun, als nach meinem besten Vermögen diese theure Seele zu trösten, sie zu versichern, daß ich von ihrer Unschuld überzeugt bin, sie an die Weisheit und Güte dessen, der die Schickungen lenkt, zu erinnern, und die fast erliegende Großmuth in ihrem unschuldvollen und erhabenen, aber ungemein zärtlichen und in der That verwundeten Herzen wieder aufzurichten. . . Ich will anstatt der Sprache der Leidenschaft die meiner wahren Gesinnung gemäßeste Sprache eines tugendhaften und weisen Freundes reden . . . Meine größte Freude ist, hierbei eine Probe einer wahren Liebe abzulegen und zu zeigen, daß die platonische Liebe bei mir keine Chimäre ist. . . . Für eine einzige solche Empfindung lasse ich den weisen Schülern des Anakreon oder Ovid herzlich gern ihre nektarnen Becher und ganze Welten voll rothwangiger Mädchen aus Mohameds Urparadiesen“ („Ausg. Briefe,“ 1. Bd. S. 133).

einen weiblichen Cirkel eingeführt, wo er ebenso viel Nahrung für sein erregtes und der Theilnahme geöffnetes Gemüth, wie für seine Eitelkeit fand*). Das Verhältniß zu Bodmer ward kälter, da dieser den weiblichen Umgang seines jungen Freundes, als einen zerstreuenden, zeitraubenden, mißbilligte, während andererseits Wieland, ebenso wie schon früher Klopstock, des alten Herrn zwar wohlmeinende, aber doch etwas zu sehr bevormundende Art und Weise auf die Länge unbequem fand**).

So war denn Wieland — nach seiner eigenen Schilderung — „wie ein Sultan von einem förmlichen Harem umgeben." Unwillkürlich drängt sich uns hier wieder der Vergleich mit Klopstock auf, den wir wenige Jahre früher ebenfalls in Zürich inmitten eines Kreises junger Mädchen und Frauen sich bewegen sahen. Aber wie verschieden ist doch die Situation! Klopstocks Freundinnen, mit denen er z. B. bei jener romantischen Fahrt auf dem Züricher See abwechselnd bald lustig schäkerte, bald in erhabenen Gefühlen schwelgte, hatten zwar einen empfindsamen Zug, der ihnen aber zu ihrem sonstigen fröhlichen, zum Theil noch halb kindlichen Wesen gar wohl stand. Es war die natürliche Schwärmerei der Jugend, die gefällt, eben weil sie natürlich ist und nichts Gemachtes hat, weil der Liebreiz der Jugend ihrer nicht zur Folie bedarf, vielmehr ihr selbst als schönste Folie dient, weil die spröde Scheu vor zärtlicheren Empfindungen und die ahnungsvolle Sehnsucht nach solchen, die in den jungen Herzen mit einander streiten, beide der ungekünstelte Ausdruck unschuldsvoller Naivetät sind.

Bei den Damen aus Wielands Harem verhielt es sich, fürchten wir, damit nicht ganz so. Sie waren (nach seinem eigenen Geständniß)

---

*) Gruber in seinem Buche „Wielands Selbstschilderungen," S. 13, sagt: „Der junge Mystiker blieb nicht ohne mannigfaltige Theilnahme zärtlicher weiblicher Seelen, mit denen er sympathisiren konnte, und sah einen kleinen Harem um sich versammelt, in welchem er als Apostel der platonischen Liebe auftrat. Man hing an den Lippen des begeisterten Redners, und, wie sehr dieser auch Engel war, so mangelte es ihm doch nicht an einer kleinen Eitelkeit, die sich dadurch geschmeichelt fühlte. Sein platonischer Harem enthielt fast lauter Engel, die zwar nicht durch die frischeste Jugendblüthe reizten, aber deren Verkörperung doch gerade noch Reize genug besaß, um die schöne Seele dahinter nicht ohne Wohlgefallen zu betrachten."

**) Wieland äußerte sich damals bisweilen fast spöttisch über Bodmer, ce bon vieillard, wie er ihn halb mitleidig in seinen Briefen nennt. Dann floß er wieder einmal in Rührung und Verehrung für ihn über. So unbeständig war seine Gemüthsart.

zum guten Theil in jenem bedenklichen Alter, wo eine platonisirende Richtung des Gefühls nur zu häufig die aufgezwungene Maske des Mangels an den für ein zärtlicheres Verhältniß erforderlichen Reizen, bisweilen auch das künstlich aufgebotene Mittel ist, um doch noch für diesen Spätsommer Liebhaber anzulocken. Hinter der anscheinenden Sprödigkeit verbarg sich hier wohl öfters ein geheimes Liebesfeuer, und bei dem erhabensten Einklang der Seelen trieben auch die Sinne und die Phantasie bisweilen ihr gefährliches Spiel.

Wenn wir mit solchen Vermuthungen den „Freundinnen“ Wielands Unrecht thun, so haben sie nur ihn selbst darum anzuklagen, der uns sein Verhältniß zu ihnen ziemlich unverholen in diesem etwas bedenklichen Lichte zeigt.

Wieland selbst war im Umgange mit weiblichen Verehrerinnen ein wesentlich Anderer als Klopstock. Der Letztere gab sich einer augenblicklichen zärtlichen Stimmung rückhaltslos und unbefangen hin; er scheute sich nicht, siebzehnjährigen Schönen tief in die schmachtenden Augen zu schauen, ihnen wohl gar muthwillig Küsse zu rauben, sicher, wie er war, daß seine lautere und hohe Empfindung durch keinen unreinen Gedanken, durch kein lüsternes Spiel der Phantasie befleckt würde. Wieland war im Verkehr mit Frauen blöde, fast tölpisch, wie er selbst von sich sagt. Eine seiner Züricher Freundinnen, zu der er sich in seinen Briefen an Zimmermann eines besonders intimen Verhältnisses gerühmt, antwortete auf des Letzteren Frage: „wann Wieland sie zuerst geküßt habe,“ lächelnd: „er habe ihr nach vierjähriger Bekanntschaft zum ersten Male — die Hand geküßt!“ Aber hinter dieser äußeren Kälte und Zurückhaltung*) verbarg sich bei ihm eine Leidenschaft, die, wie sehr sie sich auch überredete, rein geistiger oder seelischer Art zu sein, doch nur zu oft die Erfahrung machen mußte, wie gern mit der heiligen Flamme erhabenster schwärmerischer Verzückung das irdische Feuer sinnlicher Empfindungen in Einer Glut zusammenschlägt.

*) Wir lassen dahingestellt, inwieweit bei dieser Kälte auch ein äußerlich berechnendes Motiv mit im Spiele war. Mörikofer in seinem mehrangeführten Buche deutet so Etwas an, wenn er S. 197 sagt: „Wieland bedurfte des weiblichen Umgangs; allein, um zum Zwecke zu gelangen, mußte er jenes freien, burschikosen Benehmens sich entrathen, wodurch Klopstock einst von sich zurückgescheucht hatte. Denn das damalige häusliche und bürgerliche Leben in Zürich war ernst und streng und wurzelte tief in einem religiösen Boden: auf diesem beruhete namentlich die ganze Bildung des

Der Zwiespalt, den Wieland hier an sich selbst erfuhr, war auf seine Poesie von entscheidendem Einflusse.

---

weiblichen Geschlechts. Dieses war also nur für eine Poesie zugänglich, welche dem frommen Gefühle, dem Gemüthe Befriedigung verhieß. Diese besonderen Verhältnisse und keineswegs Bodmers Einwirkungen waren daher die Veranlassung der am meisten angefochtenen Werke Wielands aus seiner Zürcherischen Periode." — Zu allem Obigen hier wenigstens einige Belege! In einem Briefe an Zimmermann (Ausgew. Br. 1. Bd. S. 285) sagt Wieland, er habe zu einem über 40 Jahre alten Frauenzimmer eine „sehr platonische" Liebe gehegt. „Als diese sublime Liebe sich ein wenig verkörpern wollte, fing eine Andere an mich mehr zu charmiren." — Ebenda S. 243 bemerkt er, in gewissen Fällen könne man der Liebe nur durch die Flucht entrinnen. — Wieder anderswo klagt er, daß eine jüngere Dame durch ihre frömmelnde Sprödigkeit ihn bis zur Verzweiflung gequält habe. — Poetisch hat er seine damals gemachten Beobachtungen über das Ineinanderübergehen idealer und realer Liebesregungen angedeutet in dem kleinen Gedicht: „Aspasia oder die platonische Liebe." Unter dem Namen Aspasia schildert er eine der Schönen aus seinem „Harem", sich selbst aber unter dem Namen Alkahest. Von Letzterem sagt er:

„. . . . Er war in seiner Art
Ein seltner Mann, wiewohl noch ohne Bart,
Von Ansehn jung, doch altklug im Betragen;
An Unschuld ein Kombab;
Bei Damen, denen er sehr gern Besuche gab,
Kalt wie ein Bild von Alabaster;
Doch seelvoll, wie ein Geist in einem Luftgewand,
Und mit dem unsichtbaren Lande
Beinahe mehr als unsrer Welt bekannt."

Er erzählt nun, wie der Mondschein schwärmerischen Seelen die Welt der Geister aufzuschließen scheine, wie aber hinter dieser körperlosen Schwärmerei oftmals die gegentheilige Empfindung laure. Dann fährt er fort:

„Ein Schwärmer, der in diesem Stande
Mit einer Schwärmerin, wenn alles dämmernd, still
Und einsam um ihn ist, platonisiren will,
Gleicht Einem, der bei dunkler Nacht am Rande
Des steilsten Abgrunds schläft. Auch hier macht Ort und Zeit
Und Er und Sie sehr vielen Unterscheid."

Ferner gehört hierher die Stelle aus „Idris und Zenide:"

„Gestehn Sie (unter uns): ein jugendlicher Freund
Voll Zärtlichkeit, und der nichts Böses meint,
Wie Idris damals war, wird, ohne unser Wollen,
Gefährlicher als ein erklärter Feind.
Man flieht vor einem Faun; doch jenen Unschuldsvollen,

Höhepunkt dieser Richtung in den „Empfindungen eines Christen."

Zunächst allerdings ward diese noch ätherischer, überschwenglicher. In den „Psalmen" oder „Empfindungen eines Christen," die er 1755 dichtete, versuchte er den Ton Davidischer Begeisterung anzustimmen, brachte es aber nur zu einer frostigen und erzwungenen Nachahmung jener erhabenen Hymnen *).

Wie fiel' es Ihnen ein, daß Sie den fliehen sollen?
Indeß geschieht doch oft, daß er, bei warmem Blut,
Was Faunen faunisch thun, nach Platons Weise thut."

Vergl. „Ausgew. Briefe" 1. Bd. S. 158 ff., 240, 254, 290 u. s. w. — In seinem Alter behauptete Wieland einmal, er habe nie ein Frauenzimmer wegen ihrer äußern Schönheit geliebt, selbst Sophie nicht (Böttiger a. a. O. 2. Bd. S. 236). Mörikofer (a. a. O. S. 199) sagt über die damalige Periode Wielands: „In Zürich zeigt sich schon der Grundzug seines ganzen Wesens und seiner späteren Richtung. Er war hier schon völlig der Dichter der Liebe, und so wie bei ihm Leben und Poesie Eins war, so fühlte er sich auch, bei aller Reinheit der Sitten, gedrungen, eine reiche Lebenserfahrung durchzumachen. Von der mütterlichen Freundin, in deren Hause er lebte und deren Sohn er erzog, bis zu dem „Landfräulein, die in einem Leibe, aus dem man wenigstens drei englische Mädchen machen könnte, eine sehr idealische Seele hatte"; von der geistreichen Prima Donna bis zu dem jungen Mädchen, das nichts als hübsch und schlicht war, wurde ihm jedes Verhältniß zu einer eigenthümlichen Liebe."

*) Die Berliner hatten die innere Unwahrheit der Wielandschen Seelenstimmungen frühzeitig herausgefunden. Schon nach dem Erscheinen der „Sympathien" hatte Nicolai in seinen „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" (1753) bemerkt: „Die Wielandsche Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmersche, die Betschwester spielen will und, der alten Wittwe zu Gefallen, sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwohl nicht kleidet. Sie bemüht sich, eine anständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet, und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte." Selbst Bodmer schüttelte den Kopf zu der überschwenglichen Frömmigkeit Wielands, da er denselben gleichzeitig in allerhand Liebesverhältnissen befangen sah, an deren rein platonischen Charakter er nicht glauben wollte. „Er ist sehr fromm, sehr christlich geworden," sagte er kurz abbrechend, wenn von Wieland die Rede war. (Mörikofer a. a. O. S. 199.) Schon Wielands „Briefe Verstorbener" waren ihm zu künstlich überspannt. Er schrieb darüber an Heß: „Herr Wieland ist gerade jetzo beschäftigt, die Ohren zu den Reden zu spitzen, die über seinen Briefwechsel in den Himmel und aus dem Himmel geführt werden. Herr Canonicus Z. will nicht glauben, daß man im Himmel so unnatürlich rede." (Ebenda, S. 194.) Lessing in den Literaturbriefen 1. Bd. S. 38 warf den „Empfindungen" vor, sie enthielten mehr „erhitzte Einbildung" als eigentliche Empfindung, gäben auch nicht den wahren Geist des Christenthums wieder, sondern blos eine „schöngeistige Auffassung" desselben.

In der Zueignungsepistel, womit er die „Empfindungen“ an den Hofprediger Sack in Berlin sandte, findet sich jener heftige Ausfall gegen Uz, den Wieland selbst später schwer bereute und der ihm mit Recht so sehr verargt ward. Er ging darin so weit, Uz und die ihm Gleichgesinnten, die sogenannten Anakreontiker, als eine „Rotte schwärmender Anbeter des Bacchus und der Venus“, ja als eine „Bande epikureischer Heiden“ zu verketzern und Sack aufzufordern, „der Unordnung und dem Aergerniß“ zu steuern, welches „diese leichtsinnigen Witzlinge“ anrichten.

Nicht blos Lessing wies Wieland wegen dieses Ausfalles derb zurecht, sondern sogar der fromme Gellert fand sich gedrungen, Uz gegen die ihm gemachten Vorwürfe in Schutz zu nehmen*).

Umschlag nach der entgegengesetzten Seite: Wielands Briefe an Zimmermann, sein „Araspes und Panthea.“

Mit diesem stärksten Ausbruche einer wahrhaft fanatischen Verleugnung und Verketzerung aller sanfteren, sinnlichen Empfindungen hatte Wieland gleichsam die Grenzscheide seines inneren Entwicklungslebens erreicht. Von jetzt an sehen wir ihn Schritt um Schritt, und je weiter, je rascher, nach der anderen Seite herniedersteigen.

Diese Wendung in Wielands Lebensanschauung ward gefördert durch eine Bekanntschaft, die er in dieser Zeit machte. Zimmermann, damals Arzt in Winterthur, später bekannt geworden durch seine Schriften „über die Einsamkeit“ und „über den Nationalstolz,“ durch seine Beziehungen zur Freimaurerei und durch sein Verhältniß zu Friedrich II. in dessen letzten Lebenstagen, hatte seiner Natur nach eine gewisse Wahlverwandtschaft mit Wieland, insofern Beide in ihrem Wesen unstet, abspringend, wechselvoll waren; dagegen waren sie darin verschieden, daß Zimmermann, von einem vielseitigen Verkehr mit der Außenwelt kommend, einer mehr gesammelten, auch literarischen Thätigkeit zustrebte, während Wieland aus der Bücher-

*) In einem Briefe an den Grafen Moritz Brühl. Uz selbst schrieb damals an einen Freund (noch ungedruckte Briefe von Uz, mir mitgetheilt von Prof. Henneberg in Meiningen) am 31. Juli 1757: „Dieser rasende Mensch kann mir nicht vergeben, daß ich der Schweizer gespottet und ihn nicht bewundern will. Er hat den Orthodoxen einen Kunstgriff abgelernt, seine Gegner anzuschwärzen. Er macht aus seiner Sache eine Sache der Tugend und der Religion und hetzt sogar die Theologen auf — und wider wen? Wider die armen Dichter, die ihren Wein und ihre Mädchen besingen.“

und Ideenwelt, in welcher er bisher fast ausschließlich sich bewegt hatte, einen Ausgang ins Leben, in die Wirklichkeit suchte. Dem Letzteren imponirte die überlegene Welterfahrung seines neuen Bekannten, die kecke Weise, womit dieser frisch ins Leben hineinzugreifen, es zu packen und zu genießen verstand. Wir sehen ihn daher im brieflichen Verkehr mit Zimmermann ebenfalls so viel als möglich diese dem Leben zugewendete Seite seines Wesens hervorkehren, den Mann von Welt, den vorurtheilslosen Philosophen spielen, wahrscheinlich mit nicht weniger Uebertreibung oder Selbsttäuschung, als womit er im Kreise seiner platonisirenden oder frömmelnden Freundinnen den Platoniker und den christlichen Eiferer darstellte.

In der ersten Zeit dieser Bekanntschaft mit Zimmermann (Anfang 1756) schrieb Wieland diesem noch: „Die angenehmste Entdeckung war mir, als ich immer mehr in dem Gedanken bestärkt wurde, daß Sie auch in der Ueberzeugung von unserer heiligen Religion mit mir sympathisiren." Als Zimmermann ihm die physiologischen Forschungen des Engländers Hartley zur Beachtung empfiehlt, ist ihm die Tendenz dieser Schriften viel zu materialistisch: „Er wolle" — äußert er — „den Leib nur als das Sensorium und Instrument der Seele betrachtet wissen"*). Aber schon bei Uebersendung seiner „Empfindungen eines Christen" — nur wenige Monate später**) — bittet er ihn (gleich als schäme er sich bereits der Ueberschwenglichkeiten jener Dichtung): „Gehen Sie nicht nach Ihrer eilfertigen Art zu schließen und machen mich zu einem Seraph, Heiligen oder Luftgeist! Ich bin ganz und gar ein Mensch und schäme mich dessen nicht im Mindesten."

Im Anfange des Jahres 1758 ist er schon einen bedeutenden Schritt weiter. „Meine Moral", schreibt er, „hat nichts von der Moral der Kapuziner: ich trachte nach dem Charakter des Virtuosen Shaftesburys." Was er darunter meint, deutet er später an, indem er dieses Wort mit homme du grand monde übersetzt. Ausdrücklich sagt er sich von der Gemeinschaft mit Bodmers Ideen los, bereut seinen Ausfall auf Uz und gesteht sogar seine Liebe zu Prior und Gay, „obgleich sie etwas fripons sind", — zu jenem Prior, dessen

*) Brief an Zimmermann vom 11. Mai 1756. („Ausgewählte Briefe," 1. Bd. S. 177.)

**) Desgleichen vom 7. Nov. 1756. (Ebenda, S. 228.)

äußerst schlüpfrige Manier er ein paar Jahre nachher in seiner „Nadine“ nur zu getreulich nachahmte! „Ich danke den Schriftstellern nicht“, sagt er weiter, „die uns die Tugend häßlich schildern und uns verpflichten wollen, sie zu lieben“. Mit Zimmermann glaubt er, daß der Weise alle seine — „innern und äußern“ — Sinne ausbilden, alle seine Fähigkeiten üben und der ganzen Natur sich erfreuen müsse. Das sei die wahre Lebenskunst. Zwar inclinire er zu einem Platonismus, aber nicht zu dem fanatischen, von welchem Zimmermann mit so viel Recht ihn ablenken wolle*). Die Zeit, wo Young ihn entzückt habe, sei vorbei; er habe keine Lust mehr, vor der Zeit in die unsichtbaren Sphären zu reisen; er verlange nicht mehr, daß jeder Mensch ein Cato sein solle, und gebe sich nicht mehr damit ab, junge Mädchen in den Mysterien der platonischen Philosophie zu unterrichten**). Und noch vor dem Schlusse des Jahres 1758 ist er zu der Ueberzeugung gelangt, „ein wahrer Philosoph sei vor Gott ein vortrefflicheres Geschöpf, als ein einfältiger Christ***)!“

Auch in seinen Schriften hatte Wieland inzwischen schon wieder einen andern Ton anzuschlagen begonnen. Nächst einem Trauerspiel: „Johanna Gray“, wozu ihm wohl Lessings Sara Sampson den Anstoß und ein englisches Vorbild (von Nicolas Rowe) Stimmung und Erfindung gegeben†), hatte er sich wieder an einen größeren

*) „Ausgewählte Briefe“, 1. Bd. S. 260.

**) Ebenda, S. 317.

***) Voilà — setzt er hinzu — bien de changements, mais qui ont été amenés par degrés presque imperceptibles (1. April 1758). — Lessing wollte an eine solche Wandlung von innen nicht recht glauben. Er sagte in den Literaturbriefen: „Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben als Herr Wieland. So viel ist unwidersprechlich, daß seine ersten Werke ihn auf einem ganz anderen Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn diese Veränderung durch den eigenen Mechanismus seiner Seele erfolgt ist, so werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Ist sie aber durch äußere Umstände veranlaßt worden, hat er sich aus Absichten mit Gewalt in seine jetzige Denkungsart versetzen müssen, so bedaure ich ihn aus dem Innersten meiner Seele.“

†) Lessing in den Literaturbriefen tadelte daran neben dem Mangel an Originalität (eine Menge Stellen waren, wie Lessing nachwies, wörtlich übersetzt) hauptsächlich

epischen Stoff, „Cyrus", gewagt. Diesmal war ihm die Anregung vom wirklichen Leben, durch die Eindrücke des siebenjährigen Krieges, gekommen *). Auch dieses Gedicht blieb Bruchstück. Dagegen arbeitete er eine Episode daraus, „Araspes und Panthea", in halb dramatischer, dialogisirter Form zu einer besonderen Dichtung aus. Und hier zeigt sich schon im vollen Maße der beginnende Wiederdurchbruch jener zwischen sinnlichen Reizungen und moralischer Entsagung schillernden Weise, die Wieland früher im „Anti-Ovid" und in den Moralischen Erzählungen angeschlagen, eine Zeit lang aber, unter der Einwirkung anderer Einflüsse, gänzlich verlassen hatte. Die lüsternen, verführerischen Bilder spielen wieder eine Hauptrolle; zuletzt freilich läuft Alles noch in eitel Entsagung, Heldenmuth, Tugend und rührende Empfindung aus. Wieland suchte sich gegen Zimmermann zu rechtfertigen: er habe nur darum den Araspes „so schlimm", d. h. so sinnlich leidenschaftlich gemacht, „damit Arasambes Gelegenheit habe, recht viel schöne Sachen zu sagen" **).

Unterdessen war Wieland auch äußerlich den Zürcherischen Einflüssen entrückt worden. Er hatte sich (1759) als Erzieher mehrer junger Leute nach Bern begeben.

In Bern waren die Einströmungen französischen Geistes überwiegend. An weiblichem Umgange fehlte es dem Dichter auch dort nicht. Besonders fesselte ihn eine junge Dame von fast männlichem Verstand und Charakter, Demoiselle Julie Bondeli, deren pikantes Wesen ihn zwar

den Mangel an individualisirender Charakteristik in den Personen. Es seien alles „gute liebe Leute," aber weiter Nichts.

*) „Mein Cyrus," schreibt er an Zimmermann am 24. Februar 1758 („Ausgewählte Briefe", a. a. O.), gleicht sehr einem großen König; er spricht gut, weiß Krieg zu führen, liebt aber auch die Friedenskünste, hat ein edles Herz, macht aber keine Verse und spielt nicht Flöte." Uebrigens ist auch hier viel Nachahmung, so z. B. in der fast wörtlichen Nachbildung des Voltaireschen Anfangs der Henriade: Descends du haut des cieux, woneben auch das Tassosche: E invan l'inferno a lui s' oppose anklingt.

**) A. a. O. 1. Bd. S. 242. Hier ein paar Züge zur Charakteristik dieser Dichtung! Araspes sieht Panthea im Bade. Er beschreibt dies dem Arasambes mit dem Hinzufügen: „Ich war lauter Seele, die, in Bewunderung verloren, ganz vergaß, daß sie einen Körper habe." Gleich darauf sagt er jedoch, er wolle Panthea „auf menschliche Weise" lieben, und spricht von den „Vorempfindungen des Glückes in ihren willigen Armen." Auch Arasambes moralisirt viel über „seelische" und „sinnliche" Liebe.

erst abstieß, bald aber um so stärker anzog, so daß er eine Zeit lang ernstlich an eine dauernde Verbindung mit ihr dachte*).

Indeß war seines Bleibens in Bern nicht lange; schon im folgenden Jahre kehrte er in seine Vaterstadt Biberach zurück, wo ihm die Stelle eines Kanzleidirectors — ein ziemlich subalterner Posten bei der städtischen Verwaltung — angeboten worden war.

Wieland in Biberach. Stoff zu den „Abderiten"; Entwurf des „Agathon".

Das Leben der kleinen, in Spießbürgerlichkeit und Zopfthum tief versunkenen Reichsstadt enthielt nichts, was einem Geiste wie Wieland Nahrung oder Befriedigung hätte gewähren können. An einem anregenden Umgange fehlte es gänzlich. Kaum daß von der tagesläufigen Literatur einmal sich Etwas in jenen abgelegenen Winkel verlor**). Selbst von wissenschaftlichen Hülfsmitteln sah er sich fast gänzlich entblößt. Das gesellige und bürgerliche Leben bewegte sich im engsten Gesichtskreise. Sein darüber hinausstrebendes geniales Wesen war seinen Mitbürgern theils ein unverstandenes Räthsel, theils ein offenes Aergerniß***). Wieland hat die Beobachtungen und Erfahrungen, die er bei seiner amtlichen Stellung in Biberach gemacht, viel später mit treffender Satire zu jenem lebensvollen Bilde eines kleinen, geistig beschränkten und verkommenen Gemeinwesens verarbeitet, das wir in seinen „Abderiten" (1773) bewundern. Damals jedoch war er zur Satire nicht aufgelegt. Die nüchterne Prosa seines äußeren Berufs drückte ihn schwer darnieder, und überdies befand sich sein inneres Leben in einem noch ungelösten Widerspruch. Um

---

*) In seinen späteren Lebensjahren sprach sich Wieland über dieses Verhältniß so aus: „Wir befanden uns beide, die Dame sowohl als ich, in einer mehr als gewöhnlichen Stimmung zu der Art von Schwärmerei, die sich das Uebersinnliche gern versinnlichen möchte. Kurz, unsere Seelen zogen einander an; unvermerkt entspann sich eine zärtliche Freundschaft zwischen uns; unvermerkt verwandelte sich diese in eine Art von platonischer Liebe, und zuletzt würde auch diese sich in eine rein menschliche Art zu lieben herabgestimmt haben, wenn die Dame nicht besonnener als ich gewesen wäre und in ihrer Weisheit beschlossen hätte, mich allmälig mit guter Art zu entfernen und die Frau eines Zürchschen Magnaten zu werden." (Mörikofer a. a. O., S. 198.)

**) Wieland versichert (wohl etwas übertreibend), erst 1769 eigentlich erfahren zu haben, wie großes Glück seine bis dahin veröffentlichten Sachen bereits im übrigen Deutschland gemacht hätten.

***) Vergleiche besonders den Brief Wielands an Zimmermann vom 5. Januar 1762. („Ausgewählte Briefe," 2. Bd. S. 162 ff.)

sich selbst abzuklären, begann er eine Art von Selbstbekenntniß oder Roman seines eignen Lebens zu schreiben. Das ist der Ursprung des „Agathon", den er gegen das Ende des Jahres 1761 anfing, mit großen Unterbrechungen fortsetzte und erst 1766 vollendete*). Am Schlusse des Jahres 1762 war er noch schwankend, nach welcher Seite hin Agathon, d. h. er selbst, sich wenden, worin er sein Lebensglück suchen und finden werde**).

Entscheidende Krisis. — Bekanntschaft Wielands mit dem Grafen Stadion und seinem Kreise. Völliger Durchbruch der sinnlichen Richtung in ihm. „Don Sylvio von Rosalva"; die „Komischen Erzählungen".

Inzwischen hatte er aber schon um die Mitte des Jahres 1762 eine Bekanntschaft gemacht, welche für die Beschleunigung der Krisis in seinem Innern von entscheidendem Einfluß ward. Auf dem Schlosse Warthausen, das eine kleine Stunde von Biberach in anmuthiger Gegend lag, von Gärten und englischen Parkanlagen umgeben, lebte Graf Stadion, ehemaliger erster Minister des Kurfürsten von Mainz, ein schon bejahrter Mann, aber noch voll Kraft und Feuer, in seinem Wesen halb Franzose, halb Engländer, ein großer Freund der Künste und Wissenschaften, ein erfahrener Weltmann und ein gewandter, liebenswürdiger Gesellschafter. Er hatte um sich einen Kreis von Personen, welche durch Geist, Witz, Belesenheit und feine Sitten die anziehendste Gesellschaft bildeten. Unter ihnen befand sich auch als Vertrauter und Factotum des Grafen Herr von Laroche, der Gemahl Sophiens, mit welcher Wieland somit wieder in nähere Berührung kam. In diesem Kreise führte man das angenehmste Leben von der Welt, getheilt zwischen Lectüre, Gespräch, den Freuden der Tafel, reizenden

*) „Ich habe," schreibt er am 5. Januar 1762 an Zimmermann, „vor etlichen Monaten einen Roman angefangen, welchen ich die Geschichte des Agathon nenne. Ich schildere darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathons gewesen zu sein mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu sein wünschte." (Ebenda S. 164.) Er sandte ihn bruchstückweise an Zimmermann und an einige seiner älteren Züricher Freunde.

**) Am 20. Dezember 1762 schreibt er demselben: „Der Himmel weiß, was aus dem guten Enthusiasten A. noch werden kann und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß er nicht in seinem 40. Jahre in die Arme der schönen Danae zurückkehren wird, aus denen er sich im 25. losgerissen; freilich wird die Danae alsdann ein sehr altes Mädchen sein; aber hat nicht Ninon in ihrem 80. Jahre noch die lebhaftesten Begierden erregt? Und dann — giebt es auch ein Alter für die freundschaftliche Liebe?" (Ebenda, S. 203.)

Spaziergängen und, zum Schluß, der Aufführung eines Concerts von Jomelli, Graun oder andern Meistern*).

Hierher flüchtete sich Wieland aus der Prosa seiner Geschäfte und der Philisterhaftigkeit seiner alltäglichen Umgebungen, so oft er nur konnte. Hier, im Verkehr mit weltgewandten Personen, sowie in der Lectüre der französischen und englischen Schriftsteller, die er in des Grafen Bibliothek fand, ging ihm eine ganz neue Anschauung vom Leben und seinen Zwecken auf. Die in Zürich begonnene, in Bern fortgesetzte innere Wandlung seines Wesens vollendete sich jetzt mit beschleunigter Schnelligkeit. „Ich bin ein Anderer geworden", schreibt er am 2. Nov. 1762 an Zimmermann, „ich habe aufgehört, Schwärmer, Ascet, Prophet und Mystiker zu sein und bin wieder da angelangt, von wo ich vor zehn Jahren ausgegangen. Plato hat dem Horaz, Young dem Chaulin, die Harmonie der Sphären hat den Arien Galuppi's und den Symphonien Jomelli's, der Nektar der Götter hat dem Tokaier Ungarns den Platz geräumt"**).

Wohl fühlte er selbst, daß der Sprung aus den sublimen Regionen der Schwärmerei platt herab auf die Erde fast etwas zu

*) „Ausgewählte Briefe," 2. Bd. S. 181 ff.

**) Ebenda, S. 195. — Die Erklärung, welche Wieland ebendort von dieser in ihm vorgegangenen, „oder vielmehr," wie er selbst sagt, „nur vollendeten" Verwandlung zu geben versucht, scheint mir dunkel und unbefriedigend. Die vielen Unglücksfälle und Unannehmlichkeiten, die er in den letzten Jahren zu bestehen gehabt, meint er, hätten ihn das Eitle der „großen Worte und der glänzenden Einbildungen" erkennen lassen, die „so verführerisch wären an der Seite einer Guyon oder Rowe, in einer angenehmen Einsamkeit, bei einer so lebhaften Phantasie wie die seinige, und wenn man sich damit für den Mangel aller sinnlichen Vergnügungen entschädigen müsse." Was aus dieser Erklärung für mich hervorgeht, ist einzig und allein die Bestätigung der Ansicht, zu der aber schon der bisherige Lebenslauf Wielands in genügender Weise Anleitung giebt, daß Wielands Idealismus nicht gleich dem Klopstocks auf einer von Hause aus starken Schwungkraft des Geistes beruhte, sondern mehr eine krankhafte Ueberreizung und Ueberspannung war, und daß den Grundton seines Wesens, wie er dies auch einmal selbst ausspricht, der Trieb nach Glückseligkeit, nach Vergnügen und Wohlbefinden bildete. Sonst hätte er, wie Klopstock in seiner entbehrungsvollsten Zeit in Langensalza, gerade bei größter äußerer Bedrängniß am meisten in der innern Erhebung seine Zuflucht finden müssen. Statt dessen versagte ihm jetzt die Kraft des eigenen Aufschwungs, und nur die äußern Reizungen eines behaglichen, sinnlich-geistigen Genußlebens, wie er es in dem Kreise zu Warthausen fand, vermochten ihn aus der gedrückten Stimmung, in welche ihn seine alltäglichen Lebensumstände versetzten, herauszureißen.

groß und daß es für ihn schwierig sei, sich einfach als Mensch, mit allen Trieben und Gefühlen eines solchen, zu zeigen, nachdem er so lange den Begeisterten, den Seraphiker gespielt. Aber er glaubte es sich selbst schuldig zu sein, ohne Ziererei oder Zurückhaltung sich zu den veränderten Ansichten zu bekennen, welche ihm als Ergebniß bereicherter Erfahrung aufgegangen wären *).

So warf er sich gleichsam mit ganzem Leibe mitten in die neue Strömung hinein. Den Faden der langsam stetigen Entwickelung von innen heraus, den er im „Agathon" zu spinnen angefangen, ließ er ruhen und ging an eine andere Dichtung, worin er seiner bisherigen idealen Denkweise mit Einem Male und in der schroffsten Form absagte. Er schrieb einen Roman in der Manier des Don Quixote, „Don Sylvio von Rosalva oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei" (verfaßt 1762—63, herausgegeben 1764). Schon der Titel verräth das Absichtliche, Tendenziöse der Dichtung. Nicht blos die abergläubische Lust am Wunderbaren, sondern auch die schwärmerische Hinneigung zum Idealen, überhaupt jede höhere, über das Gewöhnliche hinausstrebende Empfindung erfährt hier bittern Spott, und nur der nüchterne, auf das platteste Wohlbehagen gerichtete Verstand behauptet sich als wahre Lebensklugheit.

War hier mehr das verneinende Element der Ironie und Satire vorherrschend, dem nur einzelne cynische Schilderungen als Würze dienten, so ergoß sich dagegen in den „Komischen Erzählungen" **) (1765) der Strom sinnlicher Phantasie in voller, entfesselter Ungebundenheit. Was waren gegen die hier mit breitestem Behagen und gesuchter Lüsternheit ausgemalten wollüstigen Scenen die harmlosen Scherze eines Uz, um deretwillen Wieland einst diesen so hart angelassen hatte ***)?

*) „Ausgewählte Briefe," 2. Bd. S. 195.

**) Z. B. „Das Urtheil des Paris", „Endymion."

***) Wieland selbst schrieb an Geßner bei Zusendung einer jener komischen Erzählungen, des „Endymions": „Wenn ich mich zu schämen habe, so ist es wegen aller der puerilen Extravaganzen, wozu mich die platonische Schwärmerei meiner Jugend verleitet hat und wozu auch die alberne Severität gegen Uz und andere ehrliche Leute gehörte." („Auswahl denkwürdiger Briefe," 1. Bd. S. 9.) — Dazwischen hatte er wieder Momente, wo er mit Bedauern auf die entflohenen Zeiten „jugendlicher Einfalt und Reinigkeit der Seele" zurückblickte, in denen „der bloße Ton der

Die schweizerischen Bekannten Wielands, besonders die sittenstrengen Züricher, waren außer sich über diese „unsittlichen, unanständigen Erzählungen;“ selbst Zimmermann zeigte sich betroffen und rieth von der Verfolgung des betretenen Weges ab*).

Ausgebildete Philosophie des geistig-sinnlichen Lebensbehagens: „Agathon“, „Musarion“ rc.

Vielleicht ward dies für Wieland ein Grund, im „Agathon“, zu dem er jetzt zurückkehrte, mehr Maß zu halten, besonders den Ausgang des Romans weniger leichtfertig zu gestalten, als er anfangs wohl beabsichtigt haben mochte. Wieland läßt seinen Helden, einen Schüler des Plato, mit dem Sophisten Hippias zusammentreffen, dem Vertreter einer ganz entgegengesetzten Lebensanschauung. Dieser sucht ihn zu überzeugen, daß das einzige zwingende Gesetz für den Menschen die Stimme der Natur sei, daß der Mensch Alles dürfe, was er könne, so lange er dadurch nur Andern nicht schade; daß der Mensch ein Recht habe auf alles das, was seine Triebe ihm begehrenswerth machen. Da Agathon gegen diese Lehren taub bleibt, verbindet Hippias sich mit der schönen und geistreichen Buhlerin Danae, einer Schülerin der Aspasia, die durch jede Art von seelisch-sinnlichem Reiz, durch die Grazie des Tanzes wie durch witzig-belebtes Gespräch ihn zu fesseln und ganz in ihre Netze zu ziehen weiß. Eine Zeit lang lebt Agathon mit ihr ein Leben voll Entzückungen, getheilt zwischen sinnlicher Wollust und verfeinertem geistigen Verkehr. Endlich erwachen seine idealeren Regungen wieder; er erkennt, daß ein Schwelgen im bloßen Genusse des Weisen unwürdig sei; er verläßt Danae und begiebt sich nach Syrakus zum Tyrannen Dionysos, den er durch seinen Rath zu einem milden Regenten zu machen versucht. Er wird aber, weil er dadurch den Eigennutz der bisherigen Rathgeber des Dionysos verletzt, bei dem Tyrannen angeschwärzt und von diesem in den Kerker geworfen. Wieder in Freiheit gesetzt, kommt er nach Tarent zum Archytas, und lernt von diesem jene mäßige Weisheit, die den Menschen nicht wie die Ideallehre Plato's gänzlich der Wirklichkeit entrückt, vielmehr ihn nur diese Wirklichkeit selbst von ihrer besten Seite kennen lehrt. In dieser Gemüthsstimmung trifft er wieder mit Danae zusammen. Auch sie hat inzwischen die heftigeren

Stimme, das leiseste Berühren der Hand der Geliebten sein ganzes Wesen erfüllte.“ („Ausgewählte Briefe“, 2. Bd. S. 258.)

*) „Ausgewählte Briefe,“ 2. Bd. S. 241, 254, 262, 266; „Auswahl denkwürdiger Briefe“, 1. Bd. 1. 2. 3. 14. Brief.

Regungen der Leidenschaft verlernt, auch sie sucht jetzt das Glück in den sanfteren Freuden der Weisheit, bestärkt daher Agathon in seinen Vorsätzen und bietet ihm statt der vormaligen Liebe das dauerndere Bündniß einer Freundschaft der Seelen an.

So klingt der „Agathon“ immer noch ziemlich idealistisch aus. Der Genuß des irdischen Daseins auch nach seiner sinnlichen Seite wird zwar als vollberechtigt anerkannt, die Uebertreibungen einer Philosophie der bloßen Entsagung oder Entsinnlichung werden gerügt; aber die Sinnlichkeit selbst erscheint gemildert durch einen Zusatz seelischer Grazie und durch die Beschränkung auf ein weises Maß. Kecker tritt das faunische Element hervor in der nächsten Erzählung Wielands: „Idris und Zenide“ (ebenfalls 1766). Der Schwärmer Idris klagt seinem leichtblütigeren Freunde Ithifall, daß seine Geliebte allzu kalt bleibe bei den zärtlichsten Betheuerungen seiner Liebe. Ithifall verlacht ihn, daß er mit Worten um Liebesgunst werbe; er solle mehr wagen, dann werde er glücklicher sein. In lüsternen Bildern wird sodann geschildert, wie gerade die Momente schwärmerischer Verzückung der Seelen diejenigen seien, in denen auch die sinnliche Empfindung am leichtesten zu ihrem Rechte gelange*).

Dagegen athmet wieder „Musarion“ (1768) jene gemäßigtere Lebensphilosophie, welche die Mitte hält zwischen der unnatürlichen Entsagung des Schwärmers und einem blos rohen Sinnesgenuß, jene „harmonische Vereinigung“, wie der Dichter es ausdrückt, „von Weisheit und Natur.“ Wie im Agathon die hohen Ideen des Plato, so werden hier einerseits die herbe Sittenstrenge der Stoa, andererseits die pathetische Weisheit der Pythagoräer verspottet. Der Stoiker wie der Pythagoräer, Beide zeigen sich gleich unvermögend, den Reizungen der Sinnlichkeit zu widerstehen, und fallen aus ihren luftigen Höhen platt auf die Erde herab, der Eine vom Bacchus, der Andere von der Venus besiegt. Ueber Beide triumphirt Musarion, die Vertreterin jener „reizenden

*) Eine dieser Stellen ward oben Seite 195 angeführt. Wieland hat später selbst an dieser wie an anderen seiner Dichtungen aus der gleichen Periode Manches geändert, gemildert: für die Beurtheilung seiner innern Entwickelungsgeschichte, wovon jede dieser Dichtungen gleichsam ein Bruchstück ist, kommen natürlich solche spätere Aenderungen nicht in Betracht, wie sie denn auch von den Wirkungen nichts ungeschehen machen konnten, welche die ursprüngliche Fassung auf die Nation hervorgebracht.

Philosophie", die sich nicht anmaßt, über allem Sinnlichen und Irdischen erhaben zu sein, ebensowenig aber sich von diesem ganz gefangen nehmen und zur Sclavin machen läßt. Sie heilt den schwärmerischen Jüngling Phanias von seiner idealistischen Ueberschwenglichkeit, hält ihn aber auch, da er, ins andere Extrem fallend, in sinnlicher Liebe für sie entbrennt, in weisen Schranken und leitet ihn an zu jener heiteren Ruhe, die das Leben genießt, so viel sie kann, zufrieden entbehrt, was das Schicksal ihr versagt, und weder von heftigen Schmerzen, noch von leidenschaftlichen Trieben aus ihrem Gleichmaße gebracht wird*).

Allgemeine Charakteristik der Dichtungen Wielands aus dieser und der späteren Zeit.

Das gleiche Thema hat Wieland seitdem noch in zahlreichen Dichtungen — den „Grazien", den „Dialogen des Diogenes", dem „Neuen Amadis" u. a. m. — behandelt. Die Anpreisung einer Lebensphilosophie des heiteren Behagens, der harmonischen Ausbildung und Uebung aller Anlagen

*) Die Quintessenz dieser Lebensphilosophie findet sich in den nachstehenden viel citirten Versen ausgedrückt:

„Die hohe Schwärmerei taugt meiner Seele nicht,
So wenig als Theophrons Augenweide:
Mein Element ist heitre, sanfte Freude,
Und alles zeigt sich mir im rosenfarbnen Licht.
Ich liebe dich mit diesem sanften Triebe,
Der, Zephyrn gleich, das Herz in leichte Wellen setzt,
Nie Stürm' erregt, nie peinigt, stets ergötzt.
Wie ich die Grazien, wie ich die Musen liebe,
So lieb' ich dich. Wenn dies dich glücklich machen kann,
So fängt dein Glück mit diesem Morgen an,
Und wird sich nur mit meinem Leben enden.
. . . .
Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht,
Nicht wissen will, was alles das bedeute,
Was Zeus in räthselhafte Nacht
Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't
Und sich dazu, sie drum nicht minder liebet;
Den Irrenden bedau'rt, und nur den Gleißner fliehet."

der menschlichen Natur, der sinnlichen wie der geistigen, zum Zweck der Verschönerung des menschlichen Daseins, dies, nebst der Verspottung jeder Art von Schwärmerei, Idealisterei, Prüderie, Sentimentalität oder Scheinheiligkeit, bildet von jetzt an den gleichmäßigen Grundton seiner Poesie, und weder sein äußerer Lebensgang noch der Einfluß des neben ihm rastlos fortschreitenden geistigen Lebens der Nation vermag daran wesentlich etwas zu ändern. Zwar scheint es, als ob der Aufenthalt in dem lockern Erfurt (wohin er 1769 als Professor der Philosophie an der dortigen höheren Schule unter sehr günstigen Bedingungen berufen ward) und der Umgang mit Männern wie Riedel, Bahrdt u. A., seine Vorliebe für das Schlüpfrige und Derbsinnliche noch mehr hätte entfesseln müssen, und in der That könnten sowohl der ganze „Combabus", als zahlreiche Stellen im „Neuen Amadis" und auch im „Diogenes" diese Vermuthung gar wohl bestätigen; doch ist der Ton in diesen Schriften im Ganzen wie im Einzelnen kaum frivoler, als in den „Komischen Erzählungen", ja ihr Grundgedanke sogar, wenn man will, einigermaßen mehr idealistisch, denn im „Neuen Amadis" trägt nicht körperliche, sondern geistige Schönheit den Sieg davon, Diogenes erscheint als Vertreter einer durch Philosophie gemäßigten Sinnlichkeit, und im „Combabus" ist der Zweck des Helden sogar ein streng sittlicher, nur das Mittel ist cynisch und enthält eine Satire auf die sittliche Kraft des Menschen zur Entsagung. In Weimar andererseits, wohin Wieland im Jahre 1772 von Erfurt übersiedelte, um die Leitung des Erbprinzen Carl August zu übernehmen, und wo er bis an sein Lebensende blieb, mußte wohl der persönliche Einfluß und das Beispiel von Männern wie Herder, Goethe, Schiller auf seine empfängliche und leichtbestimmbare Natur einigermaßen abklärend und vertiefend wirken, und die Spuren dieser Wirkungen sind auch sowohl in dem gehalteneren Ernst seiner größeren philosophischen Romane, „Peregrinus Proteus", „Agathodämon" u. a., als in dem harmloseren Tone der, von frivolisirender Absichtlichkeit leidlich freien Märchendichtungen aus dieser Zeit*) unschwer zu erkennen. Allein dazwischen kommt doch

*) Die meisten der letzteren dichtete Wieland auf Goethe's Anregung, wie dieser versichert. (Eckermann's „Gespräche mit Goethe", 1. Bd. S. 344.)

auch wieder, sogar bei dem schon zum Greis gewordenen Dichter, bisweilen der Faun zum vollen Durchbruch, so z. B. in der „Wasserkufe" (1795).

„Oberon" und „Abderiten". — Die literarische und die kulturgeschichtliche Bedeutung Wielands.

Wie dem auch sei, gewiß ist, daß eine eigentlich neue oder veränderte Lebensanschauung des Dichters in diesen späteren Erzeugnissen seiner Muse nicht zu Tage tritt. Was den „Oberon" anbelangt, wohl die einzige Dichtung Wielands (etwa die „Abderiten" ausgenommen), die auch vor dem heutigen Zeitgeschmacke bestehen kann und daher noch immer nebst jenen eine geachtete Stelle in der Literaturgeschichte behauptet, so steht sie gänzlich außerhalb der tendenziösen Richtung, welche die anderen kennzeichnet, und vielleicht ist es gerade diese Harmlosigkeit und Tendenzlosigkeit, welcher sie nächst den vielen glänzenden Eigenschaften, die sie mit jenen theilt, der Leichtigkeit und dem Wohllaute des sprachlichen Ausdrucks, dem Reiz und Reichthum der Schilderungen, den feinen psychologischen Beobachtungen u. a. m. den Erfolg größerer Unvergänglichkeit zu danken hat.

Wir halten uns bei diesen formalen Vorzügen der Wielandschen Poesie nicht auf. Ihre Würdigung ist Sache der Literaturgeschichte. Diese mag auch die Frage entscheiden, wie hoch das Verdienst Wielands anzuschlagen sei, durch eine glückliche Nachahmung der anmuthigen, geistreichen, witzigen Dichtweise der Franzosen, Italiener und Engländer, eines Voltaire, Crebillon, Boccaccio, Shaftesbury u. A., die höheren Gesellschaftsklassen Deutschlands von der ausschließlichen Vorliebe für diese fremden Literaturen abgezogen und daran gewöhnt zu haben, auch an deutschen Literaturwerken Geschmack zu finden, und ob es damit nicht eine ähnliche Bewandtniß habe wie mit den Bestrebungen Gottscheds, an die Stelle des französischen Theaters ein deutsches im französischen Style zu setzen. Wielands kulturgeschichtliche Bedeutung — und um diese ist es uns hier zu thun — liegt ganz wo anders; sie reicht viel weiter hinab auch in die breiteren Schichten der Nation, den gebildeten Mittelstand, sie ist viel tiefer mit der Gesammtentwickelung des geistigen Lebens unseres Volkes verkettet, als jene doch immer nur sehr beiläufigen und für den nationalen Kulturfortschritt im Ganzen wenig belangreichen Geschmacksliebhabereien der sogenannten guten Gesellschaft.

Wieland glich den Dichtern der Empfindsamkeit und namentlich den Seraphikern darin, daß auch bei ihm Leben und Dichten in Eins zusammenfiel, daß, wie er selbst sagt, „die Geschichte seiner Werke zugleich die Geschichte seines Geistes und Herzens, in gewissem Sinne seines ganzen Lebenslaufs ist“ *). Doch haben seine Dichtungen vor denen der Empfindsamkeitsdichter das voraus, daß sie nicht blos eintönige Stimmungen, sondern ganze Situationen mit mehrfach wechselnden, auch contrastirenden Empfindungen, abspiegeln, also den Reiz der Mannigfaltigkeit und der Entwickelung an sich tragen. Dies kommt daher, daß Wieland sich nicht blos in einer, sondern in beiden Welten, der übersinnlichen und der sinnlichen, bewegte, und zwar in der letzteren viel rückhaltloser und mit viel größerer Vorliebe, als in der ersteren **). Aus diesem Grunde wählte auch Wieland für seine Dichtungen meist die Form des Romans, und ward so für die deutsche Literatur der Schöpfer jener Gattung von Romanen (wir möchten sie psychologische oder auch pathologische nennen), in welchen der Dichter gleichsam sein eigener Held ist, in welchen er sein Werden oder Gewordensein, die Entfaltungen und Wandlungen seines innersten Seelenlebens abmalt.

Wieland als Schöpfer des psychologischen Romans.

Das gilt nicht blos vom „Agathon“, von welchem Wieland ausdrücklich eingesteht, daß er darin sich selbst habe schildern wollen; das gilt gleichermaßen vom „Musarion“, vom „Diogenes“ und noch von vielen anderen seiner Erzählungen; in jeder derselben tritt eine bestimmte Seite seines Wesens, eine bestimmte Phase seines Denkens und Empfindens hervor.

Darin allerdings zahlte er noch dem Geiste seiner Zeit seinen Tribut, daß er es nicht wagte, mit offenem Visir und in eigener Gestalt auf die Bühne herauszutreten, vielmehr die Personen und die Scenerien seiner Romane möglichst weit hinweg in ferne Zeiten und in ferne Gegenden verlegte, gleich als wollte er dadurch jede Vergleichung zwischen der Dichtung und der Wirklichkeit von vornherein abschneiden.

*) S. den „Vorbericht“ zu Wielands „Sämmtlichen Werken“, im 1. Bd. derselben.

**) „Er gefiel sich“, wie Goethe sagt („Werke“, 25. Bd. S. 90) „im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Gefecht, sein Talent am Allerschönsten zeigte.“

Er folgte darin gewissermaßen dem Beispiele der Anakreontiker, welche auch ihre Liebeshuldigungen meist an eingebildete Namen aus der griechischen Heroen- oder Schäferwelt, nicht an bestimmte Persönlichkeiten aus der Gegenwart, richteten. Aber, wie Klopstock an die Stelle jener Chloen, Alkmenen u. A. seine Fannys und Metas gesetzt hatte, so bedachten sich auch die Nachfolger Wielands nicht, die Romane ihres Lebens aus dem fernen Griechenland nach Deutschland oder in dessen Nachbarschaft, aus dem Alterthum in die unmittelbare Wirklichkeit zu verlegen, ja zum Theil (wie Thümmel in seinen „Reisen ins mittägliche Frankreich") sich selbst persönlich als die Helden der geschilderten Erlebnisse ungeschminkt darzustellen.

Seine Mängel in dieser Hinsicht.

Der Kampf zweier Welten, der übersinnlichen und der sinnlichen, um die menschliche Seele, den Wieland in seinen Dichtungen als die Geschichte seines Lebens schildert, erscheint bei ihm freilich lange nicht unter jenen großartigen Verhältnissen und mit jener erschütternden Wahrheit, womit später Goethe in seinem „Faust" ihn zu einem so gewaltigen Seelendrama gestaltet. Wielands mehr philosophische als poetische Natur erfaßte dieses Problem nicht mit der Vollgewalt des Gefühls, sondern nur mit der dialektischen Schärfe des Verstandes, mehr witzig als gemüthvoll, mehr ironisch als tragisch. Er besaß weder die volle Hingebung der Begeisterung, um sich mit ganzer Seele in die erhabenen Tiefen des Uebersinnlichen zu versenken, noch aber auch die rechte Naivetät der Leidenschaft, um sich rückhaltlos dem Taumel der Sinne anzuvertrauen. Selbst bei dem höchsten Fluge seiner Schwärmerei konnte er sich eines liebäugelnden Blickes nach den Reizen der Sinnlichkeit nicht enthalten, und selbst bei dem frivolsten Tändeln mit diesen Reizen schien ihn bisweilen eine geheime Scheu vor eben jenem Höheren, das er verspottete, zu beschleichen*). Wie man mit Recht dem Ernst oder doch der Dauerhaftigkeit seiner Gesinnungen mistraute, wenn er den Platoniker

*) In Bezug auf das Erstere s. die Note auf S. 183, 190 oben. Was das Letztere betrifft, so hat Goethe dies sehr fein angedeutet, wenn er von Wieland sagt (a. a. O. S. 91): „Man verzieh ihm, wenn er das, was man für ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache."

oder gar den überchristlichen Mystiker spielte*), so fehlt ihm auch die überzeugende und mitfortreißende Gewalt sinnlicher Empfindung, wie raffinirt lüstern und verführerisch er auch die Reizungen der Sinnlichkeit, die Lust, zu verlocken oder verlockt zu werden, schildern mag. Immer ist es, als wäre bei diesen Schilderungen nicht das ganze, tiefste Wesen des Dichters, sondern nur der kalte, berechnende Verstand betheiligt; als käme es ihm nur darauf an, wie ein Redner Effect zu machen oder wie ein Professor seine Thesen durchzuführen und mit Beispielen aus dem Leben zu illustriren**). Wieland hatte dem Vorwurf der Schlüpfrigkeit seiner Schriften die Reinheit seines Lebenswandels entgegengehalten, dabei aber nur nicht bedacht, daß, indem er sich so als Mensch rechtfertigte, er sich als Dichter selbst anklagte, indem er seine Darstellungen des Mangels innerer Wahrheit zieh***). Daher sind auch die

*) Vgl. die Note auf S. 196 oben.

**) Schiller in seiner Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" macht darüber die treffende Bemerkung: „Auch die bedenklichsten Schilderungen Wielands von dieser (der sinnlichen) Seite haben keine materielle Tendenz . . . Aber Wieland scheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu sein, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, forderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, daß ich in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu erkennen glaube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Beurtheilung schädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen ästhetisch sowohl als moralisch rechtfertigen kann. Ob es dem Dichter erlaubt ist, sich bei Entwerfung eines Plans einer solchen Gefahr auszusetzen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der (ich will dies einmal zugeben) nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören, und Beide bei Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt, — dies ist es, was ich begreifen und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte." — Heinse, dem Wieland einmal zu große Glut seiner sinnlichen Schilderungen vorwarf, wies diesen Vorwurf mit dem Bedeuten zurück, er, Heinse, schreibe doch wenigstens „im Taumel der Phantasie", während Wielands Darstellungsweise immer eine „räsonnirte" sei.

***) In seinen „Unterredungen mit dem Pfarrer von**" (1775). Wenn Wieland ebendort sagt: „Pflicht des Dichters sei es, alle Arten von Charakteren so darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ein Mensch sich einbilde," so würde eine solche Rechtfertigung gelten, wenn er blos hier und da sinnlich leidenschaftliche Charaktere und die ihnen entsprechenden Situationen schilderte, aber sie reicht nicht aus, um die sichtliche Planmäßigkeit, womit Wieland in fast allen seinen Dichtungen eben nur solche Charaktere und solche Situationen malt, zu entschuldigen. Er

Helden und Heldinnen seiner Romane nicht überkräftige, vollblütige Naturen, die ein unwiderstehlicher innerer Drang dem sinnlichen Lebensgenuß in die Arme treibt, vielmehr entweder kühle, reflectirende Charaktere, welche sich ein Mittelmaß sinnlich-geistigen Behagens, zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig, mit nüchterner Bedachtsamkeit zurechtlegen, wie Danae und Musarion —; oder lockere Gesellen, die ihre Lust daran haben, durch Verführung Anderer die Schwäche der menschlichen, ganz besonders der weiblichen Natur, und die Verkehrtheit dessen, was man Tugend, Enthaltsamkeit nennt, zu beweisen — wie Ithiphall und jener fahrende Ritter im „Neuen Amadis“, der förmlich darauf auszieht, hundert Schöne zu besiegen, um mit ihren Bildnissen die hundert Felder seines Fächers zu schmücken; oder endlich Personen, deren scheinbar abgetödtete Sinnlichkeit durch allerlei Lockungen und Gelegenheiten zum Sündigen noch einmal aufgestachelt wird, wie der Grottenheilige in eben jenem Roman und der Eremit in der „Wasserkufe“, — kurz, abgezogene, ausgeklügelte Schemen, Verkörperungen eines Princips, einer Theorie, nicht wirkliche Gestalten von Fleisch und Blut.

Wieland fälschlicherweise als „Dichter der Liebe“ gepriesen.

Man hat Wieland den „Dichter und Philosophen der Liebe“ genannt, hat von ihm gerühmt, er habe zuerst der deutschen Literatur einen Gegenstand der Darstellung zurückgegeben, der ihr verloren gegangen gewesen und ohne welchen

selbst äußerte einmal (wie sein Biograph Gruber berichtet, a. a. O. 1. Bd. S. 226), er habe weniger unmittelbare (d. h. doch wohl aus eigener Erfahrung geschöpfte) Veranlassung gehabt, als tausend Andere, über die Laster, zu denen der thierische Theil des Menschen einen so starken natürlichen Hang habe, Betrachtungen anzustellen. In dem 1782 erschienenen „Tableau de l'Allemagne et de la littérature allemande, par un Anglais“ ist gesagt: Wieland sei durch Crebillon angeregt worden, habe aber gefunden, daß dieser neben seiner amüsanten Darstellung „zu wenig philosophire“, und habe daher philosophische Betrachtungen über die Wollust, den Sinnengenuß u. s. w. angestellt. — Die Bemerkung von Gervinus, Wieland habe „die Freuden seiner Ehe mit antiker Unbefangenheit in seine gleichzeitigen Schriften übergetragen“, und „die eheliche Freiheit habe ihn muthig gemacht, einem Geschlechte die Gemälde der Liebe vorzuschildern, das dessen langeher nicht gewohnt war“, befriedigt uns, abgesehen von allem Andern, schon aus dem äußern Grunde nicht, weil fast das Leichtfertigste, was Wieland schrieb (die „Komischen Erzählungen“), vor die Zeit seiner Ehe fällt.

sie nicht bestehen konnte*). Es ist wahr, die Dichter der Empfindsamkeit hatten sich an die süßen Empfindungen der Liebe kaum recht gewagt; selbst die Anakreontiker hatten meist nur erkünstelte Herzensregungen in ziemlich frostigen Weisen besungen; in dem Alles verzehrenden Strahl des Klopstockschen Idealismus vollends war jedes sinnliche Element der Liebe hinweggeschmolzen und fast nur der reine Aether überirdischer Schönheit zurückgeblieben. Allein auch Wieland kennt das wahre Wesen der Liebe nicht, weder jenes sanfte, seelische, welches das Herz mit seinem milden, aber unvergänglichen Feuer erwärmt, noch auch sein Widerspiel der urgewaltigen Glut sinnlicher Leidenschaft, welche Körper und Geist in einem einzigen Wirbel des Rausches fortreißt. Was Wieland unter dem misbrauchten Namen der Liebe verherrlicht, das ist entweder die feile oder doch egoistische Liebelei einer Buhlerin, aufgeputzt mit einiger gleißenden Zuthat geistreich geselligen Reizes, oder die plump thierische Begier eines Faun oder Satyr, oder die kaltverständige, planmäßige Verführungslust des kecken Abenteurers, oder endlich die widerliche Lüsternheit des abgelebten Greises, der noch einmal zum Genusse aufgestachelt wird. Jene hingebende, ihren Gegenstand mit Herz und Sinnen gleichmäßig umfassende Liebe, wie sie Goethe zuerst mit so unnachahmlichem Reiz in die deutsche Poesie eingeführt hat, ist nimmermehr aus dem schlüpfrigen Boden Wielandscher Geilheit hervorgesprossen, weit eher aus der innigen, wenn auch etwas überschwänglichen Schwärmerei Klopstocks, aus den Einflüssen eines Richardson, Goldsmith u. A., daneben aus der derben, aber naiven Liebesempfindung Christian Günthers — vor Allem aus Goethes eigenem reichen Innern. Wo fände sich denn auch in allen den zahllosen Liebesscenen bei Wieland ein einziges Urbild zu einem Clärchen oder Gretchen, zu einer Lotte oder einer Friederike von Sesenheim?

Wieland als Urheber des „Epikureismus als Doctrin" in der deutschen Literatur.

Was Wieland der deutschen Literatur vererbte, — als ein Vermächtniß von viel zweideutigerem Werth — das war jene grundsätzliche Verherrlichung des bloßen Lebensgenusses als der höchsten, ja einzigen Bestimmung des Menschen, oder, um einen Ausdruck zu wiederholen, den wir schon im Eingange dieses Abschnitts anführten, „der Epikureismus als

*) Gervinus, „Geschichte der deutschen Dichtung", 4. Bd. S. 265.

Doctrin", wobei natürlich in erster Reihe die Liebe als eine, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise sinnliche Empfindung, also, richtiger gesagt, die Wollust, eine Rolle spielte.

Daß man von den allzu erhabenen Höhen der Verachtung alles Sinnlichen, auf denen die überschwänglichen Seraphiker die Menschen festzuhalten gesucht, wieder auf die Erde herabstieg, war natürlich und richtig. Angesichts des finstern Ernstes jener halb stoischen, halb platonischen Lebensanschauung erschien jene leichtlebige Philosophie, „die, was Natur und Schicksal uns gewähret, vergnügt genießt", gar wohl berechtigt. Ja auch das kann uns nicht Wunder nehmen, daß, nachdem einmal jener Weg verlassen und dieser betreten war, man auf dem letzteren ebenso bis zum Extreme fortging, wie vorher auf dem ersteren, daß dem Fanatismus der Schwärmerei und der Entsinnlichung des Menschen ein gleicher Fanatismus des Schwelgens in sinnlichen Genüssen und des Kampfes wider das kalte Tugendideal absoluter Enthaltsamkeit gegenübertrat. Man hatte den sinnlichen Theil des Menschen ungebührlich unterdrückt und verachtet, indem man den Menschen nur als ein ätherisches Wesen behandelte — der Unterdrückte rächte sich jetzt an seinem Unterdrücker und machte seine eigenen, zu lange misachteten Rechte ungestüm geltend. Man hatte die natürlichen Triebe zu ertödten versucht; um so unbändiger sprengten sie jetzt jede Fessel, durchbrachen jede Schranke und verlangten laut nicht blos nach Freiheit, sondern nach Herrschaft, nach Alleinherrschaft.

Auch ging Wieland — man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen — selbst bei seiner Verkündigung des Evangeliums von der Emancipation des Fleisches (wenn es uns gestattet ist, diesen modernen Ausdruck vorgreifend zu gebrauchen) mit einer gewissen Mäßigung zu Werke — sei es aus Temperament, sei es, weil er den angewöhnten Respect vor einem strengeren Begriff vom Leben niemals ganz vergessen konnte. Allein der einmal entfesselte Strom brauste und schäumte bald hoch über alle Ufer. Wie die Seraphiker über Klopstock, so gingen auch Wielands Schüler und Nachfolger über ihn selbst weit hinaus.

Ausbreitung und Fortbildung dieser Richtung durch Heinse, Fr. H. Jacobi, Thümmel, Goethe.

Heinse in seiner „Hildegard von Hohenthal" predigte ungescheut einen Kultus des Nackten, dem er durch die Form der Kunstbegeisterung eine gewisse ideale Berechtigung zu geben versuchte. Thümmel in der Einleitung zu

seinen „Reisen“ erklärte, er wolle „der Natur wieder zu ihren Rechten verhelfen“; der Philosoph Fr. H. Jacobi ließ in „Allwills Briefsammlung“ seinen Helden ein Glaubensbekenntniß ablegen, dessen Hauptsätze sind: „Genießen und Leiden ist die Bestimmung des Menschen. Meine gute Natur verlangt, daß ich jede Kraft der Menschheit in mir rege werden lasse! Laß alle Freuden der Natur in dir lebendig werden; vertraue unumschränkt der allgütigen Mutter; ströme hin in endlosem Entzücken!“ *) — ein Glaubensbekenntniß, dem er zwar selbst die beschränkenden Forderungen der Moral und der gesellschaftlichen Sitte entgegenhielt, doch ohne verhehlen zu können, daß jene freien Regungen menschlichen Wesens ihm als das ursprünglich Berechtigtere erschienen **). Ihren Höhepunkt erreichte diese Strömung endlich in jenen gewaltigsten Accorden, in denen Goethe seinen Faust den Idealismus abschwören und der vollen Erdenlust sich hingeben läßt, in jenen Worten:

„Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glüh'nde Leidenschaften stillen!“

Wieland selbst erschrak über diesen wilden Drang der Unersättlichkeit und Schrankenlosigkeit, der sich bei seinen Schülern und Nachfolgern kundgab. Was bei ihm nur ein lüsternes Spiel „zwischen Scherz und Ernst“ gewesen war, das sah er hier zu titanenhaft dämonischer Leidenschaft emporgeschossen. Aber er konnte nicht ableugnen, daß er selbst den ersten Anstoß dazu gegeben, daß

*) S. 148, 192, 198.

**) Wir berufen uns dabei auf Aeußerungen wie die folgenden: „Das Wesen der Natur ist Unschuld; wenn wir annehmen, was sie uns in's Ohr raunt, werden wir uns so wohl befinden, als irgend Jemand unter dem Monde“; „Wir brauchen starker Leidenschaften“; „Besser, zuverlässiger als alle Sittenlehre ist das Herz des Edelgeborenen“ (Ebenda, S. 187 ff.). Die ernüchternden Schlußbetrachtungen über die „Theorie der Unmäßigkeit“, die „Uebermacht des Gedankens über die sinnlichen Triebe“, die Nothwendigkeit bestimmter „Grundsätze“, sogar unter Berufung auf das Kantsche Moralprinzip — diese Betrachtungen können den Eindruck nicht verwischen, den vorher einen ganzen Band hindurch die Schilderung des Helden mit der „ganzen Fülle und Kraft seines Wesens“ und mit eben jenem glutvollen Drange, der keine Schranke anerkennt, auf den Leser machen muß und wohl auch machen sollte. Das fühlte Wieland heraus und darum erschrak er vor den hier zu Tage tretenden Consequenzen seines Prinzips.

es nur die unausbleibliche Consequenz seiner eigenen Ansichten war, was ihm hier überraschend und beängstigend entgegentrat*).

Charakteristik und Kritik dieser ganzen Lebensanschauung.

Auch waren es nicht so sehr diese einzelnen jähen Ausbrüche eines überkräftigen sinnlichen Dranges, welche das stärkste Bedenken gegen diese neue Art der Lebensanschauung erregten — im Gegentheil! eine solche wirklich und wahrhaft empfundene Leidenschaft war poetisch wie sittlich gewiß weit berechtigter, als die berechnet frivolisirende Weise Wielands —, viel schlimmer als solche äußerste Consequenzen des Prinzips war das Prinzip selbst, welches Wieland in die Literatur und in's Leben der deutschen Nation einführte, das Prinzip, wonach der Mensch

*) Heinse bekennt sich ausdrücklich (in der schon oben angeführten Stelle) als Wielands Schüler. Wir sahen, wie Wieland ihn verleugnen und zurechtweisen wollte und wie Heinse ihn zurechtwies. Gegen Jacobi sprach sich Wieland in ähnlicher Weise betroffen aus nach dem Erscheinen von dessen „Allwill", 1776. Goethe zeigt sich als Jüngling von der Wielandschen Richtung lebhaft ergriffen. Er schreibt 1770 aus Frankfurt a. M. nach Leipzig an den Buchhändler Kuh, den Verleger Wielands: beim Lesen des „Diogenes" hätten ihn jene „gemischten Empfindungen" überkommen, die Wieland „so süß" zu malen verstehe. Nächst Oeser und Shakespeare sei Wieland der Einzige, den er für seinen ächten Lehrer zu erkennen vermöge. „Empfinden und Schweigen", fährt er fort, „ist Alles, was man bei diesem Werke thun kann; selbst loben soll man einen großen Mann nicht, wenn man nicht so groß ist wie er." Kuh möge dem Verfasser des „Diogenes" schreiben: er (Goethe) sei zwar nicht Mann genug, um dessen Verdienste zu schätzen, aber er habe doch ein genug „zärtliches Herz, sie zu verehren" („Goethe's Briefe an seine Leipziger Freunde", herausgegeben von O. Jahn, S. 215, 217). Von „Musarion" sagt er (in „Dichtung und Wahrheit", „Werke", 25. Bd. S. 90): er habe darin „das Antike lebendig und neu wieder zu sehen geglaubt." Wieland seinerseits schrieb nach der ersten Bekanntschaft mit Goethe (1775) an Jacobi: „Dieser wunderbare Knabe, den ich als meinen eingeborenen Sohn liebe und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über den Kopf wächst!" Aus eben jenem Briefwechsel Goethes mit den Leipziger Freunden ersehen wir, daß Thümmels „Wilhelmine" (die eben damals erschien) mit den Wielandschen Sachen auf eine Linie als geistesverwandt gestellt ward. — Noch schlimmer ging es Wieland mit so manchen Ausgeburten einer rein cynischen Poesie, die ihm, als durch seinen Vorgang angeregt, zur Last geschrieben wurden oder sich auch wohl selbst als Nachbildungen seiner Dichtweise gaben. Das Letztere war z. B. der Fall mit den „Gedichten im Geschmack des Grecourt", die ein Hr. v. d. Goltz 1771 herausgab und Wieland widmete. Wieland zeigte sich zuerst entrüstet über diese „ekelhaften Obscönitäten", ließ sich aber dann doch so weit begütigen, daß er dem Verfasser seine Freundschaft anbot. (Koberstein a. a. O., 2. Bd. S. 1593.) Auch Blumauer, Alxinger u. A. können in diesem niedern Sinne als Nachfolger Wielands gelten.

nur für sein Wohlbefinden und Behagen zu sorgen hat, wonach er berechtigt ist, diesem Zweck alles Andere unterzuordnen und nöthigenfalls zu opfern, mit einem Wort, das Prinzip vollendeter Selbstsucht, müßigen Dahinlebens, raffinirten Schwelgens in den Genüssen dieses irdischen Daseins. Mochte auch Wieland diese selbstsüchtige Verherrlichung und Verzärtelung des eigenen Ich mit dem gleißenden Namen der „Kalokagathie“ schmücken (einem Namen, unter dem sich der Grieche doch noch ganz etwas Anderes dachte, als ein solches ziel- und thatenloses Genußleben); mochte er den Genuß, den er predigte, dadurch zu idealisiren suchen, daß er neben der sinnlichen auch eine gewisse geistige Wollust, ein Schwelgen in den Freuden der Geselligkeit, der Kunst, auch wohl der Wissenschaft empfahl; oder endlich mochte er den Vorwurf des Egoismus von sich abzuwenden suchen, indem er seine Helden auch Andern das gleiche Behagen gönnen, ja sogar (so weit es ohne eigene Unbequemlichkeit geschehen konnte) dazu behülflich sein ließ — immer blieb doch der Egoismus, die Genußsucht, die weichliche Trägheit der Mittelpunkt dieser Lebensanschauung, gleichviel unter welcher beschönigenden Maske, gleichviel, ob ausschließend oder als Vielen gemeinsam, gleichviel, ob grob materiell oder mit allerhand geistigem Flitterwerk verbrämt. Und, was das Schlimmste, diese so einseitige und so beschränkte Lebensansicht, welche, wie ein berühmter Literaturhistoriker treffend bemerkt hat, „nur die vegetative Natur des Menschen berücksichtigte“ *), umgab sich mit dem Nimbus hoher philosophischer Weisheit, genialer Erhabenheit über den gewöhnlichen Troß der Menschen, ja nach Umständen eines poetischen Helden- oder Märtyrerthums. In diesem süßen Gift berauschte sich ein ganzes jüngeres Geschlecht viele Jahrzehnte lang. Wie die Seraphiker ihr Leben in sanfter Schwärmerei und Empfindelei thatenlos verträumten, so verschwelgten es diese Jünger Wielands in ebenso thatenloser, unmännlicher Selbstverzärtelung und Schönthuerei mit halb sinnlichen, halb geistigen Neigungen, bisweilen flossen auch wohl Klopstockscher Spiritualismus und Wielandscher Materialismus, schmachtende Seelenschwärmerei und begehrliche Sinnlichkeit in Eins zusammen, wie in der poetisch vollendetsten

*) Gervinus a. a. O., 4. Bd. S. 276.

und darum verführerischesten Ausgeburt dieser Richtung, dem Goethe-schen „Werther".

Es ist bezeichnend für die poetisch-sittlichen Anschauungen Wielands, daß er die Persönlichkeiten und die Scenerien fast aller seiner Erzählungen und Romane aus den Zeiten des verfallenden Griechen- und Römerthums nahm, jener Zeit, wo das Staats- und Gesellschaftsleben dieser einst so kraftvollen Völker erstorben oder entartet, und daher der Einzelne genöthigt war, sich entweder auf die einsamen Höhen stoischer Entsagung oder platonischer Idealisterei zu flüchten, oder aber, an der Hand Aristipps oder Epikurs, in einem Taumel bald gröberer, bald feinerer Vergnügungen Ersatz für größere Ziele und vollwichtigere Thaten zu suchen.

Ihr Zusammenhang mit den öffentlichen Zuständen Deutschlands.

Das deutsche Volk befand sich während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahezu in einer ähnlichen Lage. Ohne ein thatkräftiges öffentliches Leben, gleichwohl in seiner geistigen Entwickelung allmälig vorangeschritten und aus dem Schlendrian dumpfen Dahinbrütens erwacht, konnte es nur entweder empfindsam schwärmen, oder in geistig-sinnlichen Genüssen die Erregungen suchen, deren es bedurfte. Bei dem Mangel eines Alle umfassenden starken Bandes nationalen oder auch nur staatlich-bürgerlichen Gemeinsinnes erhielt das Einzelne ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht, sei es in der Gestalt idealer Regungen oder materieller Begierden und Leidenschaften. Bei dem Mangel an großen Zielpunkten und an starken Antrieben einer nach außen gerichteten Thätigkeit überwucherte das innere Gefühlsleben und blähte sich entweder unnatürlich auf in stolzer Zurückgezogenheit vom Leben, oder durchbrach mit tobendem Ungestüm die Schranken der Sitte und des Gesetzes, indem es seine Eingebungen für die allein-gültigen Normen menschlichen Verhaltens ausgab.

Mitwirkender Einfluß der Persönlichkeit und der Bildungsweise Wielands.

Wenn Einer, so stand der Dichter des „Agathon" und der „Grazien" unter diesem Banne seiner Zeit. Ihm vor vielen Andern fehlte jede Empfänglichkeit für große Thaten und ernste Weltbegebenheiten. Er war, wie wir wissen, von Hause aus schwächlich und furchtsam. Seine Umgebungen waren nicht dazu gemacht, ihn männlich und thatkräftig zu stimmen. Auf der Schule nahm ein weltscheuer, entnervender Pietismus ihn in seine

Arme. In seiner Heimath, der verkommenen, winzigen Reichsstadt Biberach, sah er nur eine Caricatur des bürgerlichen politischen Lebens und konnte unmöglich ein Interesse daran gewinnen. Graf Stadion hatte, als Wieland ihn kennen lernte, bereits mit der großen Welt abgeschlossen, war übrigens auch mehr Diplomat und Mann des Salons als Staatsmann oder Patriot. Unter solchen Umständen mußte selbst ein so eifriges Studium des großen britischen Dichters, wie es gerade in dieser Zeit (1762) Wieland durch die Uebersetzung der Shakespeareschen Werke bethätigte, auf seine eigene schaffende Thätigkeit ohne tieferen Einfluß bleiben, zumal gleichzeitig Werke ganz anderer Richtung, aus Stadions Bibliothek, ihn auf die andere Seite hinüberzogen. Wohl aber ist diese Beschäftigung mit dem Entgegengesetztesten zur selben Zeit ein schlagendes Beispiel mehr für Wielands unstete und unmännliche Natur. Bodmer und seine Freunde standen gerade damals, als Wieland ihnen nahe trat, dem größeren Weltinteresse so fern als möglich und gingen gänzlich in Idealismus und seraphischer Begeisterung auf*). Dann wieder hatte den Jüngling dort ein Kreis ästhetisirend frömmelnder Frauen in Beschlag genommen, der ihn selbst halb weibisch machte. Zwar ließen die bis in die Schweiz hin reichenden gewaltigen Wellenringe der vom siebenjährigen Kriege ausgehenden Bewegung der Gemüther in Deutschland auch ihn nicht unberührt; allein Wielands Naturell war für größere und tiefergehende Erregungen so wenig nachhaltig angelegt, überdies sein Geist damals so sehr in ganz anderer Richtung festgebannt, daß der kurze Anlauf, den er im ersten Augenblick zu einer kräftigeren heroischen Dichtung nahm, rasch ermattete und er von seinem Cyrus nur die Liebesepisode „Araspes und Panthea" zu Ende führte. Wenn er später bisweilen noch seine Gedanken auf Friedrich II. lenkte, so geschah dies nur in begehrlicher Sehnsucht nach einer Anstellung in des großen Königs Staaten, ähnlich jener, die seinem Freunde Gleim ein so behagliches Dasein eingetragen hatte**).

---

*) S. oben S. 101 die Note**).

**) „Ist denn kein Mittel", schreibt er an Gleim, „diesem Cyrus, Salomon, Cäsar und Julianus unserer Zeit auf eine erträgliche Art bekannt zu werden, wenigstens so viel, daß er mich zur Direction irgend eines seiner Gymnasien tüchtiger hält, als jeden Anderen?" („Ausgew. Briefe," 2. Bd. S. 211.)

Mit den gleichen Wünschen wandte er sich später dem im Süden aufgehenden Glanzgestirn des zweiten Joseph zu. Seine Phantasie malte sich ein Augusteisches Zeitalter oder ein Siècle de Louis XIV. aus, und darin ihn selbst als wohlversorgten, in gemächlichem Wohlleben seine „reizende Philosophie" der Glückseligkeit lehrenden und übenden Hofpoeten*). In seinem „Goldnen Spiegel", den er mit hoffendem Hinblick auf den jugendlichen Kaiser schrieb und in

---

*) Wieland schrieb damals von Erfurt aus an einen literarischen Freund in Wien: „Nichts mangelt, um meine Freude vollkommen zu machen, als daß, wie Ew. Hochwohlgeboren mich hoffen heißen, der erhabene Monarch, welchen der ehrliche Danischmende (im „Goldnen Spiegel") im Geiste vorhersah und mit welchem unsere glücklichen Zeiten gesegnet worden sind, diesem Fürstenspiegel durch seine Zufriedenheit das Siegel der Unvergänglichkeit ausdrücke!" — „Ich habe noch immer eine Art von Ahnung, daß die Epoche unseres großen Kaisers auch für deutsche Wissenschaften, Literatur und Künste wichtig werden wird. Noch beschäftigen ihn dringendere Bedürfnisse seiner weitläufigen Staaten: und der große Gedanke, ein genau zusammenhängendes Ganzes aus ihnen zu machen und allgemeines Leben in diesen Koloß zu hauchen, der in der Ausführung ein so schweres Werk ist, erfordert seine ganze Aufmerksamkeit. Aber gewiß kommt noch eine Zeit, wo er darauf denken wird, dem belebten Koloß auch Geist einzuhauchen, und den glorreichen Arbeiten einer Regierung, die in den Annalen der Welt die einzige ist, dadurch, daß er auch den Musen einen ewigdauernden Sitz und Tempel in seiner Kaiserstadt stiften wird, gleichsam die Krone aufzusetzen. Dann wird man nicht länger sagen können, daß es der deutschen Nation an einem allgemeinen großen Vereinigungspunkt fehle. Wien, das jetzt schon in so vielen Hinsichten die erste Stadt des deutschen Reiches ist, wird dann wirklich die Hauptstadt der Deutschen, der Brennpunkt, wo sich die größten Geisteskräfte und Talente vereinigen und aus welcher Aufklärung, Geschmack und Gemeingeist über alle Theile der Nation sich verbreiten; kurz, Wien wird für Deutschland werden, was Paris und London für Frankreich und Großbritannien sind, und die Glorien der Zeiten Josephs II. werden selbst die des Jahrhunderts Ludwigs XIV. verdunkeln. Ich werde diesen Zeitpunkt vielleicht nicht erleben, aber ich bin so gewiß, als man es von irgend einer Sache, die von Zeit und Menschen abhängt, sein kann, daß er kommen wird, und freue mich, daß ihn meine Kinder erleben und hoffentlich keine müßigen Zuschauer dabei sein werden." — „Wien, mein lieber Freund, sollte in Deutschland sein, was Paris in Frankreich ist, und wir Alle sollten zu Wien sein. Das wäre eine herrliche Sache. Aber vor Ende des neunzehnten Jahrhunderts wird wohl nichts daraus werden." — „Indessen ist mir auf alle Fälle lieb, wenn ich mich zu meinen Gönnern und Freunden in Wien Gutes zu versehen habe, und besonders würde mir's sehr tröstlich sein, wenn Joseph II. von meinem Dasein auf eine mir günstige Weise Cognition zu nehmen Gelegenheit bekäme. Baron Gebler sowohl als Sonnenfels haben mir, sowie Sie selbst, Hoffnung gemacht, der „Goldne Spiegel" sollte ein Werkzeug dazu werden." („Auswahl denkwürdiger Briefe" 1. Bd. S. 5, 75, 292, 299.)

dessen Hände zu spielen suchte, stellte er, neben einem Kreuzzuge im Rousseauschen Sinne für Aufklärung und Menschenwürde, als höchstes Ziel der Regierungskunst doch im Grunde das auf, dem Volke, und namentlich seinen zahlreichsten Klassen, ein möglichst großes Maß von Glückseligkeit und Zufriedenheit zu verschaffen *).

In Weimar fand Wieland wirklich, wenn auch in bescheideneren Verhältnissen, als er sich vielleicht geträumt, das ersehnte Glück philosophisch-dichterischer Muße. Aber selbst die weimarischen Kreise, in denen man doch ziemlich viel auf olympische Ruhe und Gleichgültigkeit gegen das große Welttreiben hielt, waren unserem Dichter noch zu sturm- und drangvoll, machten ihm noch zu starke Anforderungen an charaktervoll ernstes, stetiges Vorwärtsstreben; auch von ihnen zog er sich, so weit er nur konnte, zurück, und baute sich endlich, fast wie sein Freund in Halberstadt, in dem von allem Weltgeräusche fernen Oßmannstedt ein stilles „Hüttchen", wo er seinen Kohl baute, seine Familie vermehrte und abwechselnd in Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, eigenen poetischen Hervorbringungen und journalistischen Arbeiten eine zwar vielgeschäftige, aber in das große nationale Kulturleben doch wenig eingreifende literarische Thätigkeit entwickelte. Zwar schien er durch die Zeitschrift „Der deutsche Mercur", die er 1773 gründete und mehr als zwanzig Jahre lang fortführte, auch der größern Welt und ihren Ereignissen näher zu treten, denn neben den rein literarischen Angelegenheiten behandelte er darin ab und zu auch solche des öffentlichen Lebens. Allein auch dabei leitete ihn nicht ein großer politischer oder civilisatorischer Zweck, sondern nur ein beschränktes, ja ziemlich kleinliches literarisches Interesse, nämlich die egoistische Absicht, seine literarischen Gegner zu züchtigen oder zu schrecken, sich selbst Freunde und Anhänger zu werben,

*) Schon im „Diogenes" gab Wieland den Fürsten den guten Rath, „ihre Völker nur immer bei guter Laune zu erhalten". Ein „fröhliches" (d. h. leichtlebiges) Volk sei besser als ein „dummes, melancholisches" (d. h. ernsthaftes). Mit Recht bemerkten dazu die Verfasser der „Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter" (24. Brief): Eben dies sei von jeher der Grundsatz der französischen Regierung gewesen; aber die Völker seien allezeit dann am leichtsinnigsten und am meisten durch Vergnügungen bestechlich gewesen, wenn sie ihrem Verfall am nächsten gestanden hätten. Als Gegenstück wird das ernste englische Volk hervorgehoben.

zum Theil auch, nach seinem eigenen unumwundenen Geständniß, das Bedürfniß materiellen Erwerbes. Sein Verhalten als Publicist gegenüber der französischen Revolution ließ erkennen, daß politische Reformen ihm zwar insoweit Sympathien abgewannen, als es sich um ein allgemeines Gerede von Humanität und Aufklärung handelte, daß er aber bedenklich und zurückhaltend ward, sobald er das ruhige Gleichmaß und den ungestörten Fortbestand der gegebenen Verhältnisse gefährdet glaubte, vollends, wenn seine eigene Ruhe, sein und seiner Umgebungen Behagen bedroht erschien*). Von jenem Ergriffensein bis in's innerste Mark, wie wir es an Klopstock wahrnehmen — ebensowohl bei dem ersten, idealen Aufleuchten des Freiheits- und Gleichheitsgedankens in Frankreich, wie später bei dem furchtbaren Rückschlag unter der Herrschaft des Terrorismus —, finden wir bei Wieland keine Spur. Ihm fehlte überhaupt für so starke, den ganzen Menschen bewegende Empfindungen die tiefere Energie des Gefühls und des Willens. Schwung der Begeisterung hieß ihm Schwärmerei, seine Gleichgültigkeit gegen die größten Weltereignisse, die sich in ihrer beschaulichen Ruhe nicht stören ließ, war ihm der Gipfel der Lebensweisheit.

*) Hier nur einige Proben: Im Augusthefte von 1789 des „Deutschen Mercur" (Wielands „Gesammelte Werke", 41. Bd.) findet sich ein Dialog über die ersten Anfänge der Revolution zwischen einem Enthusiasten und einem Bedenklichen: der Bedenkliche behält das letzte Wort. — Im October desselben Jahres richtet Wieland an die franz. Nationalversammlung eine sog. „Kosmopolitische Adresse", in der er zwar Manches von dem Geschehenen gelten läßt, Vieles aber, was die „Demokraten" beschlossen, rügt, so die Erklärung wegen der „Gleichheit". Der Ton ist ein vorwiegend spöttischer. Im Märzstück von 1790 schwärmt er für die Revolution als den „klaren Ausdruck der Vernunft" — es war dies nach dem Decret wegen Abschaffung der Klöster und Mönchsorden; auch noch im Mai desselben Jahres vertheidigt er die Nationalversammlung gegen allerhand Vorwürfe, die ihr gemacht werden; aber schon im Juli macht ihn das Decret wegen Abschaffung des Adels (wenngleich er die allzu heftigen Angriffe Mancher dagegen nicht billigt) doch ängstlich; im Novemberstück spöttelt er über die „herrlichen Früchte" der „hochgelobten Constitution", von denen sich „im Leben noch wenig zeige." Nach Mirabeau's Tode und dem 18. April 1791 muß es, meint er, „selbst dem parteilosen Zuschauer zuwider sein, noch ein Wort über die französischen Revolutionshändel zu verlieren." — Er fürchtete einen Rückschlag der Ereignisse in Frankreich auf Deutschland, tröstete sich aber damit, daß „in Deutschland keine solche Ursachen zur Unzufriedenheit seien wie in Frankreich" („Werke" a. a. O., S. 289, 316). Sein politisches Motto ist: „Vorsicht, Bescheidenheit, Geduld". (Ebenda, S. 383, 419, 426 ꝛc.)

Es darf uns also nicht Wunder nehmen, wenn Wieland niemals über jene weichliche, unmännliche Empfindungsweise hinauskam, welche ihre höchste Befriedigung nur im Genuß oder im Freisein von allen Unbequemlichkeiten und Beschwerden des Lebens findet. War er doch selbst niemals ein rechter Mann, ja nicht einmal, wie Klopstock, wenigstens ein immerfort strebender, kraftvoller Jüngling, vielmehr sein ganzes Leben lang ein Kind, — zuerst ein vorlauter und überreifer Knabe, dann, in den Jahren der eigentlichen Mannheit, unstet, wetterwendisch, von fremden Einflüssen abhängig, fortwährend von einer fast krankhaften Reizbarkeit, Eitelkeit und Weichlichkeit der Empfindung geplagt, und so, bis in sein höchstes Alter, ein zwar oft liebenswürdiges und gutartiges, aber ebenso oft launenhaftes und eigensinniges Kind*), als welches er selbst die sehr beschränkte Weisheit einer behaglichen Zufriedenheit, die er in seinen Schriften lehrte, in seinem Leben nur zu häufig verleugnete.

Abschließendes Urtheil über die Empfindsamkeitspoesie und ihren Gegensatz, den Wielandschen Epikureismus, und Uebergang zu einer neuen, höheren Kulturstufe.

So hatte denn jene Bewegung, welche durch die Empfindsamkeitspoesie in das geistige Leben der Deutschen gekommen war, sich gleichsam in sich selbst vollendet und zugleich erschöpft. Nachdem sie in ihrem höchsten Aufschwunge den Menschen über alles Irdische weit hinausgehoben, war sie um so tiefer hinabgestiegen in die Abgründe der Sinnlichkeit, in das Reich der schrankenlosen Herrschaft egoistischer Triebe. In Einem jedoch war diese Richtung sich immerfort gleich geblieben: darin, daß sie es stets nur mit Empfindungen, niemals mit Handlungen zu thun hatte; daß sie sich stets nur an das Gefühl, niemals an den Willen und die

*) Sowohl K. A. Böttiger als Gruber erzählen mancherlei Züge solcher Art aus Wielands häuslichem Leben. Um von seinem unsteten, wechselvollen, reizbaren Wesen im geistigen und literarischen Verkehr ein anschauliches Bild zu erhalten, darf man ferner nur die vier Bände seiner „Ausgewählten Briefe“ durchlesen. Da sieht man, wie er heut einen Freund vergöttert, weil dieser ihn hätschelt und seine Werke lobt, und morgen mit ihm bricht, weil derselbe sich einmal ein tadelndes Wort erlaubt. So ist er gegen Bodmer, gegen Zimmermann, gegen Jacobi, später auch gegen Goethe und Herder abwechselnd die Hingebung selbst, und dann wieder kalt oder gar gehässig. Auf Lessing sieht er zuerst verächtlich herab, als auf einen „kritischen Kleinmeister“, den er mit Gottsched zusammenstellt („Ausgew. Briefe,“ 2. Bd. S. 121, 126), bald aber versucht er, durch Sulzer um dessen kritische Gönnerschaft zu werben.

Thatkraft des Menschen wandte; daß sie den Menschen stets nur als Einzelwesen auffaßte, höchstens in Wechselbeziehungen mit anderen Einzelnen in den Verhältnissen der Freundschaft, der Geselligkeit, der Liebe, nicht aber als thätiges Mitglied einer größeren Gemeinschaft, als Theilnehmer an einem vielbewegten, öffentlichen, bürgerlichen und nationalen Leben. Es ist ihr daraus kein Vorwurf zu machen, denn sie konnte nicht schaffen, was in der Wirklichkeit nicht da war; allein die Folgen dieses Mangels hatte auch sie schwer zu büßen. Innerhalb des engbegrenzten Kreises, in welchen sie sich gebannt sah, gab es nur jene gleichförmige Pendelschwingung zwischen einem übersinnlichen und einem sinnlichen Pol, zwischen Entsagung und Genuß, zwischen Platonismus und Epikureismus, zwischen empfindsamer Schwärmerei und lüsterner Begehrlichkeit. Man mochte diese Gegensätze mit noch so viel Pathos auseinanderhalten oder mit noch so viel sprühendem Witz und Satire an einander reiben, um dadurch eine Mannigfaltigkeit von Erregungen, von Situationen, von Bildern hervorzubringen — über das Dilemma selbst kam man niemals hinaus, weder poetisch, noch auch sittlich, sondern erschöpfte sich in einer nicht endenden Sisyphusarbeit, indem man bald die Höhen des Idealismus erklomm, bald wieder in die Tiefen des Epikureismus hinabsank, weder dort noch hier jemals Ruhe findend.

Dieser Bann, der auf der deutschen Poesie und damit zugleich auf dem ganzen Denken und Empfinden des deutschen Volkes lag, konnte nicht von ihr selbst aus, konnte nur von außen her gebrochen werden. Große Begebenheiten mußten eintreten, um an die Stelle der thatenlosen Weltverachtung der Seraphiker und der ebenso müßigen Behaglichkeit der Epikureer große, männliche Empfindungen

Nur mit Gleim blieb er sein ganzes Leben lang auf gleichem gutem Fuße; wer hätte aber auch mit diesem nicht auskommen wollen, der Jeden gelten ließ und vollends für Wieland eine ganz besondere Schwäche hatte? Wieland nannte sich selbst schon in seiner Jugend einen „sehr ungleichen" Menschen („Ausgew. Briefe," 1. Bd. S. 293). So erscheint er auch bei Böttiger (a. a. O. S. 209, 215, 255, 257), der ihn „sehr wetterwendisch, erregbar nach beiden Seiten (er hatte, schon ein Sechsziger, bisweilen statt 70 Pulsschlägen deren mehr als 120 in der Minute), kokett mit seiner Gestalt, besonders seinen kleinen Händen, kaum ein Viertel Mann" nennt, und von Goethe anführt, dieser habe ihn die „zierliche Jungfrau von Weimar" getauft.

und Entschließungen zu setzen. Durch Ereignisse von allgemeinem Interesse mußte der Einzelne aus dem Selbstgenügen seiner kleinen Privatexistenz und seiner blos individuellen Gefühlsregungen herausgerissen und zum thatkräftigen Eingreifen in ein großes Ganzes oder doch zur sympathischen Antheilnahme daran fortgerissen werden. Das Leben der Nation mußte wieder einen Gehalt bekommen, den es so lange nicht mehr gehabt hatte, damit die Poesie nicht mehr genöthigt wäre, die Empfindungen und Situationen, die sie schildern wollte, erst selbst künstlich zu erzeugen, damit sie vielmehr solche in naturgemäßer Weise aus der umgebenden Wirklichkeit schöpfen könnte. Einen solchen „wahren, eigentlichen Lebensgehalt" erhielt die deutsche Poesie — um uns des treffenden Ausdrucks Goethes zu bedienen*) — durch Friedrich den Großen und seine Thaten.

*) „Dichtung und Wahrheit," 2. Thl. „Werke," 25. Bd. S. 103.

Deutschland

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Dr. Karl Biedermann

ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig.

Zweiter Band.

Geistige, sittliche und gesellige Zustände.

Zweiter Theil:

Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts.

Zweite Abtheilung.

Leipzig,

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1875.

Deutschlands

Geistige, sittliche und gesellige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Dr. Karl Biedermann

ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig.

Zweiter Theil: Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts.

Zweite Abtheilung.

Leipzig,

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1875.

Die noch ausstehende dritte Abtheilung, welche das ganze Werk abschließt, wird neben den Charakteristiken Goethe's und Schiller's dasjenige von Lessing und Herder nachholen, was mehr in die philosophische und theologische, als in die poetische Strömung jener Zeit gehört, wird eben diese philosophisch-theologische Bewegung, die im ersten Theile mit Wolf einerseits, den Pietisten und Freidenkern andrerseits abbrach, wieder aufnehmen und bis zu Kant weiterführen, wird endlich am Schlusse ein zusammenfassendes Bild der gesammten geistigen, sittlichen und geselligen Zustände Deutschlands gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu geben versuchen.

Schon in der ersten Abtheilung ging mein hauptsächlichstes Bestreben dahin, die Erscheinungen unsrer schönen Literatur im vorigen Jahrhundert überall unter den culturgeschichtlichen Gesichtspunkt zu rücken, das heißt, sie im engsten Zusammenhange mit dem ganzen Culturleben der Nation darzustellen. In ganz besondrem Maße fühlte ich mich eben hierzu aufgefordert durch die Stoffe, welche diese zweite Abtheilung behandelt. Es ist meine festbegründete Ansicht, daß einerseits Lessing's kritische und poetische Thätigkeit nur dann recht verstanden und gewürdigt werden kann, wenn man sie in engster Beziehung zu dem belebenden Einflusse der Persönlichkeit und der Thaten Friedrich's des Großen auffaßt, daß andrerseits der eigenthümliche Rückschlag in eine wieder vorwiegend subjective Denk- und Dichtweise, welche die Signatur der „Sturm- und Drangperiode" bildet, in dem Zurücktreten dieses Einflusses und dem stärkeren Wiederhervortreten entgegengesetzter Einwirkungen wesentlich mit begründet ist. Ob es mir gelungen, diese allgemeinen culturgeschichtlichen Bezüge nach allen Seiten hin so klar und überzeugend zur Anschauung zu bringen, wie es meine Absicht war, muß ich dem Urtheile der Leser und der Kritik anheimgeben.

Leipzig, den 9. März 1875.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Dritter Abschnitt. Neubelebung der deutschen Literatur durch Friedrich den Großen und seine Thaten. G. E. Lessing als Vertreter der dadurch erweckten realistischen Poesie 227

Mangel eines nationalen Gehaltes der deutschen Literatur vor Friedrich dem Großen 227
Einseitige Vorbildung der meisten deutschen Schriftsteller 231
Folgen des Mangels einer Hauptstadt Deutschlands 233
Eintritt eines besseren Zustandes mit Friedrich dem Großen. Ursachen des nur allmäligen Einflusses, den er auf die deutsche Literatur ausübte 234
Friedrich der Große und die Dichter der Empfindsamkeit 239
G. E. Lessing als Vertreter der durch Friedrich d. Gr. angebahnten neuen Richtung in der Literatur 241
Lessing's Bildungsgang 241
Lessing's erstes Drama: „Der junge Gelehrte" 247
Lessing's Ueberfiedelung nach Berlin. Die damaligen geistigen und literarischen Zustände Berlins 248
Lessing's dramatische und dramaturgische Thätigkeit in Berlin. Weitere Versuche im Lustspiel 251
Lessing's kritische Erstlingsarbeiten 255
Das Wittenberger Intermezzo 257
Lessing's zweiter Aufenthalt in Berlin. Henzi, Faust, Miß Sara Sampson 258
Lessing's Rückkehr nach Leipzig. Entwurf zur „Emilie Galotti" . . 267
Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn über das Drama . . . 270
Lessing abermals in Berlin. Das dortige Geistesleben unter dem vollen Einflusse der Persönlichkeit Friedrich's und der Thaten des siebenjährigen Krieges 278

Seite

Wahlverwandtschaft der in Berlin gepflegten Geistesrichtung mit der von Göttingen und von der Schweiz ausgehenden 281
Literarische Rückwirkungen der durch Friedrich II. erzeugten realistischen Denkweise. Die praktisch-politischen Wissenschaften. Die Popularphilosophie 287
Die literarische Kritik und ihr Berliner Organ, die „Literaturbriefe"; Lessing's Antheil daran 300
Lessing's Uebersiedelung nach Breslau 307
Lessing's letzte Arbeiten in Berlin: der „Philotas", die „Fabeln". Ansätze zum „Laokoon" und zur „Minna von Barnhelm" 309
„Minna von Barnhelm" 319
„Laokoon" 326
Lessing in Hamburg; die „Dramaturgie" 332
Lessing in Wolfenbüttel 342
„Emilia Galotti" 342
„Nathan der Weise" 351
Lessing und die neuere Schule der jungen „Genies" 355

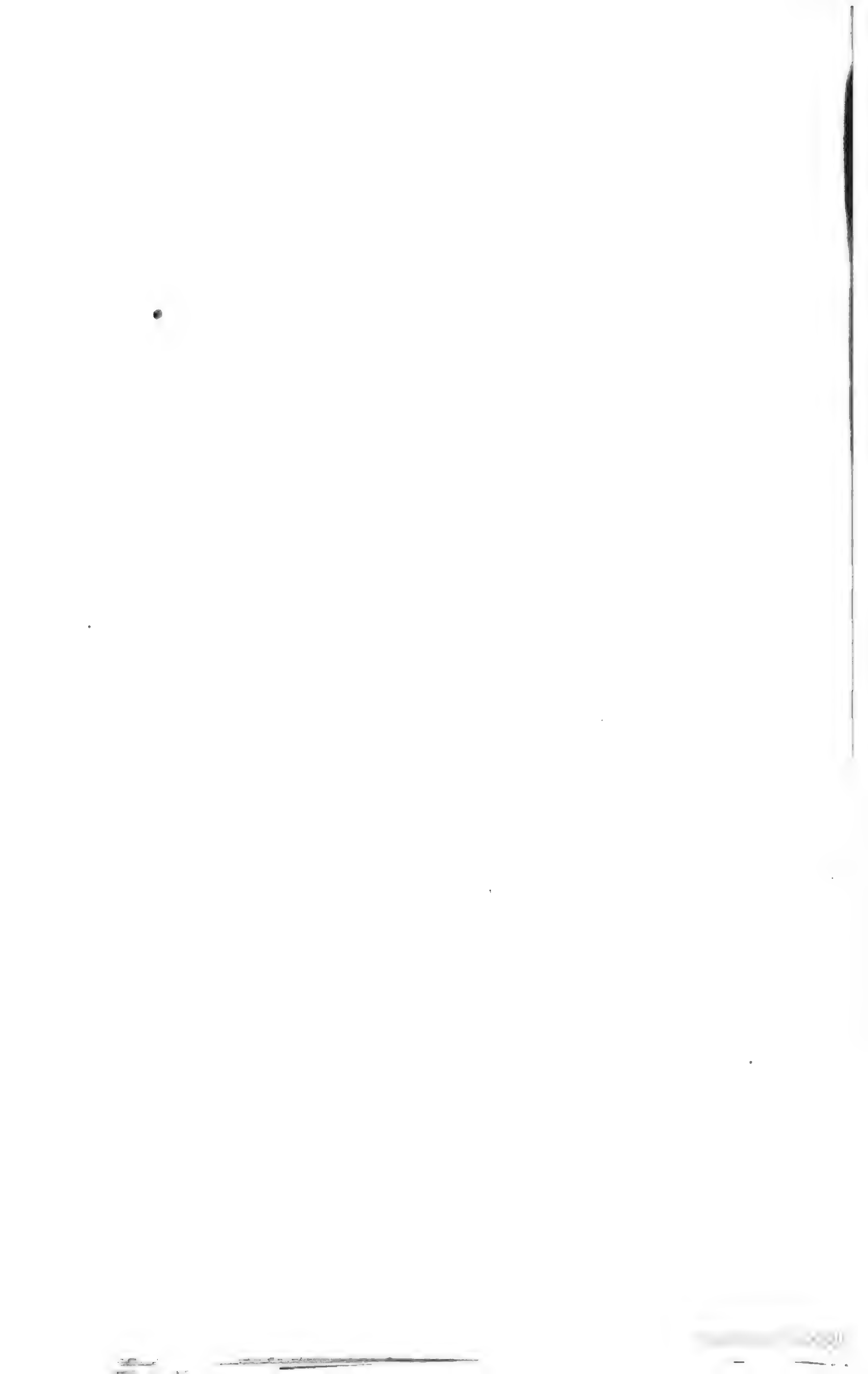
Vierter Abschnitt. Die deutsche Poesie abermals unter dem Einflusse einer einseitigen Herrschaft des innern Empfindungslebens. Die „Sturm- und Drangperiode": allgemeine Charakteristik dieser Zeit; Herder als kritischer Vorläufer der Genialitätspoesie*) 360

Veranlassende äußere Ursachen dieser Wandlung. Wiederermatten der von Friedrich II. ausgegangenen Impulse 360
Abermaliges Ueberhandnehmen individueller Stimmungen in der deutschen Literatur. Fortdauernder Einfluß der Klopstockschen und der Wielandschen Richtung 367
Literarische Einwirkungen von außen: Richardson, Young, Ossian . . 369
Hervorsuchen der alten Volksdichtung. Bekanntschaft mit der italienischen und spanischen Poesie 371
Die classische und die alttestamentliche Dichtung als Muster einer Naturpoesie der Völker 372
Hinneigung der Zeit zur Idylle, als der Schilderung eines Naturzustandes der Menschheit 375
Shakspeare als Vorbild der „Originalgenies" 378
Rousseau und sein Einfluß 380
Andere Bewegungen im geistigen Leben Deutschlands, die sich mit der neuen literarischen Richtung berühren. Der Philanthropismus . . 383

---

*) „Goethe's und Schiller's Jugenddichtungen", welche in der Ueberschrift dieses Abschnitts im Texte mit verzeichnet sind, werden im fünften Abschnitt, in der folgenden dritten Abtheilung, abgehandelt werden.

Seite
Lavater's Physiognomik 388
Das neue Prophetenthum: Lavater, Jung-Stilling, Hamann . . . 391
Stellung der jungen Schule zur Religion und zur Moral. Pantheistisch-eudämonistische Richtung derselben 401
Wahrsagerei und natürliche Magie im Dienste dieser Richtung: Mesmer, Gaßner, Cagliostro, St. Germain, Schrepfer u. A. 406
Zusammenhang dieser letztern Verirrungen mit dem Aufschwunge der Naturwissenschaften 408
Geheimbündelei 409
Zusammenfassender Rückblick auf den allgemeinen Charakter dieser Zeit, abgesehen von dem speciell poetischen 410
Die „Sturm- und Drangperiode“ als Folge und Symptom eines krankhaften Zustandes des deutschen Nationallebens 412
Poetische Ausbeute der „Sturm- und Drangperiode“: Goethe und seine Nachahmer 416
Herder als kritischer Vorläufer der Genialitätspoesie; dessen Bildungsgang und früheste literarische Thätigkeit 418
Seine ersten Schriften: die „Fragmente“ und die „Kritischen Wälder“ 422
Herder's Tagebuch von seiner Seereise 428
Herder's Zusammentreffen in Straßburg mit Goethe. 432
Herder's Betrachtungen über das Volkslied und über Shakspeare als das Programm der neuen Dichterschule 433



Deutschlands

Geistige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Dritter Abschnitt.

Neubelebung der deutschen Literatur durch Friedrich den Großen und seine Thaten. G. E. Lessing als Vertreter der dadurch erweckten realistischen Poesie.

Mangel eines nationalen Gehaltes der deutschen Literatur vor Friedrich dem Großen.

Bis hierher war, wie wir dies schon am Schlusse des vorigen Abschnittes andeuteten, der deutschen Literatur vom Leben aus keine oder nur eine sehr unzureichende Anregung und Befruchtung zu Theil geworden.

Von großen nationalen Dichtungen konnte nicht die Rede sein bei einem Volke, dem es an einem Nationalleben und einem Nationalgeiste schon lange, zumal aber seit dem 30jährigen Kriege, gänzlich gebrach. An dieser Klippe waren sowohl Gottsched als Klopstock gescheitert. Jener wollte ein deutsches Nationaldrama schaffen, brachte es jedoch nur zu einer matten Copie des französischen Theaters. Dieser strebte nach einer deutschen Heldendichtung, verstieg sich aber auf die schwindelnden Höhen gestaltloser Verzückungen und überirdischer Visionen. Als er später ebenfalls Dramen, und zwar sogar ihrem Stoffe nach nationale Dramen zu dichten unternahm, mußte er den Stoff dazu aus der entlegensten Vergangenheit des deutschen Volkes, aus den Urwäldern des alten Germaniens entnehmen, und büßte so wiederum den lebendigen Zusammenhang mit der Wirklichkeit ein. Und nicht besser erging es den anderen Dichtern, welche gleich ihm die Urzeit des deutschen Volkes episch oder dramatisch zu besingen versuchten*).

*) Es war eine Zeit lang förmlich Mode, den Befreier Deutschlands vom römischen Joche, Arminius, in einer oder der anderen Form zu besingen. Da diese Versuche sämmtlich entweder in die Zeit der schlesischen Kriege oder bald

Die Gegenwart bot freilich keinerlei nationalen Stoff dichterischer Begeisterung. Die Kriege mit Ludwig XIV., welche weit über ein Menschenalter lang unser Vaterland verwüsteten und zugleich demüthigten, waren nicht dazu angethan, den deutschen Nationalgeist aus dem tiefen Verfall, in welchen der 30jährige Krieg

---

nachher fallen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die äußere Anregung dazu von der kriegerischen Zeitstimmung gekommen ist, ähnlich wie wir dies bei Klopstock gesehen (s. oben S. 110). Drei solche Dichtungen sind auf uns gekommen, alle drei unter dem Einfluß Gottsched'scher Poetik und Rhetorik verfaßt. Eine vierte, von Wieland, blieb Fragment (s. oben S. 183). Von jenen drei ist das Epos: „Hermann oder das befreite Deutschland" von Schönaich (1751) jedenfalls das geschmackloseste, wennschon Gottsched es als die „deutsche Henriade" pries und über den „Messias" setzte. Interessant ist die Widmung, die Schönaich einer späteren Auflage seines Gedichtes (1760) voransetzte, weil sie deutlich bekundet, was wir oben als Muthmaßung aussprachen, nämlich daß diese ganze Hermannsdichtung wesentlich in Friedrichs Kriegsthaten wurzelte. Schönaich widmet sein Epos

„— dem,
Der einst Deutschlands Unterdrücker, Galliens Geschlecht, zerstreut,
Der, dem ersten Hermann gleich, unser schnödes Joch zerschläget,
Und der stolzen Lilien Pracht vor dem Adler niederleget."

Von dem Drama „Hermann" von Elias Schlegel (1742) war schon S. 10 die Rede. Justus Mösers „Arminius" (1749), obschon ebenfalls in der steifen und breiten Gottsched'schen Weise gearbeitet und ohne eigentlich dramatischen Nerv, hat doch darin vor den anderen beiden einen entschiedenen Vorzug, daß Möser — mit jenem offenen Blick und jenem warmen Herzen für das innerste Wesen deutschen Volks- und Nationallebens, wodurch er auch in anderen Beziehungen so groß ist — den fernliegenden Stoff durch manche feine Beziehungen auf die Wirklichkeit dieser näher zu bringen suchte; so, wenn er in der Zerrissenheit Deutschlands und der gegenseitigen Eifersucht seiner Stämme, die schon zu der Römer Zeit diesen den Sieg über die Deutschen erleichterte, der Gegenwart ein Spiegelbild ihrer eigenen Jämmerlichkeit vorhält, wie in den folgenden Versen, die er seinen Arminius sprechen läßt:

„Ja, ich gesteh's, ich will nunmehr den Scepter führen,
Um Deutschland wider Rom vereinigt anzuführen:
Du weißt, was uns bisher in so viel Leid gestürzt,
Und, wenn kein Vorurtheil Dir Blick und Geist verkürzt,
So bist Du überzeugt, daß unsre Bürgerkriege
Und die bei deren Brand von Rom erschlich'nen Siege
Die unglücksel'ge Frucht der kleinen Staaten sei,
Die, neidisch auf sich selbst, mit mehrer Tyrannei
Das Vaterland gedrückt, als aller Römer Schaaren."

ihn gestürzt hatte, zu erheben. Sie wurden nicht mit dem Aufgebote der vollen Kraft und Hingebung der Nation, sondern lediglich mit den Mitteln der Cabinetspolitik geführt, und so sehr war das dynastische Interesse bereits über das nationale Herr geworden, daß selbst der Abfall deutscher Fürsten von der Sache des gemeinsamen Vaterlandes zu dem Erbfeinde des Reichs keinen Sturm gerechter Entrüstung, kaum eine schwache Regung des Unmuthes in dem deutschen Volke hervorbrachte, gewohnt, wie es seit lange war, seine Fürsten mit dem Auslande Bündnisse eingehen zu sehen.

Der Verlust Straßburgs an Frankreich durch die Schwäche des Reichs und durch innern Verrath brachte zwar einen schmerzlichen Eindruck hervor, bereicherte aber die Literatur nur mit einigen poetisch völlig werthlosen Anklagen gegen die unglückliche Bürgerschaft Straßburgs, Anklagen, die übrigens weit mehr vom specifisch habsburgischen, als vom national-deutschen Standpunkte aus erhoben wurden*).

Zwar hatte es an einzelnen kühnen und erfolgreichen Unternehmungen auf deutscher Seite auch in diesen Kriegen mit Frankreich nicht gefehlt; allein sie waren doch nicht von der Art, um die allgemeinen Mißerfolge der deutschen Waffen und die diplomatischen Niederlagen des Reichs in dem Gefühle der Nation aufzuwiegen.

Reicher an hervorragenden kriegerischen Thaten und theilweise auch an wirklichen Erfolgen waren die Türkenkriege, welche um dieselbe Zeit Deutschland beschäftigten und erregten. Auch lieferten sie wenigstens einige poetische Motive, vor Allem in der leuchtenden Heldengestalt des „Prinzen Eugen“, deren das Volkslied sich mit Glück bemächtigte**).

Allein, wie allgemein auch die Türkengefahr zu gewissen Zeiten fast in ganz Deutschland empfunden ward, so kamen doch die Siege über die Ungläubigen und die Friedensverträge, welche diese Erfolge deutscher Waffen besiegelten, viel zu wenig dem ganzen Reiche zu Gute, erschienen viel zu sehr wie eine blos dynastische Angelegenheit Oesterreichs oder vielmehr des Hauses Habsburg, als daß gerade der geistig regsamere Theil des deutschen Volkes, der protestantische Norden, sich dafür hätte begeistern können. Die Lieder, welche ein-

---

*) Vergl. „Unparteiische Defension der Reichsstadt Straßburg“, 1697.

**) In dem bekannten Soldatenliede: „Prinz Eugen, der edle Ritter“.

zelne Dichter, auch norddeutsche, in den Türkenkriegen, und ebenso wieder im spanischen Erbfolgekriege, zum Lobe Habsburgs anstimmten, hatten weit mehr den Charakter von höfischen als von nationalen Dichtungen — selbst im Munde eines so unabhängigen und im Uebrigen so volksthümlichen Dichters, wie Christian Günther*), geschweige denn bei denen, die, wie Heräus, Pietsch u. A., von Hause aus nichts weiter waren und sein wollten, als Hofpoeten.

Ebensowenig, wie das nationale Leben Deutschlands im Großen und Ganzen, enthielten die inneren Zustände der einzelnen deutschen Staaten seit dem 30jährigen Kriege irgend welche Keime poetischer Erregungen. Zwar arbeitete sich der deutsche Geist — dank seiner unverwüstlichen inneren Kraft und Gesundheit — zum Theil ermuntert und angeleitet von dem ihm wahlverwandten britischen Genius, aus der Selbsterniedrigung höfischer Feilheit, aus der Starrheit ausschließender Standesunterschiede, aus den Verzerrungen conventioneller Unnatur, worin auch die Poesie eine Zeit lang erstarrt war, allmälig zu größerer Freiheit wieder empor, aber nur, um sich in eine Idealwelt zu erheben, die ihn der Wirklichkeit gänzlich entfremdete. In dieser Idealwelt abgeschlossen, verlernten die deutschen Poeten beinahe gänzlich, dem Leben und insbesondere dem Leben des eigenen Volkes poetische Motive abzulauschen, suchten vielmehr ihre Aufgabe und ihre Befriedigung als Dichter lediglich in der Abspiegelung entweder einer inneren Empfindungswelt oder einer Welt des rein Uebersinnlichen.

Wenn dann eine andere Dichterschule, die Wielandsche, von diesen luftigen Höhen des Idealen herabstieg und sich scheinbar fest auf den Boden der Realität stellte, indem sie sich zur Prophetin der sinnlichen Triebe des Menschen machte, so fehlte doch auch ihr viel zu einer realistischen Poesie im edleren Sinne des Wortes, weil sie es immer nur mit dem Individuum und dessen kleinen Begierden und Leidenschaften zu thun hatte, nicht mit allgemeineren Interessen des Menschen- und Völkerlebens.

Zu diesem Mangel an großen, fruchtbaren Motiven aus dem äußeren Leben, an welchem die deutsche Poesie im Anfange des vorigen

*) In seinem Gedichte auf den Belgrader Frieden von 1718 (s. 2. Bd., 1. Abthl., S. 468).

Jahrhunderts krankte, kam noch ein anderer Uebelstand, der in den Persönlichkeiten der meisten deutschen Dichter selbst wurzelte.

Einseitige Vorbildung der meisten deutschen Schriftsteller.

Die deutschen Schriftsteller im Allgemeinen und nicht am wenigsten die deutschen Dichter waren ihrer großen Mehrzahl nach von Haus aus durch Beruf und gesellschaftliche Stellung nur wenig zur Kenntniß und zur Beobachtung des wirklichen Lebens, namentlich der größeren Weltverhältnisse, befähigt. Sie standen darin weit zurück hinter ihren Berufsgenossen in England und Frankreich. Ein Bolingbroke und ein Shaftesbury waren Leute aus der großen Welt. Addison war Dichter, Moralist und Politiker in einer Person. Swift gebrauchte die Waffen seines Witzes und seiner Satire abwechselnd zu politischen Pamphlets im Dienste seiner Partei und zu launigen Erzählungen im Dienste seiner Muse. Voltaire und Diderot bewegten sich in den geselligen Cirkeln von Paris; der Erstere hatte überdies in seiner Jugend England bereist und dort an ihrer Quelle die Segnungen der Freiheit und der Gleichheit Aller vor dem Gesetz kennen gelernt, zu deren feurigem Apostel er sich in dem streng tyrannisch regierten Frankreich machte.

In Deutschland waren die Dichter der damaligen Zeit mit wenigen Ausnahmen entweder Büchergelehrte, — Professoren, Geistliche, Lehrer oder Beamte in untergeordneten Stellungen — oder kaum erst der Universität entwachsene junge Leute, wo nicht gar noch Studenten. Die meisten davon brachten aus ihrem Aelternhause keine nur einigermaßen ausgebreitete Menschenkenntniß, keine freieren und weiteren Anschauungen vom Leben mit. Sie wußten gewöhnlich in Athen oder Rom besser Bescheid, als im eigenen Vaterlande, und schöpften ihre Anregungen und Belehrungen weit mehr (wie sie das von der Schule her gewohnt waren), aus Büchern, als aus dem Leben und der Gesellschaft*).

*) Kleist, in einem noch ungedruckten Briefe an Gleim vom 8. Febr. 1746, berührt diesen Umstand, indem er treffend sagt: „Die Schulfüchse auf den Universitäten sind die elendesten Schmierer. Canitz, Opitz, Besser, Drollinger waren Leute, die Welt hatten; sie lagen wichtigeren Geschäften ob, als der Dichtkunst; Haller ist ein so großer Arzt, als Dichter". Friedrich der Große kommt wiederholt auf eben diesen Mangel der deutschen Literatur zurück. In seiner Histoire de mon temps drückt er sich ziemlich derb so aus: „Die deutschen Schriftsteller

Früher hatten die strebenderen Geister unter den Deutschen gern die Gelegenheit wahrgenommen, durch Reisen ins Ausland ihre Welt- und Menschenkenntniß zu bereichern. Paul Flemming, Lauremberg, Andreas Gryphius, Moscherosch u. A. hatten auf diese Weise ihren Geschmack gebildet, ihre Anschauungen erweitert. Auch dieses Mittel ward von den deutschen Dichtern des 18. Jahrhunderts viel weniger, ja beinahe gar nicht benutzt, zum Theil weil ihre ökonomische Lage es ihnen nicht gestattete*), zum Theil weil der Sinn des Zeitalters sich von den größeren Verhältnissen des äußern Lebens ab- und den engeren Beziehungen des blos geselligen, freundschaftlichen Verkehrs zuwendete, vielleicht auch wegen der größeren Leichtigkeit, durch das Lesen von Büchern mit dem Auslande bekannt zu werden — freilich immer nur ein unzureichender Ersatz für die wirkliche Anschauung fremder Länder. Weder Gottsched, noch Gellert, noch Gleim waren selbst nur über die Grenzen ihrer engeren Heimath weit hinausgekommen; außerhalb Deutschlands hatte keiner von ihnen den Fuß gesetzt. Die Reisen Klopstocks beschränkten sich auf die Schweiz und Dänemark, die Wielands auf jenes erstere Land. Aber die Schweiz und Dänemark waren ihrer Bildung nach damals überwiegend deutsch und boten daher dem deutschen Schriftsteller wenig Stoff zur Erweiterung seines Gesichtskreises. Es war ein Zeichen des frischeren Aufschwunges, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in das deutsche Geistesleben kam, daß auch die deutschen Schriftsteller wieder den Drang empfanden, ein größeres Stück Welt,

---

sind meist pedantische Gelehrte, Candidaten der Theologie, Söhne von Schustern und Schneidern, Hofmeister in adeligen Häusern u. s. w.". Schon in einem Briefe an Voltaire aus dem Jahre 1737 berührte er die sociale Stellung der deutschen Schriftsteller; er sagte dort: „Die Fürsten in Deutschland verachten im Allgemeinen die Gelehrten wegen der zu geringen Sorgfalt, welche diese auf ihr Aeußeres wenden. Der Schulstaub und das Mißverhältniß zwischen einem mit ihren Schriften erfüllten Kopfe und dem leeren Gehirn dieser großen Herren macht, daß sie sich über das Aeußere der Gelehrten lustig machen, während der große Geist darin ihnen entgeht. Das Beispiel der Fürsten ist maßgebend für die Höfe; auch diese affectiren Verachtung für Jene, welche tausendmal mehr werth sind als sie".

*) Damit entschuldigte sich Gellert, als Friedrich II. in dem bekannten Gespräche zu Leipzig ihm den Rath gab, zu seiner Ausbildung ins Ausland zu reisen.

fremde Länder und andere Menschen als ihre alltäglichen Umgebungen kennen zu lernen und sich dadurch mit neuen Ideen und erweiterten Anschauungen zu bereichern*).

Folgen des Mangels einer Hauptstadt Deutschlands.

In Deutschland selbst fehlte es an einem ähnlichen Mittelpunkte politischen, socialen, überhaupt geistigen Verkehrs, wie ihn England und Frankreich an ihren großen Hauptstädten besaßen. Schon Leibnitz hatte auf diesen Mangel unserer nationalen Bildung hingewiesen**). Auch in der Zeit, von der wir hier sprechen, wurde dieser Mangel von den bessern Köpfen wohl empfunden***). Die kleinen deutschen Residenzen mit ihrer

---

*) Wir werden diesen Drang bei Lessing, Herder, Hamann, Goethe kennen lernen. Sogar der kränkliche Garve äußert denselben in den „Vertrauten Briefen an eine Freundin", 12. Brief.

) S. 2. Bd. 1. Thl. S. 217 Note *). — Mirabeau in seiner Schrift De la monarchie prussienne, tome V, livre VIII sagt (zwar von dem einseitigen Standpunkte des Franzosen aus, dem der sogenannte „Geschmack" allein das Höchste in der Poesie ist, aber doch im Ganzen zutreffend): „Die Deutschen ahmen in den schönen Wissenschaften nach, statt originell zu sein. Der Geschmack ist das Eigenthum großer Nationen und großer Städte".

***) In der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek", 12. Bd., 1. Heft, macht der Recensent einer Schrift von Abbt in Bezug auf Letztern folgende Bemerkung: „In Frankreich würde er nach Paris berufen, von den feinsten Geistern gebildet, durch ihre Bewunderung aufgemuntert worden sein. Wo ist der deutsche Gelehrte, der nicht mehr oder minder in gleichen Umständen sich befunden? Und da fragen wir, warum unsere großen Köpfe gleiche Kräfte, aber nicht gleiche Ausbildung zeigen mit einem Pope, Addison oder Voltaire, warum unsere Schriftsteller mit ihrem tiefen Nachdenken so wenig Weltkenntniß verbinden, warum Bibliotheken, die gegen Bibliotheken zu Felde ziehen, die Stelle des Publicums vertreten"! In dem 200. Literaturbrief heißt es: „Unsern meisten Dramatikern fehlt Bühnenkenntniß, Kenntniß des menschlichen Herzens und der Welt. Ein Mensch, der sich auf die geringe Anzahl von Ideen einschränken will, die eine Universitäts- oder Provinzialstadt darbietet, kann unmöglich mit gutem Erfolge für die Schaubühne arbeiten . . . So lange Deutschland verschiedene Reiche (!) in sich schließt, deren jedes seine Hauptstadt hat, so lange nicht wenigstens in einer der Hauptstädte ein Fürst eine deutsche Schaubühne öffentlich errichtet u. s. w. — so lange wird die deutsche Bühne keinen eigentlichen Charakter haben". Garve (in einem in der Schlesischen ökonomischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage, s. dessen „Vermischte Aufsätze") spricht ebenfalls von den „Vorzügen einer Hauptstadt vor Provinzialstädten" in Bezug auf allgemeine Bildung. Nicolai (in seinen von Göckingk in dessen Lebensbeschreibung mitgetheilten Bemerkungen, No. 23) sagt: „Der größte Theil unserer Gelehrten

blinden Nachäfferei des Auslandes und ihrer gänzlichen Leere an eigner schöpferischer Geistesthätigkeit waren zu der Rolle nationaler Bildungsstätten in keiner Weise befähigt. Die freien Reichsstädte, welche ehedem durch den kräftigen Sinn ihrer Bürgerschaften eine Art von Ersatz für den Mangel einer tonangebenden Hauptstadt geboten hatten, waren dieses Vorzugs längst verlustig gegangen. Einzelne Mittelpunkte eines lebendigeren Verkehrs, wie Hamburg und vor Allem Leipzig (wo Handelsschaft und Universität sich verbanden, um eine vielseitigere Geistesbewegung zu erzeugen), waren eine Zeit lang tonangebend in der Literatur, allein auch sie kamen doch über die entweder blos materiellen, oder blos gelehrt literarischen Interessen wenig hinaus.

Von den beiden politischen Hauptstädten Deutschlands war Wien wegen des dort herrschenden geistlichen und weltlichen Druckes, der mangelhaften Bildung seines Mittelstandes und der Vorliebe seiner vornehmen Classen für ausländische, besonders französische Literatur unfähig, einen bestimmenden Einfluß auf den geistigen Fortschritt der Nation zu üben; Berlin aber erschien, so lange der alte rauhe König Friedrich Wilhelm I. regierte, für die Musen und ihre heitern Spiele ebenso, wie für die freieren Regungen wissenschaftlichen Geistes, schlechterdings unzugänglich.

Eintritt eines besseren Zustandes mit Friedrich dem Großen. Ursachen des nur allmäligen Einflusses, den er auf die deutsche Literatur ausübte.

Durch Friedrich den Großen sollte darin allerdings eine bedeutende Veränderung vor sich gehen. Indeß würde man irren, wollte man annehmen, dieser Umschwung sei alsbald mit seiner Thronbesteigung eingetreten.

Einen patronisirenden, direct fördernden Einfluß ähnlicher Art auf die deutsche Literatur auszuüben, wie etwa Ludwig XIV. auf die französische, dazu war Friedrich II. weder befähigt, noch geneigt. „Was konnte ich Besseres für die deutsche Literatur thun", sagt er selbst in seiner berühmten kleinen Schrift de la littérature allemande, „als daß ich dieselbe sich selbst überließ?"

---

sitzt in kleinen Städten, hat nur einseitige Ideen, die er eifrig fortzupflanzen sucht, weil die paar Leute, die um ihn sind, solche ausschließlich billigen ... Lebten diese Männer in einer großen Stadt zusammen, wo sie mannigfachere Ideen bekämen und öftern Widerspruch erführen, so würden sie weniger hartnäckig sein und leichter andere Ideen auffassen können".

Daß Friedrich II. von der deutschen Literatur so wenig Notiz nahm, ist jedenfalls der Entwickelung des deutschen Geistes zu gute gekommen. Allen Anzeichen nach hätte es nicht an Schriftstellern gefehlt, welche sich gern an Friedrichs Thron gedrängt und nach seinen Eingebungen gedichtet hätten, wenn Friedrich selbst nur im Geringsten ihnen entgegengekommen wäre. Gottsched warf sehnsüchtige Blicke nach dem „Salomon des Nordens", der leider nur von ihm, dem großen Gottsched, nichts wissen wollte. Wieland hätte gewünscht, daß Friedrich für Deutschland ein „Augustus" würde, wie Ludwig XIV. für Frankreich*). Deutschland war in Gefahr, wenn nicht eine zweite höfische Poesie, so doch eine Poesie bloßer künstlicher Regelmäßigkeit und einseitiger Geschmacksbildung, ähnlich der französischen, zu erhalten. Unsere beiden größten Dichter erkannten es daher mit Recht als ein Glück für die deutsche Dichtkunst an, daß diese „von des großen Friedrich Throne schutzlos, ungeehrt hinweggehen" und „sich selbst den Werth erschaffen" mußte**), daß sie zwar durch den Glanz, der von Friedrich ausstrahlte, sich angefeuert fühlte, nach der Beachtung und Achtung des großen Königs zu ringen, aber nicht in sclavischer Nachahmung seines Geschmacks, vielmehr „auf deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung"***).

Doch täuschte sich Friedrich wohl oder wollte sich nur nachträglich rechtfertigen, wenn er sich anstellte, als habe er mit guter Ueberlegung, aus Rücksicht auf die Selbstständigkeit der deutschen Literatur, diese von früh an und sein ganzes Leben hindurch vernachlässigt. Der Grund seiner fortdauernden Gleichgültigkeit gegen dieselbe lag vielmehr darin, daß seine eigene Bildung von Haus

---

*) Wieland beklagt sich bei Gleim, daß Friedrich II. nicht für Deutschland sein wolle, was Ludwig XIV. für Frankreich gewesen; dann fährt er wörtlich fort: „Ist denn kein Mittel, diesem Cyrus, Salomon, Cäsar unserer Zeit bekannt zu werden, wenigstens so weit, daß er mich zum Director eines seiner Gymnasien tüchtig hält?" („Ausgewählte Briefe", 2. Bd., S. 211, vgl. oben S. 220.) Ueber das Verhalten Friedrichs II. zu deutschen Schriftstellern und dieser zu ihm s. meine Broschüre: „Friedrich der Große und sein Verhältniß zur Entwickelung des deutschen Geisteslebens" (1859).

**) Schiller in dem Gedicht: „Die deutsche Muse".

***) So spricht sich Goethe über das Verhältniß der deutschen Literatur zu Friedrich dem Großen aus in „Dichtung und Wahrheit" („Werke", Bd. 25, S. 105).

aus — trotz des Abscheues, den der alte König Friedrich Wilhelm I. vor allem wälschen Wesen hatte, — eine durch und durch französische war. Friedrich sprach und schrieb seine Muttersprache nur in Nothfällen, im Verkehr mit seinen Beamten und Soldaten oder mit den Leuten aus dem Volke, die ihn mit Bitten und Beschwerden angingen, und, so oft er es that, mißhandelte er dieselbe auf das Abscheulichste. Er duldete in seiner Hausbibliothek kein deutsches Buch*). Seine Kenntnisse von der deutschen Literatur waren wenigstens im Fache der Poesie die allerbeschränktesten. Wenn wir nach dem schließen dürfen, was er in jener vielberufenen Schrift über die deutsche Literatur zur Begründung seines absprechenden Urtheils über diese anführt, so kannte er von deutschen Dichtwerken wenig mehr als Gellert's Fabeln, Geßner's Idyllen, die Gedichte des Herrn von Canitz, die „Mädcheninsel“ von Götz und Ayrenhoff's „Postzug“. Als junger Prinz soll er seine Rheinsberger Umgebungen durch carikirendes Vorlesen von Ziegler's „Asiatischer Banise“ zu homerischem Gelächter gereizt haben. Wie Gleim vermuthet, wäre ihm diese Ausgeburt des ärgsten Ungeschmacks von seiner französischen Umgebung in die Hände gespielt worden, um ihm die Lust an deutscher Literatur gänzlich zu verleiden.

Wenn daher von Friedrichs Erhebung auf den Thron des größten protestantischen deutschen Staates Jemand den Anbruch einer neuen literarischen Aera zu gewärtigen hatte, so waren es anscheinend nicht die deutschen Schriftsteller, sondern nur jene französischen oder französisch gebildeten Schöngeister, die seinen literarischen Hof in Rheinsberg gebildet hatten, die Genossen seines Bayardbundes, und seine ausländischen Correspondenten, an ihrer Spitze der von ihm gleich einem Gotte angebetete Voltaire**).

---

*) Büsching: „Beiträge zur Lebensgeschichte merkwürdiger Personen“, 5. Bd. S. 39.

**) Daß von dieser Seite her wirklich derartige Erwartungen gehegt wurden, ersieht man aus einem Briefe Keyserlingk's an Algarotti nach London, wo er diesem schreibt:

> Venez, Algarotti, des bords de la Tamise,
> Partager avec nous notre destin heureux,
> Hâtez vous d'arriver en ces aimables lieux,
> Vous y retrouverez Liberté pour devise.

Aber auch der indirecte Einfluß, den Friedrich auf die deutsche Literatur durch seine Persönlichkeit, seine Regierungsweise und seine Kriegsthaten zu üben bestimmt war, machte sich nur sehr allmälig und langsam bemerkbar. Als Klopstock von Friedrichs „aufsteigendem Geiste“ sprach, der „ihn, da er noch Jüngling war, verkündete*)“, regierte Friedrich schon neun Jahre lang, war er bereits aus zwei Kriegen als Sieger heimgekehrt, hatte er die meisten jener freien und erleuchteten Ideen bereits zur That gemacht, die ihm den Namen des „Philosophen auf dem Throne“ eintrugen.

Schon als Prinz hatte er zu diesen freieren Anschauungen sich bekannt. In seinen „Betrachtungen über den Zustand Europas“ und in seinem „Antimacchiavell“ hatte er das von Ludwig XIV. ausgegangene und in Deutschland fast allgemein nachgeahmte System eines brutalen Despotismus mit seinem: „Der Staat — das bin ich“ schonungslos verurtheilt, den Fürsten für den ersten Diener des Staats erklärt und damit einer ganz neuen Ansicht vom Staate und von der Gesellschaft mit kühner Hand die Bahn gebrochen**). Allein die erste dieser Schriften erschien, ebenso wie der sogenannte „Fürstenspiegel“ (die Ermahnungen Friedrichs an seinen Mündel, den jungen Karl Eugen von Würtemberg), welcher ähnliche Ideen enthielt, erst nach des großen Königs Tode; der „Antimacchiavell“ ward zwar bald nach Friedrichs Thronbesteigung durch Voltaires Vermittelung veröffentlicht, doch ohne den Namen des Verfassers und außerhalb Deutschlands***).

Die öffentliche Meinung in Preußen und Deutschland erfuhr von dem jungen Prinzen bis zu seiner Thronbesteigung wenig mehr als seine heftigen Kämpfe mit dem rauhen, despotischen Vater, seine resignirte Ergebung in den ihm aufgezwungenen Gamaschendienst

Die „Fuder von Gedichten“, die nach des Baron von Bielefeld Versicherung („Freundschaftliche Briefe“, 1. Bd., S. 161) Friedrichs Regierungsantritt begrüßten, mögen wohl auch (neben den bei jedem Thronwechsel üblichen banalen Huldigungsgedichten von Poetastern aller Art) hauptsächlich aus französischen oder französisch gebildeten Kreisen gekommen sein.

*) In der „Ode an Gleim“ aus dem Jahre 1752 (s. oben S. 103).

**) S. 2. Bd. 1. Thl. S. 172.

***) Im Haag und in London. Die „Berlinischen Nachrichten“ brachten unterm 8. Dec. 1740 eine lobpreisende Ankündigung des Werkes, auch erschienen mehrere Nachdrucke in Deutschland, unter andern einer in Göttingen.

während seiner Verbannung nach Küstrin, später sein lustiges Leben mit in- und ausländischen Schöngeistern in Rheinsberg. Alles in Allem erwartete man von ihm mehr eine wohlwollende, als eine durch große Eigenschaften ausgezeichnete Regierung.

Seine ersten Regentenhandlungen hätten allerdings sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenken können. Allein theils erschienen sie (wie die den Katholiken gewährte religiöse Duldung) einer zwiefachen Deutung fähig und erregten im protestantischen Deutschland vielleicht mehr Besorgnisse als Hoffnungen*), theils waren sie (wie das, was Friedrich für die Verbesserung der Verwaltung und für die Hebung der Wehrkraft seines Landes that) auf specifisch preußische Interessen berechnet und wurden daher außerhalb Preußens eher mit Mißtrauen, als mit Sympathie betrachtet; theils endlich enthielten sie (wie des Königs aufgeklärtes Verhalten in Bezug auf die Presse) für das von dem ärgsten Despotismus kleinerer und größerer Sultane geknechtete Deutschland etwas so ganz Neues und Ungewohntes, daß ihre volle Bedeutung selbst den Gebildeten wohl erst allmälig einleuchten mochte.

Man darf nicht vergessen, daß der allgemeine Zustand des geistigen Lebens jener Zeit, zumal in Deutschland, ein von dem heutigen wesentlich verschiedener war. Jene allverbreitete geistige Beweglichkeit und Erregbarkeit, vermöge deren heut jede bedeutende Erscheinung, in welchem Theile der Welt sie auftreten mag, alsbald nach allen Seiten hin rasch und gleichmäßig ihre Wirkungen versendet, war damals noch keineswegs vorhanden. Das Denken und Empfinden der Menschen, selbst der gebildeten Classen, hatte noch etwas Langsames und Schwerfälliges. Dazu kamen die schärferen Absonderungen, welche landschaftliche Zusammengehörigkeit, gesellschaftliche und wahlverwandtschaftliche Abschließung einzelner Kreise unter sich hervorbrachten. Nicht blos die ober- und niedersächsische Dichterschule, Leipzig und Hamburg, würden nur widerwillig einem geistigen Einflusse von Preußen aus sich geöffnet haben; sogar das preußische Halle dünkte sich damals noch besser als Berlin. Gleim,

---

*) Willibald Alexis in seinem „Neuen Cabanis", wo er die Stimmung der Bevölkerung Berlins beim Regierungsantritt Friedrichs II. schildert, sagt, der gemeine Mann habe sich eingebildet, er solle katholisch gemacht werden — und es ist das wohl mehr Wahrheit als Dichtung.

der in der ersten Zeit der neuen Aera (1741) Berlin besuchte, fand sich dort vereinsamt und unbefriedigt.

Aber auch jene vielversprechenden Anläufe eines freieren und geistvolleren Regiments im Innern, welche die Anfänge der Friedericianischen Regierung kennzeichneten, wurden nur zu bald unterbrochen und gleichsam verdunkelt von der kriegerischen Politik, in welche der König sich wenige Monate nach seiner Thronbesteigung mit dem vollen Ungestüm eines ehrgeizigen jungen Fürsten stürzte.

Der erste schlesische Krieg war nicht populär. Selbst in Preußen schien man geneigt, darin mehr das Werk persönlicher Ruhmsucht, als ein Unternehmen von wirklich volksthümlichem Interesse zu erblicken*). Außerhalb Preußens vollends konnte ein Feldzug wenig Sympathien erwecken, der als zur Beraubung einer jungen, schönen, unglücklichen Fürstin, als gegen bestehende Verträge, als im Bündniß mit dem Erbfeinde des deutschen Kaiserhauses und daher gewissermaßen als gegen das Reich selbst unternommen erschien.

Friedrich der Große und die Dichter der Empfindsamkeit.

Die Dichter der sanften Empfindungen vollends — und diese fingen eben damals an, tonangebend in Deutschland zu werden — konnten unmöglich für solche Ziele und solche Thaten sich begeistern. Sogar der Preuße Gleim, — er, der ein Jahrzehnt später, im siebenjährigen Kriege, der feurigste Verkündiger von Friedrichs Kriegsruhm ward — zeigte sich damals

*) Dies erhellt aus einem Briefe Friedrichs an Jordan aus dem Feldlager in Kuttenberg vom 24. Juni 1742, worin der König schreibt: „Endlich sind wir auf dem Punkte, Böhmen wieder zu räumen, wo wir die Oesterreicher geschlagen haben und von wo wir sie gänzlich hätten vertreiben können, hätte ich nicht die Schonung preußischen Blutes dem eitlen Ruhme vorgezogen, eine unglückliche Frau und ein ruinirtes Land vollends zu erdrücken. Unter solchen Auspicien kehre ich in mein Land zurück, wo nun nichts mehr die Ordnung des Friedens und der öffentlichen Sicherheit unterbrechen wird, es wäre denn die Gewaltthat und Kühnheit meiner Nachbarn. Ich freue mich der Billigung meines Verhaltens, die Ihr mir schenkt, und ich hoffe, daß die so leichtbewegliche und unüberlegte Masse nun wenigstens einiges Vertrauen zu mir fassen und mich nicht mehr für so unsinnig halten wird, wie es mich zu sein beschuldigte beim Anfang des Kriegs". Und in einem weitern Briefe an denselben aus Breslau vom 5. Juli 1742 schreibt er: „Ich habe meine Aufgabe erfüllt, alle meine Angelegenheiten erledigt und ich kehre in mein Land zurück mit dem tröstenden Bewußtsein, daß ich mir nichts gegen dasselbe vorzuwerfen habe".

noch wenig empfänglich für das neuaufgehende heroische Zeitalter; er kehrte aus dem schlesischen Feldlager, wo er als des Fürsten Leopold von Dessau Secretair den Krieg aus unmittelbarster Nähe mit angeschaut, bald zu seinen friedlichen Beschäftigungen zurück und vergrub sich in sein stilles Asyl zu Halberstadt, um nur der harmlosen Muse der Freundschaft und der Geselligkeit zu leben.

Ein Mitglied der ältern Halle'schen Schule, Lange, fühlte sich zu einem Lobgedicht auf Friedrichs Siege begeistert und sandte dieses an Bodmer, ward aber von Letzterem bedeutet: „er möge doch statt der kriegerischen Muse lieber die sanftmüthige seiner Doris (der Gattin Langes) pflegen"*).

Klopstock's feuriger Geist entflammte sich zwar an Friedrichs Siegen zu dem Gedanken eines Heldenepos, allein auch seine Seele fand sich so wenig ausgefüllt durch die Begebenheiten der nächsten Gegenwart, so wenig von einem wirklich nationalen Zuge darin angeweht, daß er gerade durch jenen Aufschwung nur um so weiter in die fernsten Regionen des Ideals verschlagen ward**).

Sogar der siebenjährige Krieg, obgleich er den Nerv des deutschen Volkes ganz anders traf, ließ gleichwohl die Dichter der Empfindsamkeit zum größten Theile kalt. Wir sahen, wie Klopstock in ideologischer Ueberschwänglichkeit und Verbitterung sich gewaltsam von Friedrich abwandte, wie Gellert in engbrüstiger Befangenheit nur für die zerstörenden, nicht für die schöpferischen Elemente in des großen Königs weltgeschichtlichem Walten Sinn hatte. Aber auch der „preußische Grenadier" ermattete nach dem ersten Sturm der Begeisterung bald wieder in seinem kühnen Anlaufe und barg sich vor den stärkeren Wellenschlägen des von Friedrich geschaffenen thatkräftigen Lebens in die Einsamkeit seines idyllischen „Hüttchens" und in die Beschaulichkeit orientalischer Weisheit. Vollends der weichliche Wieland konnte von dem Friedericianischen Heldengeiste zwar vorübergehend angezogen, aber unmöglich festgehalten werden, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn ihm sein Heldengedicht: „Cyrus", offenbar eine Frucht der weithin durch ganz Deutschland

---

*) „Briefe deutscher Gelehrten", 1. Bd. S. 286.

**) S. oben S. 111.

nachzitternden Bewegung von den Thaten des großen Königs*), zu der erotischen Episode „Araspes und Panthea" zusammenschrumpfte.

Die Dichter der Empfindsamkeit und die Dichter des epikuräischen Lebensbehagens, beide unter ganz anderen Einflüssen aufgewachsen und zu dem geworden, was sie waren, konnten nicht mehr in neue Bahnen einlenken. Sie hatten keinerlei Empfänglichkeit für die Begebenheiten und die Interessen des nationalen Lebens, weil dieses Leben zu der Zeit, wo sie zu dichten anfingen, jedes höheren Schwunges und jedes tieferen Gehalts baar erschien, und sie vermochten sich in dieses Leben auch dann nicht zu finden, als es durch Friedrich's des Großen Regierung interessevoller und bedeutender geworden war. Sie beharrten auf dem einmal betretenen Wege weit abseits von der größeren Welt der Thaten und Empfindungen, die Friedrich dem deutschen Genius erschloß, bald, wie Klopstock, mit Friedrich grollend, daß er nicht ihre Pfade wandle, bald, wie Wieland, zwar lüstern nach dem Beifall des ruhmgekrönten Monarchen, aber völlig unfähig, in die neue Zeit, die durch ihn über Deutschland aufging, mit voller Hingebung sich einzuleben.

G. E. Lessing als Vertreter der durch Friedrich d. Gr. angebahnten neuen Richtung in der Literatur.

Nur Einer hatte für die Eindrücke dieser neuen Zeit ein unbefangenes und lebendiges Verständniß, weil in seinem Geiste etwas von dem Geiste des großen Königs war — dieser „gekrönten Realität", wie Carlyle ihn treffend genannt. Dieser Eine war Gotthold Ephraim Lessing.

Der culturgeschichtlichen Betrachtung gewährt es immer ein besonderes Interesse, die von Hause aus scheinbar ähnlich angelegten und doch in ihrem Verlaufe auseinandergehenden Lebens- und Bildungsgänge gleichbegabter Genien in ihren hauptsächlichsten Entwickelungsstadien zu verfolgen und mit einander zu vergleichen. So geht es uns mit Lessing und Klopstock.

Lessing's Bildungsgang.

Lessing (geb. 1729) war nur um fünf Jahre jünger als Klopstock. Beide entstammten dem obersächsischen Kreise: Lessing's Heimath, Camenz**), war eine churfürstlich säch-

*) Der Plan des „Cyrus" entstand 1758 und Wieland spielt in einem Briefe an Zimmermann ausdrücklich auf die Aehnlichkeit seines Helden mit einem „großen König" an (s. oben S. 200).

**) Ein sächsisches Localblatt, die Budissiner Nachrichten, giebt in seiner Nr. vom 31. Mai 1863 eine Stammtafel der Lessing'schen Familie nach einem

sische Stadt, Klopstock's Vaterstadt, Quedlinburg, ein unter brandenburgischer Hoheit stehendes Stift. Ihre höhere Ausbildung erhielten Beide, nach einer kurzen Vorbereitung im elterlichen Hause und auf niederen Anstalten, auf sächsischen Fürstenschulen, Klopstock in Schulpforta, Lessing in Meißen. An Beide trat schon auf der Schule, gerade in den Jahren größter Empfänglichkeit, ein Hauch der neuen, Fridericianischen Aera heran: Klopstock in seiner einsamen Zelle zu Schulpforta ward durch den Widerhall der kriegerischen Thaten Friedrich's zu dem ersten Gedanken eines nationalen Epos angeregt; der 16jährige Lessing sah in Meißen (1745) mit eigenen Augen die Heldengestalt des jungen Preußenkönigs, der dort die Nachricht vom Siege seiner Truppen in der Kesselsdorfer Schlacht empfing, und schwerlich wird der junge, noch halb knabenhafte Dichter nach solchem Eindruck mit ganz ungetheilter Empfindung an die Abfassung jenes Gedichts gegangen sein, worin er, auf Befehl seines Vaters, für einen Gönner der Familie, einen Herrn von Carlowitz, die „Tapferkeit der Sachsen bei Kesselsdorf" verherrlichen mußte.

Aber schon auf der Schule beginnen die Wege der beiden Dichter-Jünglinge sich zu scheiden. Während Klopstock, dem Adlerfluge eines Homer und David, eines Dante und Milton nacheifernd, sogleich nach dem Höchsten und Fernsten strebt und, mehr seine hochgespannten Wünsche, als seine noch ungeübte Kraft zu Rathe ziehend, sich kühnvermessen an den erhabensten Gegenstand wagt, schlägt Lessing viel bescheidenere Bahnen ein. Er entwirft den Plan zu seinem ersten Lustspiel: „Der junge Gelehrte", dessen Vollendung er jedoch, auch darin ungleich dem ungeduldigeren Klopstock, mit weiser Selbsterkenntniß einer späteren, reiferen Lebenserfahrung vorbehält.

Manuscripte von F. Klix: „Die Familie Lessing". Danach war ein Urältervater Lessing's Bürgermeister in Schkeuditz (zwischen Leipzig und Halle) gewesen. Dessen ältester Sohn, Theophilus (geb. 1697 in Schkeuditz), Bürgermeister in Camenz, war des Dichters Großvater durch seinen zweiten Sohn, M. Joh. Gottfried (geb. 1693), Pastor Primarius ebenda. Die Lessing'sche Familie verzweigte sich außer Schkeuditz und Camenz auch nach Frankfurt a. M., Leipzig, Chemnitz, Breslau, Hoyerswerda, Lübben, Dippoldiswalde, Görlitz, Berlin u. s. w. Daneben giebt es in Breslau und Berlin andere Familien Lessing, die nichts mit jener Familie gemein haben — Juden, welche nach dem Edict v. 11. März 1812, das allen Juden die Führung christlicher Namen gebot, nach dem Dichter des „Nathan" sich nannten.

Wir finden sodann die beiden Jünglinge fast gleichzeitig auf der hohen Schule zu Leipzig wieder. Mit einem einzigen kühnen Schritte erklimmt hier der Sänger des „Messias" sogleich die höchste Staffel dichterischen Ruhmes und schwingt sich empor in eine Idealwelt, aus welcher er niemals wieder ganz den Rückweg auf den festen Boden der Wirklichkeit fand. Lessing beginnt seinen Lauf fast unscheinbar mit kleinen lyrischen, epigrammatischen, dramatischen Beiträgen für die von seinem Freunde Mylius herausgegebenen Zeitschriften, die „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths" (1746—48) und den „Naturforscher" (1747—48). „Kleinigkeiten" nannte er selbst diese seine ersten Dichtungen, als er sie später (1756) in zwei gesammelten Bänden herausgab*).

Lessing's früheste Jugend war, darin der Wieland's ähnlicher, als der Klopstock's, mehr ein emsiges Lernen und Studiren, als ein frisches Sichausleben in Naturgenuß und freier Körperbewegung gewesen. Stets bei den Büchern, wie er selbst sagt, hatte er „ebenso selten an die übrigen Menschen wie an Gott gedacht". In Leipzig erst lernte er einsehen, „daß die Bücher ihn wohl gelehrter, aber nimmermehr zu einem Menschen machen würden". Was er in seiner Clausur zu St. Afra nur geahnt, daß man „auf der Schule Viel lernen müsse, was man in der Welt gar nicht brauchen könne", das wurde ihm hier, inmitten des lebhaften Verkehrs der betriebsamen Handelsstadt, zur völligen Gewißheit. Sobald er dieses Bedürfniß nach Realität empfand, ging er auch rasch entschlossen daran, es zu befriedigen. Er warf die Bücher, die ihn bisher allein beschäftigt hatten, bei Seite und „stieg hinab in die Straßen der Stadt, wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann". Um sich für das gesellige Leben geschickter zu machen, übte er sich im Tanzen, Reiten, Fechten. Er besuchte die „Komödie", um „eine gezwungene von einer natürlichen Aufführung unterscheiden zu lernen"**).

In eben diesem Sinne wählte er seinen Umgang. Die Männer der „Bremer Beiträge", von denen Klopstock sich auf den Schild heben ließ, erschienen dem nüchternen Lessing, der gegen sich selbst

*) Darunter ist auch ein Lustspiel „Damon oder die wahre Freundschaft", noch so ziemlich im Geschmack der „rührenden Komödie" von Gellert.

**) S. Lessing's Briefe an seinen Vater („Werke, herausgegeben von Lachmann", 12. Bd. S. 5. 9. 23 u. s. w.).

ebenso streng war wie gegen Andere, und von Empfindelei, vollends von Schwärmerei, keine Ader hatte, zu „hohenpriesterlich“, auch zu sehr coteriemäßig bestrebt, einander gegenseitig zu heben und zu tragen*). Die Leute, mit denen er verkehrte — fahrende Literaten, wie Mylius, Schauspieler und Schauspielerinnen von der Neuberschen Bühne (darunter Koch, der später eine eigene Gesellschaft errichtete) u. A. — hatten freilich nichts von jenem idealen Nimbus, womit Klopstock seine Freunde, die Genossen des „Wingolf“, umkleidete; um so mehr ließ sich von ihnen wirklich lernen für die Kenntniß des Lebens und die Kunst der Lebensdarstellung. Und das war es, worauf es dem jungen Komödiendichter vor Allem ankam, denn auf das Theater war und blieb sein ganzes Dichten und Trachten gerichtet. Er „sann Tag und Nacht, wie er in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie er glaubte, sich noch kein Deutscher allzusehr hervorgethan hatte**)“.

Einen Strebegenossen, mit dem er seine Ideen austauschte, fand er an Chr. Felix Weiße. Mit ihm wetteifernd übersetzte er Stücke aus dem Französischen und verschaffte sich dadurch nicht blos den glühend ersehnten freien Eintritt in das Theater der Neuberin, sondern auch eine vielseitige Kenntniß der vorhandenen Bühnenstücke und Uebung in der Behandlung scenischer Stoffe. So sehen wir Lessing im directen Gegensatz zu Klopstock von früh an einer entschieden realistischen Richtung sich zuneigen, sehen ihn das Leben studiren, um daraus Stoffe und Anregungen für poetisches Schaffen zu gewinnen.

Der erste eigene Versuch, mit welchem Lessing auf den Bretern debütirte, war eben jener „Junge Gelehrte“, zu dem er den Plan schon auf der Schule entworfen hatte. Dieser Erstlingsversuch ist bezeichnend für die ganze Richtung Lessing's. Er bekundet nicht nur die weise Selbstbeschränkung des jungen, aufstrebenden Dichters, der keinen Schritt weiter geht, als wohin seine Kraft und seine Erfahrung reicht, sondern er verräth auch bereits jenes glückliche Talent, der umgebenden Wirklichkeit poetische Motive abzulauschen. „Ein junger Gelehrter“ — so drückte Lessing selbst

*) Danzel: „Lessing und seine Zeit“, 1. Bd. S. 83.
**) Lessing's „Werke“, 12. Bd. S. 10.

sich über diese seine erste dramatische Arbeit aus — „war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer war ich aufgewachsen; kein Wunder, daß ich meine ersten satirischen Waffen gegen dasselbe wendete*)".

Dieser so frühe und so entschiedene Gegensatz der Lessingschen Geistesrichtung zu der Klopstockschen läßt sich vielleicht einigermaßen aus der Verschiedenheit der ersten Jugendeindrücke und des frühesten Bildungsganges Lessing's von denen Klopstock's, wie wir diese geschildert**), erklären. Klopstock war in der schrankenlosen Freiheit eines behäbigen ländlichen Stilllebens, im steten Umgange mit der Natur, unter dem Einflusse eines originellen, jeder Beschränkung des jugendlichen Geistes abholden Vaters aufgewachsen und dadurch früh zu lebhafteren Empfindungen und zu größerer Ungebundenheit des Phantasielebens angeregt worden. Lessing fand sich als Knabe in häuslichen Verhältnissen, die, wenn nicht knapp, doch streng bemessen waren. Sein Vater, der Pastor Primarius zu Camenz, war ein gelehrter Theolog mit etwas Wolffschem Anflug***). In seiner Familie, einer vorwiegend geistlichen, war gelehrtes theologisches Wissen, daneben aber ein gewisser freier und namentlich duldsamer Zug herkömmlich. Ein Vorfahr von ihm hatte zu einer Zeit, wo solche religiöse Anschauungen noch eine Seltenheit waren (1670), ein Buch „von der Toleranz der Religionen" geschrieben. Seine Mutter erscheint in seinem Briefwechsel mit ihr als eine Frau von etwas beschränkter, nur das Nächste ängstlich beachtender Gemüthsart, keinesfalls dazu angethan, auf Phantasie und Gemüth des Knaben, wie sonst wohl Mütter genialer Männer pflegen, befruchtend einzuwirken. Ebenso wenig thaten dies die beengenden Verhältnisse der kleinen Stadt mit ihren spießbürgerlichen Rücksichten und Fraubasereien, denen jeder höhere Schwung, jedes Abweichen von dem Hergebrachten und Angewöhnten leicht zum Aergerniß

*) In der Vorrede zum 3. und 4. Theile seiner „Kleinen Schriften" (1754) („Werke", Bd. 4).

**) S. oben S. 105 ff.

***) Ich schließe dies daraus, daß die ersten Jugendarbeiten Lessing's, die er auf Betrieb seines Vaters und nach von diesem gestellten Aufgaben fertigte, unverkennbare Spuren Wolffscher Lehren enthalten.

ward*). Umsomehr wurde dadurch in dem lebhaften Geiste des Knaben der natürliche Trieb des Widerspruchs, der Kritik, der Satire geweckt, sein Verstand und seine Beobachtungsgabe geschärft, sein Unabhängigkeitsdrang entwickelt und gestählt.

Solchen negativen Einflüssen des Elternhauses und der Vaterstadt kamen andere, mehr positive, zu Hülfe. Der Rector der Stadtschule zu Camenz, welche Lessing besuchte, Heinitz, war ein eifriger Gottschedianer. Er schrieb ein Schulprogramm, worin er die Schaubühne als eine „Schule der Beredsamkeit" pries. Das Komödienspiel stand damals bei den Theologen, selbst den minder streng gesinnten, als eine Stätte des Leichtsinns und der Thorheit in schlechtem Ansehen. Die Geistlichen zu Camenz, auch Lessing's eigner Vater, fielen über den verwegenen Schulmann unbarmherzig her; die Freiergesinnten unter der Bürgerschaft nahmen ihn in Schutz. Unter den Letzteren war jener Mylius, den wir als Lessing's Freund und Strebegenossen auf der Universität wiederfinden, ein junger Mann von scharfem Verstand und begabt mit mancherlei Kenntnissen, besonders im Gebiete der Naturwissenschaften (soweit diese damals schon ausgebildet waren), aber im Punkte der Religion ein Freidenker und in seinem sittlichen Lebenswandel ziemlich ungeordnet.

So brachte der junge Lessing auf die Schule zu Meißen eine starke, durch den Widerspruch seiner Umgebungen nur noch mehr gereizte Neigung für's Theater, zugleich einen lebhaften Trieb der Kritik und der Satire mit. Das Letztere schließen wir u. A. aus der halb anerkennenden, halb spöttischen Bezeichnung: „admirabler Lessing", womit einer der Lehrer zu Meißen, der wahrscheinlich des jungen Schülers geistiges Uebergewicht zu fühlen gehabt hatte, ihn beehrte; das Erstere zeigt sich in seiner ausgesprochenen Vorliebe für die Komödien des Plautus und des Terentius und für die Charaktere des Theophrastus. Daneben scheinen seinen früh entwickelten Scharfsinn die exacten Wissenschaften gereizt zu haben; er schloß sich vorzugsweise an den Professor der Mathematik an, der zugleich

*) Aus Lessing's Briefwechsel mit seiner Familie ersieht man, wie sein ganzes Thun und Treiben, sein Umgang, seine literarischen Streitigkeiten, seine satirischen Ausfälle auf Personen und Verhältnisse in den heimischen Kreisen beklatscht und bekrittelt wurden und welchen beängstigenden Eindruck jedes solches Gerede auf seine Eltern, besonders die Mutter, hervorbrachte.

ein Kenner und Freund der neuesten deutschen Literatur war und ihn mit Hagedorn und Haller, mit Pyra und Gleim bekannt machte. Auch mit Philosophie scheint sich der junge Lessing schon in Meißen beschäftigt zu haben; mit einer fast altbärtigen Ernsthaftigkeit sehen wir den erst Vierzehnjährigen in seinen Aufsätzen die optimistischen Ansichten der Leibnitz-Wolf'schen Schule vertheidigen und poetische Versuche über die „Vielheit der Welten" machen*).

So vorgeschult und mit dem fertigen Entwurfe zu dem „Jungen Gelehrten" in der Tasche, kam Lessing nach Leipzig, wo er, wie wir sahen, was noch von Schlacken todter Gelehrsamkeit an ihm klebte, rasch abstreifte und dann rüstig daran ging, den lebendigen Kern seines Wissens und Könnens für dichterisches Schaffen fruchtbar zu machen.

Gänzlich vernachlässigte er dabei die gelehrten Studien keineswegs, und, wennschon sein Collegienbesuch als ein besonders regelmäßiger nicht gerühmt wird, so konnte er doch, als nach zwei Jahren (1748) sein Vater, durch übertriebene Nachrichten von des Sohnes ungeregelter Lebensweise erschreckt, ihn ins Elternhaus zurückberief, zu dessen großer Ueberraschung und Beruhigung den Beweis liefern, daß sein Aufenthalt in Leipzig auch für seine wissenschaftliche Bildung kein verlorener gewesen sei. Er lernte von Ernesti die freiere Behandlung der alten Classiker, die er später in seinen geistvollen kleinen Arbeiten so vielfach bethätigte; noch mehr schloß er sich an Christ an, den genialen Ausleger des Alterthums, den in Kunst und Wissenschaft wie im Leben vielseitig bewanderten Gelehrten, und an Kästner, den scharfen mathematischen Kopf und feinen Epigrammatiker voll beißender Satire**).

Lessing's erstes Drama: „Der junge Gelehrte".

Kästner war es auch, der ihm bei der Ausarbeitung seines „Jungen Gelehrten" für's Theater mit seinem Rathe zur Seite stand. Die Neuberin, einst Gottsched's Freundin, aber seit mehreren Jahren schon mit diesem zerfallen, brachte das Stück auf die Breter (1748). Die Aufnahme, die es fand, war eine äußerst günstige. Es verdankte diesen Erfolg unstreitig der größeren Freiheit und Lebendigkeit, womit hier, im Ver-

*) „Werke", 11. Bd. 1. Abth. S. 3 ff.
**) Danzel: „Lessing", S. 47 ff.

gleich zu andern zeitgenössischen Stücken, der Dialog gehandhabt war, der schärferen Charakterzeichnung, durch welche die noch beibehaltenen herkömmlichen Typen der Komödie ziemlich glücklich individualisirt erschienen, vor Allem wohl der Wahl des Stoffs, die doppelt wirksam sein mußte in einer Stadt wie Leipzig, wo man auf der einen Seite den Pedantismus des Stockgelehrtenthums noch in voller Blüthe stehen sah, auf der anderen aber dicht daneben die freiere Bewegung des bürgerlich praktischen Lebens mit seinen so ganz anderen Anforderungen an den Einzelnen wahrnahm.

Lessing's Uebersiedelung nach Berlin. Die damaligen geistigen und literarischen Zustände Berlins.

Ein so glücklicher Anfang wäre wohl dazu angethan gewesen, den jungen Dramatiker zum Weitergehen auf der betretenen Bahn zu ermuntern. Die Neuberin bot Alles auf, um ihn an ihre Bühne zu fesseln. Allein Lessing erkannte mit richtigem Instinkt, daß, wenn er Größeres leisten wolle, er sich in größere Verhältnisse hineinleben, seinen Horizont der Welt- und Menschenkenntniß erweitern müsse.

Leipzig war bis vor Kurzem der eigentliche Mittelpunkt der literarischen, überhaupt der geistigen Bewegung in Deutschland gewesen. Jetzt fing Berlin an, ihm diesen Rang streitig zu machen*). Schon in der kurzen Pause zwischen dem ersten und dem zweiten schlesischen Kriege hatte der belebende Einfluß der großen Persönlichkeit Friedrichs sich in einer erhöhten geistigen Regsamkeit um ihn her zu zeigen begonnen. Friedrich selbst verkehrte zwar vorzugsweise mit französischen und andern ausländischen Gelehrten und Schöngeistern, die er an seinen Hof gezogen, und nur mit einigen deutschen, wie Jordan, Kayserling, Bielefeld, Quintus Icilius. Aus der Mitte der Letzteren heraus bildete sich 1743, als eine Art Gegengewicht gegen den allzugroßen Einfluß der Ausländer, eine gelehrte Gesellschaft, an welcher die Minister von Borck und von Schmettau Theil nahmen und über welche der König selbst eine Art von Protectorat übte**). Die Wiederbelebung der unter dem ersten König von Preußen gestifteten, aber niemals recht zur Wirksamkeit gelangten, unter Friedrich Wilhelm I. gänzlich eingeschlafenen Akademie der Wissenschaften, für welche Friedrich II. die bedeutendsten Namen

*) So äußert sich Kayserling in seinem Buch „Moses Mendelssohn", S. 11, ohne indeß diese Behauptung durch Thatsachen auszuführen und zu begründen.

**) v. Bielefeld: „Freundschaftliche Briefe". 2. Bd. S. 290.

Deutschlands und Frankreichs gewann, verlieh dem geistigen Leben Berlins neuen Schwung und Glanz.

Schon unter dem alten König hatte es in Berlin einige Männer von höherer geistiger Begabung gegeben, welche aber in der nüchternen, fast nur von Trommelschall und Commandoruf widerhallenden Stadt ein vereinsamtes und wenig bemerktes Dasein führten. Dahin gehörten der glaubensmilde Prediger Jablonski, der philosophisch gebildete Probst Reinbeck, der eifrige Apostel Wolffscher Ideen Graf Manteuffel. Die beiden Erstgenannten starben, ehe die neue Aera recht begann; Graf Manteuffel, wegen seiner politischen Vielgeschäftigkeit von Friedrich II. beargwöhnt und vom Hofe verbannt, verlegte im Jahre 1741 die Stätte seines wissenschaftlichen Mäcenatenthums nach Sachsen, in die unmittelbare Nähe von Leipzig.

Dafür entstand allmälig ein neuer Kreis strebsamer jüngerer Kräfte, welche theils durch die von Friedrich's Geist beseelte Regierung in amtliche Stellungen dorthin berufen, theils von den Strahlen des aufgehenden Gestirns angelockt wurden*). Schon 1740 war Sack, bis dahin Prediger in Magdeburg, durch Reinbeck empfohlen, einem Rufe als Hofprediger nach Berlin gefolgt. 1743 wanderte ein armer, von glühendem Wissensdurste getriebener israelitischer Jüngling, Moses Mendelssohn, seinem Lehrer, dem gelehrten Rabbi Fränkel, nachfolgend, durch das Rosenthaler Thor in die preußische Hauptstadt ein**). In den Jahren 1745 und 1746 faßten zwei Vertreter der Schweizer Schule, H. C. Hirzel und Sulzer, in Berlin Posto, denen 1749 ein Dritter aus demselben Kreise, Schultheß, folgte. Der Theolog Spalding, der damals schon Einiges von Shaftesbury übersetzt hatte, verweilte als Secretair der schwedischen Gesandtschaft von 1745 bis 1747 in Berlin. Ebenso Ramler, der erst vorübergehend, dann, seit 1748, wo er als Professor bei dem Cadettencorps eine feste Stellung erhielt, dauernd dort lebte. Gleim war nach kurzem Aufenthalte in der preußischen Hauptstadt (1741), wo es ihm damals noch wenig behagte, nach Potsdam übergesiedelt und

---

*) Vergl. zu dem Folgenden: Koberstein a. a. O. 2. Bd. S. 920 ff.; Denina, „La Prusse litéraire“; Gleim's Briefwechsel mit Kleist (Handschrift); Mörikofer: „Die schweizerische Literatur im 18. Jahrhundert“; Kayserling a. a. O.; Stern: „Geschichte des Judenthums“.

**) Denina a. a. O.

dort durch Ewald Kleist's Bekanntschaft festgehalten worden. 1745, nach seiner Rückkehr aus Schlesien, finden wir ihn abermals in Berlin, wo er bis 1747 der Mittelpunkt eines Kreises war, zu dem anfangs u. A. Pyra (der bald starb), später Ramler und Spalding, von Potsdam aus auch Kleist gehörte.

So hatte sich in wenig Jahren in dem noch vor Kurzem so geistesöden Berlin ein reger und vielseitiger literarischer Verkehr entwickelt. Ramler, der „Berliner Gottsched", wie er genannt wurde, brachte dazu die strengern Formen und das steifere Pathos der ältern Schule mit, Gleim die bewegliche Weise der Hallenser; Sack und Spalding vertraten das milde, der freien Lebensbildung zugewendete theologische Element, Kleist die männliche Tüchtigkeit des Soldaten, dessen im Leben geschulter Geist sich dem befruchtenden Hauche der Poesie und der Freundschaft in liebenswürdiger Hingebung erschloß; Sulzer und Schultheß erschienen als Apostel Bodmerischer Anschauungen; sie und ihr Landsmann Hirzel cultivirten zugleich neben der schönen Literatur jene praktischen Wissensgebiete, welche in ihrer Heimath, dem Lande der freien bürgerlichen Selbstthätigkeit, ebendamals in frischer Blüthe standen, schrieben moralische Betrachtungen über die Natur und Beiträge zur Erziehung der Jugend.

Ein engerer persönlicher Verkehr entwickelte sich unter diesen Männern, namentlich denen, welche das gleiche literarische Streben verband. Im Jahre 1749 entstand eine gesellige Vereinigung, der „Montagsklub", dessen erste Theilnehmer Schultheß, Sulzer, Sucro, Ramler waren, dem später (von 1752 an) auch Lessing, Nicolai, Abbt u. A. angehörten.

Auch gemeinsame schriftstellerische Arbeiten gingen aus diesem Zusammenleben strebsamer Geister hervor. Berlin ward allmälig der Mittelpunkt einer literarischen Kritik. Die größere Freiheit, deren seit Friedrich's II. Regierungsantritt sich in Preußen die Presse zu erfreuen hatte, weckte den kritischen Geist, und die kaltverständige Richtung des Denkens, welche die geistreiche Tafelrunde Friedrich's, meist Franzosen, repräsentirte, reizte theils zur Nachahmung, theils zur Opposition*).

*) „Die besten deutschen Schriftsteller bildeten sich an den französischen", sagt Denina a. a. O. 1. Bd. S. 62, freilich übertreibend.

Friedrich selbst hatte alsbald nach seiner Thronbesteigung einen seiner gelehrten Freunde, Jordan, veranlaßt, ein Journal litéraire et politique zu schreiben, an dem er selbst mitarbeiten wollte. Aus solchen Anregungen ging das Journal de Berlin ou nouvelles politiques et litéraires (bei Haude) hervor, das aber nur wenige Monate bestand. Auch die „Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ (bis 1743, mit dem Motto: „Wahrheit und Freiheit“) ergingen sich bisweilen auf literarischem Gebiete; mehr noch war dies der Fall mit der „Sammlung von allerhand neusten, meist noch ungedruckten Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ (1742). Im Jahre 1747 entstand ein kritisches Journal, die „Berlinische Bibliothek von neu herausgegebenen Schriften“, welches aber auch nur drei Jahre sich erhielt; 1749 die „Berlinischen wöchentlichen Berichte der merkwürdigsten Begebenheiten des Reichs der Wissenschaften und Künste“.

Dies waren die geistigen Zustände der preußischen Hauptstadt, als Lessing um das Ende des Jahres 1748 dorthin kam. Sein Weggang von Leipzig war kein ganz freiwilliger gewesen; eine pecuniäre Verpflichtung, die er für einen Freund übernommen hatte und der er nicht zu genügen vermochte, zwang ihn, seinen bisherigen Aufenthaltsort bei Nacht und Nebel zu verlassen. In Berlin fand er Mylius wieder, der ihm dorthin vorausgegangen war und ihn zur Nachfolge ermuntert hatte. Fast wäre Lessing in Wittenberg, der Stadt abgezogener, ernster Studien, haften geblieben. Auf dem Wege erkrankt, war er dort zurückgeblieben und hatte sich mit des Vaters Einwilligung als Student der Medizin einschreiben lassen. Allein bald lockte es ihn doch in die Stadt des neuaufgehenden literarischen Lebens, zu freierer und vielseitigerer Thätigkeit.

Lessing's dramatische und dramaturgische Thätigkeit in Berlin. Weitere Versuche im Lustspiel.

In Berlin hatte er anfangs mit schweren Hindernissen zu kämpfen. Fremd, ohne Mittel, — da er auf Unterstützung von Hause, wo man mit dieser neuen Wendung seines Lebens wenig zufrieden war, freiwillig verzichtete —, ohne Bekanntschaften, war er eine Zeit lang fast nur auf Mylius angewiesen, dessen Verbindungen ihm nothdürftig Beschäftigung und Unterhalt verschafften. Er war genöthigt, seine Kenntnisse und seine Fähigkeiten auf die mannigfachste Weise zu verwerthen und zu dem Ende Beides mehr auszubilden, und er legte

so den Grund einestheils zu der Vielseitigkeit seines gelehrten und kritischen Wissens und Könnens, anderntheils zu der Unabhängigkeit seines Charakters und seiner Lebensstellung, zu der Fähigkeit und Neigung, nur auf die eigene Kraft zu vertrauen und Niemandem als sich selbst seine Existenz zu verdanken. Wenn Klopstock durch seinen frühen Dichterruhm rasch dahin gelangte, von Protectoren, gekrönten und ungekrönten, sich zu einem ebenso behaglichen als ausgezeichneten äußeren Dasein verholfen zu sehen, so führte Lessing das Leben eines fahrenden Literaten, der, was er hatte und was er war, nur sich und seinen täglich erneuten Kraftanstrengungen verdankte.

Ueberblicken wir die Menge geringfügiger und unscheinbarer Arbeiten, die Lessing um des lieben Brodes willen damals und zum Theil auch später übernahm, so mögen wir beklagen, daß er die darauf verwendete Zeit nicht zu großen Hervorbringungen verwerthen konnte; aber wir dürfen nicht vergessen, daß sein Geist und sein Scharfsinn dadurch eine vielseitige Nahrung und eine seltene Beweglichkeit, sein Charakter eine Energie erhielt, die ihn vor dem Versinken in Empfindelei irgend welcher Art und vor dem vagen Herumschweifen in blos idealen Regionen bewahrte.

Lessing's Umgang bestand auch in Berlin meist aus Schauspielern und anderen Künstlern, durch welche er mit dem Theater in Verbindung blieb, aus Buchhändlern und Schriftstellern, durch welche er die Fortschritte der Literatur kennen lernte. Auch zu manchem der französischen Stark- und Schöngeister, welche damals in Berlin den Ton angaben, trat er in Beziehungen, und auf die Schärfe und Klarheit seines Styls ist diese Bekanntschaft mit den Franzosen gewiß nicht ohne Einfluß geblieben.

Für seine Ausbildung als dramatischer Dichter arbeitete er in Berlin in doppelter Richtung: einmal durch Lustspiele, die er fertigte und durch die er sich in dieser Gattung von Poesie weiter übte, das andere Mal durch die Sammlung und Sichtung fremder Geistesarbeiten des gleichen Faches, was ihm zu Vergleichungen und zur Gewinnung allgemeiner Regeln Veranlassung bot. Mit Mylius vereint gab er „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“ heraus (1749), eine Mustersammlung von älteren und neueren Theaterstücken, theils für den praktischen Gebrauch der Bühnen, theils für das ästhetische Studium.

Lessing stand damals mit seinen Anschauungen vom Drama noch fast ganz auf dem hergebrachten Standpunkte des französischen Classicismus. Die drei Einheiten galten ihm für selbstverständlich. Indessen warnte er doch bereits vor einer zu ausschließlichen Nachahmung der Franzosen und verwies neben den alten Classikern auch auf das englische und das spanische Theater; ja es findet sich hier schon der Gedanke angedeutet, den er um volle zehn Jahre später in dem berühmten 17. Literaturbriefe weiter ausführte: daß der deutsche Geist mehr dem englischen als dem französischen wahlverwandt sei, und daß daher das deutsche Drama eher dem englischen als dem französischen sich anbilden solle.

Was seine eigenen Lustspiele betrifft, so hatte er schon vor der Uebersiedelung nach Berlin die „Alte Jungfer" und den „Misogyn" vollendet, zwei Stücke, welche noch ganz die Nachahmung fremder Muster verrathen und sich wenig über das Gewöhnliche erheben. Dagegen zeigen zwei andere, „Die Juden" und „Der Freigeist" (beide aus dem Jahre 1749), einen entschiedenen Fortschritt im Stoff wie in der Behandlung. In beiden ist eine allgemeine sociale Idee in poetischer Form ausgedrückt. In den „Juden" wollte Lessing, wie er sagt, „versuchen, welche Wirkung es haben würde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigt, wo es sie gar nicht vermuthet". „Sie waren", wie er sich weiter ausdrückt, „das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann, da so viele Helden und Propheten aus ihm hervorgegangen."

Lessing hatte jedenfalls schon in Leipzig genugsam Gelegenheit gehabt, die entwürdigende Stellung zu beobachten, zu welcher Gesetz und Sitte die Juden damals noch allerwärts in Deutschland verdammte; in Berlin fand er, selbst unter des aufgeklärten Friedrich Regierung, dieselben Vorurtheile wieder, denen in seinem Stücke entgegenzutreten er den Muth hatte. Durfte doch selbst ein Mendelssohn, auch nachdem er schon als Gelehrter sich hervorgethan, in der Residenz des „Philosophen auf dem Throne" nur unter der Bedingung verweilen, daß er sich auf der Polizei als Commis bei einem jüdischen Handelshause einschreiben ließ*).

---

*) Ob der Plan zu den „Juden" noch in den Leipziger oder schon in den

Die Fabel des Stücks ist folgende: Ein Reisender hat einen auf der Straße von Räubern angefallenen Baron gerettet und ist dessen Gast auf seinem Gute geworden. Er bezaubert seinen Wirth durch Liebenswürdigkeit, Bildung und Herzensgüte; die Tochter des Barons verliebt sich in ihn. Endlich, da der Baron ihm geradezu die Hand seiner Tochter anbietet, entdeckt er sich ihm als Jude. Der Baron steht nun zwar von seiner Idee ab, erkennt aber den Werth des Mannes an, indem er ausruft: „Wie achtungswerth wären alle Juden, wenn sie Ihnen glichen"; worauf der Jude erwidert: „Und wie liebenswürdig die Christen, wenn sie alle Ihre Eigenschaften hätten!"

So ist hier schon im Grundgedanken angedeutet, was Lessing fast dreißig Jahre später im „Nathan" so herrlich ausführte.

Auch wies Lessing schon hier darauf hin, daß es meist die Christen seien, welche durch Verachtung und Verfolgung die Juden dahin brächten, durch Betrügerei und Niedrigkeiten sich entweder an ihnen zu rächen oder vor ihnen zu retten, ganz ähnlich, wie dies wenige Jahre vorher Gellert in seiner „Schwedischen Gräfin" gethan hatte*).

Zu dem „Freigeist" lieferte dem Dichter das Modell seines Helden höchst wahrscheinlich sein Freund Mylius, während die Tendenz des Stückes eine Concession an das Vaterhaus und dessen geistliche Traditionen sein mochte**). Adrast ist ein Freigeist, nicht in dem weitgehenden Sinne jener französischen Philosophen, die am Hofe Friedrich's II. den Ton angaben (mit diesen hat Lessing niemals sympathisirt), sondern in dem viel gemäßigtern der deutschen Freidenker, die, wie Arnold, Dippel oder Edelmann, die Pfeile ihres Hasses weniger gegen die Lehren der Kirche, als gegen deren Diener, die Priester, richteten, in diesen nichts als Heuchler, Egoisten, Ver-

Berliner Aufenthalt Lessing's fällt, ist ungewiß. Wenn Kayserling in seinem: „Moses Mendelssohn", S. 36, sagt: „Lessing schrieb das Stück 1749, lange bevor er nach Berlin kam", so ist dies natürlich ein chronologischer Irrthum, denn Lessing kam nach Berlin Ende 1748.

*) S. oben S. 43.

**) Er schreibt an seinen Vater: „Wenn ich Ihnen nun verspräche, eine Komödie zu machen, die nicht nur die Herren Theologen lesen, sondern auch loben sollten?"

ketzerer und Verfolger Anderer erblickten. Durch einen edeln und achtungswerthen Vertreter des geistlichen Standes, Theosophron, der ihn wiederholt aus Verlegenheiten rettet, mit Wohlwollen überhäuft, mit Zartheit behandelt, wird Adrast von diesem Vorurtheil endlich geheilt. Ein psychologisches Naturspiel verleiht dem Stück, das sonst durch die etwas breite Entwickelung der beiden Charaktere leicht eintönig hätte werden können, einen frischeren Reiz: zwei verlobte Paare tauschen ihre Neigungen, gleichsam ihre Pole, um, indem das Gleichartige, das erst zusammenzupassen schien, bei näherer Bekanntschaft sich wechselseitig abstößt, dafür aber von dem Entgegengesetzten angezogen wird.

Der „Freigeist" ist von allen Lessingschen Lustspielen aus dieser Periode — zu denen noch der nach dem Modell der italienischen Maskenspiele gearbeitete „Schatz" gehört (1750) — durch gewandte Form und individualisirende Charakteristik (wenigstens in den meisten der vorgeführten Personen) das hervorragendste.

Lessing's kritische Erstlingsarbeiten.

Neben dem poetischen Schaffen begann Lessing jetzt auch eine kritische Thätigkeit für die schöne Literatur, die ihm nicht weniger, ja noch mehr Ruhm und Verdienst als jene eintragen sollte. Die ästhetische Journalistik Berlins, die wir oben in ihren Anfängen (bis zu Lessing's Ankunft daselbst) kennen lernten, trieb auch in den nächsten Jahren noch weitere und stärkere Keime. 1750 hatten Ramler und Sulzer sich zur Herausgabe eines Blattes: „Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" vereinigt. In dem darauf folgenden Jahre erschien zuerst eine literarische Beilage zur Vossischen Zeitung unter dem Titel: „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes" *). Diese literarische Beilage (oder, wie sie wohl auch genannt ward, „der gelehrte

*) Lachmann hat im 3. Bde. der Lessingschen „Werke" eine Sammlung der bedeutenderen Aufsätze Lessing's aus jener Zeit zusammengestellt. Die Beilage selbst findet sich, ebenso wie die meisten andern der damals in Berlin erschienenen literarischen Zeitschriften, noch auf der königlichen Bibliothek daselbst. Zwei solche Zeitschriften seien hier noch erwähnt, die einer etwas späteren Zeit angehören: die „Vermischten Abhandlungen über das Neueste aus der Gelehrsamkeit" (ebenfalls bei Voß, 1756) und eine französische: die Mélanges littéraires par une société de gens de lettres, 1755 ff.

Artikel zur Vossischen Zeitung*) ward von dem Verleger dem jungen Magister Lessing angetragen und von Letzterem übernommen.

Für die Zeitung selbst hatte er nur die herkömmlichen Festgedichte zur Feier des königlichen Geburtstages und zum Neujahr abzufassen. Er zeigt sich in diesen als ein nicht blos conventioneller, sondern wirklich überzeugter Bewunderer des großen Königs.

Was die Kritiken betrifft, so tritt Lessing darin sofort in voller, blanker Rüstung auf, scharf und schlagend in seinen Bemerkungen, mit einer bewundernswerthen Vielbelesenheit, mit einem fertigen, sicheren Urtheil, ohne Scheu vor angemaßter Autorität, dagegen anerkennend und duldsam gegen jedes wahre Streben, auch wenn es nicht von Mängeln frei ist. Gegen Gottsched ist er unerbittlich; für Klopstock's „Messias" hat er eine gewisse Pietät. „Gesetzt, das Gedicht hat einige Flecken", sagt er, „so bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unser Vaterland die Ehre, schöpferische Geister zu besitzen, vertheidigen kann." Doch hält ihn dies nicht ab, die Schwächen der Klopstockschen Poesie, besonders ihre Ueberschwänglichkeit, mit sicherem Blick herauszufinden. In Klopstock's „Ode an Gott" bemerkt er „eine Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte". Ja auch am „Messias" scheint ihm mehr das religiöse, als das eigentlich poetische Moment die Größe des Gedichtes auszumachen. „Wenn auch der Verfasser des Messias kein Dichter ist", äußert er, „so doch ein Vertheidiger unserer Religion. Das erhabenste Geheimniß weiß er von einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in die Bewunderung verliert." Den spätern kritischen Zweifler im Punkte der Religion verrathen bereits die Worte, die er hinzusetzt: „Klopstock weiß in seinen Lesern den Wunsch zu wecken, daß das Christenthum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei".

Gellert's Verdienste um die Geistes- und Herzensbildung seiner Zeitgenossen weiß Lessing zu schätzen. „Wer ist geschickter als er", sagt er, „die Natur überall in ihre alten Vorrechte unter uns wieder einzusetzen?" Dagegen ist er streng gegen die Nachahmer Klopstock's, die durch bloße Aeußerlichkeiten, wie Verbannung des Reimes, diesem zu gleichen meinten, und ebenso gegen das gehaltlose Tändeln der Anakreontiker.

Auch über den Kreis blos literarischer Gegenstände hinaus, auf das Gebiet socialer und moralischer Fragen erstreckt Lessing bisweilen seine kritische Thätigkeit. In einem besondern Theile jener Kritiken („Monatliche Beiträge“ zur Vossischen Zeitung oder „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes“) bespricht er u. A. Rousseau's Abhandlung gegen die Künste und Wissenschaften. Dieselbe erscheint ihm übertrieben, insoweit sie den Menschen von aller Cultur ablenken und zur Gemeinschaft mit dem vernunftlosen Thier zurückführen möchte; „aber“, meint er, „es wäre doch gut, wenn Frankreich viele dergleichen Prediger hätte, denn dort wird das Laster zur Artigkeit, und der Schriften sind unzählige, welche die Religion untergraben und die Wollust ins Herz pflanzen“.

Gegen die materialistischen und sittlich leichtfertigen Ansichten, die in manchen französischen Schriften, wie L'homme machine, L'art de jouir und ähnliche, zu Tage treten, erklärt er sich sehr entschieden.

Das eigentlich politische Gebiet schließt Lessing planmäßig von seiner Kritik aus. Von einem gelehrten Werke über „die Regierungskunst“, das ihm zur Beurtheilung vorlag, sagt er: „es schiene ihm recht gut, wenn die Regierungskunst nur ein Gegenstand wäre, dem ein Gelehrter gewachsen sein könnte, wenn sie nicht Etwas wäre, welches hundert Umstände oft verändern“. Besser, meint er, überlasse man dieselbe „demjenigen Geist, den die Natur zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zu einem Vorbilde der Könige machen wollte“.

Das Wittenberger Intermezzo.

Wie Lessing 1748 Berlin durch einen raschen Entschluß zu seinem Aufenthalte gewählt hatte, ebenso plötzlich verließ er es im Jahre 1752 und nahm den alten Plan, in Wittenberg seine Studien fortzusetzen, wieder auf. Ein Conflict mit dem von Friedrich bewunderten Voltaire, für den er ein Manuscript übersetzt hatte und der ihn eines literarischen Raubes an ihm beargwöhnte, mag dazu beigetragen haben, ihm den Aufenthalt in Berlin zu verleiden.

In Wittenberg vergrub er sich ganz in philologische und theologische Gelehrsamkeit. Hier entstanden zumeist jene: „Rettungen“, Vertheidigungen älterer oder neuerer Schriftsteller, die nach seiner Meinung verkannt worden waren. Er nahm sich des Horatius gegen diejenigen seiner Ausleger, die ihm Feigheit und Wollust vorwarfen,

ebenso eines Dichters aus dem 16. Jahrhundert, des Lemmius, gegen das harte Urtheil sogar eines Luther tapfer an. Ein Hauptstudium während seines Wittenberger Aufenthalts war auch Bayle's Dictionnaire. An ihm schärfte er sein ohnehin scharfes Urtheil noch mehr; von ihm lernte er eine freiere Lebensanschauung und Toleranz in religiösen Dingen. Seinen poetischen Liebhabereien schien er gänzlich entsagt zu haben.

Aber schon im nächsten Jahre ist er wieder in Berlin und arbeitet auf's Neue an der Vossischen Zeitung. Alsbald fühlte er sich auch wieder zu dichterischen Productionen angeregt. Das Lustspiel genügte ihm nicht mehr; er experimentirte mit neuen Formen und neuen Stoffen.

Lessing's zweiter Aufenthalt in Berlin. Henzi, Faust, Miß Sara Sampson.

Als rother Faden geht durch alle diese Versuche das sichtbare Streben des jungen Dichters, mit der Poesie näher ans Leben heranzukommen, sie dem Banne eines blos gelehrten Formalismus zu entreißen.

Im „Henzi"*) unternahm er das kühne Wagniß, einen geschichtlichen Stoff aus der unmittelbarsten Gegenwart tragisch zu behandeln. Die Hinrichtung eines Berner Patrioten durch die herrschende Partei der Patrizier gab ihm dazu den Anstoß. Eine nicht geringere Kühnheit bestand darin, daß Lessing ein heroisches Trauerspiel dichtete und zum Helden desselben keinen König oder Feldherrn, sondern einen einfachen Bürger, noch dazu einen Republikaner wählte. Die hergebrachte Sitte verlangte damals noch für die Tragödie, daß sie nur auf den Höhen der menschlichen Gesellschaft wandelte.

Diese beiden Neuerungen abgerechnet, bewegt sich dieses Drama noch ganz im Rahmen der alten Gottschedschen oder französischen Schule: dieselbe strenge Beobachtung der drei Einheiten, derselbe steife Alexandriner, dasselbe rhetorische Pathos, an Worten fruchtbarer als an Thaten. Nur in der Individualisirung der Charaktere ist ein Fortschritt erkennbar.

Nach ganz anderer Seite hin lockte ihn bald darauf das deutsche Volksschauspiel. Im Jahre 1753 ward auf der Schuchschen Bühne

*) Hettner a. a. O. setzt den Entwurf des „Henzi" schon ins Jahr 1749, die Ausarbeitung ins Jahr 1753.

das alte Puppenspiel: „Faust“ aufgeführt*). Wir wissen aus Lessing's späteren Angriffen auf Gottsched**), daß er der Meinung war, das deutsche Volksschauspiel hätte bei richtiger Pflege in ähnlicher Weise veredelt und zum volksthümlichen Kunstdrama entwickelt werden können, wie dies in England geschehen war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er selbst im „Faust“ einen Versuch in dieser Richtung machen wollte.

Leider besitzen wir nur wenige Bruchstücke davon***). Nach

---

*) Danzel a. a. O. S. 450 nimmt als selbstverständlich an, es sei in Berlin gewesen, wo Lessing den „Faust“ gesehen. Nach einer Bemerkung Nicolai's dagegen (Lessing's „Werke“ von Lachmann, 12. Bd. S. 42) hätte es in Berlin vor 1756 kein deutsches Lustspiel gegeben. Vielleicht kein ständiges, aber doch ein zeitweiliges.

**) „Literaturbriefe“ (1759), 17. Brief. Lessing weist dort ausdrücklich auf „Faust“ hin.

***) Lessing hat sich, wie es scheint, viel und wiederholt mit diesem Plane beschäftigt, ohne doch damit ganz zu Stande zu kommen. 1753 mag er, wie Danzel vermuthet, die Idee erfaßt und erste Hand an die Bearbeitung gelegt haben. Am 19. November 1755 fragt Mendelssohn in einem Briefe an, wie weit er mit seinem „bürgerlichen Trauerspiele“ sei, dem er wohl schwerlich den Namen „Faust“ lassen werde. (Lessing's „Werke“, 13. Bd. S. 8.) Am 8. Juli 1758 schreibt Lessing an Gleim von Berlin: „Ehestens (!) werde ich mein Drama „Faust“ hier spielen lassen. (Ebenda, 12. Bd. S. 119.) In dem bekannten 17. Literaturbriefe (1759) deutet Lessing auf seinen „Faust“ hin und theilt eine Scene daraus mit. Karl Lessing im Vorworte zu seines Bruders „Theatralischem Nachlaß“ (S. XXXIX) bemerkt: „Einer seiner Freunde hat mich versichert, er habe in Breslau (also zwischen 1760—1765) 12 Bogen dieses Trauerspiels im Manuscript selbst gelesen“. Am 21. Sptbr. 1767 (von Hamburg aus) schreibt Lessing an seinen Bruder Karl: „Ich bin Willens, meinen Dr. Faust noch diesen Winter hier spielen zu lassen. Wenigstens arbeite ich aus allen Kräften daran“ (!) Er bittet ihn um Uebersendung einer clavicula Salomonis, die er dazu brauche. (Ebenda, 12. Bd. S. 185.) Endlich äußert sich eben jener Freund, der Hauptmann v. Blankenburg, in einem Briefe vom 14. Mai 1784 folgendermaßen: „Daß Lessing vor vielen Jahren schon an jenem „Faust“ gearbeitet hatte, wissen wir aus den Literaturbriefen. Aber, so viel mir bekannt, unternahm er die Umarbeitung, vielleicht auch nur die Vollendung seiner Arbeit zu einer Zeit, wo aus allen Zipfeln Deutschlands „Fauste“ angekündigt waren, und sein Werk war meines Wissens fertig. Man hat mir mit Gewißheit erzählt, daß er, um es herauszugeben, nur auf die Erscheinung der übrigen „Fauste“ gewartet habe. Er hatte es bei sich, da er von Wolfenbüttel eine Reise nach Dresden machte; hier übergab er es in einem Kästchen, in welchem noch mehr Papiere und andere

denselben zu urtheilen, würden wir, wenn der Plan ausgeführt worden wäre (von dem wir freilich nur äußerst wenig und auch

Sachen waren, einem Fuhrmann, der dieses Kästchen einem seiner Verwandten in Leipzig, dem Kaufmann Lessing, überliefern sollte; dieser sollte es weiter nach Wolfenbüttel besorgen. Aber das Kästchen kam nicht an, der Himmel weiß, in welche Hände es gerathen ist": (Lessing's „Werke", 2. Bd. S. 494.) Aus dieser Darstellung hat Düntzer („Goethe's Faust", 1. Thl. S. 16 ff.) gefolgert: Lessing habe nach dem Verlorengehen seines Faustmanuscripts „noch den Plan einer andern (neuen) Bearbeitung der Volkssage gefaßt", er habe aber „diesen „Faust" auf sich beruhen lassen, da er vorab das Erscheinen des Goetheschen (!) Drama abwarten wollte, von welchem schon damals verlautete". Beide Conjecturen haben wenig Wahrscheinlichkeit für sich, sind auch durch kein äußeres Zeugniß beglaubigt. Denn nach Blankenburg's Angabe war Lessing's „Faust" in seiner neuen, bez. vollendeten Gestalt „fertig", und er wartete nur mit der „Herausgabe" desselben bis zum Erscheinen der andern „Fauste". Dann ging das (fertige) Manuscript verloren. Welche „Fauste" Blankenburg hier meint, ist freilich schwer zu sagen (denn der Müllersche und der Klingersche „Faust" erschienen viel später); daß von dem Goetheschen als einem demnächst zu erwartenden „verlautet" habe (also in weiteren Kreisen oder öffentlich, in der literarischen Presse) wird sich von einem frühern Termin als dem Jahre 1775, in welchem Jahre Lessing's „Faust" verloren ging, schwerlich sagen lassen. Daß aber Lessing nach dem Verluste seines ganzen Manuscripts, in einer Zeit, wo er eigentlich schon der Poesie Valet gesagt, wo er Kopf und Hände voll theologischer Streitigkeiten hatte und wo nur der diesen Streitigkeiten naheliegende „Nathan" ihn noch einmal zum Dichten locken konnte, daß er damals ein Thema wie den „Faust", mit dem er offenbar nie recht hatte zu Stande kommen können, noch einmal von Frischem aufgenommen haben sollte, ist wenig glaublich. — Außer der Scene, welche Lessing selbst im 17. Literaturbrief mittheilt (es handelt sich dort um die Auswahl unter den Teufeln, die dem Faust ihre Dienste anbieten, wobei Faust dem Teufel den Vorzug giebt, der „so schnell" zu sein behauptet, „wie der Uebergang vom Guten zum Bösen", besitzen wir noch zweierlei Bruchstücke, von Blankenburg und von Engel nach einer Einsichtnahme in Lessing's Manuscript mitgetheilt. In beiden Bruchstücken findet sich ziemlich gleichmäßig die 1. Scene des 1. Actes, wo Satan von seinen Unterteufeln Rechenschaft fordert, was sie auf der Erde vollbracht. Diese Scene erinnert stark an die bekannte Hexenscene im „Macbeth" und dürfte, da Lessing 1755 von Shakspeare, außer dem „Cäsar" in Borck's Uebersetzung (wie oben, S. 272, nachzuweisen versucht worden ist), schwerlich etwas näher gekannt hat, wohl erst später gearbeitet sein. Die Scene schließt damit, daß einer der Teufel sagt: er habe dem Gedanken nachgehangen, Gott seinen Liebling zu rauben, einen der Tugend und Weisheit ergebenen Jüngling, nur scheine ihm das Unternehmen schwer. Satan fragt: „Hat er Wißbegierde"? und, als der Teufel dies bejaht, ruft er triumphirend: „Dann ist er unser!" Einige weitere Scenen, die

dies nur aus zweiter Hand wissen), aller Wahrscheinlichkeit nach eine Dichtung erhalten haben, weniger metaphysisch als der Goethesche „Faust", aber vielleicht mit ebenso scharfen Zügen aus dem wirklichen Leben, weniger nach der Seite des überschwänglichen Gefühls und der Sehnsucht nach einem Unendlichen gerichtet, mehr den kalten praktischen Verstand und seine Klippen für die Moralität ins Auge fassend.

Daß Lessing in seinem „Faust" auf ähnliche Weise, wie Goethe in seiner unsterblichen Dichtung, Zustände und Erlebnisse seines eignen Ich habe abspiegeln und dadurch sich von denselben wie von einem Krankheitsstoffe befreien wollen, dafür liegen keinerlei Anzeichen vor, und nach Lessing's ganzem Naturell, welches zu einer solchen Selbstbespiegelung nicht hinneigte, ist es kaum wahrscheinlich. Eher mochte für ihn der Gedanke Reiz haben, einen überlegenen Geist zu schildern, der durch seine Ueberlegenheit selbst und durch den daraus entspringenden Stolz auf gefährliche Abwege geführt wird. Daß er den „Faust" nicht vollendete, scheint anzudeuten, daß er den Stoff doch nicht dazu angethan fand, ein wirksames Drama daraus zu machen.

Hatte ihn so die alte deutsche Sage zur Nachfolge gereizt*), so

---

Blankenburg hat, fehlen bei Engel, während Letzterer wieder denjenigen Theil des Planes giebt, durch welchen in den Fortgang der Handlung eine bedeutsame — allerdings sehr merkwürdige und vom dramaturgischen Standpunkte aus schwerlich zu rechtfertigende — Wendung kommen sollte. Der von Satan gefaßte Plan, den Faust zu verführen, sollte nämlich dadurch vereitelt werden, daß auf göttliche Veranstaltung diesem Letztern ein Phantom untergeschoben würde, Faust selbst aber alle die Versuchungen, denen sein Stellvertreter unterworfen wäre, nur träumte! Wie sich Lessing dies ausgeführt dachte, wissen wir freilich nicht. Zwar spricht Karl Lessing von „zwei verschiedenen Plänen" seines Bruders zum „Faust", und Düntzer scheint daraus zu folgern, daß das Blankenburgsche und das Engelsche Bruchstück diese zwei verschiedenen Pläne repräsentiren, daß das eine Mal „Faust" gerettet werden sollte, das andere Mal nicht, allein es könnte auch sein, daß diese beiden Bruchstücke sich vielmehr ergänzten und daß zwar zweierlei Pläne existirt hätten, die sich aber nur wie der kürzere zu dem mehr ausgeführten, nicht gerade wie zwei in der Grundidee verschiedene zu einander verhielten.

*) Ob Lessing auch Etwas von dem englischen Faust von Marlowe gewußt hat? Einigermaßen könnte (im 17. Literaturbrief) man es vermuthen wegen seiner Hinweisung darauf, wie Shakspeare aus dem damaligen englischen Volksschauspiel ein kunstgerechtes nationales Drama geschaffen habe, und der unmittelbar darauf folgenden Erwähnung des „Faust".

fand er bald darauf eine Anregung ganz anderer Art in dem „bürgerlichen Trauerspiel", welches nicht lange vorher der Engländer Lillo mit seinem „Kaufmann von London" (1731) erfolgreich auf der Bühne eingebürgert, Diderot in seinem „Gemälde der Armuth" (1749) auf französischen Boden verpflanzt und später (1754) auch theoretisch begründet hatte*). So entstand 1755 die „Miß Sara Sampson".

Mit der „Miß Sara Sampson" betrat Lessing ein ganz neues Gebiet dramatischer Dichtung, ein Gebiet, wo nicht die Schicksale und die Thaten der Völker und ihrer Fürsten, sondern die Handlungen und Erlebnisse des einzelnen Menschen das bewegende Moment der Handlung bilden. Gellert mit seiner „rührenden Komödie" hatte sich zuerst auf jenen Boden des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens gestellt, der zwischen dem hohen Kothurn der Heldentragödie und dem allzuniedern Soccus des possenhaften Lustspiels mitten inne liegt. Lessing steckte das Ziel dieser Dichtungsart höher, ohne doch den Kreis der rein menschlichen Interessen zu überschreiten. Statt der blos harmlosen, in allzu engem Rahmen sich bewegenden Empfindung gab er ihr die tiefere, das ganze Wesen des Menschen bis in sein Innerstes aufrührende Macht der Leidenschaft zur Grundlage. Im Roman hatte Richardson diesen Ton leidenschaftlicher Empfindung angeschlagen, dessen „Clarissa" 1747 erschienen war und in Deutschland rasch Verbreitung gefunden hatte.

Mellefont und Marwood sind die beiden Hauptfiguren des Dramas: Mellefont, „mehr unglücklich als lasterhaft", wie der Dichter selbst ihn charakterisirt, schwankend zwischen edleren Empfin-

*) In Grimm's Correspondance, 1. April 1754, in dem Artikel über Nivelle de la Chaussée, den bekannten Urheber der Comédie larmoyante (s. Rosenkranz: „Diderot's Leben und Werke", 1. Bd. S. 267). Rosenkranz hat wol mit Recht auf jenes erste „bürgerliche Drama" Diderot's (oder, wie dieser selbst es nannte, „trauriges Drama", triste Drame) hingewiesen und dessen Entstehung im Jahre 1749 wahrscheinlich zu machen gesucht. Der, gewöhnlich als Typus dieser Gattung genannte, „Fils naturel" von Diderot erschien erst 1757. Da Lessing in seiner „Hamburger Dramaturgie" (1768) Diderot's „Gemälde der Armuth" erwähnt, dasselbe also nicht erst aus der 1773 erschienenen Ausgabe von Diderot's Werken kennen gelernt hat, so wäre es nicht unmöglich, daß er auch schon vor Abfassung seiner „Miß Sara Sampson" davon Notiz erhalten hätte.

bungen und einer Schwäche, deren Opfer er selbst ist, und der er auch fremdes Glück leichtsinnig zum Opfer bringt, ein Vorläufer der Weislingen, der Clavigos, der Ferdinande, die in den Goetheschen Dichtungen eine so hervorragende Rolle spielen; Marwood, die Verkörperung einer Leidenschaft, die nichts außer sich und dem, was sie ihr Recht nennt, achtet und anerkennt, die ebenso glühend haßt, wie sie glühend liebt, und die mit der Glut des Hasses wie der Liebe sich selbst und Alles um sich her verzehrt.

Nur dieser letztere Charakter ist dem Dichter wirklich gelungen. Wenn auch theilweise mit etwas grellen Farben gemalt, ist er doch aus dem Ganzen und Vollen gearbeitet und bis zuletzt mit großer Sicherheit durchgeführt. Daß eine Frau, die Vertreterin des schwächeren Geschlechts, von einer überwältigenden Leidenschaft ergriffen, selbst bis über die Grenzen der Menschlichkeit hinausgerissen werden könnte, das ging nicht gegen Lessing's dichterisches Gewissen. Dagegen einen Schwächling als Helden eines Drama zu schildern, das war offenbar ein fremder Tropfen in seinem Blute, und man sieht es diesem Helden an, daß der Dichter nicht mit voller Seele bei ihm gewesen, daß er mehr nach fremden Vorbildern, als nach eigenster Eingebung, daher nur mit halb unsicherer Hand dessen Bild entworfen hat. Lessing stand auch zu dieser Schöpfung seiner künstlerischen Phantasie wesentlich anders, als Goethe zu seinem Weislingen oder seinem Clavigo. Es war nicht Fleisch von seinem Fleische. Er schilderte nicht Selbsterlebtes, sondern er schuf einen Mellefont, weil er ihn für sein Drama brauchte, mehr vielleicht noch, weil diese Art von Helden durch Richardson und Lillo in die Mode gekommen war.

Die andern Personen, Sara, ihr Vater, der alte Diener, sind so ziemlich nach der Schablone empfindsamer und rührender Charaktere gezeichnet, wie sie bei Richardson sich finden, außerdem aber, namentlich Sara, mit all' der bedenklichen Casuistik des sittlichen Urtheils ausgestattet, welche wir bei Gellert's „empfindlichen" Seelen kennen lernten*).

Die Sprache ist ungleich belebter und natürlicher als in den meisten deutschen Dramen jener Zeit und selbst in den früheren

*) S. oben S. 66 u. 67 die beiden Noten.

Lessingschen, jedoch theilweise noch nicht gänzlich frei von einem gewissen steifen Pathos und einer, wir möchten fast sagen, ceremoniösen Weitschweifigkeit und Geziertheit. Die Composition leidet an dem Mangel einer eigentlich poetischen Lösung sittlicher Conflicte. Mellefont hat Sara, die vorher unschuldige Tochter eines würdigen alten Geistlichen, aus dem Hause ihres Vaters entführt. Er macht sich Vorwürfe darüber, kann sich aber zu dem Schritte, durch eine Heirath sich fest an sie zu binden, nicht entschließen. Ihm graut vor der Ehe, als einem Verhältniß, welches seiner unbeständigen Leidenschaft Zügel anlegen würde*). Man sollte erwarten, dieser sittliche Conflict zwischen Pflicht und Leidenschaft, zwischen der edleren Neigung zu einem wirklich geliebten und liebenswerthen Wesen und dem Gelüste flatterhafter Liebelei würde zu irgend einer, sei es tragischen, sei es versöhnenden, Lösung führen. Statt dessen tritt ein neuer Factor der Verwickelung hinzu. Eine frühere Geliebte Mellefont's, die Marwood, erscheint und sucht ihn wieder an sich zu locken. Allein auch diese Verwickelung wird nicht in ihren Consequenzen durchgeführt. Die Marwood, da sie sieht, daß sie Mellefont nicht zurückerobern kann, beschließt, sich zu rächen. Noch einmal nimmt die Handlung einen Anlauf, als ob die Krisis durch innerliche Motive gelöst werden solle. In einer meisterhaft angelegten Scene zwischen der Marwood (die es dahin gebracht hat, daß Mellefont selbst sie unter falschem Namen, als eine Verwandte von sich, bei Sara eingeführt) und dieser letztern enthüllt die ältere Geliebte, ohne sich zu nennen, der neueren die ganze Unbeständigkeit Mellefont's, das ganze Unrecht, das er an der Verstoßenen und ihrer Tochter, seinem Kinde, begangen hat. Schon glaubt man, es werde ihr gelingen; Sara, enttäuscht, werde sich von Mellefont abwenden, und dieser werde durch den Verlust der edleren Geliebten für seine frühere unedlere

*) In diesem Punkte könnte man allenfalls ein gewisses pathologisches Moment, eine Art von Selbstbekenntniß des Dichters zu entdecken meinen. Allerdings wissen wir von ihm (z. B. aus seinen „Sinngedichten", No. 82), daß er die damals weitverbreitete Abneigung gegen die Ehe, als ein hemmendes Band, einigermaßen theilte. Bekanntlich entschloß er sich erst in seinen späteren Lebensjahren zu einer Heirath. Nur daß man nicht in Mellefont's Charakter, der zwischen Empfindsamkeit und Blasirtheit hin und her schwankt, Etwas von Lessing's Wesen wiederzufinden meine.

Leidenschaft büßen. Allein so kommt es nicht. Sara, obschon erschüttert durch das ihr vorgehaltene Bild der Flatterhaftigkeit des Mannes, dem sie Alles geopfert, Unschuld und Vaterhaus, gelangt doch nicht zu dem für ein ächt weibliches Wesen allein natürlichen Entschlusse, lieber das innerlich verlorene Ideal auch äußerlich verloren zu geben, als das eigene bessere Selbst der Verbindung mit einem Manne zu opfern, den sie fürderhin nicht mehr achten kann; sie hilft sich darüber hinweg mit einigen empfindsamen Redensarten von der Unschuld Mellefont's und von der Verworfenheit der Marwood, und mit dem edelmüthigen Entschlusse, die Tochter der Marwood als ihre Tochter zu erziehen — genug, sie giebt Mellefont nicht auf. Und nun, nachdem jede innere Lösung des Conflicts unmöglich geworden, wird der geschürzte Knoten auf völlig äußerliche Weise zerhauen: Sara stirbt durch das Gift der Marwood; Mellefont tödtet sich selbst an ihrer Leiche*).

*) Die Urtheile unserer bedeutendsten Literarhistoriker über die „Miß Sara Sampson" lauten sehr verschieden, ja zum Theil ganz entgegengesetzt. Hettner nennt dieselbe ein bloßes Intriguenstück, während Löbell einen „ächt tragischen Ausgang" darin entdeckt, weil nicht der Giftmord, dessen Gelingen nur zufällig sei, sondern Mellefont's Unbestand die Katastrophe herbeiführe. J. Schmidt findet den dramatischen Gang sehr schwach; selbst der äußere Zusammenhang lasse viel zu wünschen übrig; das Stück habe nur als „psychologische Studie" einen Werth. Cholevius tadelt die „weinerliche Rührung und kränkelnde Tugend" darin; „die Personen des Stückes fehlen und bereuen aus Schwäche". Gervinus sagt über die Composition gar Nichts, erwähnt nur als einen Fortschritt die Vorführung „gemischter Charaktere" (statt der bisher üblichen schablonenmäßigen, die entweder Tugendideale oder Scheusale waren); ähnlich rühmt Vilmar dem Stücke nach, daß es zuerst „einen wahren Charakter in naturgemäßer Erscheinung" gezeigt habe. Koberstein endlich betont den „glücklichen Griff", den Lessing gethan, indem er „ein Familienstück auf die Bühne gebracht". Am äußerlichsten und ungerechtesten hat Danzel diese Dichtung behandelt; er läßt sie wie ein bloßes Mosaik aus Stücken von Lillo's „Kaufmann" und Richardson's „Clarissa" entstehen ohne jeden eigenen organisch schöpferischen Gedanken des Dichters. G. Freytag in seiner „Technik des Dramas" (S. 221) sagt: „Die tragische Entwickelung in Miß Sara Sampson beruht darauf, daß Mellefont die Nichtswürdigkeit begeht, seiner früheren Geliebten ein Rendezvous mit Miß Sara zu vermitteln". Hiernach könnte man glauben, Mellefont thue dies etwa in einer Anwandlung jungdeutscher Frivolität oder Raffinirtheit, während doch dieser Schritt Mellefont's vom Dichter (der sich dieses, allerdings wenig geschickten Mittels bedient, um die Marwood mit der Sara zusammenzuführen) durch die

Trotz aller dieser Mängel war der eine Vorzug des Dramas entscheidend: es waren Gestalten von Fleisch und Blut, dieser Mellefont, diese Marwood, welche hier die Bühne betraten. Die deutschen Schauspieler nahmen jubelnd ein Stück auf, in welchem sie nicht blos hochtönende Verse zu declamiren, sondern wirkliche Leidenschaften und Gemüthsbewegungen voll Lebenswahrheit darzustellen hatten*). Lessing selbst leitete die Aufführung der Tragödie in Frankfurt a./O., wo sie zuerst (von der Ackermannschen Gesellschaft) gegeben ward. „Die Zuschauer saßen", wie ein Zeitgenosse berichtet, „drei und eine halbe Stunde lang wie Statuen und weinten." Auch auf andere Bühnen, ja bis nach Wien fand „Miß Sara Sampson" ihren Weg**). Es war eben ein Bühnenstück, kein bloßes Buchdrama.

In Lessing selbst hatte die Beschäftigung mit dieser Dichtung und wohl auch deren so günstiger scenischer Erfolg die alte Neigung zur Bühne, als der allein praktischen Schule des dramatischen Dichters, in voller Stärke wieder wachgerufen. In Leipzig war seit 1750 an die Stelle der Neuberschen Gesellschaft die Kochsche getreten. Mit Koch, der früher Mitglied der Neuberschen Truppe gewesen, war Lessing von seinem ersten Leipziger Aufenthalte her bekannt. Ein Hauptacteur der Kochschen Gesellschaft, Brückner,

---

Verlegenheit motivirt wird, in der sich Mellefont befindet, da die Marwood auf einer solchen Begegnung besteht und nur auf diese Bedingung hin sich zur Abreise entschließen will. Von den zeitgenössischen Kritikern hob der Theolog Michaelis (in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen", 2. Juli 1755) das religiös sittliche Moment hervor, welches darin liege, daß Sara, als selbst der Vergebung bedürftig, Anderen vergebe (was freilich für den dramatischen Werth der Handlung nicht entscheidend ist); Dusch („Vermischte kritische Schriften", 1758) tadelte den Mangel an Wahrscheinlichkeit in dem Plane des Stücks. (Danzel: „Lessing" S. 311 ff.)

*) Devrient: „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" 2. Bd. S. 126.

**) In Leipzig ward das Stück sonderbarer Weise erst fast ein Jahr später gegeben, und zwar in einer von Weiße besorgten Verkürzung, mit der Lessing sich wenig zufrieden bezeigte. In Wien mußte Mellefont's Bedienter als Hanswurst (eine damals noch unentbehrliche Person) figuriren (Danzel a. a. O. S. 313. 327. Devrient a. a. O.). Im Jahre 1872 hat man das Stück auf mehreren deutschen Bühnen (in Dresden, Breslau, Leipzig, Meiningen) mit Erfolg wieder auf die Bühne gebracht. Besonders die Marwood, gut gespielt (z. B. in Leipzig von Frl. Suhrlandt), erwies sich noch immer in ihrer gewaltigen Leidenschaftlichkeit als eine höchst wirksame und ergreifende Partie.

hatte in Berlin mit Lessing Umgang gepflegen und sich seines dramaturgischen Rathes bedient.

Lessing's Rückkehr nach Leipzig. Entwurf zur „Emilie Galotti“.

Lessing beschloß, sich wieder nach Leipzig zu begeben, um dort von Neuem praktischen Studien für's Theater obzuliegen. Ob er diesen Umzug lediglich auf's Gerathewohl wagte, oder ob ihn eine Aufforderung von Leipzig aus, vielleicht mit bestimmten Anerbietungen, für's Theater zu arbeiten, dazu veranlaßte, ist ungewiß. Genug, zu Ende des Jahres 1755 finden wir ihn wieder in Leipzig, eifrig beschäftigt mit theatralischen Plänen aller Art. Er hatte sich vorgesetzt, bis Ostern 1756 einen Band von sechs Dramen zu vollenden. Das erste davon, welches er in Angriff nahm, war eine Bearbeitung des Goldonischen Erede fortunato. Er gelangte aber damit nur bis zum zweiten Aufzug. Seine literarische Thätigkeit erlitt bald eine Unterbrechung; er fand Gelegenheit, mit einem reichen jungen Leipziger, Winkler, unter den angenehmsten Bedingungen auf Reisen zu gehen. Wie lockend mußte es für einen Mann wie Lessing sein, unter zusagenden Verhältnissen ein Stück der großen Welt, neue Menschen und Länder, wissenschaftliche und künstlerische Schätze aller Art kennen zu lernen! Wie erfolgreich für seine ganze geistige Entwickelung hätte eine solche Reise werden können!

Die Anfänge derselben, die ihn durch Norddeutschland nach Amsterdam führten, waren vielversprechend und in mehrfacher Hinsicht für seine spätere Wirksamkeit bedeutsam. Lessing besuchte in Winkler's Gesellschaft verschiedene Kunstcabinette, wobei er sich namentlich von Kupferstichen eine historische Kenntniß erwarb, veranlaßte auch seinen Begleiter, eine Sammlung solcher sich anzulegen. Von anderer Seite trat er auch hier wieder dem Theater näher, lernte in Hamburg den berühmten Eckhof kennen und verkehrte während seines dortigen Aufenthaltes viel mit ihm.

Leider ward die Reise, die eigentlich auf drei Jahre berechnet war und sich über Frankreich und England erstrecken sollte, jählings unterbrochen durch den Einfall der Preußen in Sachsen (August 1756). Winkler fand sich dadurch zu rascher Rückkehr in das vom Feinde besetzte Leipzig veranlaßt. Statt der gehofften Förderung seiner Studien und seiner Weltkenntniß sah Lessing sich plötzlich wieder ohne gesicherte Lebensstellung, auf den täglichen Erwerb seiner Feder

angewiesen, sogar wegen der Entschädigung, die er mit Recht für seine auf Winkler's Betrieb abgebrochenen Verbindungen in Leipzig beanspruchte, in einen langwierigen und verdrießlichen Prozeß verwickelt.

Inzwischen hatte auch die Kochsche Gesellschaft sich aufgelöst, wahrscheinlich ebenfalls in Folge des Krieges. So gab es Nichts mehr, was Lessing an Leipzig fesseln, kaum Etwas, was ihm den Aufenthalt daselbst erträglich machen konnte. Dennoch blieb er, weil ebensowenig anderswohin ein bestimmter Beruf oder Anlaß ihn zog. Er verkehrte in Leipzig mit seinem früheren Collegen bei der Arbeit für's Theater, Weiße, mit einem jungen dramatischen Anfänger, v. Brawe, der noch Student war, endlich mit dem Dichter des „Frühling", Ewald von Kleist, der als preußischer Major mit seinem Regimente längere Zeit in Garnison in Leipzig lag und von Gleim an Lessing adressirt ward. Weiße hatte sich mit seinem nur allzu leichtflüssigen Talente in verschiedenen Dichtungsarten versucht, bald durch eigene Hervorbringungen, bald als Uebersetzer oder Nachbildner fremder Originale. Er kam aber über eine gewisse französische Manier in seinen Dramen niemals ganz hinaus. Eben damals hatte er sich auf die Oper geworfen und mit der Bearbeitung des englischen Stücks: The Devil to pay („Der Teufel ist los") auf der Kochschen Bühne unerwartetes Glück gemacht — zum großen Aerger Gottsched's, der sich einbildete, die Oper gänzlich vom deutschen Theater verbannt zu haben. Dem allezeit rastlos vorwärts strebenden, niemals sich selbst genugthuenden Lessing sagte die allzu rasch fertige Leichtigkeit seines Freundes wenig zu, und schwerlich wird er aus dem Verkehr mit ihm besondere Anregung geschöpft haben*).

Mit Brawe, der ein Anhänger der Crusiusschen Philosophie war, scheint Lessing mehr über metaphysische als über poetische Gegenstände disputirt zu haben. Was Kleist betrifft, so hatte dieser, durch Gleim für die Beschäftigung mit Poesie gewonnen, mit seinem „Frühling" (1748) alsbald eine ehrenvolle Stelle in der Literatur eingenommen. Indessen war er doch mehr Dilettant, als eigentlicher

---

*) Weiße selbst erzählte sehr naiv in einem Briefe an Blankenburg, Lessing habe immer gesagt: „Wenn ich Ihnen nur die Arbeit recht schwer machen könnte, so würden Sie ein guter Schriftsteller werden". (Danzel a. a. O. S. 342.)

Dichter von Fach, und konnte von dieser Seite schwerlich dem schon weit vorgeschrittenen Lessing besondere Förderung bringen. Umsomehr geschah dies durch den bedeutenden Eindruck seiner männlichen Persönlichkeit und dadurch, daß er nicht, wie Lessing, von den Büchern her, sondern unmittelbar aus dem praktischen Leben an die Dichtkunst herantrat, und zwar aus einer Lebenssphäre, die damals mehr als jede andere das volle Interesse der Zeitgenossen in Anspruch nahm, aus der Stellung eines Officiers in der sieg- und ruhmreichen preußischen Armee.

Kleist war vierzehn Jahre älter als Lessing. Er hatte Reisen gemacht und fremde Länder gesehen. Er war in der strengen militärischen Zucht Fridericianischer Schule zum Manne herangereift. Er hatte in seinen früheren Lebensjahren mit Gleim und dessen Freunden Ramler, Spalding u. Gen. empfindsam geschwärmt, doch ohne daß diese weichere Stimmung in ihm jemals zur Weichlichkeit ausgeartet war. Vielmehr hatte sie sich nur wie ein mildernder Duft um die feste und bisweilen fast herbe Schale seines durch manche widrige Schicksale gestählten Wesens gebreitet. Sein ernster, etwas zur Hypochondrie neigender, aber durch und durch tüchtiger, ehrenhafter und patriotischer Charakter war für Lessing ein Typus schönster Männlichkeit. Mit warmer und tiefer Anhänglichkeit blieb Lessing dem neugewonnenen Freunde zugethan bis zu dessen leider so frühem Heldentode, und in seinen Dichtungen sehen wir mit Vorliebe an mehr als einer Stelle Kleist's edle Persönlichkeit abgespiegelt*).

*) Es ist wohl kein Zweifel, daß ebenso Tellheim als Appiani und auch Odoardo ihre hervorstechendsten Züge von Kleist entlehnt haben. Selbst in kleinen, unscheinbaren Nebendingen läßt sich bemerken, wie Lessing bei der Ausarbeitung dieser Figuren immer an seinen Kleist gedacht hat. So überraschte es mich seltsam, als ich in dem ungedruckten Briefwechsel Kleist's mit Gleim eine Stelle las, wo Jener den lebhaften Wunsch kundgiebt, sich, wenn er könnte, aus dem Geräusche der Welt auf ein stilles Landgut zurückzuziehen und als unabhängiger Mann nur sich zu leben. Gewiß hat Kleist auch im persönlichen Verkehr mit Lessing Aehnliches geäußert, und gewiß ist es eine solche Aeußerung des Freundes gewesen, die dem Dichter der „Minna von Barnhelm“ und der „Emilie Galotti“ vorschwebte, als er sowohl dem Major Tellheim wie auch dem Grafen Appiani ganz ähnliche Wünsche in den Mund legte.

Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn über das Drama.

Neben diesem persönlichen Umgange unterhielt Lessing damals von Leipzig aus einen lebhaften brieflichen Verkehr mit zwei ihm wahlverwandten Schriftstellern Berlins, mit denen er bei seinem zweiten Aufenthalte daselbst bekannt geworden war, mit Mendelssohn und Nicolai*).

Beide waren junge, strebsame Männer, Mendelssohn von gleichem Alter mit Lessing, Nicolai um vier Jahre jünger. Beide waren von Haus aus für einen praktischen Lebensberuf erzogen, aber gleichmäßig von dem allgemeinen Zuge der Zeit nach literarischer Bildung erfaßt und zur Beschäftigung mit gelehrten Studien hingelenkt worden. Beide verdankten ihre Bildung hauptsächlich den Engländern: Mendelssohn hatte Locke, Shaftesbury, Hutcheson eifrig studirt; Nicolai hatte sich mehr mit der schönen Literatur der Engländer vertraut gemacht. Der Letztere war schon im Jahre 1755 selbst als Schriftsteller aufgetreten. Er hatte „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“ herausgegeben, welche sich durch einen kühneren Ton der Kritik, einen frischen Zug nach dem Lebensvollen, Natürlichen, und eine entschiedene Abneigung vor allem Gemachten und Künstlichen in der Literatur vortheilhaft auszeichneten. Er bekämpfte darin Gottsched's einseitige Nachahmung der Franzosen, seine nüchterne Opposition gegen Milton und sein kurzsichtiges Vorurtheil gegen das englische Drama. Aber nicht weniger unumwunden tadelte er die Ueberschwänglichkeit so mancher Schüler Klopstock's, wenn er auch diesen selbst mit einer gewissen pietätvollen Rücksicht behandelte. Wieland, der damals noch seraphisch schwärmte, ward die Zielscheibe seines beißenden Witzes; sehr richtig sagte er voraus, daß aus dieser jungen Betschwester sich eine Kokette ent-

*) Vergl. die Lebensbeschreibungen Nicolai's von Göckingk, Moses Mendelssohn's von Kayserling. Nicolai selbst schildert sein Verhältniß zu Lessing und Mendelssohn folgendermaßen (s. Göckingk a. a. S. 18): „Wir alle drei waren in der Blüthe unserer Jahre, alle drei voll Wahrheitsliebe und Eifer, von unbefangenem Geist, hatten keine andere Absicht als: wissenschaftliche Ideen aller Art in uns zu entwickeln. Keiner hatte gegen den Andern Mißtrauen oder Zurückhaltung, vielmehr beseelte uns Alle das unumschränkteste Vertrauen. Daher entstand bei unserm mehr als 20jährigen sehr genauen Umgang auch nicht ein einziges Mal das geringste Mißverständniß, obgleich fast jede unserer Zusammenkünfte lebhafte Disputation war, durch die, ohne Rechthaberei und Lehrton, eine Menge Ideen bei Jedem von uns helle wurden“.

puppen werde. Die gangbaren deutschen Bühnenstücke findet er „regelmäßig, aber langweilig"; sie scheinen ihm „aus dem Cabinet, nicht aus dem Leben hervorgegangen und ohne rechte Kritik der Sitten geschrieben". Er dringt vor Allem auf tiefere Entwickelung der Charaktere und verweist auf Shakspeare, der darin so bewundernswerth sei.

Es ist dies die erste entschiedene Hinweisung auf den großen Briten, die in unserer Literatur vorkommt, wenn wir die mehr nur ahnungsvollen als klarbewußten Andeutungen El. Schlegel's in seiner Vergleichung Shakspeare's mit A. Gryphius ausnehmen*). Selbst Lessing hatte bis dahin, wie es scheint, sich mit Shakspeare noch nicht eingehend und nur aus zweiter Hand beschäftigt**).

---

*) S. oben S. 10. Schlegel setzte dabei Gryphius wegen seiner correcten Dichtungsform über den formloseren Shakspeare. Als Anhänger Gottsched's (was er damals noch war) und in einer unter Gottsched's Aegide erscheinenden Zeitschrift konnte er nicht wohl anders. Doch merkt man der ganzen Vergleichung an, daß Schlegel von der höheren Bedeutung Shakspeare's eine Ahnung hatte, vielleicht sogar mehr als eine bloße Ahnung, und daß er nur nicht offen mit der Sprache herausging. Jedenfalls war der Aufsatz eine Art Kukuksei, welches Schlegel seinem Meister ins Nest legte, ein Vorzeichen seines bevorstehenden Abfalls von demselben, der denn auch bald erfolgte.

**) Die Frage, wer eigentlich zuerst die Deutschen auf Shakspeare hingewiesen und mit dessen Vorzügen bekannt gemacht habe, ist bisher meist ganz zweifellos und so zu sagen unbesehen zu Gunsten Lessing's entschieden worden. Ebenso zweifellos hat man angenommen, daß Lessing schon früh auf dieses intime Verständniß Shakspeare's gekommen sei. Gervinus (a. a. O. 4. Bd., S. 338) führt aus Lessing's „Bibliothek für's Theater", die 1754 erschien, als angeblichen Ausspruch desselben an: „er möchte lieber den Kaufmann von Venedig als Gottsched's sterbenden Cato gedichtet haben". Daraus hat dann Adolph Stahr in seinem Aufsatz: „Shakspeare in Deutschland" (in Prutz' „Liter. Taschenbuch für 1843"), ohne weitere Prüfung, und indem er noch dazu Lessing's „Bibliothek für's Theater" (von 1754) mit dessen „Beiträgen zur Aufnahme des Theaters" (von 1749) verwechselte, den apodictischen Schluß gezogen: „Lessing habe von Anbeginn (!) seiner kritisch-literarischen Wirksamkeit an sich für Shakspeare begeistert". Leider ist hier unserem großen Literarhistoriker Gervinus ein lapsus calami passirt! Nicht „Kaufmann von Venedig" heißt es an der betreffenden Stelle bei Lessing, sondern: „Kaufmann von London", und nicht Shakspeare, sondern Lillo ist es, den Lessing 1754 sich zum Ideal erkor, wie dies ja ohnehin die um diese Zeit entstandene „Miß Sara Sampson" beweist. In der Vorrede zu den „Beiträgen" erwähnt Lessing zwar Shakspeare, aber

Lessing ward mit Nicolai durch eben diese Arbeit bekannt, deren Aushängebogen er von seinem Verleger Voß zur Ansicht erhielt. Die Schrift hatte ihn begierig gemacht, ihren Verfasser persönlich kennen zu lernen, um so mehr, als er hörte, daß es kein Gelehrter oder Schriftsteller von Fach, sondern von Haus aus ein Geschäftsmann, ein Buchhändler sei. War es doch ein unterscheidender Zug in Lessing's Charakter, lieber mit Männern des praktischen Lebens zu verkehren als mit Gelehrten von Profession.

Der gleiche Zug war es, der ihn so rasch an Mendelssohn fesselte, mit dem er noch früher bekannt und noch inniger befreundet ward, als mit Nicolai. Außerdem kam hier noch sein Interesse für die Juden hinzu, welches er bereits dichterisch in seinem Drama „Die Juden" bethätigt hatte. Gerade um die Zeit, wo Lessing Mendelssohn kennen und alsbald wegen seines glühenden Eifers für Wahrheit und geistige Veredlung schätzen gelernt hatte (der schüchterne jüdische Jüngling war ihm, dem als Kritiker bereits gekannten und gefürchteten Schriftsteller, durch den Dr. Gumpertz als ein guter Schachspieler zugeführt worden), gerade um diese Zeit erschienen

in so wenig ebenbürtiger Gesellschaft, zusammen mit Dryden, Congreve, Wicherley, ohne ihn von diesen zu scheiden, daß man gerade daraus schließen muß, Lessing habe den großen Briten damals nur erst von Hörensagen und höchstens stückweise (etwa nur dessen „Cäsar" in der Uebersetzung von Borck, die 1741 erschienen war), gekannt. Es ist daher meines Erachtens kein Grund vorhanden, Nicolai um das Verdienst der Priorität in Bezug auf die Empfehlung Shakspeare's zu verkürzen, noch viel weniger, ihn eines Plagiats an Lessing zu bezichtigen, wie dies Danzel thut (a. a. O. 1. Bd., S. 269), indem er (freilich ohne jeden literarhistorischen Beweis) behauptet, Nicolai habe aus den Gesprächen mit Lessing (mit dem er, wie oben erwähnt, durch die Aushängebogen der „Briefe" bekannt ward) seine Shakspearekenntniß geschöpft und habe dann damit noch jene „Briefe" vor ihrer Herausgabe bereichert. Schon Hettner (a. a. O. 2. Bd., S. 498 ff.) hat dies theilweise berichtigt, zugleich interessante Belege dafür angeführt, daß Lessing nicht so früh, wie man gewöhnlich angenommen, mit Shakspeare vertraut und von dessen Mustergültigkeit durchdrungen gewesen sein kann. Das Gleiche habe ich weiter auszuführen versucht in der Abhandlung: „Fr. Nicolai, eine ‚Rettung', zugleich ein Beitrag zu der Frage von der Einbürgerung Shakspeare's in Deutschland" in Joh. Müller's „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte", 1873, Bd. 2. Ueber die Stelle in Lessing's Faustfragment, die an „Macbeth" erinnert, habe ich oben S. 260 meine Ansicht ausgesprochen.

Lessing's „Juden“ zuerst gedruckt in der 1754 herausgegebenen Sammlung seiner „Kleineren Schriften“. Der Göttinger Theolog Michaelis, der sich für Lessing interessirte, beurtheilte das Stück in den dortigen „Gelehrten Anzeigen“. Er lobte Vieles daran; nur fand er es unwahrscheinlich, „daß unter einem so lange unterdrückten und verwahrlosten Volke wie die Juden ein so edles Gemüth wie der Held jenes Stückes sich entwickeln könne“. Gegen diesen Ausspruch von Michaelis schrieb Mendelssohn einen von tiefer sittlicher Entrüstung dictirten Brief. „Mit welcher Stirn“, sagte er darin, „kann ein Mensch, der noch ein Gefühl von Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu können — einer Nation, aus welcher, wie der Verfasser der „Juden“ sich ausdrückt, alle Propheten und die größten Könige aufstanden? Ist sein grausamer Richterspruch gegründet, welche Schande für das menschliche Geschlecht! Ist er ungegründet, welche Schande für ihn! . . . Man fahre nur fort, uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig mitten unter freien und glücklichen Bürgern eingeschränkt leben; ja man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus — nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht abzusprechen! Sollte diese grausame Seelenverdammung nicht aus der Feder eines Theologen geflossen sein? Diese Leute denken der christlichen Religion einen großen Vorschub zu thun, wenn sie alle Menschen, die keine Christen sind, für Meuchelmörder und Straßenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der christlichen Religion so schimpflich zu denken; das wäre unstreitig der stärkste Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man, um sie festzustellen, alle Menschlichkeit aus den Augen setzen müßte! . . Wie? soll es unglaublich sein, daß unter einem Volke von solchen Grundsätzen und Erziehung ein so edles und erhabenes Gemüth sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Beleidigung! So ist alle unsere Sittlichkeit dahin! So regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! So ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste Gabe unter die Menschen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit bist Du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben!“

Diesen Brief nahm Lessing in seine „Theatralische Bibliothek“

auf, und sandte ihn mit derselben an Michaelis, wobei er sich offen als den Freund und Bewunderer dieses jüdischen Autodidakten bekennt, in welchem er „einen zweiten Spinoza" voraussieht*).

Auf Lessing's Anregung hatte Mendelssohn sodann sein erstes literarisches Werk, die „Philosophischen Gespräche" (1755), geschrieben, in denen er, Shaftesbury nacheifernd, die Resultate strengen Denkens in das anmuthige Gewand leichter Gesprächsform zu kleiden versuchte**). Der junge jüdische Gelehrte hatte in diesen Gesprächen die Kühnheit, Spinoza, den man lange „wie einen todten Hund am Wege liegen gelassen", neben Leibnitz wieder zu Ehren zu bringen (wie wenig er auch zu dem eigentlichen Spinozismus hinneigte), gleichzeitig aber — angesichts der damals am Berliner Hofe und von Friedrich selbst mit den französischen Schöngeistern getriebenen Vergötterung — für die Gründlichkeit deutschen Forschens und den Ernst deutscher Lebensanschauung einzutreten. Mit Lessing gemeinschaftlich gab er 1755 die Abhandlung: „Pope ein Metaphysiker" heraus, eine auf die Berliner Akademie und ihre gegen Leibnitz gerichtete Preisaufgabe über eine Stelle aus Pope gemünzte Satire. Im gleichen Jahre betrat er das ästhetische Gebiet mit seinen „Briefen über die Empfindungen", worin er das Wesen der Schönheit und der darauf abzielenden Kunst psychologisch aus den sinnlichen Vorstellungen zu erklären und diesem Vermögen den ihm gebührenden Rang unter den geistigen Funktionen des Menschen (allerdings keinen sehr hohen im Vergleich zu der Vollkommenheit des übersinnlichen Denkens) anzuweisen versucht. An Lessing adres-

*) Michaelis zeigte sich wenigstens darin als nicht unedel und engherzig, daß er dem Briefschreiber seine harten Ausdrücke nicht nachtrug, vielmehr dessen bald darauf erschienenen Schriften eingehend und interessevoll besprach.

**) Mendelssohn erzählte seinem Sohne die Geschichte der Entstehung und Veröffentlichung dieser Schrift folgendermaßen: Lessing gab seinem Freunde eine Abhandlung von Shaftesbury zu lesen und fragte ihn, wie sie ihm gefalle. Mendelssohn antwortete: „Recht gut, aber so Etwas kann ich auch machen". „„So?"" sagte Lessing, „„nun, so machen Sie doch so Etwas!"" Nach einiger Zeit brachte ihm Mendelssohn ein Manuscript zum Durchlesen. Lange hörte dieser Nichts davon und, als er endlich Lessing schüchtern frug, ob er das Manuscript gelesen, gab Lessing ihm ein fertiges Exemplar der Schrift, die er inzwischen bei seinem Verleger Voß hatte drucken lassen. („Mendelssohn's Lebensgeschichte" von Joseph Mendelssohn, Kayserling; „Moses Mendelssohn", S. 41.)

sirte er mit einem „kritischen Sendschreiben“ seine „Anmerkungen zu Rousseau's Schrift von der Ungleichheit unter den Menschen“, die er übersetzte und zu widerlegen oder vielmehr nur auf ihr richtiges Maß zurückzuführen unternahm (1756).

Dies waren die beiden Freunde, mit denen Lessing jetzt von Leipzig aus einen lebhaften Briefwechsel eröffnete, und zwar über dasjenige Thema, welches fort und fort sein ganzes Sinnen und Denken ausfüllte, das Drama. Den äußeren Anlaß dazu bot ein neues literarisches Unternehmen des strebsamen Nicolai, die „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, welche 1757 ins Leben trat. Sie sollte vorzugsweise auch der Verbesserung des deutschen Theaters dienen. In dieser Absicht hatte Nicolai selbst sogleich für den ersten Band eine Abhandlung über das Trauerspiel ausgearbeitet, die er seinem Freunde Lessing im Manuscript mittheilte*). Gleichzeitig setzte er einen Preis von 50 Thlr. auf das beste deutsche Trauerspiel, welches an ihn eingeliefert würde. Der Preis ward dem „Codrus“ von Cronegk zuerkannt, einem ganz jungen Dichter, der leider noch vor der Entscheidung starb; als zweitbestes Drama war Brawe's „Freigeist“ zum Druck angenommen. Lessing selbst, dem Nicolai den „Codrus“ zur Prüfung mittheilte und der an der Ausarbeitung des Brawe'schen Stückes rathgebend sich betheiligt hatte, ward dadurch zu einer eigenen dramatischen Conception angeregt, die freilich erst volle sechszehn Jahre später zur Ausführung gelangte — der „Emilia Galotti“.

In jener Abhandlung nun hatte Nicolai einen wichtigen Schritt in der Klarstellung des eigentlichen Wesens der dramatischen Poesie vorwärts gethan. Die Ansicht war damals noch allgemein, daß die dramatische wie überhaupt jede Poesie den Zweck habe, sittlich zu bessern. Für das Drama speciell galt die Aristotelische Regel, wonach dasselbe bestimmt sein sollte, in dem Zuschauer „die Leidenschaften zu reinigen“, die sogenannte *κάθαρσις τῶν παθημάτων*. Nicolai

*) Lessing hatte ihm in einem Briefe vom 28. Juli 1756, den er auf seiner Reise in Emden schrieb, versprochen, ihm „eine Menge unordentlicher Gedanken über das bürgerliche Trauerspiel“ zu schicken, die er vielleicht zu der bewußten Abhandlung brauchen könne. Nicolai erhielt sie aber nicht. („Lessing's Werke, herausgegeben von Lachmann“, 12. Bd., S. 41 Note.)

hatte den Muth, diese Regel wie jene Ansicht bei Seite zu setzen und im Anschluß an die Theorie eines neueren französischen Aesthetikers, des Abbé Dubos, für den Zweck des Trauerspiels vielmehr die Erregung heftiger Leidenschaften zu erklären*).

Die Besserung der Sitten, sagt er, sei nur der entfernte Zweck oder Nutzen des Trauerspiels. Dasselbe dürfe allerdings nicht gegen die Sittenlehre streiten; es müsse, wenn es Handlungen vorführe, welche gegen die sittlichen Anschauungen des gewöhnlichen Lebens verstoßen, solche entweder als aus Vorurtheilen entspringend oder durch die Hitze der Leidenschaften gerechtfertigt darstellen, sonst gehe der nächste Zweck der Dichtung, die Erregung von Rührung, d. h. von sympathetischem Interesse, verloren. Allein der eigentliche und nächste Zweck des Trauerspiels bestehe in der Hervorbringung einer starken Bewegung im Gemüthe des Zuschauers. Und darum sei das wesentlichste Stück des Trauerspiels nicht die Vorführung und Ausmalung von tugendhaften oder lasterhaften Charakteren, nicht die Darstellung sittlicher Beispiele, sondern einzig und allein — die Handlung.

Nicolai entwickelt das Wesen und die nothwendigen Eigenschaften der Handlung im Trauerspiel. Er verlangt Einheit und natürliche Steigerung der Handlung, während er die beiden anderen Forderungen des Aristoteles und der Franzosen, Einheit des Orts und der Zeit, nur insoweit gelten läßt, als sie dem obersten Zwecke der Dichtung, der Lebhaftigkeit des Eindruckes, nicht Eintrag thun. Wenn man nur die Wahl hat, sagt er, entweder den Ort zu wechseln, oder eine Handlung, statt sie wirklich vorzuführen, blos erzählen zu lassen, so wird der wahre Dichter immer das Erstere wählen. Blos die allzu abscheulichen und die allzu wenig tragischen Handlungen werden besser erzählt, als vorgestellt. Ohne Noth freilich soll man nicht „nach der üblen Gewohnheit der meisten Engländer“ den Schauplatz alle Augenblicke wechseln.

Auffallend ist, daß in dieser ganzen Abhandlung mit keinem Worte Shakspeare's namentlich gedacht wird (wennschon er unter den „Engländern“ wohl hauptsächlich gemeint ist), da Nicolai doch schon in seinen „Briefen“ eine vertrautere Bekanntschaft mit dem

*) „Bibl. d. schönen Wissenschaften“, 1. Bd., S. 19 ff.

großen britischen Dichter bekundet hatte. Nicolai selbst gestand später ein, er habe damals Shakspeare zwar gekannt, jedoch nur einen dunkeln Begriff von dessen eigentlichem Verdienste gehabt*). In Berlin habe es damals auch noch kein deutsches Theater gegeben, und so hätte er sich seine Ideen lediglich nach den französischen Schauspielen, welche die Hofschauspieler in Berlin aufführten, und nach den Alten gebildet. Nicolai stand bei Abfassung jener Abhandlung allerdings noch einigermaßen unter dem Einfluß der Franzosen und des Aristoteles. Wäre ihm Shakspeare's Geist aufgegangen, so hätte er als den wahren Zweck und Erfolg einer dramatischen Dichtung die tiefe Seelenerschütterung erkennen müssen, in welche den Zuschauer das Anschauen und gleichsam Miterleben der Leidenschaften des Helden und ihrer den Helden selbst zerstörenden Wirkungen versetzt. Statt dessen kehrte er immer wieder zurück zu der Aristotelischen Ansicht, daß der Zweck des Drama's in der Erregung von Mitleid, Schreck und Bewunderung bestehe.

Diese Abhandlung war es, welche, von Nicolai der Begutachtung Lessing's unterbreitet, Veranlassung zu jenem Briefwechsel zwischen Lessing, Nicolai und Mendelssohn gab. Man sollte glauben, Lessing mit seiner reiferen Einsicht vom Drama, mit dem er sich theoretisch wie praktisch so viel beschäftigt hatte, werde die mangelhaften Ansichten Nicolai's verbessert und aufgeklärt haben. Allein nicht blos bleibt Lessing ebenfalls an dem Begriffe des Mitleids haften, sondern er geht sogar in gewisser Hinsicht hinter Nicolai zurück, indem er die sittliche Besserung für den eigentlichen Zweck der dramatischen Dichtung erklärt.

Der mitleidigste Mensch, sagt er, ist der beste, der zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth aufgelegteste; wer daher den Menschen mitleidig stimmt, macht ihn zugleich tugend-

*) „Lessing's Werke von Lachmann", 12. Bd., S. 42. Note. Nicolai setzt hinzu, er habe damals Shakspeare gegen Moses Mendelssohn vertheidigen müssen; dieser hätte denselben noch gar nicht im Original gelesen gehabt, er selbst nur wenig davon. Bei Gelegenheit der Borck'schen Uebersetzung von Shakspeare's „Cäsar" hätten sie über dessen Eigenthümlichkeit gestritten, wobei er (Nicolai) sich zum Advocaten des Engländers gemacht. „Dieser Streit", sagt er, „war ein Theil des Gedankenwechsels, der über zwanzig Jahre zwischen uns Beiden und Lessing stattfand und Allen so nützlich war."

hafter; das Trauerspiel, indem es das Mitleid erregt, wirkt bessernd und hat also neben dem Vergnügen, welches dem Zuschauer das Mitleid gewährt, auch eine sittlich bessernde Wirkung. Mendelssohn, der sich auf diesem Gebiete offenbar etwas fremd fühlt, beschränkt sich im Ganzen auf feinsinnige Untersuchungen und Unterscheidungen der Begriffe Schreck, Furcht, Mitleid, Bewunderung.

Das Moment der „tragischen Schuld“ hatte Nicolai zwar berührt, indem er, mit Aristoteles, von dem Charakter des Helden verlangte, daß er nicht ganz tugendhaft sei, sondern durch irgend einen Fehler den Anlaß gebe zu dem traurigen Geschicke, welches ihn trifft. Tiefer war er jedoch in das Wesen der Schuld nicht eingedrungen. Lessing's Erklärung darüber ist von der Nicolaischen kaum verschieden.

War so der nächste Zweck der Freunde bei diesem Briefwechsel, durch gegenseitigen Gedankenaustausch zu dem höchsten Begriffe der tragischen Schönheit durchzudringen, nur unvollständig erreicht, so bleibt derselbe immerhin ein unvergängliches Denkmal ihres ernsten Strebens und Mühens in gemeinsamer Förderung ihrer literarischen und kritischen Untersuchungen. Speciell für Lessing aber ward er jedenfalls der treibende Anstoß, jenem wichtigen Problem in der Stille weiter nachzudenken.

Lessing abermals in Berlin. Das dortige Geistesleben unter dem vollen Einflusse der Persönlichkeit Friedrich's und der Thaten des 7jährigen Krieges.

Im Jahre 1758 kehrte Lessing nach Berlin zurück. Es hatte ihn längst dahin zurückgezogen. „Wie froh werde ich sein“, schrieb er schon mehr als ein Jahr früher (d. 10. Mai 1757) an Gleim, „wenn ich wieder in Berlin sein werde, wo ich nicht länger nöthig haben werde, es meinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist.“ Schon in der ersten Zeit des Krieges und der Besetzung Sachsens durch die Preußen hatte Lessing an seinem Mittagstisch, wo meist Leipziger Kaufleute speisten, gegen diese, welche sehr erbittert auf Friedrich II. waren, öfters dessen Partei genommen und sich dadurch nicht blos mit jenen Tischgenossen, sondern auch mit seinem Reisegefährten Winkler, dem dies als einem Leipziger Patrizier unangenehm war, verfeindet*).

*) Kleist schrieb damals an Gleim den 27. Juni 1757: „Wenn nicht 900,000 Thlr. Kriegskontribution zu entrichten wären, so wäre halb Leipzig preußisch“.

In Berlin warf sich Lessing nach einer kurzen Zwischenpause, wo er mit älterer deutscher Literatur, mit der Herausgabe des „deutschen Heldenbuches“ und der Gedichte Logau's beschäftigt war, bald wieder mit ganzem Eifer auf die Kritik. Vornehmlich auf seine Anregung entstanden die „Briefe, die neueste Literatur betreffend“*), (gewöhnlich kurzweg „Literaturbriefe“ genannt), deren Herausgeber Nicolai, von denen ein Hauptmitarbeiter Mendelssohn, deren eigentliche Seele aber Lessing war**).

Seit der Zeit, wo Lessing zum letzten Male in Berlin gewesen war, hatte das geistige Leben dieser Stadt und die von ihr ausgehende allgemeine Bewegung eine bemerkenswerthe Steigerung und Erweiterung erfahren. Der mächtige Anstoß, der von dem großen König ausging, begann je länger je mehr seine belebenden und befruchtenden Wirkungen zu äußern. Eine erhöhte Rührigkeit, durch Friedrich's eigenes Beispiel angefeuert, gab sich auf allen Gebieten des Lebens wie des Wissens kund. Franzosen und Deutsche, Eingeborene und von außen Herbeigekommene wetteiferten unter den Augen des erleuchteten Monarchen um den Preis der Tüchtigkeit und der Auszeichnung in irgend welcher Art nützlicher Thätigkeit. Im Schoße der von ihm wiederbelebten und durch sein verständnißvolles Interesse, ja nicht selten durch seine persönliche Betheiligung geehrten und ermunterten Akademie der Wissenschaften rang deutsche Gründlichkeit mit französischem Geist und Scharfsinn um den Preis. Aber auch außerhalb dieser akademischen Schranken regte sich in immer weiteren Kreisen der Trieb der Forschung, der Kritik, der Production; unabhängige Schriftsteller und Gelehrte, nur auf die eigene Kraft vertrauend, suchten den bevorzugten Auserwählten, welche der stolze Titel von Akademikern schmückte, den Vorrang streitig zu machen. Der Geist der Beobachtung, des praktischen Fortschritts, der Gemeinnützigkeit, welcher das ganze Thun und Denken des Philosophen auf dem Throne durchdrang, strömte von ihm unvermerkt

*) Sie erschienen 1759—65.

**) „Lessing war der Erste, der die Idee zu diesem Werke hergab“, schreibt Nicolai an Herder 1768 („J. G. v. Herder's Lebensbild“, 1. Bd., 2. Abth., S. 393). „Die Schreibart war eigentlich die seinige. Wir Andern — Moses, ich und hernach Abbt — nahmen nur die äußere Form und schrieben Jeder seinem eignen Charakter gemäß.“

über auf seine Umgebungen, auf seine Beamten, auf Alle, die mit ihm in Berührung kamen oder doch Gelegenheit hatten, die seltene Thatkraft und Unermüdlichkeit des großen Mannes, sein merkwürdiges Talent, immer das Richtige zu treffen, anzuschauen und zu bewundern. Jeder suchte es ihm, wenn nicht gleich-, doch nachzuthun; Jeder fühlte den brennenden Ehrgeiz, im Sinne und nach dem Muster des von aller Welt angestaunten Monarchen zu handeln; Jeder war stolz darauf, ein Unterthan Friedrich's, ein Preuße nicht blos zu heißen, sondern auch dieses Ehrennamens durch sein eigenes Thun sich werth zu zeigen*).

Vor der vernichtenden Macht des freien und hohen Sinnes,

*) Wir finden dafür eine Menge interessanter Belege in ganz bestimmten Aeußerungen von Zeitgenossen. Ramler sagt von sich selbst, er sei „ein Preuße und folglich etwas accurat". (Danzel, „Lessing", 1. Bd. S. 373.) Nicolai bekennt von sich: „wenn er über viele wichtige Gegenstände Etwas wisse, über Glaubensfreiheit, Aufklärung, Sittlichkeit, Thätigkeit, Handel und Gewerbe, über den Charakter der Nationen und deren Triebkräfte, so habe er dies ganz allein seiner beständigen Beobachtung dieses, im Frieden noch mehr als im Kriege thatenreichen Mannes, seiner Aufmerksamkeit auf dessen Verfügungen und deren vor Augen liegende Folgen zu danken". (Nicolai's Vorwort zu den „Anekdoten aus Friedrich's Leben".) Von dem Maler Hackert sagt Goethe in seiner Biographie desselben: „er habe als Preuße von Geburt sich einen Theil von der Glorie seines Königs angeeignet und durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe und Ausdauer den Besten dieser Nation geähnelt". In einer Correspondenz zwischen Golz und Herzberg (s. Häusser's „Deutsche Geschichte", 1. Bd. S. 226) heißt es: „Friedrich's großes Beispiel, stets mehr zu bewirken, als gemeinhin menschliche Kräfte vermögen, diente allen Patrioten des Landes zur treuen Nachahmung. Jeder glaubte, weil er ein Preuße, Diener und Werkzeug Friedrich's war, unter seiner Leitung und Anordnung mehr leisten zu können, als irgend ein Individuum einer andern Nation". Dieser Einfluß des Fridericianischen Beispiels läßt sich selbst in gewissen Aeußerlichkeiten beobachten, die mit einer inneren Wesensverwandtschaft zusammenhingen. Es ist bekannt, wie streng Friedrich II. darauf hielt, daß sein Kammerdiener ihn regelmäßig zu früher Stunde weckte, und wie dieser angewiesen war, den König auch dann nicht mehr schlafen zu lassen, wenn derselbe es einmal ausnahmsweise wünschte. Ganz Aehnliches erzählt von Kant sein Biograph Borowsky: Kant habe einmal bei Tische, als die Rede auf's Frühaufstehen gekommen, seinen alten Bedienten zum Zeugen aufgerufen, ob er, Kant, in den dreißig Jahren, binnen deren jener ihn bediene, jemals — ausgenommen, wenn er krank gewesen —, auf sein Wecken nicht pünktlich aufgestanden sei. Solche kleine, an sich unscheinbare Züge bezeugen die Macht des Einflusses, den Friedrich II. durch sein Beispiel übte.

der aus allen Handlungen Friedrich's sprach, verkroch sich zitternd der träge Schlendrian und Stumpfsinn herkömmlicher Routine. Vor seinem thatkräftigen, männlichen und klaren Wesen entwich beschämt die weichliche Empfindelei, die thatenlose Schwärmerei, die verstiegene Ideologie. Die Wirkungen des Fridericianischen Geistes reichten weit über den Kreis seiner persönlichen Umgebungen, ja über die Grenzen seines Landes hinaus.

Wahlverwandtschaft der in Berlin gepflegten Geistesrichtung mit der von Göttingen und von der Schweiz ausgehenden.

Es traf sich glücklich, daß um dieselbe Zeit noch von zwei anderen Punkten aus ein ähnlicher Zug nach der Realität des wirklichen Lebens, ein ähnlicher Rückschlag gegen die allzu idealistische und empfindsame Richtung erfolgte, welche sich so lange des deutschen Geistes bemächtigt hatte.

Wenige Jahre vor Friedrich's Thronbesteigung (1737) war in dem damals mit England durch Gemeinsamkeit des Herrscherhauses eng verbundenen Hannover durch den persönlichen Eifer Georg's II. und durch die kräftigen Bemühungen des erleuchteten Staatsmannes Adolf v. Münchhausen die Universität Göttingen ins Leben getreten. Wenn auch bei deren Gründung selbst vielleicht der vorwiegend realistische, vornehmlich auf die dem praktischen Leben zugewendeten Wissenschaften gerichtete Charakter, den diese Anstalt alsbald annahm, nicht beabsichtigt, wenigstens nicht planmäßig in den Vordergrund gestellt worden war*), so hatte sich derselbe doch durch die Macht der Verhältnisse, die am meisten zu ihrer Entwickelung und Blüthe beitrugen, von selbst ausgebildet. Schon der Umstand, daß man bei der neuen Stiftung nicht die älteren Universitäten, vielmehr das selbst noch ziemlich junge Halle zum Vorbild nahm, welches, im Staate des großen Kurfürsten erwachsen, zuerst einer freieren, vorzugsweise aber einer lebensvolleren, den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragenden, von der bloßen Schulgelehrsamkeit abgewendeten Richtung die Bahn gebrochen hatte, ward für den Geist der nachgeborenen Schwesteranstalt wichtig**).

*) Dies wird wenigstens behauptet in der schon im vorigen Bande erwähnten trefflichen Monographie: „Die Gründung der Universität Göttingen. Entwürfe, Berichte und Briefe der Zeitgenossen, herausgegeben und mit einer geschichtlichen Einleitung versehen von Rößler" (S. 20 ff.).

**) Auch Rößler betont dies a. a. O. S. 23.

In Halle hatte Thomasius mit seinen reformatorischen Ideen und seinem vielseitig anregenden Streben dem Naturrecht, der Geschichte, auch schon gewissen Zweigen der Volkswirthschaftslehre einen Boden bereitet. Durch ihn und durch die in ähnlichem Sinne wirkenden bedeutenden Juristen Ludewig, Gundling, Heineccius, J. G. Böhmer war dort eine Juristenschule entstanden, welche das Recht einerseits durch eine größere Berücksichtigung der praktischen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, andererseits durch eine engere Verbindung mit den Lehren der Geschichte aus der Beengtheit scholastischer Formen, worin es sich bis dahin noch meist bewegt hatte, befreite. Mediciner wie Stahl und Hoffmann, die Pfleger einer rationellern Arzneiwissenschaft, hatten die phantastischen Träumereien der Alchymie gründlich zerstört und an ihre Stelle die sorgsame Beobachtung des menschlichen Organismus gesetzt. Durch Chr. Wolf war eine natürliche Theologie und eine natürliche Moral geschaffen worden. Ja selbst die pietistische Theologenschule hatte in den vielbesuchten und weithin einflußreichen Anstalten A. H. Francke's neben dem frommerbaulichen zugleich ein entschieden realistisches, dem Leben und seinen praktischen Bedürfnissen rückhaltlos zugewendetes Bildungselement zu Tage gefördert und war so, durch eine eigenthümliche Verbindung scheinbar entgegengesetzter Pole, die Mutter eines neuen, fruchtbaren Unterrichtszweiges geworden, welcher in der ersten, 1736 von Hecker in Berlin gegründeten Realschule seine selbstständige Vertretung fand*).

Zu solchen Einflüssen, welche von dem preußischen Musterbild Halle auf die neue Göttingische Hochschule hinüber wirkten, kamen andere, in den heimischen Verhältnissen dieser letzteren selbst begründete. Die außerordentliche Freigebigkeit, womit diese junge Universität sogleich vom Anbeginn an ausgestattet ward, versah dieselbe mit werthvollen Anstalten und Sammlungen für jede damals bekannte Art naturwissenschaftlicher Forschung. Der Wunsch und die Hoffnung, besonders Söhne aus den besseren Ständen dorthin zu ziehen (man rechnete sogar auf die englische Gentry), machte, daß man neben den Einrichtungen für die Wissenschaft auch auf die Erfordernisse des äußeren Lebens, auf gesellige Ausbildung und körperliche

*) S. 2. Bd. 1. Th. S. 412.

Uebungen der studirenden Jugend Bedacht nahm. Die Auswahl der Lehrer, welche sogleich in den ersten Zeiten der Hochschule Göttingen zum Schmucke gereichten und ihren Charakter bestimmen halfen, war gleichfalls jener realistischen Richtung günstig. Die Theologie erhielt in Michaelis und Mosheim zwei Vertreter, welche, jeder scholastischen Beschränktheit fremd, durch geschichtliche Studien und durch eine vielseitige Kenntniß des Lebens wie der Literatur sich mit den allgemeinen Bildungsbedürfnissen der Zeit in Einklang zu setzen verstanden. In einem ähnlichen freien Sinne ward die Philologie erst von J. M. Geßner, später von Heyne betrieben. In der juristischen Facultät vertraten von Anbeginn an Gebauer, Treuer und Schmauß eine dem Leben zugekehrte, durch Geschichte und praktische Erfahrung befruchtete Richtung; sie und J. D. Koeler pflegten zugleich die allgemeinen historischen Studien und wurden so die Vorläufer der Pütter, Achenwall, Schlözer, Spittler, Eichhorn, welche später Göttingen auf dem Gebiete der Geschichte, des Staatsrechts, der Statistik zu der weitaus ersten Universität Deutschlands erhoben. Wetteifernd mit diesen historisch-praktischen Disciplinen, entfaltete sich das Studium der Naturwissenschaften, zuerst durch Segner begründet, alsbald unter des großen Albrecht von Haller genialer Hand zu einer Stärke und Vielseitigkeit, wie nirgends sonst, und verlieh von dieser Seite her dem Gesammtcharakter der Universität ein vorzugsweise realistisches Gepräge.

Während so in Göttingen eine der Fridericianischen verwandte Richtung Platz griff und ein zweites Centrum lebenskräftiger Geistesbestrebungen entstand, das durch seine akademische Lehrthätigkeit mit Halle, durch seine „Societät" mit Berlin und dessen Akademie wetteiferte, fand eben diese Richtung wieder von ganz anderer Seite her eine nicht minder bedeutsame und einflußreiche Förderung. In der kleinen republikanischen Schweiz, die zwar politisch von Deutschland getrennt war, literarisch aber ihm immerfort zubehörig blieb, hatte sich schon seit lange ein frischeres Leben zu regen begonnen. Diese Bewegung, zuerst fast nur ästhetischer Natur, theilte sich allmälig auch den staatlichen und gesellschaftlichen Interessen mit und begann diese ebenfalls zu verjüngen*).

*) Für das Folgende vergl. namentlich Mörikofer: „Die schweizerische Literatur im 18. Jahrhundert".

Schon im Jahre 1744 entstand in Zürich eine Gesellschaft, die „wachsende" genannt, welche sich nicht wie die frühere der „Maler" blos mit Aesthetik, sondern auch mit gemeinnützigen Angelegenheiten, mit Plänen einer Reform des Volkslebens und der Gesellschaft beschäftigte. Sie recrutirte sich vorzugsweise aus jenem frischeren Nachwuchs, den wir bei Klopstock's Aufenthalt in Zürich als das „junge Zürich" kennen lernten. Der Patriarch der Schweizer Literatur, Bodmer, ward von dieser jungen Schule zwar mit schuldiger Pietät behandelt, ja er war sogar der Patron der „wachsenden Gesellschaft", allein seine einseitig idealistische Weise vermochte die lebensfrischeren Gemüther der Jünglinge (die, wie wir gesehen, selbst durch den Klopstockschen Messianismus sich die Freiheit ihres Urtheils nicht verkümmern ließen)*) so wenig zu beeinflussen, daß vielmehr er selbst durch die Berührung mit ihnen aus seinen überirdischen Regionen mehr und mehr auf die Erde herabgezogen, aus einem Sänger des „Noah" in einen Sänger des „Tell", in einen Apostel vaterländischer und freiheitlicher Ideen verwandelt ward.

Es lag in diesen Schweizern — selbst da, wo sie einmal durch die Berührung mit deutschen Ideen oder in Folge der unbefriedigenden äußeren Wirklichkeit in den verknöcherten aristokratischen Kleinstaaten eine etwas überfliegende Richtung einschlugen, — doch im tiefsten Grunde immer etwas Gesundes und Tüchtiges, ein lebhafter Sinn für bürgerlich-menschliche Interessen und ein ebenso lebhafter Trieb der Beschäftigung mit der umgebenden Außenwelt. Beides ward angeregt und genährt durch die Verhältnisse selbst, in denen die Schweizer sich befanden, eine großartige und mannigfaltige Natur und ein, wenn auch verkümmertes, doch durch seine republikanische Grundform den Einzelnen unwillkürlich zur Betheiligung am Allgemeinen herausforderndes Gemeinwesen.

So sehen wir denn die Mitglieder dieses Züricher Kreises nach den verschiedensten Seiten hin bemüht, naturwissenschaftliche, pädagogische, anthropologische u. a. Kenntnisse zu pflegen, mit Hülfe derselben den Unterricht zu verbessern, den Gemeingeist zu heben, allgemein menschliche und bürgerliche Bildung zu verbreiten. Sulzer schrieb schon als junger Mann eine „Anleitung zur nützlichen Be-

*) S. oben S. 133 ff.

trachtung der Schweizerischen Naturgeschichte" und „Moralische Betrachtungen über die Werke der Natur", dann in Berlin seinen „Versuch einiger vernünftigen Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder". Sein Freund H. C. Hirzel suchte die Naturforschung für den Landbau ergiebig zu machen, Bildung und Selbstthätigkeit unter den Landleuten auszubreiten. Dieser Richtung blieb er sein ganzes Leben lang treu. Wie er 1761 über die „Wirthschaft eines philosophischen Bauern" schrieb, so noch mehr als dreißig Jahre später (1792) „zur Beförderung der Landwirthschaft, der bürgerlichen und häuslichen Wohlfahrt". Wie er 1767 „das Bild eines wahren Patrioten" entwarf, so später das eines „philosophischen Kaufmanns".

Auch der später so überschwenglich idealistische Lavater war damals noch auf das lebhafteste den politisch-weltlichen Interessen zugekehrt. 1762 war er als öffentlicher Ankläger gegen einen despotischen Landvoigt aufgetreten. 1767 dichtete er, aufgefordert von der „helvetischen Gesellschaft", „Schweizerlieder" und gab mit H. Füßli ein halb politisches Wochenblatt heraus, in welches u. A. Pestalozzi unter dem angenommenen Namen „Apis" eine Satire auf die Aristokratie schrieb.

Die gleiche Richtung auf's Praktische und Gemeinnützige, auf Natur und bürgerliche Gesellschaft, welche in Zürich vorherrschte, fand sich auch in Bern und in der ganzen westlichen Schweiz wieder. Dorthin wirkten aus unmittelbarer Nachbarschaft die französischen, wie nach Zürich durch literarische Einflüsse die englischen Ideen. Der große Berner Gelehrte A. v. Haller war nicht blos ein berühmter Naturforscher, sondern auch ein Mann von vielseitiger gemeinnütziger und bürgerlich-politischer Thätigkeit in seinem Kantone. Noch mehr als er zeigte sein Schüler Zimmermann sich als Mann des praktischen Lebens, der Popularisirung und Nutzbarmachung wissenschaftlicher Resultate.

Auch der Baseler Iselin wirkte in ähnlichem Geiste. Welch hohen Flug er auch Anfangs mit seinen „Philosophischen und praktischen Träumen eines Menschenfreundes" (1755) und später mit seinen „Philosophischen Muthmaßungen über die Geschichte der Menschheit" (1764), noch später mit seinen „Träumen eines Menschenfreundes" (1776) nahm, so versäumte er doch nicht, von solchen

allgemeinen und idealen Anläufen immer wieder zu bestimmten, gegebenen Verhältnissen und zu deren praktischer Behandlung einzulenken. In seiner Schrift „Ueber die Gesetzgebung" (1758) suchte er die Grundsätze sittlicher und wirthschaftlicher Hebung des Volkes auszubreiten, nach denen er auch in seiner amtlichen Thätigkeit, als Mitglied des Großen Raths seiner Vaterstadt, handelte, und durch die „patriotische" oder „helvetische Gesellschaft", die er gemeinsam mit H. C. Hirzel 1760 stiftete*), strebte er nach Weckung eines thätigen Gemeinsinns in der ganzen Schweiz.

Gewiß war es kein bloßer Zufall, daß zwischen den Schweizern einerseits, Göttingen und Berlin andererseits sich ein so vielseitiger persönlicher und literarischer Wechselverkehr entwickelte. Wie A. v. Haller den Reichthum seines Wissens und den glänzenden Ruf seines Namens der jungen Georgia Augusta als kostbare Morgengabe zubrachte, so holten sich wiederum Schweizer Gelehrte, erst Zimmermann, später Iselin, von dort bedeutsame Anregungen ihres Strebens und Wirkens. Sulzer, Hirzel, Schultheß fanden wir schon in den 40er Jahren in Berlin. Die beiden letzten verweilten nur kürzere Zeit daselbst, brachten aber die dortigen Eindrücke in ihre schweizerische Heimath mit zurück. Sulzer blieb in der preußischen Hauptstadt bis an das Ende seiner Tage. Er vertrat zwar anfänglich auch dort die überfliegende Richtung der älteren Schweizer Schule, der Bodmer und Breitinger, und verhielt sich ziemlich kühl, ja vornehm herabsehend gegen den damals noch wenig gekannten Lessing. Aber allmälig ward auch er von der Atmosphäre des Berliner Lebens, der großen Thaten und Eigenschaften Friedrich's und der dadurch erzeugten allgemeinen Stimmung mächtig angezogen und festgehalten. „Je länger ich in der wirklichen Welt lebe", schrieb er an Gleim, desto unschmackhafter wird mir diejenige, welche der Phantasie Klopstock's ihren Ursprung verdankt**)." Und im Jahre 1757, als der glorreiche Kampf Friedrich's gegen eine übermächtige Coalition begonnen hatte, äußerte er gegen denselben Freund ganz mit dem Gefühle eines

*) S. Morell: „Die helvetische Gesellschaft" (1863), Gervinus: „Geschichte des 19. Jahrhunderts", 7. Bd. S. 358.

**) „Briefe deutscher Gelehrten aus Gleim's literarischem Nachlaß", 1. Bd. S. 442.

geborenen Preußen: „Es ist billig, daß wir so groß in Wissenschaften und Künsten zu werden suchen, wie wir in Waffen sind, daß wir einen überlegenen Ton über die andern Deutschen annehmen, wie die Franzosen über andere Völker. Dazu aber brauchen wir Männer wie Lessing!“*)

Den allerglänzendsten Triumph aber feierte jene Welt der Thaten, die durch Friedrich über Preußen und Deutschland aufgegangen war, über die Idealwelt bloßer Empfindungen, für welche die ältere Schweizer Schule so lange ausschließend geschwärmt, in dem Bekenntniß, welches der Altmeister dieser letztern selbst, Bodmer, um eben diese Zeit abzulegen sich gedrungen fand. Noch im Jahre 1745 hatte dieser gegen Friedrich und seine großen Regenteneigenschaften sich abweisend verhalten. Zur Zeit des siebenjährigen Krieges aber pries derselbe Bodmer in einem seiner Briefe an Sulzer den großen König als „den Gesandten Gottes in einer Zeit, wo die weibliche Zärtlichkeit an die Stelle der männlichen Tugend tritt“.

Auch zwischen Göttingen und Berlin entwickelten sich mancherlei Beziehungen, welche auf eine innere Wahlverwandtschaft der an beiden Orten vorherrschenden Lebensanschauungen deuteten. Der freisinnige und vielseitig gebildete Theolog Michaelis verkehrte brieflich mit Lessing und Nicolai, und die „Göttinger Anzeigen“ ermangelten nicht, den literarischen Erzeugnissen der jungen Berliner Schule eine wohlwollende und lebhafte Theilnahme zu widmen. Auch der in der Göttinger Schule gebildete Justus Möser trat in nähere Beziehungen zu den Berlinern und insbesondere zu Nicolai, und gestand offen ein, daß er sich seine Denk- und Schreibweise in der Schule des großen Königs gebildet habe.

Literarische Rückwirkungen der durch Friedrich II. erzeugten realistischen Denkweise. Die praktisch-politischen Wissenschaften. Die Popularphilosophie.

Die unmittelbarsten Wirkungen der von Friedrich II. ausgehenden, von Göttingen und der Schweiz aus unterstützten neuen Denkungsart zeigten sich auf denjenigen Gebieten der Literatur, welche dem öffentlichen Leben am nächsten lagen. Wir haben schon früher gesehen**), wie in Friedrich's Staaten die praktisch-politischen Wissenschaften: Statistik, Volkswirthschaftslehre, Geographie, sich einer be-

*) Ebenda, S. 286.

**) 1. Bd. S. 110, 333 ff.

vorzugenden Pflege theils von Seiten der Behörden und des Königs selbst, theils durch einzelne Gelehrte wie Süßmilch, Baumann, Büsching u. A. erfreuten, wie auch eine freimüthige und aufgeklärte Publicistik sich entwickelte. Für eine geistvollere, zugleich auf Thatsachen und auf Ideen fußende Behandlung der Geschichte, insbesondere der Geschichte des eigenen Landes und der jüngsten Vergangenheit, gab Friedrich selbst den Anstoß und das Beispiel durch seine historischen Schriften, die Histoire de mon temps und die Mémoires de la maison de Brandebourg. Im Felde des öffentlichen Unterrichtswesens arbeiteten unverdrossen und erfolgreich unter des Königs und seines aufgeklärten Ministers v. Zedlitz persönlicher Antheilnahme Männer wie Resewitz, v. Rochow u. A.

Neben und über diesen literarischen Bestrebungen aber, die großentheils auf die nächsten Bedürfnisse des Tags abzielten, bildete sich eine andere Gruppe solcher, welche sich mit den mehr abgezogenen Problemen des menschlichen Denkens, mit politischen, socialen, religiösen, philosophischen Fragen beschäftigten, immer aber im engen Anschluß an die Wirklichkeit und mit möglichster Rücksichtnahme auf die Verwendung der gewonnenen Ergebnisse für die Praxis des Lebens.

Man hat diese ganze wissenschaftliche Richtung — mit einem Worte, das von einem gewissen verächtlichen Beigeschmack nicht frei ist — „Popularphilosophie“, ihre Vertreter „Popularphilosophen“ genannt.

Es ist wahr, diese Männer haben nicht sowohl verborgene Schätze der Weisheit entdeckt und aufgeschlossen, als vielmehr nur die zu Tage liegenden oder von Andern aus der Tiefe heraufgeförderten in leicht verwendbare und rasch umlaufende Münzen ausgeprägt. Sie werden den Ruhm originaler Erfinder mit einem Leibnitz oder einem Kant nie theilen. Allein für die Befruchtung des geistigen Lebens der Nation, für die Ausbreitung richtiger Ansichten über eine Menge der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, für mannigfache Anregungen zur Ausbildung ebensowohl des Verstandes als des moralischen Willens hat sich diese Art von philosophischen Betrachtungen, die mehr in die Breite als in die Tiefe ging, mehr für das größere Publikum der Gebildeten oder Bildungsbedürftigen, als für die kleine Gemeinde professioneller Denker und

Forscher berechnet und geeignet war, in hohem Grade nützlich und wirksam erwiesen.

Engländer und Franzosen waren uns mit dem Beispiel einer solchen Philosophie aus dem Leben und für's Leben längst vorangegangen. In Deutschland selbst hatte zuerst Christian Thomasius in seinen „Monatsgesprächen" den Weg dafür gebahnt. Die Moralischen Wochenschriften waren theilweise diesen Spuren gefolgt. Auch Gellert in seinen „Vorlesungen", den moralischen wie den ästhetischen, so wie in einigen andern kleinern Schriften, konnte zu den Vertretern einer solchen Lebensphilosophie gerechnet werden.

Was diese neuere Gruppe der sogenannten Popularphilosophen von jenen früheren scheidet, ist nicht blos der weitere Kreis von Kenntnissen und Erfahrungen, den sie im Vergleich zu Thomasius und den Moralischen Wochenschriften beherrschen, sondern auch, namentlich Gellert gegenüber, der höhere, freiere Standpunkt, den sie sämmtlich vertreten. Dieser Standpunkt ist der einer Lebensauffassung, die nicht blos auf abstracten Ideen und Speculationen, auch nicht blos auf inneren, subjectiven Empfindungen, auf den Eingebungen des sog. „guten" oder „empfindlichen" Herzens, vielmehr auf einer offenen, unbefangenen Beobachtung der Wirklichkeit fußt, und zwar einer mit großen Interessen erfüllten, von tüchtigen Kräften auf bedeutende Ziele hingeleiteten Wirklichkeit. Mit Einem Worte: diese Popularphilosophen bewegen sich auf dem Boden der Fridericianischen Aera und unterscheiden sich dadurch eben sowohl von den, meist blos fremden Mustern nachgeahmten, Moralischen Wochenschriften, wie von den philosophischen Ergebnissen der Empfindsamkeitsschule. Man findet bei diesen deutschen Popularphilosophen Anklänge an Locke und Shaftesbury, an die schottischen Moralphilosophen, an Leibnitz und Wolf; allein der eigentliche Mittelpunkt ihrer Anschauungen ist doch bei den meisten die eigene Beobachtung des Lebens und ein dadurch gebildeter natürlicher Instinct, der das Richtige und Wesentliche an den Dingen herausfindet — also das, was die Engländer common sense, sie selbst aber den „gesunden Menschenverstand" nennen*).

*) S. Moses Mendelssohn's Schriften, 2. Bd. S. 265, 283, 4. Bd. S. 80, 316, 5. Bd. S. 564. Auch Goethe sagt von der Popularphilosophie

Der Kreis der Popularphilosophen ist schwer abzugrenzen. Sie berühren sich nach der einen Seite mit den Männern der praktisch-politischen Wissenschaften und der Geschichte, ja sind zum Theil Beides in Einer Person, wie J. Möser, Abbt, nach der anderen mit den Theologen der freieren Richtung, Spalding, Jerusalem u. A., welche vorzugsweise Fragen des praktischen Lebens und der Moral, wie die Bestimmung des Menschen u. dgl., in den Bereich ihrer Betrachtungen zogen. Sie gehören sämmtlich entweder ihrer Geburt oder ihrer Bildung oder ihrer Thätigkeit nach jenen Kreisen an, welche ihre geistigen Impulse theils von dem Staate Friedrich's des Großen, theils von der Schweiz, theils von Göttingen aus empfingen, und sie repräsentiren sowohl nach den Stoffen, die sie behandeln, als nach der Art, wie sie dieselben behandeln, vorzugsweise die realistische Anschauungsweise jener Kreise. Ihre Denk- und Schreibart ist nicht die der systematischen Schulphilosophie, vielmehr die jener leichten, gefälligen, gemeinverständlichen Belehrung, wie sie namentlich den Engländern eigen ist, klar, verständig und dabei doch nicht so kalt, wie die der Franzosen, sondern mit einem Zusatz deutscher Gemüthswärme. Ihre Gegenstände sind oft dem praktischen, auch wohl dem öffentlichen Leben oder jener Mittelregion zwischen diesem und dem Reiche des Uebersinnlichen, der religiösen Moral und der auf die Moral abzielenden Religion, bisweilen auch dem Gebiete der ästhetischen Empfindung und des Geschmacks entnommen. Es sind nicht umfängliche Werke, die sie zu Tage fördern, sondern meist kleinere Abhandlungen. Auch

(„Werke", 25. Bd. S. 94. 95), sie sei „ein mehr oder weniger gesunder Menschenverstand" gewesen, „der es wagte, ins Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen". Die Schulphilosophie habe sich durch das oft Dunkle und Unnützscheinende ihres Inhalts ungenießbar gemacht. „Mancher gelangte zu der Ueberzeugung, daß ihm wohl die Natur so viel guten und geraden Sinn gegönnt habe, als er bedürfe, um sich von den Gegenständen einen so deutlichen Begriff zu machen, daß er mit ihnen fertig werden, zu seinem und Anderer Nutzen damit gebahren könne, ohne gerade zu forschen, wie die entferntesten Dinge, die uns nicht sonderlich berühren, wohl zusammenhängen möchten. Man machte den Versuch, man that die Augen auf, sah gerade vor sich hin, war aufmerksam, fleißig, thätig, und glaubte, wenn man in seinem Kreise richtig urtheile und handle, sich auch wohl herauszunehmen zu dürfen, über Anderes, was entfernter lag, mitzusprechen."

mehrere Zeitschriften, vor allen Nicolai's „Allgemeine Deutsche Bibliothek" (1765 ff.), Nicolai's und Biester's „Berliner Monatsschrift" (1783 ff.) dürfen als Organe der Popularphilosophie gelten. Sogar die „Literaturbriefe" (1759 ff.) huldigen, neben ihrem literarhistorischen und kritischen Charakter, dieser popularphilosophischen Richtung und zählen mehrere der namhaftesten Popularphilosophen, wie Mendelssohn, Abbt u. A., zu ihren thätigsten Mitarbeitern.

Lessing selbst, wie sehr er sich auch sowohl in seinen grundlegenden ästhetischen Arbeiten als in seinen religionsphilosophischen Untersuchungen über das Niveau der Popularphilosophen erhebt, geht doch in vielen seiner kleinern Abhandlungen und seiner eingestreuten Bemerkungen in Bezug auf die Stoffe wie auf den Geist seiner Betrachtungen mit denselben Einen Weg, und ebenso hat der große Weise von Königsberg, Kant, der auch persönlich mit mehreren der Popularphilosophen, insbesondere Mendelssohn und Garve, freundschaftlichen brieflichen Verkehr pflog, es nicht verschmäht, neben seinen tiefsinnigen und weitangelegten speculativen Werken eine Anzahl kleinerer Schriften und einzelner Aufsätze (besonders in der „Berliner Monatsschrift") zu veröffentlichen, worin er Gegenstände des concreten Lebens mit einer so praktischen Unmittelbarkeit und in einer so leichten, gefälligen Darstellungsform beleuchtet, daß er hier als das Muster eines populären Philosophen gelten kann*).

Ein Theil dieser Schriftsteller geht unmittelbar auf die Zustände des öffentlichen Lebens ein. Sie unterscheiden sich von den direct politischen Schriftstellern (wie K. Fr. v. Moser u. a.) nur dadurch, daß sie ihren Gegenstand in dem Lichte einer allgemeinen, so zu sagen principiellen Betrachtung auffassen. Herr v. Loen, von Haus aus Bürger einer freien Reichsstadt, Frankfurt, später (1753) in die Dienste Friedrich's II. übergetreten, verfaßte eine Reihe von Schriften ganz in dem Geiste, in welchem Friedrich selbst erst als junger Prinz schrieb, später als König regierte. Die erste dieser

*) In seinen Briefen an Herz bekennt er sich ganz zu der Maxime der Popularphilosophen, wenn er diesen mahnt, „ja fein viel Beobachtungen zu machen", und von sich selbst sagt: er wolle in seiner Anthropologie „die Quelle der Sitten, der Geschicklichkeiten, der Kunst, Menschen zu bilden und zu regieren, mithin alles Praktischen eröffnen", daher suche er auch „lauter praktische Beispiele, nicht metaphysische Betrachtungen, selbst aus dem gemeinen Leben".

Schriften, worin v. Loen eine Verbesserung der Zustände an den Höfen und im Beamtenthum, ebenso eine Hebung des Bürger- und Bauernstandes anstrebte — „Der redliche Mann am Hofe oder die Begebenheiten des Grafen v. Rivera", — erschien schon im Jahre der Thronbesteigung Friedrich's d. Gr., 1740, konnte also von dessen Denk- und Handlungsweise noch kaum beeinflußt sein. Die Grundgedanken dieses Romans hat v. Loen später weiter ausgeführt in der Schrift: „Vom Hofe, der Polizei, vom gelehrten, bürgerlichen und Bauernstand" (1768). Dagegen spiegelt die Schrift „Vom Adel" (1752) ganz die Anschauungen wieder, die Friedrich von der Stellung des Adels im Staate hatte und bethätigte. Der Adel wird als ein bevorrechteter Stand betrachtet, aber er soll sich dieses Vorrecht durch persönliche Tüchtigkeit wirklich verdienen. Herr v. Loen ruft seinen Söhnen, denen die Schrift gewidmet ist, die Worte zu: „Euer Adel will Nichts besagen, wenn Ihr ihn nicht durch wahrhaft edle Eigenschaften fortpflanzt". Ebenso vertrat er im Geiste Friedrich's die Toleranz in dem Schriftchen: „Die wahre Religion".

Abbt, auf der preußischen Universität Halle gebildet und eine kurze Zeit lang Professor an einer zweiten preußischen Universität, Frankfurt a. O., pries in seiner Schrift: „Vom Tode für's Vaterland" (1761) das Glück einer Nation, in welcher Jeder das sichere Gefühl in sich trage, in einem gut eingerichteten Staate zu leben, und dadurch mit der wahren Liebe zum Vaterlande erfüllt werde, einer Nation, die sich als untrennbar betrachte von dem, der sie regiert, und mit diesem zugleich Antheil habe an ewigem Nachruhm*). In einer zweiten Schrift: „Vom Verdienst" (1765), weist er den wahren Patrioten darauf hin, sein Verdienst nicht in Dienstfertigkeit nach oben, in der Befriedigung der Launen und Leidenschaften eines Despoten, sondern in dem aufrichtigen Bemühen für die materielle, sittliche und geistige Hebung des Volkes zu suchen. Er wollte auch

*) Die „Literaturbriefe" bemerkten zu dieser Schrift (181. Brief): „Kommt die Liebe zum Vaterlande in die Gemüther unserer Mitbürger zurück, so muß die Nation, wie von einer neuen Seele belebt, eine neue Denkungsart annehmen; ihre Thaten zum Dienst des Königs erlangen mehr eigenen Trieb als Gehorsam zum Grunde; ihr großer Anführer ist nicht die Seele vieler Körper, sondern die Seele der Seelen".

die Geschichtswissenschaft in der gleichen Richtung reformiren, damit sie nicht blos Regentengeschichte, sondern Darstellung des Volks- und Culturlebens einer Zeit sei. Sein früher Tod ließ ihn zu eigenen Arbeiten auf diesem Gebiete (außer einem fragmentarischen Versuche portugiesischer Geschichte) nicht kommen.

Justus Möser mit seinen „Patriotischen Phantasien"*) war recht eigentlich der Philosoph fürs Leben und fürs Volk. Kaum irgend ein Verhältniß des geselligen, bürgerlichen, wirthschaftlichen und socialen Lebensverkehrs giebt es, das er nicht mit seinem ebenso klaren als warmen Geiste, seinem feinen, treffenden Humor und seiner ächt praktischen Auffassung der Menschen und der Dinge beleuchtet und ins rechte Licht gestellt hätte, mag er nun gegen ein Zuviel der classischen Studien eifern — den „lateinischen Nothstall", aus welchem die Jugend Unlust zum praktischen Gewerbe mitbringe — oder gegen die übertriebene Empfindsamkeit, die einem wirklichen Unglück kalt und unthätig zusieht, oder gegen den falschen Luxus; mag er die Vorzüge einer unabhängigen Lebensstellung vor einer Stellung in fremden Diensten, wenn auch einer scheinbar noch so glänzenden, preisen, die Vergnügungen des Volkes zur Erholung von der Arbeit vertheidigen, oder den Abgeschmacktheiten der Ausländerei das Beispiel des verständigen Mannes entgegenhalten, der lieber ein minder zierliches Original, als eine noch so aufgeputzte Copie sein will. Wir finden hier manche Stoffe wieder, welche schon in den „Moralischen Wochenschriften" behandelt worden waren, aber mit wie unendlich feinerer und ausgebreiteterer Beobachtung des wirklichen Lebens, entsprechend dem viel entwickelteren Charakter dieses Lebens selbst**)! Nicht unpassend verglich schon die „Berliner

*) S. 1. Bd. S. 112.

**) Wir führen hier den Inhalt einiger Aufsätze aus den „Patriotischen Phantasien" an, welcher die Richtung der Möser'schen Betrachtungsweise charakterisirt: Der Putz einer Meiersfrau (1. Bd. S. 71). Eine Osnabrück'sche Spinnstube (1. Bd., S. 5). Der Putz der Kinder (1. Bd. S. 27). Die allerliebste Braut, ein Lob der Wirthschaftlichkeit (1. Bd. S. 139). Gegen den Luxus (2. Bd. S. 95. 100). Stadt und Land (2. Bd. S. 87). Moderne Zeiteintheilung (1. Bd. S. 282). Gegen die Vielregiererei (2. Bd. S. 2 ff.). Ueber die Erziehung der Kinder zur Arbeit (2. Bd. S. 310). Gegen die Ehrlicherklärung der unehrlichen Leute (1. Bd. S. 291, 2. Bd. S. 167). Der Geringe bleibt doch immer Sclave des Mächtigen (5. Bd. S. 96) u. s. w.

Monatsschrift" Justus Möser mit Franklin, und Goethe hat diesem Urtheil, indem er es zu dem seinigen machte, eine noch höhere Bekräftigung verliehen *).

Gleich diesem Sohne der rothen Erde waren auch die Schweizer im Dienste des gesunden Menschenverstandes, des praktischen Lebens, der Bildung und Veredlung des Volkes thätig. Den schon früher angeführten Schriften von Sulzer, H. C. Hirzel, Iselin u. A. über die Erziehung der Jugend, die Bildung des Landmanns und Bürgers schließen sich Zimmermann's Schriften „Von der Einsamkeit" (1756 angefangen, aber erst 1784—85 veröffentlicht) und „Vom Nationalstolz" (1758) an, von denen jene die Vorzüge der Einsamkeit für die Sammlung des Geistes und die Freuden der Beschaulichkeit, aber auch die Gefahren der Vereinseitigung des Menschen, die sie in sich birgt, und die günstigen Wirkungen des Lebens in der Gesellschaft schildert, während diese, ähnlich der Schrift von Abbt, das wohlthuende Gefühl eines Volkes preist, das durch einen großen Regenten und seine Thaten sich zu dem Range einer wirklichen Nation erhoben sieht **).

Auch Nicolai hat einen vollgültigen Anspruch darauf, den Popularphilosophen beigezählt zu werden. Die beiden großen von ihm begründeten und zum Theil unter seiner ganz persönlichen Leitung erschienenen Zeitschriften, die „Allgemeine deutsche Bibliothek" und die „Berlinische Monatsschrift", waren recht eigentlich Organe des gesun-

---

*) Letzterer sagt von Möser: „Man müßte eben alles rubriciren, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt . . In Absicht auf die Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, gründliche Behandlung, frohen Humor wüßte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen".

**) In der ersten Auflage dieser letzten Schrift hatte Zimmermann nur den republikanischen Völkern einen wahren Nationalstolz — einen Stolz auf ihre freie Regierungsform — einräumen wollen; allein die glänzende Stellung, die das monarchische Preußen unter Friedrich II. errang, brachte ihn (wie ein Recensent der Schrift im 143. Literaturbriefe bemerkt) auf andere Gedanken. „Die Stelle", sagt derselbe Recensent, „worin Zimmermann den Fürsten beschreibt, auf welchen die Nation stolz zu sein Ursache hat, schmeichelt unserer Eigenliebe (als Preußen), indem sie uns berechtigt, an der Größe eines Monarchen Theil zu nehmen, da Andere sich begnügen müssen, solche in der Ferne zu bewundern."

den Menschenverstandes, der Aufklärung, des praktischen Sinnes im Geiste dieser Richtung. Die Mitarbeiter dieser Zeitschriften gehörten zumeist dem Kreise der Popularphilosophen und der Männer des praktischen Lebens an. Sein großes Reisewerk voll vielseitiger Beobachtungen der Culturzustände deutscher Länder und voll praktischer Betrachtungen über deren Vorzüge oder Mängel diente dem gleichen Zwecke, und ebenso, nach der Seite der Religion hin, als eine satirische Bekämpfung der engherzigen, unduldsamen Orthodoxie, sein Roman „Sebaldus Nothanker“ (1773), ästhetisch freilich von untergeordnetem Werth, dagegen praktisch, wie schon dessen rasche Ausbreitung bekundet, von nicht zu unterschätzender Wirkung.

Mehr auf dem eigentlich sogenannten philosophischen Gebiete bewegen sich die Schriften von Garve, Engel und Mendelssohn. Aber auch sie suchen überall dem wirklichen Leben möglichst nahe zu kommen, und selbst da, wo sie speculative Stoffe behandeln, rücken sie dieselben unter den Gesichtspunkt der praktischen Vernunft und des gesunden Menschenverstandes.

Garve, der Uebersetzer des Buchs von Adam Smith „Ueber den Nationalreichthum“ und des Buchs von Macferlan „Ueber die Armuth und die Mittel, ihr abzuhelfen“, hielt es für keinen Raub an dem Berufe eines Philosophen, zu der gründlichen Beobachtung der Zustände einer Gesellschaftsclasse herabzusteigen, die damals viel weniger beachtet war, als heutzutage selbst der einfache Arbeiter — des Bauernstandes. Durch einen längeren Aufenthalt auf dem Lande in Schlesien suchte er sich mit diesen Zuständen vertraut zu machen, und schilderte in seiner Schrift: „Ueber den Charakter der Bauern“ (1796) die äußere Physiognomie, die Eigenthümlichkeiten, die Tugenden und die Fehler dieser Parias der damaligen Zeit*). In

---

*) Hier einige Sätze aus dieser Schrift: (S. 21 ff.): Die Bauernversammlungen charakterisiren sich fast immer durch Dummheit und Unbändigkeit. — Die Bauern in corpore werden von den höhern Ständen als dumm und widersetzlich betrachtet. Der sclavisch behandelte Bauer ist gegen Fremde unterwürfig, aber auch bettelhaft. Er ist faul, weil er keinen Gewinn seiner Arbeit sieht. (S. 51 ff.): Im Ganzen ist auf dem Lande, die großen Bauerndörfer ausgenommen, mehr Unsittlichkeit (besonders in geschlechtlicher Hinsicht) als in den Städten, wo wenigstens im Handwerkerstande eine gewisse strengere Zucht in dieser Hinsicht herrscht. (S. 56 ff.): Der Bauer ist tückisch, denn er erblickt

seinen „Vermischten Aufsätzen" (1800), seinen „Versuchen", seinem Briefwechsel mit Zollikofer, Weiße u. A. finden sich eine Menge der treffendsten Bemerkungen im Sinne einer gesunden, nicht beengten, besonders aber einer gemeinnützigen, auf den Fortschritt der Menschheit abzielenden Lebensauffassung. Er ist kein Feind der Leidenschaften, denn, sagt er, „große Leidenschaften bringen große Männer hervor"; aber er ist ein Feind jener, von den Franzosen und auch von Wieland empfohlenen, weichlichen Lebensphilosophie, die den Menschen nur zum Genießen, nicht zum Handeln anleitet. Selbst die Liebe soll, so will er, ihren Genuß gleichsam erst verdienen und erringen durch eine aufopfernde und anstrengende Thätigkeit für den geliebten Gegenstand. Die rechte Liebe sei zugleich das Band, welches die Seele der Liebenden an alle ihre Pflichten knüpfe, sie zu solchen Dingen hinziehe, gegen die sie sonst gleichgültig sein würde. Von dieser Art sei die eheliche Liebe, „ruhig und thätig"*). Die höchste Lebensbildung ist ihm die, welche sich auf ein Ganzes, Allgemeines richtet. „Die Sittlichkeit", sagt er, „wächst mit der Geselligkeit." Dann, auf concrete Verhältnisse übergehend, verlangt er, daß der Geistliche mit seiner Gemeinde, der Lehrer mit der Jugend, der Professor mit seinen Studenten hingebenden Verkehr unterhalte, setzt er das Lernen durch Erfahrung über das Grübeln mit der bloßen Phantasie, verweist er insbesondere den Philosophen und den Dichter an eben diese Erfahrung, an den Umgang mit Menschen, der ihnen mehr fromme, als das Leben in der Einsamkeit**).

Aehnliche Resultate einer praktischen Lebensweisheit sind es,

in seinem Herrn immer seinen Feind. Völlig unterdrückt, wird er fühllos, oder, wenn entfesselt, roh. Er lebt in einem steten geheimen Kriege mit seinem Herrn, den er durch Betrügereien und Diebereien zu schädigen sucht. Seinen Lebensgenuß sucht er im Nichtsthun und in einem Uebermaß von Essen und Trinken. Der reich gewordene Bauer wird leicht entweder trotzig, oder liederlich. Er sorgt nicht für seine Zukunft, denn der Herr muß für ihn sorgen. U. s. w. Diese Schilderungen, die damals wenigstens für einen großen Theil des Bauernstandes (namentlich im östlichen Deutschland) zutreffend sein mochten, zeigen, welch ungeheure Fortschritte dieser Stand seitdem in Folge seiner Freiwerdung gemacht hat.

*) „Vertraute Briefe an eine Freundin", S. 28 ff.

**) „Versuche", 3. u. 4. Kapitel.

welche der von Engel 1775—77 herausgegebene „Philosoph für die Welt" enthält, eine Sammelschrift, zu welcher neben Engel auch Garve, Mendelssohn, Eberhard, Friedländer Beiträge lieferten. Und die gleiche Werthschätzung eines bürgerlich und sittlich in sich gefesteten Lebens mit seinen gesunden Verhältnissen und einfach tüchtigen Charakteren prägt sich auch in Engel's Roman „Lorenz Stark" aus und verleiht demselben, als dem Typus einer realistischen Dichtungsweise — in einer Zeit, wo die pathologisch empfindsame Denkart so sehr überwog — ein bleibendes culturgeschichtliches Interesse.

Am Meisten von dem eigentlichen Philosophen von Fach unter allen diesen Popularphilosophen hat Moses Mendelssohn. Er hatte gründliche Studien in der Geschichte der Philosophie gemacht; er war ebenso mit Locke und den englischen Moralisten, wie mit Leibnitz, Wolf und auch Spinoza vertraut. Sein speculativer Geist zog ihn zu Leibnitz und Wolf, sein praktischer Sinn zu den Engländern hin. Er sann den höchsten metaphysischen Problemen nach, aber er suchte dieselben ihrer metaphysischen Abstractheit zu entkleiden und so weit möglich zum Gemeingut auch derer, die nicht Denker vom Fach wären, zu machen. In diesem Sinne verfaßte er seinen „Phädon oder die Unsterblichkeit der Seele" (1767), nachdem er schon früher (1763) eine Abhandlung „Ueber die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften" geschrieben hatte; in diesem Sinne versuchte er die Gründe für das Dasein eines persönlichen Gottes in seinen „Morgenstunden" (1785) zu entwickeln, hier wie dort die strengeren Beweise der grübelnden Vernunft durch die leichter verständlichen und mehr erwärmenden Aussprüche des sittlichen und religiösen Gefühls unterstützend*).

Aber auch Mendelssohn stieg gern von jenen steilen Gipfeln der Speculation über das Fernste und Höchste zu näherliegenden Betrachtungen aus dem Diesseits herab. Nicht blos zu psychologischen Untersuchungen über das Empfindungsleben des Menschen, und zu ästhetischen über das Wesen der Schönheit, sondern zu der Beschäftigung sogar mit noch realistischeren Stoffen. Nach dem Bei-

*) Er wollte, wie er sagte, lieber den Engländern nachahmen, von denen er rühmte, daß sie „mit der warmen Empfindung philosophirten", als den kaltverständigen und witzigen Franzosen.

spiele der Engländer und im Sinne seines Freundes Abbt empfahl auch er den Deutschen eine Geschichtsschreibung, die sich mit den Gesetzen und Sitten der Völker beschäftige.

Und selbst in der Behandlung jener höchsten Probleme steht er immer mit seinen Füßen auf dem festen Boden des praktischen Erfahrungslebens, während er Haupt und Blick zu den freien Höhen der Speculation erhebt. Unter den philosophischen Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele ist ihm einer der nicht am wenigsten gewichtigen und ausschlaggebenden der, daß für das Wohl seiner Kinder, seiner Freunde, seines Vaterlandes nur der Mensch freudig und ohne Zaudern Alles, auch sein Leben, opfern werde, dem mit diesem Leben selbst nicht Alles aus sei, sondern der an ein höheres Leben nach dem Tode glaube*). In einer andern, der Betrachtung eben dieser höchsten Wahrheiten gewidmeten Schrift: „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum“ (1783) knüpft er gleichfalls überall an die concretesten Lebensverhältnisse, an Staat und Kirche, an die Stellung und die Pflichten der Geistlichen, an die Gegensätze der Religionen und Confessionen an und breitet über alle diese irdischen Verhältnisse das milde Licht seiner ebenso verstandesklaren als gemüthswarmen, von ächtester Weisheit durchleuchteten, in jedem Satze die Ruhe eines wahren Philosophen bekundenden Anschauungen aus. In scharfen und treffenden Zügen schildert er den Despotismus der römischen Kirche, eines Gebäudes, in dessen Räumen überall vollkommene Ruhe, aber „eine fürchterliche Ruhe“ herrsche, so wie das Streben der orthodoxen protestantischen Geistlichkeit nach einer ähnlichen Macht über die Gemüther, nur daß man hier, im Protestantismus, „nicht angeben kann, wer diese Macht handhaben soll“. Er schildert die trostlose Lage eines auf gewisse Glaubenslehren beeidigten Priesters, der seiner innersten

*) „Phädon“, 3. Gespräch. Vorgreifend sei hier zugleich aufmerksam gemacht auf den bedeutsamen Unterschied zwischen dieser Mendelssohnschen Philosophie des gesunden Menschenverstandes, die sich bescheidet, nicht zu wissen, „wo sich unsere abgeschiedenen Geister aufhalten, welche Gegend des Aethers sie bewohnen, womit sie sich beschäftigen werden u. s. w.“ — und dem anmaßlichen Prophetenthum eines Lavater (s. den folgenden Abschnitt), welcher alles dieses sehr genau weiß und mit einer minutiösen Sicherheit in seinen „Aussichten in die Ewigkeit“ verkündigt.

Ueberzeugung nach diesen Glaubenslehren entfremdet ist. Er vertheilt mit sorgsamer Hand zwischen dem Staate und der Kirche die Functionen, die einem jeden Theile naturgemäß zukommen; jenem weist er die Regelung der Verhältnisse zwischen Mensch und Mensch, dieser die Regelung des Verhältnisses der Menschen zu Gott zu; dem Staate spricht er das Recht, zu zwingen, unter Umständen auch zu bannen und auszuweisen zu; die Kirche soll nur durch die Waffen der Ueberzeugung wirken; Bann und Ausschließung sei ihrem innersten Wesen fremd. Weder Staat noch Kirche aber dürfen sich in Glaubenssachen „ein anderes Recht anmaßen, als das Recht, zu belehren, eine andere Macht, als die Macht der Ueberführung, eine andere Zucht, als die Zucht durch Vernunft und Grundsätze". Aller kirchliche Zwang ist widerrechtlich, alle äußere Macht in Religionssachen ist gewaltsame Anmaßung*).

Mendelssohn war überzeugt, mit dieser hohen und freien Ansicht von dem Wesen aller Religionen fest auf dem Boden seiner eigenen Religion, des Judenthums, zu stehen. Das Judenthum,

*) „Jerusalem", 2. Abschnitt, gleich im Anfange. In wie enger Wechselwirkung diese Ansichten Mendelssohn's mit den Regierungsgrundsätzen und den Regierungshandlungen des großen Königs standen, davon legt der Philosoph selbst freudiges Zeugniß ab in folgender Stelle (ebendaselbst): „Ich habe das Glück, in einem Staate zu leben, in welchem diese meine Begriffe weder neu noch sonderlich auffallend sind. Der weise Regent, von dem er beherrscht wird, hat es seit Anfang seiner Regierung beständig sein Augenmerk sein lassen, die Menschheit in Glaubenssachen in ihr volles Recht einzusetzen. Er ist der erste unter den Regenten unsers Jahrhunderts, der die weise Maxime in ihrem ganzen Umfange niemals aus den Augen gelassen: ‚die Menschen sind für einander geschaffen; belehre deinen Nächsten oder ertrage ihn!' Mit weiser Mäßigung hat er zwar die Vorrechte der äußern Religion geschont, in deren Besitz er sie gefunden. Noch gehören vielleicht Jahrhunderte von Cultur und Vorbereitung dazu, bevor die Menschen begreifen werden, daß Vorrechte um der Religion willen weder rechtlich noch im Grunde nützlich seien, und daß es also eine wahre Wohlthat sein würde, allen bürgerlichen Unterschied um der Religion willen schlechterdings aufzuheben. Indessen hat sich die Nation unter der Regierung dieses Weisen so sehr an Duldung und Vertragsamkeit in Glaubenssachen gewöhnt, daß Zwang, Bann und Ausschließungsrecht wenigstens aufgehört haben, populäre Begriffe zu sein". Dieses Zeugniß des Juden Mendelssohn wiegt um so schwerer, als, wie schon früher bemerkt, gerade Mendelssohn's Glaubensgenossen, die Juden, und er selbst auch unter Friedrich's sonst so toleranter Regierung noch nahezu rechtlos waren.

sagt er, kenne keinen Glaubenseid, es kenne nicht einmal eine Offenbarung von Glaubenssätzen, sondern nur von Lebensregeln (den Ceremonialgesetzen). Die Stimme auf Sinai habe Gebote gegeben, aber nichts gelehrt über das Wesen Gottes; was der Jude darüber glaube, sei allgemeine Menschenreligion, nicht specifisches Judenthum. Man begreift, mit wie großer sittlicher Entrüstung Mendelssohn Lavater's zudringliches Ansinnen zurückweisen mußte, er solle Christ werden, weil er, als aufgeklärter Mann, nicht mehr mit ganzem Herzen Jude sein könne.

Indem Mendelssohn so seine Religion aus der Veräußerlichung, die auch sie durch einseitige Schriftgelehrte erlitten hatte, heraus- und auf die freieren Höhen einer allgemein menschlichen Religion erhob, ward er der Urheber und Vertreter jener Reformbewegung im Judenthume, die noch heute in ihm ihren Meister und ihren kräftigsten Vorkämpfer verehrt, und indem er Gewissensfreiheit und Gleichheit der bürgerlichen Rechte für Alle ohne Unterschied des Glaubens verlangte, bahnte er von diesem allgemeinen Standpunkte aus auch der Emancipation seiner, damals noch so schwer bedrückten und verachteten Glaubensgenossen die Wege.

Sein „Jerusalem" schließt er mit den schönen Worten: „Regenten der Erde! Bahnt einer glücklichen Nachkommenschaft den Weg zu jener Höhe der Cultur, zu jener allgemeinen Menschenduldung, nach welcher die Vernunft noch immer vergebens seufzt! Belohnt und straft keine Lehre, lockt und besticht zu keiner Religionsmeinung! Wer die öffentliche Glückseligkeit nicht stört, wer gegen die bürgerlichen Gesetze, gegen Euch und seine Mitbürger rechtschaffen handelt, den laßt sprechen, wie er denkt, Gott verehren nach seiner oder seiner Väter Weise, und sein ewiges Heil suchen, wo er es zu finden glaubt! Laßt Niemand in Euren Staaten Herzenskündiger und Gedankenrichter sein, Niemand ein Recht sich anmaßen, das der Allwissende sich allein vorbehalten hat! Wenn wir dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, so gebt Ihr selbst Gott, was Gottes ist! Liebet die Wahrheit und liebet den Frieden"!

Die literarische Kritik und ihr Berliner Organ, die „Literaturbriefe"; Lessing's Antheil daran.

Alle diese literarischen Bestrebungen hatten unmittelbar mit der schönen Literatur Nichts zu thun, lagen derselben anscheinend ziemlich fern. Dennoch blieb ihre Rückwirkung auf letztere nicht aus. Die Männer

der schönen Literatur nahmen auch an dem Fortschritte der praktisch-politischen und civilisatorischen Wissenschaften, der Geschichte, der Erziehung, vollends an den allgemeineren menschlichen und socialen Problemen der Popularphilosophie Antheil (wie wir dies u. A. an den eingehenden Besprechungen von Schriften dieser Richtung aus Lessing's Feder sehen), und wurden dadurch unvermerkt in ihrer ganzen Lebensauffassung zu einer mehr realistischen Denkweise hingeleitet. Die schöne Literatur, die Poesie selbst stieg dadurch aus der bloßen Ideal- oder Bücherwelt, in der sie sich bisher fast ausschließlich bewegt hatte, auf den festen Boden der Wirklichkeit herab, trat aus der Beengtheit blos individueller Erlebnisse und Empfindungen auf den Markt des Lebens hinaus und gewann durch Beides sowohl an Gehalt wie an Sicherheit der formellen Gestaltung.

Die literarische Kritik empfand zuerst diesen realistischen Zug der Zeit. Das Hauptorgan dieser verjüngten Kritik wurden die „Literaturbriefe". Sie waren, wie ihr Gründer, Nicolai, bezeugt, eine directe Ausgeburt des siebenjährigen Krieges. „Der König", sagt Nicolai*), „spannte Alles mit Enthusiasmus an, und so glaubten auch wir nicht dahinten bleiben zu dürfen."

Es war mehr als ein bloßer glücklicher Einfall, es war eine bedeutungsvolle That der Herausgeber dieser Zeitschrift, daß sie derselben die Form und Einkleidung wirklicher, an einen verwundeten Officier in des Königs Armee gerichteter Briefe gaben. Dadurch und vollends durch die Persönlichkeit dessen, an den sie dabei dachten, — es war kein anderer als Lessing's neuer Freund, Ewald von Kleist — bekundeten sie nicht blos, in welchem Sinne die Briefe gehalten sein sollten, sondern stellten dieselben gewissermaßen unter den immerfort gegenwärtigen Einfluß des Andenkens an jenen männlichen, patriotischen, zugleich so lebhaft für alles Große und Schöne empfindenden Geist.

In der That sind die „Literaturbriefe" eine würdige Verkörperung eben dieser Eigenschaften auf dem Gebiete der literarischen Kritik. Unerbittlich gegen alles Schlechte, Kleinliche oder Unwahre, haben sie stets eine neidlose und freudige Anerkennung bereit für jedes

*) In einem Aufsatze im „Göttinger Magazin" 1782, 2. Theil, worin er die Entstehung der „Literaturbriefe" schildert.

redliche und tüchtige Streben. Sie kennen keine weichliche Schonung aus Parteigeist oder persönlicher Voreingenommenheit, noch weniger jenes gegenseitige Hätscheln und Schönthun, welches in dem Gleimschen und theilweise auch dem Klopstockschen Kreise so übel wirkte, aber ebensowenig die anderwärts oft gewöhnliche Verfolgungs- und Verkleinerungssucht aus häßlichem Neide oder ähnlichen Motiven. Sie bekämpfen alle einseitigen Richtungen der zeitgenössischen Literatur, ohne selbst einer solchen zu verfallen, und sie bekämpfen dieselben mit dem augenfällig ernsten Bestreben, einem kräftigen Aufschwunge des deutschen Geistes freiere Bahnen zu schaffen, nicht aus egoistischer Anmaßung kritischer Ueberlegenheit, wie sehr sie auch diese Ueberlegenheit in jedem ihrer Aufsätze, zumal in den von Lessing herrührenden, bekunden. Sie decken die Schwächen der nationalen Bildung und Denkweise rückhaltlos auf, aber sie zeigen auch, wie denselben abzuhelfen sei und wo die Stärke des deutschen Charakters liege, eine Stärke, deren derselbe sich nur bewußt zu werden, die er nur durch eifriges Bemühen in sich zu entwickeln brauche, um den Wettkampf mit jeder andern Nation rühmlich zu bestehen.

Sogleich die ersten Briefe geißeln die weitverbreitete Unsitte der vielen schlechten Uebersetzungen, wie überhaupt die Schwächen eines gewissen berufsmäßigen und doch meist so unberufenen, charakterlosen Schriftstellerthums. Lessing, der Verfasser dieser ersten Briefe, kommt auf das gleiche Thema noch öfter zurück; besonders muß Dusch als Muster eines leichtfertigen Uebersetzers viel leiden. Um so anerkennender spricht er von Meinhardt's Uebersetzungen italienischer Dichter.

Alsdann wird Wieland vorgenommen und Stück vor Stück zergliedert; zuerst seine Wandelbarkeit, sein Abspringen von einer Richtung zur andern, dann seine geschmacklose Vermischung wahrer religiöser Empfindung mit ausschweifend phantastischer oder erkünstelter Empfindelei; sein ungerechter Angriff gegen Uz; endlich seine Anmaßung, den Mann strenger Wissenschaftlichkeit und gar den Pädagogen spielen zu wollen, ohne doch das Zeug dazu zu haben.

Nur beiläufig wirft Lessing dabei die Bemerkung hin — und doch welch' fruchtbare und für das damalige, der Realität so sehr entwöhnte Geschlecht wichtige Bemerkung: aller Unterricht sollte mit der Naturgeschichte beginnen, denn sie enthalte die Samen aller übrigen Wissenschaften.

Auch die neueste Veränderung in dem Charakter Wieland's, als dieser „die ätherischen Sphären verlassen hat und wieder unter den Menschen wandelt", findet keine Gnade vor Lessing's Augen, dessen unbestechlicher Scharfblick in der ersten Frucht dieser wieder vermenschlichten Wielandschen Muse, in dessen Tragödie „Johanna Gray", ein bloßes Plagiat aus dem Englischen des Rowe entdeckt.

Am unbarmherzigsten verfährt Lessing aber auch hier wieder mit Gottsched. Gegen ihn schleudert er jenen berühmten siebzehnten Brief, welcher so anfängt:

„‚Niemand', sagen die Verfasser der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", ‚wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserungen dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe.' Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu." Und dann führt er aus, wie Gottsched, indem er der Schöpfer eines neuen Theaters sein wollte, seinen Landsleuten nichts gab als ein „französisches", ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht. „Gottsched", fährt Lessing fort, „hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er von der Bühne vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen, daß wir in unseren Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt, daß das Grasse, Schreckliche, Melancholische besser auf uns wirkt, als das Artige, Zärtliche, Verliebte — er hätte auf dieser Spur bleiben sollen, und diese würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführt haben."

Und hier tritt, was bis dahin bei Lessing noch geschlummert oder höchstens als dunkle Ahnung gedämmert hatte, was auch bei seinem Freunde Nicolai nur in vorübergehender Andeutung hervorgetreten war, um sogleich wieder zu verschwinden*), als fertiger, klarbewußter Gedanke hervor: die aufgeschlossene Kenntniß und die unbedingte Bewunderung Shakspeare's. Hier spricht Lessing von den „Meisterstücken Shakspeare's", die er weit über Corneille und Racine und unmittelbar neben Sophokles setzt; hier nennt er den-

*) S. oben S. 271 und 276.

selben „ein Genie, das Alles blos der Natur zu danken hatte"; hier rühmt er den Lear, den Hamlet u. A., weil sie, wie kaum ein anderes Stück, „Gewalt über unsere Leidenschaft haben"; hier zum ersten Male bricht er entschieden und ganz mit dem französischen Drama, das er bis dahin immer noch mit einem gewissen angeborenen Respect behandelt hatte.

Woher ihm plötzlich diese Vertrautheit mit dem großen britischen Dichter gekommen, den er noch wenige Jahre zuvor allem Anscheine nach nur aus mangelhaften Uebersetzungen oder gar nur von zweiter Hand gekannt, dessen er noch in seinem Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn im Jahre 1758 mit keinem Worte gedacht hatte, das ist eines der Räthsel, deren das an Ueberraschungen und plötzlichen Wendungen so reiche innere Leben Lessing's manche bietet.

Gewiß ist, daß dieser 17. Literaturbrief (vom 16. Febr. 1759) einen entscheidenden Wendepunkt in Lessing's kritischer und poetischer Denkweise bildet. Von ihm kann man die Zeit der vollen Selbstständigkeit und männlichen Reife Lessing's datiren, die Zeit, wo er über das bloße Suchen, Tasten und Experimentiren in Theorie und Praxis hinaus ist und mit größerer Sicherheit ebensowohl die obersten Grundsätze der Poesie als deren praktische Anwendung beherrscht.

Seine Thätigkeit für die „Literaturbriefe" war indeß damit nicht erschöpft. Vielmehr verbreitete sich diese über die verschiedensten Gebiete literarischer Production. Ueberall zeigt er dieselbe kritische Meisterschaft, indem er an jedem Stoffe mit sicherem Griffe den eigentlichen Kern herausfindet und so den Leser, statt ihn mit Nebendingen zu ermüden, jedesmal sogleich in den Mittelpunkt der Frage versetzt. Wir haben es bei seinen Kritiken immer mit den höchsten und freiesten Anschauungen, nicht mit untergeordneten Gesichtspunkten und nicht mit einem Herumtasten an einzelnen Seiten des Gegenstandes zu thun; aber diese Anschauungen treten niemals in unbestimmter, vager Allgemeinheit, vielmehr immer in directester Beziehung zu dem gerade vorliegenden Falle auf, und so bleibt der Leser mit dem ermüdenden Einerlei eines blos abgezogenen Denkens verschont, wird in fortwährend anregender Beschäftigung mit einer lebendigen und wechselnden Mannigfaltigkeit von Betrachtungen erhalten. Diese unerschöpfliche Frische der Darstellung und jene

wohlthuende Sicherheit der Auffassung — das sind die Eigenschaften, welche Lessing's Aufsätze in den „Literaturbriefen" vor denen aller anderen Mitarbeiter auszeichnen, welche ihnen und durch sie dem ganzen Werke, so lange Lessing dafür thätig ist, einen so eigenthümlichen Reiz verleihen.

Von Gottsched wendet sich Lessing zu Klopstock. Mit einer feinen Wendung hält er diesem gewisse Veränderungen vor, welche derselbe in der zweiten Ausgabe seiner Messiade den Orthodoxen zu Liebe angebracht hatte. Was dessen geistliche Lieder anbelangt, so findet er sie „so voller Empfindung, daß man gar nichts dabei empfindet". Viel weniger zart verfährt er mit einem Nachtreter Klopstock's, Cramer, dem Herausgeber des „Norddeutschen Aufseher", und seiner „neumodischen Rechtgläubigkeit", die sich als eine „liebliche Quintessenz aus dem Christenthume" zeigt, „mit der man allem Verdacht der Freidenkerei ausweicht, indem man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch schwatzt".

Mit dem „Norddeutschen Aufseher" und dessen Anhange (wozu u. A. auch Basedow gehörte) macht sich Lessing in den „Literaturbriefen" noch öfter, vielleicht fast zu oft und zu lange, zu thun.

Ein anderes Mal kommt er auf die Behandlung der Geschichte zu sprechen, mit der es in Deutschland „noch am Schlechtesten aussieht". Und wie richtig trifft er den Grund dieses Mangels! „Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte und unsere Gelehrten selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln, kurz, gar nicht arbeiten; diese wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe, diesen an der Geschicklichkeit, dem Stoffe eine Gestalt zu geben." Und dann, wie treffend für jene Zeit, wo man sich um Athen und Latium viel mehr kümmerte, als um das eigene Vaterland, setzt er hinzu: „Ueberhaupt glaube ich, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur Demjenigen zukommt, der die Geschichte seiner Zeit und seines Landes beschreibt".

Zu dem dramatischen Gebiete ist Lessing sonderbarerweise nach jener Anpreisung Shakspeare's und jener Kriegserklärung gegen die französische Tragödie im 17. Briefe nur noch ein einziges Mal im ganzen Verlaufe dieser „Literaturbriefe" zurückgekehrt. Und zwar bei Gelegenheit der Trauerspiele seines Freundes und ehemaligen

dramatischen Mitarbeiters Chr. Fr. Weiße, dessen „Eduard III.“ er zwar mit achtungsvoller Schonung, aber mit unparteiischem Freimuth beurtheilt*). Bei dieser Gelegenheit thut er einen Ausspruch, welcher abermals deutlich bekundet, wie abgeklärt und durchgebildet nun bereits seine Ansichten von der dramatischen Dichtkunst und den Erfordernissen eines dramatischen Dichters waren, einen Ausspruch, der leider weder damals noch bis auf den heutigen Tag in Deutschland so beherzigt worden ist, wie er es verdiente. Weiße hatte in der Vorrede zu seinen Trauerspielen mit einer Anspielung auf Lessing beklagt, „daß gewisse Dichter die Jahre des Genies vorbeifließen ließen“. Darauf sagt Lessing: „Sind es wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles, was auch der beste Kopf in dieser Gattung unter dem dreißigsten Jahre leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an, zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Theil gewiß ist! Und wann kann man dieses sein? Wenn man die Natur, wenn man die Alten genugsam studirt hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Genug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achtziger Jahre, und wie gut ist es einem Tragicus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißen und es so selten sind“!

Es ist, als hätte Lessing hier prophetisch das Zeitalter der „jungen Genies“ vorausgesehen, welche mit ihrer souveränen Mißachtung jener goldenen Regel ihm selbst in seinen letzten Lebensjahren die Freude an der vaterländischen Literatur so sehr verbitterten.

Lessing war, als er dies schrieb, 31 Jahre alt, hatte also das Alter überschritten, welches er selbst als die Zeit der bloßen Versuche bezeichnet. Er hatte die besten Muster, vorlängst schon die Alten, neuerlich auch Shakspeare, fleißig studirt. Mit Sophokles beschäftigte er sich gerade jetzt wieder sehr eifrig**).

*) In dem Briefe vom 7. Februar 1760.

**) Sein „Leben des Sophokles“ datirt aus dem Jahre 1760.

Lessing's Uebersiedelung nach Breslau.

Es fehlte nur, daß er „die Natur", d. h. das Leben, noch etwas mehr kennen lernte, als er bisher zu thun Gelegenheit gehabt hatte. Auch dazu machte er Anstalt, indem er — wie schon öfter — aus seinen gewohnten Umgebungen und literarischen Beschäftigungen sich plötzlich losriß, diesmal, um mitten auf die Bühne der größten Weltbegebenheiten den Fuß zu setzen. Am Ende des Jahres 1760 nahm er die Stelle eines Secretärs beim General von Tauenzien an, der damals Gouverneur von Breslau war, und verließ Berlin.

Man hat diesen Wechsel seines Aufenthalts und seiner Beschäftigungsweise bisweilen auf rein äußerliche Beweggründe, insbesondere auf den Wunsch, endlich eine feste Stellung im Leben zu gewinnen, auch wohl auf allerhand kleine Mißhelligkeiten mit seinen Berliner Bekannten zurückführen wollen*). Solche äußere Ursachen mögen mitwirkend gewesen sein**); doch ist nicht anzunehmen, daß sie ausschließlich oder auch nur überwiegend Lessing's Entschluß bestimmt haben. Wir sahen Lessing wiederholt so rasche Entschlüsse fassen; aber jedesmal war ein innerer Zug seines Wesens dabei in erster Linie mit entscheidend. Er ging von Leipzig nach Berlin im Jahre 1748, weil es ihn drängte, das größere Leben der aufstrebenden preußischen Hauptstadt kennen zu lernen. Er isolirte sich eine Zeit lang (1752) in Wittenberg, um sich aus den Zerstreuungen des tagesliterarischen Berufes zu strengerer wissenschaftlicher Thätigkeit zu sammeln. Er verließ 1755 Berlin, um in Leipzig durch Erneuerung des lange unterbrochenen unmittelbaren Verkehrs mit der Bühne sich zu neuen dramatischen Productionen vorzubereiten. Und er kehrte 1759 nach Berlin zurück, um die mancherlei kritischen Kenntnisse und Erfahrungen, die er inzwischen gesammelt hatte, an der rechten, wirksamen Stelle zu verwerthen. Jetzt brach er

*) S. Danzel a. a. O. S. 461 ff.

**) Es scheint, daß damals Lessing's Aeltern besonders stark in ihn gedrungen haben, eine feste Anstellung zu suchen. Am 3. April 1760 schreibt er an seinen Vater: „So lange ich noch von meiner Arbeit leben kann, ziemlich gemächlich leben kann, habe ich nicht die geringste Lust, der Sclav eines Anderen zu werden. Trägt man mir ein Amt an, so will ich es annehmen, aber den geringsten Schritt nach einem zu thun, dazu bin ich, wo nicht eben zu gewissenhaft, doch viel zu commode und nachlässig".

wieder mit eben dieser kritischen Beschäftigung, weil es ihn zu größeren, selbstständigen Productionen trieb und weil er dafür eine veränderte Lebensweise als nothwendig erkannte. Allerdings fand er sich einigermaßen getäuscht in der Hoffnung, er werde neben einer ganz heterogenen, geistig untergeordneten Berufsthätigkeit eher die Stimmung für gesammeltes geistiges Schaffen finden, als bei einer zwar literarischen, aber so zersplitterten, wie es die in Berlin war. Indessen zeigte doch schließlich der Erfolg, daß er sich im Ganzen nicht verrechnet hatte*).

*) Folgende Aeußerungen Lessing's an Freunde lassen uns wenigstens theilweise sowohl die Stimmung erkennen, in welcher er Berlin verließ, als die, mit welcher er seinen Breslauer Aufenthalt ansah. Am 6. Dec. 1760 schreibt er von Breslau aus an Ramler: „Sie werden sich vielleicht über meinen Entschluß wundern. Die Wahrheit zu gestehen, ich habe jeden Tag wenigstens eine Viertelstunde, wo ich mich selbst darüber wundere. Aber wollen Sie wissen, was ich alsdann zu mir selbst sage? Narr, sage ich, wann wirst Du anfangen, mit Dir selbst zufrieden zu sein? Freilich ist es wahr, daß Dich ernstlich nichts aus Berlin trieb, daß Du die Freunde hier nicht findest, die Du dort verlassen, daß Du wenig Zeit haben wirst zu Studien. Aber war nicht alles Dein freier Wille? Warest Du nicht Berlin's satt? Glaubtest Du nicht, daß Deine Freunde Deiner satt sein müßten, daß es bald einmal wieder Zeit sei, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben (!), daß man nicht blos den Kopf, sondern nach dem 30. Jahre auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse? Geduld! Dieser ist schneller gefüllt als jener. Und alsdann — alsdann bist Du wieder in Berlin, wieder bei Deinen Freunden und studirst wieder. O, wenn dieses Alsdann schon morgen wäre!" Und an M. Mendelssohn am 7. Dec. 1760: .... „Die Reue wird nicht ausbleiben, eine so gänzliche Veränderung meiner Lebensart, in der bloßen Absicht, mein sogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben." Am 30. März 1761 schreibt er an denselben sehr hypochondrisch: „Ich hätte mir es vorstellen können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müssen, als das angestrengteste Studiren".... „O, meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem anderen wieder gut machen? Aber vielleicht habe ich heute nur einen so finsteren Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer." Daß es ihm um's Gelderwerben, auch wohl um's Sammeln zu thun gewesen, gesteht er in einem Briefe an Ramler vom 7. Septbr. 1761 ganz offen ein, aber auch, daß es ihm dazu an Geschick fehle, daß er zu viel Bücher kaufe. „kurz, ich bin kein Wirth". Seinen Aeltern schrieb er am 30. Nov.

Lessing's Art war es, daß er neue Ansätze geistiger Thätigkeit längere Zeit hindurch still und jedem fremden Auge verborgen mit sich herumtrug und vorbildend in sich verarbeitete, bis sie dann plötzlich gereift und fertig aus Tageslicht hervortraten. Inwieweit dies auch mit den geistigen Schöpfungen der Fall war, die in Breslau reifen sollten, ist mit Sicherheit zwar nicht zu sagen, doch aber vielleicht aus einzelnen Anzeichen zu errathen.

Lessing's letzte Arbeiten in Berlin, der „Philotas", die „Fabeln". Ansätze zum „Laokoon" und zur „Minna von Barnhelm".

In der letzten Zeit seines Berliner Aufenthaltes hatte Lessing sich Arbeiten hingegeben, die von den neuen und gewaltigen Anläufen, die er bald darauf in Breslau nahm, scheinbar weit ablagen. Aber doch nur scheinbar. Zwar der „Philotas" darf kaum für mehr gelten als für eine dramatische Studie, auf deren Wahl wahrscheinlich des Dichters gleichzeitige Beschäftigung mit Sophokles nicht ohne Einfluß gewesen, bei der es ihm aber hauptsächlich wohl darauf angekommen war, zu erproben, inwieweit sich eine tragische Handlung lediglich aus dem zu vollster Consequenz zugespitzten Charakter des Helden, ohne alle andere Zuthat, entwickeln lasse. Ein Königssohn, halb noch Knabe, der, vom Feinde gefangen genommen, sich selbst den Tod giebt, um seinem Vater die volle Freiheit zu verschaffen, für den gleichfalls gefangenen Sohn des feindlichen Königs die gün-

1763: „. . . Ich hoffe nicht, daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich meine Studien an den Nagel gehängt und wollte mich blos elenden Beschäftigungen de pane lucrando (des Geldgewinnes) widmen. Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten nun schon drei Jahre verloren. Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Geleise komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, sehe ich erreicht: ich habe meine Gesundheit so ziemlich wieder hergestellt, ich habe ausgeruhet und mir von dem Wenigen, was ich ersparen kann, eine treffliche Bibliothek angeschafft. Ob ich sonst noch einige hundert Thaler übrig behalten werde, weiß ich selbst nicht. Wenigstens werden sie mir nebst dem, was ich aus meinem nun gewonnenen Prozesse (mit Winkler) erhalte, sehr wohl zu Statten kommen, daß ich ein paar Jahre mit desto mehr Gemüthlichkeit studiren kann." Daß es ihm aber gleichwohl trotz der lästigen Beschäftigung und trotz der Zerstreuungen, in die er sich gestürzt, auch mit dem Schaffen gut ging, bezeugt ein Brief vom 20. Aug. 1764, bald nach einer schweren Krankheit geschrieben; darin heißt es: „Ich war vor meiner Krankheit in einem Trieb, zu arbeiten, in dem ich selten gewesen bin". Er hatte seine „Minna" zum größten Theile fertig gemacht.

stigsten Bedingungen im Interesse des eigenen Landes zu stellen, das war eine Potenzirung des antiken Princips der Vaterlandsliebe und des Heroismus, welche an Uebertreibung grenzte und, da sie den menschlicheren Anschauungen der modernen Zeit (von denen ein Anklang in dem feindlichen König Ariäus zu finden ist) allzusehr widerspricht*), eben nur ein Experiment sein konnte, wie Lessing in solchen sich zu versuchen liebte.

Auch die Fabeldichtung Lessing's läßt sich schwer für etwas Anderes als eine poetische Bizarrerie erklären. Lessing wollte sehen, was er in diesem Genre zu leisten vermöchte.

Dennoch ist in dem „Philotas" Etwas, was dem damaligen Gesammtstreben Lessing's entspricht, nämlich eben jene Zusammenfassung einer ganzen dramatischen Handlung in dem Charakter des Helden.

Was seine Beschäftigung mit der Fabel betrifft, so enthält wenigstens die damit Hand in Hand gehende Abhandlung „Ueber das Wesen der Fabel" einige bedeutsame Winke über den damaligen Gedankengang Lessing's und nicht zu verkennende Ansätze jener Ideen, die bald darauf in einem seiner epochemachendsten Werke, dem „Laokoon", Fleisch und Blut gewannen. Wir sehen ihn hier, gleichsam wiederanknüpfend an jenen Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn, Betrachtungen anstellen über das Wesen der tragischen Handlung in ihrem Unterschiede von der bloßen Erzählung eines äußeren Vorganges, dergleichen z. B. die äsopische Fabel enthält. „Ein solcher Vorgang", sagt er, „ist keine Handlung; er ist ein einzelnes Factum, das sich ganz malen läßt." Die wahre Handlung dagegen, wie sie das Drama verlangt, ist „nicht blos die äußere Thätigkeit des Körpers, die Veränderung des Raumes, sondern auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, deren einer den andern aufhebt". Leidenschaften zu erregen, sei der vornehmste Zweck des heroischen wie des dramatischen Dichters, und das geschehe durch nachgeahmte Leidenschaften, denen der Dichter gewisse Ziele setze, welchen sie sich zu nähern oder von welchen sie sich zu entfernen streben**).

*) Die Schweizer erklärten nicht ganz mit Unrecht den „Philotas" für „überspannt und unnatürlich". (Danzel a. a. O. S. 348.)

**) Lessing: „Vom Wesen der Fabel" („Werke", 5. Bd. S. 370 ff.).

Da haben wir schon den „Laokoon“ im Keime!

Die Anfänge der zweiten großen Production Lessing's, welche in Breslau ans Licht trat, seiner „Minna von Barnhelm“, dürfen wir nicht in literarischen Vorarbeiten, nicht in dramaturgischen Theorien und deren praktischer Erprobung, müssen wir vielmehr in unmittelbaren Anknüpfungen ans Leben, an die den Dichter umgebende Wirklichkeit und ihre Eindrücke suchen. Denn das ist's ja, was die „Minna von Barnhelm“ so hoch ebensowohl über alle früheren Dichtungen Lessing's selbst, wie über Alles erhebt, was in der damaligen Zeit von andern deutschen Dichtern für die Bühne geschaffen ward, daß sie so wenig aus einer Anlehnung an fremde Muster als aus der bloßen Verwerthung dramaturgischer Regeln oder Theorien, daß sie so voll und ganz (wie es Goethe treffend bezeichnet) aus einem glücklichen „Griffe ins Leben“ entsprang*).

Es mag sein, daß für die eigentliche Conception des Stückes, die Verwickelung und die Entwickelung der Handlung, Lessing die anstoßgebende äußere Veranlassung erst in Breslau erhielt, wo, wie es heißt, eine ähnliche Geschichte, wie die der „Minna“ zu Grunde gelegte, sich wirklich während des Krieges begeben haben soll. Auch von den am meisten charakteristischen Persönlichkeiten des Lustspiels mögen manche dem Dichter erst dort gleichsam fix und fertig entgegengetreten sein, wie das z. B. von der Figur des „Paul Werner“ erzählt wird**). Aber ein Stück wie die „Minna“ — so ganz aus der Wirklichkeit, nicht aus Büchern geschöpft, so ganz

---

*) „Minna v. Barnhelm“, sagt Goethe, „war die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Gehalt, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtung bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.“ („Werke“, 25. Bd. S. 106.) Oder, wie Goethe es später einmal im Gespräch mit Eckermann ausdrückte: „M. v. B. war ein glänzendes Meteor; sie machte uns aufmerksam, daß etwas Höheres existire, als wovon die damalige schwache literarische Epoche einen Begriff hatte“. (Eckermann's „Gespräche mit Goethe“, 2. Bd. S. 328.) Ein anderes Mal freilich sagte er zu Eckermann, Lessing sei zu beklagen, daß seine Zeit ihm keinen bessern Stoff geliefert habe, als die Händel der Sachsen und Preußen. (Ebenda, 1. Bd. S. 340.)

**) Danzel a. a. O. S. 471.

in frischester Beobachtung erlebt, nicht künstlich ausgeklügelt — ein solches Stück entsteht nicht auf einmal, selbst nicht der Anlage nach, sondern es pflegen da einzelne Motive, einzelne Charakterzüge, auch wohl gewisse allgemeine Anregungen und Stimmungen als Keimpunkte der künftigen Conception in dem Geiste des Dichters hervorzutreten, an die dann immer neuer, verwandter Stoff krystallisirend anschießt, bis zuletzt Alles zusammen als ein Ganzes Form und Gestalt gewinnt. Daß Lessing schon in der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Berlin sich mit neuen theatralischen Entwürfen getragen, dafür haben wir sein eigenes Zeugniß. Am 28. Juli 1760, noch von Berlin aus, schrieb er an Gleim: „Ich mache Projecte zu Tragödien und Komödien". Sollte darunter nicht auch das Project der „Minna" gewesen sein? Wenigstens möchten wir als gegen eine solche Vermuthung streitend nicht unbedingt das gelten lassen, was Lessing bei Uebersendung der „Minna" an Ramler am 20. Aug. 1764 (zur Entschuldigung seines bisherigen Schweigens über die neue Arbeit) diesem schreibt: „Ich habe Ihnen von diesem Lustspiel Nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projecten ist". Auch wenn er damit auf ein Project von 1760 hindeutete, war dies keine Lüge, denn es ist nicht bekannt, daß Lessing zwischen 1760 und 1764 sich mit neueren theatralischen Entwürfen beschäftigt hätte.

Woraus in „Minna von Barnhelm" die ganze Handlung sich entwickelt, gleichsam der Angelpunkt des Stückes, ist ohne Zweifel der Charakter des Tellheim. Und ebensowenig kann, wer nur das Geringste von dramatischer Composition versteht, darüber zweifelhaft sein, daß der Charakter des Tellheim vom Dichter nicht erfunden, sondern der Wirklichkeit abgelauscht ist. Das bezeugen selbst gewisse kleine Uebertreibungen in der Zeichnung dieses Charakters, gewisse fast zu scharfe Züge in dem Bilde des Majors, welche für den Plan des Ganzen nicht durchaus nothwendig waren. Bei einem erfundenen Charakter würde der Dichter diese Schärfen entweder gar nicht angebracht, oder aus Rücksicht auf das Ganze etwas mehr abgedämpft haben. Daß Lessing dies nicht that, deutet an, daß ihn eine gewisse Pietät gegen das Original davon abhielt, und zwar, weil dieses Original nicht blos ein wirkliches und lebendiges, sondern auch ein ihm persönlich besonders theures war.

Es darf als ausgemacht und keines weitern Beweises bedürftig gelten, daß unserm Dichter bei seinem Tellheim das Bild seines liebsten Freundes, des Majors Ewald von Kleist, vorgeschwebt hat. Schon bei seinem ersten Entwurfe der „Emilia Galotti", den er 1758 ausarbeitete, hatte er dem Bilde des damals gegenwärtigen Freundes einzelne Züge entnommen, mit denen er theils den Appiani, theils den Odoardo ausstattete. Aber es mochte ihm am Herzen liegen, den Freund, den er als das Ideal eines wahren Mannes achtete, auch in seiner ganzen, vollen Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit dichterisch abzubilden. Der frühe Tod, den Kleist für seinen angebeteten Heldenkönig und für sein Vaterland erlitt (er starb 1759 an den Folgen der bei Kunersdorf erhaltenen Wunden), mochte ihn in diesem Vorsatze bestärken und es ihm gleichsam wie eine Pflicht der Pietät erscheinen lassen, dem unvergeßlichen Freunde ein bleibendes geistiges Denkmal zu errichten*).

Auch jener Zug von Großherzigkeit, womit Lessing seinen Tellheim schmückte, war nicht erfunden, sondern ebenfalls aus dem Leben gegriffen. Die Geschichte von dem Gelde, welches Tellheim den Ständen der feindlichen Provinz aus eigenen Mitteln vorschießt, um nicht genöthigt zu sein, die auferlegte Contribution gewaltsam eintreiben zu müssen, soll sich wirklich, und zwar in der Lausitz, der Heimath Lessing's, begeben haben**).

Was die allgemeine Anregung zu der „Minna von Barnhelm" betrifft, gleichsam den Grundton dieser Dichtung, die, wie Goethe so treffend bemerkt, „zuerst den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt eröffnete aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich bisher die deutsche Poesie bewegt hatte", so verdankte Lessing diese offenbar seinem längeren und wiederholten Aufenthalt in Berlin und der interessevollen Theilnahme, womit er frühzeitig schon sich

*) Nach Pröhle: „Friedrich der Große und die deutsche Literatur, mit Benutzung handschriftlicher Quellen" (1872), S. 87, besuchte Lessing auf seiner Reise von Berlin nach Breslau Kleist's Grab in Frankfurt a. O.

**) So berichtet die „Geschichte der Stadt Lübben" vom Bürgermeister Neumann; s. Hettner a. a. O. S. 520. Pröhle (a. a. O., S. 74), der dieses Citat kennt, scheint andeuten zu wollen, die hochherzige Handlung, die Lessing im Auge gehabt, sei von Kleist selbst in Sachsen vollzogen worden. Eine Quelle giebt er dafür nicht an.

der durch Friedrich den Großen erschlossenen neuen Zeit voll großer Begebenheiten zugewendet hatte. Der instinctive Drang, dieser neuen Welt näher zu sein, hatte ihn 1748 nach Berlin gezogen; derselbe war es, der ihn immer wieder dorthin zurückführte. Er hatte des Königs großartiges Walten in den Gedichten, die er alljährlich zu dessen Geburtstag für die Vossische Zeitung zu fertigen hatte, mit aufrichtiger Wärme gefeiert. Er hatte gleich zu Anfang des siebenjährigen Krieges, wo er in Leipzig verweilte, die Partei Friedrich's gegen seine eigenen Landsleute genommen, obgleich Friedrich der Feind seines Vaterlandes war und obgleich dessen Einfall in Sachsen ihn selbst um die lockenden Aussichten der lange ersehnten Reise in fremde Länder gebracht hatte. Der kleinliche Standpunkt Gellert's, der dem preußischen König die augenblickliche Verkümmerung seiner Pension, die Unsicherheit der Wege zu seinen adeligen Gönnerinnen in der Nähe Leipzigs und die Entführung einiger Freunde, die der Waffendienst von seiner Seite riß, niemals vergeben konnte, war Lessing's großem Geiste fremd. Allerdings blieb ihm auch jener specifisch preußische Patriotismus unverständlich, für den sein poetischer Freund, der Canonicus zu Halberstadt, ihn zu erwärmen versuchte. Er fand diesen Patriotismus „übertrieben" und fürchtete, derselbe möchte den Dichter Gleim allzusehr „den Weltbürger vergessen lehren"*). Von sich selbst bekannte er ganz offen: „er habe von der Liebe zum Vaterlande keinen Begriff, und sie scheine ihm höchstens eine heroische Schwachheit, die er gern entbehre". Woher auch hätte ihm eine solche Liebe kommen sollen? Er gehörte seiner Geburt nach einem Lande an, wo das Stichwort des Despotismus: „der Staat, das ist der Fürst", damals gerade in des Wortes verwegenster Bedeutung geübt ward, wo schmeichlerische Hofpoeten das „Volk" für „glücklich" erklärten, wenn nur „der König vergnügt" sei**).

In dem Staate Friedrich's des Großen stand es damit allerdings anders. Die glänzenden Thaten des Königs nach außen,

*) Lessing's Briefe an Gleim vom 16. Dec. 1758 und 14. Febr. 1759. („Werke", 12. Bd. S. 125 ff.)

**) S. II. Bd. 1. Th. S. 113. Wenn Gleim seinem Freunde vorwarf, daß er aus sächsischem Patriotismus seine Begeisterung für den großen Preußenkönig bemängle oder sich gar dadurch verletzt fühle (Gleim's handschriftl. Briefwechsel mit Kleist), so that er ihm bitter Unrecht.

sein gerechtes und freisinniges Regiment im Innern machten es wohl erklärlich, wenn der eingeborene Preuße sich einem gehobenen Gefühl von der Größe seines Monarchen und seines Vaterlandes hingab und dabei auch wohl von gewissen patriotischen Uebertreibungen nicht ganz frei blieb.

Der Sachse Lessing war gegen diese Vorzüge des preußischen Wesens nicht unempfindlich. Seine „Minna" spiegelt an mehr als einer Stelle seine aufrichtige Bewunderung der preußischen Zustände ab. Die Gestalt des großen Königs mit seiner überallhin reichenden Allsichtigkeit, mit seiner Alles ausgleichenden Gerechtigkeit ragt bedeutungsvoll in das Stück herein, und selbst die Angehörige des von Friedrich besiegten und eroberten Landes, das sächsische Fräulein von Barnhelm, gesteht im Anblick dieser wahrhaft königlichen Eigenschaften Friedrich's ein: „er möge wohl nicht blos ein großer, sondern auch ein guter König sein". Auch Franziska bringt der rauhen Männlichkeit der Preußen im Gegensatz zu der weichlichen Galanterie am sächsisch-polnischen Hofe eine unverhohlene Huldigung dar, wenn sie zu Tellheim sagt: in seinem schlichten militärischen Anzug sehe er doch „gar zu brav, zu preußisch" aus.

Dennoch würde man irren, wollte man in „Minna von Barnhelm" ein politisches oder nationales Dichtwerk in dem Sinne erblicken, wie etwa Shakspeare's historische Tragödien eine directe oder wie viele der classischen französischen Stücke eine indirecte Verherrlichung der vaterländischen Geschichte ihrer Dichter enthalten.

Eine so unmittelbare, so zu sagen stoffliche Hereinbeziehung der Zeitgeschichte in die Poesie lag dem Wesen Lessing's fern. Auch ist eine directe Bezugnahme auf politische oder nationale Gefühle in der „Minna von Barnhelm" nirgends zu finden. Der siebenjährige Krieg und die durch ihn geschaffenen Verhältnisse geben zwar den historischen Hintergrund der Handlung ab, und zwar in einer das Interesse an dieser sehr angenehm belebenden Weise*),

*) So in den Andeutungen vom Soldatenleben in den Winterquartieren, vom Verhalten der Soldaten im Kriege gegen die bürgerliche Bevölkerung, von dem Schicksal der entlassenen Officiere u. s. w. Auf dieses mehr äußerliche Interesse der Handlung war vielleicht im Hinblick auf die scenische Aufführung der ursprüngliche Titel des Stücks berechnet: „Soldatenglück". Auch mag diesem Interesse ein Theil des großen Beifalls, den das Stück gleich damals

aber weder dient der politische Gegensatz zwischen Preußen und Sachsen zu einem bewegenden Motiv der dramatischen Verwicklung*), noch ist es etwa das gesteigerte Selbstgefühl des preußischen Kriegers oder des preußischen Patrioten, welches die Handlungsweise Tellheim's leitet, und ebensowenig sind es gerade diese Eigenschaften, um deren willen der Held geliebt und begehrt wird. Mit einer unstreitig sehr richtigen und feinen poetischen Berechnung hat Lessing die Liebe Minna's zu Tellheim nicht durch die kriegerischen Eigenschaften des Letzteren oder durch eine hochangespannte schwärmerische Empfindung des Mädchens für den Ruhm, den Friedrich's Krieger mit Friedrich theilten, vielmehr durch eine rein menschliche, allerdings an einem Krieger und Helden doppelt schöne und wohlthuende Handlung, nämlich durch Tellheim's hochherziges Benehmen gegen die Bevölkerung einer eroberten Provinz, motivirt. In Tellheim selbst drängt sich nirgends weder der aufflammende preußische Patriot, noch der ruhmredige oder ruhmgierige Krieger hervor. Denn auch jener reizbare Ehrgeiz, an welchem sein und Minna's Liebesglück beinahe scheitert, ist nicht sowohl der Ehrgeiz des Soldaten, als der des ehrlichen Mannes und überhaupt des Mannes; seine soldatische Ehre ist nicht gekränkt, an seiner Tapferkeit zweifelt Niemand, nur sein guter Name als pflichttreuer Diener des Staats und als Ehrenmann steht auf dem Spiele, und als Mann hat er

---

fand, zu verdanken gewesen sein, wenn auch wohl kaum so viel, wie Gervinus (a. a. O. 4. Bd. S. 349) meint. Viel weniger freilich trifft Stahr in seinem „Lessing" den Nerv der Sache, wenn er die „Minna" ein „revolutionäres" Stück nennt, weil Tellheim „den Dienst der Großen verschmähe".

*) Ich betone dies ausdrücklich, weil Goethe in eben der Stelle von „Dichtung und Wahrheit", wo er das Lessingsche Lustspiel im Allgemeinen so unübertrefflich richtig charakterisirt, demselben im Einzelnen eine Tendenz unterlegt (die Veranschaulichung eben eines solchen Gegensatzes zwischen preußischem und sächsischem Wesen und die Ausgleichung dieses Gegensatzes durch Tellheim's und Minna's Liebe), die es meines Erachtens schlechterdings nicht hat. Jener Gegensatz wird überhaupt in dem ganzen Stücke nur einmal besonders betont, aber nur, um sofort durch ein höheres Motiv ausgeglichen zu werden. In der 14. Scene des 5. Actes sagt Minna's Oheim, der sächsische Graf von Bruchsal, zu Tellheim: „Ich bin sonst den Officieren von dieser Farbe (auf Tellheim's Uniform zeigend) eben nicht gut. Doch — Sie sind ein ehrlicher Mann, und ein ehrlicher Mann mag stecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben".

den berechtigten Stolz, seine Existenz nur sich, nicht dem Vermögen einer Frau, auch nicht der geliebtesten, verdanken zu wollen. Ja so sehr ist jede poetische Verherrlichung des Kriegs und seiner die Phantasie reizenden Antriebe, die doch so nahe lag, vermieden, daß Tellheim nicht allein Paul Werner's vages Gelüst nach kriegerischen Abenteuern ernstlich zurechtweist, sondern daß er auch für sich selbst den Wunsch ausspricht, dem kriegerischen Leben Valet zu sagen und seinen Ehrgeiz darauf zu beschränken, ein ruhiger und zufriedener Mensch zu sein.

Wenn gleichwohl „Minna von Barnhelm" von Goethe mit Recht als eine „Ausgeburt des siebenjährigen Krieges" gerühmt wird, so liegt der Grund dafür ganz wo anders. Nicht das specifisch politische oder nationale Moment des Krieges war es, was auf Lessing wirkte und ihm zu der neuen, höheren Lebensauffassung verhalf, die sich in jener Dichtung ausprägt, es war eine allgemein menschliche und gerade darum so wahrhaft poetische Regung, die aus jenem gewaltigen nationalen Ereigniß entsprang, nämlich die unausbleibliche Rückwirkung, die eine an großen Thaten und Begebenheiten reiche Zeit auf jeden tüchtigen und kräftig strebenden Geist ausübt. „Große Begebenheiten erzeugen große Empfindungen" — mit diesem treffenden Ausspruch Justus Möser's ist wohl am besten der Eindruck gekennzeichnet, den der siebenjährige Krieg und überhaupt die ganze thatenreiche Regierung Friedrich's des Großen auf Alle hervorbrachte, die nicht in einseitiger Gefühlsschwärmerei oder in kleinlicher Geistesbeschränktheit befangen waren. „Das Leben" — um nochmals mit Goethe zu reden — „bekam wieder einen Gehalt, hörte auf, schaal zu sein, da man Fürsten und Völker für Einen Mann stehen sah." Der Einzelne fand sich erhoben im Anschauen und Miterleben von Thaten, von Anstrengungen, von Opfern, die nicht der Befriedigung der Launen oder Begierden eines Einzelnen, sondern der Sicherheit eines Landes, der Größe und Ehre einer Nation galten. In jeder ungewöhnlichen Kraftäußerung, zumal eines ganzen Volkes, liegt etwas Elektrisirendes, nicht blos für die Glieder dieses Volkes selbst, sondern auch für den unbetheiligten Zuschauer. Gleichsam sympathisch fühlt Jeder sich mit befriedigt, wenn der natürlichste Trieb des Menschen, der Trieb nach Thätigkeit, zumal nach einer auf Großes und Allgemeines gerichteten

Thätigkeit, seine volle Entfaltung findet. Jeder, dessen Empfinden gesund und unverkünstelt ist, wird sich bewußt, wie erst in diesem Handeln nach außen und in großen Verhältnissen der Mensch seine wahre Bestimmung erfüllt, wie die durch solch' thatkräftiges Zusammenwirken geschaffene Welt der Begebenheiten doch noch ganz etwas Anderes ist, als — um einen schon erwähnten Ausdruck Sulzer's zu wiederholen — „eine bloße Phantasiewelt".

Aber nicht blos eine größere Empfänglichkeit für die Erscheinungen des wirklichen Lebens schuf in den Gemüthern der Zeitgenossen jene thaten- und inhaltvolle Zeit; sie bot auch der Beobachtung günstigere Stoffe poetischer Darstellung, als die frühere thaten- und interesselose. Sie bildete und zeigte Charaktere, mannigfach abgestufte, scharf individualisirte Charaktere, Menschen, die etwas erlebt, in sich aufgenommen und verarbeitet hatten; sie brachte Situationen zu Wege, welche natürlich und mit einer gewissen innern Nothwendigkeit aus der Reibung dieser Charaktere und aus dem Zusammenstoße der äußeren Begebenheiten hervorgingen — an Stelle der einförmigen oder nur künstlich variirten Scenerie blos subjectiver, innerlicher Erlebnisse und Empfindungen, womit die bisherige Dichtung zu manipuliren gezwungen gewesen war.

Daß Lessing's bestes Mannesalter mit dieser vollerschlossenen Kraftentfaltung wenigstens eines Theils von Deutschland, Preußens, zeitlich und örtlich zusammenfiel und sich berührte, das war es, was ihn zum Träger und Apostel einer neuen Richtung der Poesie befähigte, jener Richtung, die wir mit einem Worte als realistisch (der Realität des äußern Lebens sich anschließend) bezeichnen können. Sein eignes unvergängliches Verdienst aber bleibt es, daß er in diese neue, große Zeit mit so unbefangener Hingebung sich hineinzuleben, ihre gewaltigen Impulse mit vollem Herzschlag mit zu empfinden, ihre fruchtbaren Motive dichterisch, dramatisch zu verwerthen verstand. Still, aber unermüdlich, hatte er ganze anderthalb Jahrzehnte lang die Eindrücke der Fridericianischen Aera auf sich wirken lassen. Er hatte sich nicht zu hoch geachtet, auch mit solchen Erscheinungen des Lebens sich liebevoll zu beschäftigen, die auf den ersten Blick von den Zielen der Poesie weitab lagen. So war es ihm gelungen, sich mit jenem Geiste der Realität zu durchdringen, der von des großen Königs Persönlichkeit und von seinen Thaten ausging.

So hatte er sich einen lebendigen Sinn angeeignet für das Bedeutende, was in dem Culturproceß eines ganzen Volkes liegt, was aber die Dichter vor und neben ihm — ein Klopstock, ein Wieland u. A. — verkannten, indem sie nur das Individuum, entweder in seiner idealen Abgezogenheit, oder in seinem eudämonistischen Selbstbehagen, zum Mittelpunkte alles menschlichen und dichterischen Interesses machten.

„Minna von Barnhelm."

Die erste reife Frucht dieses allmälig in Lessing gezeitigten und gereiften Geistes der Realität war „Minna von Barnhelm". Richten wir unsern Blick zuerst auf die Charaktere! Welcher gewaltige Abstand ist doch zwischen den Figuren dieses Lessingschen Lustspiels und — wir wollen nicht sagen denen der Gellert, Weiße, Schlegel oder gar der Frau Gottsched — nein, auch der früheren Stücke Lessing's selbst, des „Jungen Gelehrten", des „Freigeist", der „Juden", ja sogar der „Miß Sara Sampson"! Es sind nicht blos natürliche, sondern auch gesunde Menschen, mit denen man es hier zu thun hat, zwar nicht frei von menschlichen Schwächen (was ja die Personen im Drama überhaupt nicht sein sollen), keine Ideale von Vollkommenheit, aber Menschen von tüchtigem Schrot und Korn, dabei durch und durch eigengeartet, nicht abgezogene, maskenartige Typen. Und endlich sind es auch volksthümlich deutsche Figuren, nicht in dem deutschthümelnden Sinne Klopstock's und seiner Bardengenossen, sondern in dem viel ächteren, daß sie eine auf dem Boden heimischen Volkslebens erwachsene Tüchtigkeit in sich darstellen, daß sie die besten Züge des deutschen Nationalcharakters, Natürlichkeit, Wahrheit, Gefühlstiefe, Sitteneinfalt, zur lautersten Erscheinung bringen*). Wie gefühlsinnig und

*) Mit Goethe's Wort von dem „vollkommen norddeutschen Nationalgehalt" der „Minna" ist es nahezu ebenso gegangen, wie mit seinem Ausspruch, daß dieselbe „die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges" gewesen sei. Letzteres verleitete ihn selbst, wie wir sahen, zu Ausdeutungen des Stücks im Einzelnen, die wir als zutreffend nicht anzuerkennen vermögen; Ersterem haben wir es wohl zu danken, wenn spätere Literarhistoriker sich gemüht haben, ein ganz specifisch deutsches Element in die „Minna" hineinzugeheimnissen. Löbell (a. a. O. S. 202) faßt die Sache doch gar zu äußerlich, wenn er das „Deutsche" in dem Stück lediglich oder hauptsächlich darin findet, daß Franziska nicht mehr, wie sonst die Zofe im deutschen Lustspiel, eine bloße „ungeschickt zugestutzte französische Soubrette" ist, oder darin daß, „damit der Gegensatz den

doch wie ganz ohne jede Spur angekränkelter Empfindsamkeit ist diese Minna, wie unverkünstelt naiv und doch wie frei von Ko-

---

nationalen Charakter noch besser ins Licht stelle, als Verächter der deutschen Plumpheit ein Franzose auftritt, der nicht erröthet, mit seinen feinen Kunstgriffen zu prahlen". Wenn Gelzer (a. a. O. S. 331) das Stück darum für ein „wahrhaft nationales" erklärt, weil „statt der Masken einer schulmäßigen Ueberlieferung hier Menschen von Fleisch und Blut auftreten, Charaktere des wirklichen Lebens in einer tiefbewegten, zu höhern Bestrebungen erwachenden Zeit", so trifft dies zwar ganz richtig den realistischen, weniger aber den „deutschen" Charakter der Dichtung. Das Gleiche ist der Fall, wenn Koberstein (a. a. O. 2. Bd. S. 1383) die Deutschheit der „Minna" darin findet, daß sie „ganz original und ohne fremde Vorbilder entstanden" sei. Näher kommt der Sache jedenfalls Vilmar, wenn er (a. a. O. S. 129) sagt, die „Minna" „behandle Zustände, für welche nicht erst durch den Gang des Stücks Theilnahme künstlich erweckt werden mußte, sondern für welche dieselbe bereits vorhanden war, und zwar nicht blos bei einzelnen Classen, sondern beim Volke, so daß wir M. v. B. mit Recht als unser erstes Nationalbühnenstück, als ein Volksdrama, so weit ein solches damals noch möglich war, betrachten müssen". Gewiß mußte das deutsche Volk — so weit es mit seinen Empfindungen bei den Thaten und Erlebnissen des siebenjährigen Kriegs betheiligt und durch diesen und durch die ganze Fridericianische Aera gleichsam ein anderes geworden war — sich auch von den in der „Minna" geschilderten Charakteren und Zuständen sympathisch berührt fühlen, denn diese Charaktere und diese Zustände wurzelten eben in dem wiedergewonnenen deutschen, speciell norddeutschen, ganz speciell in dem durch Friedrich's Regierung regenerirten preußischen Wesen. Wo freilich die Empfänglichkeit für diese Neugeburt des preußischen und damit indirect des deutschen Volkes fehlte, wo man entweder an dem alten verlotterten Wesen der deutschen Kleinstaaten (welches weit mehr französisch als deutsch war) festhielt, oder sich daraus lediglich in eine abgezogene ideale Gefühlswelt flüchtete, da konnte auch eine Dichtung wie die „Minna" höchstens Gegenstand eines ästhetischen Kunstinteresses sein. Nicht unrichtig bemerkt Tieck in seinen „Kritischen Schriften" (2. Bd. S. 299): „"Minna von Barnhelm" konnte nur das nationale Bewußtsein der Preußen begeistern; die andern Deutschen blieben bei Gellert". Indessen sehen wir doch, wie der Frankfurter Patriziersohn Goethe mitten in dem preußenfeindlichen Leipzig den wirklich „volksthümlichen" Gehalt dieses Stückes zu würdigen wußte, obschon er selbst bald darauf auch von der realistischen Dichtweise sich ab- und einer mehr individualistischen zuwendete. Etwas Aehnliches wie Vilmar meint wohl Julian Schmidt, wenn er (a. a. O. S. 334) von der „Minna" äußert: „Lessing ließ seine Menschen mutatis mutandis denken und empfinden, wie er selbst dachte und empfand. Und wenn Vaterlandsliebe ist, was den Gemeinsinn nährt und kräftigt, so wird man diesem Lustspiel auch den Ehrennamen eines nationalen nicht absprechen können". Hillebrand („Die

ketterie, wie ernst und gereift und doch von welcher erquickenden Heiterkeit und Klarheit in ihrem ganzen Wesen! Dieser Tellheim, wie mannhaft tüchtig, doch ohne Affectation, von wie edlem Stolze und doch wie bescheiden, durch sein ganzes Auftreten Verehrung gebietend und doch fern jeder Ueberhebung über seine Umgebungen, wie liebenswürdig selbst in den kleinen Schwächen und Schärfen seines Charakters, weil auch diese nur in einer Uebertreibung der edelsten Eigenschaften bestehen und von diesen kaum zu trennen sind! Dann der ehrliche Paul Werner, ein bischen miles gloriosus, aber dabei wie gutherzig, wie lenksam, mit welchem tiefen Sinn für hingebende Freundschaft und selbst für häusliches Glück! Auch die Figuren zweiten Ranges, Just und Franziska — mit welch' glücklichem Griff sind hier die typischen Gestalten des dummdreisten Bedienten und des vorlauten, intriganten Kammermädchens (wie sie noch in Lessing's „Jungem Gelehrten" erscheinen) veredelt, verfeinert und individualisirt! Wie prächtig ist der katzenbuckelnde, neugierige, schwatzhafte Wirth gezeichnet — auch eine damals übliche Maske, die aber hier das Langweilige, Fade der gewöhnlichen Figuren dieses Schlags (man vergleiche selbst noch den Wirth in Goethe's „Mitschuldigen", die um mehrere Jahre später entstanden), glücklich abgestreift und in das Gegentheil verwandelt hat! Sogar die ganz episodische Figur der „Dame in Trauer", wie fein ist sie mit wenig Strichen angelegt, zwar ein wenig rührhaft, aber wie berechtigt und wie wahr empfunden ist hier diese Rührung! Endlich das zerrbildliche Gegenstück zu all' diesen natürlichen, gesunden und im besten Sinne deutschen Figuren, der windige Franzose Riccaut mit seiner überfirnißten Hohlheit, seiner prahlerischen Bettelhaftigkeit, seiner den Edelmann spielenden Verlumptheit, wie ist das ekle Scheinwesen der fremden Abenteurer und Glücksritter, die im vorigen Jahrhun-

deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrh.", 1. Bd. S. 226) äußert: „Wir begegnen hier einer national deutschen Begebenheit, deutschen Charakteren, Sitten und Verhältnissen". Dann freilich hebt er Momente hervor („Wir sehen den Frieden geschlossen, aber die Helden, die ihn erfochten, von seinen Vortheilen ausgeschlossen, — wir sehen, wie der Deutsche geplagt wird von kleinlichen Verfolgungen, die ihm das Andenken an seine Aufopferung verbittern" —), die für den Charakter des Stücks ebenso wenig bestimmend sind, wie die angeblich „revolutionäre Tendenz", welche Stahr darin findet.

dert dutzendweise an den deutschen Höfen herumschwärmten und die Frechheit hatten, zu verlangen (weil man es leider nur zu oft ihnen gewährte), daß die Eingeborenen in Sitte und Sprache sich nach ihnen richteten — wie ist es so treffend abkonterfeit und zugleich so schlagend abgefertigt in den wenigen Worten, die Minna zu Riccaut sagt, als dieser wie selbstverständlich voraussetzt, daß sie französisch sprechen müsse: „Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen; aber warum hier?" Diese Worte drücken beredter, als noch so viele Phrasen es vermocht hätten, das wiedererwachte deutsche Selbstgefühl aus, ein Selbstgefühl, an welchem, trotz Friedrich's persönlicher Vorliebe für französisches Wesen, dennoch dessen tüchtiges Walten und der dadurch gehobene Geist der Nation, besonders aber dessen glänzender Sieg über die Franzosen bei Roßbach einen so unbestreitbaren Antheil hatte.

Die Sprache des Stückes zeigt einen bemerkenswerthen Fortschritt über die der letztvorhergegangenen größern Dichtung Lessing's, der „Miß Sara Sampson". In letzterer sehen wir die meisten Personen des Drama's (etwa die Marwood ausgenommen) sich mit einer gewissen Anstrengung abmühen, ihre Empfindungen in wohlgesetzter und ausdrucksvoller Rede kundzugeben; in der „Minna" ergötzt uns überall ein natürlicher, ungesuchter Redefluß. Dort scheint der Gedanke häufig noch mit der Form zu ringen; hier springt er leichtbeschwingt aus des Dichters Geist und verkörpert sich sofort in dem entsprechenden Ausdruck. Wie meisterhaft wechselnd, je nach den Personen und den Situationen, und doch wie durchsichtig, in wie anmuthigen Wendungen entwickelt sich der Dialog, nur darin immerfort sich gleichbleibend, daß er einfach und lebenswahr nicht blos das wiedergiebt, was die handelnden Personen denken und wollen, sondern auch, was sie nach ihrer innersten Natur und Eigenart nothwendig denken und wollen müssen.

Die technischen Vorzüge der Exposition, der rasche und natürliche Fortgang der Handlung, die bühnengerechte Aufeinanderfolge der Scenen, die Concentration des Interesses, die sich auch räumlich darin zeigt, daß die fünf Acte mit nahezu strenger Innehaltung der Einheit des Ortes (was beim Lustspiel jedenfalls ein Vortheil ist), wenn nicht innerhalb vier, so doch innerhalb acht Mauern, in zwei neben einander gelegenen Zimmern, sich abspielen, alles dies ist

allgemein, von Goethe an bis auf unsere neuesten Kritiker herab, zweifellos anerkannt.

Ueber den Plan des Stückes hat man bisweilen mit dem Dichter gerechtet. Man hat es abenteuerlich gefunden, daß Minna so auf gut Glück ihren Verlobten aufsucht, da sie doch sicher sein konnte, daß er sie zu finden wüßte, wofern er nur wollte. Man hat Anstoß daran genommen, daß die ganze Verwickelung auf dem überfein zugespitzten Ehrgeiz Tellheim's wie auf einer Nadelspitze balancirt. Man hat das Mährchen Minna's von ihrer Verarmung nicht glücklich erfunden und Tellheim's Verstrickung in diese Schlinge unwahrscheinlich genannt. Man hat es getadelt, daß Minna den Major durch die Geschichte mit dem Ringe allzu lange quäle. Man hat in dem Wettstreit des Edelmuths und der Entsagung zwischen Tellheim und Minna einen Rest der etwas schwächlichen Empfindsamkeit zu finden gemeint, welche die sogenannten Rührstücke charakterisirte. Endlich hat man gestritten, zu welcher Gattung des Lustspiels das Stück zu rechnen sei, da es in keine der bekannten Classen sich vollkommen entsprechend einordnen lasse.

Was das Letztere betrifft, so hängt glücklicherweise Werth und Wirkung eines Stückes nicht davon ab, ob es einer der hergebrachten Schablonen sich anbequemt. Wir erinnern uns, daß Lessing je mehr und mehr zu der Erkenntniß durchgedrungen war, in jedem ächten Drama müsse sich die Handlung aus der innern Bewegung und Entwickelung der Charaktere erzeugen. Auch in der „Minna" ist es ihm offenbar nicht so sehr um die Darstellung oder Erfindung von Situationen, als um die Schilderung von Charakteren und um die Aufzeigung ihrer tüchtigen, liebenswerthen und anziehenden Eigenschaften zu thun. In den beiden Hauptpersonen haben wir es mit zwei Charakteren zu thun, welche, ein jeder in seiner Weise, gleich liebenswerth, gleich tüchtig, gleichermaßen Vertrauen verdienend und erweckend, dabei durch ihre Contraste selbst wie durch ihre Aehnlichkeiten auf einander angewiesen erscheinen. So sehr zwar, daß weder äußere Verwickelungen, noch vorübergehende Mißverständnisse sie von einander zu reißen vermögen. Diese Zuversicht von der untrennbaren Zusammengehörigkeit Beider, welche der Zuschauer vom ersten Augenblick an hat und welche sie selbst, auch wenn sie scheinbar einmal sich von einander entfernen, niemals einbüßen, bildet den wohl-

thuenden Grundton des ganzen Stücks und macht dasselbe zu einem Lustspiel im schönsten, edelsten Sinne des Wortes, zu einem solchen, wo die heitere und befriedigende Lösung gleichsam mit innerer Nothwendigkeit aus der Eigenart der handelnden Personen hervorgeht*).

Das gleiche rückhaltlose Zutrauen, welches jeder der beiden Hauptcharaktere für sich uns einflößt, hilft uns auch über manche, sonst vielleicht nicht ganz unbedenkliche Situation hinweg. Hätte Minna nur das Geringste von einer Kokette oder Emancipirten, so würde der Schritt, den sie ihrem Verlobten entgegen thut, leicht gewagt erscheinen; so, wie sie ist, nehmen wir daran so wenig, wie an ihrer ersten, von ihr selbst herbeigeführten Begegnung mit Tellheim Anstoß. Im Gegentheil erscheint uns das Eine wie das Andere nur wie der natürliche Ausdruck ihres charaktervollen und dabei doch ächt mädchenhaften Wesens und berührt uns darum nicht verletzend, sondern wohlthuend. Und ebenso wird die, allerdings etwas weit getriebene Neckerei mit dem Ringe nicht peinlich, weil wir das sichere Gefühl haben, es müsse zu einem guten Ende kommen, und weil selbst diese Schelmerei uns den Anblick des liebenswürdigsten und edelsten weiblichen Charakters nur noch mehr enthüllt.

Ebenso ist es mit Tellheim. Mögen wir ihm bisweilen fast zürnen, wenn er keinen Vorstellungen und Bitten Minna's Gehör giebt, so söhnt uns doch sein tüchtiges Wesen immer wieder mit ihm aus; ja, wir müssen uns sagen, daß, wie er einmal ist, er nicht wohl anders handeln könne, und daß Minna selbst ihn nicht anders, als so streng, ja peinlich ehrenhaft haben möchte, wie sehr sie auch unter dieser peinlichen Ehrenhaftigkeit augenblicklich leiden muß.

*) Der Dichter selbst hat diese gegenseitige Zuversicht Minna's und Tellheim's zu einander und diese tiefe, unlösbare Seelenverwandtschaft Beider in mehreren feinen Zügen angedeutet. So in der 7. Scene des 4. Actes, wo Minna dem Major den Ring mit den Worten zurückgeben will: „Wir wollen einander nicht gekannt haben“, der Major aber, obgleich er bis dahin sich immerfort gesträubt hat, Minnas Schicksal an das seine zu binden, doch über den anscheinenden Bruch außer sich ist; so, als weiterhin, nach Lösung des Mißverständnisses, Minna ausruft: „Nein, ich kann es nicht bereuen, mir den Anblick Ihres ganzen Herzens verschafft zu haben! Ach, was sind Sie für ein Mann! Umarmen Sie Ihre glückliche Minna, durch Nichts glücklicher als durch Sie!“

Man hat daran Anstoß genommen, daß die Lösung des Conflictes in der „Minna" durch ein scheinbar zufälliges äußerliches Ereigniß erfolgt, nämlich durch das königliche Handschreiben, welches Tellheim's Ehre in den Augen der Welt wiederherstellt. Aber ist denn jene Lösung wirklich eine so ganz äußerliche? Ist die Dazwischenkunft des Königs wirklich eine so zufällige? Ist es einer jener Acte allergnädigsten souveränen Beliebens, womit in gewissen Rührspielen des vorigen Jahrhunderts irgend ein kleiner Despot als deus ex machina die Unbilligkeiten seiner Satrapen oder auch wohl seine eigenen schließlich wieder gut zu machen suchte? Ist nicht vielmehr diese That der Gerechtigkeit, die hier der große König vollzieht, auch nur ein Ausfluß eben jener neuen, gehaltvolleren Zeit, wo an die Stelle launenhafter Erdengötter ein Monarch trat, der nichts Anderes sein wollte und war, als der oberste Vollstrecker des Gesetzes? Und ist es nicht gerade dieses Gefühl, daß man es hier mit einer festen sittlichen und rechtlichen Ordnung zu thun hat, auf deren sicherem Boden die Handlung vor sich geht, was das ganze Stück in eine höhere, reinere Atmosphäre erhebt aus der trüben, in welcher bis dahin allerwärts die Misère des bürgerlichen und öffentlichen Lebens in Deutschland sich bewegt hatte?

In Berlin, welches eben damals von der Glorie des endlich zu einem glücklichen Abschluß hinausgeführten siebenjährigen Krieges angestrahlt und von dem Geiste seines siegreich zurückgekehrten Monarchen mehr denn je erfüllt war, scheint man die Wahlverwandtschaft zwischen diesem Geiste und dem Lessingschen Genius, wie letzterer in der „Minna von Barnhelm" sich ausprägte, instinctmäßig empfunden zu haben. Die „Minna" ward in Berlin 1765 von der Schuchschen Gesellschaft binnen zweiundzwanzig Tagen neunzehn Mal gegeben und vom Publicum mit immer steigender Begeisterung aufgenommen. Ob es wahr ist, daß König Friedrich selbst sich für dieses Stück interessirt, sogar eine militärische Musik dazu componirt habe, vermögen wir so wenig zu bejahen, als zu verneinen*).

*) Fink versichert dies in seiner „Geschichte der Musik". Der bekannte Biograph Friedrich's II., Hofrath Preuß, sagte mir auf eine persönliche Anfrage deshalb, daß ihm nichts davon bekannt sei. Auch mir ist in allen den Schriften, die ich über Friedrich II. und seine Zeit nachgelesen, nichts dergleichen aufgestoßen. Leider hat Fink seine Quelle nicht angegeben.

„Minna von Barnhelm“ war nicht die einzige Frucht des Breslauer Aufenthalts Lessing's. Wie sehr auch seine Zeit daselbst in Anspruch genommen und zerrissen schien theils durch Geschäfte bisweilen der trivialsten Art, welche seine Stellung ihm auferlegte, theils durch Zerstreuungen, in die er sich stürzte, um die schaale Einförmigkeit jener Beschäftigungen zu unterbrechen und sich von dem Ekel, den sie ihm verursachten, zu erholen*): dennoch behielt er Kraft und Sammlung genug, um noch ein zweites epochemachendes Werk daselbst zu vollenden, zu welchem er ebenfalls, wie wir sahen, schon in Berlin den Grund gelegt hatte. Es war dies eine kunstkritische und ästhetische Abhandlung unter dem Titel: „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie“ (erschienen 1766).

„Laokoon.“

Der äußere Anstoß zu dieser Schrift kam ihm von einem Manne, der auf dem Gebiete der bildenden Kunst in ähnlicher Weise reformatorisch wirkte, wie Lessing auf dem Gebiete der Literatur, von Winckelmann. Dieser hatte im Jahre 1755 „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ veröffentlicht, welche großes Aufsehen erregten, wie schon daraus hervorgeht, daß sie bereits im folgenden Jahre eine zweite Auflage erlebten.

In dieser Schrift hatte Winckelmann als einen Hauptvorzug der Alten, und besonders der Griechen, im Leben wie in der Kunst, den Charakter einer gewissen „stillen Größe“ gepriesen. Als einen Beleg dafür, wie sorgfältig sie den Ausbruch wilder, das Maß der Schönheit überschreitender Leidenschaften vermieden hätten, führte er das berühmte Bildwerk der Laokoongruppe an. Hier, sagte er, läßt der Künstler den von dem Schlangenbiß zum Tode getroffenen, sichtlich

*) Es ist bekannt, daß Lessing in Breslau zeitweise namentlich dem Spiel, auch dem Hazardspiel, in Gesellschaft von Officieren u. a. Genossen ziemlich leidenschaftlich huldigte. Goethe hat den richtigen mildernden Ausdruck für diese vorübergehenden kleinen Excentricitäten Lessing's gefunden, wenn er (in „Dichtung und Wahrheit“) sagt: „Lessing warf seine persönliche Würde gern weg, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können; er gefiel sich in einem zerstreuenden Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte“. Diese letzten Worte fassen den Verf. der „Minna“ und des „Laokoon“ vielleicht zu faustisch, zu sturm- und drangvoll auf, was er in der That nicht war.

die furchtbarsten Schmerzen leidenden Vater gleichwohl, nach der Stellung des nur halbgeöffneten Mundes zu schließen, nicht laut schreien, sondern nur mit halbunterdrückter Stimme stöhnen. Zugleich hatte Winckelmann es als einen Beweis des weiten Abstandes der römischen Kunst von ihrem griechischen Vorbilde bezeichnet, daß Virgil in seiner Erzählung vom Tode Laokoon's (in der „Aeneide") anders verfahre, indem er den Laokoon laut schreien lasse.

Diese Behauptungen erregten Lessing's Widerspruch. Als Philolog konnte er nicht zugeben, daß die Thatsache selbst, auf welche Winckelmann seine Schlüsse baute, richtig sei. Die griechischen Dichter lassen ihre Helden, wenn dieselben heftige Schmerzen empfinden, auch in laute Klagen ausbrechen. Philoktet beim Sophokles wimmert in allen Tonarten*). Nicht minder heftig jammert der vom Gift zu Tode gequälte Herkules desselben Dichters. Homer läßt sogar den Ares, da er von dem Speer des Diomedes verwundet wird, so gewaltig schreien „wie zehntausend Krieger". Die Griechen, sagt Lessing, dachten und empfanden natürlich und bildeten daher auch in ihren Kunstwerken natürliche, menschlich fühlende Helden. Sie fanden es ebenso wenig unziemend, daß der schmerzhaft Leidende schreie, als daß der freudig Erregte jauchze.

Der Unterschied zwischen der Darstellung des „Laokoon" bei dem griechischen Bildhauer und der bei dem römischen Dichter, auf welchen Winckelmann hinweist, ist allerdings vorhanden; allein der Grund desselben muß anderswo gesucht werden. Wo? — darüber ist Lessing keinen Augenblick im Zweifel. Nicht ein Gegensatz griechischer und römischer Kunstanschauung ist es, was wir hier vor uns haben, sondern ein Gegensatz zwischen dem Bildhauer und dem Dichter, zwischen der Bildhauerkunst und der Dichtkunst, bedingt durch die verschiedene Eigenart einer jeden dieser beiden Künste.

Die eine dieser Verschiedenheiten ist eine äußerliche. Wollte der Bildhauer seinen „Laokoon" laut schreien lassen, so mußte

*) Sehr fein hat Lessing, dem hier sein dramatischer Instinct zu Hülfe kam, selbst die scheinbare Kürze des 3. Actes im „Philoktet" (in welchem die meisten Schmerzenslaute des Helden vorkommen) daraus zu erklären versucht, daß der Dichter diese Ausbrüche des Schmerzes nicht etwa kurz abgestoßen und halbunterdrückt, sondern im Gegentheil recht lang und vollausklingend habe gesprochen wissen wollen.

er ihm einen weitgeöffneten Mund geben, was unschön lassen würde. Bei dem Dichter mag Laokoon immerhin „furchtbares Geschrei bis zu den Sternen erheben“, denn beim Hören oder Lesen der Dichtung stellen wir uns nicht den sinnlichen Anblick des Schreienden vor, sondern vergegenwärtigen uns nur die Gewalt des Schreiens: dies aber hat nichts Anwiderndes, vielmehr etwas Erschütterndes.

Allein es handelt sich noch um einen tieferen und bedeutsameren Unterschied zwischen der Bildnerei und der Poesie. Der bildende Künstler kann seinen Gegenstand immer nur innerhalb eines einzelnen, genau abgegrenzten Momentes darstellen; dies nöthigt ihn, die darzustellende Situation so zu wählen, daß sie, auch als bleibend gedacht, nichts Unnatürliches, nichts Abstoßendes habe. Das Schreien ist nun aber ein rasch vorübergehender Act; als bleibend fixirt, wird es unnatürlich. Das Schreien ist außerdem das Anzeichen einer augenblicklichen Nachgiebigkeit des Menschen gegen einen ihn überwältigenden Schmerz, also ein Anzeichen von Schwäche; wird dieses als bleibende Eigenschaft eines Mannes dargestellt, so wirkt es abstoßend. Ganz anders beim Dichter. Er schildert seine Helden im Wechsel einander ablösender Zustände. Unter diesen mag auch das Schreien sein. Wenn wir vom Dichter hören, Laokoon habe einmal vor Schmerz geschrieen, so ist uns dies nicht anstößig, denn der Dichter hat uns denselben Laokoon vorher als guten Vater, als warmen Patrioten geschildert; die Vorstellung einer augenblicklichen Schwäche des Helden wird hier gemildert durch die Vorstellung der starken Seiten des Helden, welche vor- oder nachher der Dichter an uns vorüberführt.

Von dieser Erklärung des einzelnen Falles erhebt sich dann Lessing, wie es seine Art ist, alsbald zu einer allgemeinen Betrachtung über den Unterschied, der zwischen der bildenden Kunst und der Poesie in Bezug auf die Behandlung ihrer Gegenstände naturgemäß obwalte. Die bildende Kunst, sagt er, bedient sich zu ihren Darstellungen der Formen und Farben, also eines in einem bestimmten Raume nebeneinander befindlichen Materials; die Poesie bedient sich der Worte, d. h. articulirter Töne, die in der Zeit auf einander folgen. Daher kann jene nur solche Gegenstände schildern, die gleichzeitig neben einander im Raume sind; diese dagegen hat es mit solchen

zu thun, die auf einander in der Zeit folgen*). Mit andern Worten: der natürliche Gegenstand der bildenden Kunst sind Körper, derjenige der Poesie Handlungen. Zwar kann auch die bildende Kunst Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch die Darstellung von Körpern, an denen diese Handlungen vorgehen; zwar kann auch die Poesie Körper schildern, aber mit wirklichem Erfolge nur, insoweit dieselben als handelnd oder in Bewegung vorgestellt werden.

Der Satz, der so lange den Dichtern, besonders auch vielen deutschen, als Regel ihres Schaffens vorschwebte: ut pictura poësis (d. h. die Poesie ist der Malerei ähnlich, oder, wie Simonides es ausdrückte, „die Malerei ist eine stumme Poesie, die Poesie eine redende Malerei") — dieser Satz ist nach der obigen scharfsinnigen Betrachtung Lessing's gerade in sein Gegentheil zu verkehren: die Poesie soll sich nicht anmaßen, sinnliche Gegenstände durch Worte zu malen; die Malerei ihrerseits muß ihr Augenmerk auf die Darstellung schöner Körperformen richten. Besonders nach Seiten der Poesie hat Lessing diesen seinen Ausspruch mit den allerfeinsten Bemerkungen unterstützt. Er macht zuerst darauf aufmerksam, wie steif es fast immer herauskomme, wenn ein Dichter eine Blume, eine Landschaft, ein schönes Gesicht in Worten abzuschildern versuche. In welcher Weise der Dichter zu verfahren habe, wenn er doch einen sinnlichen Gegenstand darstellen wolle, zeigt Lessing sodann schlagend durch eine Vergleichung der Schilderung, welche Homer von dem Schilde des Achilles, Virgil von dem des Aeneas entwirft. Virgil unternimmt es, das fertige Schild nach seinen einzelnen nebeneinander befindlichen Theilen uns vorzuzeigen. Das giebt eine frostige und ermüdende Schilderung. Homer dagegen führt uns in die Werkstatt des Vulcan, der das Schild schmiedet, und läßt uns als Zu-

*) Hettner in seiner „Gesch. der deutsch. Literatur im 18. Jahrh.", 2. Buch, S. 565 macht darauf aufmerksam, daß schon Mendelssohn in seinen 1757 in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" erschienenen „Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften" denselben Gedanken angeregt, nur aber ihn nicht mit der Schärfe und Consequenz, wie hier Lessing, entwickelt habe. Wir hätten also hier ein zweites Beispiel (wenn unsere früher ausgesprochene Ansicht von Nicolai's Priorität betreffs der Hindeutung auf Shakspeare richtig ist), wie Lessing derartige Gedankenkeime seiner Freunde weiter auszubilden und zur schönen Frucht zu zeitigen verstand.

schauer gleichsam mit erleben, wie die einzelnen Theile des Schildes und die einzelnen darauf befindlichen Bilder eines nach dem andern aus den Händen des Schmiedenden hervorgehen.

Wie schon aus diesem Vergleiche erhellt, will Lessing der Poesie die Darstellung körperlicher Gegenstände, also namentlich auch der körperlichen Schönheit, keineswegs gänzlich verwehren; nur müsse der Dichter dabei anders zu Werke gehen, als der Maler. Auch dafür ist Homer ihm Muster. Dieser versucht nie, ein ausgeführtes Bild von der körperlichen Schönheit zu entwerfen, wohl wissend, daß dies nicht gelingen könne, sondern er begnügt sich entweder mit einer kurzen charakteristischen Bezeichnung eines einzelnen Schönheitsmomentes (die „weißarmige Helena", die „großäugige Juno" u. dgl.), oder er deutet die Wirkungen der sinnlichen Schönheit an, also eine Bewegung im Gemüthe, z. B. wenn er schildert, wie die trojanischen Greise ihre Bewunderung der Helena kundgeben. Noch ein anderes Mittel giebt es, wie auch der Dichter die Schönheit wirkungsreich schildern kann, nämlich als Schönheit in der Bewegung*) oder als Reiz, z. B. die lächelnden Lippen, den sich hebenden Busen.

Wenn so die Poesie in Bezug auf die Darstellung sinnlicher Schönheit der bildenden Kunst den Platz räumen muß, so hat sie umgekehrt vor derselben das voraus, daß sie auch das Häßliche in ihren Bereich ziehen kann. Die bildende Kunst kann dies nicht, denn das Häßliche, als solches dargestellt, verstößt gegen das oberste Gesetz aller Kunst, die Erregung von Wohlgefallen; die Poesie kann es, weil sie das Häßliche nicht auf einmal, nicht als solches zur Anschauung bringt, sondern in seinen einzelnen Theilen, einen nach dem andern, wobei es den Eindruck des Häßlichen verliert und nur als erregendes Moment andrer Empfindungen, z. B. des Lächerlichen, dient. Auch dafür hat uns Homer ein treffliches Beispiel gegeben in seiner Schilderung des Thersites.

Damit hatte Lessing einer Gattung der Poesie, die eben damals durch die Brockes und Haller, später durch Kleist's „Frühling" (obschon, wie Lessing versichert, Kleist selbst gerade mit diesen Partien seines Gedichts am wenigsten zufrieden war) in Aufnahme gekom-

*) Schon der Engländer Home in seinen „Principles of criticism" hatte darauf hingewiesen.

men war, der sog. „malenden Poesie“, das Todesurtheil gesprochen. Er hatte aber auch zugleich eine schon früher von ihm mehrfach angedeutete Wahrheit auf das glänzendste bestätigt und zur Evidenz erhoben, die Wahrheit, daß diejenige Gattung der Poesie die höchste und also am eifrigsten zu pflegende sei, welche sich am meisten mit der Darstellung von Handlungen beschäftigt — das Epos und vor Allem das Drama*).

So hatte Lessing während seines Aufenthalts in Breslau zugleich theoretisch und praktisch eine höhere Stufe künstlerischer Auffassung erstiegen. Als schaffender Dichter hatte er zum ersten Male mit dem vollen, ungetrübten Instincte der Realität Charaktere aus dem wirklichen Leben entnommen und aus diesen Charakteren heraus mit der gleichen Lebenswahrheit und innern Nothwendigkeit die Handlung entwickelt. Als Kritiker und Aesthetiker hatte er den Boden für diese realistische Dichtungsart theoretisch geebnet durch Aufdeckung der wahren Natur und der psychologischen Gesetze des poetischen Schaffens, durch scharfe Abgrenzung der Poesie von andern Künsten, mit denen man sie unrichtiger Weise vermischt hatte, durch strenge Verurtheilung der aus dieser Vermischung entstandenen Bastardgattungen und durch energisches Dringen auf die Bevorzugung einer Poesie der Handlungen, also der Realität.

Lessing beabsichtigte, in einem zweiten Theile des „Laokoon“ in ähnlicher Weise die verschiedenen Gattungen der bildenden Kunst abzuhandeln, wie er es in dem ersten mit denen der Poesie gethan. Von diesem zweiten Theile besitzen wir leider nur einzelne Entwürfe aus Lessing's Nachlaß. Wir ersehen daraus, daß er der bildenden Kunst im Allgemeinen wohl allzu enge Grenzen steckte, indem er sie fast nur auf die Darstellung schöner Körperformen einschränken, alles darüber Hinausgehende aber, z. B. die Historienmalerei, nur insofern gelten lassen wollte, als sie dazu dient, die schönen Körperformen zur Anschauung zu bringen.

Es ging ihm hier, wie es Reformatoren so leicht geht: indem er das eine Extrem bekämpfte, verfiel er einigermaßen in das entgegengesetzte. Die Malerei hatte damals sich mit Vorliebe der Alle-

*) Eben dies spricht Lessing auch in einem Briefe an Nicolai vom 26. März 1769 aus. („Werke“ 12. Bd., S. 225.)

gorie zugewendet, d. h. der Verkörperung oder Personification allgemeiner Ideen durch sinnliche Zeichen. Selbst Winckelmann hatte dieser Verirrung Vorschub geleistet, indem er der Malerei ebenso weite Grenzen anweisen zu dürfen glaubte, wie der Poesie. Lessing ging nach der andern Seite hin zu weit, wenn er der Malerei jede Veranschaulichung eines idealen Inhalts absprach, wie er denn auch in Bezug auf die Dichtkunst vielleicht zu weit ging, indem er als wirkliche Poesie nur die lebendige Darstellung von Handlungen, das Drama, gelten lassen wollte, statt diesem zwar den höchsten Rang einzuräumen, aber doch daneben auch andere Gattungen zu gestatten*).

Indessen war diese Uebertreibung fast wohlthätig zu nennen in einer Zeit, wo die Poesie sich so sehr in alle mögliche Arten von Darstellungen verirrt und verzettelt, dagegen gerade die höchste, das Drama, entweder vernachlässigt oder nur in mißverstandener Weise behandelt hatte.

Lessing's Hamburger „Dramaturgie".

Lessing fand bald Gelegenheit, Das, was er über das Drama im „Laokoon" im Allgemeinen ausgesprochen hatte, im Einzelnen weiter auszuführen. Ein Verein kunstsinniger und patriotischer Männer in Hamburg unternahm es, ein „deutsches Nationaltheater" zu gründen, und Lessing ward berufen, um als dramatischer Dichter und Dramaturg demselben die Unterstützung seines Namens, seines Genie und seiner Erfahrungen zu gewähren.

Lessing hatte nach seinem Weggange von Breslau (1765) eine kurze Zeit in Berlin verweilt, wo seine Freunde ihn durch eine Anstellung als Privatbibliothekar des Königs dauernd festzuhalten wünschten**). Diese Hoffnung schlug fehl; ein Franzose ohne Namen

*) Herder in seinen „Kritischen Wäldern" (S. 227), „zittert vor dem Blutbade, das dadurch unter alten und neuen Poeten angerichtet würde".

**) In einem Artikel über Lessing in der Revue des deux mondes vom 1. Jan. 1868 wird behauptet, es sei ihm nach seinem Weggange von Breslau ein Lehrstuhl(!) in Königsberg angeboten worden; er habe ihn aber ausgeschlagen, weil die Bedingung damit verbunden gewesen sei: „den Eroberer Schlesiens alljährlich zu verherrlichen". Woher der französische Schriftsteller diesen Theatercoup hat, wissen wir nicht. In Deutschland ist von einem solchen Anerbieten und einer solchen Weigerung nichts bekannt. Den „Eroberer Schlesiens" hat übrigens Lessing, wie früher erwähnt, so lange er an der Voss. Zeitung arbeitete, „alljährlich (durch ein Geburtstagsgedicht) verherrlicht", und es scheint ihm das keine Gewissensscrupel gemacht zu haben.

und Verdienst erhielt die Stelle, welche, wenn sie dem Dichter der „Minna" zu Theil geworden wäre, zwei der größten Geister ihres Jahrhunderts, die in vieler Beziehung einander wahlverwandt waren, in directe Berührung mit einander gebracht haben würde.

Lessing ging Anfang 1767 nach Hamburg. Er unterzog sich der ihm gestellten Aufgabe mit all dem Eifer, womit er sich jeder neuen Unternehmung, die ihm die Befriedigung eines geistigen Dranges versprach, zu widmen pflegte. Er begann, in regelmäßigen Theaterkritiken sowohl die Leistungen der Schauspieler, als die Vorzüge und Mängel der aufgeführten Stücke zu beleuchten. Diese einzelnen Kritiken gestalteten sich unvermerkt zu einer Sammlung dramaturgischer Abhandlungen, die, wenn auch nicht ein abgerundetes System der Dramaturgie, doch eine Reihenfolge allgemeiner Grundsätze über das Drama und das Theater enthielt. So entstand die „Hamburgische Dramaturgie", die freilich Fragment blieb, indem sie mit dem „Hamburgischen Nationaltheater" selbst nach wenigen Jahren wieder aufhörte, die aber auch in dieser fragmentarischen Gestalt bedeutsame, noch heut der Beherzigung werthe Winke für die darstellenden Künstler, fruchtbare Gedanken über die höchsten Gesetze dramatischer Dichtung, endlich tiefeinschneidende, gründliche Kritiken einer großen Anzahl dramatischer Werke sowohl aus der deutschen als aus fremden Literaturen in sich schließt.

Von den Winken für Schauspieler wollen wir nur einige anführen. Lessing verlangt von dem Schauspieler Naturwahrheit, liebevolles Eingehen in den darzustellenden Charakter; er verlangt von ihm, daß er nicht nur überall *mit* dem Dichter, sondern da, „wo dem Dichter etwas Menschliches begegnet ist", *für* denselben denke, das heißt, daß, wo der Dichter in der Motivirung der Handlung oder der Entwickelung der Charaktere Lücken gelassen hat, der Darsteller durch sein Spiel diese auszufüllen suche. Er giebt Regeln über das Sprechen allgemeiner Sentenzen. Er weist den Schauspieler an, wie er „stärkere Bewegungen" — die ihm bei seiner Seelenmalerei mit Worten und Mienen wohl verstattet seien („jedoch nicht zu heftige", fügt er warnend hinzu) — allmälig vorbereiten, nicht plötzlich eintreten lassen, und auch die stärksten „wieder zu dem Gleichmaß ruhiger Schönheit zurückführen müsse". Auf *den* Beifall, den er nur dann erlangen könnte, „wenn er die auch bei der heftigsten Leidenschaft nöthige

Mäßigung aufgäbe", solle der Schauspieler lieber verzichten. Ein Schauspieler, der nur auf effectvolle Abgänge, vielleicht nicht im Geiste der Dichtung, und auf lärmende Beifallsbezeigungen speculirt, ist ihm hassenswerth, und unwillig ruft er aus: „Nachzischen sollte einem solchen das Publicum" *).

Bei seiner Beurtheilung der aufgeführten Stücke wendet er sich vor Allem wieder gegen den in Deutschland noch immer nur allzusehr bewunderten und nachgeahmten französischen Geschmack. Er tadelt an den französischen Classikern, daß sie das wahre Wesen der dramatischen Dichtkunst oftmals einer gewissen äußern Regelmäßigkeit aufopfern. „Die strengste Regelmäßigkeit", sagt er, „kann den kleinsten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen." Wenn die Franzosen sich auf Aristoteles berufen, so weist Lessing nach, daß sie diesen mißverstanden haben, und wenn sie sich rühmen, den alten Tragikern nachzuahmen, so läßt er auch das nicht gelten. „Die Franzosen", bemerkt er, „finden sich mit den Regeln blos äußerlich ab, während die Alten dieselben wirklich befolgten." Bei den Alten war die oberste Regel Einheit der Handlung, „wobei sie bemüht waren, die Handlung selbst so zu vereinfachen, daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandtheile gebracht, den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Ortes verlangte". Die Einheit des Ortes und die Einheit der Zeit waren nur eine Folge davon, zum Theil auch nur eine äußerliche Nothwendigkeit wegen der fortwährenden Anwesenheit des Chores auf der Bühne. Die Franzosen aber machten diese letzten beiden Einheiten zu ihren Tyrannen und gaben nicht selten das Wesen der Sache, die innere Wahrscheinlichkeit, dafür preis **).

---

*) „Lessing's Werke, von Lachmann", 7. Bd., insbesondre S. 4, 16, 26. Lessing wollte eine förmliche Theorie der Schauspielkunst schreiben, ein Plan, der, wie manche andere, unausgeführt blieb. Interessant sind auch Lessing's Bemerkungen über die Zwischenactsmusik im Theater (a. a. O. S. 115). Dieselbe soll, so will er, den Zuschauer zu der für den nächsten Act erforderlichen Stimmung hinüberleiten. Ganz denselben Gedanken hatte der Engländer Home in seinen „Principles of criticism" ausgesprochen (in der Uebersetzung von Meinhard: „Grundsätze der Kritik", 3. Bd., S. 300), dem Lessing wahrscheinlich hierin folgte. Ein deutscher Tonkünstler, Scheibe, hatte die gleiche Idee ebenfalls angeregt in seinem „Deutschen Musikus" (1745).

**) A. a. O. S. 200, 207, 208.

Ebenso äußerlich verfahren die französischen Dichter in Bezug auf die Charaktere und die sonstigen bewegenden Kräfte in ihren Dramen. Und hier ist es, wo Lessing den unendlichen Vorzug Shakspeare's vor den Franzosen schlagend nachweist und so das im Einzelnen ausführt und mit Beispielen belegt, was er im 17. Literaturbriefe nur mehr im Allgemeinen ausgesprochen hatte — die Ueberlegenheit des englischen, insbesondere des Shakspeareschen Drama gegenüber dem französischen und die viel größere Wahlverwandtschaft des erstern, als des letztern, mit dem deutschen Geiste. Er vergleicht die Geistererscheinung in Voltaire's „Semiramis" mit der in Shakspeare's „Hamlet". Dort erscheint der Geist des Ninus; aber diese Erscheinung ist nicht ausreichend motivirt; was er sagt, trägt zum Fortgange der Handlung nicht wesentlich bei; es ist ein deus ex machina, der nur auftritt, um den geschürzten Knoten zu zerhauen. Wie anders der Geist von Hamlet's Vater! Sein Erscheinen, seine Worte machen auf uns den Eindruck der Wahrheit und Nothwendigkeit; die Wirkung dieser Worte auf Hamlet bildet den Kernpunkt aller Handlungen und Gemüthsbewegungen dieses Letztern. Aehnlich verhält es sich mit Voltaire's Liebestragödie „Zaire" im Vergleich zu Shakspeare's „Romeo und Julie". „Dort", sagt Lessing, „hört man nur die Sprache der Galanterie oder den Kanzleistyl der Liebe; hier allein ist es die Liebe selbst, die spricht." Ebenso weit steht der Orosman Voltaire's (in demselben Stücke) als Verkörperung der Eifersucht hinter Shakspeare's Othello zurück. Selbst die „Rodogune" des Corneille, diese von den Franzosen als das Nonplusultra eines dramatischen Meisterwerkes bewunderte Tragödie, findet vor Lessing's Augen keine Gnade. Corneille, sagt er, dichtete nur als witziger Kopf, Shakspeare allein als ein wirkliches Genie. „Der witzige Kopf sucht durch künstliche Verwicklungen zu spannen oder zu überraschen; das Genie wirkt durch Einfalt und Natur. Groß aber ist Nichts als die Wahrheit*)."

Ein anderes Mal bricht er bei Betrachtung der Shakspeareschen Dichtungen in die bewundernden Worte aus: „Auf die geringste von Shakspeare's Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher der ganzen Welt zuruft: Ich bin Shakespeare's! Und wehe der fremden Schön-

*) A. a. O. S. 50, 134 ff.

heit, welche das Herz hat, sich neben diese zu stellen! Shakspeare will studirt, nicht geplündert sein. Er muß dem Genie das sein, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist; er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projicirt, aber er borge Nichts daraus *)"!

Auch im sprachlichen Ausdruck dringt Lessing auf größte Einfachheit und Naturwahrheit. Sogar die Sprache der alten Classiker ist ihm theilweise zu rhetorisch; allein er erklärt dies daraus, daß die Personen des antiken Dramas immer im Angesicht des Chores sprechen und deshalb eine gewisse Würde wahren mußten. Der moderne Dichter könne seine Personen einfacher sprechen lassen. Je schwülstiger die Ausdrucksweise, desto weniger wahre Empfindung. Selbst vornehme Personen sollten auf der Bühne möglichst natürlich sprechen. Denn, wenn die Etikette des Hofs aus Menschen Maschinen mache, so sei es Sache des Dichters, aus Maschinen wieder Menschen zu machen. Wirkliche Königinnen möchten affectirt sprechen, der Dichter leihe den seinigen eine möglichst natürliche Sprache**).

Allen überspannten Empfindungen, aller Bezugnahme auf übernatürliche Einwirkungen, überhaupt Allem, was nicht aus natürlichen Ursachen und den Charakteren der Handelnden sich erklären läßt, ist Lessing, wie sich denken läßt, entschieden abgeneigt. Das Theater, sagt er, soll eine Schule der moralischen Welt sein. Daher weist er selbst solche Beweggründe des Handelns zurück, die zwar aus einer nicht blos individuellen, sondern allgemeinen Lebensauffassung fließen, aber einer solchen, die mit der gegenwärtig und in den Kreisen, für die das Drama berechnet ist, vorherrschenden streitet. So tadelt er an Cronegk's „Olint und Sophronia" das Martyrium, das Olint auf sich nimmt, indem er mit Gefahr seines Lebens das Marienbild aus der Moschee, wohin es versetzt worden, hinwegzubringen unternimmt. Wohl gab es Zeiten, meint er, wo ein solcher Bilderglaube allgemein war; vielleicht giebt es Länder, wo er es noch ist. Allein „der Dichter schrieb sein Trauerspiel nicht für jene Zeiten und nicht, um in Spanien oder Böhmen gespielt zu werden. Der gute Schriftsteller hat immer die Erleuchtetsten und

*) Ebenda, S. 329.
**) Ebenda, S. 266.

Besten seiner Zeit und seines Landes vor Augen, und schreibt nur, was diesen gefallen, was diese rühren kann. Selbst wenn er sich zum Pöbel herabläßt, thut er dies nur, um ihn zu erleuchten und zu bessern, nicht, um ihn in seinen Vorurtheilen zu bestärken". Ein Märtyrerthum, das nicht die triftigsten Beweggründe für sich habe, widerstrebe den Ansichten einer Zeit der gesunden Vernunft. „Der Dichter kann uns über Mißverhältnisse dieser Art durch Schönheiten des Details täuschen; aber er täuscht uns nur einmal, und wenn wir kälter geworden sind, nehmen wir unsern Beifall zurück*)."

Die „christliche Tragödie" möchte Lessing am liebsten ganz vom Theater verbannt sehen, denn die christliche Gelassenheit stimme nicht recht zu dem Zweck der Tragödie, welcher kein anderer sei, als der: „Leidenschaften durch Leidenschaften zu reinigen".

Auch hier ist Lessing der strenge Realist, der die Dichtung, zumal die dramatische, weder auf eine blos eingebildete Phantasiewelt, noch auf Anschauungen vergangener Zeiten, ebenso wenig auf Motive überirdischer und darum unberechenbarer Natur, vielmehr soviel möglich immer auf die aus dem wirklichen Leben, aus der umgebenden Gegenwart, aus der gegenwärtigen Zeitbildung erwachsenden Empfindungen begründet wissen will.

Fast noch mehr, als bei der Tragödie, findet es Lessing bei der Komödie nothwendig, daß sie heimische, nicht fremde Sitten darstelle, denn die Komödie soll das „gemeine Leben" abspiegeln. Freilich müssen diese heimischen Sitten dazu angethan sein, als Gegenstand der Komödie zu dienen. Elias Schlegel schrieb zwei Komödien, den „Geschäftigen Müßiggänger" und den „Triumph der guten Frauen". In der ersten hält er sich ganz an die Sitten und die Charaktere einer kleinen sächsischen Provinzialstadt — dafür ist das Stück mit all der Langweile und Trivialität behaftet, die damals im Hause eines „meißnischen Pelzhändlers" zu finden waren. Die zweite ist munterer und unterhaltender, aber freilich schildert sie nicht deutsche, sondern französische Sitten**).

Warum es dem deutschen Dichter an ausgiebigen heimischen Stoffen für das Lustspiel fehle, hat Lessing mit gewohntem Scharf-

*) Ebenda, S. 8 ff.
**) Ebenda, S. 233.

blicke herausgefunden. „Unser deutsches Lustspiel“, sagt er, „ist zu provinziell; es fehlt uns die große Hauptstadt, die Frankreich hat, wo sich mannigfaltigere Sitten, lebhaftere Charaktere, spannendere Situationen bilden können“ *).

Aber auch die Tragödie, meint Lessing, werde immer wohl thun, sich vorzugsweise an vaterländische Stoffe zu halten. Die Griechen hätten dies gethan; sie hätten, auch wo sie zu Fremdem griffen, wie Aeschylos in den „Persern“, dieses Fremde den heimischen Sitten anbequemt **).

Der durchaus realistische Zug der Lessingschen Anschauung vom Drama zeigt sich auch in seinen äußerst feinsinnigen Bemerkungen über die Charaktere in der Tragödie sowohl als in der Komödie. Er verlangt für diese eine richtige Mischung von Individualität und von Allgemeinheit. Die Charaktere in der Komödie sollen nicht blos eine abgezogene Allgemeinheit, wie Geiz, Heuchelei oder dergleichen, ausdrücken, sondern diese Eigenschaften in einer bestimmten, individualisirten Form, und andererseits sollen die Helden der Tragödie, ein Regulus, ein Brutus u. s. w., nicht blos bestimmte Einzelwesen als solche, sondern zugleich in ihrer Allgemeinheit — als Patriot, Republikaner u. dgl. — veranschaulichen. Auch müsse der Dichter sich hüten, seine Helden so handeln zu lassen, wie nur etwa in ganz besonders seltenen Fällen ein solcher Charakter handle; vielmehr müsse er danach streben, daß die Handlungs- und Empfindungsweise seines Helden immer möglichst einen gewissen Durchschnitt des Handelns und Empfindens repräsentire, so daß der Zuschauer das Gefühl habe: ein so angelegter Charakter, in solcher Lage, werde in der Regel ebenso handeln, wie der Held.

Auch in diesem Werke Lessing's begegnen wir wieder den Untersuchungen über das eigentliche Wesen der dramatischen Wirkungen, oder, wie man es damals ausdrückte, über „den Zweck der Tragödie“. Lessing setzt hier den Gedankengang gleichsam fort und erweitert ihn, den er mehr als zehn Jahre vorher, in dem Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn ***), zuerst angesponnen hatte. Noch jetzt ist ihm die

*) Ebenda, S. 99.
**) Ebenda, S. 427.
***) S. oben S. 275 ff.

Poetik des Aristoteles (die rechtverstandene, nicht, was die Franzosen sich willkürlich daraus zurechtgemacht haben) ein „ebenso unfehlbares Werk, wie die Elemente des Euklides", ein Werk, von dessen Regeln insbesondre die Tragödie „sich keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen" *). Noch immer gelten ihm daher auch „Mitleid und Furcht" als die Angelpunkte alles tragischen Interesses, und er ist eifrig bemüht, sowohl die Wirkungen dieser beiden Empfindungen auf den Zuschauer, als die Art, wie beide durch das Drama hervorgebracht werden, mit allerlei sinnigen Bemerkungen zu erläutern **). Daneben beschäftigt ihn aber hier noch die Frage wegen der „Reinigung der Leidenschaften" (der sogenannten κάθαρσις), welche Aristoteles als letzten Zweck der Tragödie aufgestellt hatte.

Die Erklärungen Corneille's und Dacier's darüber genügen ihm nicht und er berichtigt sie. Was seine eigene Ansicht betrifft, so scheint sie darauf hinauszukommen, daß Aristoteles, wie er überhaupt in seiner Philosophie überall das Maßhalten empfehle, auch hier eine gewisse Mäßigung bei den Affecten des Mitleids und der Furcht im Auge gehabt habe ***). Einen directen Besserungszweck des Drama — z. B., daß die Tragödie den Menschen lehre, seine Leidenschaften zu bezähmen, wie dies Corneille's Ansicht war — will Lessing nicht zugeben †). Indirect freilich kommt er von dem Gedanken eines solchen Zweckes auch jetzt noch so wenig los, wie damals in dem Briefwechsel mit seinen Freunden. „Bessern sollen alle Gattungen der Poesie", sagt er; „die Tragödie soll es dadurch, daß sie die Leidenschaften des Mitleids und der Furcht reinigt." Ein anderes Mal scheint er den Zweck des Drama darin zu finden, daß es uns mit den Merkmalen des Guten und des Bösen, des Anständigen und des Lächerlichen bekannt mache und dadurch „uns unterrichte, was wir zu thun oder zu lassen haben" ††). Der Komödie insbesondere weist er als ihre Aufgabe die „Uebung der

*) Ebenda, S. 453.
**) Ebenda, S. 338 ff.
***) Ebenda, S. 349.
†) Ebenda, S. 153.
††) Ebenda, S. 74.

Fähigkeit" zu, „das Lächerliche zu bemerken". Und von dem „Spieler" des Regnard sagt er: wenn derselbe auch keinen wirklichen Spieler von seiner Leidenschaft heile, „genug, wenn er nur den Gesunden in seiner Gesundheit befestigt".

Zu einer völligen Klarheit in sich selbst über diesen Punkt scheint Lessing niemals gelangt zu sein. Er bricht die Erörterung darüber plötzlich ab, die Lösung der Frage, wie er öfters that, einer spätern Wiederaufnahme der Untersuchung vorbehaltend, die aber in diesem Falle niemals erfolgte.

Auffallend ist, daß Lessing nie auf den Zweifel kam, ob denn diese ganze aristotelische Theorie von „Mitleid und Furcht", so begründet sie war in dem Wesen der antiken Tragödie, auch für das moderne Drama noch Geltung und Berechtigung habe. Aber Lessing hielt überhaupt an den Traditionen des antiken Drama allzusehr fest, auch darin, daß ihm als das Wichtigste in der Tragödie lediglich das Schicksal, das Leiden des Helden erschien, nicht das eigne Thun desselben, wodurch er sich sein Schicksal bereitet. Der Begriff der tragischen Schuld blieb ihm daher verborgen, wie nahe er auch bisweilen daran zu streifen scheint. Es ist dies doppelt unbegreiflich, weil Lessing für das Endziel des dramatischen Dichters wiederholt das erklärt hatte: die Handlung aus den Charakteren der Handelnden selbst zu entwickeln.

Der Zweck, den Lessing in seiner „Hamburger Dramaturgie", wie schon in den „Literaturbriefen", beharrlich verfolgte: den verderblichen Einfluß zu zerstören, den das französische Drama mit seiner kalten Regelmäßigkeit und seinem falschen rhetorischen Pathos auf die deutsche Bühne und die deutsche Literatur übte, dieser Zweck war im Allgemeinen erreicht, ja in gewisser Richtung sogar überschritten, so zwar, daß Lessing selbst gegen diese Uebertreibung nach der andern Seite hin protestiren zu müssen glaubte. Noch während Lessing an der „Dramaturgie" schrieb (1768), erschien Gerstenbergk's „Versuch über Shakspeare's Werke und Genie" *), und bald darauf auch dessen „Ugolino". Hier war theoretisch und praktisch eine Regellosigkeit gepredigt, mit welcher sich Lessing ebenso wenig, als mit der steifen Regelmäßigkeit der Franzosen, zu befreunden vermochte.

*) In dessen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur".

Lessing versäumte nicht, Verwahrung dagegen einzulegen, als ob die Bekämpfung dieser letztern zu solchen Consequenzen führen müsse. „Das Vorurtheil", sagte er, „als ob die Franzosen ganz nach den Regeln des Aristoteles gearbeitet hätten, ward zerstört durch die englische Bühne. Wir machten die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sei, als die ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber, geblendet von diesem plötzlichen Strahle, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen bekannt gemacht hatten. Man schloß daraus, daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse, ja daß diese Regeln schuld sein könnten, wenn man ihn nicht erreiche. Mit diesen Regeln fing man an alle Regeln zu vermengen, es überhaupt für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen und von den Dichtern zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs Neue für sich erfinden sollte*)."

Dieser Ausfall gegen die „Genies", wie Lessing die neue Schule spöttisch nannte, bildet nahezu den Schluß der „Hamburger Dramaturgie". Nach kaum zweijährigem Bestehen ging diese wieder ein (zu Anfang des Jahres 1769), nachdem sie es nur auf zwei Bände oder 99 Nummern gebracht hatte. Im gleichen Jahre verschwand auch das „Hamburger Nationaltheater", dem sie und das ihr zur Stütze hatte dienen sollen. Schon im ersten Jahre seines Bestehens war dasselbe, weil das Publicum die höheren künstlerischen und patriotischen Tendenzen, aus denen es hervorgegangen, nicht zu würdigen verstand, genöthigt gewesen, zu dem Niveau gewöhnlicher Bühnen und zu den landläufigen Mitteln oft ziemlich geistloser „Zugstücke" herabzusteigen. „Der süße Traum, ein Nationaltheater zu gründen", schrieb Lessing, „ist schon wieder verschwunden." Und mit dem bittern Gefühl, welches mit Recht Die erfüllt, die einer hohen Idee nachgehangen haben, aber durch die Nüchternheit der Zeitgenossen sich enttäuscht sehen, setzt er hinzu:

„O über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein National-

*) Ebenda, S. 453.

theater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind. Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eignen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen" *).

Lessing's kritisch-dramaturgische Thätigkeit war damit zu Ende. Ja, es hatte das Ansehen, als sollte auch seine Beschäftigung mit dem Theater und mit der Poesie überhaupt zu Ende sein.

Lessing in Wolfenbüttel.

Lessing nahm die Stelle eines herzogl. braunschweigischen Bibliothekars in Wolfenbüttel an; er begrub sich in die Einsamkeit eines kleinen, abgelegenen Ortes und in das staubige Reich der Bücherwelt. Damit schien er Allem abzusagen, was mit der lebendigen Bewegung der Gegenwart in Beziehung stand, und ausschließlich auf jene gelehrten Studien sich zurückzuziehen, denen er bisher immer nur vorübergehend und nebenbei seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. An diesem Entschlusse hatte wohl, neben dem berechtigten Wunsche, es endlich einmal zu einer festen Stellung im Leben zu bringen — er war nun schon in das vierte Jahrzehnt seines Alters getreten — auch der Unmuth einigen Antheil, den er über die wenig hoffnungsreichen Zustände der nationalen Bühne empfand.

Aber auch Lessing erfuhr an sich die Wahrheit des Spruches: naturam furca expellas, tamen usque recurret. Mitten unter gelehrten bibliothekarischen Arbeiten, zwischen der Herausgabe des Berengarius und einer Schrift über die Ewigkeit der Höllenstrafen, lockte es ihn doch wieder zur dramatischen Thätigkeit. Er legte Hand an die Vollendung seiner „Emilia Galotti", zu welcher er schon mehr als vierzehn Jahre früher den Plan entworfen hatte. Zu Anfang des Jahres 1772 war das Stück vollendet**).

„Emilia Galotti."

Auch bei diesem Drama, wie bei der „Minna von Barnhelm", sind es zunächst die Charaktere, welche unser Interesse auf sich lenken. Hier, wie dort, tritt Lessing's Kunst des Individualisirens in vollendetster Weise zu Tage. Jede der beiden Gruppen, der Prinz und Marinelli auf der einen, die Familie der

*) Ebenda, S. 457.

**) Siehe Lessing's Brief an seinen Bruder („Werke", 12. Bd. S. 348).

Galotti sammt Appiani auf der andern Seite, ist charakteristisch gestaltet, so zwar, daß die einzelne Person etwas durchaus Eigenthümliches hat und nicht blos einen abstracten Gattungsbegriff repräsentirt, während doch in jeder zugleich ein allgemeiner Charakterzug der Zeit anschaulich verkörpert sich darstellt. Der Prinz ist der Typus jener leichtsinnigen, egoistischen, genußsüchtigen Fürsten, wie das 18. Jahrhundert sie zu Hunderten in Deutschland sah, welche Alles nur für sich geschaffen und sich selbst zu Allem berechtigt wähnten, welchen der strenge Begriff der Pflicht unbekannt und nur die Vorstellung des eignen souveränen Ich mit allen ihren Consequenzen geläufig war. Aber dieser Grundzug des Charakters, wie meisterhaft ist er individualisirt, mit wie vielen feinen und absonderlichen Zügen ist er ausgestattet! Der Prinz ist kein gemeiner Tyrann, der mit plumper Gewalt sich seiner Opfer bemächtigt; aber er ist ein Schwächling, ein Sclave seiner Leidenschaften und daher auch ein Sclave Derer, welche es verstehen, diesen Leidenschaften zu fröhnen. Er läßt sich dadurch zu Verbrechen verleiten, die eigentlich ein gewisser edlerer Sinn in ihm verabscheut, die er aber geschehen läßt, weil sie der Befriedigung seiner Begierden dienen, und deren Frucht hinterher zu genießen er sich kein Gewissen macht. Er ist kein bloßer Lüstling von der gröbern Sorte; er hat Geschmack für die Kunst und eine freigebige Hand für die Künstler; er liebt auch nicht blos mit den Sinnen; seine Leidenschaft hat einen gewissen geistigen und sogar romantischen Beigeschmack; er schwärmt wie ein schmachtender Liebhaber; er spricht mit Entzücken von dem Ideal seiner Liebe; er fühlt etwas von Schüchternheit, indem er sich ihm naht — und doch ist es schließlich nur die sinnliche Lust, die hinter diesen scheinbar edleren Aufwallungen eines verfeinerten Gefühls lauert. So hat dieser Prinz nicht das Abschreckende eines gewöhnlichen lüsternen Despoten, vielmehr etwas Bestechendes, ja Liebenswürdiges*), gerade wie ihn der Dichter braucht. Ein bloßer

*) Wir freuen uns, diese unsere Auffassung bei L. Tieck wiederzufinden, der in seinen „Kritischen Schriften", (4. Bd. S. 30) von der Rolle des Prinzen sagt: es sei eine solche, „die Alles mit dem Zauber der Liebenswürdigkeit bezahlen und so ihre Bösartigkeit vergessen machen soll". Denn „sonst wird aus diesem Prinzen nur ein roher, begehrlicher Jüngling, der mehr als einmal an das Gemeine streift".

Tyrann und Wüstling würde uns abstoßen; dieser Prinz, obschon er aus Schwäche, aus Weichlichkeit sich zu den heillosesten Schlechtigkeiten fortreißen läßt, gewinnt doch unser Interesse; wir sind geneigt, seiner Selbstanklage zu glauben und eine versöhnliche Stimmung für ihn zu empfinden, wenn er an der Leiche Emiliens ausruft: „Ist es nicht genug, daß Fürsten Menschen sind? Müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verwandeln?"

Ein solcher „Teufel" ist dagegen Marinelli, der Helfershelfer und mehr noch der Verführer des Prinzen. Auf ihn wird der größere Theil des sittlichen Abscheus, den wir gegen die fluchwürdige That und ihre Urheber empfinden, abgewälzt. Bei ihm verschlägt es nichts, daß er nur hassenswerth erscheint, denn er ist ja nicht der Held, und unser Interesse an ihm ist nur das verstandesmäßige der Bewunderung seiner ausgesuchten Schlauheit in Benutzung der Menschen und der Verhältnisse. Aber selbst diesem durch und durch kaltberechnenden Charakter ist ein gewisser Zug menschlicher Empfindung angehaucht; er dient seinem Fürsten nicht blos aus Egoismus, sondern mit jener bei den Hofleuten jener Zeit nicht seltenen Hingebung, die aus der Befriedigung aller Launen und Lüste des gebietenden Herrn eine Art von Pflichterfüllung, von Cultus machte.

Diesen beiden Vertretern eines tiefentarteten Fürsten- und Höflingsthums gegenüber stehen die Repräsentanten tüchtiger Männlichkeit und stolzen Unabhängigkeitssinnes, Odoardo und Appiani, beide ebenfalls mit scharfen, individuellen Zügen gezeichnet, Odoardo als der Mann der „rauhen Tugend", wie ihn seine Gattin nennt, Appiani als der edel und tief empfindende, nur etwas schwermüthige Charakter. Augenscheinlich hat Lessing an diese beiden Persönlichkeiten die hervorstechenden Eigenschaften seines edlen, von ihm so hochverehrten und so innig betrauerten Freundes Ewald von Kleist vertheilt.

Auch die männlichen Nebenpersonen, der Maler Conti, der Rath Rota, die beiden Banditen, sind scharf ausgeprägte, lebensvolle Figuren. Wie trefflich ist in den wenigen Worten des Rathes Rota die strenge Gewissenhaftigkeit des ächten Richters dargestellt — im grellen Contraste zu der Leichtfertigkeit, womit der Prinz, der geborne höchste Vertreter des Rechts in seinem Lande, ein Todesurtheil un-

geprüft unterschreiben will, nur um rascher zu seinen Vergnügungen eilen zu können!

Von den weiblichen Charakteren erscheint Claudia, die Mutter Emiliens, nicht glücklich angelegt. Sie ist eine jener gewöhnlichen Frauen, die durch Schwäche mehr Verschulden über sich und mehr Unglück über ihre Umgebungen bringen, als andere durch noch so starke Leidenschaften. Aus Schwäche der geschmeichelten Muttereitelkeit hatte sie ihre Freude an den Huldigungen, die der Prinz ihrer Tochter darbrachte. Aus Schwäche der Feigheit, der Furcht vor dem allerdings sehr sittenstrengen Gemahl beredet sie Emilien, ihre Begegnung mit dem Prinzen in der Kirche dem Grafen Appiani zu verschweigen, und wird so mitschuldig daran, daß dieser nicht ernstere Vorsichtsmaßregeln gegen eine vom Prinzen drohende Gefahr ergreift. Und als nun das Unglück geschehen, hat sie nichts als ohnmächtige Klagen und Verwünschungen gegen Marinelli, wortreiche Entschuldigungen zur Abwendung des nur zu wohlberechtigten Zornes ihres Gatten. Vielleicht wollte Lessing, dem bekanntlich der Muth der Wahrhaftigkeit über alles ging, absichtlich gerade eine Unwahrheit als das hinstellen, was die traurige Katastrophe veranlaßt. Doch zweifeln wir, ob es wohlgethan war, eine bloße Unterlassungssünde, also etwas Negatives, zum Angelpunkte der tragischen Verwicklung zu machen.

Ganz das Gegentheil dieser mehr passiven Natur ist die Gräfin Orsina. Hier haben wir es, wie bei der Marwood in „Miß Sara Sampson", mit einer Fülle von gährender und wildausbrechender Leidenschaft zu thun. Und doch ließe sich auch hier der Zweifel anregen, ob dieser Charakter an der rechten Stelle stehe. Die Marwood sehen wir im Mittelpunkte der ganzen Handlung des Stückes; sie ist das treibende, das zerstörende dämonische Princip darin; von ihr direct geht die tragische Katastrophe aus. Die Gräfin Orsina dagegen ist, trotz aller vom Dichter auf sie verwendeten Kunst, doch eine blos episodische Figur; sie tritt erst in einem Stadium des Drama auf, wo es überhaupt bedenklich ist, noch neue Charaktere, vollends so bedeutende, einzuführen, und ihr Einfluß auf den Gang der Handlung bleibt immerhin, bei all ihrer leidenschaftlichen Betheiligung daran, ein mehr äußerlich, als innerlich eingreifender. Der Prinz, einen Augenblick lang durch ihr Erscheinen verwirrt,

läßt sich doch in seinen Plänen nicht aufhalten. Oboardo wird allerdings in seinem Entschlusse, auch das Aeußerste zu wagen, um nicht seine Tochter in der Gewalt des Prinzen zu lassen, durch Orsina's Erzählung von der Annäherung des Prinzen an Emilien in der Kirche bestärkt; allein, was sie eigentlich beabsichtigt, was ihr glühendes Rachegefühl ersehnt, die Ermordung des Prinzen durch Odoardo, das eben geschieht nicht, und so bleibt ihr ganzes Eingreifen ein vorwiegend episodisches.

Was den Charakter der Heldin selbst, Emiliens, betrifft, so giebt sich derselbe von Haus aus höchst anmuthig und liebenswürdig, mädchenhaft naiv und durchsichtig; allein im Fortgange der Handlung wird er einigermaßen schwankend und unklar. Daß Emilia der Feigheit und Unwahrhaftigkeit ihrer Mutter sich theilhaftig macht, indem sie dem Zureden dieser und nicht ihrem ersten, bessern Gefühle folgt, das ihr gebot, den Vorgang zwischen ihr und dem Prinzen ihrem Bräutigam offen mitzutheilen, mögen wir ihr allenfalls hingehen lassen, weil sie darin der mütterlichen Autorität nachgeben zu müssen glaubt. Schwerer schon wird es uns, die Emilia des ersten Actes, diese zwar leicht verstörte, aber doch von dem richtigen Instincte einer reinen und starken Mädchenseele geleitete Emilia, in der Scene wieder zu erkennen, wo der Prinz ihr auf seinem Schlosse die Betheuerungen seiner Liebe wiederholt und wo sie sich, wenn auch nicht ohne „Sträuben", vom Prinzen in seine Gemächer „fortführen" läßt. Wenn aber gar in der Schlußscene Emilia ihren Vater in dem Entschlusse, sie zu tödten, dadurch zu bestärken sucht, daß sie ihm vorstellt: „auch meine Sinne sind Sinne", wenn sie also sich selbst zuzutrauen scheint, die Verführungskünste des Prinzen möchten auf sie nicht wirkungslos bleiben — und das in demselben Momente, wo sie weiß, daß der Prinz ihren Bräutigam hat morden lassen — dann wissen wir nicht, ob jene so mädchenhafte, so unschuldsvolle, so gar nicht überspannte Emilia des ersten Actes eine bloße Maske gewesen, oder wohin dieselbe plötzlich gekommen ist.

Offenbar ist hier der Dichter sich selbst untreu geworden, indem er den Charakter seiner Heldin willkürlich so umwandelte, wie er es für die Entwickelung der Handlung nöthig fand, statt diese Entwickelung vielmehr (wie er dies theoretisch so oft gepredigt) aus der natürlichen und nothwendigen Bewegung der Charaktere hervorgehen

zu lassen. Emilia spricht in der Scene mit ihrem Vater so, wie sie sprechen muß, um diesen dahin zu bringen, daß er ihr den Tod giebt, nicht aber so, wie man nach ihrem Auftreten im Anfange des Stückes sie sprechen zu hören erwarten durfte*).

Dieser Mangel in der Führung des Hauptcharakters ist die Folge eines Mangels in der Composition des Stückes. Es rächte

---

*) Schon die Zeitgenossen Lessing's nahmen hieran Anstoß. Claudius sagte: er begreife nicht, wie Emilia so zu sagen an der Leiche des Appiani an ihre Verführung durch einen andern Mann habe denken können. Goethe äußerte gegen Eckermann: wenn Emilia den Prinz nicht liebe, so sei sie ein „Luderchen". Noch andere zeitgenössische Urtheile ähnlicher Art hat Hettner („Gesch. der deutschen Literatur", 3. Thl., 2. Buch, S. 536 ff.) gesammelt. Börne in seinen „Dramaturgischen Schriften" versucht, dem Charakter der Emilia die im Stück ihm mangelnde Einheit zu verschaffen, indem er der Darstellerin der Emilia folgenden Wink giebt, wie sie dieselbe aufzufassen habe: „Ihre heitere Vergangenheit liegt hinter ihr; sie erscheint wie ein geschmücktes Schlachtopfer. Keine Kraftäußerungen, keine Heldin; ihr Spiel sei leise und düster; das augenblickliche Aufflackern, da sie mit Appiani vom Hochzeitkleide spricht, mache das Nachtstück nur schauerlicher". Das ist sehr fein gedacht als Vorbereitung auf das Spätere, aber wo liegt der Anhalt dazu in den Worten und Handlungen Emilia's? Von den neueren Literarhistorikern hat am entschiedensten Löbell (a. a. O. S. 260) die Ansicht von einer Neigung Emilia's zu dem Prinzen, wenn auch einer ihr selbst kaum recht bewußten, zu vertheidigen gesucht, freilich mehr nach ihrer Nothwendigkeit zur Erklärung der Schlußscene, als nach ihrer Begreiflichkeit aus dem Vorausgegangenen oder aus dem Charakter der Emilia. „Eine urplötzliche, aber tiefe Neigung für den Prinzen", sagt Löbell, „die sie mit aller Kraft abwehrt, aber doch nicht bemeistern kann, hat sie ergriffen, sie, die Braut eines Andern, mit dem sie vor den Altar zu treten im Begriff ist. Dieser Kampf erzeugt in ihr die bedeutungsvolle Ahnung eines unglückseligen Verhängnisses, dem zum Opfer zu fallen sie bestimmt ist, und dies ist die das Stück zum tragischen Ausgang treibende innerliche Kraft." Ganz logisch, w e n n es so wäre; aber i s t es auch so? Wo sind die Worte Emilia's, aus denen dieses Alles sich herauslesen ließe? Und wenn es sich ließe, so träfe dann erst recht den Dichter der Vorwurf, die Heldin mit dem Scheine der Unschuld zu einer vollendeten Heuchlerin gemacht zu haben. Aber im Gegentheil bezeugen die Aeußerungen, die Emilia noch ganz kurz vor jenen räthselhaften Worten thut, in denen sie sich selbst einer möglichen Schwäche für den Prinzen zu beargwöhnen scheint, ihren ganzen Abscheu vor diesem und seinem ihr bekannt gewordenen ruchlosen Verbrechen. Man dient dem Dichter schlecht, wenn man, um ihm die eine Inconsequenz abzunehmen, ihm eine viel schlimmere aufbürdet, eine solche, die den Hauptcharakter des Stücks zu einer dramatischen Fehlgeburt machen würde.

sich hier an dem Dichter Lessing die Einseitigkeit der Theorie, in welcher der Dramaturg Lessing befangen geblieben war, der Theorie, wonach der Zweck der Tragödie nur der sein sollte, Mitleid und Furcht zu erregen. Eine bemitleidenswerthe That, eine That, die unser Herz mit Schauder erfüllt, ist gewiß die Ermordung einer Tochter durch ihren Vater. Allein die zwingende Nothwendigkeit dieser That sehen wir nicht ein und empfinden sie darum auch nicht als eine tragische Katastrophe, die sich nach den unentfliehbaren Gesetzen einer geschichtlichen und sittlichen Weltordnung vollzieht, sondern als eine That entweder krankhafter Ueberspanntheit, oder eines Mangels an Muth, da wir erwarten durften, Odoardo werde eher den Fürsten, als sein eigenes unschuldiges Kind ermorden. In der Geschichte jener römischen Virginia, welcher die „Emilia Galotti" nachgebildet ist, war die Ermordung der Tochter durch den Vater das einzig mögliche Mittel, dieselbe dem Tyrannen zu entziehen, zugleich ein nothwendiger und wirksamer Appell an den unterdrückten Freiheitstrieb der Römer, um diese aus ihrem Schlummer aufzurütteln und zur Abschüttelung des Joches der Decemvirn zu entflammen. Die tragische Sühne vollzog sich dort in dem Sturze des Appius Claudius, den dieser durch sein tyrannisches Attentat auf die Ehre einer freien Römerin sich selbst bereitet hatte. Eine solche Sühne fehlt aber hier, und sie wird nicht dadurch ersetzt, daß der alte Odoardo über der Leiche Emilia's den Prinzen vor einen höchsten Richter citirt. In der antiken Welt, wo das Göttliche als unmittelbar eingreifend in das Menschliche vorgestellt wurde, mochte ein Dichter wirksam den Frevler an eine solche höhere Macht, die Nemesis oder die Erinnyen, überantworten; wir, die Träger einer andern Lebensanschauung, wollen die sittliche Weltordnung selbstthätig nach eignen Gesetzen wirkend erblicken; uns genügt nicht der Glaube, daß der Schuldige innerlich bereue, auch nicht die Erwartung, daß er in einem andern Leben Das, was er hier verbrach, büßen werde; wir verlangen, daß äußerlich sichtbar, schon in der Gegenwart, die Macht der schuldvollen That gebrochen, das durch sie verletzte Gesetz an dem Frevler gerächt werde. Und das ist's, was in der „Emilia Galotti" fehlt. Denn die tugendhafte Gefühlsregung, welche der Prinz an der Leiche der durch ihn geopferten Emilia äußert, wird, das sagt sich Jeder, nur zu bald wieder vergessen, die Mißempfin-

dung über die ihm entzogene Beute seiner Lust, die er schon sicher zu haben wähnte, wird bald wieder untergegangen sein in einem neuen Taumel von Genüssen, und wenn der Prinz jetzt seinen Helfershelfer Marinelli opfert, indem er nach ächter Tyrannenart die eigne Schuld einem Andern aufbürdet, so wird er bald entweder den gleichen oder einen ähnlichen frivolen Höfling wieder in seinen Dienst nehmen, mit dessen Hülfe das alte Treiben von Neuem beginnt.

Es bezeugt das außerordentliche Talent Lessing's für den technischen Aufbau eines Drama, daß trotz dieser gewichtigen Mängel in dem Grundriß des Ganzen dennoch Gang und Gliederung der Handlung mit einer so großen Lebendigkeit und Folgerichtigkeit sich entwickeln, Alles so gewaltig vorwärts drängt, und die Spannung des Zuschauers bis zum Ende niemals ermattet. Besonders die Exposition ist meisterhaft: der Charakter des Prinzen, seine wachsende Leidenschaft, die Rücksichtslosigkeit, womit er Alles dieser opfert, ist mit scharfen Zügen und doch mit einer wahrhaft epigrammatischen Kürze geschildert.

Freilich, wenn man sich von der Art dieser Spannung klare Rechenschaft giebt, so ist es weniger die der eigentlichen Tragödie, wo wir mit klopfendem Herzen lauschen, ob der Held sich in das Netz, welches seine Leidenschaften um ihn ziehen, unrettbar verstricken, oder durch eine stärkere Kraft daraus befreien werde, als vielmehr die Neugierde, mit welchen Mitteln der Prinz und Marinelli ihren Zweck durchführen und ob sie damit ans Ziel kommen werden oder nicht, daneben ein Gefühl des Bangens für die andre Gruppe, welche vom Anbeginn an mehr leidend als handelnd jenen beiden gegenübersteht. Dieser äußere Verlauf der Handlung ist es, nicht die innere Entwickelung der Charaktere und ihr Antheil an der Handlung, was unser Interesse auf sich zieht und uns in Spannung erhält. Mit andern Worten: das intriguenhafte Moment hat die Oberhand vor dem eigentlich tragischen*).

Die technischen Vorzüge des Stücks, der äußerst lebendige und doch knappe, fast epigrammatisch zugespitzte Dialog, so wie die scharfe und klare Ausprägung der meisten, besonders der männlichen Cha-

*) Hettner a. a. O. S. 534 nennt die „Emilia Galotti“ geradezu eine bloße „Intriguentragödie“, und er hat darin nicht Unrecht.

raktere, alles Dieses macht es begreiflich, daß „Emilia Galotti“, trotz jener von der Kritik alsbald gerügten, auch von Lessing selbst, wie es scheint, zugestandenen Mängel, in der scenischen Aufführung sich bis auf den heutigen Tag als ein äußerst wirksames und eindrucksvolles Stück erwiesen hat. Der große Künstler Eckhof, der den Odoardo gab, äußerte zu Nicolai, als dieser ihm seine Bewunderung über die Darstellung dieses Charakters aussprach: „Wenn der Autor so tief ins Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler wohl nachtauchen, bis er ihn findet“. Und Ramler schrieb: „Die Schauspieler haben alle mögliche Gelegenheit, ihren Verstand und ihre Talente zu zeigen, nicht darin, daß sie den Dichter verschönern, sondern darin, daß sie den Geist des Dichters erreichen können“. Aber auch ein lebhaftes stoffliches Interesse nahm das Publicum an der „Emilia Galotti“. Es ergötzte sich an dem Strafgericht, welches darin über die Höfe gehalten ward, und fand seine Lust daran, die Scene, die der Dichter wohlweislich nach Italien verlegt hatte, von dort an einen oder den andern deutschen Hof zurückzuverlegen *).

Nach der Vollendung der „Emilia Galotti“ vergingen wieder sechs Jahre, ohne daß Lessing zur Poesie zurückkehren zu wollen schien. In diese Zeit fielen außer einer Reise nach Italien, die er 1775 als Begleiter des Erbprinzen von Braunschweig machte, zwei flüchtige Besuche des Dichters in Wien und in Mannheim, von wo Berufungen an ihn zu bleibendem Aufenthalt daselbst ergangen waren, beide ohne das erwartete Resultat. Im Uebrigen schien Lessing gründlich in Anspruch genommen und ausgefüllt durch die Herausgabe der „Wolfenbüttler Fragmente“ und die daran sich knüpfende theologisch-philosophische Polemik. Es war daher für seine Freunde eine große Ueberraschung, als er seinem Bruder schrieb:

*) Am nächsten lag es und geschah daher wohl auch am häufigsten, daß man an den Hof zu Braunschweig dachte und unter der Orsina die Marquise Branconi versteckt glaubte, des Herzogs schöne italienische Geliebte. In Gotha wurde die Aufführung, weil man dergleichen Anspielungen vermuthete, verboten. Auch die Kritik hob diesen Gedanken einer politischen Tendenz des Stückes theilweise hervor. Ramler wollte an die Spitze des Stücks schreiben: Et nunc, reges, intelligite! Erudimini, qui judicatis terram! Und Herder erinnerte an das: Discite justitiam moniti et non temnere divos!

„Ich will versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, dem Theater, wenigstens noch ungestört wird predigen lassen", und dabei zugleich die Hoffnung aussprach: „den Theologen einen ärgern Possen damit zu spielen, als mit zehn Fragmenten". Es war „Nathan der Weise", dessen Erscheinen er so ankündigte. „Es kann wohl sein", schrieb er weiter an seinen Bruder, „daß ‚Nathan' im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, was wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich nur mit Interesse liest und unter tausend Lesern nur einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt." Und in dem Entwurf einer Vorrede zu dem Stücke sagte er: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!" In dem Titel selbst bezeichnete er den „Nathan" nicht als wirkliches Drama, sondern nur als „dramatisches Gedicht".

„Nathan der Weise."

Wir dürfen daher an „Nathan den Weisen" den Maßstab der strengern Anforderungen, die wir an ein wirkliches Drama machen, nicht anlegen. Die Handlung, einem orientalischen Mährchen nachgebildet, hat selbst etwas Mährchenhaftes, insofern man dem Dichter gar bald anmerkt, wie es ihm gar nicht darum zu thun ist, die Sache zu einer tragischen Katastrophe zu treiben, noch aber auch, sie einer glatten Lösung im Sinne des Lustspiels entgegenzuführen. Es kommt nirgends zu einer rechten Verwickelung, daher aber auch zu keiner rechten Entwickelung. Allerhand Knoten werden geschürzt, aber nicht einer wird fest zugezogen. Anläufe zu leidenschaftlichen Erregungen fehlen nicht, wohl aber wirkliche Ausbrüche solcher — denn auch die Neigung des Templers zu Recha ist keine wirkliche Leidenschaft; wie käme er sonst dazu, sich hinter den Patriarchen stecken zu wollen, statt selbst um die Liebe des Mädchens zu werben und darauf gestützt mit Nathan um deren Besitz zu streiten, und wie ertrüge er so leicht die Verwandlung der Geliebten in eine Schwester? Es sind mehr Mißverständnisse, als wirklich gespannte Gegensätze, an welchen die Handlung fortgeleitet wird, und auch diese Mißverständnisse bleiben schließlich eigentlich unaufgelöst. Weder giebt Nathan seine Rechte auf Recha wirklich auf, noch erkennt der Templer dieselben an; wir wissen nicht einmal recht, ob Recha

künftig als Jüdin, ob sie als Christin oder gar als Muhamedanerin gehalten werden wird. Auch kam es dem Dichter auf alles dieses sehr wenig an, sondern darauf kam es ihm an (wie er selbst offen bekennt), daß der sittlich-philosophische und humanitäre Zweck erreicht werde: das Vorurtheil von der alleinseligmachenden Kraft irgend einer Religion und die auf diesem Vorurtheil fußende Unduldsamkeit gegen Andersgläubige gründlich zu zerstören.

Auch die Charaktere sind eben deshalb im „Nathan" anders angelegt, als in einem gewöhnlichen Drama. Die Personen im „Nathan" werden nicht durch ihre Charakterbeschaffenheit angetrieben, etwas zu thun, wodurch sie in die Handlung fördernd oder hemmend eingreifen, sondern sie handeln, sie thun oder sagen etwas, um ihre Charakterbeschaffenheit zu manifestiren, um die Ideen zur Anschauung und Geltung zu bringen, zu deren Trägern sie bestimmt sind. Wäre der „Nathan" ein Drama der Leidenschaften (wie dies jedes Drama im höhern Style eigentlich sein muß), so hätte der Patriarch nicht gewartet, bis der Templer ihm die Räthselfrage wegen Nathan's und Recha's vorlegte, sondern er hätte mit dem Spüreifer des Fanatismus längst den Juden, der ein Christenkind jüdisch erzogen, wirklich ausgefunden und seinen der Inquisition würdigen Ausspruch: „Hilft Nichts, der Jude wird verbrannt", zur Vollziehung zu bringen versucht. Und dabei wäre er dann wahrscheinlich einerseits auf des Sultans hochherzige Duldsamkeit, andrerseits auf des Templers Leidenschaft für Recha und Recha's Liebe zu Nathan gestoßen und hätte an allen diesen Factoren Hemmnisse erfahren, aus denen dramatische Collisionen der mannigfachsten Art erwachsen wären. So aber genügt es dem Dichter für seinen Zweck, wenn der Patriarch seinen Zelotismus, der Sultan seine freiere und mildere Anschauung, Nathan seine rein menschlichen Ansichten vom Wesen der Religion, kurz jede der Personen des Drama ihre Stellung zu dem Grundgedanken des Stücks in irgend einer significanten Weise kundgiebt, — jenem Grundgedanken, der nirgends kürzer und prägnanter ausgesprochen ist, als in den Worten Nathan's:

„Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch?",

nirgends ergreifender und überzeugender, als in der berühmten Erzählung von den drei Ringen.

Um so meisterhafter sind die Charaktere des Stücks nach ihrem Verhältniß zu eben diesem Grundgedanken abgestuft: auf der einen Seite von der blos äußerlichen Gewöhnung des Glaubens und Gehorchens im Klosterbruder, die in ihrer Naivetät (mit dem stereotypen: „Sagt der Patriarch") sich selbst ironisirt, und von der gläubigen Befangenheit Daja's und des Templers bis zu der blutdürstigen Verfolgungswuth des Patriarchen — auf der andern von der so zu sagen instinctiven Duldsamkeit des Derwisch, des Sultans, seiner Schwester Recha, bis zu der völlig abgeklärten, nicht blos in der Gesinnung, sondern auch in Thaten ausgeprägten, wahrhaft hoheitvollen Vorurtheilslosigkeit und Humanität Nathan's. Ein schlechter Dichter hätte aus Nathan einen empfindsamen Moral- und Toleranzprediger gemacht; Lessing läßt ihn nur in den einfachsten, aber aus dem Leben gegriffenen und deshalb um so wirksameren Beispielen sprechen, wie in der herrlichen Unterweisung Recha's, wie viel bequemer es sei, phantastisch zu schwärmen, als thatkräftig zu helfen, in dem unvergleichlichen Bilde von dem ächten Ringe, der — wie der ächte Glaube — „die Wunderkraft besitzt, beliebt zu machen, bei Gott und den Menschen angenehm", endlich in der tieferschütternden Erzählung aus seinem eignen Leben, wie er, nachdem die Christen ihm sein Weib und sieben Söhne getödtet, das ihm zur Pflege übergebene Christenkind auf sein Lager trägt, es küßt und schluchzend ausruft: „Gott, auf sieben doch nun schon eines wieder!" Also auch hier überall höchste Einfachheit und Naturwahrheit in den Mitteln und ein bedeutender, durch sich selbst packender Stoff — das große Geheimniß aller ächten Poesie! So ist und bleibt Lessing's „Nathan" das unvergängliche, herrliche poetische Evangelium von der Humanität!

Zwar dauerte es bis zum Jahre 1783, bevor der „Nathan" auf die Breter gelangte (in Berlin), und auch dann machte er wenig Glück, so daß es fast schien, als sollte Lessing's Voraussagung in Erfüllung gehen. Aber zwanzig Jahre später ward er durch die eifrigen Bemühungen eines wahlverwandten Genius, Schiller's, wieder auf die Bühne gebracht (in Weimar), und seitdem hat er auf dem deutschen Theater bleibendes Bürgerrecht gewonnen; die größten Darsteller haben den Nathan unter ihre höchsten und zugleich dankbarsten Aufgaben gezählt, und ein stets wachsender Kreis gewählter

Zuschauer sucht und findet immer von Neuem in dieser „dramatischen Dichtung“, wenn auch nicht die starken Erregungen einer Tragödie der Leidenschaften, so doch die stille und beinahe andächtige Erhebung einer weihevollen Verklärung durch große Gedanken und edle, ächt menschliche Empfindungen.

Im „Nathan“ feierten die beiden Naturen Lessing's, die poetische und die philosophische, gleichsam ihre Vermählung. Der „Nathan“ bezeichnet, neben seiner Bedeutung als poetische Schöpfung, zugleich die höchste Blüthe und das praktisch-sittliche Endresultat der philosophisch-religiösen Speculationen Lessing's. Auf diese selbst werden wir, im Zusammenhange mit der gesammten theologischen und philosophischen Bewegung jener Zeit, von welcher sie ein so hervorragendes Moment bilden, an einer andern Stelle zurückkommen. Hier haben wir es nur mit dem Dichter Lessing und seinen Einwirkungen auf die Entwicklung der schönen Literatur in Deutschland zu thun*).

„Nathan der Weise“ war der Schwanengesang Lessing's. Seitdem hat er nichts mehr gedichtet. Wenige Jahre darauf, am 15. Febr. 1781, ereilte den erst Zweiundfunfzigjährigen der Tod. Er

*) Die Streitfrage: ob Lessing überhaupt ein Dichter gewesen, können wir wohl auf sich beruhen lassen. Zwar sagte er selbst in übergroßer Bescheidenheit, vielleicht auch in einer Anwandlung von Hypochondrie, einmal in seiner „Dramaturgie“: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk, durch Röhren aus mir herauspressen“. Tieck in seinen „Kritischen Schriften“ (2. Bd. S. 204) hat daraufhin kurzen Proceß gemacht, indem er sagt: „Lessing, so deutsch sein Wesen und Streben war, war kein Dichter, worüber man sich doch endlich, ohne dem großen Manne im Mindesten dadurch zu nahe zu treten, wohl vereinigen könnte“. Wir denken denn doch, ein Schriftsteller, dessen Dramen, eine „Minna“, eine „Emilia Galotti“, ein „Nathan“, trotz einzelner Mängel, noch jetzt, nach zum Theil mehr als hundert Jahren, auf unsrer Bühne fortleben und immer von Neuem das Entzücken der Zuschauer, die Lieblingsaufgabe, selbst in ihren Nebenrollen, der größten Darsteller bilden (während von den Dramen Tieck's und seiner Genossen von der romantischen Schule kaum noch Jemand etwas weiß): ein solcher ist ein Dichter und wird es in der Schätzung der Nation immerdar bleiben.

starb mit dem schmerzlichen Bewußtsein, daß der Weg, auf den er die deutsche Literatur durch seine Kritik so deutlich hingewiesen, den er selbst mit seinen dichterischen Schöpfungen so erfolgreich beschritten, schon bei seinen Lebzeiten wieder verlassen, daß der Geschmack der Nation von Neuem in Bahnen abgelenkt sei, von denen sie für immer zurückgebracht zu haben, ihm als der beste Lohn seiner so mühevollen und so unermüdeten Bestrebungen auf diesem Gebiete vorgeschwebt hatte.

Lessing und die neuere Schule der jungen „Genies".

Fast unmittelbar vor Lessing's Tode, im J. 1780, erschien jene vielberufene Schrift Friedrich's II. „über die deutsche Literatur". Der große König hatte darin viele, zum Theil gewichtige, zum Theil freilich auch unbegründete Ausstellungen gegen die deutsche Literatur erhoben, aber doch mit dem wohlwollenden und hoffnungsreichen Ausrufe geschlossen: „Die schöne Zeit unserer Literatur ist noch nicht da, aber sie ist im Anbrechen; wie Moses, sehe ich das gelobte Land von fern, aber ich werde es nicht mehr betreten". Lessing schied von der deutschen Literatur, der er seine besten Kräfte gewidmet, mit einem viel weniger trostreichen Gedanken. Er selbst zwar hatte den sichern Hafen erreicht und den Fuß auf festen Boden gesetzt, aber er sah seine Nachfolger, unfähig, das von ihm entdeckte und in Besitz genommene Land zu behaupten, abermals ins weite Meer hinaus stoßen und allen Gefahren einer neuen Irrfahrt sich überliefern.

Lessing hatte niemals das gehabt, was man „eine Schule" nennt. Er selbst war seiner Natur nach der Bildung geschlossener literarischer Cliquen und Coterien gründlich abhold. Als Jüngling hatte er sich von dem Kreise der sog. „Bremer Beiträge", von Gellert und seinen Genossen, mit denen er in Leipzig zusammentraf, ferngehalten, während Klopstock sich von denselben bereitwillig auf den Schild heben ließ und sie dafür seinerseits verherrlichte. Lessing's Freunde, Nicolai, Mendelssohn u. A., blickten zwar zu ihm als zu einer höheren Autorität empor; gleichwohl mochte er mit ihnen lieber auf dem Fuße geistiger Gleichheit und Gegenseitigkeit verkehren, indem er das, was jeder von ihnen Selbstständiges und Eigenthümliches hatte, achtete und zur Geltung brachte, als daß er sich darin gefallen hätte, sie zu bloßen Nachtretern und Schatten seiner selbst herabzudrücken. Lessing war für seine Person im höchsten Grade

eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit, aber er ehrte solche auch ebenso in jedem Andern. Wie er sich niemals anmaßte, die volle Wahrheit im Besitze zu haben, vielmehr seinen ganzen Ehrgeiz und sein ganzes Glück nur darin fand, derselben unablässig nachzujagen, so hätte er es nicht über sich vermocht, den kritischen Dictator zu spielen, wie Gottsched, oder den poetischen Messias, wie Klopstock. Seinem hohen Geiste entsprach es besser, allein zu stehen und das bescheidene, aber ächte Verdienst eines immerfort weiter Strebenden für sich in Anspruch zu nehmen, als mit einer Schaar fanatischer Nachbeter sich zu umgeben und von diesen als ein Muster der Vollkommenheit und als unfehlbare Autorität proclamirt zu werden.

Lessing's Genius war überdies so geartet, daß nicht leicht ein Anderer sich ihm anzubilden vermochte. Was einem Schriftsteller Nachahmer schafft, das ist fast immer irgend etwas Gemachtes und Erkünsteltes, eine gewisse Manier. Gerade davon aber hatte Lessing wenig oder nichts. Bei ihm kam Alles so sehr aus dem Ganzen und Vollen, aus seinem innersten, eigensten Wesen, daß, wer ihm auch nur hätte nahe kommen wollen, eben ein zweiter Lessing hätte sein müssen. Zwar fehlte es nicht an solchen, welche die von ihm vorgebildeten neuen Formen der Dichtung äußerlich nachzubilden versuchten. Seine „Miß Sara Sampson" regte zu manchem Versuch im „bürgerlichen Trauerspiel" an. Seine „Minna von Barnhelm" rief eine Fluth von „Soldatenstücken" ins Leben*). Auch einzelne Züge aus seinen Dichtungen suchte man ihm abzulauschen und zu copiren. Er selbst belächelt es, wie in Lenzens „Arria" die Scene mit Conti dem Maler aus seiner „Emilia Galotti" sich widerspiegelt. Aber es ist uns kein Stück bekannt, in welchem man auch nur entfernt eine „Lessingsche Schule" in ähnlicher Weise wiederfände, wie sich in den teutonischen Klängen der „Barden" das Klopstocksche oder in Thümmel's und Heinse's Werken das Wielandsche Vorbild verräth, und ebenso wenig wüßten wir einen Kritiker, der sich in Lessing's Styl und Kampfesart auch nur annähernd so hineingelebt hätte, wie die Schüler Gottsched's in die ihres Herrn und Meisters.

---

*) Z. B.: „Die abgedankten Officiere", von Stephani dem Jüngern, „eine plumpe Nachahmung der ‚Minna'", wie sich Karl Lessing ausdrückt („Lessing's Werke von Lachmann", 13. Bd., S. 302).

Wenn daher Lessing einen nachhaltig fortwirkenden Einfluß auf seine Zeitgenossen und Nachkommen üben sollte, so konnte dieser nicht in der Ueberlieferung einer bestimmten, fertigen Schablone, in der Gründung einer literarischen Schule bestehen, sondern nur darin, daß Andere nach ihm den Weg, den er durch seine Geistesthaten ihnen eröffnet und vorgezeichnet hatte, eben so selbstständig wie er zu wandeln, daß sie eben so eigengeartete Werke wie er zu schaffen unternahmen, vielleicht, durch sein Beispiel belehrt, noch abgeklärtere und vollkommenere.

Der Weg aber, den Lessing seinen Nachfolgern erschlossen und gleichsam für sie erobert hatte, war kein anderer, als der, welcher aus der Beengtheit des blos individuellen Phantasie- und Empfindungslebens hinausführte in die äußere Welt großer Ereignisse und Erlebnisse; das Erbtheil, das er ihnen hinterließ, war das unbefangene und sorgfältige Studium der Situationen und der Figuren, die sich auf dieser größeren Bühne des Lebens bewegen, mit einem Worte, eine Poesie der Handlungen und der Charaktere aus dem wirklichen Leben an Stelle einer bloßen Poesie subjectiver Gefühle, eine Poesie männlicher Reife an Stelle einer entweder blos jünglinghaften, wie die der Klopstockschen Schwärmer, oder einer weibischen, wie die der Wielandschen Genußmenschen.

Aber hier ließ den Dichter der „Minna von Barnhelm“ und den Verfasser des „Laokoon“ seine Zeit und seine Nation im Stiche. Statt ihm auf diesem Wege entschlossen zu folgen, warf der deutsche Geist sich wiederum in die ganz entgegengesetzte Richtung. Statt in die Interessen der umgebenden Wirklichkeit, in die Realität des Lebens sich beharrlich hineinzuarbeiten, wie Lessing es versucht und annähernd erreicht hatte, begann er von Neuem entweder in das Reich individueller Empfindungen zurückzufliehen, oder um weit entlegene Ideale zu schweifen. Auf Lessing's männlich starke und klare Poesie folgte abermals eine jünglinghaft gährende oder auch weibisch empfindelnde, auf seinen zwar freien, doch streng geschulten Styl eine Form- und Gestaltlosigkeit zum Theil der bedenklichsten Art. Ein neues Geschlecht trat auf die Bühne, welches sich vermaß, mit einem einzigen kühnen Griffe den Dichterlorbeer zu erfassen, nach dem ein Lessing sein ganzes Leben lang mit unermüdet eifrigem Bemühen gerungen hatte, durch eine einzige rasche Eingebung dessen,

was man „Genie“ nannte, das zu erreichen, was nach Lessing's Ansichten nur das Werk sorgfältigen Studiums des Lebens und einer gereiften Erfahrung sein konnte.

Schon in seiner „Hamburger Dramaturgie“ hatte Lessing, wie wir sahen, für nöthig befunden, davor zu warnen, daß man nicht, nachdem die Tyrannei des französischen Classicismus mit seiner falschen Regelrechtigkeit glücklich überwunden sei, nun ins andere Extrem verfalle und völlige Regellosigkeit für das Anzeichen eines wahren „Genie“ halte. Aber diese Warnung wurde nicht gehört.

Seitdem verhielt er sich schweigend und nur in der Stille grollend gegen das neue Treiben. Bisweilen wohl packte ihn der Grimm darüber und die Begier, noch einmal mit seiner kritischen Autorität darein zu fahren und der übermüthigen Jugend ein Quos ego zuzurufen*). Allein er begnügte sich, in Briefen an seine Vertrauten sein Herz auszuschütten. „Wenn ich nicht überhaupt Ekel am Theater hätte“, schrieb er seinem Bruder Karl am 11. Novbr. 1774, „so liefe ich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wirklich fängt es an, in ein solches auszuarten) ärgerlich zu werden und mit Goethe, trotz seines Genie, worauf er pocht, anzubinden“ **). Als Wieland ihn zu Beiträgen für seinen „Deutschen Mercur“ aufforderte, antwortete er mit unverholener Bitterkeit: „Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genie? Alles Genie haben jetzt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf Einem Wege möchte finden lassen“ ***).

Goethe's „Prometheus“ zwar hatte seinen Beifall. Dagegen war ihm der „Götz“ zu regellos. Als dieser 1774 in Berlin aufgeführt worden war und Erfolg gehabt hatte, schrieb Lessing an seinen Bruder: „er fürchte, daß dies weder dem Verfasser noch den Berlinern zur Ehre gereiche, und daß der Hauptantheil an diesem Erfolge dem Darsteller des Götz (Meil) gebühre“. Werther's Selbstmord aus Liebesschwärmerei widerte ihn an. Kein griechischer oder

*) „Lessing ist über Goethe's und seiner Compagnie Haupt- und Staatsactionen sehr aufgebracht; er schwur, das deutsche Drama zu rächen“, — schreibt Weiße an Uz 1775. Besonders verdrieße ihn Lenzens Gewäsch übers Theater.

**) „Lessing's Werke von Lachmann“, 12. Bd. S. 421. Ebenda spricht er von einem „neuen Verderben“, vor dem es gelte das deutsche Theater zu retten.

***) Ebenda, S. 426.

römischer Jüngling würde sich aus solchem Grunde das Leben genommen haben; ja kaum einem griechischen Mädchen wäre zu des Sokrates Zeiten so Etwas verziehen worden*). Und dann spottet er über den Dichter, der „ein körperliches Bedürfniß (den sinnlichen Trieb) so schön zu einer geistigen Vollkommenheit herausgeputzt habe". Er wünschte daher ein Schlußkapitel zum Werther, „je cynischer, desto besser".

Doch hielt er es für verlorene Mühe, wider die neue Richtung anzukämpfen. Als sein Bruder Karl über Lenzens „Arria" eine scharfe Kritik veröffentlichen wollte, schrieb er ihm am 16. Juni 1776: „Deine Kritik ist recht gut, aber, wenn ich Dir rathen soll, gieb Dich nicht mehr mit diesen Leuten ab! Sie wollen nun einmal nicht anders". „Die jungen Genies", klagte er, „verscherzen muthwillig alle Erfahrungen der vergangenen Zeit und scheinen es darauf anlegen zu wollen, daß Jeder die Kunst aufs Neue für sich erfinden solle**)."

Damit hatte er in der That das Wesen der neuen Richtung treffend bezeichnet. Der Uebergang von Lessing zu der sogenannten „Sturm- und Drangperiode" ist eine Rückkehr von einer Poesie der Realität zu einer Poesie des Individualismus, des vorwiegenden innerlichen Empfindungslebens.

---

*) „Werke" 12. Bd. S. 420. Man erinnert sich hier unwillkürlich der Worte Mendelssohn's im „Phädon" (1. Gespräch), wo mit Bezug auf den Selbstmord gesagt wird: „Wir Menschen sind hinieden ausgestellt wie die Schildwachen und dürfen also unsre Posten nicht verlassen, bis wir abgelöst werden", — ein Ausspruch, der ebenso, wie jenes Lessingsche Urtheil, scharf den grellen Contrast kennzeichnet, der zwischen der auf dem Boden des straffen Fridericianischen Staates stehenden Lebensanschauung Lessing's und der andern Berliner und derjenigen der jüngern Dichterschule bestand, die sich wieder unter die unbeschränkte Herrschaft des rein subjectiven Empfindens begab.

**) Ebenda, S. 455.

Vierter Abschnitt.

Die deutsche Poesie abermals unter dem Einflusse einer einseitigen Herrschaft des innern Empfindungslebens. Die „Sturm- und Drangperiode". Goethe's und Schiller's Jugenddichtungen.

Veranlassende äußere Ursachen dieser Wandlung. Wiederermatten der von Friedr. II. ausgegangenen Impulse.

Die realistische Richtung Lessing's war wesentlich hervorgerufen, ermuntert und unterstützt worden durch die großen Ereignisse der Fridericianischen Aera und deren gewaltige Eindrücke auf die Gemüther der Zeitgenossen. Nun aber begannen jene Ereignisse allmälig in den Hintergrund zu treten, diese Eindrücke mehr und mehr sich abzuschwächen. Die Großthaten des siebenjährigen Krieges selbst verblaßten nach und nach, wenn nicht in dem Gedächtniß, so doch in der unmittelbaren Empfindung der Menschen*). Nur etwa ein allgemeines Gefühl

*) Wie rasch auch die gewaltigsten Eindrücke solcher Art wieder zurücktreten vor Empfindungen oft der ganz entgegengesetzten Richtung, davon haben wir näherliegende unzweideutige Beispiele. Wer hätte inmitten der großen Volkserhebung 1813 es für möglich gehalten, daß wenige Jahre darauf das deutsche Geistesleben dem Quietismus der Romantik, den freiheitsfeindlichen Theorien christlich-germanischer Staatskunst, oder den Trivialitäten und Gemeinheiten der Clauren, Schilling u. A. verfallen könnte? Und das war die Zeit nach einem wirklichen Nationalkriege! Ja selbst heut — wer hätte geglaubt, daß so bald nach dem höchsten Aufschwunge nationaler Begeisterung, nach Thaten und Erfolgen, wie sie uns die Jahre 1870 und 1871 gebracht, die kleinlichste Erbärmlichkeit eines verbissenen Particularismus und die unverhohlene Reichsfeindlichkeit eines vaterlandslosen Ultramontanismus (von der rothen Internationale ganz zu schweigen), so bald und so keck sich wieder ans Licht hervorwagen und in so weiten Kreisen Anhang oder doch Duldung finden würden? Kann es da Wunder nehmen, wenn die viel weniger spontane Erhebung nur eines Theils der Nation, nämlich des preußischen Volks, wie sie im siebenjährigen Kriege stattgefunden, so rasch wieder anderen Eindrücken weichen mußte?

der Erregung blieb davon noch längere Zeit zurück; allein, da ihm ein bestimmter Gegenstand und Anhalt je länger je mehr verloren ging, so nahm dasselbe allmälig unklare, nebelhafte Formen an und schweifte in seinen Kundgebungen oftmals nach ganz fremdartigen Richtungen ab. Der erwachte Trieb nach Thaten fand sich unbefriedigt in einer wieder thatenarm gewordenen Zeit. Man empfand „Ekel vor dem tintenklecksenden Säculum". Die öffentliche Kritik kleinstaatlicher Jämmerlichkeiten, wie sie namentlich seit der Mitte der sechziger Jahre in Flug- und Zeitschriften immer stärker sich regte*), entflammte leidenschaftlicher empfindende Gemüther zu brennender Ungeduld nach der Beseitigung von Mißständen, gegen welche der überall erwachte Geist der Humanität und der durch Friedrich's Regiment ermuthigte lebendigere Rechtssinn sich empörte. Je weniger aber eine Aussicht, ja auch nur eine Möglichkeit vorhanden schien, so berechtigte Wünsche im praktischen Leben wirklich durchzusetzen, um so stürmischer und ungeberdiger meinte der Einzelne in seiner Idealwelt und deren poetischen Abspiegelungen denselben Ausdruck geben zu müssen. Die erregte Phantasie „schuf sich Tyrannen", die sie bekämpfte, und fand in Räubern und Raubrittern Ideale eines Thaten- und Freiheitsdranges, für dessen Verwirklichung das Leben selbst keinen Raum bot**).

*) Hier kommen besonders die Schriften von K. Fr. von Moser und Justus Möser in Betracht, auf welche beide auch Goethe in seinen Aufzeichnungen ausdrücklich Bezug nimmt. (S. I. Bd. S. 140 ꝛc.)

**) Goethe, in dessen vielseitigem und weiterschlossenem Geiste nahezu alle Richtungen und Strebungen der Periode, die wir hier zu schildern unternehmen, in einer oder andern Gestalt sich spiegeln, ist uns durch das Gewirr der mannigfachen und zum Theil heterogenen Erscheinungen, die sich darin bald kreuzen, bald verschmelzen, ein unschätzbarer Führer; wir werden beinahe zu jeder solchen Erscheinung, oder zu einer Gruppe derselben, eine Aeußerung Goethe's oder ein poetisches Werk von ihm als Erläuterung beibringen können. So gleich hier. In „Dichtung und Wahrheit" („Werke", 26. Bd., S. 142) sagt er: „Das von Klopstock erregte Vaterlandsgefühl fand im Frieden keinen Gegenstand, an dem es sich hätte üben können. Friedrich hatte die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten Theil an seinen Siegen zu nehmen. Aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegerischen Trotzgefühl? Welche Richtung sollte es nehmen, welche Wirkung hervorbringen? Zuerst war es blos poetische Form, und die nachher so oft gescholtenen „Barden-

In dem eignen Lande des großen Königs verlor der Geist, den dieser seinem Volke eingehaucht hatte, wieder viel von seiner ursprünglichen Spannkraft. Furchtbar erschöpft und wirthschaftlich bis aufs äußerste ausgesogen durch den langen und verheerenden Krieg, mußte wohl das preußische Volk den hohen Flug seiner Gedanken, den ihm die glorreichen Thaten seines Königs verliehen hatten, wieder herabspannen. In den Beschäftigungen und Sorgen des kleinbürgerlichen Lebens, zu denen es jetzt zurückkehrte, empfand es nicht mehr jenen gewaltigen Zug eines starken Gemeingeistes, der in den Thaten und Leiden des Kriegs („wo Fürst und Volk", um mit Goethe zu reden, „für Einen Mann standen") alle Glieder des Volkes wie des Heeres unter sich und mit einem einzigen großen Ganzen verschmolzen hatte; vielmehr trat überall der schroffe Gegensatz wieder in den Vordergrund zwischen dem unbeschränkt, wenn auch in wohlwollender Weise, gebietenden Herrscher und dem blindlings, aber vielleicht widerwillig, gehorchenden Unterthan. Friedrich selbst scheint diesen Gegensatz schmerzlich empfunden zu haben, ohne ihn gleichwohl beseitigen zu können; man erzählt von ihm, er habe kurz vor seinem Tode ausgerufen: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen". Goethe, der 1778 Berlin besuchte, empfing von dieser Hauptstadt der Monarchie Friedrich's den Eindruck einer großen Maschine, in welcher jeder Einzelne nur ein willenloses Rad sei, das von der „alten Walze Friedrich" in Bewegung gesetzt werde. Lessing selbst, der einst in dem jugendlich aufstrebenden Berlin so gern geweilt und für sein eigenes Streben so kräftige Impulse empfangen hatte, fühlte sich fast unbehaglich in dem Berlin der späteren Jahre, das zugleich mit seinem Könige zu altern schien.

Wenn Solches in Preußen selbst, gleichsam unter den Augen Friedrich's, geschah, wie dürften wir uns darüber wundern, daß der frische Zug, den Friedrich's Persönlichkeit und Regierung dem deutschen Geiste auch außerhalb Preußens mitgetheilt zu haben schien,

---

lieder" häuften sich durch diesen Trieb, durch diesen Anstoß. Keine äußern Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man sich Tyrannen" u. s. w. Nicht undeutlich giebt Goethe weiterhin zu verstehen, daß auch sein „Götz" wesentlich mit aus solchen vom siebenjährigen Kriege nachzitternden Erregungen entstanden sei.

noch rascher wieder ermattete und entgegengesetzten Strömungen wich? Im übrigen Deutschland hatte man von dem siebenjährigen Kriege unmittelbar keine anderen Wirkungen empfunden, als verwüstete Fluren und hohe Contributionen. Es war schon viel, wenn der gewaltige Kriegsruhm Friedrich's diese bittern Empfindungen augenblicklich zum Schweigen brachte und dem großen Könige Bewunderer und Anhänger selbst in solchen Ländern schuf, deren Regierungen sich im Kriege mit ihm befanden. Aber dieser Schwung der Begeisterung ging mit den Thaten selbst, die ihn erzeugt hatten, vorüber, und an seine Stelle traten bald wieder die nüchterne Berechnung, die angewöhnte Beschränktheit kleinstaatlichen Bewußtseins und der eingewurzelte Haß der Nachbarn gegen das machtvoll aufstrebende Preußen. Selbst der Tod Friedrich's vermochte, wie wir aus einem Briefe Garve's*) ersehen, nicht überall diesen Haß zu versöhnen und einer gerechteren Würdigung des großen Königs Raum zu schaffen. Nicht zufrieden, in Friedrich den Feind und Bedrücker des eigenen Landes zu hassen und anzugreifen, bemäkelte man auch seinen Ruhm als Feldherr und Regent. So gelangte man dahin, das Gefühl der Bewunderung, das Friedrich, wie jeder wahrhaft große Mann, auch seinen Gegnern eingeflößt hatte, in weiten Kreisen wieder zu zerstören und so dem deutschen Geiste das Einzige zu nehmen, was ihm seit langer Zeit einmal wieder einen würdigen Gegenstand der Begeisterung, und zwar einer nationalen Begeisterung, geboten hatte.

Die Rückwirkung, die dies auf die deutsche Literatur hatte, können wir nicht besser als durch Goethe's treffende Worte und durch sein eigenes Beispiel veranschaulichen. Wie er in „Dichtung und Wahrheit" erst das Aufgehen einer neuen, gehaltreicheren Epoche deutscher Dichtung als eine Folge des siebenjährigen Krieges und seiner Thaten geschildert, so erzählt er weiterhin, wie ihm während seines Aufenthaltes in Leipzig (1766—1768) die Begeisterung für Friedrich abhanden gekommen und verleidet worden sei im täglichen Verkehr mit solchen Kreisen, welche in Friedrich II. nicht blos den Landesfeind haßten, sondern auch an seiner Regententhätigkeit, ja

*) Garve schreibt am 26. Septbr. 1786 an Weiße in Leipzig: „Welchen Eindruck hat der Tod des Königs bei Ihnen gemacht? Haben sich jetzt Die, welche er beleidigt hatte, mit ihm ausgesöhnt?" („Briefe", 1. Thl., S. 259.)

an seiner Feldherrngröße wenig gelten lassen wollten. Gleichzeitig aber deutet er an, welche Folgen für seine eigene dichterische Entwicklung es gehabt habe, daß ihm solchergestalt jeder würdige und anregende Stoff aus dem äußern Leben entgangen, wie er dadurch genöthigt worden sei, „Alles in sich selbst zu suchen“ und „immer nur in seinen eigenen Busen zu greifen“, mit andern Worten, sich einer rein subjectiven Dichtweise zuzuwenden*). Und so ging es im Allgemeinen. Der abermalige Sieg des Individualismus in der Poesie, die nothgedrungene Selbstbeschränkung des Dichters auf den Umkreis seiner eigenen, subjectiven Erfahrungs- und Gefühlswelt war von dem Augenblicke an entschieden, wo der entgegengesetzten, realistischen Anschauung, wie sie Lessing gepflegt hatte, jener Anschauung, welche ihre dichterischen Motive in der äußeren Welt mit ihren „großen Begebenheiten“ und „großen Empfindungen“ sucht, der Boden unter den Füßen weggezogen, wo dem Dichter die Freude an dieser äußeren Welt, ihren Thaten und ihren Persönlichkeiten wieder verleidet ward.

Die Regententhätigkeit Friedrich's selbst nahm seit dem Ende des siebenjährigen Krieges einen wesentlich andern Charakter an, einen Charakter, der viel weniger geeignet war, auf den Geist der deutschen Nation belebend und kräftigend einzuwirken. Das Meiste von dem, was Friedrich für die Verwirklichung der höchsten Ideale der Philosophie und der Aufklärung gethan, fällt in jene frühere Periode: die Verkündigung der großen Grundsätze der Toleranz, der Gewissens- und Denkfreiheit, der Gerechtigkeit, der Gleichheit Aller vor dem Gesetz. Was ihm weiter zu thun blieb, das waren größtentheils nur Maßregeln zur Durchführung jener Grundsätze im Einzelnen, Maßregeln, die nach außen und in der Ferne viel weniger Effect machten, ja oft kaum bemerkt wurden. Seine angestrengteste Thätigkeit aber verwendete er in der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege auf die Linderung und Heilung der Wunden, welche dieser dem materiellen Wohlstande seines Volkes geschlagen hatte. Gewiß war diese landesväterliche Sorgfalt nicht weniger wohlthätig und vielleicht im Augenblicke noch dringlicher, als jene reformatorische, allein sie bewegte sich ihrer Natur nach mehr in engbegrenzten und

*) „Werke“, 25. Bd. S. 108 und 126.

unscheinbaren, meist provinzialen und localen Verhältnissen, ward daher zwar von den Nächstbetheiligten dankbar verehrt, allein in weiteren Kreisen weniger beachtet, noch weniger sympathisch mitempfunden. Dazu kam, daß die nothwendige Rücksicht auf Wiederbelebung des Handels und Gewerbfleißes im eigenen Lande den großen König in dieser Zeit vielfach nöthigte oder doch verleitete, diesen Zweck auf Kosten anderer deutscher Länder durch Sperr- und Zwangsmaßregeln aller Art zu erreichen, was nicht blos zwischen Preußen und seinen deutschen Nachbarn die Schranken von Neuem aufrichtete, welche des Königs frühere Regierungshandlungen in andern Beziehungen zum Theil beseitigt hatten, sondern auch den erhebenden Eindruck der befreienden Kraft des Fridericianischen Geistes bei Vielen wesentlich abschwächte*).

So versiegte allmälig der Quell großer gemeinsamer Empfindungen, welche der deutsche Geist eine Zeit lang aus Friedrich's II. Thaten und seiner allbewunderten Persönlichkeit gesogen hatte, und an ihre Stelle trat wieder das verödende Gefühl der Zerrissenheit, der Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit des deutschen Lebens, namentlich bei den Bevölkerungen der Kleinstaaten, welche im ganzen Umkreise der schalen Alltäglichkeit, in der sie sich bewegten, nichts fanden, was sie hätte aufrichten und begeistern, nichts, was einem höheren Geistesfluge oder einem stärkeren Thatendrange würdige Ziele hätte bieten können.

Zwar schien gerade damals, als der belebende Einfluß, der eine Zeit lang vom Norden her auf den deutschen Nationalgeist geübt worden war, wirksam zu sein aufhörte, dafür im Süden ein anderer sich zu erschließen. In der neu aufgehenden Sonne des jugendlichen Habsburgers, Josephs II., der 1764 den deutschen Kaiserthron bestieg, meinte Mancher einen Ersatz, vielleicht mehr als das, für das von seiner Höhe allmälig herabsinkende Gestirn des „großen Salomon im Norden“ (wie Gottsched seinerzeit Friedrich II. genannt hatte) zu begrüßen. Nicht blos Klopstock und Wieland richteten ihre Blicke hoffnungs- und sehnsuchtsvoll nach Wien, sondern selbst Lessing,

*) Macaulay in seinem Essay über Friedrich II. hat diese Seite der Regierungsthätigkeit des großen Königs ungerechter Weise, in Verkennung der Verhältnisse, unter denen dieselbe stattfand, allzu hart beurtheilt.

dessen frühere Begeisterung für preußisches Wesen neuerdings einem Unmuth gewichen war, an welchem die Empfindlichkeit über die erfahrene persönliche Zurücksetzung sicherlich weniger Antheil hatte, als die Mißstimmung über des Königs allzu französische Geistesrichtung, die ihn gegen deutsche Geistesbestrebungen ungerecht machte, — selbst Lessing verschmähte es nicht, durch einen persönlichen Besuch Wiens sich wenigstens zu überzeugen, was von dorther zu erwarten sei. Allein er kehrte enttäuscht zurück. Ebenso wenig brachte es Klopstock, außer einigen emphatischen Lobgedichten auf den Kaiser, brachte es Wieland, trotz seines mit dem Blicke auf Joseph verfaßten „Goldenen Spiegels" und trotz des großen Beifalls, den seine schlüpfrigen Schriften in der lebenslustigen Kaiserstadt an der Donau fanden, zu einem näheren Verhältniß mit dem Wiener Hofe. Am allerwenigsten aber kam von dorther dem deutschen Geistesleben auch nur entfernt ein ähnlicher belebender und verjüngender Anstoß, wie er von Berlin ausgegangen war.

Joseph selbst sah sich, so lange seine Mutter lebte, beim besten Willen außer Stande, dem engherzigen Geiste der österreichischen Staatskunst und dem verdunkelnden Einflusse der mächtigen römischen Hierarchie wirksam entgegenzutreten. Als Kaiser vermochte er ebenso wenig dem altersschwachen Reiche einen neuen Geist einzuhauchen. Als er endlich (1781) zur Regierung seiner Erbländer gelangte und dann allerdings mit raschem, nur zu raschem Eifer im Fluge nachholen wollte, was sein großes Vorbild im Norden vierzig Jahre vorher ausgeführt hatte, da vermochte auch dieses sein Walten, bei aller gerechten Anerkennung, die seine guten Absichten in Deutschland fanden, gleichwohl nicht entfernt eine ähnliche elektrisirende Wirkung auf den deutschen Nationalgeist im Allgemeinen zu äußern, wie jene früheren Befreiungsthaten Friedrich's. Zwischen den habsburgischen Ländern mit ihrer zurückgebliebenen Geistesbildung und dem übrigen Deutschland war der Zusammenhang schon lange ein so lockerer, daß von dorther unmöglich dem deutschen Culturleben, vollends der norddeutschen Literatur, eine Verjüngung und Kräftigung kommen konnte*).

*) Wenn Hillebrand (a. a. O. 1. Bd. S. 271) Kaiser Joseph gewissermaßen mit zu den Männern der „Sturm- und Drangperiode" zählt und von

Noch viel weniger freilich war dies der Fall mit jenen einzelnen Anläufen zu einer angeblichen Neubildung des nationalen Geistes, durch welche einige deutsche Fürsten zweiten Ranges wirklich oder zum Schein sich zu Reformatoren deutscher Kunst und Wissenschaft aufzuwerfen versuchten, wie der Gründer der Carlsschule, der würtembergische Herzog Carl Eugen, oder der des sogenannten Nationaltheaters und der Akademie zu Mannheim, der pfälzische Carl Theodor.

Auch dem im fernen Rußland aufleuchtenden Gestirne der Zaarin Katharina, welcher ein Voltaire und ein Diderot als der „Semiramis des Nordens" huldigten, wandten manche der strebsameren Geister in Deutschland sich hoffnungsreich zu, zumal dann, als die deutschen Ostseeprovinzen mit dem an Bildungseinflüssen reichen Riga so gut wie unmittelbar der Herrschaft jener kaiserlichen Frau unterworfen und von ihrer Gunst abhängig geworden waren. Verstieg sich doch Herder in seiner Jugend zu dem schwärmerischen Gedanken, Katharina II. für gewisse reformatorische Pläne im Fache der Erziehung und Menschenbildung zu gewinnen und mit ihrer Hülfe von Rußland aus die Ostseeprovinzen, Deutschland, ja Europa in einem ganz neuen Geiste zu gestalten. Aber wie hätte eine wirkliche Neubelebung des deutschen Geistes von Rußland her, überhaupt von außerhalb Deutschlands kommen können?

Abermaliges Ueberhandnehmen individueller Stimmungen in der deutschen Literatur. — Fortdauernder Einfluß der Klopstockschen und der Wielandschen Richtung.

Je mehr aber so die Einströmungen des äußeren Lebens, der größeren Welt der Ereignisse und der allgemeinen Interessen, welche eine Zeit lang der deutschen Literatur einen höheren Schwung und einen volleren Gehalt verliehen hatten, wieder zurücktraten, um so mehr Gewalt erhielten über diese aufs Neue theils individuelle Stimmungen, theils literarische Einflüsse. Frühere Richtungen der Poesie, durch Lessing, unter der mitwirkenden Gunst äußerer Verhältnisse, eine Zeit lang zurückgedrängt, aber niemals ganz beseitigt, — tiefgewurzelt, wie sie waren, in der Wesenheit und der

---

Wien sagt: „der Sturmdrang sei dort, wenn auch weniger literarisch nachhaltig, doch immerhin symptomatisch hervorgetreten", so ist uns dies nicht recht verständlich — man müßte denn Joseph's Vorliebe für Rousseau geltend machen, was doch schwerlich ein ausreichender Grund dafür wäre. Sonnenfels, den Hillebrand hier aufführt, gehört vielmehr zu den „Aufklärern" und ist als solcher früher (1. Bd. S. 129) erwähnt worden.

Geschichte des deutschen Volks — traten in voller Stärke wieder hervor. Gottsched zwar mit seinem französisch-classischen Zopf war durch Lessing ebenso gründlich aus dem Felde geschlagen und vernichtet, wie die Franzosen durch Friedrich bei Roßbach. Allein der überfliegende Klopstocksche Idealismus und der weichliche Wielandsche Eudämonismus erreichten eben jetzt ihren Höhepunkt. Der Erstere fand eine schwärmerische Propaganda zu Anfang der 70er Jahre in dem Göttinger Hainbund*); Wieland aber ging schon bald nach 1760 mit immer schnelleren Schritten vom Seraphismus zum Epikuräismus über, schrieb Agathon, die komischen Erzählungen, Musarion, und gewann damit Sympathien nicht blos in den von französischer Frivolität angesteckten vornehmen, sondern selbst in vielen bürgerlichen Kreisen.

Mit diesem Wiederemporstreben heimischer literarischer Einflüsse, welche der realistischen Richtung Lessing's direct entgegengesetzt waren, verbanden sich andre, vielleicht noch mächtigere, von außen, welche den deutschen Geist in gleicher Weise davon ablenkten.

---

*) S. oben S. 169 ff. Die Mitglieder dieses Kreises hatten in ihrer frühesten Jugend, welche noch in die Zeiten des siebenjährigen Krieges fiel, auch einen Hauch von Friedrich's Geiste gespürt. Die beiden Grafen Stolberg spielten als Knaben mit ihren Altersgenossen Gerstenberg, Schönborn, Münster, Resewitz, dem jüngern Cramer „Krieg“, wobei der Besiegte regelmäßig den Feldmarschall Daun (Friedrich's d. Gr. unebenbürtigen Gegner) vorstellen mußte. Voß, in seinem stillen mecklenburgischen Heimatsorte, sammelte seine dörfischen Spielkameraden unter einer Papierfahne mit dem preußischen Adler. Aber, wie Klopstock selbst, so wurden auch seine Nachahmer von dem Enthusiasmus für Friedrich abgelenkt auf mehr abstract menschliche und freiheitliche Empfindungen, und das um so leichter, als sie, zu Jünglingen herangewachsen, Friedrich's Gestirn schon nicht mehr im Zenithe seines Glanzes erblickten. (S. „Eutiner Skizzen“, von Bippen, S. 54, 142.) Wenn übrigens, wie häufig geschieht (u. a. von Hillebrand a. a. O. 1. Bd. S. 274) die Göttinger geradezu den Dichtern der „Sturm- und Drangperiode“ beigezählt werden, so widerspricht dem ihr entschiedener Antagonismus gegen Wieland und dessen eudämonistische Richtung, welche in der Denk- und Dichtweise dieser letztern einen so wesentlichen Factor bildet. Daß zwischen einzelnen der Göttinger und einzelnen Dichtern der „Sturm- und Drangperiode“ Beziehungen — persönliche oder auch wahlverwandtschaftliche — bestanden, daß insbesondere manche von jenen durch die ersten Goetheschen Dichtungen beeinflußt wurden (wie die Stolberge und Bürger durch den „Götz“, Miller durch den „Werther“), soll damit nicht geleugnet werden.

Durch ein verhängnißvolles Zusammentreffen geschah es, daß diese letzten Einflüsse gerade um dieselbe Zeit sich geltend machten, wo die Einwirkungen vom äußern Leben her schwächer wurden.

Literarische Einwirkungen von außen: Richardson, Young, Ossian.

Schon die Dichter der Empfindsamkeit, Gellert, Klopstock und ihr Anhang, waren bei jenen englischen Schriftstellern in die Schule gegangen, welche gegen die nach England eingedrungene theils kaltverständige, theils leichtfertige französische Manier zu Gunsten des natürlichen Gefühls und der unverdorbenen volksmäßigen Denkweise eine siegreiche Reaction ins Werk gesetzt hatten. Bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte diese neue Richtung dort ihren vollen Sieg gefeiert und sich in den mannigfachsten Formen ausgebreitet. Der empfindsame Roman erreichte seinen Höhepunkt in Richardson's „Grandison“ (1753), dessen Held auch in Deutschland das Ideal aller schwärmerischen Jünglings- und Mädchenherzen ward. Die „Nachtgedanken“ Young's — des persönlichen Freundes und Correspondenten Klopstock's —, welche 1760 erschienen und alsbald von Ebert, einem ehemaligen Genossen des Gellertschen Kreises, übersetzt wurden, nährten den Geist tiefsinniger Schwermuth. Sie wurden, wie der englische Gesandte in Berlin, Mitchell, verwunderungsvoll bemerkte, in Deutschland weit mehr, als in England selbst, gelesen und nachgeahmt*). Der Humor Sterne's, dessen „Tristram Shandy“ 1759, dessen „Empfindsame Reise“ 1768 erschien**), ein ächter Sohn Englands in seiner Doppelgestalt als halb lachend, halb weinend, brachte auf die zur Empfindsamkeit neigenden Deutschen vorzugsweise von der letzteren Seite einen lebhaften Eindruck hervor. Die rührenden Figuren der seelenkranken Maria und des sanften Mönches Lorenzo machten manche Thräne fließen; die „Lorenzodosen“ waren lange Zeit förmlich Mode, ja wurden das Symbol eines durch Deutschland und bis nach Italien hinein weitverbreiteten „Ordens der Sanftmuth und Versöhnung“***). Auch die

*) Abbt's „Schriften“, 2. Bd.

**) Letztere noch im gleichen Jahre ins Deutsche übersetzt von Bode.

***) Goethe schreibt die damals so weit verbreitete und so hoch gesteigerte „Sentimentalität“ vorzüglich auf Rechnung Sterne's. „Es entstand“, sagt er, „eine Art zärtlich leidenschaftlicher Ascetik, welche, da uns die humoristische Ironie

andern englischen Humoristen fanden in Deutschland die Sympathien wahlverwandter Geister. Swift ward Herder's Liebling; von Goethe wissen wir, daß er den „Vicar of Wakefield“ von Goldsmith in das idyllische Stillleben der Pfarrersfamilie von Sesenheim einführte und damit Dichtung und Wahrheit in einander verwob.

Besonders folgereich in ihren Rückwirkungen auf Deutschland ward noch eine andere Richtung der damaligen englischen Poesie: das Zurückgehen auf die älteren Denkmale der Volksdichtung, gleichsam als den Urquell aller natürlichen, unverkünstelten Denk- und Empfindungsweise. Im Jahre 1760 erschienen, als ein wieder aufgefundener und dem Dunkel vieljahrhundertjähriger Vergessenheit entrissener Schatz, die Gedichte des alten schottischen Barden Ossian, Schilderungen einer sagenhaften Heldenzeit mit ihren fast übermenschlichen Heroengestalten, ihren wilden Kämpfen und Abenteuern zu Land und zur See, aber auch mit Scenen voll sanfter Herzensempfindungen, voll Liebesgram und Liebessehnsucht, dazu mit einer Naturstaffage voll schwermuthsvoller Erhabenheit: weiten, öden Haiden, auf denen nur „die Distel sich im Winde schaukelt“, einsamen Felsenhöhen, kahlen Bergesgipfeln, um welche ein Nebelmeer wogt, grauen Wolken, auf denen „die Geister der Erschlagenen reiten“. Erst viel später entdeckte man, daß diese angeblich uralten Dichtungen nichts weiter als das Machwerk einer kecken, aber nicht ungeschickten Täuschung waren, daß ihr Herausgeber, Macpherson, sie mit Hülfe einiger noch in den schottischen Hochlanden im Munde des Volkes lebenden Sagen selbst gefertigt und, um ihnen mehr Reiz und leichteren Eingang zu verschaffen, den zauberischen Schleier des Geheimnisses und des unvordenklichen Ursprungs um sie gebreitet hatte. Damals aber gelang diese Täuschung vollkommen, und nicht blos die Ein- und Anwohner der schottischen Hochlande und ihre Nachbarn, die Engländer, sondern auch die Deutschen berauschten sich (wiederum Letztere in fast noch höherem Grade als Jene) in den schwermuthsvollen, pathetischen, Phantasie und Gefühl mit ganz neuen, bisher ungekannten Tönen ergreifenden Klängen dieser vermeintlich

der Britten nicht gegeben war, in eine leidige Selbstquälerei ausarten mußte.“ („Werke“, 30. Bd., S. 213. Vgl. auch „Nachgelassene Werke“, 5. Bd. S. 300.)

urächt nationalen und volksthümlichen Nordlandspoesie*). Klopstock fand sich dadurch sympathisch ergriffen und von der Welt der heiteren Griechen, deren Formen er bis dahin nachzubilden gestrebt, zu der erhabenen Düsterheit der nordischen Götter- und Heldensage hinübergelockt. Herder hatte schon in seinen „Kritischen Wäldern“ (1768) auf Ossian aufmerksam gemacht und den Wunsch geäußert: „Ossian möge der Lieblingsdichter junger epischer Genies werden“. Er selbst schwelgte bald darauf, auf der Reise, die er nach Frankreich unternahm, in dem Genuß, im Vorbeifahren an den rauhen Küsten Schottlands des alten „Barden“ Gedichte zu lesen und dessen Helden gleichsam lebendig vor seinen Augen über die felsigen Klippen wandeln oder auf den darüber hinziehenden Nebelstreifen reiten zu sehen. Ein noch jüngeres Geschlecht dichterischer und empfindsamer Seelen fand eine süßschmerzliche Befriedigung darin, seine eigenen Herzensleiden auszuströmen in dem Klageliede Minona's und den sehnsuchtsvollen Klängen des einsam sterbenden Alpin. Goethe läßt seinen Werther dem Freunde schreiben: „Ossian hat bei mir den Homer verdrängt“, und in jener letzten, hocherregten Scene mit Lotten, die unmittelbar der Katastrophe vorhergeht, vor ihr die wilden Todesgedanken, mit denen er sich trägt, in den schwermüthigen Weisen Ossian's, die er ihr vorliest, halb verbergen und halb enthüllen.

Hervorsuchen der alten Volksdichtung. Bekanntschaft mit der italienischen und spanischen Poesie.

In ähnlicher Richtung wirkten zwei andere Versuche der Wiederbelebung des Geistes altvolksthümlicher Geschichte und Poesie des germanischen Nordens. Im Jahr 1765 erschienen Percy's Reliques of ancient english poetry („Ueberreste altenglischer Dichtkunst“), welche alte Volkslieder enthielten, und ungefähr um dieselbe Zeit wurde in Deutschland die sogenannte jüngere Edda bekannt, die älteste Quelle jener nordländischen Götter- und Heldensage.

Klopstock vertauschte alsbald die griechische Mythologie mit derjenigen der Edda und meinte eine große poetische und noch größere patriotische That zu thun, indem er in seinen Oden an die Stelle homerischer Götternamen die Namen Odin, Thor, Freya und ähnliche

*) Die erste deutsche Uebersetzung von Ossian erschien 1764, dann rasch nach einander mehrere, so 1767 zwei auf einmal, 1768 die des österreichischen Präsidenten Denis in Hexametern.

setzte. Goethe studirte in Leipzig Percy's Reliques und ward dadurch zuerst auf die alte Volks- und Heldenpoesie hingelenkt.

Dieses Zurückgreifen theils in die eigene Vergangenheit, theils in den Schatz fremder Literaturen, nicht um von ihren Kunstformen zu lernen, sondern um ihre Schöpfungen stofflich sich anzueignen, sie gleichsam anzuempfinden, sie mit Stumpf und Stiel in die Gegenwart und die eigene Literatur zu verpflanzen, — dieses Bestreben (allezeit ein Symptom, daß der poetische Schaffenstrieb im eignen Leben der Gegenwart keinen geeigneten Stoff und keine genügende Anregung findet) griff damals nach den verschiedensten Seiten hin um sich, ward auch durch die Fortschritte der Wissenschaft auf verwandten Gebieten aufgemuntert und unterstützt. Die ältere deutsche Poesie — die Nibelungen, die Minnesänger, das Heldenbuch — war bereits durch die Bemühungen Gottsched's, der Schweizer, Lessing's der Gegenwart näher gebracht und theilweise erschlossen worden. Die alten italienischen Dichter Dante, Ariosto, Tasso wurden jetzt (1763 ff.) durch Uebersetzungen von Meinhard in Deutschland bekannt. Durch Bodmer lernte man (1765) den Hudibras von Butler, eine Art von englischem Don Quixote, durch Bertuch zwei Jahre darauf (1767) das spanische Original selbst kennen.

Die classische und die alttestamentliche Dichtung als Muster einer Naturpoesie der Völker.

Um dieselbe Zeit nahm auch die Beschäftigung mit der classischen alten Welt einen neuen Aufschwung. Wenn man früher nur die einzelnen Dichtwerke der Griechen und Römer studirt hatte, um sie poetisch zu genießen oder nachzuahmen, so suchte man jetzt in den Geist der antiken Weltanschauung im Ganzen einzudringen, sich damit zu erfüllen und diese Weltanschauung selbst so viel als möglich in der Gegenwart wieder lebendig zu machen. Winckelmann in seiner epochemachenden Kunstgeschichte hatte an den plastischen Kunstwerken der Griechen nachgewiesen, wie der griechische Geist in voller Naivetät, unter dem fördernden Einflusse günstiger politischer und socialer Verhältnisse, lebensvolle, naturwahre Gestalten geschaffen habe. Der Engländer Wood in seinem „Essay on the original genius and the writings of Homer", 1769, („Untersuchung über das Originalgenie und die Schriften Homer's") führte aus, wie Homer nach eigner Anschauung der Landschaften, die er schildert, und in unmittelbarer Erfassung des großen Heldengeistes seines Volkes seine

unsterblichen Dichtungen geschaffen habe. „Homer“, sagte er, „hatte keine Muster vor sich, er ist nichts als die Natur.“ „Er hatte die Natur als ein Jonier und als ein Reisender beobachtet, und das in einem Zeitalter, wo das politische, bürgerliche und häusliche Leben auf einer Stufe stand, von welcher die nächsten Zeiten sogleich weiter fortschritten *).“

Noch höher ins Alterthum hinauf führten die Untersuchungen über die heilige Poesie der Hebräer, welche schon anderthalb Jahrzehnte früher ebenfalls ein Engländer, Rob. Lowth, in seinen Praelectiones de sacra Hebraeorum poësi („Vorlesungen über die heilige Poesie der Hebräer“) veröffentlicht hatte **). Die deutsche Theologie hatte seit Ernesti angefangen, die heiligen Schriften gleich den profanen mit dem allgemeinen Maßstabe philologischer Kritik zu messen. Jetzt wendete sich die Aufmerksamkeit und das Interesse einer ästhetisch angeregten Zeit vorzugsweise der poetischen Seite jener Schriften des alten Bundes zu, in denen das auserwählte Volk seine gottbegeisterten, seine patriotischen, seine Natur- und Familienempfindungen ausgeströmt hatte. Man wollte an den Propheten und Psalmisten ebenso die Eigenthümlichkeit und die ursprünglich schaffende Volkspoesie des Judenthums studiren, wie in Homer's Gesängen die des Griechenthums. Einer der am vielseitigsten, besonders auch ästhetisch und geschichtlich, gebildeten deutschen Theologen jener Zeit, der Göttinger Michaelis, gab die Schrift von Lowth übersetzt und mit Anmerkungen begleitet (1758) heraus und machte sie so seinen Landsleuten bekannt.

Diese Auffassung der Dichtungen Homer's und ebenso der Schriften des Alten Testaments, als unmittelbarer, nicht fremden Mustern nachgebildeter Ausflüsse des Geistes ihrer Zeit und des Genius ihrer Verfasser, war an sich eine vollkommen richtige und höchst fruchtbare. Nur durfte man nicht vergessen, unter welchen Voraussetzungen die dichterische Kraft in einem Homer, einem Je-

*) Schon 1770 ward diese Schrift durch eine Besprechung Heyne's in den „Göttinger Anzeigen“, später (1775) durch eine Uebersetzung den Deutschen zugänglich gemacht.

**) Hamann, nachdem er das Buch von Lowth studirt hatte, nennt Griechen und Römer „durchlöcherte Brunnen“ im Vergleich zu den „lebendigsten Quellen des Alterthums“, den „Juden“. („Hamann's Werke“, von Roth, 2. Bd., S. 288.)

saias, einem Salomon wirksam gewesen war, nicht vergessen, daß in dem einzelnen Dichter oder Propheten das reiche Leben eines ganzen Volkes mit all seinen Erlebnissen, Thaten und Empfindungen pulsirt hatte. Wenn man dagegen unter der Natürlichkeit und Originalität Homer's nur das verstand, daß Homer nicht nach fremden Mustern oder äußeren Gesetzen, sondern lediglich aus einer inneren Eingebung seines Geistes gedichtet habe, und wenn man dann weiter folgerte: um ein zweiter Homer zu werden, brauche ein Jeder nur, mit Nichtachtung aller Kunstregeln, nach dem Drange seines Innern, nach dem, was man „Genie" nannte, zu dichten, — dann freilich lag die Gefahr nahe, daß bloße Regellosigkeit für Genie, ein unbestimmter Drang des Dichtens ohne die Kunst des Gestaltens, des Individualisirens und Charakterisirens, die doch allein den wahren Dichter macht, für Poesie genommen werden möchte.

Das aber geschah in der That. Und, der diese Verwirrung in den deutschen Köpfen anrichtete, war wiederum kein Anderer als der Verfasser der „Nachtgedanken", Arthur Young.

Young hatte schon zehn Jahre vor Wood (1759) „Gedanken über die Originalwerke" in einem Briefe an den Verfasser des „Grandison" veröffentlicht. Darin sagte er: „den Homer nachahmen, heiße, so wie er an den Brüsten der Natur trinken; das Buch der Natur und das Buch des Menschen — das seien die Quellen gewesen, aus denen Homer geschöpft, das seien die allein wahren castalischen Quellen, aus denen jede Originaldichtung fließen müsse. Das Genie sei der Gott in uns; das Genie komme völlig reif aus der Hand der Natur; das Genie allein, ohne die Regeln der Gelehrsamkeit, leite uns sicher in der dichterischen Composition, wie das Gewissen, ohne äußere Gesetze".

Der „Nordische Aufseher" von Cramer, einem Anhänger Klopstock's, theilte diese Schrift seinen Lesern alsbald mit, erst im Auszuge, dann in einer vollständigen Uebertragung, und schon das nächste Jahr (1760) brachte zwei selbständige Uebersetzungen davon, ein Zeichen, wie sehr jene Gedanken Young's mit einer in Deutschland weitverbreiteten Denkweise harmonirten.

Nach dieser Auffassung ward die Autorität Homer's für die „jungen Genies" zu einer Art von Freibrief, mit Vernachlässigung aller Regeln, mit Absehen von aller Erfahrung, nur den augenblick-

lichen Eingebungen der eignen Phantasie und Empfindung zu folgen, gleichsam als ob, wie Lessing es in der „Dramaturgie" ausdrückte, „Jeder für sich allein die Kunst neu erfinden wollte".

Hinneigung der Zeit zur Idylle, als der Schilderung eines Naturzustandes der Menschheit.

Bezeichnend übrigens für das wieder unkriegerisch gewordene Zeitalter und die wieder überhandnehmende Sentimentalität des deutschen Volkes war es, daß nicht das Heldenepos Homer's, die „Ilias", sondern die Schilderung individueller Abenteuer und idyllischer Zustände, die „Odyssee", das Interesse des jüngeren Geschlechts vorzugsweise auf sich lenkte. Man fand Gefallen an der Sehnsucht des Odysseus nach der langentbehrten Heimath, an der zärtlichen Gattenliebe der Penelope, an den ländlichen Gelagen auf Ithaka, an dem „treuen Sauhirten" und seinem „treuen Hunde" *). Werther erbaut sich an dem Lesen der „Odyssee" in seiner ländlichen Einsamkeit, während er die Erbsen selbst auskernt, die ihm zum einfachen Mahle dienen sollen.

Diese Vorliebe für die „Odyssee" hing eng zusammen mit der wiedererwachenden Neigung der Deutschen zur Idylle, einer Neigung, welche, wie durch Homer's „Odyssee", so auch durch Theokrit's Dichtungen genährt ward, von denen eben damals mehrere Uebersetzungen gleichzeitig erschienen **).

Ein Zurückgehen auf die Zustände derjenigen Gesellschaftsclassen, die von der verfeinerten Cultur am wenigsten beleckt waren, wie Hirten, Jäger, Fischer, Bauern, war selbst in der Periode des Zopfstyls keineswegs ausgeschlossen gewesen. Es hatte etwas Pikantes für die galonnirten und gepuderten Herren und Damen des Hofes gehabt, sich als Schäfer und Schäferinnen, Bauern und Bäuerinnen zu maskiren und in bisweilen sehr derben Späßen, in Versen oder in Prosa, angebliche Naturlaute des Volks in die gedrechselten Phrasen der steifen höfischen Etikette zu mischen ***).

Die Empfindsamkeitsdichter nahmen die Sache ernsthafter. In Gellert's Schäferspiel „Das Band", in Geßner's „Idyllen" treten arkadische Schäfer auf mit der wirklichen Prätention, für solche zu

*) Wir bedienen uns hier der treffenden Worte von Cholevius (a. a. O., 2. Bd., S. 94).

**) Von Geßner, Lieberkühn, Schwabe, Grillo.

***) S. über die sog. „Wirthschaften", 2. Bd., 1. Thl., S. 91.

gelten und die Harmlosigkeit, die Unschuld, die Sitteneinfalt eines gewissen primitiven Naturzustandes zu vergegenwärtigen. Freilich waren auch das meist noch Salonschäfer in zierlich geschnörkeltem oder idealisirtem Costüm und mit ebenso zierlich aufgestutzten Redewendungen*).

Von anderer Seite trat man eben damals dem eigentlichen „Volke" näher durch die humanen Bestrebungen von Regierungen und Privaten, dem Bauer ein menschenwürdigeres Dasein zu verschaffen**), und durch die lebhafte Bewegung, welche der öffentlichen Meinung nach dieser Seite hin sich bemächtigte***). Die Poesie wollte dahinter nicht zurückbleiben. Gleim gab „Lieder für's Volk" heraus, die Lessing höflich lobte, die aber doch nur der Ausdruck eines künstlichen Herabsteigens des Höhergebildeten zum Volke, also das directe Gegentheil der eigentlichen Volksdichtung waren. Voß dichtete in der Mundart des Volks (plattdeutsch), aber dennoch nicht wirklich volksmäßig. Besser gelang ihm später (in der „Luise") das Idyll eines zwar einfachen, aber doch schon auf dem Boden der Zeitbildung stehenden norddeutschen Pfarrhauses. Für die Rechte des Volks gegen den Uebermuth der bevorrechteten Stände traten sowohl Voß, — er selbst der Enkel eines Leibeigenen — als auch Bürger mannhaft ein.

Näher schon dem eigentlichen Volksleben kam Matthias Claudius in seinen Schilderungen heiterer und ernster Scenen auf einem holsteinischen Herrenhofe mit seinen Hintersassen. In noch ungleich mannigfaltigeren und zugleich feinsinnigeren Charakteristiken der Sitten, der Anschauungen, der veralteten Vorurtheile und der berechtigten Eigenthümlichkeiten der unteren Volksstände — Bauern und Bürger — erging sich der Verfasser der „Patriotischen Phantasien", Justus Möser.

Alle die letztgenannten Schriftsteller bewegten sich indeß auf einer durchaus realistischen Basis. Von einer schwärmerischen oder

---

*) Auch Goethe in seiner Jugenddichtung: „Die Laune des Verliebten", huldigte noch dieser Richtung, wenn er ihr auch bereits einen etwas muntereren Ton lieh.

**) „Du machst den Bauer zum Menschen" — singt Klopstock von Joseph II.

***) S. 1. Bd. S. 244.

gar krankhaften Sehnsucht nach einem idyllischen Naturzustande, von einer Flucht dahin aus der umgebenden Wirklichkeit war bei ihnen nicht die Rede. Viel weniger naiv war die Schwärmerei für das sogenannte Volksmäßige, für die einfachsten Lebens- und Bildungsformen, für die „Dorfgeschichten", wie sie in den Kreisen der Genialitätsdichter sich äußerte. Wie diese in den Urzuständen der Völker, in dem Culturmangel der ältesten Zeiten lebendige Offenbarungen jener Natürlichkeit und Ursprünglichkeit zu finden glaubten, in die sie das höchste Glück und die höchste Bestimmung des Menschen setzten, so meinten sie eben dieser Naturwüchsigkeit auch in der Gegenwart wenigstens nahe kommen zu können, wenn sie in die Einsamkeit der Natur und in die Gesellschaft Derer flöhen, welche am meisten mit dieser Natur und am wenigsten mit der Cultur zu schaffen haben. So war hier die Naturschwärmerei gemischt aus wirklicher Freude an den stillen Reizen des Landlebens, der idyllischen Einsamkeit einer schönen Gegend, und aus dem Gefühle der Abneigung gegen die beengenden Fesseln großstädtischer Sitte, denen man entflohen zu sein sich glücklich pries. Das Ergötzen an der ländlichen Einfalt der Dörfler gewann einen besondern Reiz durch den Contrast mit dem, was man die Unnatur der Civilisation nannte, — jener größern Welt da draußen, wo zuletzt doch Alles (wie Werther sich ausdrückt) „auf eine Lumperei hinausläuft"*).

Die idyllischen Bilder der „Odyssee" und die Schilderungen von den patriarchalischen Sitten der Urväter der Menschheit im Alten

---

*) Zu allem Obigen finden wir wieder die besten Belege bei Goethe, zumal in dessen „Werther". Zuerst schildert Werther dem Freunde sein „Walheim" (ein stilles Dörfchen, wohin er zu wandern pflegt) von Seiten seiner anmuthigen Lage, der schönen Aussicht u. s. w. Dann aber hebt er den Reiz der Zurückgezogenheit und Weltvergessenheit hervor, den er dort empfindet, wenn er in einem abgelegenen Gärtchen seinen Homer liest. Er führt eine ganze Dorfgeschichte aus von der Liebe eines Knechtes zu seiner Bäuerin; dann weiter sagt er: „Wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs (er hat sich vorher mit einer Frau aus dem Dorfe unterhalten), das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt". („Werke", 16. Bd. S. 18. 20. 22. 118. 146.)

Testamente schienen diesen Hang der Zeit nach Natureinfalt zu unterstützen und zu legitimiren*).

Demselben Bedürfniß, Alles nur aus innerer Eingebung, aus individueller Stimmung und Erregung, nicht aus einer Beobachtung der Außenwelt und einer Anregung durch diese zu schöpfen, mußte endlich auch ein Dichter als Vorbild und Autorität dienen, der sich dies wohl am wenigsten hätte träumen lassen — Shakspeare.

Shakspeare als Vorbild der „Originalgenies".

Shakspeare hatte in seinem eignen Vaterlande, England, lange Zeit dem französischen Modegeschmack weichen müssen. Erst allmälig war er wieder bekannt, gewissermaßen von Neuem entdeckt worden. Garrick's meisterhafte Darstellung Richard's III. (1741) riß das Londoner Publicum, dem dies etwas ganz Neues war, zu lebhafter Bewunderung hin. Kritik und Dramaturgie folgten diesen Spuren. Dodd schrieb 1757 Beauties of Shakspeare („Schönheiten Shakspeares"); Home in seinen Principles of criticism („Grundsätze der Kritik", 1762) rühmte Shakspeare's Talent in der Schilderung von Leidenschaften und von Charakteren, in der Kenntniß des menschlichen Herzens nach seinen feinsten und seinen dunkelsten Regungen**). Dabei gebrauchte er einen Ausdruck, der von der jungen deutschen Dichterschule begierig ergriffen ward: das Genie, sagte er, sei oft selbst ein „Raub der Leidenschaften"***).

In Deutschland hatte man sich fast noch früher, als in England selbst, mit Shakspeare zu beschäftigen angefangen. In demselben Jahre, wo Garrick in London Richard III. auf die Bühne brachte, erschien in Deutschland die erste Uebersetzung eines Drama des großen Briten, der „Julius Cäsar" des Herrn v. Borck; im Jahre darauf schrieb Elias Schlegel jene Vergleichung Shakspeare's mit Andreas Gryphius in Gottsched's „Beiträgen", worin er dessen Genie wenigstens ahnen ließ; 1755 wies Nicolai in seinen Briefen

*) Als Werther die Mädchen aus der Stadt an einem Brunnen Wasser holen sieht, so fallen ihm einerseits (aus der „Odyssee") die „Töchter der Königin ein, die dieses Geschäft selbst verrichteten", und andrerseits lebt ihm (aus der Bibel) die patriarchalische Idee auf, „wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien". („Goethe's Werke", 16. Bd., S. 9.)

**) A. a. O., 2. Bd., S. 241 ff.

***) Ebenda, 1. Bd., S. 14.

schon entschiedener auf die Bedeutung Shakspeare's hin, ein Urtheil, das Lessing dann in dem berühmten 17. Literaturbriefe (1760) bekräftigte und weiter ausführte.

Was Lessing an dem britischen Dichter vor Allem bewunderte, war die Naturwahrheit in seinen Schilderungen inhaltvoller Handlungen und tüchtiger Charaktere. Im Shakspeare wie im Homer sah Lessing Söhne und Apostel einer lebensvollen, thatkräftigen, von großen Interessen bewegten Zeit. Die Regellosigkeiten Shakspeare's nahm er mit in den Kauf, ohne gerade eine besondere Freude daran zu haben.

Von ganz anderer Seite faßten den großen britischen Dichter die Männer der neuen Genieperiode. Young in seiner Schrift über die Originalwerke hatte an ihm, wie an Homer, die Kraft des „Genie" hervorgehoben, und den modernen Dichtern gerathen, ebenso nur den Eingebungen ihres Genie zu folgen. Gerstenbergk, der Verfasser des „Ugolino" (jenes schauerlichen Drama, in welchem er Shakspeare nachzuahmen meinte, weil er Ungeheuerlichkeiten auf Ungeheuerlichkeiten häufte), schrieb seinen „Versuch über Shakspeare", worin er zwar, wie Lessing, Shakspeare's Talent des Charakterisirens hervorhob, jedoch daneben auch die „Einheitslosigkeit" in Führung der Handlung, die Abstreifung aller beengenden Regeln ihm als Vorzug anrechnete, besonderes Gewicht aber auf einzelne Kraftstellen legte, die, wie er meinte, einen „Sturm und Drang des Enthusiasmus" zu erregen geeignet seien. Lenz in seiner Schrift über das Theater hob noch entschiedener diese Seite an Shakspeare hervor. Bei Shakspeare's Helden, sagt Lenz, denkt man immer: „Das sind Kerls"! Shakspeare's Sprache vergleicht er mit der Kraftsprache in Klopstock's Bardieten. Von Goethe wissen wir*),

*) „Dichtung und Wahrheit" („Werke", 25. Bd., S. 188). — Schatz in seinen „Anmerkungen, Berichtigungen und Zusätzen zu Meinhard's Uebersetzung von Home's „Principles of criticism" sagt (S. 478): „Unsre Dichter — mit Ausnahmen! — haben dem Shakspeare nachgeahmt mehr in der Form, dem Außerwesentlichen, als in dem wahrhaft Großen und Trefflichen seiner Manier, der Schilderung der Charaktere und Darstellung der Leidenschaften". Dies geht offenbar auf die dii minorum gentium unter den „Stürmern und Drängern", wie Lenz u. A. Aehnlich äußert sich Hillebrand a. a. O. 1. Bd. S. 268: „Freilich waren es mehr die Auswüchse und Ausschreitungen jenes Urgenie, als seine substantielle Geistesoriginalität, welche Ziel der Nacheiferung wurden".

wie er und sein Straßburger Kreis vor Allem an Shakspeare's souveräner Verachtung der strengeren Regeln, seinen Wortwitzen, den derben Späßen seiner Narren und Aehnlichem Gefallen fanden*).

So zog die junge Schule aus Allem, was im Leben und in der Literatur ihr nahe kam, selber dem Ungleichartigsten, immer neue Nahrung für jenen Drang, von dem sie erfaßt war, nach „Ursprünglichkeit", „Natürlichkeit", nach fesselloser Erschließung und Ergießung eines gewaltig erregten innern Empfindungslebens, ähnlich wie in der Fabel dem König Midas Alles, was er berührte, sich in Gold verwandelte, oder wie in gewissen Krankheiten alle dem Körper zugeführten Stoffe nur dazu dienen, die Kraft des Fiebers zu vermehren.

Rousseau und sein Einfluß.

Welch ein Messias mußte daher für diese junge Schule ein Schriftsteller sein, der diesen Drang nach Natürlichkeit so recht eigentlich zum Mittelpunkte seines ganzen literarischen Wirkens, zum Losungsworte einer mit dem reichsten Aufgebote von Geist, Witz, Phantasie und Gefühl angestrebten allgemeinen sittlichen und socialen Revolution erhob! Und, sonderbar! dieser Schriftsteller gehörte dem Lande an, welches immer als das Vaterland der strengsten Regelmäßigkeit, der überfeinertsten Civilisation, des kalten Verstandes gegolten hatte, — Frankreich!

Allerdings war die starre Eisesdecke jener kalten Verstandesbildung auch dort schon früher theilweise durchbrochen worden von einer etwas wärmeren Strömung des Gefühls. Zuerst die „rührende Komödie" von Destouches und Nivelle de la Chaussée, entschiedener noch Diderot's „bürgerliches Trauerspiel" hatten neben dem Heldenpathos des classischen Kothurns auch der einfach menschlichen Empfindung, wie sie mehr den bürgerlichen Kreisen eignet, ihr Recht verschafft. Viel weiter aber ging Rousseau, von Geburt ein Genfer, seiner Bildung nach durch und durch Franzose.

Rousseau's Schrift über die Künste und Wissenschaften (1750), worin er seine Theorie von der Verderbtheit der Civilisation und der Nothwendigkeit einer Rückkehr zum Naturzustande entwickelte,

*) Bemerkenswerth ist auch, daß gerade „Hamlet" das Lieblingsstück des Goetheschen Kreises war, — „Hamlet", von dem Börne („Gesammelte Schriften, 1. Thl. S. 474) treffend sagt, er sei „eigentlich nicht im Geiste Shakspeares", weil „zu deutsch".

war von den Männern der realistischen Schule in Deutschland, Lessing, Mendelssohn, Garve, Justus Möser, zwar mit Achtung für den Geist und die guten Absichten des Verfassers, aber doch mit einem mehr oder minder entschiedenen Proteste gegen seine letzten Consequenzen aufgenommen worden*). Ganz anders wirkten die Ansichten Rousseau's auf das jüngere Geschlecht. Zumal in der verführerischen Gestalt, welche diese Ansichten in zwei späteren Schriften des Genfer Philosophen annahmen, der „Neuen Heloise" (1759) und dem „Emile oder über die Erziehung" (1761). In der „Neuen Heloise" sah man im ersten Theile die sinnliche Liebe (diesen in einem französischen Romane niemals fehlenden Factor) mit großer Virtuosität als Leidenschaft des Herzens und als berechtigte Forderung der Natur verherrlicht**); im zweiten Theile dagegen vernahm man den Ton empfindsamer Resignation und einer hohen, idealen, selbst schwärmerischen Lebensauffassung — bis zu jener rührenden Scene der sterbenden Julie, bei der in den Kreisen der Verehrer Rousseau's kein weibliches und kaum ein männliches

*) S. oben S. 257. — Friedrich d. Gr. selbst verhielt sich gegen Rousseau ebenso. Im J. 1762 hatte R., in seiner Heimath Genf verfolgt, sich in das damals preußische Neuschâtel geflüchtet. Von dort schrieb er an Friedrich und bat um seinen Schutz. Einer von Friedrich's literarischen Freunden, Lord Marishal, verwandte sich für ihn bei dem König. Dieser schrieb am 1. Septbr. 1762 an den Lord über Rousseau: „Wären wir nicht im Kriege und wären wir nicht ruinirt, so ließe ich ihm eine Eremitage mit Garten bauen, wo er so leben könnte, wie er glaubt, daß unsere Urväter gelebt haben. Ich gestehe, daß meine Ideen von den seinigen so weit entfernt sind, wie das Endliche vom Unendlichen. Er wird mich schwerlich je bereden, Gras zu verzehren und auf allen Vieren zu gehen. Es ist wahr, daß all dieser asiatische Luxus, diese raffinirten Genüsse der Tafel, der Wollust und der Trägheit nichts für unsere Erhaltung Nothwendiges sind, daß wir einfacher und nüchterner leben könnten; aber warum den Annehmlichkeiten des Lebens entsagen, wenn man sie genießen kann? Ich halte mich an Locke, Lucrez und Marc Aurel; diese haben uns Alles gesagt, was uns mäßig, gut und weise machen kann . . . Ihr Rousseau hätte sollen ein Säulenheiliger, ein Einsiedler in der Wüste werden."

**) Hierher paßt der Ausspruch, den Lessing über den „Werther" that: „Der Dichter habe ein körperliches Bedürfniß so schön zu einer geistigen Vollkommenheit herausgeputzt". Höchst merkwürdig ist, wie die Heldin des Romans in ihren Briefen, worin sie ihr Liebesverhältniß poetisch schildert, gleich von Haus aus lebhafte Besorgnisse für ihre Tugend äußert, Besorgnisse, die denn auch nur zu bald (als könnte das eben gar nicht anders sein) sich erfüllen.

Auge trocken blieb. Man fand hier gewissermaßen Wieland und Klopstock in Einer Person, und noch dazu mit dem bestechenden Zusatz französischen Geistes und französischer Rhetorik. Dazu die phantasievollen Schilderungen abwechselnd sanfter und großartiger Naturscenen, hier der anmuthigen Gestade des Genfer See's, dort einer gigantisch wilden Alpengebirgswelt — ein wohlthuender Contrast zu den zwar erhabenen, aber doch etwas eintönigen Staffagen der Dichtungen Ossian's.

Was Wunder, wenn Rousseau der Abgott aller feurigen, zärtlichen, schwärmerischen Seelen in Deutschland ward! Hamann hatte seine Freude an der in diesem Romane aufgehäuften „Kraft der Leidenschaft". „Man reißt sich das Buch aus den Händen", schreibt Mendelssohn in den Literaturbriefen. Vor der Julie Rousseau's traten Richardson's Pamelen und Clarissen, vor dem Chevalier St. Preux dessen Grandison in den Hintergrund.

In gewisser Hinsicht noch tiefer und nachhaltiger war die Wirkung des „Emile". Mit wirklich genialischem Blick wurden hier die vielen Mißstände einer unnatürlichen, verkünstelten, verschnörkelten Erziehung, wie sie damals namentlich in den höhern, theilweise aber auch schon in den mittlen Classen betrieben ward, schonungslos enthüllt und unerbittlich gegeißelt, wurden für eine naturgemäßere und vernünftigere Ausbildung des Körpers und des Geistes treffliche Winke gegeben — freilich mit allerhand ächt französischem Beiwerk, welches indeß hier nur wie eine leicht abzulösende Schale den gesunden Kern umgab.

Goethe nennt den „Emile" das „Naturevangelium der Erziehung". Die beiden jungen Grafen Stolberg, um die Rousseausche Theorie von der Vortrefflichkeit des Naturzustandes gleich praktisch anzuwenden, badeten bei Zürich im offenen See — zum großen Aergerniß der Schweizer Landleute, die mit Steinen nach ihnen warfen*).

Viel weniger Eindruck machte auf die ästhetischen Kreise Deutschlands Rousseau's Schrift: der Contrat social (1762). Die Politik war nicht das Feld, um welches die junge Schule sich kümmerte.

*) Bippen a. a. O., S. 67. Goethe: „Nachgelassene Werke", 8. Bd. S. 96, 136.

Andere Bewegungen im geistigen Leben Deutschlands, die sich mit der neuen literarischen Richtung berührten. Der Philanthropismus.

Dahingegen war die Erziehung des einzelnen Menschen für sie ein Thema von höchstem Interesse, insofern es mit ihren auf Herstellung natürlicher, normaler Zustände in der Poesie wie im Leben gerichteten Bestrebungen in unmittelbarstem Zusammenhange zu stehen schien. Und so sehen wir denn dieses Erziehungsthema von den Vertretern jener Richtung nicht etwa blos neben ihren poetischen Beschäftigungen interessevoll verfolgt und behandelt (wie etwa Lessing derartige Gegenstände in den Literaturbriefen und sonst nebenher besprochen hatte), nein, wie einen integrirenden Theil ihrer eignen Bestrebungen betrachtet und als einen der mitwirkenden Factoren bei der allgemeinen Verjüngung der Menschheit den andern Factoren: der Poesie, dem Studium der ältesten Vorzeit, dem idyllischen Leben in der Natur u. s. w., an die Seite gestellt*). Wie es denn überhaupt eine bezeichnende Eigenthümlichkeit dieser nachlessingischen Richtung in der deutschen Literatur ist, daß, während Lessing nicht blos die einzelnen Künste, sondern auch Kunst und Wissenschaft, Kunst und Religion u. s. w. streng von einander geschieden und einer jeden eine besondere, selbstständige Behandlung angewiesen hatte, jetzt gerade in der Verschmelzung und gegenseitigen Durchdringung aller Seiten des Lebens und aller Kraftäußerungen des Menschen der höchste Triumph der neuen Richtung und die vollgültigste Erfüllung der Bestimmung des menschlichen Daseins gesucht wird.

Die Erziehung des Menschen hatte längst in Deutschland die helleren Geister beschäftigt. Männer wie Leibnitz, Chr. Thomasius u. A. hatten dafür geeifert, daß man neben der todten Gelehrsamkeit auch dem Leben und seinen Bedürfnissen ihr Recht gewähre, neben den Sprachen Griechenlands und Latiums auch die eigne Muttersprache pflege. H. A. Francke und seine Schüler hatten den Realien zur Geltung verholfen. Alle diese Bestrebungen bewegten sich indessen wesentlich im Rahmen des Hergebrachten, suchten dasselbe nur zu ergänzen und zu verbessern.

Aber eine viel weitergehende Reform des ganzen Erziehungswesens stand bevor. Schon Locke in seinem berühmten Buche:

---

*) So z. B. bei Goethe im „Wilhelm Meister“, namentlich den „Wanderjahren“.

„Gedanken von der Erziehung der Kinder" (1693) hatte darauf hingewiesen, daß ein Hauptfehler aller Erziehung in der Verweichlichung des Körpers und der Verkünstelung des Geistes bestehe, und daß man damit anfangen müsse, jenen abzuhärten und diesen nach den Gesetzen natürlicher Selbstentwickelung zu bilden. Locke's Ideen hatten auch in Deutschland, zunächst, wie es scheint, von der Schweiz aus, Eingang gefunden. In Sulzer's „Versuch von der Erziehung und dem Unterricht der Kinder" (1746) werden nach Locke's Vorgange stärkende Leibesübungen, besonders das Schwimmen, für Knaben empfohlen. Auch die Beschäftigung der Zöglinge mit allerlei Handarbeiten neben den geistigen Studien, wie sie Locke vorgeschrieben, findet Sulzer's Beifall, ebenso die „stufenweise Entwickelung" und die Bevorzugung des Einfachen, Natürlichen vor dem Künstlichen in der Bildung des moralischen Sinnes und des Geschmacks *).

In diesem Punkte ward Locke's Autorität auch noch durch die vielgeltende Shaftesbury's unterstützt.

Ungleich radicaler verfuhr Rousseau. Bei ihm zuerst erscheint der Gedanke einer Entwickelung des Individuums ganz aus dem Frischen, gleichsam aus dem ersten Keime, abseits von aller Civilisation und ihren Verkünstelungen, consequent durchgeführt. Bei ihm erst kommt die Natur zu ihrem vollsten, höchsten Rechte. Der Zögling Rousseau's soll Zögling der Natur und eben dadurch ein Mensch im höchsten Sinne des Wortes sein. Alles, was die Civilisation an ihm gesündigt, soll abgethan und nach Kräften gutgemacht, Alles, was sie noch an ihm sündigen könnte, sorgfältig ferngehalten werden. Der Gang der Erziehung, will Rousseau, soll derselbe sein, den die Natur, wenn man sie frei walten läßt und ihren Winken folgt, vorschreibt. „Thut das Gegentheil des Herkömmlichen", sagt er, „und Ihr werdet fast immer das Rechte thun."

Was Rousseau in genialer Eingebung hingeworfen, das brachte man in Deutschland in ein System. Basedow schrieb 1768 seine „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schule, Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt", 1771 sein „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker", und sein „Elementarwerk mit Kupfern" für Kinder. Zu-

---

*) A. a. O. S. 222 ff.

gleich betrieb er persönlich eine lebhafte Propaganda für Errichtung einer Anstalt zur praktischen Ausführung seiner Ideen. Mit Hülfe eines jungen edeldenkenden Fürsten, Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, rief er 1774 die erste Anstalt dieser Art, das „Philanthropin" in Dessau, ins Leben.

Der Gedanke der neuen philanthropinischen Erziehung fand rasch Anklang und Verbreitung. Nicht blos der feurige Dichterjüngling Goethe und der leicht entzündbare Lavater, auch der ernste Philosoph Kant interessirte sich lebhaft dafür*). Der elsässische Geistliche Oberlin, der bekannte edle Menschenfreund, begrüßte gleichfalls mit Begeisterung die neue Richtung der Pädagogik**). Vieler Orten in Deutschland und in der Schweiz entstanden Erziehungsanstalten nach dem Muster der Basedow'schen. Zu Marschlins in Graubünden errichtete ein warmherziger Edelmann, v. Salis, 1775 ein Philanthropin, an welchem der Freidenker Bahrdt eine Zeit lang Director war. Als dieser sich mit v. Salis entzweite, berief ihn der Graf von Leiningen zu sich, um auf seinem Schloß Heidenheim eine ähnliche Anstalt einzurichten. Campe, eine Zeit lang Mitarbeiter am Dessauer Institut, gründete später eine Töchteranstalt zu Hamburg. Salzmann verpflanzte die Basedowschen Grundsätze nach Schnepfenthal in Thüringen.

Eine lebhaft angeregte und anregende pädagogische Literatur schloß sich an diese praktischen Versuche zur Verwirklichung der neuen Erziehungsmethode an und trug die Ideen derselben in die weitesten Kreise. Campe, dem Winke Rousseau's folgend, der Defoe's Robinson Crusoe als eine Quelle naturgemäßer Befriedigung der kindlichen

*) Bekannt ist Goethe's Gedicht auf die Reise, die er mit den beiden, ihrem Wesen nach so verschiedenen Männern machte: „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten". Kant empfahl Basedow's Institut in einem Aufsatze in der Königsberger Zeitung (1777) mit den Worten: „Wir würden in Kurzem ganz andere Menschen um uns sehen, wenn diejenige Erziehungsmethode allgemein in Schwung käme, die aus der Natur selbst gezogen, nicht von der alten Gewohnheit roher und unerfahrener Zeiten sclavisch nachgeahmt wäre. Aber vergeblich ist es, dieses Heil des Menschengeschlechts von einer allmäligen Schulverbesserung zu erwarten. Nicht eine langsame Reform, sondern eine schnelle Revolution kann dies bewirken".

**) „Pädagog. Unterhaltungen", 1. Stück, S. 97 ff. (S. K. v. Raumer's „Geschichte der Pädagogik", 2. Thl., S. 292.)

Phantasie empfohlen hatte, schrieb seinen „Robinson den Jüngeren", der, trotz aller Unnatur der beigemischten altklugen Kinderfragen und aller Geschmacklosigkeit der moralisirenden Belehrungen, dennoch durch die Schilderung primitiver Zustände und eines ohne die Voraussetzungen unserer herkömmlichen Cultur sich selbst forthelfenden Abenteurers nicht blos die Jugend, sondern auch das Alter entzückte und zahllose Auflagen erlebte. In seinem „Revisionswerk des gesammten Schul- und Erziehungswesens" breitete er die Ideen Locke's und Rousseau's weiter aus, bekämpfte die alte und vertheidigte die neue Methode der Menschenbildung. Auch der Baseler Iselin folgte in seinen „Philanthropischen Aussichten redlicher Jünglinge" (1775) den Spuren Rousseau's, wenn schon, nach Schweizer Art, mit einem Beisatz nüchtern-praktischen Sinnes.

Herder mit seiner thatendurstigen Seele glühte in seiner Jugend ebenfalls für Locke's und Rousseau's pädagogische Ideale. Nach des Letzteren Anleitung wollte er ein „Buch zur menschlichen und christlichen Bildung" schreiben; er wollte darin zeigen, wie der Mensch zuerst als Einzelner an Leib und Seele zu bilden sei; dann aber wollte er den „menschlich wilden Emil Rousseau's" in die Gesellschaft, den Staat, die nationale Bildung einführen. Noch von Frankreich aus schreibt er von einem großartigen Plane, den er entworfen, um „eine Pflanzschule und ein Muster für die Menschheit, für Welt und Nachwelt zu begründen, wie Lykurg"; sein Ehrgeiz sei, es einem Locke und Rousseau nachzuthun*).

Sowohl Herder als Kant kamen später von ihrer Begeisterung für die philanthropinischen, theilweise auch für die Rousseauschen Ideen zurück. Iselin in seiner „Geschichte der Menschheit" (1777) stellte dem Rousseauschen Naturzustande das höhere Ziel einer Entwickelung und Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft gegenüber. Goethe mit seinem genialen Blicke hatte das Gemachte und Unwahre in Basedow's Wesen schon bei der ersten Bekanntschaft mit diesem durchschaut und war von dessen Persönlichkeit zwar angezogen, aber auch abgestoßen worden.

*) S. Herder's „Reisetagebuch", in dessen „Lebensbild", 2. Bd. S. 191, 195, das „Ideal einer Schule", in „Herder's Werken", 10. Bd. S. 311, ferner „Erinnerungen aus dem Leben Herder's von Caroline von Herder", 1. Bd. S. 140.

Die Philanthropine bargen in sich neben vielem Neuen, Richtigen und wirklich Befreienden auch manches Verkehrte, Erkünstelte, sogar (wie so oft derartige neue Erziehungsexperimente) manche Charlatanerie. Durch ihre Uebertreibungen verfielen sie dem Spott und der Satire*). Doch wirkten sie in vieler Beziehung erfrischend, anstoßgebend und umbildend auf die veralteten Erziehungssysteme. Sie pflegten einen gewissen praktischen Zug zum Leben, indem sie ihre Zöglinge nicht blos zu geistigen Studien, sondern auch zu allerlei realistischen Beschäftigungen anhielten, ihren Körper übten und sie zum Fortkommen in der Welt geschickt zu machen suchten.

Für die schwärmerischen Verehrer der Natürlichkeit lag in diesem ganzen Treiben ein großer Reiz und eine neue Bekräftigung ihres Princips. Sie sahen hier Ernst gemacht mit der Zurückführung des Menschen zur Natur. Die jungen Zöglinge des Philanthropins in ihrer leichten, gesunden und bequemen Kleidung an Stelle des geschniegelten und beengten Anzugs, zu dem sonst schon die zarte Kindheit verurtheilt war, mit bloßem Halse selbst in winterlicher Zeit, mit frei wallendem Haar, kräftig und gewandt in ihren Bewegungen infolge ihrer gymnastischen Uebungen, einfach in ihren Genüssen, sich selbst im Gegensatz zu ihren erkünstelten und verzärtelten Altersgenossen gewöhnlichen Schlags als ganz neue Menschen fühlend und sich dessen laut rühmend**), erschienen wie eine lebendige Probe auf jene Theorie der Ursprünglichkeit und Naturwüchsigkeit, wie eine Erneuerung des classischen oder des altgermanischen reinen Menschenthums, wie eine praktische Kriegserklärung gegen die veraltete und verzopfte Civilisation. Das jüngere Geschlecht, soweit es den neuen Ideen huldigte, ließ ebenfalls das Haar frei wallen, entledigte sich der steifen, beengenden Tracht, badete im kühlen Flusse, lief Schlittschuh, wozu schon Klopstock das

*) Eine solche Satire auf den Philanthropismus ist der Roman: „Spitzbart, eine komisch-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert", 1779, von Schummel.

**) „O, wir sind Philanthropisten, wir können Alles", hörte man diese Knaben frohlocken, wenn ihnen bei ihren Spielen oder ihren Uebungen ungewöhnliche Kraftanstrengungen, Strapazen oder Entbehrungen zugemuthet wurden. Auch die Campeschen Kinder im „Robinson" finden einen Genuß darin, dem Robinson in Einfachheit der Lebensweise es nachzuthun.

Beispiel gegeben, kurz, vertauschte die pedantisch erkünstelte Lebensweise mit einer naturgemäßeren.

Lavaters Physiognomik.

Bedenklicher, als dieser philanthropinische, und gleichwohl noch verlockender, war ein anderer Weg, auf dem man dem „wahren Menschenthum" damals nahe zu kommen meinte. Lavater gab 1774 den 1. Band seiner „Physiognomischen Fragmente" heraus, denen später noch andere folgten. In der Vorrede sagte Lavater: „Der Leser soll aus diesem Buche sich und seine Nebenmenschen und den Schöpfer besser kennen lernen, sich freuen, daß er ist und daß solche Menschen neben ihm sind, mehr Achtung für die menschliche Natur, ein heilsames Mitleid mit ihrem Verfalle, mehr Liebe zu einzelnen Menschen, mehr ehrfurchtsvolle Freude an dem Urheber derselben in sich erwecken". In der Einleitung spricht er dann ausführlicher über die „Gottähnlichkeit des Menschen"; er bekämpft die Ansicht (die namentlich von französischen Philosophen wie Helvetius vertreten ward), als ob Alles oder das Meiste, was der Mensch sei, auf Bildung und Erziehung beruhe, nicht auf der „ersten Organisation". Es gebe ein „geerbtes Schönes" im Innern und Aeußern des Menschen, wenn schon allerdings eine Verbesserung oder Verschlimmerung dieser ursprünglichen Anlage durch die Erziehung möglich sei. Der moralischen Schönheit entspreche eine körperliche Schönheit, wenn auch nicht blos die Tugend schön und blos das Laster häßlich mache.

Daneben gestand Lavater ganz naiv, daß er sehr wenig physiognomische Kenntnisse besitze und sich in seinem physiognomischen Urtheil unzählige Male geirrt habe; allein auf seine reizbaren Nerven hätten die Physiognomien der Menschen immer einen starken Eindruck gemacht; es sei ihm Aehnlichkeit in den Gesichtszügen und den Charakteren aufgefallen; nachdem dann seine ersten physiognomischen Versuche durch Zimmermann veröffentlicht worden, habe er „unzählige Aufforderungen von den weisesten, redlichsten, frömmsten Männern in und außerhalb seines Vaterlandes erhalten, darin fortzufahren" *).

*) „Lavaters Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, verkürzt herausgegeben von J. M. Armbruster". (1783, 3 Bde.) 1. Fragment.

Man kann darüber streiten, wie viel oder wie wenig Wahrheit und Zuverlässigkeit in der Kunst, das Wesen des Menschen aus den Zügen seines Gesichts und seiner sonstigen Körperbildung zu lesen, verborgen sei. Für den Menschenbeobachter wird es immer ein interessantes Studium sein, aus dem Strahle des Auges, der Wölbung der Stirn, dem Schwunge der Nase, der Gedrungenheit des Kinnes die feurige Phantasie, den Denkergeist, den stolzen Sinn oder die Willenskraft eines Menschen herauszulesen, ohne doch darauf allein die Kenntniß des Individuums zu gründen. Aber Lavater ging weiter. Ihm ward die Physiognomik zu einer Wissenschaft voll apodiktischer Gewißheit „so gut wie die Physik", zu einem Organ, um in die tiefsten Mysterien der Natur und der Menschenwelt einzudringen, zu einer göttlichen Gabe der Prophetie*).

---

*) „Die Physiognomik", sagt Lavater (a. a. O.), „kann Wissenschaft werden wie die Physik, denn sie ist Physik, wie die Medicin, denn sie ist Medicin, wie die Theologie, denn sie ist Theologie, wie die schönen Wissenschaften, denn sie gehört dazu. So wie diese alle, muß sie viel dem Genie, dem Gefühl überlassen (!), hat sie für Vieles noch keine bestimmten und bestimmbaren Regeln." .... „Jetzt sehen wir die Herrlichkeit des Menschen nur durch ein düstres Glas, bald von Angesicht zu Angesicht, jetzt fragmentarisch, dann durch und durch, wie ich von Dem erkannt bin, aus dem, durch den und in dem alle Dinge sind. Ehre sei ihm in Ewigkeit. Amen!" Dann weiter: „Alle Menschen urtheilen in allen Dingen nach deren Physiognomie, deren Aeußerlichkeit, der Kaufmann von den Waaren, der Bauer von dem Ansehen seiner Feldfrüchte, der Arzt nach Symptomen, der Verliebte, der Menschenfreund u. s. w. Ist nicht die ganze Natur Physiognomik — Oberfläche und Inhalt, Leib und Geist, äußere Wirkung und innere Kraft?" — „Die Physiognomik im weitern und engern Verstande ist die Seele aller menschlichen Urtheile, Bestrebungen, Handlungen, Erwartungen, Befürchtungen, Hoffnungen, aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen, welche durch Dinge außer uns veranlaßt werden." — „Vom Wurm bis auf den erhabensten Weisen — warum nicht den Engel, warum nicht Jesus Christus? — ist die Physiognomik Grund von Allem, was wir thun und lassen" („Fragmente", V. Abschnitt, „Von der Wahrheit der Physiognomik"). Mit Recht verfiel diese anmaßliche und dabei doch unzureichende Physiognomik Lavater's der Satire, wie sie in milderer Form Claudius, mit seinem bekannten beißenden Spott Lichtenberg übte, Letzterer in der „Physiognomik der Schwänze", worin z. B. die Stelle vorkommt: „Lieber Leser, theurer Seelenfreund, betrachte diesen Hundeschwanz — durchaus nichts weichlich Hündelndes, nichts Damenschößigtes, kein zuckernes, winziges Wesen, überall Mannheit, Drangdruck, hoher, erhobener Bug" u. s. w.

„Er fühlte sich", wie Goethe es ausdrückt, „im Besitz der geistigsten Kraft, jene sämmtlichen Eindrücke zu deuten, welche des Menschen Gesicht und Gestalt auf Jeden ausübt, ohne daß er sich davon Rechenschaft zu geben wüßte*)."

Die Wirkungen dieser prophetischen Gabe waren bedeutungsvolle sowohl für Den, der sie zu besitzen vorgab, wie für Die, auf welche sie angewandt wurde. Die Letzteren gewannen unwillkürlich ein erhöhtes Gefühl von sich selbst, ihren Gaben und ihrer künftigen Bestimmung, indem sie sich durch den auserwählten Kenner und Erforscher der Menschen in den Kreis der seiner besonderen Theilnahme und Beobachtung gewürdigten Individuen aufgenommen, von ihm als mit bedeutenden Anlagen ausgestattet, vielleicht als zu Großem berufen beurtheilt fanden. Natürliche Eitelkeit, ein gewisser dunkler Trieb, ins Innere der Natur einzudringen, und ein halb mystischer Glaube an Lavater's Persönlichkeit bewirkten nur zu leicht eine schwärmerische Exaltation und Selbsttäuschung**), um so leichter,

---

*) „Goethe's Werke", 30. Bd. S. 214.

**) Goethe drückt dies sehr treffend (ebendort) so aus: „Lavater ließ, theils aus Heißhunger nach grenzenloser Erfahrung, theils um so viele bedeutende Menschen als möglich an sein lustiges Werk zu gewöhnen und zu knüpfen (!), alle Personen abbilden, die nur einigermaßen durch Stand und Talent, Charakter und That ausgezeichnet ihm begegneten. Dadurch kam denn freilich gar manches Individuum zur Evidenz; es ward etwas mehr werth, aufgenommen in einen so edlen Kreis; seine Eigenschaften wurden durch den deutsamen Meister hervorgehoben; man glaubte sich einander näher zu kommen, und so ergab sich's aufs Sonderbarste, daß mancher Einzelne in seinem persönlichen Werthe entschieden hervortrat, der sich bisher im bürgerlichen Lebens- und Staatsgange ohne Bedeutung eingeordnet und eingeflochten gesehen. Diese Wirkung war stärker und größer, als man sie denken mag; ein Jeder fühlte sich berechtigt, von sich selbst als von einem abgeschlossenen und abgerundeten Wesen das Beste zu denken, und, in seiner Einzelheit gekräftigt, hielt er sich oft wohl für befugt, Eigenheiten, Thorheiten und Fehler in den Complex seines werthen Daseins mit aufzunehmen". Merck schrieb an Lavater: „Die bösen Monumente, die Sie allen jungen Leuten, welche noch Nichts in der Welt gethan hatten, in Ihrer Physiognomik setzten"! (Hegner, „Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Lavater's," S. 113). Dagegen schwärmte Jacobi: „Ich halte die Physiognomik für eins der herrlichsten Werke, wenn auch an eigentlicher Physiognomik, d. h. wissenschaftlicher, kein wahres Wort sein sollte" (Hegner a. a. O. S. 116). Herder in seiner „Plastik" ahmte wenigstens

als immer mehr Solche sich fanden, welche an diesem Cultus der Physiognomik Theil nahmen.

Wenn Lavater einen Goethekopf als das Muster menschlicher Vollkommenheit schilderte, so durfte er sicher sein, weder seinen Ruf als Prophet, noch die Strebsamkeit des so Verherrlichten auf's Spiel zu setzen. Wenn er fast mit der gleichen Verzückung von einem Fritz Stolberg sprach, so war die Gefahr schon größer. Wenn er aber einen Menschen wie Kaufmann, der Nichts war, als ein kecker Renommist und Abenteurer, für „seinen geweihten Apostel" erklärte, der „Alles könne, was er wolle", so bereitete er damit sich und dem von ihm so Begünstigten den ärgsten und nachtheiligsten Selbstbetrug. Wesentlich mit auf diesen Freibrief hin unternahm Kaufmann jene Apostelreise durch Deutschland, wo er mit mähnenartig flatterndem Haar, mit langem Bart, offner Brust, im grünen Friesrock und dito Hosen, als der Typus eines „Kraftmenschen", nicht blos bei Männern wie Hamann und Herder, sondern selbst an fürstlichen Höfen sich einführte. Durch die günstige, fast begeisterungsvolle Aufnahme, die er nicht allein bei einem Schwärmer wie Hamann, sondern unbegreiflicher Weise auch bei Personen von feinster Geistesbildung, wie Herder und dessen Gattin, fand, in seiner Selbsteinbildung und Anmaßlichkeit bestärkt, steigerte Kaufmann sich in Beidem immer mehr, leistete dabei gar Nichts und endete zuletzt elendiglich in Stumpfsinn — zum nicht geringen Theil ein Opfer der Lavaterschen Physiognomik*).

Das neue Prophetenthum: Lavater, Jung-Stilling, Hamann.

Nicht zufrieden indeß mit diesem indirecten Prophetenthum, das in der Deutung sinnlicher Gotteswerke, der äußeren Gestalt und Physiognomie des Menschen, sich kundgab, maßte Lavater sich ein noch viel directeres

---

theilweise Lavater's Physiognomik nach. Uebrigens gab es schon vor Lavater's Physiognomik verwandte Bestrebungen. So führt die Allg. deutsche Bibl. in ihrem 13. Bande (1770) ein Buch an, betitelt: „Abhandlungen über Physiognomik, Chiromantie, Metaskopie u. s. w.", von Peuschel (Leipzig 1769). Darin macht sich der Verfasser anheischig, aus der Handschrift eines Menschen dessen Haare, Stirn, Gesicht u. s. w. zu errathen.

*) Sehr ausführlich und anschaulich ist aus bester Quelle das ganze hohle und wüste Treiben Kaufmann's geschildert von H. Düntzer in „Raumer's historischem Taschenbuch", Jahrg. 1859, S. 107. Hegner a. a. O. S. 127 nennt Kaufmann einen „Lumpenpropheten".

an, das unmittelbare Schauen der verborgensten Tiefen des Ewigen.

Schon vordem hatten Mystiker und Pietisten sich eines gewissen familiären Verkehrs mit dem höchsten Wesen und der unsichtbaren Welt gerühmt. Aber sie hatten doch meist mit einer gewissen ehrlichen Naivetät sich nur als die demüthig dienenden Werkzeuge dargestellt, welche Gott mit seinem Glanze erleuchte und mit seiner Kraft durchdringe. Lavater trieb die Sache vornehmer, genialischer. Er, der moderne Prophet, war ein ungleich intimerer Vertrauter Gottes; er brauchte nicht geduldig zu warten, bis die höhere Welt der Mysterien sich ihm erschließe; er besaß den Schlüssel dazu und konnte jederzeit nach Belieben damit schalten. In seinen „Aussichten in die Ewigkeit"*) weiß er sehr genau zu berichten, was einstmals nach diesem Leben die verklärten Geister mit ihren verklärten Leibern denken, fühlen, thun, womit sie die Zeit verbringen, wie sie mit Gott und den Engeln verkehren werden. Dabei stellt er sich selbst ziemlich unverholen als einen der Auserwählten Gottes, als einen der „Erstlinge" in diesem Reiche der Ewigkeit dar**).

---

*) 1768—72, 4 Bde. Bezeichnend für diese „Aussichten" und für die ganze eigenthümliche Stimmung der damaligen Zeit, in welcher das Heterogenste durcheinanderwogte, ist u. A. der Umstand, daß diese überfliegend idealen und mystischen Betrachtungen niedergelegt wurden in Briefen an den Schweizer Arzt Zimmermann und daß sie, wie in der Vorrede bemerkt wird, entstanden waren aus Gesprächen Lavater's mit Zimmermann, demselben Zimmermann, durch dessen Einfluß Wieland zuerst von seiner spiritualistisch-platonischen Richtung ab- und zum entschiedensten Eudämonismus und Epikureismus hinübergelenkt worden war!

**) Lavater unterscheidet im künftigen Leben eine Aristokratie der Auserwählten von der gemeinen Menge gewöhnlicher Seelen. „Ich denke mir", sagt er im 8. Briefe, wo er über die sogenannte Auferstehung der Gerechten handelt, „daß diese mit Christus auf Erden herrschenden auferstandenen Propheten, Apostel, Märtyrer und Glaubenshelden einen irdischen, höchst regelmäßigen, schönen, vollkommnen und unverletzlichen Körper bewohnen werden, der nach Belieben des Geistes eine blendende Herrlichkeit an sich ziehen und zurückwerfen, immer grünend, blühend, unermüdlich sich, insonderheit im Hierosolymischen Klima, hin und her bewegen kann, weder des Schlafes noch der Speise, vermuthlich auch keiner Kleidung bedarf". . . „Diese Seligkeit der Erstlinge (!) der Auferstehung wird 1000 Jahre dauern. Nicht lange nach Vollendung dieser 1000 Jahre wird die allgemeine Auferstehung der Todten erfolgen." Im

Jung-Stilling gehörte ebenfalls zu diesen „Auserwählten". Er sowohl als Lavater machten an sich schon früh „die Erfahrung", daß ihr Gebet die unmittelbare Wirkung habe, ihnen aus irdischen Verlegenheiten zu helfen, wenn sie nur mit der vollen Zuversicht des Erhörtwerdens sich wegen Abwendung solcher an Gott wendeten. Geld, dessen sie dringend bedurften, ward ihnen, sogar in Fällen eigner schwerer Verschuldung, auf wunderbare Weise zugemittelt; Versehen, die sie begangen, fanden sich ohne ihr Zuthun ausgeglichen. Wie Lavater, fühlte sich Jung-Stilling als einen jener „großen Männer, großen Geister, ‚Genies', die ihren Lebensplan nach untrüglicher innerer oder vielmehr unmittelbar göttlicher, wunderbarer Eingebung mit zweifelloser Sicherheit entwerfen und zu Ende führen*)".

---

11. Briefe wird (auf 175 Seiten!) „die Natur des verklärten Leibes" (Augen, Zunge, die verschiedenen Sinne, Geruch, Gefühl u. s. w.) abgehandelt. Im 13. Briefe wird die nach jener Auferstehung zu erwartende „Erhöhung der Geisteskräfte" beschrieben, — ein Vermögen des Hellsehens, „wie es schon im jetzigen Leben unter gewissen Umständen hervorblitzt". Auch von der „Beschäftigung der Seelen" im zukünftigen Leben, Betreibung von Künsten, Veredelung der Welten, Reisen in andre Weltkörper u. s. w., weiß Lavater (im 20. Brief) viel zu erzählen.

*) Herbst, „Lavater's Leben", S. 4, erzählt: „Lavater machte bald die Erfahrung, daß das Gebet ihm helfe, ihm Verlegenheiten erspare. Geld, das er berechnen sollte und verthan hatte (!), wurde ihm zufällig gerade auf sein Gebet (!) geschenkt; sogar eine falsche Arbeit fand sich corrigirt". (!) „Ich bedurfte nur", sagt er selbst von sich, „einen gebetanhörenden (erhörenden?) Gott". (Vgl. Lavater's „Tagebuch", S. 126.) Der Herausgeber von Jung-Stilling's „Sämmtlichen Schriften" (1835), Dr. Grollmann, sagt in einem Vorwort dazu, S. 6: „Es ist eine große Idee, welche diesen Mann beseelte und von welcher alle seine Schriften erfüllt sind, die nämlich, daß Gott kindlich auf ihn Vertrauenden auf eine unmittelbare, außerordentliche (!) Weise durch eine alle menschliche Berechnung übertreffende, von dem gewöhnlichen, gesetzlichen, naturgemäßen Gange der Dinge ganz abweichende Schickung aus jeder Noth des Lebens helfe. Die Idee tritt in ihrer Eigenthümlichkeit besonders in dem Glauben hervor, daß ein in der Noth zu Gott geschicktes Gebet nicht etwa blos eine innere Erhörung durch höhere Stärkung des Geistes finde, sondern, wofern es mit den Rathschlüssen Gottes übereinstimmt, eine äußere göttliche Hülfeleistung durch wunderbare (!) Errettung aus leiblicher Noth, Krankheit, Armuth u. s. w. zur Folge habe". Jung-Stilling selbst steht nicht an, sich als einen von den Leuten zu bezeichnen, „die man große Männer, große

Auch Hamann berief sich auf ein solches *δαιμόνιον*, eine unmittelbare, untrügliche göttliche Offenbarung in seinem Innern.

Geister, Genies nennt", Leuten, die durch einen „großen Grundtrieb" sich ihren Lebensplan selbst machen und ausführen. Er habe einen solchen „großen Grundtrieb"; allein derselbe habe in seinem „natürlichen Charakter" gar nicht gelegen, sei erst in ihn gebracht worden (durch eine besondere Veranstaltung Gottes, wie er andeutet). „Gott also hat mich überall geführt; folglich kann ihm sein Werk nicht mißlungen sein" (Jung-Stilling's „Lebensgeschichte", S. 586). Von jener „wunderbaren" Rettung aus Noth weiß sein Biograph (nach Jung-Stilling's eignen Aufzeichnungen) sehr im Einzelnen allerhand zu erzählen (S. 537). „Jung-Stilling hatte 1650 fl. Schulden; unter den Staarblinden, die er (bei einer Reise in die Schweiz) operirte, war eine Person, die kein Wort von seinen Schulden wußte, wenigstens nicht von fern ahnen konnte, wie viel ihrer wären; nur aus innerm Antriebe, um ihm eine bequeme Lage zu verschaffen, bezahlte sie ‚ganz genau' 1650 fl. für die Cur". Aber damit nicht genug. S. 538 heißt es weiter: „Noch mehr! Stilling's himmlischer Führer wußte, daß er (St.) in wenig Jahren noch eine hübsche Summe nöthig haben würde (zum Umzug nach Heidelberg in Folge einer Berufung dahin); Stilling aber wußte davon kein Wort. Diese Summe wurde ihm von verschiedenen wohlhabenden Patienten bezahlt!" Stilling hatte aber auch noch in Straßburg 40 fl. Schulden; „ein Freund Stilling's kommt zu seinem Gläubiger und bezahlt das Geld sammt Zinsen". Der Biograph schließt mit den Worten (S. 542): „Eine Schuldenmasse von 4500 fl. machen zu müssen (?) und sie ganz ohne Vermögen, blos durch den Glauben (!), ehrlich und redlich mit den Zinsen bis auf den letzten Heller zu bezahlen, dieser ‚Stillingsknoten' war nun gelöst — Hallelujah!" Von der wunderthätig hülfreichen Kraft seines Gebets erzählt Jung-Stilling selbst (in dem Buche „Jünglingsjahre und Wanderschaft") u. A. aus seinem Straßburger Aufenthalt folgende Geschichte: Er war, von allen Mitteln entblößt, in größter Noth, und betete um Errettung daraus. Alsbald kommt sein Wirth, ihm eine Summe aus freien Stücken anzubieten. Jung-Stilling verschweigt nicht, daß der Wirth dies that, weil er auf die Meinung gekommen war, Jung-Stilling habe bedeutende Wechsel zu erwarten; Letzterer, obschon er wußte, daß der Wirth in einer Täuschung sich befand und nur wegen dieser so handelte, nahm doch das Geld an, ohne zu wissen, wie es zurückzahlen. Die Allg. deutsche Bibl. macht hierzu die sehr treffende Bemerkung, daß es Einem sonderbar vorkomme, wenn Jung-Stilling bei diesem seinem Verfahren einem „Winke Gottes" gefolgt zu sein vorgebe. „Wenn doch der Verfasser angegeben hätte, was wirklich solch ein Wink Gottes sei, damit nicht zuletzt Jeder jeden plötzlichen Einfall dafür halte; sonst müßte es für die bürgerliche Gesellschaft besser sein, Leute, die solch ein *δαιμόνιον* haben, einzusperren." Goethe im vierten Theil von „Dichtung und Wahrheit" („Nachgelassene Werke", 8. Bd. S. 30) erzählt: ein schalkischer Mann habe ganz ernsthaft ausgerufen:

Das war, wie man sieht, ganz die poetische Theorie der jungen Dichterschule, die Theorie vom „Genie“, welche Young gepredigt hatte, nur verallgemeinert und gleichsam ins Praktische übersetzt. Wie das poetische „Genie“ durch sich allein, ohne den mühsamen Weg der Erfahrung und des Studiums der Regeln, mustergültige Dichtungen sollte hervorbringen können, so das „Genie“ im Leben, der gottbegnadete Prophet, außerordentliche Thaten und eine nicht an die gewöhnlichen Bedingungen menschlichen Daseins gebundene Lebensführung.

Kein Wunder, wenn diese neue Prophetenschule mit der Schule der jungen Genies sich vielfach berührte. Goethe schloß sich als Jüngling an Lavater begeisterungsvoll an. Mit Jung-Stilling verkehrte er als Student zu Straßburg. Er sah in diesem damals vorzugsweise das, was Goethe „eine Natur“ nannte, eine aus sich selbst heraus urwüchsig sich entwickelnde, durch alle Schranken der äußeren Verhältnisse mächtig hindurchbrechende Kraft. Auf sein Andringen veröffentlichte der damals noch unerfahrene und schüchterne Jung-Stilling sein erstes Werk, eine Art Selbstbiographie, unter dem Titel „Heinrich Stilling's Jugend“, welches alsbald großes Aufsehen erregte und ihn zu einer vielangestaunten Persönlichkeit machte.

Vor Allem jedoch ist es Hamann (der „große Magus des Nordens“, wie ihn seine Verehrer bewunderungsvoll nannten), der dieser jungen Schule nahestand, ja, der gewöhnlich als der eigentliche Vorläufer und so zu sagen als die geistige Hebamme der Sturm- und Drangperiode betrachtet wird*). Eine bedenkliche Abstammung freilich, insofern Hamann selbst mit der absolutesten poetischen Unfruchtbarkeit geschlagen und auch als literarischer Theo-

---

„Wenn ich mit Gott so gut stünde wie Jung, so würde ich das höchste Wesen nicht um Geld bitten, sondern um Weisheit, damit ich nicht so viel dumme Streiche machte, die Geld kosten und elende Schuldenjahre nach sich ziehen“.

*) „Deutscher Mercur“ von 1774, 4. Bd. S. 164. (Vgl. Koberstein a. a. O. S. 1491 u. 1514.) Es war ein gewisser Schmid, der dort Hamann als den Stifter und das Haupt der neuen Schule „der Unmittelbarkeit und Genialität“ proclamirte, derselbe Schmid, der, ebenfalls im „Mercur“ (von 1777), die „Anbetung Shakspeare's“ für gleichbedeutend erklärte mit „höchster Ungebundenheit, Verachtung alles Zwanges von Wohlanstand, Regel, Gewohnheit, mit einer üppigen und ausschweifenden Phantasie“.

retiker das völlige Gegentheil Lessingscher Klarheit war*). Ein dunkler Drang ließ ihn im Religiösen ein gewisses geheimnißvolles Aufgehen alles Denkens, Empfindens, Thuns, überhaupt aller Kräfte und Richtungen des Menschen in einer mystischen Einheit mit Gott oder Christus erstreben, und gleicherweise verlangte er dann im Aesthetischen die Rückkehr der seiner Ansicht nach in Abstractionen und todtem Formenwesen verkommenen Poesie zu einer ebensolchen ursprünglichen Einheit von Gefühl und Bild oder Wort, als dem naturwüchsigen Ausdruck des Göttlichen im Menschen oder des „Genie". Wie dies freilich zu machen sei, vermochte er nicht zu sagen, höchstens von fern anzudeuten, wenn er in den frühesten Liedern der Völker oder in den heiligen Urkunden des Alten Testamentes die Spuren einer solchen Ursprünglichkeit und Ureinheit zu finden meinte. Seine sibyllinischen, in einen dunklen und verworrenen Styl gekleideten Orakelsprüche mochten geeignet sein, lebhafte Geister anzuregen, sie in eine gährende Ungeduld des Suchens und Strebens zu versetzen, nicht aber, sie dazu anzuleiten, wie das von ihm in nebelhafter Ferne gezeigte Ziel wirklich zu erreichen, wie das Unsagbare dennoch zu sagen sei**). Und selbst jene orakelnden An-

*) „Wie Lessing schied", sagt treffend Hillebrand (a. a. O. 1. Bd. S. 287), „so vermischte Hamann." Er selbst bekannte von sich, daß er nichts Fertiges, Abgeschlossenes zu liefern vermöge. „Brocken, Fragmente, Grillen, Einfälle nur kann ich geben" („Hamann's Werke", 1. Bd. S. 495). Seinen eignen Styl nennt er einen „Wurststyl", weil er das Verschiedenartigste zusammenstopfe, oder auch einen „Heuschreckenstyl", weil er von Einem zum Andern überspringe.

**) Goethe in „Dichtung und Wahrheit" („Werke", 26. Bd. S. 108), obgleich im Allgemeinen Hamann sehr hochstellend, äußert doch: „Das Princip, auf welches sich die sämmtlichen Aeußerungen Hamann's zurückführen lassen, ist dieses: ‚Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich'. Eine herrliche Maxime, aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten; bei jeder Ueberlieferung durch's Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit, denn das Wort muß sich ablösen, muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Es giebt keine Mittheilung ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieser Trennung widerstrebte und, wie er eine Einheit empfand, imaginirte, dachte, so auch sprechen wollte und das Gleiche von Andern verlangte, so trat er mit

regungen, durch welche er „die aufstrebende Jugend anzog", wie

---

seinem eignen Styl und mit Allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er nach allen Elementen; die tiefsten, geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profanscribenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles dieses bildet die wunderbare Gesammtheit seines Styls, seiner Mittheilungen". Den Gesammteindruck der literarischen Wirkungen Hamann's faßt Goethe schließlich in die Worte zusammen: „Kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf der Höhe nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden, so wird es um uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen vorzüglich auf bestimmte im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten gerichtet waren". Herder, der Hamann's persönlicher Vertrauter und Schüler in Königsberg war, sagt von ihm in den „Fragmenten" (1. Sammlung, S. 158): „Der Kern seiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und eine merkwürdige Belesenheit — die Schaale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Er hat sehr viel gelesen, allein die Balsamdüfte vom Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der britischen Laune vermischt, sind zu einer Wolke geworden. Diese umhüllt ihn, wie die Pythissa, wenn sie Weissagungen in kabbalistischer Prose murmelt. Seine Belesenheit ist so zusammengeflossen, wie die königliche Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben. Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Aussicht in Einen Gesichtspunkt; aber hier stehe ein Leser, der diesen Punkt trifft, der *sein* Auge, *seine* Laune zu Beobachtungen hat — sonst sieht er verzogene Stellungen und Schimmel statt eines mikroskopischen Wäldchens. Jeder Gedanke ist eine unaufgefädelte Perle, jeder ist in ein Wort eingekleidet, ohne welches er ihn nicht denken und sagen konnte". Die Verfasser der „Literaturbriefe" hatten sich zuerst (im 113. Brief) günstig über Hamann ausgesprochen, seinen Styl sogar dem Winckelmannschen, als ebenso „körnig", verglichen; später kamen sie von dieser guten Meinung zurück und tadelten ihn um so schärfer wegen seiner fast gesuchten Dunkelheit (254. Brief). Von den Aussprüchen Hamann's, die sich auf jene „Ursprünglichkeit" der Poesie beziehen, sind die noch am Ersten verständlichen und daher am meisten citirten die folgenden (in der Schrift: Aesthetica in nuce): „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts". „Poesie ist eine Nachahmung der schönen Natur." „Man weist uns immer auf die Denkmale der Alten. Warum bleibt man bei den durchlöcherten Brunnen der Griechen stehen und verläßt die lebendigsten Quellen des Alterthums?" „Um das

Goethe versichert*), waren insofern nicht unbedenklicher Art, als sie ebensowohl in die Tiefen sinnlicher Leidenschaften, als auf die Höhen einer erhabenen Begeisterung zu führen schienen, gleichwie Hamann's eigenes Leben ein trübes Gemisch von Kundgebungen einer hochgespannten Frömmigkeit und von Handlungen voll moralischer und ästhetischer Unsauberkeit waren**).

Urkundliche der Natur zu treffen, sind Griechen und Römer durchlöcherte Brunnen." Auch was Hamann in seinen „Sokratischen Denkwürdigkeiten" von dem *δαιμόνιον* des Sokrates als einer geheimnißvollen Quelle unmittelbaren Erkennens und Verstehens der tiefsten Wahrheiten sagt, gehört einigermaßen hierher. Andere Male verliert sich das Aesthetische bei ihm in das Religiösmystische, z. B. wenn er sagt: „Je lebhafter das Ebenbild des unsichtbaren Gottes in unserm Gemüth ist, desto fähiger sind wir, seine Leutseligkeit in den Geschöpfen zu sehen und zu schmecken, zu beschauen und mit Händen zu greifen. Jeder Eindruck der Natur in dem Menschen ist nicht nur ein Andenken, sondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: wer der Herr ist". „O, eine Muse wie das Feuer des Goldschmieds und die Seife der Wäscherin! Sie wird es wagen, den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstractionen zu läutern, wodurch dieser Begriff von den Dingen ebensosehr verstümmelt worden, wie der Name des Schöpfers unterdrückt und gelästert wird." „Wodurch sollen wir die ausgestorbene Sprache der Natur von den Todten wieder auferwecken? Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern und durch die Wiederherstellung ihrer Magie." Etwas Klares ließ sich dabei schwer denken, aber der Ruf nach „Natur", „Natürlichkeit" und „Originalität" und die Verdammung alles dem Entgegenstehenden, wofür Hamann die ganze herkömmliche Denk- und Dichtweise erklärte, das tönte lieblich in den Ohren und Herzen der von einem ebensolchen dunklen Drange nach einem ganz Neuen, Ungewöhnlichen, Außerordentlichen ergriffenen Jugend. Mit diesem — was seinen literarischen Einfluß und vollends seine literarische Führerschaft betrifft — abfälligen Urtheil über Hamann soll seinen mancherlei feinen und richtigen kritischen Bemerkungen im Einzelnen so wenig, wie seiner wahrhaft kolossalen, nur leider ungeordneten, Vielbelesenheit zu nahe getreten werden.

*) „Werke", 26. Bd. S. 105.

**) Was dieses Letzte betrifft, so hat Hamann selbst in Briefen und tagebuchartigen Aufzeichnungen („Gedanken über meinen Lebenslauf", — „Hamann's Werke, herausgegeben von Roth", 1. Bd.) mit einer Offenheit, die einer bessern Sache werth wäre, die Unwahrhaftigkeit und Unlauterkeit seines Wesens enthüllt. In einem Briefe an Kant von 1759 (a. a. O. 1. Bd. S. 429) nennt er sich selbst (und scheint sich dessen zu rühmen) „einen Menschen, dem die Krankheit seiner Leidenschaften eine Stärke, zu denken und zu empfinden, giebt,

Was an diesem neuen Prophetenthum besonders widerwärtig

---

die der Gesunde nicht hat". Er erzählt von sich (a. a. O, 1. Bd. S. 165): „als Knabe sei er zu heimlichen Jugendsünden durch einen andern Burschen verführt worden". Als Hofmeister war er „ungeduldig, heftig, eitel auf seine Verdienste", hielt nicht lange aus. Er machte sich aus dem Hause, wo er Hofmeister war, wie er selbst (S. 189) zugesteht, „mit Scheingründen und ohne Aufrichtigkeit" los, indem er „unter dem Versprechen fortging, wiederzukommen, was eine offenbare Lüge war". Trotz guten Gehaltes gerieth er in Schulden. In der Nähe seiner sterbenden Mutter überläßt er sich Zerstreuungen. Gegen seinen Vater, dem er zur Last fällt, obgleich er weiß, daß dieser selbst bedrängt ist, erweist er sich undankbar und unkindlich. Ein Kaufmann Behrens in Riga nimmt sich seiner an und gewährt ihm, der „in die Welt hinaus kommen" und „sein Glück machen" will, die Mittel, erst zu einer Reise nach Berlin, Lübeck, Hamburg (wo er aber nirgends etwas Rechtes anzufangen weiß, sich mit Zerstreuungen betäubt, überall „unstät und unzufrieden" ist), dann nach London, wo er ihm ein Geschäft aufträgt. Statt diesem Vertrauen zu entsprechen, verlottert Hamann Zeit und Geld in zum Theil, wie es scheint, sehr gemeinen Vergnügungen, wird krank, geräth in tiefste Noth, so daß er „drei Wochen lang von Wassergrütze und Kaffee" leben muß, verfällt in seiner gezwungenen Einsamkeit auf die Lectüre der Bibel und wird (oder scheint) nun plötzlich überfromm, was ihn aber wiederum nicht abhält, gegen seinen Wohlthäter Behrens sich nicht blos unredlich (indem er ihm das durchgebrachte Geld nicht ersetzt), sondern auch in hohem Grade undankbar zu zeigen. Dafür zieht er, was freilich viel bequemer, einen Wechsel auf Gott, den er anruft: „er möge seinen Vater, Bruder, seine Freunde für das entschädigen, was er selbst ihnen Uebles gethan", und getröstet sich: „seine Seele sei in Gottes Hand mit allen moralischen Mängeln und Grundkrümmen derselben" (a. a. O. S. 202, 363 u. s. w.). „Mir eine Brücke zum Glück zu bauen, war immer die erste Absicht aller meiner Handlungen", gesteht er selbst (Ebenda S. 207). Später lebte er in Königsberg in wilder Ehe, unlustig zu einer geregelten Beschäftigung, oftmals unmäßig u. s. w. Ein Mensch von solcher Lebensweise ist immer auch ästhetisch ein bedenklicher Führer. Von seinen theoretischen Grundsätzen gehören hierher folgende, die gerade durch ihre Unbestimmtheit, sowie durch ihre Verbindung mit andern, scheinbar sehr idealen, doppelt gefährlich für eine in sich selbst noch unklare Jugend werden mußten: „Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften"; — „Wenn die Leidenschaften Glieder der Unehre sind, hören sie darum auf, Waffen der Mannheit zu sein?" — „Die Empfängniß neuer Ideen und Entwürfe, die Arbeit und Ruhe des Weisen liegen im Schooße der Leidenschaften vergraben." „Brauche deine Leidenschaften, wie du deine Gliedmaßen brauchst!" (a. a. O. 1. Bd. S. 515). „Ein Herz ohne Leidenschaften ist wie ein Kopf ohne Begriffe. Ob das Christenthum solche Herzen und Köpfe verlangt, zweifle ich sehr" (Ebenda, S. 494).

auffällt, ist der Contrast zwischen der zur Schau getragenen, zum Theil wohl auch wirklich eingebildeten Wahrhaftigkeit und Lauterkeit der Vertreter desselben, und der innern Unwahrheit, Zweideutigkeit, Selbsttäuschung und Täuschung Andrer, die in deren Denken und Thun so häufig zu Tage tritt. Diese Zweideutigkeit, die sie mit den Pietisten gewöhnlichen Schlags gemein hatten, war nur bei ihnen deshalb noch gefährlicher, weil sie dieselbe mit einem stärkeren Scheine von halb poetischer, halb religiöser Idealität zu umgeben verstanden*).

*) Zur Rechtfertigung und Bestätigung dieses harten Urtheils wollen wir zunächst einige Specialitäten aus Lavater's und Jung-Stilling's eignen Schriften anführen. Von Lavater kommt hier namentlich das „Tagebuch" in Betracht. Der ausführliche Titel heißt: „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst". Gleich die Einführung desselben in die Oeffentlichkeit ist kokett und unwahr. Es beginnt mit einer Vorrede Lavater's, worin dieser die Sache so darstellt, als ob das „geheime" Tagebuch lediglich durch eine „wohlgemeinte Verrätherei" des Freundes zur Veröffentlichung gelangt sei. Er freue sich über die gute Absicht des Herausgebers, obschon er sich vielleicht geweigert haben würde, in die Herausgabe zu willigen. Dann folgt eine Vorrede des Herausgebers, worin dieser alles mögliche Schöne von dem Verfasser des Tagebuchs sagt. Er schließt diesen Panegyrikus mit den Worten: „kurz, ein Mann, doch — ich will nichts zu seinem Lobe sagen". Dann folgt wieder eine Aeußerung Lavater's selbst: Menschenkenner hätten bemerkt, daß die Aufrichtigkeit aufhöre, sobald der Mensch wisse, er werde beobachtet. Allein, wo das Herz nur sich selbst beobachte, da fange die Aufrichtigkeit an. Der Verfasser des Tagebuchs nimmt sich daher vor: „seine Beobachtungen (über sich selbst) niemals irgend einem Menschen zu zeigen, sie genau zu verwahren". (Wie aber war dann jene „wohlgemeinte Verrätherei" des Freundes möglich?) In diesem Tone koketter Selbstbespiegelung ist auch das Tagebuch selbst, besonders fast der ganze 1. Theil (der 2. Theil ist etwas besser) gehalten. Im Vergleich zu dem Gellertschen Tagebuchstyl ist dieser Lavatersche noch unnatürlicher und innerlich unwahrer. Von Jung-Stilling gehört hierher die obige Geschichte mit dem Wirth in Straßburg, dann eine andere, wo Stilling ein geheimes, ihm als solches vermachtes Manuscript auf dem Postwagen verkauft, endlich sein, von ihm selbst sehr naiv berichtetes Verhalten als Professor der Staatswissenschaft in Gießen. Er erzählt, wie seine Zuhörer sich verloren, wie er gefühlt, daß er der Stelle nicht gewachsen sei, und fährt dann fort (a. a. O. S. 525): „Der rechtschaffene Mann, geschweige der wahre Christ, muß Amt und Besoldung zurückgeben, sobald er es nicht pflichtmäßig verwalten kann, wenn dieses auch seine Schuld nicht ist. Diese Forderung, die kein Sophist aus meinem Gewissen herausdemonstriren konnte, machte mir angst und bange, und

Stellung der jungen Dichterschule zur Religion und zur Moral. Pantheistisch-eudämonistische Richtung derselben.

Es ist hier der Ort, über die Stellung der jungen Dichterschule zur Religion zu sprechen, wie sie in diesem wahlverwandtschaftlichen Verkehr derselben mit Männern wie Hamann, Lavater, Jung-Stilling, aber auch in andern Anzeichen zu Tage tritt. In ihrer radicalen Opposition gegen alles Bestehende in Literatur und Leben, in Sitte

---

doch konnte ich ihr nicht Folge leisten, denn ich war an Händen und Füßen gebunden. Wie war da ein Rettungsmittel zu denken? Entweder mußte (!?) mir der Kurfürst die 2000 fl. geben — so viel brauchte ich — und mich vom Amt entlassen, oder ein anderer Fürst mußte (?!) mich mit so viel berufen". Wie das so sehr mit Wahrhaftigkeit prunkende und doch so durch und durch unwahre Wesen Lavater's auf Menschen mit wirklich gesundem Geistes- und Gemüthsleben wirkte, davon haben wir die frappantesten Zeugnisse in Goethe's Schriften. Anfangs zeigt sich Goethe hingerissen von Lavater, der in seiner Persönlichkeit einen großen Zauber gehabt zu haben scheint. Er half ihm an seiner Physiognomik durch Zeichnung und Zusendung von Köpfen und gab sich ihm ganz hin. An Knebel schrieb er aus Zürich 1779 („Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel", 1. Bd. S. 15): „Hier bin ich bei Lavater im reinsten Zusammengenuß des Lebens. Er ist ein einziger Mensch. Solche Wahrheit, Glaube, Liebe, Geduld, Weisheit, Güte, Stärke, Ganzheit, Ruhe ist weder in Israel noch unter den Heiden". Ebenso an Frau v. Stein („Goethe's Briefe an Frau von Stein, herausgegeben von Schöll", 1. Bd. S. 277) unterm 30. Nov. desselben Jahres: „Wenn man wieder einmal einen so ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt". Auch die Herders rühmten an Lavater die „Wahrheit des Herzens" („Erinnerungen" von Caroline v. Herder, 1. Bd. S. 233); Wieland küßte ihm die Hand; Charlotte v. Lengefeld nannte ihn einen Engel („Goethe's Briefe an Frau v. Stein", 3. Bd. S. 275. „Carolinens v. Wolzogen Nachlaß", 1. Bd. S. 170). Fritz Stolberg schrieb 1775 an Claudius über ihn („Boie's Museum", 1776. 1. St.): „In den verstohlenen Augenblicken, welche jedem Andern zur Ruhe unentbehrlich sind, schreibt er Werke, die das Erstaunen Deutschlands, das Erstaunen künftiger Jahrhunderte sein werden". Dagegen lauten Goethe's Aeußerungen über Lavater aus wenig späterer Zeit ganz anders. In zwei Briefen an Frau v. Stein vom 5. u. 6. April 1782 (a. a. O. 2. Bd. S. 182, 183) sagt er: „Die Geschichte des guten Jesus (aus Lavater's Pilatus) hab' ich nun so satt, daß ich sie von Keinem als allenfalls von ihm selbst, hören möchte" . . „Wenn unser Einer seine Eigenheiten einem Helden aufflickt und nennt ihn Werther, so geht's hin; nun findet Hans Casper diese Methode allerliebst und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen, da wird er abgeschmackt." Ferner an ebendieselbe unterm 21. Juli 1786 (ebenda, 3. Bd. S. 279), nachdem Lavater in Weimar gewesen: „Kein herzliches, vertrauliches Wort ist unter uns ge-

und Gesellschaft, hatte die junge Schule offenbar einen gewissen revolutionären Charakter. Danach könnte man annehmen, sie sei auch im Religiösen revolutionär, mindestens radical verfahren. Dem ist jedoch nicht so. Im Allgemeinen stehen bei ihr die religiösen Fragen nicht im Vordergrunde*). Weder im „Werther", noch im „Faust" (ebensowenig in dem Goetheschen als in dem von Klinger und dem des Maler Müller) ist die Krisis, an welcher der Held zu Grunde geht, eine religiöse. Nicht sowohl der Zweifel an einer unsichtbaren Welt ist es, was diese jungen Titanen aufreibt, als der ungestüme Drang entweder nach absoluter Erkenntniß der Natur und ihrer geheimsten Kräfte, oder nach einem ebenso absoluten, allbefriedigenden Lebensgenuß. Selbst in Goethe's „Prometheus" ist zwar eine gewisse Auflehnung menschlichen Trotzes gegen die Gottheit, wie sie der alte griechische Mythus enthielt, nicht aber eine Gottesleugnung zu finden. Sogar jener blos verstandesmäßige, zu einem nüchternen Moralprincip zugespitzte Deismus, wie ihn die Aufklärungsphilosophie nach dem Vorgange der englischen Freidenker, wie ihn auch Rousseau in seinen „Bekenntnissen des savoyischen Vicars" lehrte, war nicht nach dem Geschmacke der jungen Genies**). Eher möchte man sagen, daß ihnen in ihrem unersätt-

---

wechselt worden; ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir von ihm bleibt". 1797 war Goethe in Zürich, ohne Lavater auch nur zu sehen! (Vgl. Schäfer, „Zur deutschen Literatur", 2. Bd. S. 95.) Auch das Verhältniß Goethe's zu Jung-Stilling muß später sehr erkaltet sein, denn Letzterer berichtet (a. a. O. S. 572. 575) von einer zweimaligen Durchreise durch Weimar (1803), ohne Goethe's auch nur zu gedenken! Goethe selbst spricht schon in der oben angeführten Stelle wesentlich kühler von Jung, als wenige Jahre vorher in Straßburg. In Betreff Hamann's beziehen wir uns auf das S. 398 in der Note **) Gesagte.

*) Dies unterscheidet die „Sturm- und Drangperiode" von der, sonst in mancher Beziehung ihr nicht unähnlichen, literarischen Bewegung der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts, dem sog. „jungen Deutschland", sowie von der Byron-Shelley'schen Schule in England.

**) Gleichwohl halte ich es für nicht zutreffend, mindestens nicht erschöpfend, wenn manche Literarhistoriker die ganze „Sturm- und Drangperiode" nur als eine natürliche Reaction gegen die vorausgegangene „Aufklärungsperiode" ansehen,

lichen Triebe, sich voll auszuleben und im Erkennen wie im Ge-

wie Hettner, der dieselbe geradezu (a. a. O. 3. Theil, 3. Buch, 1. Abtheilg., S. 1 ff.) als einen „Kampf gegen die Schranken der Aufklärung" bezeichnet. Was er als Gegenstand dieses „Kampfes" aufführt: die Willkürherrschaft in einem großen Theil von Deutschland, die schroffen Standesunterschiede, die Härten im Familienleben, das steife Ceremoniell u. A. m. — das Alles war schon von der „Aufklärung" bekämpft worden; ja auch jene „Natürlichkeit" des Denkens, Empfindens, Sichgebens, wie sie in höchster Potenz den Männern des Sturmes und Dranges als Ideal vorschwebte, war, freilich noch in mehr bescheidenem Maße, bereits von den Moralischen Wochenschriften, von der Hamburger Dichterschule, von Gellert und Gleim erstrebt und theilweise erreicht worden. Was als innerer Gegensatz und, wenn man will, als äußere „Schranke" an derjenigen Richtung der „Aufklärung", gegen die sie ankämpften, von den jungen „Genies" empfunden ward, das war etwas ganz Anderes; das war der enge und feste Anschluß dieser Aufklärungsrichtung (zu der die sogenannte Popularphilosophie, zu der aber auch ganz entschieden Kant gehört, in dem diese Richtung gewissermaßen gipfelte) an eine reale Welt, an ein Allgemeines, dem der Einzelne sich ganz unterzuordnen, gegen das er Pflichten zu erfüllen, dem er seine kleinen individuellen und privaten Neigungen, Leidenschaften, Begierden nöthigenfalls zu opfern hätte. Mit dieser Forderung, welche die „Aufklärung" der Fridericianischen Zeit an den Einzelnen stellte, vertrug sich freilich das Gefühl absolutester Souveränetät des Ich schlecht, welches der Lebensauffassung der „Sturm- und Drangperiode" zu Grunde lag. Daß und warum diese „freie Genialität" ein gewisses Recht dazu hatte, diejenigen Vertreter der „Aufklärung", welche sich nur negativ, abwehrend, gegen sie verhielten, ohne ihr etwas Positives entgegensetzen zu können, für „beschränkt" und „philisterhaft" zu erklären (wie z. B. Nicolai in seiner späteren Zeit), darauf wird an andrer Stelle zurückzukommen sein. Wie tiefinnerlich begründet aber und daher wie auch äußerlich schroff der Gegensatz zwischen jener auf eine thaten- und opferreiche Hingabe an ein Allgemeines gestellten und dieser auf die absolute Freiheit und Selbstbefriedigung des Einzel-Ich pochenden Richtung war, dafür haben wir einen schlagenden Beleg auch von der entgegengesetzten Seite her in der herben Verurtheilung, welche das „Genietreiben" der siebenziger Jahre von einem Manne erfuhr, der gleichsam die Verkörperung jener streng realistischen Richtung in der höchsten Potenz war, von dem großen Staatsmann Freiherrn vom Stein. In der berühmten Denkschrift vom April 1806, die Stein dem König Friedrich Wilhelm III. überreichte und worin er mit merkwürdigem Freimuth sich über die einzelnen Mitglieder des damaligen Cabinets aussprach, heißt es vom Grafen v. Haugwitz: . . „Er folgte dann den Thoren, die in Deutschland vor 30 Jahren das Geniewesen trieben" („Aus Stein's Leben, von Pertz", S. 161). Selbst zu Goethe stand Stein — bei aller Achtung vor dessen Dichtergeist — doch innerlich wesentlich antipodisch, wie das E. M. Arndt in der höchst ergötzlichen Schilderung von der Begegnung der

nießen gleichsam die ganze Welt in sich hineinzuschlingen*), eine gewisse pantheistische Anschauung nicht fremd gewesen sei. Von Goethe wissen wir, daß er während seines Aufenthaltes im Aelternhause zwischen seiner Leipziger und seiner Straßburger Studienzeit sich eine Art von pantheistischer Gottesverehrung ausdachte, daß er in Straßburg sich den Ideen eines Giordano Bruno und ähnlichen zuneigte, daß er später auch mit Spinoza sich viel beschäftigte.

Diesem geistig-sinnlichen Drange nach einer unendlichen Lebensfülle, sei es in der Erfassung und Bewältigung der äußern Natur mittelst einer Art von unmittelbarer, ins Innerste der Dinge eindringender Intuition, sei es (und das noch viel häufiger) im schrankenlosen Schwelgen in allen höchsten Freuden der Erde — diesem Drange war eine Geistesrichtung wie die der Lavater, Jung-Stilling, Hamann in vieler Hinsicht congenial. Denn diese „Propheten" vermaßen sich ja, mit mehr als gewöhnlicher Menschenkraft sowohl selbst zu den steilsten Höhen und in die unergründlichsten Tiefen vorzudringen, als auch Andere dahin zu führen. Wie er-

beiden großen Männer im Kölner Dome (in dem Buche: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn v. Stein") unverholen andeutet. — Noch weniger freilich kann ich beistimmen, wenn Hillebrand (a. a. O., 1. Bd. S. 266) die „Sturm- und Drangperiode" als eine Fortsetzung und Steigerung der „Aufklärungsrichtung" bezeichnet. Er sagt daselbst: „Was Lessing in national-literarischer, Friedrich II. in politischer Hinsicht zu selbstbewußter Bestimmtheit gebracht hatten, das wurde bald mit der Lust der Eroberung über die gewöhnlichen Grenzen hinaus verfolgt und meistens in maßlosem Selbstdrange und stürmender Unruhe weiter fortgeführt". Im Gegentheil! Nicht eine übertreibende Weiterführung der von Friedrich II. und Lessing eingeschlagenen Richtung des Denkens und Empfindens, sondern ein völliger Bruch mit dieser war die „Genialität" der siebenziger Jahre. Ebensowenig zutreffend ist es, wenn Hillebrand (S. 267) „die transscendentale Ichlehre Kant's" für den „Gipfelungs- und damit Schlußpunkt dieser Epoche" (des Sturmes und Dranges) erklärt. Sie war vielmehr der entschiedenste Rückschlag dagegen, wie ich am entsprechenden Orte zu zeigen hoffe. (Vgl. meinen Aufsatz: „Immanuel Kant. Eine culturgeschichtliche Studie", in dem „Historischen Taschenbuch von Fr. v. Raumer", 4. Folge, 8. Jahrgang, 1867.)

*) Wie es der Goethesche Faust als das Ziel seiner Sehnsucht ausdrückt:

„Mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern
Und so, wie sie, zuletzt auch ich zerscheitern".

bärmlich klein nahm sich doch neben solcher geträumten Gottähnlichkeit die bescheidene Denkweise Lessing's aus, der sich damit begnügt hatte, nur immerfort der Wahrheit nachzustreben, weil der Vollbesitz der Wahrheit für keinen Sterblichen sei! Wie verächtlich erschienen die Mahnungen jener ordinären Moralisten, der Popularphilosophen, von einem Maßhalten in Allem und von den Rücksichten auf eine allgemeine Ordnung, welcher der Einzelne sich einzufügen habe! Im Gegentheil! Je unbändiger das Einzel-Ich sich gegen alle Schranken der gegebenen Verhältnisse aufbäumte, je gewaltiger es im Vollgefühl der eignen Erhabenheit sich aufblähte, je unersättlicher es alle Freuden und Herrlichkeiten der Welt in der Selbsteinbildung, das wahre „Genie" oder *δαιμόνιον* in sich zu hegen, für sich allein verlangte: um so mehr bewährte es die Unendlichkeit seines Strebens und — so wähnte man — die Unerschöpflichkeit seiner inneren Kraft, auch wenn diese Kraft sich nur im Genießen und Begehren, oder in großen Worten, aber kleinen oder keinen Thaten äußerte.

Die Glückseligkeitslehre war seit lange schon auch in Deutschland zur herrschenden Lebensphilosophie geworden, zuerst der vornehmen, begünstigten Klassen, allmälig auch eines großen Theils des Mittelstandes. Von Frankreich her war sie, zum Theil durch das Beispiel des dortigen Hofes und der von ihm inficirten „guten Gesellschaft", zum Theil als praktische Consequenz eines theoretischen Materialismus und Atheismus, in ziemlich grobsinnlicher, höchstens der Form nach verfeinerter Gestalt, von England durch die Schule Shaftesbury's und Bolingbroke's in einer etwas mehr idealisirten, vergeistigten Richtung nach Deutschland herübergekommen. Wieland hatte diesen Eudämonismus, wie wir sahen, zu einer Art von ästhetisch-philosophischem Cultus ausgebildet. Durch den größeren Ernst, den die thaten- und opferreiche, auf allgemeine Ziele des Völkerlebens gerichtete Zeit Friedrich's des Großen in ihrem Gefolge hatte, war dieser egoistische Trieb nach bloßem Genuß zwar zurückgedämmt, aber niemals ganz unterdrückt worden. Ein schlagender Beweis dafür ist es, daß sogar die von Haus aus so sittlich-strengen Popularphilosophen Mendelssohn, Garve u. A. sich mit jener Glückseligkeitslehre abfinden zu müssen glaubten, indem sie ein Compromiß zwischen Glückseligkeit und Tugend, Genuß

und Pflicht verschlugen*). Mit der Wiederentfesselung des individuellen Empfindungslebens wogte und wallte jener Trieb nach unendlicher Selbstbefriedigung fesselloser denn je empor**). Das moderne Prophetenthum selbst wußte denselben mit seinen angeblichen hyperidealen Strebungen trefflich zu vereinigen und mit himmlischen Mitteln oftmals sehr irdische Zwecke zu verfolgen. Wir sahen Jung-Stilling und Lavater sogar die Weihe des Gebetes zu profanen Absichten mißbrauchen und Hamann sehr offenherzig in Einem Athem von dem „Ruhme Gottes", dem er diene, und von der Hoffnung, „sein Glück zu machen", sprechen.

Wahrsagerei und natürliche Magie im Dienste dieser Richtung. Mesmer, Gaßner, Cagliostro, St. Germain, Schrepfer u. A.

Diese Sucht der Zeit nach möglichst reichem und zugleich möglichst mühelosem Genuß des Lebens, verbunden mit dem ebenso verführerischen Kitzel eines geheimnißvollen Alleswissens, als des Privilegiums bevorzugter Geister, ward nun aber auch die Handhabe für eine viel gröbere Abart jenes feineren Prophetenthums, für die Adepten eines angeblich übernatürlichen Wissens und Könnens in sozusagen handgreiflichen Wirkungen auf die sinnliche Welt, die Meister der „natürlichen Magie", Hellseherei und Wahrsagerei, der Kunst, durch urkräftige Zaubermittel das Leben zu verlängern, das Alter zu verjüngen und den allezeit mächtigsten Talisman für jegliche Art von Genuß, das Gold, auf mystischem Wege zu bereiten. Es ist merkwürdig, zu sehen, wie noch weit in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts herein nicht blos hochgebildete und gelehrte Männer, z. B. der Theolog Semler, sondern selbst Naturforscher von so hellem Verstande wie Georg Forster mit der Idee des Goldmachens sich zeitweilig ganz ernsthaft beschäftigen. Semler sandte noch 1786 eine Probe angeblich aus Salz gewachsenen Goldes

*) Wie selbst Kant dies noch thun zu müssen glaubte, habe ich in dem oben (S. 404 Note) citirten Aufsatze über Kant ausgeführt.

**) Nirgends ist bekanntlich die ganze Signatur jener Zeit vollendeter dichterisch ausgeprägt, als in Goethe's „Faust". Da ist es nun interessant, zu sehen, wie bei Goethe Faust's unendliches Streben schließlich gipfelt und gleichsam verpufft in sinnlichem Lebens- und Liebesgenuß, während Lessing seinen Faust (soweit uns sein Plan bekannt ist) an übertriebenem Wissensdrange zu Grunde gehen lassen wollte, der Engländer Marlowe dem seinigen vorzugsweise einen unersättlichen Trieb nach äußerer Macht und Herrschaft mitgab.

an den Chemiker Klaproth, und ebenso glaubte er einer Universalarznei in Gestalt eines sogenannten Luftsalzes auf der Spur zu sein*). Von dem berühmten Arzte Beireis in Helmstädt ist nicht recht klar, ob er mehr ein Getäuschter oder ein Täuschender war mit seiner angeblichen Kunst, aus kleinen Diamanten einen großen zu machen, und mit sonstigen ans Wunderbare streifenden angeblichen Resultaten einer außergewöhnlichen Wissenschaft**).

Um wie viel mehr mußten diese vermeintlichen Wunderthäter Eingang und Zulauf finden theils bei der vornehmen Gesellschaft, die nur nach Sinnenlust und nach raffinirten Reizen der Phantasie haschte, theils auch bei Denen, die zwar für gewöhnlich mit feineren Mitteln nach der Erschließung des Reiches der Wunder und nach der Herrschaft über die Gemüther der Menschen trachteten, aber auch gröbere zur Erreichung dieser ihrer Zwecke zeitweilig nicht verschmähten. Cagliostro mit seinem Lebenselixir und seinen angeblichen altägyptischen Mysterien fand in den höheren Kreisen Deutschlands ebenso wie Frankreichs zahlreiche Anhänger. St. Germain, der neben der Gabe ewiger Jugend noch die schätzbare Kunst, Diamanten zu machen, zu besitzen vorgab, lebte in hohen Ehren bei dem Herzog Carl von Hessen in Schleswig. Nicht blos für Mesmer's geschickte Manipulationen mit dem thierischen Magnetismus, auch für die viel plumperen Gaukeleien des katholischen Teufelsbanners Gaßner warf sich Lavater zum Apostel und Protector auf***). Selbst in dem gelehrten und aufgeklärten Leipzig trieb ein schlauer Gastwirth, Schrepfer, mit dem Citiren von Todten und andern Schwindeleien lange ein einträgliches Geschäft unter großem Zulauf des Volkes, bis er zuletzt, entlarvt und weniger keck als jene vorneh-

*) Kopp, „Geschichte der Chemie", 2. Bd. S. 240.

**) Goethe in seinen „Tagesheften" („Werke", 31. Bd. S. 213) hat allerhand Interessantes davon mitgetheilt.

***) Barthold, „Geschichtliche Persönlichkeiten", 2. Bd. S. 40 u. 97. An Lavater dachte wahrscheinlich Goethe, wenn er in seiner „Campagne in Frankreich", da, wo er von der berüchtigten Halsbandgeschichte spricht (dem Thema seines „Großcophtha"), äußert: „Mit Verdruß hatte ich viele Jahre die Betrügereien kühner Phantasten und absichtlicher Schwärmer zu verwünschen Gelegenheit gehabt und mich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menschen bei solchen frechen Zudringlichkeiten verwundert" („Werke", 30. Bd. S. 267).

meren Betrüger, durch einen Schuß im Rosenthale sich selbst entleibte*).

Zusammenhang dieser Verirrungen mit dem Aufschwunge der Naturwissenschaften.

Der lebhaftere Aufschwung, den eben damals die Naturwissenschaften zu nehmen begannen, hätte wohl derartigen Täuschungen vorbeugen sollen. Statt dessen trug er von gewisser Seite selbst dazu bei, sie zu begünstigen. Mancherlei überraschende Entdeckungen im Gebiete der Chemie, der Physik, der Physiologie schienen durch die Erkenntniß ganz neuer Naturkräfte (der Elektricität, des Magnetismus u. s. w.) auch neue Wege in die geheimste Werkstatt der Natur zu erschließen**). Mit jener Ungeduld, die gerade der strebendsten Geister sich so leicht bemächtigt, übersprang man die mühsam zu erklimmenden Stufen allmäligen Erforschens, und mit Hülfe einer überspannten Einbildungskraft wähnte man die letzten Resultate geträumten Tiefblicks in die Natur in Einem kühnen Griffe erfassen zu können. Dem alchymistischen Unwesen war zwar schon Leibnitz kräftig entgegengetreten, und seit der im Anfange des 18. Jahrhunderts begonnenen wissenschaftlichen Begründung der Chemie, vollends seit den großen Entdeckungen Lavoisier's, wollte kein Chemiker

*) Wie tief der Hang nach dem Geheimnißvollen und Wunderthätigen, der durch jene Charlatane zu einem so groben Ausdruck kam, in der ganzen Stimmung der Zeit wurzelte, dafür liefert uns ebenfalls die Literatur der 70er und 80er Jahre reiche Belege, die meisten wiederum Goethe. Daß dessen „Faust“ sich „der Magie ergiebt“, von Mephistopheles durch den Hexentrank sich verjüngen läßt, von ihm begehrt, daß „in undurchdrungnen Zauberhüllen jedes Wunder gleich bereit sei“ u. s. w., war in dem Wesen der Faustsage selbst begründet, hing aber doch auch mit dem dunklen Drange, der jene Zeit der Gährung charakterisirt, eng zusammen. Cagliostro's Treiben hat Goethe in seinem „Großcophtha“ dichterisch verwerthet. Die Theorie vom thierischen Magnetismus spielt in den „Wahlverwandtschaften“ eine Rolle in Ottiliens krankhaften Bezügen zu gewissen Metallen. Schiller's „Geisterseher“ ruht wesentlich auf dem Zuge der höheren Kreise zu dem Wunderbaren, wobei zugleich ganz richtig auf den bedenklichen Gebrauch hingedeutet wird, den davon gern die katholische Propaganda machte. Bekanntlich galt Cagliostro (den Schiller wohl zunächst im Auge hatte) für ein Werkzeug der Jesuiten.

**) Selbst von Alex. von Humboldt wissen wir, daß er als junger Mann, dem allgemeinen Drange der Zeit folgend, einer unmittelbaren Erfassung der „Lebenskraft“ auf der Spur zu sein meinte. Sein klarer Geist schützte ihn vor den Abwegen, auf welche Andere durch solche Illusionen geführt wurden.

von Ruf noch etwas von hermetischen Processen wissen*). Allein unter anderer Form lebte jenes Unwesen wieder auf in den Gaukeleien der sog. natürlichen Magie und Wunderthäterei, ermuntert und gepflegt von dem Hange der Zeit nach dem Unbegreiflichen, Geheimnißvollen, so wie von der herrschenden Sucht nach leichtem Genuß statt der sauren Arbeit nüchternen Verstandes.

Geheimbündelei.

So gingen von den verschiedensten Seiten aus mannigfache Strömungen nach einem gemeinsamen Mittelpunkte hin. Wer irgend eines höheren Strebens über das Gewöhnliche und Alltägliche hinaus sich vermaß, der suchte in einer oder der andern dieser Strömungen, auch wohl in vielen zugleich, mit vorwärts zu treiben, und fühlte durch die Gemeinsamkeit dieser Neigung sich Andern, Gleichstrebenden, innerlich verwandt. Wie zu Gellert's Zeit eine stille Gemeinde der Empfindsamen, wie unter Klopstock's Einflüssen ein Bund der Freundschaft, Tugend und Vaterlandsliebe (der Hainbund) entstanden war, so bildete sich jetzt eine Art von Geheimbund aller Derer, die der neuen Richtung huldigten; ein „unsichtbarer Kreis", wie Goethe es ausdrückt**), „der wieder in viele einzelne locale Kreise zerfiel". Wie man damals an den Schlagwörtern: Empfindung, Tugend, Freundschaft u. s. w. sich erkannt, so jetzt an der Schwärmerei für Rousseau***), für Sterne oder für Ossian und an den Schlagwörtern: „Natur", „Genie", „Originalität". Männer wie Lavater, wie Hamann, ja auch untergeordnete Geister wie Kaufmann, mochten sich gern als Hohepriester dieser unsichtbaren Kirche, als Eingeweihte eines höhern Grades, als geheime Obere und als berufene Leiter der Anderen fühlen

---

*) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 200. Kopp a. a. O. 2. Bd. S. 249. Uebrigens behielt selbst die alte Alchymie, wenn auch nur mehr im Verborgenen, bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Anhänger. Noch 1796 erschien im „Reichsanzeiger" ein „Aufruf" einer sog. „hermetischen Gesellschaft" und fand vielfachen Anklang; es bildeten sich Zweiggesellschaften, es erschien (1798—1803) eine Correspondenz mit zahlreichen Briefen von Solchen, die eingeweiht zu sein begehrten, ein „Hermetisches Journal" (1802) u. s. w. (Ebenda.)

**) „Werke", 31. Bd. S. 38.

***) „In Rousseau's Namen war eine stille Gemeinde weit und breit ausgesä't", sagt Goethe (Ebenda, 26. Bd. S. 181).



und darstellen. Je weniger das äußere, besonders das öffentliche, nationale Leben Gelegenheit bot, den dem Menschen angeborenen Trieb der Vereinigung zu gemeinsamer Thätigkeit zu befriedigen, um so größer war der Reiz, sich in einer geheimnißvollen Gemeinschaft mit Gleichgesinnten zu wissen, auf diese einen Einfluß zu üben und dadurch (so redete man sich gern ein) Menschen und Verhältnisse nach den Eingebungen seines Genie lenken zu können*).

Zusammenfassender Rückblick auf den allgemeinen Charakter dieser Zeit, abgesehen von dem speciell poetischen.

So war die Zeit beschaffen, aus welcher heraus die neue Dichtung sich entwickelte. Wir sind in der Schilderung dieser Zeit weit über die Grenzen der blos schöngeistigen Erscheinungen hinausgegangen. Wir mußten es, weil eben darin die Eigenthümlichkeit der „Sturm- und Drangperiode“ besteht, daß dieselbe eine Menge von Gebieten, die scheinbar der Poesie ferner lagen, in ihren Strudel mit hineinzog und aus diesen Gebieten wiederum der Poesie Nahrung zuführte. Ein poetischer Hauch schwebte gleichsam wie ein feiner Duft über allen Ausströmungen des Lebens wie der Wissenschaft und Kunst, und die letzteren selbst erschienen beinahe nur wie ein gröberer Niederschlag des Alles durchdringenden poetischen Geistes. Das Ineinanderfließen aller Richtungen geistigen Lebens und Strebens — jene „Alleinheit“, wie sie Hamann als höchstes Ziel des menschlichen Geistes proclamirt hatte — das Herüber- und Hinüberwallen

*) „In Deutschland war damals eine wahre Sucht, geheime Vereine für geistige Bedürfnisse, Gesellschaften zu gegenseitiger Veredelung, Brüder- und Schwesterschaften für moralische und religiöse Zwecke zu begründen oder ihnen beizutreten. Die Freimaurerei spielte in jener Zeit eine wichtige Rolle“. So äußert sich Varnhagen in dem Aufsatze über Leuchsenring (den Stifter eines „Ordens der Empfindsamkeit“) in seinen „Denkwürdigkeiten“, 4. Bd. S. 181. Ueber Leuchsenring siehe auch Goethe's „Werke“, 26. Bd. S. 180. Auch diese Seite der damaligen Zeitrichtung finden wir bei Goethe ausgeprägt in seinem „Wilhelm Meister“, dessen Anlage zu einem großen Theile auf der Fiction eines förmlichen Geheimbundes mit verschiedenen Graden, Prüfungen u. s. w. (ähnlich dem Freimaurerbunde) und mit einer das Individuum geheimnißvoll auf allen seinen Lebenswegen umgebenden und leitenden Vormundschaft eines Kreises „Wissender“ beruht.

der in Spannung versetzten Kräfte aus der einen Sphäre in die andere, und die dadurch erzeugte allgemeine Gährung — das gerade war die recht eigentliche Signatur dieser merkwürdigen Zeit, deren nachzitternde Bewegung auch über die Periode, in welcher sie poetische Blüthen trieb, und über die Kreise, die unmittelbar von ihr befruchtet wurden, theilweise noch weit hinaus ihre Wellenringe erstreckte*).

*) Zum besseren Verständniß des oben Gesagten sei hier beiläufig auf allerlei solche Erscheinungen hingewiesen, welche, obschon nicht unmittelbar den dichterischen Kreisen angehörig, doch jene allgemeine Stimmung der Zeit in mehr oder weniger prägnanter Weise in sich ausgeprägt darstellen. Da ist z. B. jener Plessing, von dem in Goethe's Aufzeichnungen wiederholt Meldung geschieht. Derselbe wendet sich zuerst brieflich an Goethe, um von ihm den Ariadnefaden aus den Wirren seines Innern zu erhalten; Goethe, der diese Briefe unbeantwortet gelassen, besucht den jungen Mann incognito auf seiner Harzreise im Winter. Bei dieser Gelegenheit schildert er uns dessen Wesen mit all der meisterhaften Plastik, die ihm eigen ist. Goethe, damals schon in sich abgeklärter, stellt ihm vor: er werde sich aus seinem selbstquälerischen, düstern Seelenzustande am besten durch Naturanschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien, und führt dies des Weitern aus. Darauf erwiedert Plessing: „Mir kann und soll Nichts in dieser Welt genügen!" (Goethe's „Werke", 30. Bd. S. 228 ff.). Diese Aeußerung könnte man fast typisch für jenen Seelenzustand nennen, in dem damals eine Menge junger Leute sich befand und sich gefiel. — Eine ähnliche formlos gährende Natur, die aber unglücklicher endete als Plessing (der sich später doch noch in eine Art von Wirksamkeit für's Leben oder für die Wissenschaft hineinfand), war jener v. Bielefeld, von dem Goethe in seinen „Tages- und Jahresheften" („Werke", 31. Bd. S. 62) erzählt. „Bielefeld", schreibt er, „der sich ‚den Cimbrier' nannte, war eine physisch glühende Natur, mit einer gewissen Einbildungskraft begabt, die sich aber in hohlen Räumen erging. Klopstock's Patriotismus und Messianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Gestalten und Gesinnungen geliefert, mit denen er dann nach wilder und wüster Weise gutherzig gebahrte. Sein großes Geschäft war ein Gedicht vom ‚jüngsten Tage'" u. s. w. „So trieb er es eine Zeit lang, bis er endlich bei immer vermehrtem Wahnsinn sich zum Fenster herausstürzte und seinem unglücklichen Leben ein Ende machte." — Von Kaufmann und seinem ähnlich traurigen Lebensabschluß ist schon die Rede gewesen. — Auch Schubart, den wir früher als freiheitsglühenden Publicisten und begeisterten Apostel der Klopstockschen Empfindsamkeit kennen lernten, war, wie sein Biograph, David Strauß, ihn treffend charakterisirt, „Einer jenes Titanengeschlechts, dessen maßloser Ungestüm ihm selbst verderblich, ohne bleibende Frucht für's Allgemeine war". Ein andres Mal nennt er ihn den „Helden des moralischen Katzenjammers, der bei ihm immer die religiöse Färbung annahm". (Strauß, „Schubart", 1. Bd. S. 361.) Schubart selbst kenn-

Die „Sturm- und Drangperiode" als Folge und Symptom eines krankhaften Zustandes des deutschen Nationallebens.

Gemeinsam war allen von diesem neuen Geiste Ergriffenen die Abwendung von der Wirklichkeit, als einem unbefriedigenden Zustande, und das Streben nach einem Reiche der „Natürlichkeit", als einem außerhalb jener Wirklichkeit stehenden. Und in der That war (wie wir schon im Eingange dieses Abschnittes des Weiteren

---

zeichnete sich in den folgenden, ganz im Jargon der Stürmer und Dränger gehaltenen Worten: „Ich würk' Viel und brauch' Viel. Mein Herz ist ein Schwamm; Thau des Himmels verschluck' ich viel, spritz' aber auch viel aus auf meine lieben Menschen". In demselben Sturm- und Drangstyl haucht Schubart seine überschwängliche Bewunderung für einzelne diesen Kreisen angehörige oder wahlverwandte Persönlichkeiten aus: „Hab 'nen Freund, wie man im Himmel findet, Miller heißt er, macht göttliche Verse, sieht aus wie Johannes an der Brust Jesu. Die vortrefflichen Grafen Stolberg waren auch hier; das sind Dir Leute! Goethe — ein Genie, groß, schrecklich, wie's Riesengebirge. Klinger — unser Shakspeare! Die Kerls habe ich alle lieb gewonnen. Lavater schreibt mir fleißig". U. s. w. (Strauß a. a. O. 1. Bd. S. 324.) — Auch ein Mann, der in seiner reiferen Zeit sehr nüchtern verständig erscheint, der Schöpfer der rationelleren Landwirthschaft, Albrecht Thaer, war in seiner Jugend, als Student zu Göttingen (1770 ff.), jenem wilden Treiben verfallen. Er erzählt von sich selbst („Albrecht Thaer" von Körte, S. 40): „Ich verstieg mich in die höchsten Regionen der Metaphysik, brachte die Nächte zwischen Schlafen und Wachen zu, reizte dadurch meine Phantasie und brachte einen geistig-sinnlichen Zustand in mir hervor, der eine gewisse Seelenschwelgerei und geistige Wollust enthielt. Dazu nahm auch die Sinnlichkeit den Zeitpunkt wahr, sich zu rächen". — Ein Späterer, Weitzel, läßt uns in seinen Selbstschilderungen („Aus meinem Leben") ebenfalls die Nachwirkungen der Sturm- und Drangperiode erkennen. So, wenn er erzählt (a. a. O. 1. Bd. S. 100 ff.): er und seine Freunde auf dem Gymnasium hätten als „Kraftgenies" Goethe nachgeahmt, durch die Wälder wandernd, für Rousseau's und Herder's Ideen sich begeisternd u. s. w.; er habe mit seinen Vertrauten „eine engere Verbindung gebildet, in der sich auf ganz eigne Weise ein höheres Streben mit Unordnung und Uebertreibung paarte". „Es ward nicht selten bis in die späte Nacht geschwärmt, aber dabei gewöhnlich von den höchsten Interessen der Menschheit, von der Unsterblichkeit der Seele, dem Dasein Gottes, der Bestimmung des Menschen und des Bürgers und von andern Gegenständen dieser Art gesprochen. Von einem rauschenden Walzer kamen wir leicht zu einer ernsten Unterhaltung zurück und oft legten wir die Tarokkarte bei Seite, um ein Kapitel aus Herder's ‚Ideen' vorzulesen und zu erläutern." . . . „Bei dem allgemeinen Mißbehagen", setzt er hinzu, „das Veränderung wollte, und bei der Erschlaffung aller Bande herrschte eine Weichlichkeit und Empfindsamkeit, eine

auszuführen versucht haben) das öffentliche Leben der Deutschen wieder schaal geworden, seit die thatenreiche Zeit Friedrich's II. ihm nicht mehr einen bedeutenden Inhalt verlieh, wie es schaal

falsche Philanthropie, die nur Worte und Thränen, keine Thaten, nur Mitleid, keine Hülfe hatte" (A. a. O. S. 135. 137). — Ebenso begegnen wir Anklängen aus jener Zeit in dem Jugendleben des großen Juristen Feuerbach, wie es uns sein Sohn Ludwig in der Schrift: „Feuerbach's Leben und Wirken, aus seinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern veröffentlicht", vorführt. So lesen wir daselbst (1. Bd. S. 5) folgenden Gefühlsausbruch des jugendlichen Feuerbach: „Rousseau, Freund der Menschheit und der Tugend, nimm Dank für die Wohlthaten, die Du meinem Herzen erwiesen hast"! Ferner (Ebenda S. 12): „Ich will mich darstellen, wie ich bin; jede Falte meines Herzens will ich durchforschen" u. s. w., endlich in der ausgesprochenen Ungeduld und Selbstzuversicht, etwas ganz Ungewöhnliches zu leisten, die den 18jährigen Jüngling ausrufen läßt (Ebenda S. 13): „Ich möchte vor Schaam vergehen, wenn ich bedenke, daß ich schon 18 Jahre alt und der Welt noch unbekannt bin" (eine Uebertrumpfung der bekannten Aeußerung des Schillerschen Don Carlos: „vierundzwanzig Jahre und Nichts für die Unsterblichkeit gethan"). — Die Lust an der Selbstabspiegelung, aber auch Selbstquälerei, wie sie, namentlich von Lavater, Jung-Stilling u. A. genährt, auch einen Zug der „Sturm- und Drangperiode" bildet, findet sich noch bei Fr. Perthes (in dessen „Leben" von seinem Sohne), wenn dieser das eine Mal ausruft: „Es thut Einem wohl, wenn man vor Gott hintreten und sagen kann: Gott, du weißt es, ich bin gut", dann wieder an sich verzweifelt und nicht zur Ruhe in sich gelangen kann; wenn er den Philosophen Jacobi, mit dem er bekannt wird, „einen Blick in dieses sein eignes Streben und Schwanken thun läßt", und dieser ihm Rath ertheilt u. s. w. — Auch Steffens übte anfangs eine ähnliche empfindsame Selbstschau, sah aber das Ungesunde und Unwahre derselben ein, als ihm das „Tagebuch eines Beobachters seiner selbst" (von Lavater) in die Hände fiel. Und so ließen sich noch manche ähnliche Beispiele anführen.

Varnhagen von Ense im 4. Bande seiner „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften", S. 180 ff., sagt: „Das ganze Treiben des deutschen Lebens im dritten Drittheile des achtzehnten Jahrhunderts ist im Zusammenhange noch nirgends geschildert worden; für einen aufmerksamen und eindringenden Geschichtschreiber wäre dies ein höchst ergiebiger und dankbarer Stoff. Die Empfindsamkeit, die Physiognomik, der „Sturm und Drang", das Geniewesen, die geheimen Bünde, die Geisterseherei, der Erziehungseifer und viele andere wunderliche Ausgeburten des deutschen Lebens müßten hier besprochen werden". Ob es mir gelungen ist, den Gedanken Varnhagen's annähernd zu realisiren und die allerdings dankbare, aber auch schwierige Aufgabe wenigstens mit einiger Vollständigkeit zu lösen, weiß ich nicht; wo nicht, so müßte ich mich mit dem Spruche trösten: In magnis et voluisse sat est.

gewesen war, bevor diese Zeit aufging. So lange jene Thatenwelt den Geist der Nation kräftigte und in Spannung versetzte, erschien, was sich von ihr absonderte, ungesund und verkehrt. Selbst eines Klopstock „Phantasiewelt“ mußte ihr weichen, und selbst ein Bodmer mußte eingestehen: die „in Schwäche und Weichlichkeit untergehende“ Zeit habe eines Friedrich II. bedurft*). Jetzt aber, wo jene Welt der äußern Thaten wieder in den Hintergrund getreten war, machte die von ihr verdrängte Phantasie- und Empfindungswelt ihre Ansprüche abermals geltend. Was dort als Krankheit und Schwäche verurtheilt worden war — das Uebermaß der Empfindung, welches zur nüchternen That untauglich macht, — das nahm jetzt den Schein der Gesundheit und der Kraftfülle an, weil das äußere Leben an großen Interessen und an würdigen Zielen männlicher Thätigkeit Mangel litt. Der deutsche Nationalkörper krankte und siechte von Neuem, und die Ueberfülle selbst des dadurch wieder in sich gestauten und hochangespannten subjectiven Gefühlslebens war, recht betrachtet, nur ein Symptom eben dieses krankhaften Zustandes des Ganzen (etwa wie die Hypertrophie des Herzens das Symptom eines anormalen Zustandes des körperlichen Gesammtorganismus ist), mochte sie immerhin von dem Individuum als Uebermaß von Vollkraft empfunden werden.

Einzelne von den Hauptträgern jener Bewegung haben diesen Zusammenhang zwischen der Mangelhaftigkeit des öffentlichen und der künstlichen Gespanntheit des individuellen Lebens wohl erkannt und — halb bewußt, halb instinctiv — ausgesprochen. Klinger, der Verfasser des Drama: „Sturm und Drang“, das der Periode ihren Namen gab, äußert einmal: „Wir Deutschen müssen durch diese Verzerrungen gehen, bis wir sagen mögen: ‚So und nicht anders behagt's dem deutschen Sinne‘. Nichts reift ohne Gährung. Also wäre das wilde Thun bisher doch nichts anderes als: eine Form suchen, die uns behage? Machten wir eine Nation aus, so hätten wir diese Form gewiß vorgefunden“. Und Goethe, der poetische Hohepriester der neuen Zeit, drückt dasselbe noch prägnanter in den Worten aus: „Von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, zu bedeutenden

*) S. oben S. 286, 287.

Handlungen nicht angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, wurden wir durch die Gährung aller Begriffe einer literarischen Revolution zugetrieben"*).

*) Gleichwie Goethe hier zu verstehen giebt, daß die fast fieberhafte Steigerung des inneren Empfindungslebens und die damit verbundene Abwendung von der äußeren Welt und ihren Interessen eine Folge der Gehaltlosigkeit dieser letzteren, also einer Unvollkommenheit des damaligen Nationallebens der Deutschen gewesen sei, so finden sich verschiedene Aeußerungen aus dem späteren Leben Goethe's, wo er es als einen fühlbaren, nie ganz zu überwindenden Mangel der deutschen Literatur beklagt, daß dieselbe eben gezwungen gewesen sei, diesen Weg (der vom Leben abgelösten Subjectivität) zu betreten, und die Vorzüge einer von einem kräftigen Nationalleben getragenen und genährten Poesie hervorhebt. So sagt er einmal in „Dichtung und Wahrheit" („Werke", 25. Bd. S. 336) über den Vicar of Wakefield von Goldsmith: „Der Verfasser hat große Einsicht in die moralische Welt, . . aber zugleich mag er dankbar anerkennen, daß er ein Engländer ist, und die Vortheile, die ihm sein Land, seine Nation darbietet, hoch anrechnen. Die Familie, mit deren Schilderung er sich beschäftigt, steht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens, und doch kommt sie mit dem Höchsten in Berührung; ihr enger Kreis, der sich noch mehr verengt, greift durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge in die große Welt mit ein; auf der reichen, bewegten Woge des englischen Lebens schwimmt dieser kleine Kahn, und im Wohl und Wehe hat er Schaden oder Hülfe von der ungeheuern Flotte zu erwarten, die um ihn her segelt". In seinen Gesprächen mit Eckermann kommt er auf dasselbe Thema zurück, indem er den Vicar mit der „Luise" von Voß vergleicht und darüber sich so ausspricht (Eckermann, „Gespräche mit Goethe", 2. Bd. S. 259): „Im Vicar of Wakefield ist auch eine Landpredigerfamilie dargestellt; allein der Poet besaß eine höhere Weltcultur, daher haben die Personen ein mannigfaltigeres Interesse". Ebenso äußert er ein anderes Mal, da er von Walter Scott spricht (Ebenda 2. Bd. S. 304): „Man sieht, was die englische Geschichte ist, und was es sagen will, wenn einem tüchtigen Poeten eine solche Erbschaft zu Theil wird. Unsre deutsche Geschichte ist dagegen eine Armuth". Als Eckermann von Shakspeare bemerkte (Ebenda 3. Bd. S. 35): „Vieles von Shakspeare lag in der kräftigen, productiven Luft seines Jahrhunderts und seiner Zeit", stimmte Goethe dem vollständig bei. Bald darauf äußerte Letzterer selbst (S. 37): „Wie zahm und schwach ist das Leben geworden . . Das wirkt zurück auf den Poeten, der Alles in sich selber finden soll, während von außen ihn Alles im Stiche läßt". Er wendet dies direct auf seinen „Werther" an — „ein Product", sagt er, „das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eignen Herzens gefüttert habe". „Die Wertherzeit", fügt er hinzu, „gehört nicht dem Gan-

Poetische Ausbeute der „Sturm- und Drangperiode“: Goethe und seine Nachahmer.

Fragen wir nun den eigentlich dichterischen Ergebnissen dieser scheinbar so tiefgehenden und so weitreichenden Bewegung der Geister nach, so sind dieselben auffallend geringe im Verhältniß zu den gewaltigen Anläufen, welche wir so viele Bekenner und Anhänger der neuen Richtung nehmen sehen. Wir lernen hier die volle Bedeutung jener schmerzvollen Apostrophe Goethe's an die Poesie (in der „Zueignung“ seiner Gedichte) recht verstehen:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein.“

In der That war es beinahe der einzige Goethe, der den Geist dieser merkwürdigen Zeit zu wirklich poetischen Gestaltungen abzuklären und zu veredeln verstand*). Die Andern schwelgten zwar in

---

zen der Weltcultur an, sondern dem Einzelleben.“ Dann wieder einmal spricht er von Schiller's „Räubern“, daß diese „mehr die Aeußerung eines außergewöhnlichen Talents sind, als daß sie von großer Bildungsreife des Autors zeugen“. Und er fährt fort: „Daran aber ist nicht Schiller schuld, sondern der Culturstand der Nation, die große Schwierigkeit, die wir alle erfahren, uns auf einsamem Wege durchzuhelfen“ (Ebenda 3. Bd. S. 161). Indirect gehören hierher auch Stellen wie folgende: „Könnte man nur den Deutschen, nach dem Vorbild der Engländer, weniger Philosophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gut Stück Erlösung zu Theil werden“ (Ebenda 3. Bd. S. 252). „Ein Dichter, der nur seine wenigen subjectiven Empfindungen ausspricht, ist noch keiner zu nennen; aber, sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Dann ist er unerschöpflich, wogegen eine subjective Natur ihr Bischen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zu Grunde geht“. . . . „Man spricht immer vom Studium der Alten; allein was will das Anderes sagen, als: richte dich nach der wirklichen Welt und suche sie auszusprechen, denn das thaten die Alten auch“ . . „Jedes tüchtige Streben wendet sich aus dem Innern hinaus auf die Welt, wie man an allen großen Epochen sieht“ (Ebenda 1. Bd. S. 240). „Wir Deutschen sind schlimm daran; unsere Urgeschichte liegt zu sehr im Dunkeln, und die spätere hat aus Mangel eines einzigen Regentenhauses kein allgemein nationales Interesse. Ich that einen glücklichen Griff mit ‚Götz‘; das war doch Bein von meinem Bein. Beim ‚Werther‘ und ‚Faust‘ dagegen mußte ich in meinen Busen greifen“ (Ebenda S. 146). Auch Herder's Bild von dem „fußlosen Paradiesvogel“, womit er die deutsche Literatur in ihrer classischen Periode vergleicht, hat darauf Bezug.

*) Wenn ich hier nur Goethe als den poetischen Messias der „Sturm- und Drangperiode“ nenne, nicht auch Schiller, so sei zur Erklärung dessen kurz

den Strahlengluten des neuen Lichtes, das eine ganze Generation von Dichtern anzuglänzen und zu erleuchten schien, aber sie wurden dadurch nur geblendet, betäubt, verwirrt, so daß sie wie Verzückte taumelten und irre redeten. Ihm allein, dem Höherbegabten, war es gegeben, mit seinem wunderbaren Götterauge, wie mit einem Prisma, den überquellenden Glanz in sanftes, vielartig leuchtendes Farbenspiel abzudämpfen und in kunstvollen Gebilden zu fixiren; ihm allein mit seiner olympischen Hoheit war es vergönnt, inmitten der peinigenden Unruhe, welche die Andern ziel- und haltlos umhertrieb, Manchen in Wahnsinn stürzte oder gar in Selbstmord enden ließ, ruhig und klar zu bleiben und die Sturmflut seines eignen Innern ebenso wie das um ihn her wogende neue Leben zu harmonischem Wellengekräusel ebben zu machen, in welchem Himmel und Erde sich mit zauberischem Schimmer spiegelten.

Schon der Zeit nach datiren alle die Werke, die man als Ausgeburten der „Sturm- und Drangperiode" zu bezeichnen pflegt, von einem spätern Termin, als die ersten, sogleich mit vollen Segeln in dieser Strömung dahinfahrenden Dichtungen Goethe's. Vollends ihrem Geiste und Gehalte nach sind sie fast durchweg entweder nur matte Nachklänge oder grelle, bisweilen fast karikirende Uebertreibungen des gewaltigen Grundtones, den Goethe allein ebenso vollkräftig als in schönem Maße anzuschlagen die Meisterschaft besaß.

War Goethe aber der eigentliche dichterische Vertreter und Verkündiger dieser neuen Lebensanschauung, so war Herder ihr kritischer Bahnbrecher und Pfadfinder. In der vorigen Periode hatte der eine Lessing Beides in sich vereinigt: er war Kritiker und Dichter in Einer Person gewesen; jetzt theilten sich diese Zwei in die beiden Arten von literarischer Thätigkeit: Herder, dem zum Dichter die Gabe ursprünglichen, selbstschöpferischen Hervorbringens fehlte und der nur die des Anempfindens und Nachbildens fremder Dichtungen besaß*), gab die Anregung und die Fingerzeige für die

angedeutet (was weiter unten näher auszuführen sein wird), daß Schiller zwar im Allgemeinen auf dem Boden des „Sturmes und Dranges" steht, aber durch ein bei ihm hinzutretendes besonderes Element von den Stürmern und Drängern im engern Sinne sich wesentlich unterscheidet, daher eine Kategorie für sich bildet.

*) Die kleineren Gedichte sind fast alle zu wenig unmittelbar empfunden,

neue Richtung der Poesie; Goethe mit seinem unvergleichlichen Talente unmittelbar poetischer Anschauung und Gestaltung (was Herder an ihm „den Blick" nannte) schuf aus diesen Anregungen und nach diesen Fingerzeigen alsbald fertige Kunstwerke. Goethe's Genie war gleichsam der lebendige Quell, der aus dem Felsen sprang, an welchen Herder mit seinem kritischen Stabe schlug.

Herder als kritischer Vorläufer der Genialitätspoesie; dessen Bildung und früheste literarische Thätigkeit.

Herder war aus knappen häuslichen Verhältnissen, aus einer einsamen und verschüchterten Kindheit und nach einer dürftigen Vorbildung erst auf der Stadtschule seines Heimathsortes Mohrungen in Ostpreußen, wo er 1744 geboren war, dann durch den Prediger Willamovius und den Diaconus Trescho, nach Königsberg gekommen und studirte dort seit 1762. Diese Hauptstadt des alten Herzogthums Preußen bot durch ihre Lage unweit der See, ihre zahlreichen Handelsverbindungen und ihre wohlangesehene Universität ausgiebige Mittel eben sowohl zu einer gelehrten Bildung als zu einer freieren Anschauung der größeren Weltverhältnisse. Der junge Herder, schon im Vaterhause von einem glühenden Wissensdurste getrieben, den er nur unvollständig aus Trescho's Bibliothek zu stillen vermocht, suchte jetzt nach allen Seiten hin zugleich seine Kenntnisse zu erweitern und seine Anschauungen vom Leben zu vervollkommnen. Der Buchhändler Kanter stellte dem an äußern Mitteln armen Jüngling seine Bücherschätze zur Verfügung; Kant gestattete ihm, seine Vorlesungen unentgeltlich zu hören; Hamann, ein Freund Trescho's, nahm sich seiner an

---

zu reflectirt, außerdem in der Form meist schwerfällig. Seine Dramen enthalten mehr Allegorie als Handlung, theilweise auch (z. B. der „Entfesselte Prometheus") eine styllose Vermischung von antikem Mythus und modernen Ideen. Der „Cid" endlich, an welchen noch am meisten sich ein gewisser Ruf Herder's als Dichter knüpft, ist eine bloße Nachbildung spanischer Romanzen, oder vielmehr — nach den neueren Forschungen von R. Köhler („Herder's Cid und seine französische Quelle") zumeist nur einer französischen Bearbeitung solcher. Dagegen sind die von Herder übersetzten oder, besser gesagt, nachgedichteten „Volkslieder" (aus der Poesie der verschiedensten Völker), „Lieder der Liebe" (aus dem „Hohenlied Salomonis") und Aehnliches werthvolle Denkmäler seiner feinen poetischen Empfindung und zugleich seines ausgebildeten Sinnes für melodischen Tonfall und Rhythmus.

und fand bald an ihm einen gelehrigen Schüler für seine Vielbelesenheit und seine orakelhaften Aussprüche. Durch ihn ward Herder auf Swift und Shaftesbury, auf Diderot und Rousseau, auf Ossian, Milton und Shakspeare, auf den Koran, die Bibel, die Griechen und noch auf vieles Andere aufmerksam gemacht. In der Vorliebe für Rousseau traf auch Kant mit Hamann zusammen. Kant lehrte damals noch vorzugsweise solche Wissenschaften, welche sich unmittelbar ans Leben und an die Erfahrung anschließen, und so bereicherte sich Herder in dessen Collegien mit allerhand concreten Kenntnissen aus der Naturforschung, der Geographie, der Anthropologie, der Pädagogik*), während Hamann, der directeste Gegensatz zu Kant, in seiner abspringenden Weise ihn auf alle Höhen und in alle Tiefen einer uranfänglichen Gott-, Welt- und Völkeranschauung zu führen versuchte.

So viele und so verschiedenartige Bildungseinflüsse, die gleichzeitig auf ihn eindrangen, mußten wohl in dem, bis dahin auf die engsten Kreise des Lebens und des Wissens beschränkt gewesenen Geiste des Jünglings eine gewaltige Gährung hervorbringen**). Er kam sich selbst vor wie ein Baum, „dessen Zweige von einem Ungewitter alle auf einmal hervorgetrieben wurden", wie eine rasch und vorzeitig gereifte Frucht***). Auch die „Zeugungsbrunst eines Schriftstellers" empfand er bald†). Obschon durch seine Armuth zu allerhand mühsamem Erwerb neben seinen Studien genöthigt, begann er doch schon 1764 erst in kleinern lyrischen Ergüssen, dann in einem größern philosophischen Lehrgedichte, welches er seinem Lehrer

*) Herder selbst schildert Kant's Lehrweise so: „Immer kam er zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur und auf den moralischen Werth des Menschen. Menschen, Völker, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte". („Lebensbild", 1. Bd. 2. S. 179.)

**) „Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung gewesen sein müsse, läßt sich weder fassen noch darstellen" — so äußert sich Goethe in der Erinnerung an den Eindruck, den Herder gleich bei der ersten Begegnung auf ihn gemacht. („Werke", 26. Bd. S. 303.)

***) Pomum praecox nennt er sich selbst.

†) „Lebensbild" a. a. O.

Kant widmete, die Empfindungen und Ideen, die ihn bewegten, auszuströmen*).

Auf Hamann's Empfehlung erhielt er 1764 einen Ruf als Collaborator an die Domschule zu Riga, womit später auch ein Predigtamt verbunden wurde. Riga, die Hauptstadt des damals schon unter russischer Herrschaft stehenden Livland, mit einem kräftigen städtischen Gemeinwesen, einem lebhaften Handel und einer gebildeten Kaufmannschaft, war nach dem Osten hin (in ähnlicher Weise wie nach dem Westen Straßburg) ein äußerster Grenzposten deutscher Cultur, welche dort, je mehr sie räumlich von den eigentlichen Hauptströmungen deutschen Geisteslebens entfernt war, um so energischer nach einer möglichst regen Wechselbeziehung mit diesem hinstrebte. Herder fand dort an Behrens, dem Gönner Hamann's, und an dem Buchhändler Hartknoch kräftige Förderer seines Bildungsdranges. In gesicherter Existenz und zusagender Berufsstellung entfaltete sich seine schon in Königsberg lebhaft angeregte Strebekraft rasch zu vielseitiger Blüthe.

Zahlreiche literarische Entwürfe beschäftigten seinen feurigen Geist, wurden theilweise schon damals im Grundriß ausgearbeitet, theilweise künftiger Ausführung vorbehalten — Entwürfe zu Erziehungsplänen nach Rousseauschem Muster**), Entwürfe zu einer Psychologie, in welcher auf die Entwicklung der Sinne im Gegensatz zum abstracten Denken und auf lebendigen Ausdruck der Sprache im Hamannschen Geiste gedrungen werden sollte, zu einer Abhandlung über Bildung des Volkes durch Religion und Poesie, zu einer Anweisung, wie „der Veraltung der Seelen vorzubeugen und die Jugend recht zu genießen sei", zu einem Jahrbuch der Literatur als einer Sammlung von Schriften zum Studium der Menschheit u. a. m.***). Noch höher verstieg er sich, indem er die ersten Anfänge menschlicher Cultur im Oriente und deren Uebergänge in den Occi-

*) In dem einen jener Gedichte (a. a. O. 1. Bd. 1. S. 252) ruft er aus: „Komm, Rousseau, sei mein Führer!" Von dem „Lehrgedichte" sagt er selbst, es sei „das Aufstoßen eines von den Rousseauschen Schriften überladenen Magens" gewesen.

**) S. oben S. 385.

***) „Lebensbild", 2. Bd. S. 311. 361 u. a.

dent, die Ausbreitung der christlichen Religion und deren natürliche Ursachen darzustellen sich vorsetzte ein Thema, das er um Vieles später in seiner Philosophie der Menschheitsgeschichte wirklich ausführte. Zum Theil nach dem Vorgange Winckelmann's in dessen Geschichte der Kunst, zum Theil nach Winken Hamann's und an der Hand von dessen ungeheurer Vielbelesenheit, versuchte er, das Geheimniß des Werdens der Poesie, die Entfaltung und Wandlung der verschiedenen Volksliteraturen im organischen Zusammenhange mit dem Charakter, der Denk- und Lebensweise der verschiedenen Völker zu erforschen*).

Die ältesten Nationaldichtungen der Hebräer, als welche ihm die alttestamentlichen Erzählungen von der Schöpfung, der Sündflut u. s. w. erschienen**), die einfachen, naiven Volkslieder, von denen ihm in seiner unmittelbaren Nähe, in der lettischen Bevölkerung Livlands, so schöne Proben begegneten***), dann wieder abwechselnd Homer, Ossian, die Edda, Shakspeare, alles dies verwebte und gliederte sich in seinem vielempfänglichen, leicht erregbaren Geiste zur lebendigen Geschichte einer allgemeinen, von Jahrhundert zu Jahrhundert vorwärtsschreitenden und sich entwickelnden Völkerpoesie.

Wohl mochte Hamann in Herder seinen würdigen Jünger, sich selbst in ihm, was Vielseitigkeit und Erregbarkeit des Geistes

---

*) Z. B. in der „Abhandlung über die Ode", einem Fragment („Lebensbild", 1. Bd. 3. S. 62 ff.), wo er sagt: „Die Ode, das erstgeborene Kind der Empfindung, deren Geist ein Feuer des Herrn ist, mußte natürlich eine andere sein dem Morgenländer, wo sie hitzig war, wie sein Klima, dem Griechen, wo das gemäßigte Klima sie zu sanfteren Empfindungen abkühlte, noch mehr bei dem Römer". Falsch sei es daher, die antike Ode nachbilden zu wollen, statt in der uns angeborenen, natürlichen Empfindungsweise zu dichten. Ein zweites Fragment ist überschrieben: „Geschichte der Dichtkunst" (Ebenda S. 102 ff., 393 ff.).

**) Auch dies führte Herder später in seiner Schrift: „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts" (1774) weiter aus, über welche er an Hamann schrieb („Hamann's Werke", 5. Bd. S. 71): „Die Offenbarung Gottes wird einst simple Geschichte der Weisheit unsres Geschlechtes werden".

***) „Bis auf Herder kannten wir kaum unsre alten Volkslieder", äußerte Goethe gegen Eckermann („Gespräche", 3. Bd. S. 165).

betraf, gleichsam verjüngt erblicken*). Nur daß, was bei Hamann orakelhaft dunkel und verschwommen war, bei Herder ungleich abgeklärter und durchgebildeter, wennschon noch immer theilweise in mehr dithyrambischer, als ruhig entwickelnder Form erschien.

Herder's erste Schriften, die „Fragmente" und die „Kritischen Wälder".

Herder trat 1766 zuerst öffentlich als Schriftsteller auf. Die „Literaturbriefe" waren es, die ihn dazu anregten. Er wollte gleichsam eine Fortsetzung zu denselben liefern, indem er einzelne darin angefangene Gedankenreihen weiter ausspann und zu ergänzen oder auch zu berichtigen versuchte. „Fragmente" nannte er diese Abhandlungen**). Vor Allem ist es die Natur der Sprache, was ihn beschäftigt. Die Geschichte eines Volkes, sagt er, ist die Geschichte seiner Sprache. Wie das Volk in seiner Kindheit nur einfache und starke Empfindungen hat — Schrecken, Furcht u. s. w., so sind auch die Ausdrücke dieser Empfindungen einfach, heftig und stark, — Töne, Geberden; wie das rohe Volk größerer Leidenschaften fähig ist, als das cultivirte, so versteht es auch die Sprache des Affectes besser. Allmälig ändert sich mit dem Charakter des Volkes auch der seiner Sprache. Der wilde Schrei wird zum Gesang, die rohe Geberde zum sinnlich bezeichnenden Namen, zum Bilde. Aber auch jetzt ist es noch eine Sprache der Poesie, eine sinnliche, an kühnen Bildern reiche Sprache, ein Ausdruck der Leidenschaften, in ihrem Formenbau frei, ungefesselt. „Die beste Blüthe der Jugend in der Sprache war die Zeit der Dichter, der Rhapsoden, da es noch keine Schriftsteller gab, sondern durch Lieder, durch Gesänge Schlachten, Fabeln, Sittensprüche u. s. w. vorgetragen wurden." Erst die alternden Völker verwandeln die Poesie in Prosa, die unmittelbar sinnliche Sprache in eine Sprache der Abstraction und Reflexion, in die Sprache der Wissenschaft***).

Was immer daher in unsrer heutigen Sprache noch Poetisches zu finden ist, das liegt in deren sinnlichem Elemente, in den eigen-

---

*) In dem Briefe, worin er dies ausspricht, warnt er ihn vor „Polygraphie" („Herder's Lebensbild", 1. Bd. 2. S. 428).

**) Der vollständige Titel heißt: „Ueber die neuere deutsche Literatur. Fragmente, als Beilagen zu den „Briefen, die neueste Literatur betreffend"" (1766—1767).

***) 1. Sammlung, S. 28 ff.

gearteten (idiotischen) Ausdrücken, solchen Ausdrücken, die sich zum Gegenstande verhalten, wie die Seele zum Körper, in denen die Empfindung wie in einem Sinnbilde sich abdrückt*), nicht in jener akademischen Abgeschliffenheit abgezogener Begriffe, welche den Franzosen das Höchste ist.

In einem andern Fragmente bespricht er die — damals so beliebte und so viel empfohlene — Nachahmung der Alten. Sie scheint ihm ein vergebliches, verfehltes Unternehmen. Nie werde ein Bodmer oder selbst ein Klopstock einem Homer, ein Gleim einem Anakreon gleichen. Jedes Volk habe seine besondern Bedingungen des Empfindens und folglich auch des Dichtens, denn die Empfindung, welche ein Gegenstand in der Seele des Dichters wecken soll, muß schon darin schlafen. „Im Griechen schliefen die Empfindungen freier Helden, was aber schläft im Deutschen?"**). „Unsre Literatur ist ein großer Koloß: sein Haupt von orientalischem Golde, seine Brust glänzt von griechischem Silber, Bauch und Schenkel sind von festem römischen Erz; seine Füße aber sind von nordischem Eisen, mit gallischem Thon vermengt"***). Lateinische Religion und lateinische Literatur haben den Geist des deutschen Volkes früh verengt und verbildet. Denn „kein größerer Schade kann einer Nation zugefügt werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache raubt" †). „Wäre Deutschland blos an dem Faden seiner eignen Cultur fortgeleitet — unstreitig wäre unsre Denkart arm, eingeschränkt, aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen." Und mit stillem Neide ruft er aus: „O wäre Deutschland in diesen Zeitpunkten eine britische Insel gewesen!" Selbst die sogenannte „Wiederherstellung der Wissenschaften" durch die Neubelebung der classischen Studien (im 15. und 16. Jahrhundert) erscheint ihm, von dieser Seite betrachtet, als für unsre Nationalcultur nicht durchaus vortheilhaft. „Unsre ganze Bildung ward römisch und ist es noch." Erst Luther hat das hohe Verdienst, „die deutsche

*) 3. Sammlung, S. 65. 73. 102.
**) „Lebensbild", 1. Bd. 1 S. 73.
***) 3. Sammlung, S. 3.
†) Ebenda S. 13 ff.

Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt, die scholastische Wortkrämerei, wie jene Wechslertische, verschüttet und durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben zu haben" *).

Wie also bekommen wir wahrhaft nationale und zugleich originale Dichter? Nicht durch Nachahmung fremder Literaturen. Weil der Geschmack der Völker und der Zeiten sich mit dem Fortgange der Sitten und der Denkart ändert, so muß, um sich dem Geschmacke seines Volkes zu bequemen, der Dichter den Wahn und die Sagen der Vorfahren studiren, aber, um auch dem Zeitgeist gerecht zu werden, diese Meinungen der herrschenden Höhe des sinnlichen Verstandes anpassen. Er möge sich sorgsam nach alten Nationalliedern erkundigen — so wird er Stücke bekommen, welche den oft so vortrefflichen Balladen der Briten, den Chansons der Troubadours, den Romanzen der Spanier oder gar den feierlichen Sagolinds der alten Skalden beikommen" **).

Die zweite Schrift Herder's erschien 1768. Er nannte sie: „Kritische Wälder" ***). Sie war ebenfalls durch eine Schrift Lessing's veranlaßt, nämlich durch dessen „Laokoon". Bei aller Verehrung für Lessing wagt doch der kaum vierundzwanzigjährige Jüngling, dem Meister in wichtigen Punkten zu widersprechen. Nicht allein darin, daß er, entgegen der Lessingschen Ansicht, den lauten Ausdruck des Schmerzes, das Schreien, bei den Helden der griechischen Dichter nur unter besondern Verhältnissen, nicht als Regel — nicht einmal beim Philoktet des Sophokles — zugiebt, sondern auch in Bezug auf den eigentlichen Kernpunkt des „Laokoon", die Unterscheidung zwischen der bildenden Kunst und der Poesie. Diesen Unterschied findet Herder nicht sowohl in der Verschiedenheit der Mittel (Farben und Worte), als vielmehr in Folgendem. Das Bild, sagt er, ist ein Kunstwerk nur in dem Nebeneinander aller seiner Theile, als ein im Raume fertig dastehendes Ganzes, das Gedicht dagegen wirkt durch die Kraft (Energie) jeder einzelnen der sinn-

*) Ebenda S. 23.

**) 2. Sammlung, S. 221 ff.

***) Vollständig lautet der Titel: „Kritische Wälder, oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend".

lichen Vorstellungen, durch welche es Gegenstände darstellt, dann aber auch noch durch die Kraft der Verbindung aller dieser Vorstellungen zu einem Ganzen. So ist die Poesie gleichsam Musik und Malerei zugleich, Musik in der Zeitfolge ihrer Töne, Malerei in der sinnlichen Ausprägung des Einzelnen; sie ist „sinnlich vollkommne Rede"*).

Herder ist daher auch keineswegs einverstanden mit der Schlußfolgerung, welche Lessing aus seinen Ansichten über die Verschiedenheit der Poesie und der Malerei zieht, damit nämlich, daß die Malerei nur Körper, die Poesie nur Handlungen solle schildern dürfen. Namentlich gegen das Letztere sträubt sich seine ganze Seele. Zugegeben, daß Homer, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise Handlungen, d. h. in der Zeit fortschreitende Begebenheiten, schildert, ist denn Homer der einzige Dichter? Gab es nicht neben ihm einen Tyrtäus, Anakreon, Pindar, Aeschylus? Wenn sich nun Homer's fortgehende Erzählung, sein ἔπος, bei Anakreon in ein Gesangartiges, ein μέλος, bei Pindar in ein lyrisches Gemälde, ein εἶδος, verwandelte, blieb es nicht immer noch Poesie? Kann, darf man sagen: „Homer schildert Nichts als fortschreitende Handlungen, folglich schildert die Poesie überhaupt Nichts als fortschreitende Handlungen?" Das poetische Ideal eines Homer ist ein anderes, als das eines Anakreon oder Pindar, aber jedes von diesen Idealen ist poetisches Ideal. „Kann Jeder seinen Zweck auf seine Art erreichen, was will ich mehr?" „Jedes Gedicht ist als eine Art von Gemälde, von Kunstwerk zu betrachten, wo alle Theile zu ihrem Hauptzweck, dem Ganzen, mitwirken sollen. Bei allen ist der Hauptzweck poetische Täuschung, bei allen aber auf verschiedene Art. Die hohe, wundersame Illusion, zu der mich die Epopoe bezaubert, ist nicht die kleine, süße Empfindung, mit der mich das anakreontische Lied beseelen will, noch der tragische Affect, in den mich ein Trauerspiel versetzt; indessen arbeitet Jedes auf seine Täuschung, nach seiner Art, mit seinen Mitteln, Etwas im vollkommensten Grade anschaulich vorzustellen — es sei nun dies Etwas epische Handlung, oder tragische Handlung, oder eine einzige anakreontische Empfindung, oder ein vollendetes Ganzes

*) „Erstes Krit. Wäldchen". S. 203. Vgl. 231. 233. 238.

pindarischer Bilder, — Alles muß indessen innerhalb seiner Grenzen, aus seinen Mitteln und seinem Zwecke beurtheilt werden. Jede Gedichtart hat ihr eigenes Ideal — die eine ein höheres, schwereres, größeres als eine andere, aber jede ihr eignes. Aus einer muß ich nicht auf die andere oder gar auf die ganze Dichtkunst Gesetze bringen *)".

Und dann folgt jene Stelle, wo Herder ausruft: „Ich zittre vor dem Blutbade, das die Sätze: ‚Handlungen sind die eigentlichen Gegenstände der Poesie', und ähnliche unter alten und neuen Poeten anrichten müssen. Kaum bleibt der einzige Homer alsdann Dichter. Von Tyrtäus bis Gleim und von Gleim wieder nach Anakreon zurück, von Ossian bis zu Milton und von Klopstock zu Virgil wird aufgeräumt — erschreckliche Lücke! Der dogmatischen (didaktischen?), der malenden, der Idyllendichter nicht zu gedenken" **).

Nur fünf Jahre liegen zwischen dem „Laokoon" und den „Kritischen Wäldern". Und doch, welcher weite Abstand zwischen den Anschauungen Lessing's und denen Herder's! Lessing steht ganz auf dem Boden jener epischen, thatenreichen Zeit, welche die thatenlose Empfindung in den Hintergrund drängte und nur die Darstellung von Handlungen und von Charakteren als einen würdigen Gegenstand der Dichtung gelten ließ; Herder's aufstrebende Mannheit fiel schon wieder in eine Periode des Friedens, wo der Thatendrang ermattet war und an seiner Statt das individuelle Gefühlsleben von Neuem übermächtig hervortrat.

Herder hatte sowohl die „Fragmente" als die „Kritischen Wälder" ohne seinen Namen veröffentlicht. Dennoch war seine Verfasserschaft ruchbar geworden und er hatte rasch eine gewisse Berühmtheit als Bahnbrecher einer neuern Richtung in der Literatur erlangt ***), aber freilich auch manche Anfechtungen erfahren.

*) Ebenda S. 223. 225.

**) Ebenda, S. 228 ff.

***) Dies sieht man u. A. aus Goethe's Aeußerungen in „Dichtung und Wahrheit", 25. Bd. S. 296 ff. 302. An letzterer Stelle heißt es von Herder: „Er hatte sich schon genugsam berühmt gemacht und durch seine ‚Fragmente', die ‚Kritischen Wälder' und Anderes sich unmittelbar an die Seite der

Kein Wunder, wenn es ihn drängte, in die allgemeine Strömung der Zeit, die auf ihn und auf die er bisher gleichsam nur aus der Ferne gewirkt hatte, nun auch selbst mitten hinein zu treten, mit gleichstrebenden Geistern unmittelbar zu verkehren, durch persönliche Anschauung größerer Welt- und Lebensverhältnisse seine eigne Bildung zu vollenden und sich zu eingreifenderer Wirksamkeit auf Andere geschickt zu machen. Es ward ihm zu eng in dem abgelegenen Riga. „Ich schnappe nach Veränderung!" ruft er aus. „Nichts soll mich hindern, jede Gelegenheit zu ergreifen, um mehr Länder und Menschen kennen zu lernen." Schon früher einmal hatte er geschrieben: „Drei Jahre will ich in Riga aushalten, dann aber auf Reisen!" „Die Ruhe eines Landpastors", meint er, „wäre Qual für mich. Lieber will ich noch eine Zeit lang mich winden und seufzen und ausdauern; es muß doch einmal ein Stoß kommen, der mich hebt und fortschleudert*)."

Ein solcher äußerer „Stoß" kam nicht — denn einem Rufe nach Petersburg (in eine wichtige pädagogische Stellung) zu folgen, also sich noch weiter von den Mittelpunkten deutschen Geisteslebens zu entfernen, trug er mit Recht Bedenken — und so brach er selbst durch einen kühnen Entschluß mit allen seinen Verhältnissen in Riga, legte seine Aemter nieder, obschon man ihn zu halten suchte, und begab sich im Jahre 1769 auf eine längere Reise, und zwar zur See, nach Frankreich. Er wollte, wie er sagt, „die Welt seines Gottes von mehr Seiten kennen lernen, von mehr Seiten zu seinem eignen Stande brauchbar werden". Der Zweck, für die Welt zu leben, könne dem Zwecke, für sich zu leben, nicht widersprechen, „sonst wären wir entartete Seelen, nicht Menschen und Bürger" **).

Den äußern Vorwand zu diesem so auffallenden Schritte gab ihm die ausgesprochene Absicht, die Erziehungsanstalten des Auslandes aus eigner Anschauung kennen zu lernen, um später selbst eine solche in Riga zu errichten. Das eigentliche Motiv seines

---

vorzüglichsten Männer gesetzt, welche seit längerer Zeit die Augen des Vaterlandes auf sich zogen".

*) „Lebensbild", 1. Bd. 2. S. 212. 386. 483.

**) „Erinnerungen aus dem Leben Herder's", S. 163.

Handelns war aber jener Drang in die Weite, von dem wir auch andre lebhafte Geister jener Zeit vielfach ergriffen sehen*).

Herder's Tagebuch von seiner Seereise.

Im Juni 1769 ging er zu Schiffe. Wir besitzen ein Tagebuch Herder's von dieser Seereise**), welches uns seine Empfindungen während derselben in unmittelbarster, offenbar getreuester Aufzeichnung vergegenwärtigt. Der ruhelos strebende und in sich gährende, für alle Eindrücke von außen empfängliche, von den verschiedenartigsten Ideen hin und her bewegte Geist Herder's tritt uns hier auf jeder Seite entgegen. Vieles, was zum Theil erst weit später in seinen Schriften feste Gestalt gewann, sehen wir hier schon im Keime sich regend oder zu halbbewußter Klarheit entfaltet. Zu seiner philosophischen „Geschichte der Menschheit" empfängt er schon hier mannigfache Anregungen in der unmittelbaren Beobachtung von Naturerscheinungen, die er so „besser als aus Büchern" kennen lernt. Die Sinne der Wasserthiere, verglichen mit denen der Landthiere, der Wechsel der Luft und des Lichtes, die Sternschnuppen, das Nordlicht und Anderes mehr — Alles gruppirt sich ihm zu einer Art von Naturphilosophie, die er später in jene Menschheitsgeschichte verwebt hat. Das Schiff selbst mit seiner Bemannung erscheint ihm wie ein „Staat im Kleinen", wie das Bild eines jener Naturvölker, die in beschränktem Kreise sich bewegen, wenig Bedürfnisse haben, mit den Elementen immer im Kampfe leben. Aus dem steten Verkehr der Seefahrer mit der Natur und ihren großartigen Wirkungen erklärt er sich die bei den Anwohnern des Meeres meist am frühesten ausgebildete Empfänglichkeit für Wunder und Aberglauben und findet sich so auf die ersten Ursprünge aller Mythologie zurückgeführt***). Nach andrer Seite wieder beschäftigt ihn der Gedanke, wie die Kräfte einer solchen halbwilden Nation „durch einen mächtigen Geist zu einem Originalvolke gemacht werden können"; er gedenkt Peter's

*) Daß die Ausfälle von Klotz u. A. gegen seine Schriften und die sonstigen widersprechenden Urtheile über diese, die er zu lesen bekam, ihn zu dem Entschlusse getrieben hätten, Riga zu verlassen (wie Koberstein a. a. O. 2. Bd. S. 989 annimmt), scheint uns nach den obigen Aeußerungen Herder's weniger glaublich.

**) „Lebensbild", 2. Bd. S. 155 ff.

***) A. a. O. S. 164 ff.

des Großen und seiner gewaltigen culturbildenden Kraft. Pläne persönlichen Ehrgeizes, schon in Riga in ihm aufgetaucht, treten jetzt ernster an ihn heran: er möchte ein großes Werk über die Gesetzgebungen der Völker schreiben in der Weise Montesquieu's, nur vollständiger, und darin auch den großen gesetzgeberischen Reformen in Rußland unter Peter d. Gr. und Katharina eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Dadurch würde er vielleicht sich der großen Czarin, der Freundin Voltaire's, bekannt machen und einen Einfluß gewinnen, den er zum Besten seiner zweiten Heimath, Livlands, ja wohl des ganzen Europa, verwerthen könnte*). Dann wieder wirft sich die Ungeduld seines gährenden Innern nach ganz andrer Seite hinüber. Er möchte durch Reisen, Beobachtungen, Sammlung von Kenntnissen „aus der ganzen polizirten Welt“ der „erste Menschenkenner Livlands“ werden und dadurch als Prediger sich einen ausgezeichneten Ruf erwerben. Seine Predigten wie seine Schriften sollten „ein Buch zur menschlichen und christlichen Bildung sein“; die Religion wolle er „nur aus dem Gesichtspunkte der Menschheit“, nur in der Gestalt lehren, wie sie für unser Zeitalter paßt.

Auch seine erzieherischen Ideen regen sich wieder. Er wolle „ein Etablissement“ gründen, „das für die Menschheit, für Welt und Nachwelt Pflanzschule und Muster der Bildung sein könnte“. Er habe keine Ader für Bequemlichkeit, wenig für Wollust, — was bleibe ihm übrig, als: Wirksamkeit und Verdienst um Allgemeines?

*) Noch von Frankreich aus bittet er den Buchhändler Berglow in Riga um Bücher über das Leben Peter's d. Gr. und Katharinens, über russische Gesetzgebung u. s. w., fragt zugleich, ob wohl ihm, „einem unbekannten Reisenden“, gestattet sein würde, der Kaiserin ein solches Werk, wie er vorhabe, zu widmen. In dem Tagebuche kommen verschiedene Stellen vor, wo er diesen Gedanken, der ihn sehr beschäftigt zu haben scheint, weiter ausspinnt. Um Livland zu reformiren, müsse er „das Zutrauen des Hofs gewinnen“, zu dem Ende „fremde Länder studiren, große Begriffe von sich und große Absichten in sich selbst erwecken“. Rußland, meint er, könne hohe Cultur annehmen, dann diese über Europa ausbreiten, „das im Schlafe liegt“, könne letzteres sich dienstbar machen „dem Geiste nach“. Wer dies bewirkte, wäre „mehr als Baco“. Man müsse dafür die Kaiserin gewinnen. Es dünkt ihm ein wünschenswerthes Ziel, „ein Gesetzgeber für Fürsten und Könige zu sein“. „Jetzt wäre der rechte Moment dazu!“ (Ebenda.)

Dafür brennt er, und „sein Herz glüht in würdigen Anschlägen“ *). Ein solches Institut müßte, aufsteigend von den Studien der Naturwissenschaften, durch Geschichte und Geographie zu Religion, Philosophie, Politik, unter Beschränkung des allzu vielen Latein, unter Verbannung alles blos mechanischen Lernens, zur Verbesserung der Sitten, zur Mäßigung des Luxus, zur Verleihung wahrer Bildung, „dem Adel zu Ehren“, Großes wirken. Er möchte für sein Livland Rousseau und Montesquieu in Einer Person sein, möchte dem Beispiel dieser Männer und Locke's, Hecker's, Büsching's nacheifern **).

Dazwischen hat er auch grillenhafte Stunden, wo er sein rechtes Ziel verfehlt zu haben meint, wo es ihn drängt nach Realität des Lebens, nach Abstreifung aller gelehrt pedantischen Bildung, oder auch nach heitrem Daseinsgenuß ohne Tugendscrupel und ängstliche Enthaltsamkeit ***).

---

*) „Lebensbild“, 2. Bd. S. 311 ff.

**) Ebenda S. 456 ff. Ein anderes Mal wieder sagt er: er wolle „nicht wie Rousseau ausschweifen“, d. h. nicht wie er die Civilisation verachten.

***) „Warum“, grübelt er, „habe ich nicht Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften, Zeichnen, Talent des Umganges u. dgl. gelernt? In welche Gesellschaften hätte ich mich dann bringen, welchen Genuß mir vorbereiten können — nicht wortgelehrt, nein, munter, lebhaft, wie es einem Jüngling ansteht! Bin ich nur bestimmt, Schatten zu sehen, statt wirkliche Dinge zu fühlen?“ Er möchte „ein Luther und Calvin“ für seine Zeit werden und fragt sich, wie er das machen müsse. „Ich frage noch?“ ruft er sich zu. „Unnütze Kritik und todte Untersuchung aufgeben, mich über Bücherverdienste erheben, mich zum Nutzen der Welt einweihen, den Geist der Gesetzgebung, des Commerzes und der Polizei gewinnen, Alles im Gesichtspunkte von Politik, Staat und Finanzen einzusehen wagen, Welt, Adel und Menschen (?) zu überreden und auf meine Seite zu bringen suchen. Jüngling, das Alles schläft in dir, aber unausgeführt und verwahrlost! . . In ‚Kritischen Wäldern‘ verlierst du das Feuer deiner Jugend, die beste Hitze deines Genie, die größte Stärke deiner Leidenschaft: zu unternehmen“. Gervinus (a. a. O. 4. Bd. S. 444) bemerkt treffend: außer Goethe's Jugendbriefen gebe es Nichts, was die Titanomachie dieser Jahre, die prometheische Himmelsstürmerei so stark ausspreche, wie dieses Herdersche Tagebuch, aber auch Nichts, was die wunderbaren Selbsttäuschungen so nahe lege, die mit diesen ikarischen Flügen verbunden waren. Uns scheint, selbst die Goetheschen Briefe enthalten so viel gährende Elemente kaum, weil bei Goethe Alles bald poetische Form gewinnt und sich dadurch abklärt. Herder findet in der Tugend selbst „bloße Schwäche“, „kahle Abstraction“; nur volles Menschenleben und Glückseligkeit sei wahre Tugend; „jedes Datum

Bei diesen Grübeleien über sich selbst und dieser sinnigen Beobachtung seiner nächsten Umgebungen versäumt er aber auch nicht, seine Blicke darüber hinaus auf die Länder zu werfen, an denen er vorüberfährt. Rußlands aufdämmernde Cultur, Friedrich's des Großen jugendkräftiger Staat, der skandinavische Norden mit den erhebenden Erinnerungen an die sagenhaften Zeiten seiner alten Helden, Hollands und Englands reger Handelsgeist, Frankreich mit seinem Anspruch auf Herrschaft im Reiche des Geschmacks — Alles zieht in unmittelbarster Gegenwärtigkeit an seiner Seele vorüber*). Vor Allem doch entzückt es ihn, die Lieder der alten Skalden, die Gesänge Ossian's, diese ursprünglichen Stimmen der Völker, inniger zu verstehen, lebhafter zu empfinden im persönlichen Anschauen der Orte, wo sie entstanden, der äußern Scenerie der Thaten, die sie besingen. Noch in späterer Zeit gedachte er mit Begeisterung dieses Genusses und rühmte es, wie dadurch erst der wahre Geist und Werth des Volksliedes ihm aufgegangen sei**).

ist Handlung, alles Andere Schatten". „Zuviel Keuschheit, die da schwächt, ist ebensowohl Laster, als zu viel Unkeuschheit. Nicht das Negative, die Entsagung, sondern das Positive (wohl der Kraftgebrauch) ist rechte Tugend". „Ich hatte Stunden", sagt er einmal, „wo ich keine Tugend, selbst nicht die einer Ehegattin, die ich doch für den reellsten Grund gehalten, begreifen konnte. Ich fand darin nur Schwächung der Charaktere, Selbstpein" u. s. w. Wieder ein anderes Mal: „Den Sinn des Gefühls, die Welt der Wollüste habe ich nie genossen. Ich empfinde in die Ferne, hindre mir selbst den Genuß durch unzeitige Präsumtion und durch Blödigkeit im Augenblick. Eine aufgeschwellte Einbildungskraft zum voraus tödtet den Genuß, macht ihn matt und schläfrig und läßt mich nur nachher wieder fühlen, daß ich ihn nicht genossen. So geht es mir sogar in der Liebe, die ich mehr in der Abwesenheit, als in der Gegenwart, mehr in Furcht und Hoffnung, als im Genuß empfinde. So lese, so entwerfe, so arbeite, so reise, so schreibe, so bin ich in Allem!" (A. a. O. 2. Bd. S. 162. 180. 311 ff.)

*) A. a. O. 2. Bd. S. 247 ff.

**) In seinen Blättern „von deutscher Art und Kunst", die er 1773 herausgab (in dem „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker") sagt er S. 18 ff.: „Ossian habe ich zuerst in Situationen gelesen, wo ihn die meisten, immer in bürgerlichen Geschäften, Sitten und Vergnügungen zerstreuten Leser kaum lesen können. Sie wissen das Abenteuer meiner Schiffahrt, aber nie können Sie sich die Wirkung einer solchen etwas langen Schifffahrt so denken, wie man sie fühlt. Auf einmal aus Geschäften, Tumult und Rangespossen

In Frankreich verkehrte Herder mit Diderot und andern Männern der neueren Schule. In dem Geistesleben der Franzosen erkannte er zwar den Höhepunkt feinen Geschmackes, doch befriedigt es sein deutsches Gemüth so wenig wie seinen hochstrebenden Geist.

Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Frankreich, erst zu Nantes, dann zu Paris, kehrte er nach Deutschland zurück. Ueber Holland ging er nach Hamburg, wo er Lessing, Claudius, Reimarus kennen lernte, dann nach Kiel, um die Stelle als Führer eines Prinzen von Holstein-Eutin anzutreten, wozu er schon in Paris den Ruf erhalten hatte. Mit dem Prinzen reiste er im Herbst 1770 über Darmstadt, wo er mit Merck verkehrte und seine spätere Gattin Caroline Flachsland kennen lernte*), nach Straßburg. Hier war es, wo Goethe zuerst ihn kennen lernte und alsbald den bedeutendsten Einfluß von ihm erfuhr**).

Herder's Zusammentreffen mit Goethe in Straßburg.

Herder beschäftigte sich ebendamals mit den ältesten Liedern der Völker, als deren Typus ihm Ossian erschien, und mit Shakspeare. Seine Ideen über Beides, die er zum Theil schon während seiner Seereise niedergeschrieben, wird er auch im mündlichen Gespräche

---

der bürgerlichen Welt, aus dem Lehnstuhl des Gelehrten und vom weichen Sopha der Gesellschaften herausgeworfen, ohne Zerstreuungen, Büchersäle, gelehrte Zeitungen, über einem Brette auf offnem, allweitem Meere, in einem kleinen Staate von Menschen, mitten im Schauspiel einer ganz andern, lebenden und unlebenden Natur, zwischen Abgrund und Himmel schwebend, täglich mit denselben endlosen Elementen umgeben, nur dann und wann auf eine neue ferne Küste merkend — nur die Lieder und Thaten der alten Skalden in der Hand, ganz die Seele damit erfüllt, an den Orten, da sie geschehen, hier die Klippen Olaus vorbei, von denen so viele Wundergeschichten lauten, dort dem Eilande gegenüber, das jene Zauberrose mit ihren vier mächtigen sternebestirnten Stieren abpflügte, über dem Sandlande hin, wo vormals Skalden und Wikinger mit Schwert und Lied auf ihren ‚Rossen des Erdgürtels‘ (Schiffen) das Meer durchwandelten, jetzt von fern die Küsten vorbei, wo Fingal's Thaten geschehen und Ossian's Lieder Wehmuth sangen — glauben Sie mir, da lassen sich Skalden und Barden anders lesen, als neben dem Katheder des Professors." . . „Wenigstens für mich sinnlichen Menschen haben solche sinnliche Situationen so viel Wirkung." U. s. w.

*) „Briefe an Merck von Goethe, Herder u. A.", S. 1 ff. „Briefe an und von Merck", S. 4 ff.

**) „Goethe's Werke", 25. Bd. S. 296 ff.

den Straßburger Genossen und namentlich Goethen mitgetheilt haben. Von Letzterm wissen wir, wie Herder diesen antrieb, elsässische Volkslieder zu sammeln*), wie ferner in dem Goetheschen Kreise Herder vor Allem es war, der die Begeisterung für Shakspeare pflegte, zugleich derselben eine festere Richtung gab**). Herder hat diese Ideen um wenige Jahre später veröffentlicht in seinen „Blättern von deutscher Art und Kunst" (1773).

Herder's Betrachtungen über das Volkslied und über Shakspeare als das Programm der neuen Dichterschule.

Was Hamann von der verjüngenden Macht der alten Volkslieder, gleichsam den ersten und unmittelbarsten Offenbarungen des Geistes der Poesie, orakelhaft und aphoristisch verkündet, was Herder selbst bei seinen ersten literarischen Anläufen in Riga nur erst dunkel empfunden, das suchte er jetzt deutlicher und eindringlicher auszuführen. „Je wilder", sagt er, „das heißt je lebendiger und freiwirkender ein Volk ist, desto lebendiger, freier, sinnlicher, lyrisch handelnder sind seine Lieder. Je entfernter von künstlicher Denkweise, Sprache und Letternart es ist, desto weniger sind auch seine Lieder für's Papier gemacht. Die wunderthätige Kraft dieser Lieder, der alten Volkslieder, hängt ab von dem Lyrischen, Lebendigen, gleichsam Tanzmäßigen des Gesanges, von der lebendigen Gegenwart der Bilder, vom Zusammenhange und gleichsam Nothdrange des Inhalts, der Empfindungen, von der Symmetrie der Worte und Sylben, vom Gange der Melodie und Alledem, was zur lebendigen Welt, zum Spruch- und Nationalliede gehört***)."

*) Ebenda, 25. Bd. S. 306.

**) Ebenda, 26. Bd. S. 75. „Will Jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese Herder's Aufsatz über Shakspeare in dem Hefte „Von deutscher Art und Kunst" . . . „Herder drang in das Tiefere von Shakspeare's Wesen und stellte es herrlich dar." Von Herder selbst erfahren wir („Nachlaß", 3. Bd. S. 81), daß er den Aufsatz über Shakspeare bereits 1771 begonnen hat. — Herder's Abhandlung „Ueber den Ursprung der Sprache", eine Preisschrift, die er während seines Aufenthaltes in Straßburg verfaßte, gehört weniger hierher. Herder bemühte sich darin, zu zeigen, wie der Mensch durch seine eignen Kräfte und Anlagen, so wie durch das Bedürfniß der Mittheilung seiner Gedanken zur Sprache gelangt sei, während Andere die Sprache als eine unmittelbare göttliche Gabe, die der Mensch fertig empfangen habe, betrachteten.

***) „Von deutscher Art und Kunst; I. Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker", S. 12.

Dem freien, unmittelbaren Ergusse des Volksliedes setzt Herder die Kunstdichtung entgegen, von der er sagt: „Wir quälen uns, nach Regeln zu arbeiten, deren wenigste ein Genie als Naturregeln anerkennt, über Gegenstände zu dichten, über die sich Nichts denken, noch weniger sinnen, noch weniger imaginiren läßt, Leidenschaften zu erkünsteln, die wir nicht haben, Seelenkräfte nachzuahmen, die wir nicht besitzen. So wird Alles Falschheit, Schwäche, Künstelei; verloren ging die wahre Lebhaftigkeit, Wahrheit und Andringlichkeit. Die Dichtkunst, welche die stürmischste, sicherste Tochter der menschlichen Seele sein sollte, ward die lahmste, wankendste; die Gedichte wurden fein oft corrigirte Knaben- und Schulexercitien. Wir sehen und fühlen kaum mehr, sondern denken und grübeln nur; wir dichten nicht über und in lebendiger Welt, im Sturm und im Zusammenstrom solcher Gegenstände, solcher Empfindungen, sondern erkünsteln uns entweder Themata, oder die Art, das Thema zu behandeln, oder gar Beides"*).

Die Seele eines Volkes, äußert er ein andres Mal, sei fast nur sinnlicher Verstand und Einbildung — daher bewege sich das Volkslied meist in „kühnen Würfen und Sprüngen". „Die Gesänge wilder Völker weben immer um eine lebendige Welt, um wirkliche Gegenstände, Handlungen, Begebenheiten — wie reich und mannigfaltig sind da die Umstände, gegenwärtige Züge, Theilvorfälle. Und alle hat das Auge gesehen, die Seele stellt sie sich vor: Das setzt Sprünge und Würfe!" Alle alte Lieder sind so beschaffen — aus Lapp- und Esthland, lettisch und polnisch, schottisch und deutsch, „je älter, je volksmäßiger, je lebendiger, desto kühner, desto werfender"**).

Herder dringt darauf, daß man auch bei uns die Volks-, Provinzial- und Bauernlieder sammle — auf Straßen und Gassen, im ungelehrten Gesange des Landvolkes, überall, in allen deutschen Landen, in Franken, Tyrol, Schwaben, im Elsaß und in der Schweiz, und daß man sich dessen nicht schäme***).

Welch schöne Früchte für die deutsche Literatur diese Mah-

*) A. a. O. S. 41 ff.

**) S. 46, 48, 59.

***) S. 51 ff.

nungen Herder's getragen, liegt heut vor Aller Augen. Der von ihm selbst gesammelte und übersetzte Schatz von Volksliedern ist durch zahlreiche Nachfolger auf diesem Gebiete sorgsam gehegt und vermehrt worden. Die von ihm gegebene Anregung aber zur Wiedererweckung des volksmäßigen Gesanges durch frisch lebendigen, bewegten, namentlich auch sangbaren Ausdruck natürlicher, starker Empfindungen hat nicht blos alsbald Goethe und Bürger (Jeden in seiner besondern Weise) nach dieser Richtung hin zum Dichten angefeuert, sondern sie wirkt fort in unsrer Poesie bis auf den heutigen Tag.

Doch hatte die Theorie von den „Würfen und Sprüngen" und von dem „Sturme der Empfindungen" auch ihre bedenkliche Seite. Nicht Jedem war es gegeben, mit der naiven Keckheit des sinnlich lebendigen Ausdrucks auch einen tiefern Gehalt zu verbinden, oder im Sturme der Empfindung das Ebenmaß der Schönheit festzuhalten. Die wahrhaft Rousseausche Kriegserklärung gegen unser ganzes civilisirtes Denken und Fühlen, als ein unwahres und unkräftiges, die man aus jener Herderschen Theorie herauslas (mehr, als er selbst wohl gewollt) war eine verführerische Lockung für Solche, die sich „Genies" träumten, ohne es zu sein, um mit allen Regeln zu brechen und in übertriebenen Kraftausdrücken, schwülstigen Bildern, barocken Worten und Satzbildungen den Schein der Natürlichkeit und Volksmäßigkeit zu affectiren*).

Auch kann die Poesie eines geistig entwickelten, von vielseitigen Interessen bewegten Volkes unmöglich bei solchen einzelnen Ergüssen lyrischen Gefühls, bei solchen wilden „Würfen und Sprüngen" stehen bleiben, wie sie den Liedern der Völker in ihrer Urzeit eigen sind, wo dieselben der Natur noch näher, der Bildung ferner stehen. Mit unsrer ganzen Kunstdichtung brechen, um lediglich zu den einfachsten Weisen des Volksliedes zurückzukehren, wäre kaum viel besser als, was Rousseau wollte, allen Fortschritten von Kunst und Wissenschaft entsagen und aus den Stätten der Civilisation in die Einsamkeit der Wälder fliehen. Gewiß war Lessing zu weit gegan-

*) „Auch Shakspeare, auch das Volkslied wurde darauf angesehen, daß ein einzelner Ausruf, ein Fluch oder Seufzer mehr sage, als alle Poesie", bemerkt Tieck („Einleitung zu den Werken von Lenz", XLIX).

gen, wenn er nur dem Epos oder dem Drama, als der Darstellung vielgegliederter und ausgebildeter Culturzustände, die Palme reichte, alle andern Dichtungsarten aber als unebenbürtige von der Mitbewerbung ausschloß; allein ebenso einseitig handelte Herder, wenn er nur das Volkslied als wahre Poesie anerkennen und keine Dichtung gelten lassen wollte, welche nicht wenigstens nach Art des Volksliedes in „Würfen und Sprüngen“, in „Sturmdrang“ und „Tanzschritt“ sich bewegte. Man konnte ihm hier ganz dasselbe entgegensetzen, was er selbst jenem Lessingschen Ausspruche entgegengesetzt hatte. Das Volkslied mag für eine gewisse Richtung der Poesie, die lyrische Empfindung oder die naive Wiedergabe ganz einfacher Situationen, das beste Muster sein; aber ist es darum auch alleiniges Muster für die Poesie überhaupt? Soll diese nicht auch zu andern Gegenständen fortschreiten, für welche die Form des Volksliedes nicht ausreicht, für welche vielmehr andere, entwickeltere Formen gefunden werden müssen?

Herder selbst scheint so Etwas gefühlt zu haben, denn unmittelbar neben die Bewunderung des Volksliedes stellt er die Bewunderung Shakspeare's, und, wie er sein erstes Blatt „von deutscher Kunst und Art“ jenem gewidmet hatte, so widmete er sein zweites diesem *).

Herder beginnt seine Abhandlung über Shakspeare mit dem schönen und treffenden Bilde: Shakspeare sei wie Einer, der „hoch auf einem Felsen sitzt, zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Brausen des Meeres, aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels“ **). Allein im weiteren Fortgange zeigt er uns mehr nur diesen „Sturm“, dieses „Ungewitter und Brausen des Meeres“, als daß er uns auf die Höhe führte, von wo aus auch wir dieses unten grollende Spiel der Elemente zu überschauen und uns über dasselbe in heitrer Klarheit zu erheben vermöchten. Er heißt uns „vor Shakspeare's Bühne treten wie vor ein Meer von Begebenheiten, wo Wogen in Wogen rauschen, wo die Auftritte der Natur vor- und abrücken, in einander wirken, so disparat sie scheinen, sich hervorbringen und sich zerstören, damit die Absicht des Schöpfers,

*) „II. Betrachtungen über Shakspeare.“
**) A. a. O. S. 73.

der alle im Plane der Trunkenheit und Unordnung gesellt zu haben scheint, erfüllt werde — dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theodicee Gottes" *).

Und nun giebt er eine Analyse der Hauptdramen Shakspeare's: „Lear", „Othello", „Macbeth", „Hamlet", — doch nein, nicht eine wirkliche Analyse, sondern nur eine lebhafte Schilderung der Reihenfolge der darin dargestellten Begebenheiten, Situationen, Oertlichkeiten, eine Art von Scenarium, vermischt mit Ausrufen der Bewunderung und Begeisterung über die Kunst Shakspeare's, aber keine eigentliche Erklärung, wie und warum diese Begebenheiten gerade so auf einander folgen, sich verketten und zu einem bestimmten Ende hin drängen**).

---

*) A. a. O. S. 93.

**) Man urtheile, ob die nachfolgenden Stellen über „Lear" wirklich von diesem Drama und von Shakspeare's dramatischer Kunst im Allgemeinen einen deutlichen Begriff geben: „Lear, der rasche, warme, edelschwache Greis, wie er da vor seiner Landcharte steht, Kronen verschenkt und Länder zerreißt, in der ersten Scene der Erscheinung, trägt schon alle Samen seiner Schicksale zur Aernte der dunkelsten Zukunft in sich! Siehe, der gutherzige Verschwender, der rasche Unbarmherzige, der kindische Vater wird es bald sein auch in den Vorhöfen seiner Töchter — bittend, betend, bettelnd, fluchend, schwörend, segnend, ach Gott, und Wahnsinn ahnend, wieder sein bald mit bloßem Scheitel, unter Donner und Blitz, zur untersten Classe von Menschen herabgestürzt, mit einem Narren und in der Höhle eines tollen Bettlers Wahnsinn gleichsam pochend vom Himmel herab. Und nun in der ganzen lichten Majestät seines Elends und Verlassens, und nun zu sich kommend, angeglänzt von den letzten Strahlen der Hoffnung, damit diese auf ewig erlösche. Gefangen, die todte Wohlthäterin, Verzeiherin, Kind, Tochter auf seinen Armen, auf ihrem Leichnam sterbend, der alte Knecht dem alten König nachsterbend: Gott, welch ein Wechsel von Zeiten, Umständen, Stürmen, Wetter, Zeitläuften, und alle nicht blos Eine Geschichte, nach der strengsten Regel deines Aristoteles, sondern tritt näher und fühle (!) den Menschengeist, der jede Person und Alter und Charakter und Nebending in das Gemählde ordnete!" . . . — „Alles zu einem Ganzen sich fortentwickelnd, zu einem Vater- und Kinder-, Königs- und Narren- und Bettler- und Elendganzen zusammengeordnet, wo doch überall bei den disparatesten Scenen Seele der Begebenheit athmet, wo Oerter, Zeiten, Umstände, selbst, möchte ich sagen, die heidnische Schicksal- und Sternenphilosophie so zu diesem Ganzen gehören, daß ich Nichts verändern, versetzen, aus andern Stücken hierher oder hieraus in andere Stücke bringen könnte." — Oder über „Hamlet": „Schloßplatz und bittere Kälte, ablösende Wache und Nachterzählungen, Un-

Offenbar war es Herdern vor Allem darum zu thun, Shakspeare wegen der Mannigfaltigkeit und des Reichthums von Personen und Begebenheiten und des dadurch bedingten häufigen Scenenwechsels in seinen Dramen gegenüber den Griechen mit ihrer Einfachheit der Handlung und ihrer strengen Einheit von Ort und Zeit nicht blos zu „entschuldigen", sondern als das wahre Muster des germanischen Dramatikers zu preisen. Was er über diesen Gegensatz, als einen in den gegebenen Voraussetzungen dort des antiken, hier des modernen Dramas begründeten, sagt, das hatte im Wesentlichen schon Lessing gesagt*) und darin sagt Herder eigentlich nichts Neues. Aber Lessing hatte Shakspeare's eigenthümliche Dichtergröße keineswegs gerade darin und nur darin, sondern weit mehr in etwas Anderem gefunden: in der wunderbaren Kraft seiner Seelenmalerei, der Naturwahrheit seiner Charaktere, und daß er so tüchtige, so inhaltvolle, so durch und durch gesunde Charaktere schuf — ebensowohl in seinen lieblichsten, wie in seinen ungeheuersten und erschütterndsten Vorwürfen —, in der Art, wie er Völker und Individuen in ihrer vollen ausgeprägten Besonderheit abzubilden verstand, „wie in einer camera obscura", und so gleichsam der Zeit ihren Spiegel vorhielt**). In Bezug auf das innerlich bewe-

---

glaube und Glaube — der Stern — und nun erscheint's! So weiter alles Costüme der Geister erschöpft, der Menschen und Erscheinungen erschöpft! Hahnkräh' und Paukenschall, stummer Wind und der nahe Hügel, Wort und Unwort — welches Local, welches tiefe Eingraben der Wahrheit! Und wie der erschreckte König kniet und Hamlet vorbeiirrt in seiner Mutter Kammer vor dem Bilde seines Vaters! Und nun diese andre Erscheinung: er am Grabe seiner Ophelia, der rührende good fellow in allen den Verbindungen mit Horatio, Ophelia, Laertes, Fortinbras! Das Jugendspiel der Handlung, was durch's Stück fortläuft und fast bis zu Ende keine Handlung wird" u. s. w. Oder über „Macbeth": „Der Zuschauer fortgerissen von Schauplatz zu Schauplatz, von der öden Haide, wo die Hexen tanzen, zum Königsschloß, wo der Mord sich vorbereitet, zum Walde, wo Banco fällt, nun wieder zur Hexenhaide, zur Behausung Macduff's, zur nachtwandelnden Lady Macbeth, und so bis zu Ende, immer wechselnd wie die Schicksals-, Königsmord- und Zauberwelt, die als Seele das Stück bis auf den kleinsten Umstand von Zeit, Ort, selbst scheinbaren Zwischenveränderungen belebt, Alles in der Seele zu Einem schauderhaften, unzertrennlichen Ganzen macht".

*) S. oben S. 334.

**) S. oben S. 335 ff.

gende Moment der dramatischen Dichtung oder das, was Lessing den „Zweck der Tragödie" nannte, steht Herder noch auf demselben Standpunkte wie Lessing: auch ihm ist dieser Zweck nur die Erregung von „Mitleid und Furcht"; zu der Erkenntniß des tieferen Unterschiedes zwischen dem antiken und dem modernen Drama, daß der Held dort beinahe willenlos einem über ihm unwiderstehlich, unentfliehbar waltenden Götter- oder Schicksalsschluß unterliegt, während er hier sein Schicksal sich selbst bereitet, — zu dieser Erkenntniß ist er in seinen Betrachtungen über Shakspeare so wenig vorgedrungen wie Lessing.

Der Einfluß dieser Herderschen Shakspearestudien auf die Neubelebung des Dramas war daher zwar gewiß ein fruchtbarerer als der von Gerstenberg und von Lenz, weil er sich nicht auf die Lust an den Kraftstellen Shakspeare's oder die Empfehlung seiner Regellosigkeiten beschränkte, vielmehr die tiefere organische Gestaltungskraft des Dichters wenigstens ahnen ließ. Freilich aber auch nur ahnen ließ, nicht in ruhiger Darlegung zum klaren Bewußtsein erhob. Denken wir uns nun vollends diese Flut und Glut dithyrambischer Begeisterung, die schon beim Lesen fast betäubend wirkt, in lebendiger Rede, mit all dem bedeutenden Eindruck, der Herdern im persönlichen Gespräche eigen war*), auf junge, feurige Geister eindringend, so mögen wir uns wohl vorstellen, wie dadurch ein gewaltiger Sturm und Drang des Häufens von Begebenheiten auf Begebenheiten, des schrankenlosen Schaltens mit Ort und Zeit in ihnen erzeugt ward, nicht in gleichem Maße jedoch die für den dramatischen Dichter ebenso nothwendige Klarheit und Sicherheit der Selbstbeschränkung und der Begrenzung des historischen Stoffes.

So hatte Herder nach zwei Seiten hin für eine neue Schule

*) Goethe giebt davon Zeugniß in „Dichtung und Wahrheit" („Werke", 25. Bd. S. 301 ff.), wenn er von der „Fülle dieser wenigen Wochen" spricht, welche sie zusammen lebten, worin ihm „Alles, was Herder nachher allmälig ausgeführt hat, im Keime angedeutet ward und er dadurch in die glückliche Lage gerieth, Alles, was er bisher gedacht, gelernt, sich zugeeignet hatte, zu completiren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern", wenn er Herder's „Anziehungskraft" und sein Talent rühmt, „anzuregen", allerdings mehr als „zu führen und zu leiten". „Je heftiger ich im Empfangen," sagt er, „desto freigebiger war er im Geben."

der Poesie den Anstoß gegeben und gleichsam das Programm entworfen. Durch seine Hinweisung auf das Volkslied und Ossian hatte er die Entfesselung des individuellen Empfindungslebens in seiner ganzen Ursprünglichkeit und Eigenartigkeit ermuthigt und legitimirt. Durch seine begeisterungsvolle Anpreisung Shakspeare's als des Meisters lebendiger, gewaltig vorwärts stürmender Darstellung einer Welt voll wechselnder, sich drängender Begebenheiten und Actionen gab er dem Triebe dramatischer Gestaltung, den schon Lessing geweckt hatte, einen neuen, mächtigen Sporn, wies ihm aber freilich viel weniger sichere Grenzen an, als dieser, da er größeres Gewicht auf die Expansion als auf die Concentration des dramatischen Stoffes legte.

An Goethe fand er für beide Richtungen einen empfänglichen Schüler. Goethe ward nicht blos Herder's getreuester Gehülfe im Sammeln von Volksliedern, sondern ihm selbst ging jetzt zuerst der Sinn auf für ächt naive, ursprüngliche Sangesdichtung. Und sein „Götz", mit dem recht eigentlich die Poesie des „Sturmes und Dranges" anhebt, ist schwerlich (wie er später sich einbildete) vor der Wandlung, die durch Herder mit ihm vorging, in seiner Seele entstanden. Die Begegnung Herder's mit Goethe in Straßburg darf somit als die Geburtsstunde, Straßburg selbst aber als die Wiege der neuen Epoche unsrer Literatur betrachtet werden; denn hier, unter dem befruchtenden Einflusse der Herderschen Ideen, entfaltete sich Goethe's Genius zuerst zu der Richtung, welche der „Sturm- und Drangperiode" ihren Stempel aufdrückte.

Eine eigenthümliche Schickung wollte es, daß gerade in der Stadt, deren Verlust an Frankreich einst beinahe den tiefsten Punkt der Erniedrigung Deutschlands bezeichnet hatte, eine Poesie geboren ward, die im eminentesten Sinne deutsch war, deutsch freilich auch insofern, als sie ebensosehr in der Verkümmerung, Zersplitterung und Ohnmacht des deutschen Wesens nach außen, wie in der überquellenden Fülle und Kraft deutschen Geistes- und Gefühlslebens ihre tiefsten Wurzeln hatte und ihre wesentlichste Signatur fand.

2. Band: Deutschlands politische, materielle und sociale Zustände im 18. Jahrhundert.

Erster Theil: Bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1740).

gr. 8. (XXIV und 560 S.) 1858. Preis 9 Mark.

Inhalt:

Erster Abschnitt. Allgemeine Physiognomie der Gesellschaft in Deutschland am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. — Schroffe Absonderung der vornehmen Stände von den bürgerlichen Classen in Bildung und Sitte, und theilweiser Verfall der letzteren. — Rückblick auf die Entwickelung dieser Zustände von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege.

Zweiter Abschnitt. Der dreißigjährige Krieg und seine Wirkungen auf die gesellschaftlichen und sittlichen Zustände Deutschlands.

Dritter Abschnitt. Vollendung der begonnenen Sittenveränderung an den deutschen Höfen. — Der Hof Ludwigs XIV. von Frankreich und sein Einfluß auf Deutschland.

Vierter Abschnitt. Fürsten, Höfe und Adel im achtzehnten Jahrhundert.

Fünfter Abschnitt. Die bürgerlichen Classen und ihre allmälige geistige und sittliche Wiedererhebung. — Die gelehrten und die praktischen Wissenschaften. — Die Philosophie. — Leibnitz.

Sechster Abschnitt. Die kirchlichen Verhältnisse und das religiöse Leben des Volkes. — Die katholische Kirche in ihrer Stellung zu der protestantischen: Proselytenmacherei; Unionsversuche. — Die protestantische Kirche seit dem Abschluß der Concordienformel. Schroffer Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformirten. Bewegungen innerhalb des Lutherthums: Mystiker. G. Calixt. Spener und der Pietismus.

Siebenter Abschnitt. Die Anfänge der sogenannten Aufklärung. — Chr. Thomasius u. A.

Achter Abschnitt. Weitere Ausbreitung und Entwickelung der Grundsätze der „Aufklärung". Arnold, Dippel, Edelmann u. A. — Chr. Wolf und seine Bemühungen, die Philosophie zugleich zu popularisiren und zu systematisiren. Seine Stellung zur positiven Religion und seine Kämpfe mit den Halleschen Pietisten und den Orthodoxen. — Sittlicher Einfluß der Wolf'schen Philosophie.

Neunter Abschnitt. Anwendung der neuen philosophischen Ideen auf das Leben und die Gesellschaft: die moralischen Wochenschriften. — Anfänge einer allgemeinen ästhetisch-literarischen Bewegung. Die Verirrungen der gelehrten Dichtkunst und der Rückschlag dagegen: die Satiren Neukirchs, Wernickes u. A. — Wiedererwachen einer natürlichen Dichtweise: Günther, Brockes, Richei, Hagedorn, Haller. — Die Versuche zur Herstellung einer nationalen Poesie im umfassenderen Sinne: J. Chr. Gottsched und die Schweizer.

Zehnter Abschnitt. Allgemeines Bild der geistigen, sittlichen und geselligen Zustände des deutschen Volks am Ende dieses Zeitraums.

Zweiter Theil: Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts.

1. Abtheilung:

Erster Abschnitt. Die Periode der Empfindsamkeit in der Literatur und im Leben des deutschen Volkes; die Hauptvertreter dieser Richtung: Gellert, Gleim, Klopstock.

Zweiter Abschnitt. Umschlag der Empfindsamkeit. Der Epikureismus als Doctrin. — Chr. M. Wieland.

gr. 8. (X und 226 S.) 1867. Preis 4 Mark.

2. Abtheilung:

Dritter Abschnitt. Neubelebung der deutschen Literatur durch Friedrich den Großen und seine Thaten. G. E. Lessing als Vertreter der dadurch erweckten realistischen Poesie.

Vierter Abschnitt. Die deutsche Poesie abermals unter dem Einflusse einer einseitigen Herrschaft des innern Empfindungslebens. Die Sturm- und Drangperiode: allgemeine Charakteristik dieser Zeit; Herder als kritischer Vorläufer der Genialitätspoesie.

gr. 8. (IX und 214 S.) 1875. Preis 4 Mark.

Unter der Presse:

3. (Schluß-) Abtheilung:

Fünfter Abschnitt. Goethe bis zu seiner italienischen Reise. Die anderen Dichter der Sturm- und Drangperiode: Lenz, Klinger, Wagner, Maler Müller. Schillers Jugenddichtungen.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.



